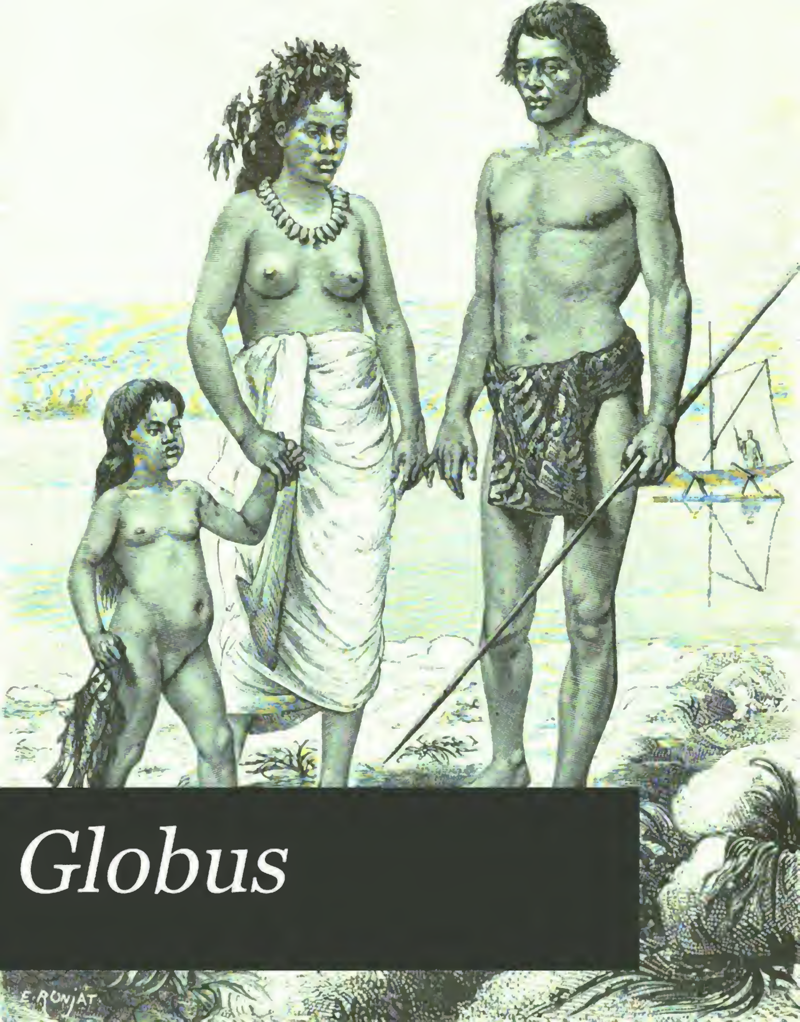
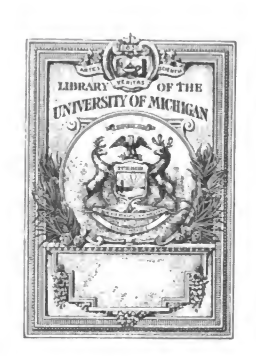
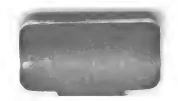

Globus
E. RONJAT


ARTES
VERITAS
SCIENTIA
LIBRARY OF THE
UNIVERSITY OF MICHIGAN



Globus.

L. Band.

Globus.

Illustrirte

Zeitschrift für Länder- und Völkerkunde

mit

besonderer Berücksichtigung der Anthropologie und Ethnologie.

Begründet von Karl Andree.

In Verbindung mit Fachmännern

herausgegeben von

Dr. Richard Kiepert.

Fünfzigster Band.

Braunschweig,

Druck und Verlag von Friedrich Vieweg und Sohn.

1886.

Inhaltsverzeichniß.

Europa.

Anzahl und Größe der Alpengletscher 127. Handel der Araber mit den nordisch-baltischen Ländern 158. Die Entstehung der Welt nach slavischem Volksglauben. Von F. Hubad 218. Slavische Gebräuche beim Hausbau. Von F. Hubad 298. 310.

Deutsches Reich. Die mecklenburgischen Höhenrücken und ihre Beziehungen zur Eiszeit 14. Theilung des Kreises Inowrazlaw 62. Die Fremdlinge der deutschen Flora 77. Der Einfluß der Gebirge auf das Klima von Mitteldeutschland 93. Wiederauftreten einer Schnecke bei Berlin 94. Abnahme der wendischen Bevölkerung im Königreiche Sachsen 158. Glaciale Erscheinungen im Hartgebirge. Von Dr. C. Mehlis 173. 317. Monolithische Denkmäler vom Mittelrheinlande. Von Dr. C. Mehlis 183. 271. III. und IV. Jahresbericht des Württembergischen Vereins für Handelsgeographie 207. Bodensenkung im Ruhr-Kohlenreviere 232. Beschlüsse des Allgemeinen deutschen Kongresses zur Förderung überseeischer Interessen 239. Orometrie des Harzes 239. Siedelungsgeschichte der cimbrischen Halbinsel 265. Die Verbreitung der Kreuzotter und der Schlingnatter 271. An der Eisenstraße und auf dem alten Rathenberge. Von Dr. C. Mehlis 277. Die geodätische Konferenz in Berlin 287. 366. Erforschung des Bodensees 319. Die Regelung der deutschen Auswanderung. Von Emil Jung 331.

Oesterreich-Ungarn. Neue Sprachenkarte 62. Schriften zur Siebenbürger Volkskunde 63. Pflanzliche Ueberreste im Hallstatter Salzgebirge 79. Bergwerksbetrieb 252.

Schweiz. Montreux 79. Ein Führer durch das Wallis 188. Der Alpenföhn in seinem Einflusse auf Natur- und Menschenleben 203. Anpflanzung des chinesischen Hanfs 287. Tiefenmessungen im Genfer See 319.

Dänemark (nebst Island). A. Feddersen über Island und seine Fischerei 123. Bevölkerung von Kopenhagen 174. Unterseeischer Tunnel zwischen Kopenhagen und Malmö 319. Thoroddsen's Reise an der Westküste von Island 351.

Skandinavien. Polhöhe der Mollusken in Norwegen 174.

Frankreich. Anzahl der Mineralquellen 79. Französische Höhlenfunde 221. Frankreich in Wort und Bild 252. Die Lavendel-Industrie am Ventoux 253. Einwanderung von Schmetterlingen 287. Paris Hafenstadt 319.

Italien. Erträge der Getreide- und Weinernte 14.

Spanien. Geographische Entdeckungen in den Pyrenäen 94.

Griechenland. Altheidnische Gebräuche und Ueberlieferungen im Archipel 94. Entwässerung des Kopais-Sees 95.

Europäische Türkei. Weinbau in Rumelien 63. Die Inschrift von Gortyn auf Kreta 158. Feuersteinfabrikation in Albanien 287. Die Gebiete von Kerdschali und Ruplschos 382.

Montenegro. Häufigkeit der Trepanation des Schädels 335.

Rumänien. Schwarz über die deutschen Ansiedler in der Dobrudscha 127.

Rußland. Arzruni nach dem südlichen Ural 14. Zur Anthropologie der Kleinrussen 63. Miklucho-Maklay's Ankunft 95. Expeditionen in den Norden und Osten 127. Tod, Bestattung und Todtenklage bei den altgläubigen Großrussen. Mitgetheilt von R. v. Seidlitz 138. Die Volksschulen im europäischen Rußland. Von E. Petri 173. Die südrussischen Steppen 175. Gondatti's Reise im Norden 175. Die Mohammedaner in Orenburg 239. Weibliche Artele 253. Tabaksbau 271. Salzeinfuhr 271. Die Messe von Nishni-Nowgorod 287. Hydrotechnische Arbeiten im Süden 335. Denkmal für Pachtussow 366. Umnennung deutscher Kolonien 367.

Asien.

Russisches Asien. Sibirien. Die Fischfauna des Balchasch-Sees 14. Bunge's und von Toll's Reise 95. 254. Betjan's Reise nach dem Gebiete von Turgai 111. Neue Goldlager 111. Schlechte Wirthschaft auf Sachalin 111. 144. Die Reise von Kenan und Frost in Sibirien 158. Die Flora der Commandeur-Inseln 159. Lieutn. Schütze's Reise 240. Naphtha-Quellen auf Sachalin 240. Ausstellung in Jekaterinburg 253. Besiedelung von Sachalin 254. Mineralquellen in Transbaikalien 272. Der Thee und das Theetrinken in Sibirien 314. Die Tomsker Universität 320. Dampfer für den Jenissei 320. Der Ob-Jenissei-Kanal 320. Das Waldareal im Gebiete Transbaikalien 351. N. Jadrinzew's Studien über Sibirien 363. 377.

Transkaspisches und Mittelasiatische Gebiete. Ambulanz für eingeborene Frauen 111. Krasnow's Reise 127. Dammarbeiten in Merw 127. Reise von Taranitschen nach Europa 240. Grumm-Grshimailo's Reise nach Alai und Pamir 253. Ethnographische Untersuchungen an Kirgisen 253. Radde's Reise an der russisch-persischen und russisch-afghanischen Grenze 284. 335. Naphtafund 319. Folgen der Aufhebung des Batumer Freihafens 320.

Kaukasien. Talysch (Dr. Radde's Reisen) 89.

Türkisches Asien. Babylonien als Kolonisationsfeld 64. Das Anwachsen der Bevölkerung Jerusalems 155. Ein jüdisches Heiligthum bei Tiberias 189. Naturprodukte Mesopotamiens und deren Export. Von Dr. L. C. Browski 250. 263. H. Kiepert's Reise im vorderen Kleinasien 271. 367. Straßenbauten in Syrien 287. v. Diest's Reise in Nordwest-Kleinasien 367.

Iran. Lockhart's Expedition in Badakschan 64. Persische Sprüchwörter 124.

Britisch-Indien. Die Schom-Pen auf Groß-Nicobar 95. Dr. G. Le Bon's Reise nach Nepal 101. 113. 129. 145. 161. Die Bewohner der Andamanen 108. 120. 135. Das indische Kaiserreich 153. 169. Eine Pilgerstadt in Indien 187. Das westliche Kaschgar und das Chanat Kungut 302.

Hinterindien. Besetzung von Lao-kai durch die Franzosen und Handel auf dem Rothen Flusse 64. Untersuchung der Mekong-Stromschnellen 96. Der englisch-chinesische Vertrag über Birma 207. Eine Fahrt durch die Stromschnellen des Mekong 237. Errichtung einer Tonkinesischen Akademie 303.

China mit Vasallenstaaten. Potanin, Eine Todtenfeier zu Ehren Tschingis-Chan's 31. Erforschung des Chan-Tengri 111. Potanin's Reise 128. 254. Die Goldwäschen an der Sheltuga 159. Missionare in Kan-su 159. Fabelthiere 189. Carey's Reise in Hochasien 207. Besiedelung von Kuldscha 254. Das westliche Kaschgar und das Chanat Kungut 302. Verehrung einer Schildkröte 303. Zusammenhang der amerikanischen und ostasiatischen Flora 303. B. C. Henry's Reise im südlichen China und auf Hainan 315. 328. Potanin's Reise über das Nan-schan-Gebirge 379.

Korea. Telegraphische Verbindung mit Söul 208.

Niederländisch-Indien. Besteigung des Pik von Indrapura 32. Beeston's Reise in Nord-Borneo 32. Das nördliche Borneo 44. 58. Budget und Handelsbewegung von Britisch Nord-Borneo 48. Inschriften am Tempel von Buru-Budor 96. Studien über das Berri-Berri 254. Einiges über den Wajang auf Java. Von Emil Metzger 344. Das Klima von Insulinde 367.

Philippinen. A. Marche's Reisen auf Luzon und Palawan 177. 193. 209. 225. Die Manguianen der Insel Mindoro. Von F. Blumentritt 215. Die Ilongoten. Von F. Blumentritt 294.

Afrika.

Die achte Durchkreuzung Inner-Afrikas 144. Die Säugethierfauna von Nordafrika 175. Gleerup's Reise durch Afrika 251.

Algerien und Tunesien. Bohrung artesischer Brunnen im Wed Melah 240. Festsetzung der Grenze zwischen Tunesien und Tripolitanien 352. Hafenanlage bei Bizerta 382.

Aegyptisches Reich und Nilgebiet. Die Pflanzenarmuth der Libyschen Wüste 15. Thiergeographisches vom Suezkanal 15. Die Petroleumquellen am Gebel Zeit 64. Ausgrabung des Pharaonenschlosses von Thachpanhes 79. Nach-

richten von Dr. Junker 96. 272. Emin Bey 272. Acclimatisirung von Europäern 336.
Abessinien. Franzoi's Reise nach Schoa 64. 367. Kosaken nach Abessinien 111. Das Vasallenverhältniß von Schoa zu Abessinien 272. Benzoni's Expedition nach Harrar 288.
Ostafrika. Graf Teleky's Expedition 16. Johnston's Buch über den Kilima-Ndscharo 78. Dr. Fischer's Rückkehr 96. Weite Reisen der Suaheli-Kaufleute 111. Karte von Central-Ostafrika 144. Portugiesischer Feldzug ins Innere 320. Neuerwerbungen der Deutsch-Ostafrikanischen Gesellschaft 352. Zeichensprache der Massai 366.
Seengebiet. Victor Giraud's Reise nach den innerafrikanischen Seen 1883 bis 1885 1. 17. 33. 49. 321. 337. 353. 369. Révoil's Umkehr 96. Die portugiesische Expedition unter Serpa Pinto und Cardozo 336.
Inneres (Congo-Staat). Nachrichten von der österreichischen Congo-Expedition 15. 208. 336. Wißmann's neue Reise 16. 208. Wolff's Befahrung des Sankuru und Lomami 80. Tisdel's Bericht 111. Kassai oder Sankuru? 112. Das Sanitarium zu Boma und die klimatischen Verhältnisse des Unter-Congo-Gebietes. Von W. Mönkemeyer 171. Einführung hoher Zölle 176. 320. Der Lomami 224. Die portugiesische Expedition zum Muata Jamwo 240. Gleerup's Reise 251. Urtheile über den Congo und seine Zukunft 254. Dampferlinie zwischen Antwerpen und dem Congo 352. Räumung der Falls-Station 368. Das Klima der Station 383. Mission in Luluaburg 383.
Süden. Holub's Reise 15. Bau der Delagoa-Eisenbahn 15. Eröffnung der Eisenbahn von Durban nach Ladysmith 64. Farini's Reise in der Kalahari-Wüste 200. Neue Goldfelder 303. Theilung von Zulu-Land 368.
Westen (südlich vom Aequator). Das Ovampo-Land unter deutschen Schutz gestellt 144. Pahde's Bericht über das Land nördlich vom Orange-Flusse 224. Die Omumbarambonga-Sage der Herero und ihre ethnologisch-mythologische Bedeutung. Von H. Brincker 247. Die Mondombé 285. 333. Ueber die Europäer auf der portugiesischen Westküste Afrikas 316. Bau der Eisenbahn nach Ambacca 336. Die Fauna von Angra Pequena 382.
Westen (nördlich vom Aequator). Grenzregulirungen zwischen den französischen und portugiesischen Gebieten 48. Ruder und Canoes in Westafrika. Von Dr. Pechuël-Loesche 74. Das Hinterland von Kamerun 143. Honiggewinnung am Kamerun-Gebirge 144. Telegraphische Verbindung mit Europa 176. 383. Lockere Sklaverei im Hinterlande von Kamerun 190. Die Erforschung des Sekoli-Flusses durch Jacques de Brazza 206. Grenze zwischen englischem und deutschem Besitze am Niger 208. Das Land der Bagas und der Rio Nuñez 241. 257. 273. Victoria am Kamerun-Gebirge deutsch 255. Wauwermans über Liberia 255. Spanische Expedition in das Hinterland des Rio de Oro 287. Zintgraff nach Kamerun zur Erforschung der Hinterlande 352. Krause's Reise nach Salaga und Mossi 352.
Inseln. Die Bevölkerung von Réunion 124. Einwanderung in Madagascar 176. Hartmann's Buch über Madagascar 240. Der Bergreis auf Madagascar 255. O. Baumann nach Fernando Poo 336. Die Bedeutung Tamataves 336. Die Canarien 361. Besetzung Sokotras durch England 382.

Australien.

Abnahme der Waldbäume durch Opossums 190. Die Verbreitung des Blasenwurms 190. Fortschritte im Eisenbahnwesen 224. Bevölkerungsstatistisches 256. Die Gletscher Australiens 318.
Südaustralien. Lindsay's Expedition und Lieutn. Dittrich 255. 336. Expedition unter Giles und Laurie 336. Brunnenbohrungen 383.
Queensland. Trennungsgelüste im Norden der Kolonie 320.
Westaustralien. Das neuentdeckte Goldfeld in Westaustralien 78. Statistisches 191. Erforschung der Cambridge Downs 255.

Inseln des Stillen Oceans.

Neu-Guinea. Strachan's neue Reise 32. Dampferverbindung zwischen Britisch Neu-Guinea und Australien 80. Stewart's Reise 80. Fortschritte der Neu-Guinea-Kompagnie 144. Scratchley über Britisch-Neu-Guinea 156. Das Ende von Forbes' Reise 160. Erforschung des Kaiserin-Augusta-Flusses 208.
Europäische Kolonien. Vulkanische Eruption auf Neu-Seeland. Von H. Greffrath 128. 191. Industrie-Ausstellung auf Neu-Seeland 160. A. Marche nach den Marianen 191. Die Mestizen auf Neu-Caledonien 191. White Island 304. 320.
Die übrigen Inseln. Die Cook- oder Hervey-Inseln 7. 23. Die Austral- oder Tubuai-Inseln 65. Von den Samoa-Inseln 81. Die Tonga-Inseln 97. Annection der Kermadec-Inseln durch England 208. Vulkanischer Ausbruch auf Niapu 320.

Nordamerika.

Die nordamerikanische Landschneckenfauna. Von W. Kobelt 126.
Britisch-Nordamerika. Die Canada-Pacific-Eisenbahn. Von Heinrich Lemcke 92. Boas' ethnographische Reise nach Vancouver 352.
Vereinigte Staaten und Alaska. Indianische Grabhügel in Tennessee 80. Die Tornados 80. Prähistorische Menschenreste in Florida 80. Schwatka nach dem Eliasberge 112. 272. Alaska. Nach Iwan Petroff 151. 167. 185. Industrieller Fortschritt des Südens 160. Die Yuma-Indianer in Süd-Californien. Von J. A. Spring 267. Die Gletscher der Vereinigten Staaten 280. Mount Pitt in Oregon 285. Der Lenape-Stein 288. Die Mounds und Lodges 288. Erdbeben und vulkanische Ausbrüche 288. 320. 383. Kanab und das Kaibab-Plateau in Arizona 289. 305. Der Tahoe-See 304. Waldverwüstung 320. Die Fundstätte der Dinoceratiden in Wyoming 334. Das Volk der Omaha 347. Das Erdbeben von Charleston 352. Vermessung des Kratersees in Oregon 383.
Mexiko. Charnay's neue archäologische Reise in Yucatan 112. Der Scorpion von Durango 160. Eine altindianische Opferstätte auf dem Popocatepetl 160. 191. Der fossile Mensch vom Peñon 192. Tauschhandel der Lacandonen 192. Vulkanische Erscheinungen 320.
Centralamerikanische Staaten. Geschirrfabrikation der Pokomam-Indianer 16.

Südamerika.

Colombia. Die Bogotaner. Von Dr. Alfred Hettner 69. 86. 105. 118. Feststellung der Grenze gegen Costarica 336. Traurige Zustände im Staate Magdalena 383.
Venezuela. Entstehung des Orinocodeltas 192.
Brasilien. K. von den Steinen's Schingú-Expedition 157. Die Vermessung des Rio Paranapanema 192. Die Caingangs-Indianer in der brasilianischen Provinz Paraná 233.
Bolivia. Fastnachtgebräuche der Aymara-Indianer 238. Nachricht von Thouar 352.
Paraguay. Aussichten für Einwanderer 192.
Argentina. Neu entdeckte Goldlager in Patagonien 61. 256. Fontana's Reisen am Chubut 96. Anwachsen der Stadt La Plata 176. Expeditionen nach dem Feuerlande 368. 384. Aus- und Einfuhr 384.
Chile. Philippi's Bereisung des früheren Südboliviens 256.
Ecuador. Wiederaufstellung des Inschriftsteins von Tarqui 336.

Polargebiete.

Nordenskiöld's Grönland 42. Peary's Reise nach Grönland 64. Bildung einer Mischrasse in Grönland 64. Die Eisverhältnisse im nördlichen Polarmeere 256. Wiederaufnahme der Südpolarforschung 384. Gilder's Expedition 384.

Oceane.

Flachküsten, Meeresströmungen und Brandung. Von Dr. Pechuël-Loesche 39. 55. Die Untersuchung der Nordsee durch das Kanonenboot „Drache“ 301. Die Tiefseelothungen der „Enterprise“ im südlichen Stillen und im Atlantischen Ocean 368. Treibeis im südatlantischen Oceane 384. Eindringungstiefe des Lichtes in das Meer 384.

Vermischte Aufsätze und Mittheilungen.

Anthropologisches. Der tertiäre Mensch 304.
Ethnologisches. F. Ratzel's Völkerkunde 30. Dr. W. Schneider, Die Naturvölker 112.
Vermischtes. Ueberseeische Vieh- und Fleischproduktion. Von Emil Jung 10. 26. Die Herkunft der Bohne 72. Begrenzung der Floren 112.

Vom Büchertische.

Geinitz, Die mecklenburgischen Höhenrücken 14.
Ratzel, Völkerkunde 30.
Nordenskiöld, Grönland 42.
Physikalisch-statistischer Handatlas von Oesterreich-Ungarn 62.
J. Haltrich, Zur Volkskunde der Siebenbürger Sachsen 63.
F. Müller, Siebenbürger Sagen 63.
A. Sprenger, Babylonien 64.
H. H. Johnston, Der Kilima-Ndscharo 78.
Europäische Wanderbilder 79.
G. Radde, Talysch und seine Bewohner 89.
R. Aßmann, Der Einfluß der Gebirge auf das Klima von Mitteldeutschland 93.
Tisdel, Congo 111.
W. Schneider, Die Naturvölker 112.
B. Schwarz, Vom deutschen Exil im Skythenlande 127.
B. Schwarz, Kamerun 143.
Engelhardt und von Wensierski, Karte von Central-Ostafrika 144.
K. von den Steinen, Durch Central-Brasilien 157.
Ebers und Guthe, Palästina in Bild und Wort 159.
Wolf, Wallis und Chamonix 188.
Leicher, Orometrie des Harzgebirges 239.
A. Kirchhoff, Länderkunde der fünf Erdtheile 239.
Farini, Durch die Kalahari-Wüste 240.
R. Hartmann, Madagaskar 240.
Hölzel's Geographische Charakterbilder 272.
C. Hager, Die Marshall-Inseln 304.
H. Christ, Eine Frühlingsfahrt nach den Canarischen Inseln 361.
Jadrinzew-Petri, Sibirien 362.
G. Nachtigal's Reisen in der Sahara und im Sudan 382.

Mitarbeiter
(auch Verfasser von übersetzten Artikeln).

F. Blumentritt 215. 294.
H. Brincker 246.
L. C. Browski 250. 263.
H. Greffrath 79. 128.
A. Hettner 69. 86. 105. 118.
F. Hubad 218. 298. 310.
E. Jung 10. 26. 331.
W. Kobelt 126.
H. Lemcke 92.
C. Mehlis 173. 183. 277. 317.
E. Metzger 343.
W. Mönkemeyer 171.
E. Pechuël-Loesche 39. 55. 74.
E. Petri 31. 173.
Petschersli (übersetzt von R. von Seidlitz) 138.
J. A. Spring 267.

Todesfälle und Nekrologe.

Abich 270. Delatte 254. Dubois 368. Eyden 254. Flegel 270. Landsborough 269. Maarschall 270. Moustier 270. Müller 270. Graf Posse 254. Simonin 270. Soleillet 270.

Verzeichniß von Autoren, Reisenden u. s. w.

Arzruni 14. Ball 112. O. Baumann 208. 336. 383. Beeston 32. Beketow 175. Bent 94. Benzoni 288. G. Berndt 203. Bert 303. Betson 111. Boas 352. Bove 254. J. de Brazza 206. Bunge 95. 254. Cardozo 336. Carey 207. de Carvalho 240. Casati 96. Cervera 287. Charnay 112. 160. 191. H. Christ 361. Cooper 384. Dittrich 255. Dutton 383. Emin Bey 96. 272. Evans 287. Farini 200. 240. Feddersen 123. Ferrari 14. Fesigny 96. Fischer 96. Flegel 208. Fontana 36. Forbes 160. Franzoi 64. 367. Frost 158. Geinitz 14. Gilder 384. Giles 336. Gleerup 144. 251. Gondatti 175. Gottsche 94. Grumm-Grshimailo 253. Hector 191. Heim 127. Hellwig 77. W. G. Henry 313. 328. Holub 15. Hornstmann 319. Ignatiew 111. Jsserman 98. Jadrinzew 363. 377. H. H. Johnston 78. Jones 64. Jühlke 352. Junker 96. 272. van der Kellen 285. 316. 333. Keller 15. 124. 176. 336. Kenan 158. H. Kiepert 271. 367. Kjellmann 159. Kobelt 175. Krasnow 111. 127. Krause 352. Landas 240. Laurie 336. Leicher 239. von Lendenfeld 318. Lenz 15. 234. Lindsay 336. Ramon Lista 368. Lockhart 64. Mau 95. A. Marche 191. Miklucho-Maklay 95. de Nadaillac 288. Nikolsky 14. Paiva Andrada 320. Paz 384. Peary 64. Pekelharing 254. Petrie 79. Philippi 256. Potanin 31. 128. 254. 379. Proudfit 288. Quiroga 287. Radde 89. 284. 335. Réveillère 96. 237. Révoil 96. Rizzo 287. Schestalow 253. von Schleinitz 208. 381. W. Schneider 112. Schrader 94. Schütze 240. B. Schwarz 127. 143. Schwatka 112. 272. Schweinfurth 15. 336. Serpa Pinto 336. Sievers 383. Stapf 79. von den Steinen 157. Stewart 80. van der Stok 367. Stoll 16. Strachan 32. Summers 383. Graf Teleky 16. Thoroddsen 351. Thouar 352. Tisdel 111. Tissandier 289. 305. von Toll 95. 254. Wauters 112. Wißmann 16. 208. Wolff 32. 80. 224. Zintgraff 352.

Illustrationen.

Europa.

Deutschland.

Der Gollenstein bei Bliescastel 183.
Der Toutonenstein bei Miltenberg 184.

Asien.

Nepal.

(Dr. G. Le Bon's Reise.)

Nepalische Träger 102.
Großer Platz in Katmandu 103.
Steinerner Tempel in Katmandu 104.
Tempel vor dem kaiserlichen Palaste in Katmandu 114.
Vorderseite eines Herrenhauses in Katmandu 115.
Ornamentirung der Vorderseite eines Palastes in Nepal 116.
Indra's Blitz vor einem Buddhatempel in Sambunath 117.
Buddhatempel in Sambunath 130.
Dschang Bahadur, einstiger erster Minister von Nepal 131.
Nepalische Soldaten 132.
Kukhri. Handglocke aus einem buddhistischen Tempel in Nepal 133.
Broncethür im königlichen Palaste zu Patan 134.
Nepalische Silbermünzen 135.
Der große steinerne Tempel gegenüber dem königlichen Palaste in Patan 146.
Pfeiler eines Hauses in Patan 147.
Platz vor dem Königspalaste in Patan 148.
Gesammtansicht von Paschpatti 149.
Großer Tempel in Buddnath 150.
Ansicht des großen Platzes in Bhatgaon 162.

Steinerner Tempel in Bhatgaan 163.
Das „Goldene Thor“ im königlichen Palaste zu Bhatgaon 164.
Nepalische Typen 165.
Nepalischer Götze aus Bronce 166.

Philippinen.

(Marche's Reise.)

Familie van Puna Pinang 178.
Oeang-Salaïs 178.
Der Hafen von Manila 179.
Die Straße l'Escolta in Manila 180.
Die Promenade Sampalac in Manila 181.
Indierin von Manila 182.
Mestizinnen von Manila 182.
Mit einem Büffel bespannter Pflug der Indios 195.
Ufer des Pasig 196.
Tagalische Familie 197.
Eckhaus in Manila nach dem Erdbeben 198.
Carrelanes oder Büffelkarren 199.
Igorroten 210.
Pfeifen der Igorroten 211.
Ein vantay (Rasthaus) im Gebirge 211.
Hölzerne Doppelschüssel und Löffel der Igorroten 212.
Der Champignan-Archipel im Hafen von Lingayen 212.
Der Maquiting 213.
Der Vulkan Taal 214.
Kirche und Kloster Lipa 226.
Negritos vom Iriga 227.
Ringe aus den Särgen von Pamine-Taan 228.
Goldene Schmucksachen aus den Särgen van Pamine-Taan 228.
Fest in Santa Cruz de Nano 229.
Urnen aus der Grotte Pamine-Taan 230.
Hölzerne Figuren aus Grabhöhlen der Insel Marinduque 230.

Afrika.

(Giraud's Reise im Seengebiete.)

Abreise von Dar es-Salam an der Ostküste Afrikas 2.
Zanzibarer. Ferruschi. Kamna. Rassib 4.
Ansicht eines Pori mit Eingebarenen von Uzarama 5.
Das Wadoë-Darf Kamruka 6.
Der Kingani-Fluß 18.
Begegnung mit einem Nasharne 18.
Ein Thar des Dorfes Hongo 19.
Am Ufer des Mgeta 20.
Ankunft von Briefen aus Europa. Dorf Mgunda 21.
Wasagara 22.
Vorrathshäuschen der Wasagara im Dickicht 34.
Der Jäger Hassani Bogo 34.
Die Acacia horrida 35.
Wahehe 36.
Eingebarene van Uhehe 37.
Lager der Expedition 38.
Die Hauptstadt von Uhehe 50.
Flußübergang mittels einzelner Theile des Bootes 51.
Zusammentreffen mit einem Eingebarenen von Usafa 52.
Eingebarene im Livingstone-Gebirge 53.
Bambus bei einem Dorfe in Konde 54.
Ein Darf in Kande 322.
Ankunft des Häupttings Mnakepesi 323.
Begrüßung mit Makula 323.
Mädchen und Mann aus Konde 324.
Bestrafung eines Diebes 325.
Der Kuhhirt der Expedition 326.
Blick auf das nördliche Ende des Njassa-Sees 327.
Das Dorf Kiwanda 339.
Eingang in das Dorf des Moïne Muiva 340.
Empfang bei Moïne Muiva 341.
Der dicke Muirua auf den Schultern eines Sklaven 342.
Giraud's Empfang bei Mkeue 354.
Mkeue's Orchester in Giraud's Lager 355.
Zurückgabe eines Gewehres 356.
Uebergang über die Tschambezi-Ueberschwemmung 357.
Innere Bama im Darfe Ketimkuru's 358.
Ketimkuru auf der Ziehharmonika spielend 359.
Der Pombe teinkende Japaïra 359.
Giraud's Abschied von seiner Karawane 360.
Das Doef Kombo-Kombo 370.
Das Boat erreicht das offene Wasser des Bangweolo-Sees 371.
Ankunft in Kirui 372.
Singa 373.
Giraud's Boot wird in den Stromschnellen des Luapula von den Wa'ussi angegriffen 374.
Kalamba 375.
Ankunft des Baotes in Kawende 376.

Westafrikanische Ruder 75.

Das Land der Bagas.

Ankunft Dinah Salifou's auf „le Goëland“ 243.
Häuser von Petit-Talibonche 244.
Inneres eines Hauses in Petit-Talibanche 245.
Fetische, welche die Kopfform der Eingeborenen von Petit-Talibonche nachahmen 246.
Ein Boot mit Simons 258.
Landschaft beim Dorfe Catambe 258.
Weiber im Dorfe Cassin 259.
Vorhalle eines Hauses im Dorfe Cassin 260.
Landeplatz van Grand-Talibonche 261.
Platz in Grand-Talibonche 262.
Frucht des Kola-Baumes 274.
Der Kola-Baum 274.
Thor van Casaïocabouly 275.
Menga Sera, Häuptling der Landoumans 276.
Eingang zum Posten Boké 276.

Inseln des Stillen Oceans.

Der Cook- oder Hervey-Archipel.

Eingeborene des Cook-Archipels auf der Walfischjagd 7.
Protestantische Kirche in Aeognani 7.
Eine Familie van Raratonga, vom Fischfange zurückkehrend 8.
Brotbaum oder Maïare 23.
Die Königsgräber auf Rarotonga 24.
Die große Häuptlingin Tapuni 24.
Eingeborene der Insel Manti 24.

Die Austral- oder Tubuaï-Inseln.

Das Haus des Königs und die Kirche auf Rurutu 66.
Eingeborene von Tubuaï 67.
Junges Mädchen von der Insel Rimalara 68.

Die Samoa-Inseln.

Fischfang in der França-Bai 82.
Zum Tanze geschmückte Samaaner 83.
Mündung des Flusses von Apia 84.
Ansicht van Apia und der französischen Missionsstation 85.

Die Tonga-Inseln.

Bewohner von Tonga 98.
Nukualofa auf Tonga-Tabu 99.
Landschaft bei Mua auf Tanga-Tabu 99.
Grab eines Tui-Tonga bei Mua 100.

Nordamerika.

Straße in Kanab. Dahinter die Vermilion Cliffs 291.
Laven des Mount Trumbull 292.
Das Plateau Toraweap und der große Colorado-Cañon 293.
Indianerlager im Walde von Kaibab 294.
Der große Cañon und der Mount San Francisco 306.
Der Marble Cañon bei Pagump Valley 308.
The White Cliffs 309.

Karten.

Victar Giraud's Reise von Dar es-Salam zum Njassasee (1 : 3 000 000) 3.
Alfred Marche's Reisen auf Luzon (1 : 3 500 000) 194.
Flötz-Querprofil (1 : 20 000) 232.
Skizze von Bagatay (1 : 700 000) 242.
Ringwall auf dem alten Rothenberge nordwestlich van Schnaittach (1 : 1500) 278.
Profile durch den Ringwall (1 : 1500) 278.
Karte des Gebietes zwischen Salt Lake City und dem Colorado River 290.
Victar Giraud's Reise im innerafrikanischen Seengebiete (1 : 4 000 000) 338.



Mit besonderer Berücksichtigung der Anthropologie und Ethnologie.
Begründet von Karl Andree.
In Verbindung mit Fachmännern herausgegeben von
Dr. Richard Kiepert.

Braunschweig | Jährlich 2 Bände à 24 Nummern. Durch alle Buchhandlungen und Postanstalten zum Preise von 12 Mark pro Band zu beziehen. | 1886.

Victor Giraud's Reise nach den innerafrikanischen Seen 1883 bis 1885.

I.

(Sämmtliche Abbildungen nach Skizzen und Photographien des Reisenden.)

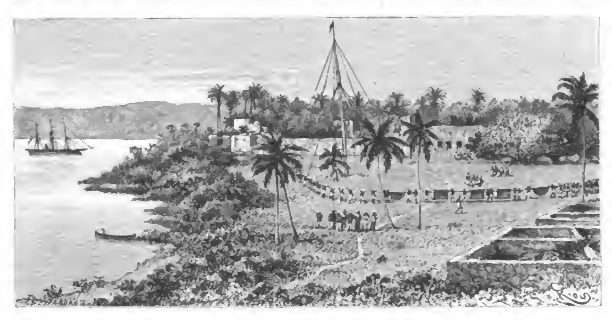
Am 9. Juli 1883 verließ Schiffsfähnrich Victor Giraud an Bord der „Jenna" Marseille und traf nach einer ziemlich ungemüthlichen Fahrt von 45 Tagen am 25. August im Hafen von Zanzibar ein. Hier mußte er 121 Träger in seine Dienste nehmen, nämlich 13 für seine Kisten, 5 für Betten, Zelte, Tische u. s. w., 10 für die Patronen, 65 für Stoffe und Perlen, 8 Anführer und 20 für ein Boot. Letzteres war die Hauptursache für die große Zahl von Trägern, deren Beköstigung schon jetzt dem Reisenden manche Sorge und manches Kopfzerbrechen verursachte. An Waffen standen ihm zu Gebote 25 Grasgewehre, 60 Perkussionsflinten, 4000 Graspatronen und drei Fässer Pulver. Das Boot war in Gestalt eines Walfischbootes aus weichem Stahle gefertigt und maß in der Länge 7½ m, in der Breite 1½ m. Um den Transport desselben zu erleichtern, war es in fünf Theile zerlegt, drei große Mittelstücke von je 80 kg Schwere und zwei kleine von je 50 kg; es trug nur einen Mast vorn und ein lateinisches Segel. Aber der Erleichterung halber blieben Mast, Segelstange, Bänke und sonstiges Holzwerk, welches sich unterwegs leicht ersetzen ließ, in Zanzibar zurück.

Am 15. December Abends befanden sich sämmtliche Leute und alles Gepäck der Expedition an Bord des „Boursaint", dessen Kommandant Boutet dieselbe nach Dar es-Salaam überzusetzen eingewilligt hatte; auch der französische Generalkonsul Ledoulx gab ihr das Geleit. Am 17. December 1882 lichtete der „Boursaint" bei Sonnenaufgang die Anker und warf sie um 3 Uhr Nachmittags in dem reizenden kleinen Hafen Dar es-Salaam wieder aus; wer von der afrikanischen Ostküste nur den endlosen Strand von Bagamojo und Saadani kennt, fühlt eine wahre Erleichterung in dieser kleinen, wohlgeschützten Bucht, der einzigen in ihrer Art zwischen dem Kap Guardafui und Natal. Alte rissige Mauern und Trümmer sind alles, was von dem alten Dar es-Salaam, aus welchem Saïd Medschid ein Handelscentrum hatte machen wollen, übrig geblieben ist. Der 18. December ging mit verschiedenen Vorbereitungen hin und schloß mit einem Abschiedsmahle auf dem Schiffe, während die Träger die ganze Nacht hindurch unter wüstem Lärmen und Zanken zechten. Als die Sonne aufging, brauchte Keiner geweckt zu werden; der Kirangozi oder Führer, der gegen 1 Uhr Nachts mit lauter Stimme zu Mond und Sternen um einen glücklichen Ausgang der Reise gebetet hatte, trat mitten auf den Pfad, und nach einer Viertelstunde bereits waren alle Lasten geschnürt und ordneten sich sämmtliche Träger im Gänsemarsche hinter ihm. Langsam setzte sich der Zug in Bewegung und dann folgte ihm Giraud, welchem vier seiner Kameraden vom Schiffe während des ersten Tagemarsches das Geleit gaben. Derselbe war aber anstrengend genug. Der sandige Pfad führt zuerst durch einen Kokoswald und dann durch Dorngestrüpp und hohes trockenes Gras, wo die Sonne mit aller Macht herabbrannte. Gegen 9 Uhr passirte man die letzte Kokospalme, eine Stunde später den letzten Mangobaum und erst um 1 Uhr wurde ein Brunnen erreicht und das Lager aufgeschlagen. Noch am selben Abend kehrten

die vier Seeofficiere nach der Küste zurück, und Giraud war nun der einzige Europäer in der ganzen Karawane. Sehen wir uns nun einige seiner Begleiter an.

Da ist zuvörderst Nassib, der erste Niampara oder Anführer, ein typischer Araber, schwarz, groß, trocken, abgehärtet; mit der seinen Landsleuten eigenthümlichen Eleganz und Vornehmheit trägt er das weiße Zanzibarer Hemd und die in Turbanform um den Kopf gewickelte Schuka. Er ist einer der Wenigen in der Karawane, welche fließend Arabisch sprechen und schreiben; als getreuer Beobachter des äußeren Scheines verrichtet er allabendlich seinen Salam, bis er nach Ablauf des ersten Monates die Sache einstellt. Niemals setzte er sich vor Sonnenuntergang nieder; während des Marsches befand er sich hinter der Karawane, um die Nachzügler zu überwachen und mit einigen Genossen etwaige Angriffe von Ruga-Rugas (Banditen), welche stets dort anzugreifen pflegen, abzuwehren. Ruhe scheint er nicht zu kennen; sobald der Lagerplatz ausgewählt ist, läßt er zuerst, während das Zelt Giraud's aufgeschlagen und die Kochgelegenheit hergerichtet wird, die Boma (Pallisade) herstellen und sämmtliche Lasten ordentlich aufschichten; jede derselben ruht, zum Schutze gegen die Bodenfeuchtigkeit, auf ein paar starken Aesten, und alle werden durch Decken gegen den Regen geschützt. Gegen 2 Uhr kann er dann gewöhnlich melden, daß alle Lasten zur Stelle sind und das Lager fertig ist. Während des Nachmittages wandelt er von einer Gruppe zur anderen, schlichtet kleine Streitigkeiten, bezeichnet diejenigen, welche am folgenden Tage vom Lasttragen zu befreien sind, ernennt ihre Stellvertreter, hört Beschwerden an u. s. w. Abends endlich empfängt er von Giraud die Befehle für den nächsten Tagemarsch und verkündet sie mit lauter Stimme im Lager.

Bei all' diesen Geschäften stand ihm Tuakali zur Seite, ein kleiner, kluger Bursche, welcher ihn schon lange auf seinen Reisen im Inneren begleitete; es war ein unruhiger, widerspenstiger Mensch, aber als Dolmetsch sehr brauchbar. Während seiner ganzen Reise durchzog Giraud die Gebiete von 12 bis 15 Stämmen mit verschiedenen Dialekten, ohne

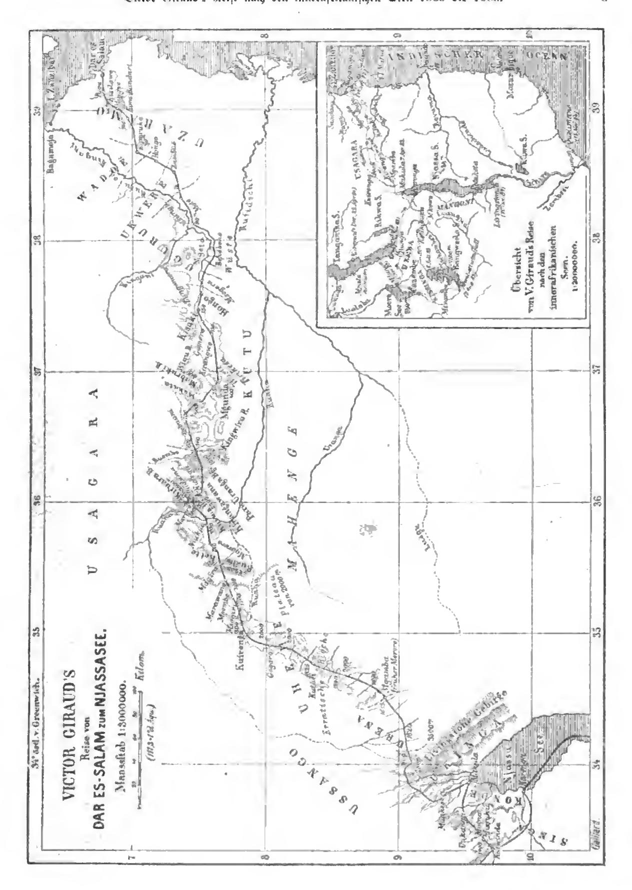


Abreise von Dar es-Salam an der Ostküste Afrikas.

daß Tuakali jemals mit seiner Uebersetzungskunst in Verlegenheit gerathen wäre. Dann kam Wadi Saliman, ein Unteranführer, dem die Obhut über das Boot anvertraut war, ein großer, langer, magerer, unbedeutender Mensch, der unter Stanley auf dem Congo ein Boot geführt hatte, aber den in ihn gesetzten Erwartungen nicht entsprach. Wadi Asmani, ein mächtiger Koloß mit bestialischem Kopfe, hatte das Zelt unter sich; er war zänkisch und dabei so feige, daß er zuletzt überall verachtet wurde. Für die Kisten hatte Wadi Combo zu sorgen; er war ebenso riesig, wie der vorige, aber gutmüthig, lustig, voll Leben und Muth, stets bereit, Feuer zu geben oder einen Strom zu durchschwimmen. Ferrushi, der jüngste unter den Anführern, hatte gleichfalls drei Jahre am Congo gedient; er war hitzig, selbst unverschämt, aber tapfer und von lebhafter Fassungsgabe und dadurch oft nützlich; auf dem Bangweolo-See führte er das Boot. Kamna war gleichfalls als Anführer angeworben worden, vertauschte jedoch diese ehrenvolle Stelle bald mit der einträglicheren des Kochs. Alle diese Anführer bildeten unter der Oberleitung Nassib's, dessen Autorität jeder in der Karawane anerkannte, einen werthvollen Kern. Auf dem Marsche sowohl als auch im Lager führten sie die Aufsicht und waren für die ihnen anvertrauten Lasten verantwortlich, die sie im Falle der Noth selbst fortzuschaffen hatten.

Der erste Marsch war lang gewesen, und zwar mit Absicht, um die Träger an der nochmaligen Rückkehr zur Küste und zu den dortigen Schnapsflaschen zu verhindern. Trotzdem waren bald fünf Desertionen zu beklagen, freilich nur von Taugenichtsen aus Uganda, die sich zum Lastentragen für zu schade hielten und nur Askari (Soldaten) spielen wollten.

Pugu, wo Giraud am zweiten Tage lagerte, war weniger ein Dorf, als ein einfaches Lager mit unsauberen Hütten. Die dortigen Eingeborenen beiderlei Geschlechts scheiteln das Haar mitten auf dem Kopfe und lassen es in ganzer Länge auf die Schultern herabfallen; am Ende jeder Strähne hängt oft eine kleine Kugel von Lehm, durch deren Gewicht schließlich die krausen Wollhaare fast straff gezogen werden. Statt jeder Kleidung tragen diese Be-


VICTOR GIRAUD'S
Reise von
DAR ES-SALAM zum NJASSASEE.
Maassstab 1:3000000.
USAGARA
MAHENGE
UHEHE
USSANGO
Übersicht
von V. Giraud's Reise
nach den
innerafrikanischen
Seen.
1:20000000.

wohner der (von der deutsch-ostafrikanischen Gesellschaft beanspruchten) Landschaft Uzaramo nur einen schmutzigen, zerfetzten Lappen, der kaum den einfachsten Anforderungen der Schamhaftigkeit entspricht. Von Ackerbau ist bei ihnen wenig die Rede; sie leben von wildwachsenden Früchten und von Diebstahl, und nur selten, wenn die Noth drängt, entschließen sie sich dazu, etwas Orseilleflechte oder Kautschuk zur Küste hinabzutragen.

Das Land mit seiner üppigen Vegetation steht in scharfem Gegensatze zu seinen wilden Eingeborenen; namentlich zeichnen sich die Striche am Kingani-Flusse aus, welche besser bewässert sind, als die südlicher gelegene Strecke, welche Giraud durchzieht. Hier fand derselbe nur schlechtes Brunnenwasser zum Trinken. Vom dritten Tagemarsche an ließ er die sandige Ebene hinter sich und betrat frische Thäler von ca. 200 bis 300 m Höhe; freundlich schlängelt sich der Pfad von einem zum anderen. Das Gestein ist eine Art Molasse, die stellenweise von mattrother zu graugrüner Farbe übergeht. Alles war hier grün, frisch, gut bewaldet und erinnerte fast an irgend einen versteckten Winkel der Alpen.

In dem Wadoë-Dorfe Kamruka, wo Giraud am 25. December eintraf, erblickte er, so weit das Auge reichte, vor sich eine Ebene; hier begann es zu regnen, anfangs wenig, gegen Abend aber mit Donner und Blitz. Die heutigen Tages zersprengten Wadoë behaupten, aus dem Norden zu stammen, wo sie ein großes Volk bildeten, das in Folge eines Krieges mit den Massai auswanderte. Sie können sich noch daran erinnern, daß ihre Väter die Kriegsgefangenen auffraßen, eine Sitte, die außer Uebung gekommen ist. In Uzaramo besitzen sie zahlreiche Dörfer, noch weit mehr aber in Uzegua, wo sie überall ihre Unabhängigkeit bewahrt haben.



Zanzibarer. Ferrushi. Kamna. Nassib. Zanzibarer.

Der Häuptling von Kamruka ist ein stumpfsinniger Mensch ohne Interesse, sein Dorf aber besser gehalten, als alle bisher passirten. Die Hütten sind verhältnißmäßig groß und luftig; sie stehen bei einander und werden von einem gut im Stande befindlichen Pallisadenzaune eingefaßt. Der Häuptling besaß vier Kühe und fünf Hammel; erstere lieferten dem Reisenden eine Schale Milch, deren Werth er hier mehr und mehr zu schätzen anfing, von letzteren kaufte er einen, dessen Fleisch zwei Tage lang seinen Tisch zierte.

Von Kamruka bis Zambuë, dem letzten Dorfe von Uzaramo, fanden sich vollständig öde, mit lichtem Walde bedeckte Strecken, Poris, wie sie seine Begleiter nennen; bei diesen sind sie mit Recht gefürchtet, denn außer den gewöhnlichen 30 kg Last müssen sie in solchen Gegenden noch Lebensmittel mit sich führen. Wahrscheinlich hat der Wassermangel ihre Besiedelung verhindert. Erst in Zambuë stieß man wieder auf die ersten beiden Bäche, welche in nordwestlichem Laufe dem nahen Kingani zufließen. Aber trotz der Trockenheit hat die Natur hier nichts von ihren Reizen verloren; oft durchzog man hochstämmigen Wald von ganz europäischem Aussehen, mitunter auch kleine Lichtungen mit so frisch grünem Rasen, wie man ihn nur in unseren bestgehaltenen Parks antrifft. Die ersten Regenfälle, welche nun von Tag zu Tag zunehmen, verleihen der Natur ein frühlingsartiges Aussehen, an dem sich der Reisende von Herzen erquickte. December und Januar sind hier die beiden wahren Frühlingsmonate, die zwar nicht so viel Blüthen zu Tage fördern, als bei uns, aber doch der Reize nicht entbehren. Die zahlreichen Varietäten von Akazien, welche sich in Afrikas Wäldern finden, erfüllen die Luft mit ihrem durchdringenden Wohlgeruche; der wilde Flieder, von weißer Farbe und nicht so voll wie in unseren Gärten, aber von demselben Geruche, prangt jetzt in voller Schönheit, und ein schönes hellblaues Immergrün fällt im Gebüsch angenehm auf. Je weiter man nach Westen vordringt, um



Ansicht eines Pori mit Eingeborenen von Uzaramo.

so seltener werden leider die Nutzpflanzen; kaum daß man in langen Zwischenräumen eine Kautschukliane, einen Büschel Orseille auf der Spitze eines alten Baumstammes oder einen fußhohen wilden Weinstock antrifft, dessen kleine Trauben von den Vögeln benagt werden. Die ersten Morgenstunden sind meist angenehm; gegen 10 Uhr, wo die Sonnenstrahlen anfangen zu brennen, bedeckt sich der Himmel plötzlich mit schwarzen Wolken, die aus Südosten kommen und in weniger als einer Viertelstunde ihn ganz überziehen. Ein Augenblick verhältnißmäßiger Ruhe folgt, dann wird die Luft schwer, drückend und mit Elektricität erfüllt, so daß man ein Unbehagen, wie beim Herannahen eines schweren Ungewitters, empfindet; die Schwarzen nennen diesen Zustand diaschio (Schweiß). Gegen 2 Uhr endlich erhebt sich eine frische Brise aus Südost, welche einige Regengüsse bringt, den Himmel reinfegt und die Luft abkühlt. Gegen 4 Uhr sendet die Sonne noch einige Strahlen herab, welche das Lager trocknen; dann überzieht sich der Himmel wieder für die ganze Nacht, ohne daß es nochmals zum Regnen kommt.

Unter solchen Verhältnissen fallen astronomische Beobachtungen sehr schwer; nachdem Giraud mehrere Abende vergeblich auf die Sterne gewartet hatte, fing er an, Sonnenhöhen zu nehmen, sobald es das Wetter erlaubte, und wenn das Lager um Mittag aufgeschlagen war. Gegen 4 Uhr gewöhnlich wurde das Kochthermometer in Funktion gesetzt, wobei Giraud's Diener Maka, ein junger gutmüthiger Araber, die Handreichungen zu leisten hatte. Ebenso hatte er die allgemeine Correspondenz zu führen.

Zambuë, wo Giraud am ersten Tage des Jahres 1884 lagerte, ist das Grenzdorf von Uzaramo gegen die Landschaft Kutu und hat schon etwas von letzterer an sich; seine Hütten sind von einer dichten, undurchdringlichen Hecke



Das Wadoë-Dorf Kamruka.

lebender Gewächse umschlossen. Als gerade das Lager etwa 200 m vom Dorfe errichtet wurde, ertönte kriegerisches Geheul, ähnlich demjenigen wilder Thiere, und es erschien eine Bande aufgeregter Wilder, welche eine unglückliche alte Frau, nackt und in Folge von Mißhandlungen schon halb todt, an einer Liane hinter sich her schleppte. Es war angeblich eine Hexe, welche am vorhergehenden Tage zwei Männer durch Zauberei getödtet haben sollte. Als sich der Reisende eilends der Gruppe näherte, erhoben die Henker die Aexte in so drohender Weise gegen ihr Schlachtopfer, daß er unwillkürlich zurückwich. Vergeblich war seine Fürsprache bei dem trunkenen Dorfhäuptlinge, der jede Einmischung in die althergebrachten Gebräuche zurückwies und nur versprach, daß man die Zauberin nicht lebendig verbrennen, sondern ihr zuvor die Gurgel abschneiden wolle; Giraud's Leute, welche der Vollstreckung des Urtheils beiwohnten, theilten ihm aber nachher mit, daß jene Zusicherung nicht gehalten worden sei. (Da Kutu seitdem in den Besitz der deutsch-ostafrikanischen Gesellschaft übergegangen ist, wird es deren Aufgabe sein, solche in Afrika weit verbreiteten Scheußlichkeiten abzuschaffen. Doch wird es damit wohl noch gute Weile haben!)

Da sich der Krankenstand in der Karawane schon vermehrt hatte, war Giraud gezwungen, in Zambuë länger zu verweilen, und um die Zeit hinzubringen, ging er am 2. Januar mit einer Schaar Makoa auf die Jagd. Dieser Stamm saß früher am Rowuma, ist aber jetzt sehr zusammengeschmolzen; er genießt wegen seiner Geschicklichkeit in der Jagd eines so großen Rufes, daß viele Eingeborene der Nachbarstämme sich für Makoa ausgeben und sich an den Armen Schnittwunden beibringen, deren Zahl bei den echten Makoa die Menge des erlegten Wildes andeutet. Außerdem tatuiren sich letztere einen Halbmond auf die Stirn. Heute heißen aber alle Banditen an der Küste, die mit einem langen

Gewehre auf der Schulter im Busche herumstrolchen, Makoa. Diejenigen, welche Giraud begleiteten, waren zwar berühmte Jäger, dabei aber schlechte Schützen. Es gelang dem Reisenden, einen Büffel zu erlegen, dessen Fleisch, abgesehen von einigen elenden Hühnern und dem Hammel, das erste war, welches seit der Küste auf seinen Tisch gekommen war.

Die Cook- oder Hervey-Inseln.

I.

Der Cook-Archipel im Stillen Ocean, bisher noch herrenlos, wird auch, vielleicht sogar allgemeiner, mit dem von den Missionaren herrührenden Namen Hervey-Inseln bezeichnet. Diese Inseln liegen ganz in den Tropen zwischen



Eingeborene des Cook-Archipels auf der Walfischjagd. (Nach einer Photographie.)

18 und 22° südl. Br., zwischen 157 und 163° westl. L.; neun an der Zahl, bilden sie zwei Gruppen; die nördliche liegt in der Richtung OSO zu WNW, die südliche hat die Gestalt eines verschobenen Vierecks, dessen eine Seite der



Protestantische Kirche in Arognani. (Nach einer Photographie.)

vorigen Kette parallel läuft, die andere Seite läuft beinahe SSO. Die Oberfläche der Inseln beträgt etwa 15 deutsche Quadratmeilen. Unter denselben ist an erster Stelle Rarotonga zu nennen, eine vulkanische gebirgige Insel,



Eine Familie von Rarotonga, vom Fischfange zurückkehrend. (Nach einer Skizze von Aylic Marin und Photographien.)

auf welcher sich der Pik Tuputea bis zu einer Höhe von beinahe 900 m erhebt. In allen Beschreibungen wird sie als die Perle Polynesiens geschildert; zwei der übrigen Inseln sind Lagunneninseln, alle anderen gehobene Koralleninseln, daher der Riffe wegen schwer zugänglich. Die geographischen Verhältnisse, wie sie Meinicke im Texte angiebt, sind nicht ganz deutlich; in einer Anmerkung fügt er hinzu: „Unzuverlässige Berichte erwähnen noch zwei Inseln im SW von Mangaia, New Island und Kemin (Tuanaka); allein keine von beiden Inseln existirt." Dagegen giebt der Franzose Aylic Marin[1]) 11 Inseln und A. R. Wallace[2]) wieder nur 9 derselben an. Wahrscheinlich rühren diese Unterschiede von einer verschiedenen Berechnung der Koralleninseln her.

Ehe wir auf die bedeutenderen Inseln der Gruppe näher eingehen, möge ein Wort zur allgemeinen Orientirung eine Stelle finden; es betrifft dies den großen Einfluß, welchen die wesleyanischen Missionare, namentlich John Williams, seit 1821 auf die Eingeborenen gehabt und, wie Manche wollen, sehr gut auszunutzen verstanden haben und noch verstehen. Dieser Mann, dem nicht mit Unrecht der Name „Apostel der Südsee" beigelegt wird, war seit dem Jahre 1821 auf der Gruppe thätig und suchte auch die Insulaner mit den Produkten der Kultur bekannt zu machen, indem er allerlei Waaren einführte, was ihm von seinen Oberen in Australien sehr übel vermerkt wurde; trotz vieler Schwierigkeiten setzte er seine Thätigkeit auf diesen Inseln fort, bis er 1839 auf Eromanga (Neue Hebriden) erschlagen wurde. Unter seinen Nachfolgern ist Raratonga ein wirkliches Missionscentrum geworden, indem zu Awarua ein Seminar besteht, in welchem Prediger und Lehrer ausgebildet werden. Auch in anderer Beziehung ist der Einfluß der Missionare ein sehr großer und, wiewohl die staatlichen und kirchlichen Angelegenheiten der Theorie nach vollständig von einander getrennt sein sollen, scheint die Sache in der Praxis etwas anders zu liegen. Wenn man Berichte, die von verschiedenen Sekten ausgehen, ruhig liest, steigen doch leichte Zweifel auf, ob die reichen Liebesgaben, die der Mission von den Eingeborenen zufließen, wohl ganz freiwillig dargebracht werden. Daß aber in anderer Beziehung dieser strenge priesterliche Einfluß gute Früchte getragen, kann man trotz mancher ungünstigen Berichte kaum bezweifeln.

Selten nur wird die feierliche Ruhe des Stillen Oceans in dieser Breite durch vorüberfahrende fremde Schiffe gestört; nur die kühnen Fischer wagen sich in ihren schnellen Fahrzeugen weit hinaus auf die blauen Wellen, wenn sie Jagd auf einen Walfisch machen, welchen sie, bewaffnet mit ihren langen Lanzen von Eichenholz, deren Spitze mit Metall beschlagen ist, verwegen angreifen. Die Gefahren des hohen Meeres können diese Leute nicht erschrecken, da sie ja gewöhnt sind, mit der Brandung zu scherzen, welche sich an den Felsen von Mangaia (einer gehobenen Koralleninsel), die sich terrassenförmig bis etwa zur Höhe von 90 m erheben, bricht. In diesen Felsen findet man Stalaktitenhöhlen, deren einzelne kleine Seen von Brakwasser enthalten, andere mit dem Meere in Verbindung stehen. Während die Höhen im Allgemeinen nur mit dürrem Gestrüpp bewachsen sind, bedecken einförmige, niedrige Bäume die Abhänge, aber die von steilen Wänden begrenzten und von vielen Bächen bewässerten Thäler besitzen einen reichen Pflanzenwuchs. Die Dörfer der Eingeborenen liegen auf dem sandigen Strande, der sich an einzelnen Stellen vor der Kalkwand befindet. Wie auf allen Inseln der Gruppe werden fremde Europäer hier nur ungern zugelassen. Die Eingeborenen der Insel widmen sich dem Ackerbau; sie wohnen in netten weißen Häusern, die durch steinerne Mauern von einander getrennt werden. Die Eigenthumsverhältnisse sind gut geordnet und in jeder Beziehung trifft man, dank dem Einflusse des dort lebenden Missionars, bessere Zustände, als man vermuthen sollte. Doch Aylic Marin (a. a. O.) berichtet, daß dieser Priester eine eiserne Ruthe über Alle, über Hohe und Niedrige, über Weiße und über Farbige, schwingt und besonders im Punkte der guten Sitten sehr strenge sein soll. An und für sich ließe sich wohl nichts dagegen sagen, wenn nicht der Umstand, daß 40 Proc. der bei Uebertretungen verhängten Geldstrafe in die Tasche des Missionars fließen, der Sache einen etwas unangenehmen Beigeschmack gäbe; dabei die strengste Sonntagsheiligung und eine feststehende Taxe für alle Artikel, die auf den Markt kommen.

Wenden wir uns von dieser Insel nach Raratonga. Um die Berge, die wir oben schon erwähnt haben, breitet sich eine weite, gut angebaute Küstenebene aus, welche vom Meere durch einen schmalen Sandstrand getrennt ist. Für große Schiffe fehlt es an einem Ankerplatze, und ein Barrierriff, welches bei Ebbe beinahe trocken liegt, erlaubt das Landen nur an zwei Stellen. Zwei Frauen theilen sich jetzt in die Herrschaft der Insel, die eine zu Awarua an der Nordküste, die andere zu Arognani (Arorangi) am Nordwestende der Insel. An letzterem Orte liegt neben der Wohnung der Fürstin, vom Meere weithin sichtbar, das Bethaus, welches mit seinen blendend weißen Mauern aus dem umgebenden Dunkel grün hervorleuchtet und an seinen spitzbogigen Fenstern leicht kenntlich ist.

Wenn ein Schiff dort ankommt, entwickelt sich ein reges Leben; in gespannter Erwartung sammeln sich die Neugierigen am Strande, die Frauen in rothen Röcken, der Modefarbe auf den Cook-Inseln; Trommeln künden die Landung der Fremden an; die Eingeborenen theilen sich das Ereigniß durch lauten Zuruf von Haus zu Haus mit; die Häuser liegen halb in dichtem Grün versteckt, welches sich über dem Wege zu einem schattigen Dache zusammenwölbt. Dazwischen bunte Blumen jeder Art, deren Duft den Ankömmling beinahe betäubt. Die Kanaken lieben dieselben sehr, ihre Frauen haben beinahe keinen anderen Schmuck und wissen sich desselben mit Vortheil zu bedienen.

Gegen Abend, bei einem Feste, wird man diese Naturkinder bewundern müssen; das Harte, Grobe, was ihren Zügen anhaftet, verschwindet im Halblicht, ihre dunkle Haut scheint heller. Die dunkeln Augen blitzen im Schatten auf und der sanfte angenehme Laut der Sprache harmonirt wunderbar mit der stillen Pracht des tropischen Abends. Dann scheinen die einfachen, weißen Gewänder, in welche die Töchter des Landes gehüllt sind, die Blumen, die sie um ihre Stirn legen, der Kranz, der ihren Hals umgiebt, ein schönerer Schmuck zu sein, als alles, was eine verfeinerte Civilisation in dieser Hinsicht erfunden hat. Dann ist aber auch die Natur selbst wunderbar schön in ihrer stillen, ruhigen Pracht. Nach dem Lande zu im Hintergrunde das waldbekrönte Gebirge, über welchem die großen Seevögel ihre weiten Kreise in langsamem Fluge ziehen, auf der anderen Seite der tiefblaue Ocean, der in der Ferne sich mit dem Himmelsgewölbe vereinigt. Ganz nahe erblickt man die massigen Korallenbildungen, zwischen denen das Auge durch das blaßgrüne, durchsichtige Wasser in die Tiefe eindringt und die sonderbaren Formen der unterirdischen Vegetation bewundern kann. In diesem Garten bewegen sich Hunderte von Fischen, deren Schuppenkleid in

[1]) Tour du monde No. 1291, 1885.
[2]) Australasia 1883, 3. edit.

den Strahlen der untergehenden Sonne in allen Farben des Regenbogens erglänzt und unaufhörlich wechselt, da jede vorüberziehende Wolke das Bild ändert.

Wenn die Schatten der Nacht fallen und die Natur sich zu schlafen anschickt, sind es die Menschen, welche die Scene wieder in anderer Weise beleben; die Stunde des Fischfanges ist für sie gekommen. Im bleichen Mondlicht scheint der kräftige Körper der Eingeborenen noch zu wachsen. Die Frauen und die Kinder laufen herbei, klettern über die Klippen und tragen Fackeln, deren rothes Licht auf dem von leichter Briese bewegten Meere erzittert. Die Fische, durch diesen Glanz angezogen, verlassen ihre Schlupfwinkel und werden dann eine Beute der Fischer, welche sie mit ihren hölzernen Lanzen durchbohren. Ehe wir uns auf der Insel weiter umsehen, wollen wir ein Wort über die Bewohner des Archipels im Allgemeinen, als deren Repräsentanten die Insulaner von Raratonga betrachtet werden können (dieser Name wird auch zur Bezeichnung der Bewohner des ganzen Archipels gebraucht) beifügen. Ihre Zahl hat in neuester Zeit sehr abgenommen und, trotzdem Manches, was im übrigen Polynesien zum Untergange der einheimischen Rasse beiträgt, von ihnen ferne gehalten wird, sind sie doch auch einem sicheren Tode geweiht. Während Meinicke noch ihre Zahl auf 10 000 schätzte, scheint man jetzt dieselbe nur auf 6000 oder höchstens 7000 berechnen zu dürfen. Ihre Sprache steht zwischen der von Tahiti und Neu-Seeland in der Mitte. Nach ihren eigenen Legenden sind sie von Samoa eingewandert und haben eine dunkle Bevölkerung vorgefunden; auch jetzt noch haben sie schärfere Züge, sind dunkler und energischer als die Bewohner von Samoa. Ihr Haar fällt in stärkeren Wellen, als es bei letzteren der Fall ist; nach Süden hin auf Mangaia tritt der melanesische Typus noch stärker hervor, die Leute sind dunkelbraun, haben stark gekräuseltes Haar und starken Bartwuchs. Man darf dieselben wohl als die am weitesten vorgeschobenen Melanesier betrachten [1]. Der Charakter des Stammes wird sehr verschieden beurtheilt, im Allgemeinen scheinen sie besser als ihre Nachbaren und besser als ihr Ruf zu sein; jedenfalls haben sie unter den polynesischen Völkern auf einer sehr hohen Stufe gestanden und sollen jetzt durch den Einfluß der Missionare in vielen Stücken äußerlich civilisirten Menschen fast gleich sein [2]. Die großentheils vegetabilische Nahrung wird sorgfältig bereitet, Fische dagegen auch roh verspeist. Alle Thiere, die dort vorkommen, dienen mit Ausnahme der Ratten (diese wurden früher nur auf Mangaia gegessen) zur Nahrung. Ehe die Missionare kamen, aßen die Insulaner auch Menschenfleisch. Wie bei vielen ihrer Stammverwandten durften die Frauen nicht mit den Männern zusammen essen. Was Kleidung und Wohnung angeht, namentlich die letztere, so haben die Missionare europäische Vorbilder eingeführt und erst, seitdem sie gekommen sind, haben sich größere Dörfer gebildet, die im Allgemeinen recht nett gehalten werden. Landbau und Fischfang gewähren den Eingeborenen ihren Unterhalt; ferner verfertigen sie Zeuge und Matten. Die Holzschnitzerei hatte schon von jeher eine hohe Stufe erreicht; jetzt giebt es auch Schmiede und Zimmerleute; die Steingeräthschaften, deren sie sich früher bedienten, sind jetzt ganz und gar durch eiserne verdrängt. Religion, Staatsverfassung und gesellschaftliches Leben haben unter dem Einfluß der Missionare eine ganz andere Form angenommen und in mancher Hinsicht sind wir über dasjenige, was früher bestanden hat, nur unvollkommen unterrichtet. Die Raratonganer haben von jeher gerne Handel getrieben und thun es auch jetzt noch in ziemlich ausgedehntem Maßstabe mit der Bemannung von etwa 100 Walfischfahrern, die Jahr um Jahr dorthin kommen, um sich zu verproviantiren — aber der Verkehr mit ihnen steht unter strenger Aufsicht.

[1] A. Wallace, a. a. O., S. 507.

[2] Meinicke, die Inseln des Stillen Oceans, II, 142. Hiermit stimmt allerdings Manches nicht, was bei Aylic Marin a. a. O. vorkommt.

Ueberseeische Vieh- und Fleischproduktion.

Von Dr. E. Jung.

I.

Von Jahr zu Jahr gerathen wir, die Bewohner des alten Europa, für unsere Ernährung in größere Abhängigkeit von den jungen Staaten der Neuen Welt. Ist diese Abhängigkeit schon seit längerer Zeit in der Brotfrage recht augenscheinlich geworden, so tritt sie in der jüngsten Zeit auch in der Fleischversorgungsfrage immer bedeutsamer hervor. Es ist eine konstatirte Thatsache, daß in Europa seit zwanzig Jahren zwar die absolute Menge der Fleischthiere im Ganzen vermehrt wurde, daß jedoch die Volksdichte dieser Zunahme vorausgeeilt ist, so daß der eigentlich entscheidende Faktor, der relative Viehstand oder die Anzahl der Fleischthiere im Verhältniß zur Einwohnerzahl, stetig abnimmt. Ja auch die absolute Menge der für die menschliche Nahrung wichtigsten Hausthiere ist in einigen westeuropäischen, dichtbevölkerten Industrieländern von Jahr zu Jahr geringer geworden. So hat im Deutschen Reiche der Schafbestand von 1873 bis 1883 um 5 814 044 Stück abgenommen, während die übrigen Viehgattungen sich nur unerheblich vermehrten. In England, Frankreich, Belgien ist dieser Rückgang noch weit bedeutender.

Freilich darf man nicht unbeachtet lassen, daß in vielen Ländern sehr namhafte Fortschritte in der Erzielung höheren Fleischgewichtes der Thiere gemacht wurden. In England war im Jahre 1720 das durchschnittliche Schlachtgewicht eines Ochsen 168 kg, eines Kalbes 23 kg, eines Hammels 12½ kg, aber schon 1820 lieferte ein Ochs 260, ein Kalb 45, ein Hammel 25 kg und heute giebt es in England Ochsen von 750 kg Schlachtgewicht und Schafe, welche durchschnittlich 50 kg und darüber wiegen. Und für Frankreich läßt sich nach den Ermittelungen des französischen Ackerbauministeriums trotz der numerischen Ab-

nahme des Viehstandes die jährliche Fleischproduktion gegenwärtig um 50 Proc. höher veranschlagen als im Jahre 1840. Von da an bis 1873 soll das durchschnittliche Schlachtgewicht der Ochsen von 248 auf 300, der Kühe von 144 auf 213, der Kälber von 29 auf 44, der Schafe von 14 auf 20, der Schweine von 73 auf 88 kg gestiegen sein [1]). Trotzdem aber reicht in den westeuropäischen Ländern, in erster Linie in Großbritannien, dann in Frankreich und Belgien, ferner in der Schweiz und auch in Norwegen die eigene Produktion für die Ernährung der Bevölkerung keineswegs aus.

Und wenn auch andere europäische Länder, so in erster Linie das Deutsche Reich [2]), Rußland, Dänemark, die Niederlande, Serbien, Rumänien, Schweden, Italien von ihrem Ueberflusse reichlich abzugeben vermögen, so ergiebt sich doch noch immer ein namhaftes Deficit, das durch Zufuhren, sei es von Fleisch, sei es von lebenden Thieren, aus überseeischen Ländern zu decken ist. Für 1881, das einzige Jahr neuester Zeit, für welches Ziffern aus allen Ländern vorliegen, läßt sich der Werth der Vieheinfuhren sämmtlicher europäischen Länder aus Europa und über See auf 550 Millionen Mark, jener der Viehausfuhren auf 430 Millionen Mark veranschlagen. Dazu kommt noch ein sehr bedeutender Handel in frischem Fleisch, Fleischkonserven und Extrakten, der in dem genannten Jahre bei der Einfuhr 400 Millionen Mark betragen haben soll, während die Ausfuhr nur 60 Millionen erreichte. Hierbei sind die wichtigen Posten von Speck und Schmalz nicht einmal eingerechnet.

Denn ist auch die Einwirkung der Depekoration Europas durch verbesserte Züchtung gemildert, ja vielleicht sogar aufgehoben worden, so ist doch zugleich auch der Fleischkonsum Europas gestiegen und zwar nicht nur, weil die Bevölkerung des Erdtheils sich rapide vermehrte, weil auch erhöhter Wohlstand und vervollkommnete Verkehrsverhältnisse einer größeren Zahl von Menschen den Fleischgenuß in ausgiebigerem Maße möglich machen. Als ein Beispiel mag die Stadt Dresden dienen, deren Bevölkerung nach Kolb [3]) 1868 pro Kopf 125 Pfd., dagegen 1873 schon 148 Pfd. Fleisch verbrauchte.

Und ist auch in einigen Staaten Südeuropas der Konsum an animalischer Nahrung, abgesehen von Fischen, ein recht bescheidener — Hausner rechnet für Spanien nur 10,9, für Italien 10, für Portugal 9, für Griechenland nur 7 kg als den Fleischverbrauch pro Kopf der Bevölkerung — so erscheint er in den nördlichen, kälteren und auch wohlhabenderen Ländern als ein um so höherer und erreicht nach von Scheyer in Belgien, Holland und im Deutschen Reiche 35, in Dänemark 36, in Frankreich 38 und in Großbritannien und Irland 53 kg pro Kopf; in England allein soll nach einer von v. Scheyer vielfach abweichenden Tabelle in der neuesten Auflage von Meyer's Konversationslexikon im Artikel Fleisch der Konsum sogar 186 Pfund, d. i. 93 kg pro Kopf, betragen. England ist Hauptkonsument und daher auch Hauptimporteur von Schlachtvieh und thierischen Nahrungsmitteln in allen den verschiedenen Gestalten, in welchen der Handel dasselbe vertreibt [4]). Im letzten Jahre hat es, nach einem Aufsatze von G. Glaß (in London) in der Landwirthschaftlichen Zeitung, vom Auslande bezogen:

Rindfleisch für	47 543 540	Mark
Hammelfleisch für	28 221 020	„
Schweinefleisch und Schinken für	174 817 620	„
Geflügel und Wild für	13 412 000	„
Lebendes Vieh für	175 420 400	„
Summa	439 414 580	Mark.

Deckte es seine Bedürfnisse in früheren Jahren zum großen Theil durch Einfuhren von lebendem Vieh aus Deutschland, Dänemark, Holland, so hat es, ebenso wie Frankreich und Belgien, in jüngster Zeit sich immer mehr von diesen Bezugsländern abgewandt; an ihre Stelle sind Nordamerika, Australien, die Laplatastaaten getreten und für Frankreich wird Algerien auch in dieser Hinsicht immer wichtiger. Der Viehreichthum dieser Gebiete ist ein außerordentlich großer und in riesigen Proportionen wachsender. Jene drei ersten Gebiete besitzen gegenwärtig 75 Millionen Rinder, 222 Millionen Schafe und 46 Millionen Schweine. Und während in Europa auf 1000 Einwohner 310 Rinder, 682 Schafe und 156 Schweine entfallen, stellt sich dies Verhältniß dort folgendermaßen:

	Vereinigte Staaten	Australien	Laplatastaaten
Rinder	716	3 000	7 225
Schafe	701	27 400	31 100
Schweine	950	330	—

Welch kolossaler Ueberfluß also hier, um dem Mangel unseres Erdtheils abzuhelfen! Augenblicklich geschieht dies aber in bedeutenderer Weise nur von Nordamerika aus, welches durch seine massenhaften Sendungen die allerdings in jüngster Zeit schnell wachsenden Exporte von Australien und Südamerika völlig in den Schatten stellt.

Die Vereinigten Staaten von Amerika besitzen allein an Großvieh noch über eine Million mehr als das heerdenreiche Großbritannien; die Gesammtzahl der in der Union gehaltenen Rinder ist größer als die von Deutschland, Frankreich, Belgien und Holland zusammengenommen, dabei haben diese Länder doppelt so viel Einwohner als die Vereinigten Staaten.

Die erfolgreichen Bestrebungen der Amerikaner, auch mit den Produkten der Viehzucht den europäischen Markt sich zu erobern, die Vortheile, welche einem großen Theile der Bevölkerung des alten Erdtheils aus diesem Handelsverkehr erwuchsen, nicht minder aber auch die Gefahren, welche einem anderen Theile drohten, haben die Aufmerksamkeit der weitesten Kreise bereits vor mehreren Jahren auf diese Phase amerikanischen Unternehmungsgeistes gerichtet. Vielfache Berichte, welche in neuerer Zeit publicirt worden sind, die einer englischen und einer deutschen Commission, eines Specialberichterstatters der „Times", zahlreiche Broschüren und Zeitungsartikel gaben uns ein recht lebhaftes Bild von dem Betriebe der Viehwirthschaften im „Far West", von den Riesenschlachtereien der amerikanischen Städte und von dem mächtigen Handel, welchen sie nähren.

Das große Weideland der Vereinigten Staaten östlich von den Rocky Mountains umfaßt nicht weniger als 44 Proc. des gesammten Areals der Union ohne Alaska. Es gehören zu ihm ein großer Theil von Texas, das Indianer-Territorium, das westliche Kansas, Nebraska und Dacotah, die Territorien Montana, Idaho, Wyoming, Utah, Arizona und Neu-Mexiko, die Staaten Colorado und Nevada, sowie Theile von Californien, Oregon und dem

[1]) Vgl. v. Neumann-Spallart, Uebersichten der Weltwirthschaften, Jahrgang 1881 bis 1882 und v. Scheyer, Das wirthschaftliche Leben der Völker, Leipzig 1885.

[2]) Die Viehzählung im Deutschen Reiche im Jahre 1883 ermittelte als mittleres Lebendgewicht: für Stiere und Ochsen 466, für Kühe 380, für Kälber unter 6 Wochen 50, für Schweine über 1 Jahr 116 kg.

[3]) Kolb, Handb. d. vergleichend. Statistik, 8. Aufl. S. 517.

[4]) Nach Craigie, Journal of the Statistical Society 1883, sind etwa 25 Pfd. engl. pro Kopf der Bevölkerung durch Zufuhren zu decken.

Washington-Territorium [1]). Es ist das ein Areal so groß als Großbritannien, Frankreich, Deutschland, Dänemark, Holland, Belgien, Oesterreich-Ungarn, Italien, Spanien, Portugal und ein Fünftel vom europäischen Rußland.

Auf diesem weiten Gebiete, den sogenannten Plains, wird nur Viehzucht betrieben, namentlich die Zucht von Rindvieh, wovon man bereits 16 Millionen zählt im Werthe von 340 Millionen Dollars. Und noch ist hier Raum für die fünffache Zahl, denn ein außerordentlich großer Theil dieses Gebietes ist noch völlig unbesetzt und wie in vielen anderen jungen Ländern gilt auch in Amerika der Grundsatz: Beati possidentes. Die Behörden des Staates, des Territoriums werden gar nicht gefragt. Wer sich diesem Betriebe widmen will, sucht sich ein Stück Land von genügender Größe, versehen mit Futter und Wasser, aus, errichtet darauf seine wenigen nöthigen rohen Gebäude und betrachtet sich nun als Herrn seines Gebietes. Späterkommende werden durch Drohungen fortgeschreckt oder abgekauft; es ist aber das selten nöthig, da ja noch viel Raum übrig bleibt.

Nun wird die Heerde, es giebt solche, die bis 50 000 Häupter zählen, in kleinere Abtheilungen zertheilt, jede von 1000 Stück, und dieselbe einem berittenen Hirten übergeben, welcher dafür zu sorgen hat, daß seine Pflegebefohlenen, die er alle genau kennen muß, genügend mit Wasser und Futter versehen sind und daß sie nicht von den ihnen angewiesenen Weideplätzen wandern. Bei aller Umsicht kommt dies aber dennoch vor, und so veranstalten die Besitzer regelmäßig zweimal im Jahre große Musterungen, bei welchen sich die ganze Umgegend einfindet, um die jungen Thiere mit Brandzeichen zu versehen, die mit fremder Marke Gebrannten auszuscheiden und die für den Markt reifen Thiere auszuwählen [2]).

Erst seit wenigen Jahren wird die Viehzucht in diesem Weidedistrikt betrieben und schon sind die Eigenthümer zu cattle-kings und cattle-barons geworden und zahlreiche englische Lords und Kapitalisten haben große Strecken Weidelandes bereits käuflich an sich gebracht. Sie überlassen ihren Aufsehern und Hirten die Sorge für das Vieh und die Entsendung der geeigneten Thiere zu den nächsten Eisenbahnstationen zur weiteren Versendung an die großen Handelsemporien Kansas-City, St. Louis, Chicago u. A.

Heutzutage ist für diesen Zweck immer eine sehr bedeutende Zahl vorhanden. Vor 13 Jahren freilich war das nicht der Fall, denn da zu jener Zeit der kolossale Heerdenreichthum fast gar nicht ausgenutzt werden konnte, so schlachtete man in vielen der centralen und westlichen Territorien die Kälber kurz nach der Geburt, um sie zur Schweinefütterung oder zur Leimfabrikation zu verwerthen, gerade wie in den Laplatastaaten das vorzüglichste Ochsenfleisch aus demselben Grunde in Guano verwandelt wurde [3]). Seitdem aber die Vervollkommnung der Transportmittel und eine Reihe der nutzbringendsten und sinnreichsten Erfindungen jenen Gegenden für die Produkte ihrer Viehhaltung den Weltmarkt eröffnet hat, ist jener Massenmord aufgegeben worden, und nun haben sich die Amerikaner mit staunenswerthem Eifer und Geschick nicht nur auf die Vermehrung, sondern auch auf die Verbesserung ihrer Heerden geworfen. Nicht umsonst hat Amerika seit vielen Jahren die besten Zuchtthiere auf den Shorthorn-Auctionen Englands gekauft, nicht vergebens die besten Böcke für sich erworben. So konnte einer der ersten Exporteure Chicagos bereits 1878 Jährlingsstiere zeigen, welche 2950 Pfund wogen, und fünfjährige Ochsen, die 3510 Pfund erreichten. Sie alle waren im Freien aufgezogen. Da gab es außerdem Schafe von 360 Pfund Gewicht und 14 Monate alte Schweine, welche 515 Pfund wogen, dafür aber auch die traurige Aussicht hatten, ihr Leben liegend verbringen zu müssen.

Die Shorthorn-Rasse reift früh, schon mit $2^1/_2$ Jahren. Daher rechnet man, daß eine Heerde von 10 000 Stück Rindern jährlich 1500 bis 2000 Stück Mastvieh liefert. Denn wie der Zuwachs groß ist, so sind die Verluste durch Tod gering; in Wyoming schätzt man dieselben auf $2^1/_2$, in Texas und anderen Gegenden auf 5 bis 10 Proc. jährlich. Solche Berechnungen passen freilich nur auf gewöhnliche Jahre. Ist der Winter in den Felsengebirgen sehr streng, der Schneefall stark und die Stürme heftig, so haben die Rinderheerden Nord- und Südcolorados, Neu-Mexikos und die von Texas eine Sterblichkeitsziffer aufzuweisen, die beispielsweise für die Jahre 1884 und 1885 auf 20 bis 30 Proc. veranschlagt wird. So war im verflossenen Jahre die Weide vom Rio Grande bis zum Red River unter dem Schnee begraben, Flüsse und Teiche sämmtlich zugefroren und die Kadaver der umgekommenen Thiere bedeckten den Boden der Prärie zu Tausenden. Denn irgend welche Vorsorge für den Unterhalt der Thiere im Winter wird ja nicht getroffen [1]). Aber nicht allein die Shorthorns hat man eingeführt; wo die Gegenden bergig sind, hat man die aus Australien bezogenen Herefords passender gefunden und auch die Einführung von holsteinischem Zuchtvieh findet mehr und mehr Beifall. Seitdem aber der Transport per Eisenbahn auf immer längere Strecken stattgefunden hat, wird von vielen die hörnerlose Aberdeen- oder Angus-Rasse bevorzugt. Welche von diesen Rassen vorzuziehen sei, darüber gehen die Meinungen noch weit aus einander, die Entscheidung dieser Frage wird von den jedesmaligen Bodenverhältnissen in erster Linie abhängen.

Der amerikanische Viehzüchter hat den Vortheil, daß Abgaben (eine Art Kopfsteuer, die erst beim Verkaufe zu entrichten ist) und Aufzuchtkosten sehr niedrig sind. Man verkauft die Thiere entweder an den Stationen der östlichen Linien zum Export oder man mästet sie vorher in den großen Maisgegenden von Minnesota, Jova, Wisconsin, Missouri und Illinois. Ein Stück Maisfeld wird, bevor es noch voll reif ist, durch bewegliche Zäune eingefriedigt; in diese Verzäunung treibt man das Vieh und schiebt die Zäune weiter und weiter, bis das ganze Feld abgefressen ist. Auf die Rinder folgen Schweine und diesen Truthühner. In solcher Weise verwerthen die westlichen Farmer in der Regel ihre Maisernte und die Thiere gelangen in einen Futterzustand und das Fleisch erreicht eine so ausgezeichnete Qualität, wie sie auf keine andere Weise erlangt werden könnte [2]). Die meisten Thiere werden in den Schlachthäusern von Chicago, St. Louis, Indianopolis u. a. geschlachtet, andere gehen weiter nach New-York, Boston, Baltimore, die vorzüglichsten aber endigen ihre lange und mühsame Reise erst mit der Landung in Liverpool oder London.

Noch vor einem Dutzend Jahren galt ein lohnender Transport von lebendem Schlachtvieh für ein Ding der Unmöglichkeit; einzelne schwache Versuche, welche man in den sechziger Jahren gemacht hatte, waren daran gescheitert,

[1]) Ausland 1886, S. 278.
[2]) Vergl. Max Wirth, Die Krisis in der Landwirthschaft. Berlin 1881.
[3]) Vergl. Paasche, in Hildebrand's Jahrbüchern für Nationalökonomie und Statistik. 17. Jahrgang, Bd. 2.

[1]) Export 1886, Nr. 7.
[2]) J. Ewart, Meat Production, p. 180.

daß das Vieh durch die Reise zu viel verloren hatte, um die Transportkosten zu decken. Aber nachdem Canada im Jahre 1875 glücklich 1212 Ochsen nach Liverpool hinübergeführt hatte, dehnte sich der Handel schnell zu nie geahnten Proportionen aus und mit sorgenvollen Blicken sahen die englischen Farmer, wie die billig aufgezogenen Kostgänger der amerikanischen Prärien ihrem mit vieler Mühe gezüchteten Vieh auf den eigenen Märkten Konkurrenz machten. Und auch die großen Verluste, welche die Unternehmer erlitten (von den 487 Schiffsladungen aus den Vereinigten Staaten und Canada im Jahre 1878 mußten 10667 Thiere infolge von Stürmen über Bord geworfen werden und 12595 fielen den Beschwerden der Seereise zum Opfer), vermochten dieselben nicht abzuschrecken, so groß war der Gewinn, den man aus den Expeditionen erzielte.

Man ließ schnellsegelnde Dampfer speciell für den Viehtransport erbauen und einrichten und brachte es dahin, bis 841 Stück Rinder auf einmal von Boston nach Liverpool hinüberzuführen. Auch die Stellung der Vereinigten Staaten unter die Contagious Diseases (Animals) Act am 10. Februar 1879, wonach die Thiere nur an bestimmten Häfen gelandet und dort innerhalb zehn Tagen geschlachtet werden müssen, vermochte diesen Handel nicht zurückzudrängen. Von Februar 1880 bis Februar 1881 wurden 242681 lebende Thiere, darunter 144011 Ochsen, 85582 Schafe und 11443 Schweine über den Atlantischen Ocean nach Großbritannien gebracht und davon gingen 10463 Stück oder 4½ Proc. bei der Passage zu Grunde. Solche Verluste sind die Regel und es erhob sich bald die Frage, ob der Seetransport von lebendem Vieh auf große Entfernungen überhaupt praktisch sei. In der That nahm derselbe in der letzten Zeit etwas ab, blieb aber immer noch bedeutend und als Konkurrent der europäischen Länder wichtig genug, wie die nachstehende Zusammenstellung zeigt. Es wurden 1884 in England eingeführt aus

	Rinder	Schafe	Schweine
Europäischen Ländern	222263	850000	26500
den Vereinigten Staaten	138661	30300	17
Canada	61100	61400	75

Dieser Rückgang wurde vornehmlich bewirkt durch die nach manchem vergeblichen Versuche 1875 erreichte Lösung des Problems, frisch geschlachtetes Fleisch ohne Nachtheil für dessen Qualität auf weit entfernte Märkte zu bringen. Das Marktcomité des Common Council der City of London berichtete 1876, daß 5513 Tonnen frischen amerikanischen Fleisches zum Theil in ausgezeichneter Verfassung während der ausnehmend heißen Witterung des Augustmonates auf den Londoner Markt gekommen seien, und bald bürgerte sich das amerikanische Fleisch bei dem sonst so heiklen englischen Publikum vollkommen ein. Die erste Sendung an frischem Rindfleisch, welche 1875 in England anlangte, betrug nur 3098 Ctr., schon im nächsten Jahre stieg der Import auf 144336 Ctr. und erreichte 1880/81 die Höhe von 946473 Ctr.

In den zwischen Amerika und England fahrenden Dampfern hängt man das Fleisch in großen luftdicht verschlossenen Kühlkammern auf, aus denen die Luft fortdauernd abgesogen wird, um durch einen Eisbehälter durchzugehen und wieder in den Raum zurückzukehren, so daß sie sich in einem fortwährenden Kreislaufe bewegt. Dadurch wird die Luft nicht nur abgekühlt, sondern auch aller ihrer Fäulnißerreger und des größten Theiles ihrer Feuchtigkeit beraubt, so daß das Fleisch fortdauernd von reiner, trockener und kalter Luft umströmt wird und ohne Nachtheil auf weiten Strecken transportirt werden kann. So hat der Export von frischem Fleisch den von lebendem Vieh schnell überflügelt. Aus dem Hafen von New-York gingen 1884 ins Ausland 50105 Rinder und 413955 Rinderviertel, 3539 lebende und 56768 geschlachtete Schafe ab.

Die eigentlichen Anfangs- und Endpunkte dieses Handels bilden gewissermaßen Chicago und London. Am Einschiffungshafen New-York und am Landungshafen Liverpool sind Magazine mit auf dem Gefrierpunkte erhaltenen Räumen eingerichtet, in welchen das frisch geschlachtete Fleisch bis zum Verkaufe unversehrt bleibt. Der Fleischhandel hat vor dem Viehtransporte das voraus, daß die Gunst oder Ungunst der Witterung ihn nicht zu beeinflussen vermögen; doch wird derselbe vermuthlich auf die Küstenländer beschränkt bleiben, ohne in das Innere des europäischen Kontinents vordringen zu können. Aber schon hat er dem bis 1880 schnell gestiegenen Handel mit Büchsenfleisch solchen Abbruch gethan, daß das letztere von Jahr zu Jahr stetig zurückgeht. Noch ist derselbe freilich bedeutend genug.

Einzelne Geschäftshäuser in St. Louis schlachten in der Saison (Juli bis November) 80000 Stück Rinder; die Firma Mac Neill in Chicago kocht und verpackt täglich 40000 bis 50000 Blechbüchsen Ochsenfleisch, oft werden an einem Tage 300 Ochsen geschlachtet, ausgehauen, in 80 großen Kesseln gekocht und in Blechbüchsen verpackt. Wahrhaft riesige Dimensionen hat aber die Schweineschlachterei angenommen und es scheint, als ob abweichend von den meisten anderen amerikanischen Geschäftszweigen das dortige Fleischer- und Fleischpackergeschäft trotz der deutschen und französischen Einfuhrverbote und der mehr und mehr gedrückten Fleischpreise mehr als je florirt. Während von Anfang März bis Ende August 1884 in den westlichen Fleischerstädten (Chicago, Kansas City, Milwaukee, Cedar Rapids, Indianopolis u. A.) nur 3035000 Schweine in den Schlacht- und Packhäusern verarbeitet wurden, geschah dies in der entsprechenden Periode des laufenden Jahres mit 3535000, also genau einer halben Million mehr [1]). Die Firma Armour u. Co. beschäftigt in ihrem Riesenetablissement zu Chicago 5600 und in ihren Zweigetablissements zu Kansas-City und Milwaukee weitere 4400 Arbeiter und bewirkte 1884 einen Umsatz von 102 Millionen Dollars, eine andere nicht ganz so bedeutende Firma von Schlachterkönigen, Swift u. Co., ließ Tag für Tag 1600 Mastochsen schlachten und verarbeiten; ihr Jahresumsatz beträgt 50 Millionen Dollars. Mit dem Aufschwunge dieser Industrie und der Vervollkommnung der Transportmittel hat sich die nordamerikanische Viehzucht in ungeahnter Weise gehoben. Vom Nordwesten Canadas bis zum Golf von Mexiko ist die Viehzucht die Lieblingsbeschäftigung der Landwirthe geworden, von welchen Hunderte Heerden von 20000 Stück besitzen. Der Specialberichterstatter der „Times", welcher den „Far-West" 1885 bereiste, war Ende Oktober in der Mitte des Kontinentes an der Union-Pacific-Bahn Zeuge eines außerordentlichen Schauspiels. Um diese Zeit wurden 46000 Stück Rinder zur Ueberwinterung nach Dacotah getrieben. Der ganze Trieb war in Abtheilungen von 5000 Stück getheilt und die sämmtlich berittenen Treiber hatten auf dem Marsche eben so viel Geschicklichkeit und Energie aufzuwenden, als wenn sie die Führer eines großen Heeres gewesen wären. Im Sommer 1880 hatte die Trockenheit das Gras in Wyoming und Südwest-Colorado vernichtet und die Heerdenbesitzer waren genöthigt, ihr Vieh das Futter anderswo suchen zu lassen.

[1]) Export 1885, Nr. 42.

In dem Falle, welchen der Berichterstatter erwähnt, wurde das Vieh, wie bemerkt, nach Dacotah getrieben, andere dagegen hatten das ihrige südlich nach Mexiko geschickt. Den Anblick dieser ungeheuren Menge über das Land nach Futter suchenden Vierfüßler nennt unser Gewährsmann geradezu verblüffend.

Für die Aufzucht von Vieh ist Texas das beste Gebiet, für das Auswachsen und Mästen sind aber die nördlicheren Striche weit besser. Die in Texas verbleibenden Rinder bleiben immer klein. Daher schickt man von Beginn des Sommers bis Anfang November große Heerden junger Ochsen der besten Zucht nach den Abhängen von Colorado und Wyoming, um sie später in den mittleren Staaten mästen zu lassen, und große Mengen junger Kühe werden ausgesondert, um Heerden an den östlichen Abhängen des Felsengebirges zu bilden. Das gemästete Vieh wird über ungeheure Entfernungen — zuweilen bis 500 englische Meilen — zur nächsten Eisenbahnstation getrieben. Ich lasse nach Wirth [1]) die Schilderung folgen, welche die englischen Commissare von der Art entwerfen, wie diese gewaltigen Viehsendungen für die Nacht zusammengebracht werden. Sie stimmen im Wesentlichen mit der von mir in Australien oft geübten Praxis überein.

[1]) Max Wirth, Die Krisis in der Landwirtschaft. Berlin 1881.

Gegen Sonnenuntergang wird die weit über die Ebene hin grasende Heerde von den Hirten nach und nach gegen einen Mittelpunkt getrieben, und wenn sie auf einem genügend kleinen Raume beisammen ist, von den Treibern auf ihren Ponies unter Halloh und Peitschenknall fortwährend umritten. Auch das wildeste Kalb wagt es nicht, aus diesem gewissermaßen magischen Kreise zu entwischen. Dann fängt das ältere Vieh an, sich nach und nach zu legen und in kurzer Zeit befindet sich die Heerde am Boden gelagert. Die Hirten schlagen dicht dabei ihre Lagerstätte auf, wickeln sich nach dem frugalen Abendbrote in ihre Decken und alles ist ruhig bis zum Morgen.

Wenn diese Schilderung richtig ist, so kann man dem amerikanischen Vieh eher trauen als dem australischen. Dort würde man es nicht wagen, die Heerde während der Nacht unbeaufsichtigt zu lassen. Vom Sinken der Nacht bis zum Morgen versehen die Treiber regelmäßig ihren Wachdienst, umreiten in gemessenen Zwischenräumen die lagernde Heerde — ein Fußgänger würde sie sofort aufscheuchen und in die wildeste Flucht jagen — und treiben langsam und vorsichtig jedes etwa vom Lagerplatze wandernde Stück Vieh an seine Stelle zurück. So werden auch dort ungeheure Strecken durchzogen. Schon hat man Heerden vom Golf von Carpentaria durch die ganze Länge des Kontinents bis nach Melbourne und Adelaide getrieben.

Aus allen Erdtheilen.

Europa.

— Dr. F. E. Geinitz. Die mecklenburgischen Höhenrücken (Geschiebestreifen) und ihre Beziehungen zur Eiszeit. (Forschungen zur deutschen Landes- und Volkskunde Bd. 1, Heft 5.) Der Autor sieht in den Höhenrücken, welche Mecklenburg durchziehen, nicht eigentliche Endmoränen, sondern Aufstauchungen der Grundmoräne am Ende des Gletschers, wie er denn überhaupt annimmt, daß die erratischen Blöcke Mecklenburgs sämmtlich der Grundmoräne entstammen. Solcher Geschiebestreifen nahm Boll drei an, Geinitz hat ihrer zehn nachgewiesen, welche parallel und in ziemlich gleichen Abständen von Nordwest nach Südost Mecklenburg durchziehen; an sie schließen sich sowohl in der Lüneburger Heide, wie auf Rügen, je drei weitere an, und sicher werden sie sich überall im Umfange des Baltischen Meeres finden lassen. Hinter jedem Streifen liegt ein breiter Sandstreifen, in welchen die Grundmoräne ganz zurücktritt; er entspricht den „Sandr", wie sie Keilhack beschrieben und ist mit dem Geschiebestreifen gleichalterig, also nicht zum unteren, sondern zum oberen Diluvium zu rechnen; in diesem Thalsande oder Heidesande liegen perlschnurartig an einander gereihte Moore und Seen, aber keine Flüsse. Für die Frage noch einer wärmeren Interglacialzeit haben die Mecklenburgischen Verhältnisse bis jetzt noch keine sicheren Anhaltspunkte geliefert; aber von großem Interesse ist der Nachweis von Keilhack (Jahrb. k. pr. geol. Landesanstalt 1884), daß das Torfmoor von Lauenburg, das jedenfalls der Glacialzeit angehört, nicht aus arktischen Arten gebildet ist, sondern aus solchen, welche dem heutigen Klima Norddeutschlands entsprechen.

— Prof. C. Ferrari hat kürzlich die Ergebnisse seiner Untersuchungen über den Betrag der Getreide- und Weinernten Italiens während des Zeitraumes von 1875 bis 1882 veröffentlicht. Das Gedeihen des Weizens, der Gerste und des Roggens steht im umgekehrten Verhältnisse zur Nebel- und Regenmenge; es ist dagegen proportional der Temperatur der der Ernte vorangehenden drei Monate. Diese beiden Gesetze gelten für die nördlichen Provinzen der Halbinsel; fast das Umgekehrte hat statt in den südlichen Provinzen. Der Reis wird in den von dem Po überschwemmten Gegenden gebaut. Die Ernte ist proportional der Temperaturhöhe und der Regenmenge. Die Weinberge leiden besonders durch strenge Winter. Wenn die mittlere Temperatur der beiden kältesten Monate etwa — 4° beträgt, so ist der Ertrag nur ein Viertel desjenigen in Jahren von mittlerer Kälte. Ist die Mitteltemperatur — 2°, so beträgt die Ernte 50 Proc.

— Prof. Arzruni aus Aachen hat sich Ende April mit Unterstützung der Berliner Akademie der Wissenschaften und der Mineralogischen Gesellschaft in St. Petersburg zu geologischen Zwecken nach dem südlichen Ural begeben.

Asien.

— Eine eingehende Untersuchung der Fischfauna des Balchasch-Sees durch Nikolsky hat das sehr unerwartete Resultat geliefert, daß dieselbe mit den Faunen des Ob und Irtisch wie mit denen des uralo-kaspischen Gebietes gleich wenig Verwandtschaft hat, obwohl beide Flußgebiete bis ganz nahe an den See heranreichen, daß aber die innigsten Beziehungen bestehen zu der Fauna des centralasiatischen Beckens, des Lob Noor, des Tarim und des Ilifusses, obschon diese durch die gewaltige Kette des Tiën-schan abgetrennt werden. Nur drei Arten haben nahe Verwandte im Ob, darunter die eigenthümliche Gattung Phoxinus, dagegen sind vier Gattungen dem Balchasch und den centralasiatischen Gewässern gemeinsam und auf diese beschränkt; drei Arten finden sich auch im Ilifusse. Hat also überhaupt einmal eine Verbindung zwischen Balchasch und Irtisch stattgefunden, so muß

sie schon sehr früh und jedenfalls lange vor der Erhebung des Tiën-schan stattgefunden haben.

Afrika.

— In seinem schon erwähnten Aufsatze (vergl. „Globus“ Bd. 49, S. 334) über das Depressionsgebiet des Fajum kommt G. Schweinfurth auch auf die Pflanzenarmuth der Libyschen Wüste zu sprechen und erklärt dieselbe durch das Nilthal, welches die häufigsten und verbreitetsten Pflanzen der östlichen Wüste am Wandern nach Westen hindert, das jedem echten pflanzlichen Wüstengebilde die Gastfreundschaft aufsagt und auf seinen Kulturflächen keine Art zu dulden scheint, die in der absoluten Wüste alle ihre Lebensbedingungen findet. „Es fehlt auf der Libyschen Seite offenbar an Samen von Wüstenpflanzen, und daher hat keine Besiedelung dieser sonst so geeigneten Lokalitäten stattfinden können. Ich behalte mir noch vor, die Richtigkeit dieser Annahme durch einen im größeren Maßstabe bewerkstelligten Aussaatversuch mit Zilla praktisch festzustellen. Es ist doch wunderbar, daß man an diesen salzfreien und zugleich wasserreichen Wüstenrändern die vorhandenen Gewächsarten an den Fingern herzuzählen vermag. Auch sind die am Nordufer des Sees (Birket el-Kerun) sich hinziehenden Strecken keineswegs so salzhaltig, um nichts als Zygophyllum coccineum und etwas Alhagi hervorbringen zu können, ein deutlicher Hinweis auf die chimärischen Erwartungen, die Manche an die Eröffnung eines Binnenmeeres in der Sahara zu knüpfen pflegen. Das Vorhandensein eines Wasserbeckens inmitten der Wüste übt als solches noch keinen Einfluß auf die umgebende Natur aus. Wenn die Schwüle der mit Wasserdämpfen erfüllten Depression, wenn Wasser von schwachem Salzgehalte hier schon so wenig über die Wüstennatur vermochten, wie erst dann die Meeresfluth, in welcher man die edelsten Dattelgaue ersäufen wollte. An Aralsee und Lobnor darf man freilich nicht denken. Das beste Binnenmeer zum Vergleiche ist der Golf von Suez. Umgeben von hohen Gebirgen, müßte er alle Träume der Schott-Projektenmacher längst an seinen Gestaden zur Wahrheit gemacht haben; aber obgleich dieses Binnenmeer seit der 000. Dynastie existirt, fehlen an seinen Gestaden doch noch die lachenden Gärten, und nach wie vor bietet sich dort „dem Auge des Wanderers keine andere Erquickung dar, als das Blau des Himmels und des Meeres“.“

— Dr. C. Keller hat seine Reise nach Madagaskar (vergl. „Globus“, Bd. 49, S. 288) angetreten und veröffentlicht in der „Neuen Züricher Zeitung“ (1886, Nr. 133 und 134) den ersten seiner „Afrikanischen Reisebriefe“, datirt aus Port Tewfik, 29. April. Wir entnehmen demselben einiges von thiergeographischem Interesse über das Wadi Tumilat, durch welches sich ziemlich geradlinig die Eisenbahn von Zagazig nach Ismailia und Suez hinzieht, und über den Isthmus von Suez, resp. dessen Seen. „Ich betrachtete heute dieses Wadi Tumilat aufmerksamer als früher, weil ich auf Grund thiergeographischer Untersuchungen in demselben einen alten Nilweg zum Rothen Meere sehen mußte. Die ganze Konfiguration dieser sehr regelmäßigen Bodensenkung kann uns darüber nicht im Zweifel lassen, daß in ihr ein ausgetrocknetes Nilbett vorliegt. Hier floß der heftige Strom wahrscheinlich kurz vor der historischen Zeit nach dem Isthmus ab und ergoß seine Fluthen theilweise ins Rothe Meer; eine schwache Erhebung auf der Landenge und eine Senkung im Norden, die ja heute noch bei Alexandrien verfolgt werden kann, drängte den Nil wieder nach Norden. Vielleicht hat dieser Wechsel nicht nur einmal, sondern wiederholt stattgefunden und dann bildete das Wadi Tumilat stets ein offenes Ventil, wenn der Nilweg nach Norden aus irgend einem Grunde verstopft wurde. Wir finden in gewissen Nilfischen heute noch lebende Zeugen einer alten Verbindung mit dem indischen Meeresgebiete. Die sonderbaren Igelfische des Nils, welche sich aufblähen können und von den Fellahkindern häufig als Spielzeug benutzt werden, sind Eindringlinge des Indischen Meeres, welche sich ans Süßwasserleben anzupassen vermochten. Wir finden keine ähnlichen Arten im Mittelmeergebiete, wohl aber im Rothen Meere. Da unser Indiendampfer erst in einigen Tagen von Port-Said her eintreffen kann, so wollte ich früher begonnene Studien auf dem Isthmus wieder aufnehmen und mein Augenmerk nochmals auf jene merkwürdige thiergeographische Erscheinung richten, welche sich gegenwärtig im Suezkanal abspielt und zu einem gegenseitigen Austausche der Bevölkerung zweier Meere, des Mittelmeeres und des Rothen Meeres, führt. Der Austausch hat seit meinem Besuche im Jahre 1882 entschieden Fortschritte gemacht. Nicht nur konnte ich das Vorrücken langsam wandernder Arten, sondern auch das Eindringen neuer Formen feststellen. In den Bitterseen hat die Algenvegetation eine Zunahme erfahren und bietet der Thierwelt nach und nach günstigere Existenzbedingungen. Beispielsweise haben sich im Timsah-See Mittelmeergarneelen in Menge angesiedelt, während sie vor vier Jahren noch nicht da waren. Die Sardinen werden jetzt in den Bitterseen häufig gefischt und finden sich im Rothen Meere schon zahlreich. Besonders werthvoll und ergiebig war eine größere Exkursion nach dem Kanalstücke beim Serapeum, und ich begegnete dort zahlreichen merkwürdigen Medusen, welche vom Rothen Meere her einwanderten.

— Dr. Holub hat nach längeren Aufenthalten in der Kapkolonie endlich Ganda-ma-tenka unweit des Zambesi erreicht und rüstet sich, von dort weiter nach Norden zu ziehen. Der englische Händler Weßbeach, welcher schon lange im Lande ansässig ist, will ihn begleiten.

— Aus Durban wird vom 4. Juni telegraphirt, daß der Bau der so lange projektirten Delagoa-Eisenbahn (von Lorenzo Marquez hinauf nach der Südafrikanischen Republik) begonnen hat. In Natal und dem Kaplande wird dieser Umstand große Anstrengungen hervorrufen, sich den Handel in seiner bisherigen Ausdehnung durch fiskalische Koncessionen und Transporterleichterungen zu bewahren.

— Die österreichische Congo-Expedition ist am 14. Februar d. J. nach 48tägiger Flußfahrt vom Stanley-Pool an bei der äußersten Station des Congostaates, Stanley-Falls, eingetroffen. Prof. Dr. Lenz schreibt von dort an die Wiener Geographische Gesellschaft u. A. Folgendes: „Am Tage nach unserer Ankunft in der Fall-Station setzte ich mich sofort mit Tippo-Tip in Verbindung. Ich schickte Hrn. Bohndorf dahin mit meinem Salem und einigen Geschenken (drei Stücke rothen feinen Stoffes, eine große bunte Decke, mehrere Flaschen Eau de Cologne, feine Seife) und ließ Tippo-Tip zu mir bitten. Am folgenden Morgen erschien sein Privatsecretär, brachte das Gegengeschenk (ein schönes großes Schaf und einen enorm großen Ziegenbock) und erkundigte sich nach unseren Wünschen. Ich theilte ihm den Zweck unserer Expedition mit, und verlangte von Tippo-Tip eine Begleitung von mindestens 100 Mann, um damit nach Norden zum Mombuttu-Lande zu gehen. Am nächsten Tage erschien Tippo-Tip selbst, wie immer mit großem Gefolge, und ich erfuhr Folgendes: Vor etwa einem Jahre wurde eine von Tippo-Tip nach dem Norden geschickte kleine Expedition vom Volke der Wabai, das nur vergiftete Pfeile führt, zurückgeschlagen, und wurden sogar die Dörfer nächst der Fall-Station und diese selbst angegriffen. Daraufhin hat Tippo-Tip eine Expedition von 500 bis 600 Mann unter Ali-ben-Muhamed nach Norden geschickt. Dieselbe ist seit zehn Monaten abwesend, und man weiß nichts weiter von ihr, als daß sie den Okioro überschritten hat. Nicht mit Unrecht ist man beunruhigt über das Schicksal dieser Leute. Tippo-Tip hat bereits Boten ausgeschickt, um etwas zu erfahren, und erwartet diese täglich zurück. Tippo-Tip erklärte mir nun, daß ich nach der Rückkehr von Ali's Expedition leicht 200 bis 300 Mann haben könnte, von seinen hier be-

findlichen Leuten könne er nichts abgeben, da ein Theil zum Aruwimi geht, um Elfenbein zu holen (wo sie auch schon einmal zurückgeschlagen wurden), der andere Theil bleibt zu seiner Begleitung, da Tippo-Tip einen Brief des Sultans von Sansibar erhielt, dahin zu kommen, und denkt er in 20 bis 30 Tagen von hier aufzubrechen. Nach diesen Nachrichten ist es sicher, daß man nur mit großer Begleitung den Weg nach Norden einschlagen kann. Es soll dichtbewaldetes Gebiet sein, von wilden Stämmen bewohnt, die natürlich den arabischen Horden feindselig sind, weil diese das Elfenbein und die Sklaven weniger kaufen als rauben. Tippo-Tip erklärte, daß er nach seiner Rückkehr von Sansibar, die aber schwerlich unter einem Jahre erfolgen kann, mit großer Heeresmacht nach Norden ziehen werde, und dann könne ich ihn begleiten. Im Ganzen sind also für uns wenig günstige Nachrichten in Bezug auf das Vordringen nach Norden von hier aus. Ich machte Tippo-Tip den Vorschlag, noch etwa einen Monat hier auf Ali-ben-Muhamed's Leute zu warten, und wenn diese kommen, mit einigen 100 Mann ins Mombuttu-Land zu ziehen. Länger warte ich nicht, sonst gehe ich gleichzeitig mit Tippo-Tip nach Nyangwe, von dort nach Ruanda und an den fast ganz unbekannten Mutan-Nzige-See. Auf die geographische Wichtigkeit der Erforschung des Weges von Nyangwe zum Mutan-Nzige und des Sees selbst brauche ich nicht hinzuweisen, und hoffe ich, von dort zum Albert-Nyanza-See vorzudringen. Auch kann ich dort durch Leute aus Unioro etwas über Dr. Junker &c. erfahren, und ist es auch denkbar, von dort aus den Obern Uelle, den Kibali, zu erreichen. So stehen die Sachen bei Abfahrt des Dampfers „Stanley", der diesen Brief mitnimmt. Ehe ich von hier abgehe, werde ich für den im Mai hier ankommenden Dampfer ein Schreiben zurücklassen oder ein solches über Sansibar senden. Der Divisionschef hier hat die Absicht, die Fall-Station stark zu befestigen, um später die Araber am Vordringen den Congo abwärts zu hindern, doch wäre dies gleichzeitig an anderen Punkten nothwendig; vorläufig stellt man sich so gut wie möglich mit Tippo-Tip. Unser Gesundheitszustand ist bis jetzt noch immer ganz befriedigend."

— Lieutenant **Wißmann** traf gegen Ende Februar wieder in Leopoldville ein und wollte sich von dort am 7. März nach Kwamouth begeben, um am 14. März auf dem Missionsdampfer „Peace" die Fahrt auf dem **Kassai** anzutreten. Seine zuletzt gemeldete Erkrankung scheint also nicht ernstlicher Natur gewesen zu sein.

— In Budapest hat, „Nature" zufolge, Graf **Samuel Teleky** eine Expedition nach Centralafrika organisirt, und bereits im Laufe des Juni sollen 100 wohlbewaffnete Leute in Zanzibar eintreffen. Kapitän Hähnel von der österreichischen Marine begleitet die Expedition, welche zwei zerlegbare Boote mitnimmt. Man glaubt, daß dieselbe sich nicht auf wissenschaftliche Forschungen allein beschränken wird.

Nordamerika.

— Die hervorragendste Industrie der Pokomam-Indianer von **Chinautla**, eines ca. 10 km nördlich von der Stadt Guatemala gelegenen Dorfes, ist nach O. Stoll (Guatemala. Leipzig 1886, S. 332) die **Verfertigung von gebranntem Thongeschirr**, in welcher sie sich heute noch einer großen Fertigkeit erfreuen. Diese wird denn auch derart unter ihren Landsleuten anerkannt, daß das Geschirr von Chinautla auf viele Tagereisen weit in die Runde vertragen und verkauft wird. Die Anfertigung der Töpferwaaren liegt, wenn auch vielleicht nicht ausschließlich, so doch vorzugsweise in den Händen der indianischen Frauen, und zwar geschieht dieselbe bemerkenswerther Weise ohne Töpferscheibe. Die Indianerinnen kauern am Boden nieder, nehmen ein Brett auf die Knie und auf dasselbe einen Klumpen wohldurchgekneteter feiner Thonerde von der nöthigen Durchfeuchtung. Diesem Lehmklumpen geben sie zunächst durch Pressen und Streichen mit den Händen die äußere Form des Geschirres, welches hergestellt werden soll. Ist dies beispielsweise eine „Tinaja", einer jener weitbauchigen, mit einem engen und kurzen Trichtereingange versehenen Henkelkrüge, wie ihn die Ladina auf dem Kopfe trägt, so geschieht die Herstellung derselben auf die Weise, daß die obere und untere Hälfte sowie das Halsstück gesondert angefertigt und schließlich auf einander befestigt werden. Wenn der Lehmklumpen, aus welchem die untere Hälfte der Tinaja hergestellt wird, die äußere halbkugelige Form erlangt hat, so wird nun diese anfänglich massive Halbkugel mittels eines rinnenförmigen Stückes einer Calabasse ausgehöhlt und auf die nöthige Dünne der Wandung gebracht, indem sie von der Hand auf dem Brette gedreht wird. Ebenso wird die obere Hälfte hergestellt, welche indessen eine runde, centrale Oeffnung erhält. Die beiden derart hergestellten Schalen werden auf einander gestülpt und endlich das Halsstück darauf befestigt. Nachdem man das Ganze etwas hat trocknen lassen, wird mit einem glattrundlichen Steine aus dem Flusse das Geschirr polirt und werden die Fugen der drei ursprünglichen Stücke derart verstrichen, daß man dieselben nicht oder nur sehr schwierig mehr gewahrt und versucht ist anzunehmen, daß die ganze Tinaja aus einem einzigen Stücke Thon gemacht sei. — Soll das Geschirr irgend welche Verzierungen en relief erhalten, so wird ein Stück noch weichen Thones in einen langen, dünnen Faden ausgewalzt, mit welchem dann die Linien und Figuren auf der Wölbung der Tinaja von der Hand beschrieben werden. Dieses Legen der Ornamente ist außerordentlich schwierig, da die dünne, lange Thonschnur in ungeübter Hand leicht reißt und in Stücke zerbröckelt. Die Indianerinnen entfalten aber gerade im Herstellen dieser Figuren ein erstaunliches Geschick. Mit einem etwas steifen Baumblatte, etwa einem Orangenblatte oder dergleichen, wird die leicht auf die Wölbung des Geschirres gelegte Thonschnur an dasselbe angedrückt und geplättet. Einzelne erhabene Knöpfe werden mit rundlichen Thonstücken gebildet, welche in ähnlicher Weise auf das Geschirr gedrückt werden. Mit dem starken Dorn einer Agave werden, wo es geboten scheint, vertiefte Punkte als Verzierung eingestochen. Nachdem auf die beschriebene Weise eine Anzahl von Stücken zum Brennen bereit sind, werden sie zusammengestellt und ein Haufen von Brennholz und Strauchwerk darüber geschichtet. Dasselbe wird in Brand gesteckt und das Feuer ziemlich lange unterhalten. Wenn es erloschen und alles vollkommen erkaltet ist, werden die Geschirrstücke herausgenommen, häufig aber haben einige davon ihre rothe oder gelbe Farbe verloren und sind von Rauch oder Ruß schwarz oder fleckig geworden. — Die Töpferei der Indianerinnen von Chinautla entrollt uns ein Stück uralter Zeit, wo die Kunst noch auf einer weit höheren Stufe der Blüthe stand und wo noch jene schön gemalten und verzierten Schüsseln und Geschirre gebrannt wurden, welche in weitester Ausdehnung in Mexiko und Mittelamerika zuweilen ausgegraben werden.

Inhalt: Victor Giraud's Reise nach den innerafrikanischen Seen. I. (Mit vier Abbildungen und einer Karte.) — Die Cook- oder Hervey-Inseln. I. (Mit drei Abbildungen.) — Dr. E. Jung: Ueberseeische Vieh- und Fleischproduktion. I. — Aus allen Erdtheilen: Europa. — Asien. — Afrika. — Nordamerika. (Schluß der Redaktion: 5. Juni 1886.)

Redakteur: Dr. R. Kiepert in Berlin, S. W. Lindenstraße 11, III Tr.
Druck und Verlag von Friedrich Vieweg und Sohn in Braunschweig.



Band L. № 2.

Mit besonderer Berücksichtigung der Anthropologie und Ethnologie.

Begründet von Karl Andree.

In Verbindung mit Fachmännern herausgegeben von

Dr. Richard Kiepert.

Braunschweig | Jährlich 2 Bände à 24 Nummern. Durch alle Buchhandlungen und Postanstalten zum Preise von 12 Mark pro Band zu beziehen. | 1886.

Victor Giraud's Reise nach den innerafrikanischen Seen 1883 bis 1885.

II.

(Sämmtliche Abbildungen nach Skizzen und Photographien des Reisenden.)

Am 4. Januar 1884 erreichte Giraud den Kinganifluß, den die Eingeborenen hier Rufu nennen; er ist hier noch ein großer Strom von 35 bis 40 m Breite und wälzt, durch die ersten Güsse der beginnenden Regenzeit angeschwollen, seine weißen Gewässer schnell dahin. Die Ufer sind unbewohnt, gut bewaldet, 2 bis 3 m hoch und wie gewöhnlich an flachen Stellen und auf Sandbänken von Krokodilen reich bevölkert. Stromauf und stromab ertönt das Schnauben der Flußpferde und das Geräusch, welches sie beim Spielen und plötzlichen Untertauchen hervorbringen. Der Kingani ist von hier aus bis Bagamojo für Boote schiffbar; da aber die Strömung zu stark ist, um denselben die Bergfahrt zu erlauben, so benutzen die Eingeborenen diesen Wasserweg nur selten, um sich an die Küste zu begeben. Das linke, nördliche Ufer ist bergig, das rechte dagegen fortgesetzt eben.

Je weiter die Karawane vordrang, um so dichter wurde das Gestrüpp, um so größer die Schwierigkeiten bei dem Fortschaffen des Bootes. Die einzelnen Märsche, welche indessen nicht länger als vier Stunden sind, erfordern von den Trägern des Bootes oft sechs oder gar acht Stunden Arbeit; kein Wunder, daß sie sich zu beklagen anfangen. Oft mußte man den halben Weg eines Tages mit Axthieben säubern. Am 5. Januar lagerte man in Msungu (80 m) noch am Ufer des Kingani. Während des Marsches durch die überaus reizende und wohl bewässerte Landschaft bekam man zahlreiche Thiere, Büffel, Gazellen, Gnus und Giraffen zu Gesicht, doch konnte sich Giraud ihnen nicht auf Schußweite nähern. Die weite Ebene hat stellenweise das Aussehen einer europäischen Obstpflanzung; auf dem felsigen Boden wächst ein feines, kurzes Gras und hier und da weit von einander kleine Bäume, welche, um die Täuschung vollständig zu machen, ganz das Aussehen und die Größe unserer Apfelbäume haben. Gegen Ende dieses Tagemarsches gelang es dem Reisenden endlich, ein Gnu zu erlegen; im Inneren traf er dieses Thier nicht an, in um so größerer Menge dagegen in der Nähe der Küste.

Jetzt, wo man sich der Landschaft Kutu (welche ebenso, wie das ganze bis zum Livingstone-Gebirge von Giraud durchzogene Gebiet von der deutsch-ostafrikanischen Gesellschaft beansprucht wird) näherte, wurden die Dörfer zahlreicher; man traf ihrer zwei bis drei auf jedem Marsche. Nichts verräth ihre Anwesenheit; man glaubt sich tief drinnen in der Pori zu befinden, bis plötzlich aus einem Gebüsche Schreien und Lachen heraustönt und die Lage eines Dorfes anzeigt. Auch Ackerfelder zeigten sich häufiger, waren aber von geringer Ausdehnung; Mais, Sorgho und Maniok herrschen vor, Reis kommt schon nicht mehr häufig vor, dafür aber gut gehaltene Tabakpflanzungen, welche in den von Giraud durchzogenen Gebieten zu den Seltenheiten gehören. Weiterhin findet man nur in den Dörfern selbst, und zwar am Eingange der Hütten, ein paar Stauden, die meist ihrer Blätter beraubt sind, da der Eingeborene dem Verlangen nicht widerstehen kann, dieselben zu pflücken, sobald sie sich öffnen. Hanf aber wird von ihm fast noch höher als Tabak geschätzt und mit Stumpf und Stiel

zwischen den Händen zerrieben und in die Pfeife gestopft; die dem Genusse folgende Betäubung hilft den Leuten über die Zeiten der Hungersnoth hinweg.

Der Marsch des 6. Januar brachte eine Begegnung, die beinahe übel abgelaufen wäre. Giraud ging mit drei Leuten etwa hundert Schritte vor der Karawane und trat gerade aus einer Lichtung in einen dichten Busch, als die Zweige vor ihm krachten und er sich plötzlich einem riesigen



Der Kingani-Fluß.

Nashorne gegenüber sah, das sofort auf ihn losstürzte, so daß er nur eben Zeit hatte, zur Seite zu springen. Als er sich gefaßt hatte und anlegen wollte, war das Thier auf dem schmalen Pfade schon 35 m weiter gelaufen und jagte die drei Begleiter des Reisenden vor sich her. In diesem Augenblicke gelangte das Gros der Karawane an die Lichtung; in weniger als drei Sekunden hatten sämmtliche Träger ihre Lasten fortgeworfen und stieben nach allen

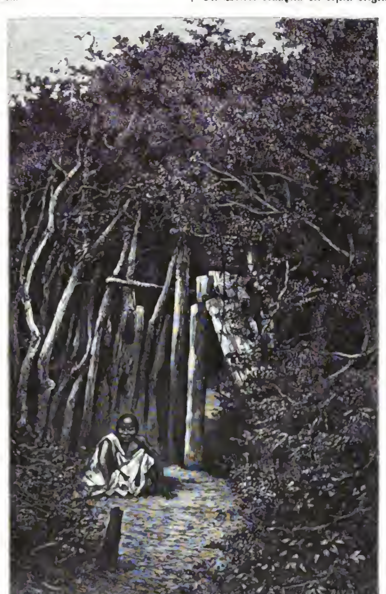


Begegnung mit einem Nashorne.

Richtungen aus einander. Der ungewohnte Lärm machte das Thier stutzig; es machte Halt und schlug sich seitwärts in die Büsche. — Erst gegen 1 Uhr traf man an diesem Tage auf Wasser; die drei folgenden Märsche führten durch ununterbrochene Pori ohne eine Spur von menschlichen Ansiedelungen. Der Weg ging am Mgeta, einem südlichen Zuflusse des Kingani, entlang, den man nicht verlassen darf, ohne sich dem Wassermangel auszusetzen. Alles Land südlich bis zum Rovuma, eine Strecke von 15 Tagemärschen, ist von solcher Trockenheit, daß es seit mehreren

Jahren von allen Eingeborenen verlassen worden ist, und Karawanen dort buchstäblich vor Hunger und Durst umkommen können. Auch Giraud, welcher anfänglich einen geraderen südlicheren Weg nach dem Njassa-See durch das Land der Mahenge einschlagen wollte, sah sich durch die überall eingezogenen Erkundigungen veranlaßt, eine nördlichere Route zu nehmen.

Erst am 10. Januar kam man in bewohntere Gegenden, passirte am 15. Januar das erste Dorf Msogera und lagerte gegen Mittag in Hongo, der angeblichen Residenz des Häuptlings von Kutu. Die Umgebungen der Dörfer waren etwa 3 km weit im Umkreise abgeholzt; es war jetzt die Zeit der Aussaat und überall herrschte reges Leben. Die Weiber benutzten die ersten Regen, welche den Boden



Ein Thor des Dorfes Hongo.

angefeuchtet hatten, um in der glühenden Sonne eifrig zu hacken; kaum daß sie der vorüberziehenden Karawane einen flüchtigen Blick zuwarfen. Hier wird noch Reis in größerer Menge gebaut; aber die Ernte des vorigen Jahres war schon längst aufgezehrt, und nur mit Mühe konnte sich der Reisende Lebensmittel verschaffen, hier in dem volkreichsten Dorfe, das er seit der Küste angetroffen, und zugleich einem der merkwürdigsten. Es liegt innerhalb eines Dorngebüsches von riesigen Dimensionen, durch welches drei Pfade von nicht weniger als 500 m Länge führen; dieselben waren so schmal, daß Giraud die Theile seines Bootes draußen lassen mußte. In einem solchen finsteren, dornigen Gange stößt man auf drei Thore hinter einander, deren jedes in eine starke, kreisrunde Pallisade eingelassen ist. Erst wenn man das letzte durchschritten hat, gelangt man in das Dorf, dessen Aeußeres an diejenigen der Küste erinnert, nur daß hier große Bäume mit breiten, dicht belaubten Aesten kühlenden Schatten gewähren. Die Umwallung mag 400 m Durchmesser haben. Die kreisrunden, spitz zulaufenden Hütten sind geräumig, die Straßen sauber

und gut gehalten. Aber auf dem Wege des Reisenden drängte sich eine dichte, schmutzige, halbnackte Menge Volks, durch welche er sich nur mühsam vorwärts bewegen konnte: kein Gruß, kein Salam, kein Zeichen von Wohlwollen; man glotzte ihn an und spottete über ihn, und alte häßliche Weiber riefen ihm unverständliche Worte zu. Das ist afrikanisches Willkommen. Bald erschien auch der Häuptling, von einer Schaar halbbetrunkener Gesellen begleitet, und ließ eine große Kürbißflasche voll Pombe und eine viel kleinere voll Honig vor dem Reisenden niederlegen. Die Aermlichkeit dieser Geschenke entschuldigte er natürlich mit der herrschenden Hungersnoth, forderte aber im selben Athem Stoffe von zehnmal höherem Werthe dafür. Als ihn Giraud wegen der mit Menschenknochen vermischten Aschenhaufen, die er unterwegs angetroffen hatte, befragte, gab er ihm willig Auskunft über die bezüglichen Gebräuche in Kutu, die weniger grausam als in Uzaramo sein sollten. So oft ein Dorfbewohner stirbt, bestimmt der Mganda Jemanden zum Feuertode; doch kann das Opfer sich dem durch eine Feuerprobe entziehen, indem es seine Hand in einem Kohlenbecken vollständig verkohlen läßt. Wenn es während dessen nicht schreit, wird es für unschuldig erklärt, anderenfalls sofort zum Scheiterhaufen geschleppt.

In der Nacht übersandte Giraud dem Häuptlinge ein schönes Geschenk an Stoffen; der Gebrauch will, daß dies stets in der Dunkelheit geschieht, um die Höhe der Gabe den begehrlichen Blicken des Gefolges zu entziehen, so daß der Häuptling fast alles, was er erhalten, für sich behalten kann.

Vom 11. bis 14. Januar 1884 lagerte die Karawane nach einander in den Dörfern Kisaki, Urembo, Gomero und Kirangué, welche sich sämmtlich die Ehre streitig machen, die Hauptstadt von Kutu zu sein, während in Wahrheit

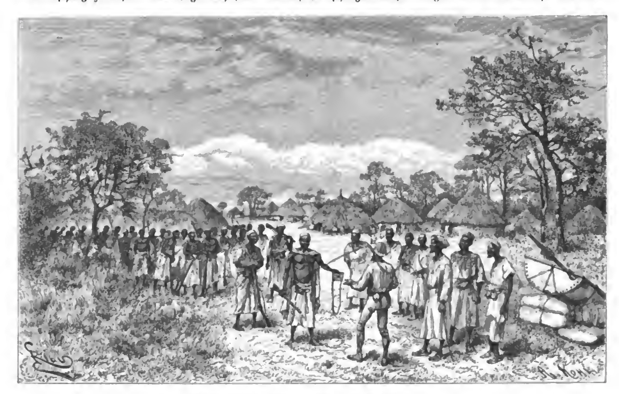


Am Ufer des Mgeta.

die Oberherrschaft nirgends ihr Centrum hat und jedes Dorf vom anderen unabhängig ist. Das ansehnlichste von ihnen zählt nicht mehr als 50 Hütten, welche unter Bäumen am Ufer des Mgeta entlang liegen, durch dessen Sümpfe Giraud mehrere Stunden lang hindurchwaten mußte. Lianen von allen Größen schlingen sich durch die Aeste dieses Waldes, die einen gerade wie eine Walze, die anderen sich zierlich um die Riesenbäume windend, unter denen eine Platanenart sich auszeichnete. Der Weg steigt, je mehr man sich Usagara nähert; in 300 m Höhe über dem Meere erreicht man eine weite Ebene, welche zur Rechten der Berg Wigu, der letzte Ausläufer der Berge von Usagara, überragt. Oft dient der Grund der jetzt trocken liegenden kleinen Schluchten als Weg; unter dem dünnen Humus liegt eine schwärzliche Molasse, die viel Eisenoxydul enthält und stellenweise von dicken Quarzadern durchbrochen wird. Ueberall ist Eisen in Masse vorhanden, besonders in Gestalt von Körnern braunen Hämatits, und es vergeht kein Tag, an welchem man nicht bei einer eisenhaltigen Quelle vorbeikäme. Die **Wakutu** verstehen indessen trotz ihrer verhältnißmäßigen Nachbarschaft mit der durch Zanzibar vertretenen Civilisation diesen natürlichen Reichthum wenig auszunutzen; weiter im Inneren fand Giraud Völker, welche in der Bearbeitung des Eisens viel höher standen als sie, welche nur primitive Lanzenspitzen und noch rohere Hacken anzufertigen vermögen. Ebenso befindet sich die Töpferei noch in den ersten Anfängen; nie sieht man etwas anderes als halbkugelige, mit rohen Figuren verzierte Gefäße. Die Verbindungen mit der Küste sind übrigens spärlich, da die Araber seit 15 Jahren ihre Handelsstraße nach Kutu aufgegeben haben, weil dort die Lebensmittel selten und theuer und Handelswaaren nicht vorhanden sind. Höchstens begegnet man noch einer kleinen Karawane von Wangwana aus Zanzibar, welche eine dreimonatliche Anstrengung nicht scheuen, um einen vereinzelten Elephantenzahn gegen Flinten einzutauschen.

In Kisaki theilen sich die Wege nach Ussango; Giraud schlug den südlichen ein, welcher an der Nordgrenze des Landes der Mahenge entlang führt, weil der nördliche volkreichere Gegenden berührt und deshalb mehr Tribute (hongo) erfordert. Ehe er Gomero erreichte, wo er den ersten Anfall von Dysenterie zu überstehen hatte, traf er auf einige Lager von Massiti oder Mazitu, Räubern von der Küste, die in elenden Hütten aus Zweigen und Stroh hausen; sie müssen sich hier vor den Wakutu in Acht nehmen, welche Flinten führen und selbst weite Raubzüge nach Norden zu den friedlichen Bewohnern Usagaras ausführen.

Während der nächsten Tagemärsche nahm die Krankheit des Reisenden so zu, daß er sich tragen lassen mußte und in Mgunda, wo er am 17. Januar eintraf, zu längerer Rast sich gezwungen sah. Hier ward ihm eine angenehme Ueberraschung zu Theil. Am Tage nach seiner Ankunft zog eine kleine Karawane aus Zanzibar unter den üblichen Flintenschüssen und sonstigem Lärmen und Schreien in das Dorf ein; sie war von dem französischen Konsul Ledoulx abgeschickt, welchen Giraud vor dem Abschiede noch um verschiedene Kleinigkeiten gebeten hatte, eine Bitte, welcher derselbe nun so rasch wie möglich entsprochen hatte. „O Herr! — sagte Songoro, der Anführer dieser kleinen Expedition — was für ein Geschäft, mit acht Flinten in diesem Lande zu reisen. Noch gestern wurden wir von Massiti angegriffen und mußten in den Busch flüchten, wo ein Löwe hauste. Bei der Rückkehr ziehen wir lieber gerade gegen Norden auf einem längst verlassenen Wege und werden uns in Mpuapua einer zur Küste ziehenden Karawane anschließen, als daß wir nochmals allein das Land dieser räuberischen Wakutu passirten." Unter anderen Ueberraschungen brachte Songoro Briefe aus Europa und einen



Ankunft von Briefen aus Europa. Dorf Mgunda.

kleinen Sack Salz, der dem Reisenden sehr erwünscht kam; ein Versuch, den er machte, einen Reisebericht niederzuschreiben, mißglückte; er brachte nur vier Seiten voll zu Papier, worin er seine angegriffene Gesundheit zur Beruhigung der Seinigen als vortrefflich darstellte. Nach 24 Stunden trat Songoro den Rückmarsch an, den er auch ohne Unfall ausführte.

Mgunda, bereits auf der Grenze von Usagara und am Fuße des Hochgebirges gelegen, ist als Sammelplatz aller Ruga-Rugas der Umgegend bekannt, welche von Raubzügen bei den friedlichen Bewohnern der Berge leben. Als Giraud dort durchpassirte, rüstete sich gerade eine Bande derselben zu einer großen Razzia nach Nordwesten; dieselbe führte am Abend des 19. Januar einen einstündigen Kriegstanz vor dem Reisenden aus, zu welchem die Leute die sonderbarsten Trachten angelegt hatten. Der eine trug auf dem Kopfe eine ganze Garnitur von Tukanschnäbeln, die beim Tanzen laut rasselten, andere Mähnen von Giraffen, Zebras oder Antilopen und Büschel von Hahnenfedern in den verschiedensten Anordnungen; ein um den Hals gewundener Fetzen rothen Zeuges vollendete die Ausschmückung, und als Waffen trugen sie Bogen, Pfeile mit hölzernen Spitzen und einen Schild aus Ochsenhaut. Der ganze Tanz hatte nur den einen Zweck, den Reisenden einzuschüchtern und von ihm Tribut zu erpressen, wozu dieser sich aber nicht herbeiließ; erst nach langen Verhandlungen verstand er sich zu einem Geschenke von 7 bis 8 m guten Zeuges. Außerdem aber kostete ihm diese Begegnung noch zwei seiner Träger, welche der Versuchung nicht widerstehen konnten, zu desertiren und sich den Ruga-Rugas anzuschließen.

Am 20. Januar wurde der Weitermarsch angetreten und am 21. die von Nebel umhüllten, hier zu 750 m ansteigenden Abhänge des Mabruki-Berges erstiegen; von den hohen Bäumen, die denselben bedecken, troppte der Regen herab, und der Abhang war so steil, daß man im Nachtlager den Boden abgraben mußte, um das Bett aufzustellen. Alles war so feucht, daß man nur mit Mühe genügend

trockenes Holz finden konnte, um ein kleines Feuer beim Zelte zu unterhalten; darum gab es auch viel Pilze, Champignons, falsche Kaiserschwämme und namentlich einen großen, grauen Boletus, den die Eingeborenen verzehren. Am 23. und 24. Januar wurde der große Sumpf des Makata-Flusses durchzogen, wo das Wasser den Leuten bis zum Knie reichte und es schwer war, ein einigermaßen trockenes Plätzchen für das Lager zu finden. Wild gab es hier in Menge, Giraffen, Zebras, Büffel, Löwen, Hyänen u. s. w.; aber der Reisende fühlte sich so krank, daß er demselben nicht nachgehen mochte. Endlich erreichte man am Vormittage des 25. Januar das Ende des Sumpfes und zugleich den 20 m breiten Makata-Fluß, und eine Stunde später ein kleines, verpallisadirtes Dorf, das Eigenthum eines Arabers von der Küste, welcher hier Sklavenhandel betreibt. Solche „Boma" (befestigte Faktorei) im Inneren des Landes dient diesen Leuten dazu, die schwarze Waare aus der Umgegend zusammen zu bringen und vorläufig zu bewahren; meist besitzen sie dann noch eine zweite in der Nähe der Küste, von wo aus man leicht mit den Sklavenschiffen verkehren und die englischen Kreuzer überwachen kann. Dieselbe ist für gewöhnlich unbewohnt und bietet den englischen Beamten keinen Anlaß zum Argwohn. Sobald aber der arabische Händler durch seine Aufpasser erfährt, daß sich der Kreuzer entfernt hat, läßt er sein Menschenfleisch in Eilmärschen herbeitreiben und verladet es ungesäumt in die stets bereiten Boote.

Die Märsche des 26. bis 28. Januar führten über luftige Höhen, wo sich Giraud etwas von der sumpfigen Atmosphäre des Makata zu erholen vermochte; freilich ermüdete es ihn sehr, tagsüber zwei- oder dreimal bis 1000 oder 1200 m aufzusteigen, um gleich darauf wieder bis 600 m hinabzuklettern. Dafür erfreute und erquickte man sich hier an zahlreichen, fröhlich plätschernden Bächen, welche die vorangegangenen Regentage hatten entstehen lassen. Die Landschaft hier ist fast alpin zu nennen: gerade vor ihnen erhob sich, den Trägern nichts Gutes versprechend, der Berg Para Uranga zu 1500 m. Den ganzen Nach-



Wasagara.

mittag des 28. Januar tobte ein heftiges Gewitter mit unaufhörlichen Blitzschlägen, deren Giraud in der Minute bis zu fünfzig zählte. Die wenig zahlreichen Eingeborenen schienen hier von sanfterer Gemüthsart und größerer Zutraulichkeit zu sein, als die früheren.

Vier Stunden brauchten am nächsten Tage die Träger, um den Kamm des Berges zu erreichen, und das Boot traf erst nach Anbruch der Nacht ein, nachdem wiederholt Verstärkungsmannschaften den eigentlichen Trägern desselben zu Hilfe geschickt worden waren. Als der Nebel hier oben einen Augenblick zerriß, zeigte sich nach Osten hin durch eine breite Thalspalte eine großartige Aussicht: in der Ferne die Uguru-Berge, aus denen der Kingani entspringt, tief unten zu Füßen die großen Makata-Sümpfe traurigen Angedenkens, und gegen Südosten ein Meer kleiner kegelförmiger oder runder Hügel, theilweise von Wolken bedeckt. An den Seiten der Thalspalte stürzten schneeweiße Wasserfälle herab und öffneten sich Schluchten, deren Bäche brausend dem tief unten strömenden Flusse zueilten. Nur Hütten, Glockengeläute und blökende Heerden fehlten, um den Beschauer in die fernen Alpen zu versetzen. Der Marsch des 30. Januar führte noch 500 m bis zu einem 1900 m hohen schmalen Passe, und dann fast senkrecht 700 m hinab in eine große, sumpfige Ebene. Etwa 2 km weit zog sich der kaum fußbreite Pfad an einer 300 m senkrecht abstürzenden Felswand entlang, wo den durch Krankheit entkräfteten Reisenden der Schwindel überkam, so daß er sich zweimal platt auf die Erde legen mußte. Die Zanzibarer dagegen, ebenso geschickt im Gebirge, wie kräftig in der Ebene, zeigten sich in der Ueberwindung dieser wie anderer nicht minder gefahrvoller Stellen von großer Zuverlässigkeit und Energie, und es gelang ihnen, selbst die schweren und unhandlichen Bootstheile ohne Unfall hinabzubringen.

Die von oben gesehen anscheinend ganz flache Niederung zeigte sich beim Herabsteigen mit Hügeln bedeckt, auf denen die Eingeborenen, die Wasagara, ihre Sorgho- und Maisfelder und kleinen unbefestigten Weiler angelegt hatten. Letztere fanden sich auch an den Seiten des Gebirges, stets aber in offener freier Lage, um von dort aus das Herannahen eines Feindes erspähen zu können. Für einen solchen

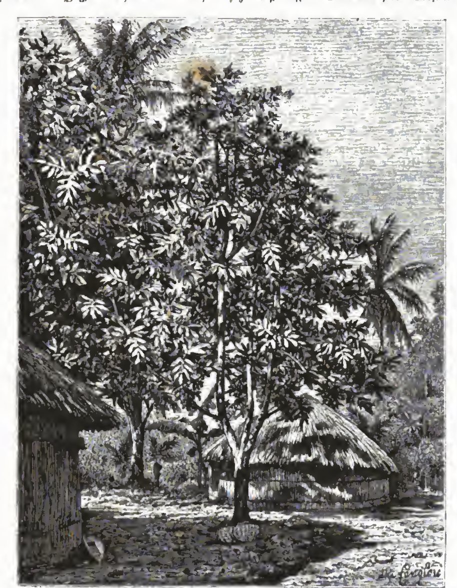
wurde auch Giraud's Karawane gehalten; denn von Hügel zu Hügel erschallte die Alarmtrommel und überall sah man die Eingeborenen sich mit ihrer armseligen Habe flüchten. Da sie stets den Ueberfällen ihrer Nachbarn ausgesetzt sind, halten sie sich beständig bereit, beim ersten Zeichen zu verschwinden, und ihre Dörfer sind daher kaum mehr als improvisirte Lager. Glücklich in ihrer Unabhängigkeit und zufrieden mit der reinen Luft ihrer Berge und dem Ertrage ihrer Felder und Schaf- und Ziegenheerden, leben sie weit zerstreut und unterhalten nur, wenn sie die Noth dazu zwingt, Verkehr mit ihren Nachbarn.

Am 31. Januar marschirte die Karawane über leichteres Terrain bis Kirangawana, wo sie mehr Lebensmittel fand und zwei Ruhetage machte, welche der Reisende zur Jagd, die Träger zu einer kleinen, glücklich beigelegten Meuterei verwendeten.

Die Cook- oder Hervey-Inseln.

II. (Schluß.)

Wie streng die Zucht ist, unter welcher die Eingeborenen stehen, beweist ein kleiner Zug, den Aylic Marin mittheilt. Von einem Ausfluge kehrte er mit einem Gefährten stolz zu Roß in später Stunde nach dem Dorfe Arognani zurück;



Brotbaum oder Maiore (Cook-Archipel). (Nach einer Photographie.)

der Weg war schlecht, die Pferde müde und man entschloß sich, ein Unterkommen zu suchen. Alles schien im Dorfe zu schlafen mit Ausnahme einer alten Frau, welche mit näselnder Stimme laut die Bibel las. Bald fingen die

Hunde an zu bellen, die Kinder an zu schreien und nach einigen Minuten erhob sich die Bevölkerung, um die Reisenden zu begrüßen. Diese begaben sich ohne viel Umstände in ein von prächtigen Maiores (Brotbäumen) beschattetes



Die Königsgräber auf Rarotonga. (Nach einer Photographie.)

Haus. Ein Dutzend wenig einladender Frauen saß auf groben Matten und bereitete das Essen aus Fehi (Musa-fehi) und Taro. Nachdem die Reisenden einen Augenblick sich erholt hatten, gaben sie den würdigsten Matronen



Die große Häuptlingin Tapuni. (Nach einer Photographie.)



Eingeborene der Insel Mauti. (Nach einer Photographie.)

einige Silberstücke — beiläufig bemerkt ist der Piaster die einzige Münze, welche Kurs hat, die kleineren dienen nur zum Schmuck. — Die Mütterchen hatten mit sichtlichem Vergnügen die Gabe angenommen, als mit einem Male,

veranlaßt durch die mißbilligenden Geberden einer der Damen, welche sich aus dem Haufen erhob, alle zu schreien anfingen und den Reisenden das Geld zurückgaben. Die Entrüstung war entstanden, weil das Geschenk von Franzosen herrührte, und dieses Wort ist gleichbedeutend mit Katholiken, da der englische Geistliche beide Ausdrücke häufig verwechselt und jeder Katholik hier beinahe ein Verdammter ist. Wenn die Sache selbst auch vielleicht nicht zu billigen ist, die Disciplin, die durch den Vorgang bewiesen wird, muß bewunderungswürdig genannt werden.

Außer dem eben erwähnten Brotbaume sind alle auf den Inseln des Stillen Oceans vorkommenden Kulturpflanzen hier heimisch; Taro, Kokos und Bananen, welch letztere man auch gähren läßt und aufbewahrt. Die Fauna ist der von Tahiti ganz ähnlich. Von Säugethieren kennt man nur die Ratte seit eben so langer Zeit, als man die Inseln selbst kennt, einen Pteropus, der, sonderbar genug, nur auf einer Insel vorkommt, und zahme Schweine, die anfänglich auf zwei Inseln beschränkt waren. Jetzt sind alle europäischen Hausthiere vertreten, wie denn Williams, wie wir schon gesehen, allerlei neue Sachen auf die Inseln einzuführen suchte. Von Vögeln kommen drei Taubenarten vor; Papageien und Hühner fehlen, doch giebt es vielleicht auf Rarotonga (nach Pritchard, bei Meinicke a. a. O. II, S. 426, ein Apteryx) noch einen besonderen Laufvogel. Einige Eidechsen, wenige Insekten und Schmetterlinge kommen vor; reich aber sind die umgebenden Gewässer an Seethieren, wenn auch Schildkröten nicht gerade häufig gefunden werden.

Das Klima ist sehr angenehm; in der Winterhälfte weht der Ostpassat bei hellem klarem Wetter kräftig durch; in der anderen Jahreszeit wird er von heftigen Westwinden, die von tropischen Regen begleitet sind, unterbrochen; in den Monaten Januar bis März treten Orkane auf, deren Wirkung von den Missionaren als ganz furchtbar geschildert wird. Demgemäß ist der Aufenthalt im Allgemeinen gesund; einheimische Krankheiten sind Wechselfieber, Rheumatismus, Diarrhoe, Augenleiden und namentlich Ausschlagskrankheiten aller Art (doch ist Elephantiasis sehr selten), die jedoch nicht häufig vorkommen. Gefährlicher sind den Eingeborenen die von den Europäern verbreiteten Krankheiten geworden, unter denen hauptsächlich Dysenterie, Skrofeln, Keuchhusten, Masern und Influenza zu nennen sind; durch Einführung der Pockenimpfung haben sich die Missionare ein wirkliches Verdienst erworben. Es giebt noch eine eigenthümliche Krankheit, welche die Kanaken trotz ihrer Bekehrung zum Christenthume als die Folge einer Bezauberung betrachten. Diejenigen, welche von diesem Uebel, einem unerklärlichen Trübsinne, ergriffen werden, zehren langsam ab; die Patienten sehen dem Tode stoisch in die Augen und zimmern selbst, so lange sie noch dazu im Stande sind, ihr letztes Lager. Doch auch andere Krankheiten treffen nach dem Aberglauben, der sich immer noch erhalten hat, den Menschen für manche Vergehen und Verbrechen, deren er sich schuldig machen kann, und so finden wir z. B. zwei alte Begräbnißplätze, die ganz ohne Schutzmauer in der Umgegend von Arognui liegen; die Furcht der Eingeborenen ist der beste Schutz; auch jetzt noch ist die Stelle tapu und wehe dem Unsinnigen, der es wagen würde, sie zu beschädigen. Da ruhen die Vornehmen des Landes, deren Leichen in Zeug gewickelt erst in einem Boote öffentlich ausgestellt, dann aber auf dem allen Vornehmen gemeinschaftlichen Begräbnißplatze bestattet werden. Den Leichen wurden Speisen von dem Opfer mitgegeben, welches dem Gott der Unterwelt, Tiki, dargebracht wurde, damit er den Todten bei sich behalte. Die Zurückgebliebenen trauerten, die Männer, indem sie sich schwarz färbten, die Frauen, indem sie sich kleine Wunden beibrachten. In Mangaia machte man weniger Umstände, man warf alle Leichen in zwei Höhlen, von denen eine für die Vornehmen, die andere für die Geringen bestimmt war. Das Volk war früher allgemein in vier Klassen getheilt; die erste bildeten die Ariki (Könige), deren Fuß nie den Boden berühren durfte, um ihn nicht tapu zu machen; die zweite Klasse waren die Verwalter der Distrikte, die auf den verschiedenen Inseln unter verschiedenen Namen vorkommen und größere Macht als die Könige selbst hatten; die dritte die der Grundbesitzer und die vierte endlich das gemeine Volk. Eigentliche Gesetze gab es nicht; jeder Häuptling entschied nach seinem eigenen Gutdünken und in derselben Weise legte er die Strafen auf. Die jetzigen christlichen Staaten haben gewissermaßen einen modernen, europäischen Charakter; man hat wirkliche Gesetze, auf Rarotonga seit 1827 das Gesetzbuch von Raiatea. Gerichtshöfe mit Geschworenen sind eingeführt und die Polizei wird ganz energisch gehandhabt. Ehe wir Raratonga verlassen, wollen wir hier noch die Beschreibung folgen lassen, welche Williams von der Insel, wie er sie kannte, gegeben hat; man wird daraus ersehen können, auf welch hoher Kulturstufe die Eingeborenen standen, ehe sie durch die Missionare zu weiterer Entwickelung geleitet wurden. Er fand die Insel im höchsten Zustande der Kultur, so daß der Ausblick von den Bergabhängen zum Strande ein wahrhaft entzückender war. Vom Fuße des Gebirges bis ans Meer erstreckten sich regelmäßig angepflanzte Reihen der prächtigsten Südseekastanien (Inocarpus edulis), ungefähr 1000 Schritte von einander entfernt. Die Zwischenräume waren in Tarofelder getheilt, die vier Fuß tief ausgegraben waren und nach Bedürfniß bewässert werden konnten. Die Dämme und die Felder hatten geneigte Abhänge und oben eine sechs bis acht Fuß breite Fläche. Auf diesen Abhängen wuchs der Kape, riesige Taro, während die flachen Dammrücken in regelmäßigen Abständen mit schöngeformten Brotfruchtbäumen bedeckt waren. Um die ganze Insel zog sich ein bequemer Weg, Ara Medua: Mutter (oder nach Anderen Vater) Pfad, durch schattige Bäume vor den Strahlen der Sonne geschützt; etwa 20 bis 30 Schritt vom Wege ab lagen die niedlichen Häuser, zu denen ein mit schwarzen und weißen Steinen ausgelegter Pfad führte. Ruhesitze, aus zwei glatten Steinen (deren einer als Sitz, der andere als Lehne diente) bestehend, befanden sich vor den Häusern, meistens Reliquien aus alter Zeit, die das Volk mit größter Ehrfurcht betrachtete, denn man pflegte zu sagen: hier saß mein Vater oder mein Großvater, oder dieser oder jener große Häuptling. Hier bringen nach der Tagesarbeit die Einwohner die Abende zu, indem sie mit einem in wohlriechendes (?) Oel getauchten Blumenkranze um die Stirn sich gesellig niederlassen und mit jedem redseligen Vorübergehenden über die Angelegenheiten ihrer kleinen Welt sich besprechen.

Nach Aylie Marin befindet sich auch eine Niederlassung der deutschen (Handels- und Plantagen-) Gesellschaft auf der Insel, und er erkennt weiter an, daß die deutsche Handelsmarine am besten in Polynesien vertreten sei, was ihm einen Seufzer entlockt, obwohl sie, wie er gehört haben will, ziemlich schlechte Geschäfte macht.

Die nördlichste aller dieser Inseln ist Aitutaki (Uaitutaké) auf 18° 50′ südl. Br., 159° 44′ östl. L., die 1789 entdeckt wurde; sie ist etwa eine Meile lang und breit, das Innere voller Hügel, die sich nach N steiler, nach S und O sanfter absenken; der höchste erhebt sich bis zu ungefähr 125 m. Vor demselben liegt im NW eine etwa ½ Meile

breite Küstenebene; in der trockenen Jahreszeit besonders ist frisches Wasser sehr wenig vorhanden; an verschiedenen Stellen liegen Riffe vor der Insel, die eine etwa eine Meile breite Lagune bilden, welche durch einen ziemlich gefährlichen Kanal auf der Westseite zugänglich ist. Auf dem Riffe an der Südseite liegen 13 mit Kokospalmen bewachsene Inseln. Als Aylic Marin vor dieser Insel lag — denn die Landung war schwierig —, kamen die Eingeborenen mit Früchten und Geschenken an Bord und bewunderten dann den Dampfer, wobei sie eine große Intelligenz an den Tag legten; endlich wurden sie durch ihre Riechorgane nach der Küche geführt, deren köstliche Gerichte wohlwollend zu ihrer Verfügung gestellt wurden. Diesem Besuche verdanken wir die Mittheilung eines interessanten Portraits, der „großen Häuptlingin" Tapuni, einer zu Tahiti geborenen, an einen Franzosen verheiratheten Dame, welche wegen vieler guten Dienste, die sie den Eingeborenen erwiesen, von letzteren aus Dankbarkeit das erwähnte Ehrenamt erhalten hat. Bei dem Abschiede stimmten die Insulaner einen Psalm an, während der sie begleitende Missionar für die Abreisenden und die Zurückbleibenden mit lauter Stimme betete.

Der Dampfer Aylic Marin's passirte dann Mitiaro (Mitiero), eine kleine, schmale Insel, deren eine Hälfte fruchtbar ist, während die andere aus dürrem Kalkfelsen besteht. In der Mitte der Insel liegt ein schöner, von grünen Sträuchern umgebener See; das dem größten Theile des Strandes angeblich vorliegende Barriereriff konnte Aylic Marin nicht entdecken. Die letzte Insel, welche besucht wurde — eine Gruppe von Eingeborenen wurde daselbst photographirt — war Mauti oder Mauke, die östlichste Insel des Archipels, welche nur etwa 40 Fuß hoch sich aus dem Oceane erhebt; wie Aylic Marin mittheilt, ist es unrichtig, daß sie von Riffen umgeben ist; vielmehr erheben sich die niedrigen Küsten senkrecht aus den Fluthen. Der Boden besteht aus rauhen Korallensteinen, darunter aber fruchtbare Erde. Ein hübsches, von Kokospalmen und Fruchtbäumen beschattetes Dorf der Eingeborenen liegt auf einer von Bäumen umgebenen Wiese.

Zum Schlusse wollen wir einige geographische Angaben über die noch nicht genannten Inseln der Gruppe hier kurz zusammenstellen. Kaitutia (Atiu), im Nordosten von Rarotonga, hat einige Meilen Umfang und besteht aus Hügeln von Korallenkalk, die sich über 100 m hoch erheben und auch Höhlen enthalten. Der Boden scheint fruchtbar, obwohl frisches Wasser zu fehlen scheint; durch vorliegende Klippen ist die Landung sehr erschwert. Nur wenige Meilen von dieser Insel entfernt liegt Takutea, eine unbewohnte flache Koralleninsel. Noch wären zu nennen Manuae, 1773 von Cook entdeckt und Hervey genannt, jetzt verlassen; auf dem Riffe liegen einige bewaldete, aber unbewohnte Inseln, und Palmerston, eine ebenfalls unbewohnte Riffinsel, ohne Einfahrt in die Lagune.

Ueberseeische Vieh- und Fleischproduktion.

Von Dr. E. Jung.

II. (Schluß.)

Die Vereinigten Staaten besaßen nach dem letzten Agricultural Report im Jahre 1883 an Rindern 41 171 000 Stück, an Schafen 49 237 000 Stück und an Schweinen 43 270 000 Stück. Die Fleischkonsumtion der Bevölkerung ist eine außerordentlich starke, an Schweinefleisch allein 2 200 000 Tonnen jährlich oder 42,3 kg pro Kopf, dennoch ist immer noch ein ungeheurer Fleischüberschuß vorhanden (bei Schweinefleisch etwa 1/5 der Gesammtproduktion) und mit rastloser Energie und staunenswerther industrieller Findigkeit hat man es verstanden, diesen Ueberschuß in allen möglichen Formen für den Versandt geeignet zu machen. Nach dem Census von 1880 bestanden damals 872 großartige Schlacht- und Fleischverpackungs-Etablissements, welche jährlich nur für den Export einschlachteten: 1 756 000 Rinder von durchschnittlich 560 kg Gewicht, 2 234 000 Schafe zu 46 kg und 16 Millionen Schweine zu 125 kg. Zur Zeit seiner größten Höhe, im Jahre 1880 bis 1881, repräsentirte der Vieh- und Fleischhandel der Vereinigten Staaten einen Werth von 700 Millionen Mark, der allerdings danach sehr erheblich abgenommen hat [1]).

In Australien ist der Betrieb der Viehzucht dem amerikanischen in vielen Stücken ähnlich. In anderen ist derselbe aber von jenem außerordentlich verschieden. Von einer Niederlassung auf unbesetztem Terrain darf dort nur in höchst seltenen Ausnahmefällen gesprochen werden, in solchen Gegenden nämlich, welche sehr weit ab von jedem Verkehre liegen, und für welche Konkurrenten sich nicht finden. Denn von irgend einem wirklich wünschenswerthen Weidestriche würde ein nicht mit der Concession der Regierung versehener Squatter (Viehzüchter) sehr bald durch den mit allen Rechten ausgerüsteten Pächter verdrängt werden.

Der australische Viehzüchter war bis auf die allerjüngste Zeit fast ausschließlich auf die Produktion von Wolle, Talg und Häuten angewiesen. Büchsenfleisch wurde freilich schon seit einer Reihe von Jahren ausgeführt, indeß bewirkten hohe Löhne und Transportkosten sowie die Abneigung der englischen Konsumenten gegen konservirtes Hammelfleisch, die Hauptmasse der australischen Fleischexporte, sehr schnell einen Rückgang in der Ausfuhr dieses Artikels, die immer geringere Dimensionen annahm, bis der australische Fleischhandel 1880 einen ganz neuen unerwarteten Impuls empfing, als das Problem einer Versendung von ganzen ausgeschlachteten Rindern und Schafen in Eiskammern glücklich gelöst wurde. Im Januar des genannten Jahres passirte das erste Schiff, der „Strathleven" den Suezkanal, welcher in seinen Eiskammern das Fleisch von 70 Ochsen und 400 Schafen nach London brachte.

Die Fahrt hatte 62 Tage gedauert, man war in der heißesten Zeit von Australien abgesegelt und dennoch war das Fleisch bei seiner Ankunft vollkommen frisch. Die Fahrt ist seitdem aber schon um mehr als 20 Tage abgekürzt, die Gefriermethoden sind bedeutend verbessert worden, und der Handel mit frischem Fleische hat einen so bedeutenden Aufschwung genommen, daß seine Wirkung auf die Schafzucht, welche sich, statt wie früher, fast ausschließlich der

[1]) Vergl. Scherzer, Das wirthschaftliche Leben der Völker. S. 303 ff.

Wollproduktion, nun auch der Züchtung von Fleischthieren in größerem Maße zuwendet, schon jetzt deutlich erkennbar ist.

In Australien, wie in Neuseeland, sind in neuester Zeit den amerikanischen ähnliche große Schlachthäuser errichtet worden, die jetzt mit recht guten Resultaten arbeiten. Ihnen werden auf den breiten Wegen, welche, gleich denen in Spanien für die Merinos transhumantes zwischen den eingezäunten Weidegründen und Ackerländern hindurchziehen, die auf den Weiden gemästeten Thiere zugetrieben, jetzt aber auch schon den Eisenbahnen zugeführt.

Die Viehzucht ist in Australien zwar ausnehmend lohnend, sie ist aber dennoch keineswegs überall eine so mühelose Beschäftigung wie in Amerika, wo man wohlbewässerte Weiden noch in Fülle haben kann. Australien ist in sehr vielen Theilen, auch solchen, die reich an nahrhaften Gräsern, Kräutern und Büschen sind, ein wasserarmes Land. Ungeheure Strecken sind daher augenblicklich von der Benutzung gänzlich ausgeschlossen, daß sie dies aber nicht für immer bleiben werden, das erhoffen wir aus den sich mehrenden Berichten von artesischen Brunnen, welche in den verschiedensten Gegenden erbohrt wurden, und von den glücklichen Resultaten, mit welchen man weite und tiefe Schächte bis in wasserführende Schichten trieb, deren Ergebnisse nach Quantität erstaunliche, auch nach Qualität vorzügliche waren. In anderen Gegenden hat man es aber ganz aufgegeben, Bohrungen oder Grabungen zu machen. Es ist außerordentlich viel Geld im Brunnengraben verloren worden. Theils fand man gar kein Wasser, theils war dasselbe so bittersalzig, daß es selbst dem genügsamen Schafe widerstrebte. Nicht wenige australische Squatter haben durch kostspieliges und erfolgloses Suchen nach Wasser den Grund zu ihrem Ruin gelegt. Man befolgt in vielen wasserlosen Gegenden jetzt den Plan der Ausschaufelung großer, seeähnlicher Becken, auf deren Füllung durch Regengüsse man dann hofft. Sind sie einmal gefüllt, so halten sie Jahre lang aus. In Südaustralien hat der durch seine freigebige Unterstützung von Erforschungsreisen wohlbekannte Sir Thomas Elder mehr Geld, Zeit und Mühe auf die Herstellung solcher künstlicher Wasserbecken verwandt als irgend jemand anders in Australien oder auch wohl irgendwo sonst.

Aus einem uns vorliegenden Berichte des ersten Beamten dieses australischen Schäferkönigs ersehen wir, daß allein auf seinen nordöstlichen Weidegründen, lauter Pachtungen, 95 Brunnen gegraben wurden, welche 979 640 Mark kosteten, und 70 „Tanks", große Reservoirs, welche 880 000 Mark zu ihrer Vollendung erforderten. Im Ganzen hat Sir Th. Elder weit über zwei Millionen Mark im Suchen nach Wasser verausgabt.

Das Ausschachten wird mit mächtigen, durch Lokomobilen getriebenen Schaufeln bewerkstelligt, wobei beständig über 100 Leute an einem Tank beschäftigt sind. Ist derselbe endlich bis zur gewünschten Tiefe fertig gestellt, so hat man zuweilen fünf bis sechs Jahre und länger zu warten, bis genügender Regen kommt und sich der Tank mit Wasser füllt.

Glücklicher Weise ist nicht der ganze Erdtheil mit solchem Fluche der Wassersnoth geschlagen. Namentlich ein großer Theil von Queensland, wie auch der von A. Forrest entdeckte Theil Westaustraliens, ist mit stets fließenden Wasserläufen und Teichen in hervorragender Weise gesegnet. Und hier hat sich englisches Kapital in der neuesten Zeit recht lebhaft betheiligt; beispielsweise kaufte der Herzog von Manchester an den Ufern des Fitzroy im nordöstlichen Westaustralien eine große Strecke Landes, um darauf Viehzucht zu betreiben, vielleicht auch später die Kultur tropischer Produkte zu beginnen, wofür Klima und Boden sich vortrefflich eignen sollen. Noch größere Landerwerbungen haben einige in Australien mit englischem Kapital gebildete Genossenschaften gemacht. Es ist schon angedeutet worden, daß die großen Viehweiden, die „Runs", nicht privates Eigenthum, vielmehr Pachtungen sind. Wenigstens ist ersteres die vereinzelte Ausnahme. Denn einmal suchen die Landesgesetze der australischen Kolonien die Entstehung von Latifundien zu verhüten, ohne indeß diesen Zweck völlig zu erreichen, anderntheils aber ist das Land oftmals von so geringem Werthe, daß nur ein äußerst niedriger Preis für dasselbe gezahlt werden könnte, und die australischen Gesetzgebungen haben den Preis für Land ziemlich hoch gestellt.

Man würde bei dem Anblicke vieler Stationen, d. i. Schaf- und Rindviehfarmen, nicht vermuthen, daß das in weitem Umkreise sie umgebende, sorgfältig mit Drahtzäunen eingehegte Land nur gepachtet sei. Namentlich bei den Schaffarmen ist nicht selten ein enormes Kapital nicht nur in Gebäuden und Zäunen, auch in Anstalten für das Scheeren und Waschen der Schafe oder der Wolle und deren Verpackung, für die Tränkung der Thiere rc. angelegt worden, auch umgiebt sehr häufig die Hauptstation ein mit allen möglichen Gewächsen eines warmen Klimas ausgestatteter Garten und Park, sowie ausgedehnte Paddocks für die Gewinnung von Futter für die Arbeitsthiere, so daß man sich alles dies ohne einen wohlgesicherten Besitztitel kaum denken kann. In Queensland fördert eine solche Station sogar die für den Betrieb nöthige Kohle aus einem von ihr erschlossenen Tagebau.

In der That ist auch das in nächster Umgebung der Station liegende Land häufig angekauft, da nämlich, wo keine besonderen Gesetze dem Squatter das Vorkaufsrecht für ein bestimmtes Areal um seine Wohnung sichern und er gewärtig sein muß, daß über Nacht ein Free Selector, ein Landwähler, gerade sein Eigenthum zum Gegenstande seiner Wahl macht. Freilich kann er für alle Verbesserungen nach Abschätzung durch die Regierung volle Zahlung verlangen, das würde ihn jedoch für den Verlust seiner mühsam der Wildniß abgerungenen Heimstätte nicht entschädigen. Wenn er aber wirklich sein Besitzthum verläßt, so ist das eine Ausnahme und noch dazu eine sehr seltene. Jedenfalls thut er das aus freier Wahl, denn abgesehen von jenem Vorzugsrechte geben ihm die australischen Landesgesetze so reichliche Gelegenheit zur Umgehung, daß es nur an ihm selber liegen kann, wenn er seinen Grundbesitz nicht befestigt und ausdehnt, wie es ihm beliebt.

In den großen weiten Strichen Centralaustraliens, wo der Regenfall so launenhaft und, wenn er kommt, für Ackerfrüchte geradezu verderblich ist, hat der Squatter von dem Landmanne nichts zu fürchten. Bis dorthin wird dieser nie gelangen. Aber auch in solche Gegenden rücken die Drahtzäune, so daß der Bedarf an diesem Artikel, der sich jährlich auf 3½ Millionen Mark belaufen mag, keineswegs abnimmt. Hier bedarf der Viehzüchter für gewöhnlich nur weniger Leute, deren Aufgabe es ist, für die Sicherheit der Verzäunungen zu sorgen, damit die in den verschiedenen Unterabtheilungen weidenden Heerden sich nicht vermischen.

Gehen wir aber noch über diese Zone hinaus, so finden wir einen, dem amerikanischen ähnlichen Weidebetrieb, meist nur Rindviehzucht, die weniger Leute verlangt, die auch auf den zuerst besetzten Weidegründen besser gedeiht und der Schafzucht den Weg bahnen muß, indem sie allmählich den Graswuchs verbessert.

Ganz ohne Gefahren ist der australische Viehzüchter aber keineswegs. Abgesehen von den geringen und zu vermeidenden Verlusten an Schafen durch wilde Hunde und Giftpflanzen, den schon bedeutenderen durch Krankheiten,

wie Lungenseuche bei den Rindern, Klauenseuche und Räude bei Schafen, werden die Heerden periodisch in wahrhaft erschreckender Weise decimirt, wenn in Folge anhaltender Dürre Gras- und Wassermangel eintritt und Schafe wie Rinder zu Millionen dahinsterben. Dennoch wächst der Viehstand in gewaltigem Maße von Jahr zu Jahr; Ende 1884 besaßen die fünf Kolonien des Australkontinents nebst Tasmanien und Neuseeland 8 178 745 Rinder und 74 345 954 Schafe und hatten noch vielen Raum zu weiterer Ausdehnung. Mit einem immer allgemeiner werdenden Verlassen des extensiven Betriebes und dem Einschlagen einer mehr intensiven Richtung ist die Viehzucht trotz wiederholter jäher Kalamitäten, wie massenhaftes Viehsterben und tiefer Fall der Preise, noch heute der am meisten lohnende aller Betriebe und wird es voraussichtlich noch für lange verbleiben.

Ihre Aussichten sind trotz des jähen Falles der Wollpreise in jüngster Zeit um so gesicherter geworden, je mehr sich der Export von frischem Fleische nach England als lohnend erwiesen hat. Die Bereitung von Fleischkonserven, welche in Neusüdwales, Victoria, Queensland, Südaustralien und Neuseeland bereits seit vielen Jahren betrieben wurde, war in neuester Zeit immer mehr heruntergegangen, da die englischen Konsumenten eine große Abneigung gegen das in verzinnten Büchsen konservirte Hammelfleisch zeigten, so daß seine Verwendung selbst in Armenhäusern und Strafanstalten nach kurzem Versuche sistirt wurde.

Nachdem aber 1880 jene erste Sendung von frischem Fleische in gefrorenem Zustande glücklich in London angekommen war, ist diesem Industriezweige in Neusüdwales, Victoria, Queensland und Neuseeland ganz besondere Aufmerksamkeit gewidmet worden, so daß 1884 bereits 524 094 geschlachtete Hammel und 5 114 geschlachtete Rinder auf den Londoner Markt kamen. Von den im Ganzen 53 Verschiffungen der Jahre 1880 bis 1883 langten 30 in vorzüglichem, 14 in mittelmäßigem und neun in unbefriedigendem Zustande an. Neuseeland, das erst 1882 in diesen Handel eintrat, war zuerst besonders unglücklich; eine Ladung von 8496 Schafen, die im Oktober 1882 Port Chalmers verließ, verdarb gänzlich und mußte in Java über Bord geworfen werden [1]).

Aber gerade Neuseeland, dessen auf stets grünen Fluren gemästetes Fleisch in London beständig höhere Preise erzielt, als das übrige australische und das nord- und südamerikanische, geht energisch damit um, seinen Export bedeutend zu vergrößern. Die New Zealand Shipping Company und die Shaw Albion Company bauen große, für den Transport von frischem Fleische speciell geeignete Schiffe für das neuseeländische Geschäft, und die letztere Gesellschaft soll sich bereits verpflichtet haben, jährlich 220 000 Schafe oder dem Gewichte nach 17 Millionen Pfund Hammelfleisch nach London überzuführen. Die New South Wales Frozen Meat Company in Sydney und die Australian Frozen Meat and Export Company in Melbourne haben je mit der Orient-Dampfschiff-Gesellschaft ein Abkommen für zwei Jahre getroffen, monatlich ein Schiff mit 5000 Schafen zu befrachten. In Neuseeland sind gegenwärtig 12 Gesellschaften, welche 250 000 Pfd. St. verausgabt haben, mit der Herstellung von gefrorenem Fleische beschäftigt.

Für die Bewohner der Laplata-Länder ist Viehzucht und zwar eine solche der extensivsten Art bis vor wenigen Jahren die hauptsächlichste, ja fast ausschließliche Nährquelle gewesen. In den letzten zehn Jahren hat aber der Ackerbau so rapide Fortschritte gemacht, daß seine Produkte bereits einen sehr namhaften Antheil an der Ausfuhr ins Ausland beanspruchen und die Viehzucht von ihrem alles überragenden Standpunkte mehr und mehr zurückdrängen. Doch haben die Heerden keineswegs an Zahl oder Werth abgenommen, im Gegentheil hat in den letzten 20 Jahren ihr Werth sich nahezu vervierfacht und in Argentinien allein ist die Zahl der Kühe um 24 Proc., die der Schafe gar um 202 Proc. gestiegen [1]).

In früheren Zeiten war es fast ausschließlich das Rind, welches auf den vielen Niederungen längs dem Riesenstrome Parana und dem Uruguay und dem von diesen Flüssen gebildeten Laplata gehalten wurde, und zwar wurde, und wird noch heute mit seltenen Ausnahmen nur extensive Viehzucht betrieben. Es ist eine Viehzucht der aller primitivsten Form, welche das Vieh, noch mehr als das in Australien geschieht, sich selber überläßt. Die einzigen Arbeiten, zu welchen man sich bequemt, sind das Markiren der Thiere mit dem Brandzeichen des Besitzers, das Kastriren der männlichen Thiere und das Abliefern der verkauften Thiere an die Fleischer. Dazu kommt in ausnahmsweise dürren Jahren noch die freilich nicht geringe Arbeit des Tränkens der Heerde aus den zu diesem Zwecke gegrabenen Brunnen und bei einem Verkaufe an einen anderen Heerdenbesitzer das Ummarkiren der verkauften Stücke, eine durchaus nicht leichte und auch nicht ungefährliche Operation [2]).

Man bedarf hierzu fünf Leute, drei berittene und zwei zu Fuß, welche letztere die Markireisen am Feuer erhitzen und gegebenen Falls herbeibringen. Von den Reitern sind zwei mit Lassos versehen, 14 bis 18 m langen, aus roher Rindshaut geflochtenen Strängen, an deren einem Ende ein eiserner Ring befestigt ist, um mit demselben eine Schlinge zu bilden, während das andere Ende am Sattel des Reiters befestigt ist. Die Heerde, an welcher operirt werden soll, ist in den Corral, eine aus starken Pfählen gebildete Viehbucht mit mehreren Abtheilungen, getrieben worden, und es gilt nun, die Schlinge des Lasso einem Stück um die Hörner zu werfen. Sobald sie sitzt, gallopirt der Reiter fort, bis sich der Lasso straff zieht, und sucht das Thier, um es von seinen Gefährten zu trennen, in eine andere Abtheilung zu bringen. So wie es dort angelangt ist, wird ihm der zweite Lasso um die Hinterfüße geworfen und straff gezogen, so daß es bald auf die Seite fällt und hilflos daliegt. Die Anderen eilen sofort mit dem Brandeisen herbei und die Operation ist vollendet. Nun kommt aber der gefahrvollste Theile des Geschäftes, die Befreiung des Thieres. Zu diesem Zwecke naht sich der dritte Reiter, steigt vom Pferde und löst behutsam die Schlinge an den Hörnern, der Lasso an den Füßen wird gelockert und das Thier befreit sich sehr bald selber. Wüthend, wie es nun aber ist, stürzt es sich gewöhnlich, sobald es wieder auf seinen Füßen steht, auf den nächsten seiner Peiniger, welcher oft alle seine Geschicklichkeit aufbieten muß, um dem Angriffe auszuweichen.

Die im Laplata-Gebiete einheimischen Rinder sind durchaus nicht fleischreich; Thiere von $2^1/_2$ Jahren liefern im Mittel nur 250 bis 300 Pfund und dazu ist das Fleisch von etwas grober Faser [3]). Man hat daher aus England Shorthorns und Herefords eingeführt und zieht die letzteren vor, weil sie zwar nicht so mastfähig sind wie jene, aber den Witterungseinflüssen besser widerstehen und auch eine kräftigere und dickere Haut haben, ein sehr wichtiger Punkt

[1]) Vergl. Deutsches Handelsarchiv 1885, Januar- und Oktoberheft, sowie den danach zusammengestellten Artikel im „Export" 1886, Nr. 12.

[1]) Vergl. Mulhall, Handbook of The River Plate. London 1885, p. 20.

[2]) Vergl. Friedrich, Die Laplata-Länder. Hamburg 1884.

[3]) Schultze, Der reelle Estanziabetrieb im unteren Laplata-Gebiete. Hamburg 1886.

für die argentinischen Züchter, welche bisher für ihre Rinderhäute, die auf den europäischen Märkten als die dicksten und festesten bekannt waren, jährlich an 36 Millionen Mark vereinnahmten: was sie durch Einführung der englischen Rassen an Fleisch und Fett gewannen, verloren sie am Werth der Häute.

Die Zahl des Hornviehs in sämmtlichen Laplata-Staaten (Argentinien, Uruguay, Paraguay) und in der brasilianischen Provinz Rio Grande do Sul, in welcher gleiche Verhältnisse herrschen, darf auf 26 Millionen Stück geschätzt werden. Die argentinische Provinz Buenos Aires allein hat nach Mulhall[1]) 4 755 000 Stück Hornvieh, wovon 718 000 Stück auf Thiere der besten Rassen kommen. Die Heerden vermehren sich außerordentlich schnell, da sie außer der Maul- und Klauenseuche, die ihren Grund wohl in ungenügendem Futter und schlechtem Trinkwasser hat, Krankheiten nicht leicht ausgesetzt sind.

Man unterscheidet in den Laplata-Ländern zwei Arten natürlicher Weiden: pasto fuerte oder duro und pasto tierno oder blando. Die ersteren Weiden mit hartem Futter, welche sich meist im Inneren befinden, eignen sich nur oder doch hauptsächlich für Rinder, die zweiten mit zartem, weichem Futter, mehr in den Küstenprovinzen gelegen, sind treffliche Weiden für Merinoschafe. Denn da man bisher ausschließlich auf Wolle züchtete, so verwendete man zur Veredelung vornehmlich Negretti, auch Rambouillet, seitdem man aber mit der Ausfuhr von frischem Fleische begonnen hat, werden auch Böcke der verschiedenen großen englischen Fleischrassen in nicht unbedeutenden Mengen eingeführt. Gegenwärtig schätzt man die Zahl sämmtlicher in den Laplata-Gebieten gehaltener Merinos und feinen Mestizoschafe auf 96 500 000 Stück und die der ordinären Mestizos und rauhen Schafe auf 11 025 000 Stück. Besonderen Gefahren sind die Schafe im Allgemeinen nicht ausgesetzt, doch ist die Sterblichkeit unter Lämmern und unter Neugeschorenen in Folge anhaltender, kalter Regen oft eine sehr große, und auf den niedrig gelegenen Weiden am Salado gehen bei großen Ueberschwemmungen nicht selten Millionen zu Grunde.

Die Wolle ist das Hauptprodukt der argentinischen Viehzüchter, noch wird dieselbe aber ungewaschen verschickt; auch ist sie nicht von besonderer Güte, da argentinische Schafzüchter noch immer die schlechte Gewohnheit haben, ihre Schafe in sehr große Heerden (bis zu 5000 Stück!) einzutheilen. So beläuft sich die Wollausfuhr Argentiniens auf nur 111 000 000 kg, also um 50 000 000 kg weniger als die Wollausfuhr Australiens, obschon es 15 000 000 Schafe mehr als jenes besitzt. Auch leiden die Schafheerden Argentiniens häufig an Räude, die vor ca. 40 Jahren durch englische Böcke eingeschleppt, sich seitdem völlig eingebürgert hat. Leider wird diese verderbliche Krankheit nicht, wie in Australien, durch sorgfältige Ueberwachung und energische Maßregeln jedesmal, wenn sie auftritt, im Keime erstickt. Der Rinderreichthum der Laplata-Staaten wurde bis vor Kurzem wenig ausgenutzt, indem jahrelang nur Häute und Hörner regelmäßig in den europäischen Handel gelangten. Das Fleisch wurde fast nur für südamerikanischen Bedarf verwendet und zwar entweder als Carne tasajo oder als Charque dulce. Carne tasajo nennt man das in dünne Stränge geschnittene Rindsfleisch, das schichtweise mit Salz zu mächtigen Haufen aufgethürmt und danach auf Gerüsten an der Luft getrocknet wird; als Charque dulce bezeichnet man die dünnen Fleischscheiben, welche ungesalzen an der Sonne getrocknet werden, wobei

[1]) Handbook of the River Plate p. 21.

das Fleisch weit mehr Nahrungsstoff behält als bei der ersten Konservirungsmethode. Ausgeführt wird letzteres sehr wenig.

Da nun zum Dörren des Fleisches die volle Hitze der Sonne nöthig ist, so beschränkt sich die Schlachtsaison meist auf die vier heißesten Sommermonate. Dann treiben die Aufkäufer der Besitzer ihr Vieh: Ochsen, Kühe, Stuten, zu den großen Fleischsalzereien, welche die Spanier Saladeros, die Portugiesen Charqueadas nennen. Hier nimmt die Thiere eine starke Einfriedigung von Baumstämmen, ein Corral, auf, aus welchem sie in einen engen Gang getrieben werden, wo der auf einem Trittbrette über ihnen stehende „Desnucador" sein Opfer empfängt, um ihm ein kurzes Messer ins Genick zu stoßen. Die Haut wird an der Luft getrocknet und in den Lagerhäusern, Barracas, durch eine verdünnte Giftlösung genommen, um sie vor Würmerfraß zu schützen. Das Fleisch wird von einer Anzahl mit langen Messern bewaffneter Leute von den Rippen und Knochen getrennt, und in der schon angegebenen Weise behandelt; Fett und Unschlitt werden in großen Dampftalgsiedereien ausgelassen und zur Verschiffung in Fässer gebracht. In die Talgbottiche kommen auch die Knochen, um, nachdem ihnen alles Fett entzogen ist, in einer Knochenmühle in Mehl verwandelt zu werden, das in England sehr begehrt ist. Eine große Anzahl Pferde wird gleichfalls auf Fett, das als animalisches Oel in den Handel gelangt, verarbeitet, während die gesalzenen Häute ein gesuchtes Wagenbaumaterial sind. Mit den Schafen machte man bisher noch weniger Umstände. Die abgehäuteten Thiere wurden ohne Weiteres in die Siedbottiche geworfen, um das Fett zu gewinnen, die überbleibenden Gerippe dienten als Feuerungsmaterial. „Immerhin", sagt Napp[1]), „ein Fortschritt gegen frühere Zustände, wo es durchaus nicht zu den Seltenheiten gehörte, daß Ziegelöfen mit frisch geschlachteten Schafen geheizt wurden." Am Laplata bestehen jetzt 47 Saladeros, von denen 27 zu Argentinien, 20 zu Uruguay gehören. Unter den letzteren genießt die Liebig'sche Fleischextraktfabrik in Fray Bentos am linken Ufer des Uruguay einen wohlverdienten Weltruf.

Der Grund zu diesem großartigen Etablissement wurde bereits 1864 durch den Deutschen Giebert gelegt, dessen Hauptzweck die Fabrikation von Fleischextrakt war und dem es 1865 gelang, nach der ersten, in London als vorzüglich anerkannten Sendung eine Gesellschaft, die Liebig Meat Extract Company, mit einem Kapitale von 500 000 Pfd. St. zu bilden. Sofort wurden nun umfassende Anstalten getroffen, um den Betrieb mit allen Mitteln, welche die Wissenschaft an die Hand gab, zu betreiben. Gegenwärtig beschäftigt das Etablissement, das eine kleine Stadt für sich bildet, 800 Arbeiter, mit ihren Familien eine Bevölkerung von 1600 Seelen. Während der Saison (Mitte December bis Anfang Juli) werden stündlich 80 Rinder geschlachtet, im Ganzen 200 000 Stück; die Fabrik verbraucht 6000 Tonnen Kohle und 1000 Tonnen Salz. Ihre Produkte sind Fleischextrakt, Fleischkonserven, Häute, Talg, Hörner, Knochen, Knochenmehl u. a. m. Der Reingewinn beziffert sich auf 80 000 bis 90 000 Pfd. St. jährlich.

Der Fleischextrakt wurde anfänglich stark überschätzt; man rühmte ihm nach, daß er vegetabilischen Nahrungsmitteln den eigenthümlichen Ernährungswerth des frischen Fleisches oder der animalischen Nahrung gebe und somit Fleisch selbst entbehrlich mache. Ein Pfund Fleischextrakt, zu 300 Pfund Kartoffeln hinzugefügt, sollte gleichwerthig sein mit 34 Pfund Muskelfleisch oder 45 Pfund Markt-

[1]) Napp, Die Argentinische Republik. Buenos Ayres 1876.

fleisch. War dies richtig, so ergab sich bei Benutzung von Fleischextrakt und Vegetabilien stets eine bedeutende Ersparniß gegenüber dem frischen Fleische. Leider haben Versuche von Hofmann dargethan, daß die Pflanzenkost durch Zusatz von Fleischextrakt keinen höheren Nährwerth gewinnt; die Bedeutung des Fleischextrakts beruht vielmehr nur darauf, daß er gestattet, die vegetabilische Kost schmackhafter zuzubereiten, so daß sie selbst bei ungenügender Qualität und unvollkommener Herstellung völlig aufgenommen wird [1]).

Einen weit höheren Nährwerth hat das neuerdings durch eine Bremer Gesellschaft in Argentinien bereitete Fleischmehl, Carne pura, wobei das Fleisch getrocknet und zu Pulver zerrieben wird, doch hat sich dasselbe zu einem Handelsartikel nicht aufschwingen können. Von mehreren Seiten ist auch das Einkochen von Fleisch und Zungen nach verschiedenen Systemen in Blechdosen in Angriff genommen worden. So hat eine französische Gesellschaft bei Concordia in der argentinischen Provinz Entre Rios, der uruguayischen Stadt Salto gegenüber, eine Fleischkonservenfabrik errichtet, welche 8 000 000 kg jährlich für das französische Heer liefern soll [2]).

Den Versuch, frisches Fleisch in gefrorenem Zustande vom Laplata nach Europa zu bringen, machte zuerst 1878 eine französische Gesellschaft, welche in dem kleinen Dampfer „Frigorifique" eine Anzahl von Hammeln in San Nicolas lud und die Seine bis Paris hinauffahrend ihre Ladung in gutem Zustande auf den Markt brachte, ohne freilich Rechnung dabei zu finden. Im nächsten Jahre machte eine andere französische Gesellschaft denselben Versuch. Ein größerer Dampfer, dessen Maschinen eine Kälte von 2° unter Null zu erzeugen im Stande waren, wurde ausgerüstet und nahm gleichfalls in San Nicolas eine Anzahl von geschlachteten Hammeln ein, die er auch trotz eines durch Havarie verursachten längeren Aufenthaltes bei den Kapverden in gutem Zustande nach England brachte. Aber auch dies Unternehmen ließ keine Rechnung finden und die Sache blieb einige Zeit ruhen.

Nachdem nun aber die Australier so gute Erfolge mit ihren Exporten von frischem Fleische gehabt hatten, bildete sich eine englische Gesellschaft mit sehr bedeutenden Mitteln, um sich wieder mit der Ausfuhr von frischem Fleische zu befassen. Danach sind noch mehrere andere Gesellschaften entstanden. Sie alle haben bereits ansehnliche, schnell gewachsene Sendungen nach England gemacht (1883 17 165 und 1884 108 823 Hammel), allein das Resultat ist finanziell eben so wenig günstig gewesen, als die früheren Versuche, hauptsächlich weil weder die Rasse der Schafe noch ihr Gewicht dem englischen Geschmacke entsprach. Aber in neuester Zeit scheint sich die Geschäftslage gebessert zu haben, jedenfalls finden die Versendungen in steigenden Mengen statt. Ein Vergleich mit Australien und Neuseeland zeigt, daß man von gefrorenen Hammeln nach England verschiffte

	1883	1884
Vom Laplata	17 165	108 823
Von Australien	63 733	111 745
Von Neuseeland	120 893	412 349
Zusammen	201 791	632 917

und bis zum 30. September 1885 waren bereits in England angekommen

Vom Laplata	161 461	Hammel
Von Australien	79 038	„
Von Neuseeland	393 405	„
Zusammen	633 904	Hammel,

was im Vergleiche mit dem Vorjahre, dessen volle zwölf Monate diese Ziffer nicht erreichten, eine namentlich für die Laplata-Staaten sehr bedeutende Zunahme zeigt. Bei dem enormen Viehreichthume dieser drei Gebiete sind aber noch weit größere Zufuhren von dort zu erwarten, und ganz ohne Zweifel wird auch Deutschland, das bisher an England einen ausgezeichneten Abnehmer seines Schlachtviehes gefunden hat, unter dieser Konkurrenz noch empfindlicher leiden, als es die Berichte norddeutscher Handelskammern schon jetzt erkennen lassen. Es muß um so mehr in Mitleidenschaft gezogen werden, als auch die der Zufuhr bedürftigen Nachbarländer Frankreich und Belgien einen in wenigen Jahren rasch zu ansehnlicher Höhe gelangten Einfuhrhandel mit überseeischem Fleische betreiben.

[1]) O. Dammer in Meyer's Konversationslexikon, Bd. 19, Jahres-Supplement 1881 bis 1882, S. 299.
[2]) Schultze, Der rationelle Estanziabetrieb, S. 24.

Kürzere Mittheilungen.

F. Ratzel's Völkerkunde.

Wir sind einem schon vor Monaten erschienenen Buche ethnographischen Inhalts noch eine Anzeige schuldig, welche dasselbe seinem textlichen wie illustrativen Inhalte nach wohl früher verdient hätte, dem ersten Bande von F. Ratzel's „Völkerkunde" (Leipzig, Bibliographisches Institut, 1885), welcher die Naturvölker Afrikas (d. h. etwa diejenigen südlich vom 10. bis 12. Grade nördl. Br.) behandelt und sich dabei an ein größeres, doch strenger Gedankenarbeit nicht abgeneigtes Publikum wendet. Eine 96 Seiten umfassende Einleitung über die „Grundzüge der Völkerkunde" eröffnet den stattlichen Band, worin in geistvoller, anregender, wenn auch nicht stets unanfechtbarer Weise solche fundamentalen Fragen, wie Begriff und Aufgabe der Völkerkunde, die Stellung der Naturvölker in der Menschheit, Wesen, Entstehung und Ausbreitung der Kultur, Sprache, Religion, Familie und Gesellschaft, Staat u. s. w. abgehandelt werden. Wie will aber z. B. der Verfasser seine Behauptung (S. 18 und 19) beweisen, daß das höchste Maß politischer Kraftäußerung bei Jägern und namentlich Hirten zu finden sei, während es dem Ackerbauer schwer falle, jene Kraft zu entwickeln? Sind in der That die festesten staatlichen Organisationen der sogenannten Halbkulturvölker durch Verschmelzung dieser Elemente hervorgebracht? Er führt dafür mancherlei Beispiele an: „Das so entschieden ackerbauende Volk der Chinesen beherrschen die Mandschu nach den Mongolen" — aber darf man wirklich die Chinesen zu den Halbkulturvölkern rechnen, und sind dieselben wirklich mit den Mandschu verschmolzen, und was will denn die kurze Zeit der Mandschu-Herrschaft gegenüber der Jahrtausende alten chinesischen Kultur bedeuten? Ferner, „die Perser stehen unter turkestanischen Herren, die Aegypter standen unter Hyksos, Arabern und Türken." Wie viel wiegt denn aber

der Umstand, daß die Dynastie der Chadscharen über Iran herrscht, gegenüber dem, daß dies arische Volk dem Islam verfallen ist; welche Spuren haben die Hyksos in der ägyptischen Kultur hinterlassen, welche große Rolle haben sie in der gesammten ägyptischen Geschichte gespielt? Geht es wirklich an, Chinesen, Perser und Aegypter in einem Athem mit Wahuma und den sehr umstrittenen Tolteken (siehe Stoll) unter die Halbkulturvölker einzureihen? Auch darauf sei hingewiesen, daß z. B. die Balunda, reine Ackerbauer (S. 562), ein Reich von der Größe Deutschlands geschaffen haben, das freilich gerade jetzt im Zerfallen begriffen zu sein scheint.

Ein anderer Punkt, der Widerspruch herausfordert, ist die große Rolle, welche Ratzel (S. 46 ff.) der Entlehnung von Theilen des Kulturbesitzes zuerkennt, im Gegensatze zu R. Andree, der an zahlreichen Beispielen und mit sehr gewichtigen Gründen die mehrfache Entstehung oder Erfindung von solchen (Geräthen, Sitten, Gebräuchen, Aberglauben ꝛc.) an den verschiedensten Stellen des Erdballes verfochten und nachgewiesen hat. Geradezu abenteuerlich klingt es, wenn R. auf S. 49 in Einrichtungen des Lunda-Reiches indische und altägyptische Anklänge finden will! Für dergleichen müssen bindende Beweise erbracht werden, wenn nicht Alles auf den Kopf gestellt werden soll. So wäre noch Mancherlei zu moniren, z. B. der Passus (S. 96 der Einleitung): „Im Malayischen Archipel scheint erst mit dem Eindringen des Islam die Staatenbildung sich über die Abgliederung von Dorfschaften erhoben zu haben"; darüber, und über Staaten wie Padjadjaran und Madjapahit, kann man sich schon bei jedem Konversationslexikon besseren Rathes erholen, ganz abgesehen davon, daß Riesenbauten, wie der ins 6. Jahrhundert versetzte Riesentempel Boro-Budur, schwerlich durch Dorfschaften errichtet worden sein können.

Doch genug davon! Solche Ausstellungen können den Genuß nicht trüben, welchen uns die zum Theil treffliche Schilderung der einzelnen Naturvölker Afrikas bereitet. Den Löwenantheil, über 300 Seiten, tragen die mit besonderer Ausführlichkeit und Liebe behandelten Südafrikaner (Buschmänner, Hottentotten, Kaffern, Betschuanen, Ovaherero und Ovambo) davon; dann folgen etwa 200 Seiten über die Centralafrikaner, vom Zambesi bis hinauf zu den Somali und den Negern des oberen Nil, während die Westafrikaner mit nur 80 Seiten etwas stiefmütterlich bedacht sind.

Ein nicht genug zu schätzender Vorzug des Werkes sind die geradezu prachtvollen, meist originalen Illustrationen (494 Holzschnitte, 10 Aquarelltafeln, 2 Karten), welche zusammen zu bringen ungewöhnliches Verständniß, große Mühe und Arbeit und wohl nicht minder Kosten erforderlich waren. So vorzüglichen Volkstypen, so genauen Abbildungen von ethnographischen Gegenständen, so herrlichen farbigen Tafeln begegnet man selten. Da haben aus ihren Schätzen an Objekten und Photographien beigesteuert Dr. Fabri in Barmen, Missionsdirektor Wangemann, Prof. Fritsch, Felkin, Dr. Falkenstein, Dr. Pechuël-Lösche, Dr. M. Buchner, Richard Buchta (ganz besonders stark vertreten), Pruner Bei u. A.; auf die älteren Reisewerke von Livingstone, Cameron, Stanley, Serpa Pinto, Schweinfurth, Holub, du Chaillu ꝛc. ist nur zurückgegriffen worden, wo es in unseren Sammlungen an Originalen gebrach — und das mit großem Rechte, denn einzelnen dieser Reisenden ist man leider gezwungen, geradezu Mißtrauen entgegen zu bringen. Um so reichlicher wurden für die Illustrirung die ethnographischen Sammlungen in Berlin (Museum für Völkerkunde und Missionshaus), London (British Museum, Christy Collection, Church Missionary Society), Frankfurt a. M., München, Wien und Stockholm ausgenutzt. (Hätte nicht auch die Sammlung des Trocadéro in Paris Mancherlei ergeben?) Das, was der erste Band der „Völkerkunde" aus dem Berliner Museum bringt, muß das lebhafteste Interesse auf diese demnächst zu eröffnende, großartige Sammlung lenken; um dieselbe recht zu verstehen, wird Ratzel's Buch als trefflicher Kommentar dienen.

Potanin, Eine Todtenfeier zu Ehren Tschingis-Chan's[1]).

Pontanin ist nicht nur als kühner Reisender, sondern auch als vorzüglicher Forscher, und Sammler auf dem Gebiete der vergleichenden Mythologie bekannt. Seine zahlreichen Notizen und Schriften, namentlich aber der großartige vierte Band seiner Schilderungen der nordwestlichen Mongolei sprechen für eine überraschende Beherrschung des Stoffes. Allerdings fordern die Kombinationen Potanin's mitunter eine scharfe Kritik heraus, ja es erscheint das Unternehmen, auf dem Felde mongolischer Mythologie vergleichende Studien auszuüben, dem mit den bezüglichen Schwierigkeiten, der Ausdehnung und den Beziehungen des Gegenstandes zu anderen Gebieten Vertrauten als ein ungemein kühnes und keineswegs ungefährliches. Mit dieser Reserve wollen wir gern den hohen Werth der Potanin'schen Studien und Sammlungen anerkennen und in diesem Sinne können wir auch die vorliegende kleine Studie begrüßen, die uns eine reiche Fülle von interessanten Legenden und traditionellen Bräuchen vorführt. Potanin beschreibt uns die von Przhewalski (Reisen von 1870 bis 1873) nur kurz erwähnten Heiligthümer von Ordos. Es sind das die Gebeine Tschingis-Chan's, seiner Frau und die Kleider einer anderen Frau. Die Heiligthümer sind in verschiedenen Tempeln, welche übrigens nicht viel mehr als Filz-Jurten sind (Potanin hat die photographische Abbildung der Grabstätte Tschingis-Chan's beigefügt), untergebracht. Die Frau, deren Kleider im kleinen „edschen-choro" aufbewahrt werden, wird in Verbindung mit dem Tode Tschingis-Chan's gebracht. Der Chan hatte sie von ihrem Gemahl geraubt; sie machte ihn, da er sie den Warnungen ihres Gemahls zum Trotze nicht untersucht hatte, in der Nacht vermittels einer Scheere zu einem Verschnittenen. Der Greis starb an den Wunden im Thale des Flusses Tsch'shamchak. Das Weib entfloh und stürzte sich in den Fluß Chatungol; nur ihre Kleider wurden gefunden (wie bei Przhewalski). Der Tschingis-Bogdo war ursprünglich ein „dakshin burchan", eine dunkle Gottheit; eine Annäherung an dieselbe war für Vogel, Mensch und Pferd tödtlich. Ein buddhistischer Heiliger machte die Gottheit zu einer gutartigen und stiftete an Stelle der menschlichen Opfer thierische, wie sie noch heutzutage ausgeübt werden. Er schloß aber auch die Gebeine Tschingis-Chan's in einen Kasten mit drei Vorhängeschlössern ein und nahm die Schlüssel zu sich; es befinden sich dieselben im Kloster Taschi-Chlunbo; Niemand aber weiß, was der Kasten birgt. Die Mongolen von Ordos huldigen dem messianischen Glauben, daß Tschingis-Chan auferstehen (auch von Przhewalski kurz erwähnt), und sie dann siegreich in seine und ihre gemeinsame Heimath führen werde, welche im Nordwesten liegt (darum werden die Sättel in der Richtung nach Nordwesten gelegt, so auch der Sattel Tschingis-Chan's in seinem Heiligthume) und Altaj-Changaj, Altyn-Tebschi (letzteres bedeutet „goldener Trog") genannt wird; um von dem Bogdo erkannt zu werden, pflegen sie auch bunte Fähnchen an und vor ihren Wohnungen auszuhängen. Die Darchaten, die Hüter der Heiligthümer, suchen angeblich nach dem bereits erstandenen Bogdo. Es ist dies ein dreijähriger Knabe, der unter den ihm vorgelegten zehn gleichen Tassen und Löffeln dasjenige Stück herausfinden wird, dessen der Bogdo sich persönlich bedient hat. Die Darchaten, 50 „Höfe" stark, sind angeblich die Nachkommen der Diener Tschingis-Chan's, sie sind die Bewahrer seines Schwertes und sonstiger Reliquien, und erfreuen sich bedeutender Freiheiten und Privilegien. Sie sammeln Spenden ein,

[1]) Iswestija d. Kais. Russ. Geogr. Ges. St. Petersburg. Bd. 21, 1885, Lief. 4, S. 303 bis 316.

d. h. sie fordern sie den Gläubigen ab, sie spielen bei der von Potanin genau beschriebenen und am 21. des 6. Mondes am Flusse Tsch'shamchak stattfindenden Todtenfeier eine große Rolle und lassen die Gläubigen und selbst die Noionen ihre bevorzugte Stellung ganz bedeutend empfinden. Eine Analyse der festlichen Bräuche und der auf die Heiligthümer bezüglichen Legenden und Traditionen führt Potanin zu der Annahme, daß Tschingis-Chan und seine Frau Dschudshin ursprünglich Gottheiten von Ordos waren. Die Todtenfeier sowie die Legenden zeigen Spuren von ehemals gepflegten Menschenopfern, die zur Zeit Tschingis-Chan's nicht mehr existiren konnten. Vielleicht hat Tschingis-Chan selber sich den Namen der Gottheit von Ordos beigelegt, gerade wie ein Tschacharen-Chan in der Epoche der Dynastie Ming den Namen Tschingis-Chan's annahm.

Petri.

Aus allen Erdtheilen.

Asien.

— Nachdem der Pik von Indrapura vor acht Jahren durch Mitglieder der Niederländischen Sumatra-Expedition zum ersten Male bestiegen worden war, hat jetzt einer der zu den Triangulirungsarbeiten von Sumatra detachirten Unterofficiere, Sergeant-Major Wolff, diesen Zug zum zweiten Male unternommen; einem Berichte über diese zweite Besteigung, der in Tydschr. Aardryksk. Genootschap 1886, S. 177 enthalten ist, entnehmen wir Folgendes: Der Sergeant-Major bei der Triangulation von Sumatra, A. F. Wolff, bestieg den Pik von Indrapura im December v. J. in der Absicht, auf der höchsten Stelle des Berges einen Beobachtungspfeiler zu bauen, welcher zur Bezeichnung eines der Eckpunkte des primären Dreiecknetzes von Sumatra dienen sollte. Es glückte ihm, den Gipfel zu erreichen und auf dem höchsten Punkte des Kraterrandes einen Pfeiler zu errichten. Von Lubuk Gedang aus gebrauchte er vier Tage bis an den Ursprung des Flusses Timbulan, wobei er abwechselnd dem linken und dem rechten Flußufer folgte; am fünften Tage wurde die Spitze des Berges erreicht, wo man noch die Reste der von den Mitgliedern der Sumatra-Expedition gebauten Hütte antraf. Vorher hatte Herr Wolff einen Zug nach einer östlich gelegenen Bergspitze, dem Gunung Tudjuh, gemacht, wo der Wald, soweit wie nöthig, gefällt und ein Beobachtungspfeiler gebaut wurde. Mit noch sechs anderen Bergspitzen bildet der Gunung Tudjuh (Berg Sieben) ein Randgebirge, welches einen prächtigen See einschließt, dessen Wasserspiegel etwa 2200 m über dem Meeresspiegel liegt; dasselbe ist in dem neuen Atlas von Niederländisch-Indien von Stemfoort und ten Siethoff unter dem Namen Danau Gunung Tudjuh verzeichnet. Der Marsch von Lubuk Gedang nach Gunung Tudjuh war sehr mühevoll; man benutzte so viel wie möglich bestehende Elephantenpfade und, wo diese aufhörten, mußte man sich mit der Axt einen Weg durch den dichten Wald bahnen; es dauerte 15 Tage, bis das Ziel erreicht war. Soweit diese Elephantenpfade sich in der Nähe der bewohnten Orte befinden, trifft man häufig Elephantenfallen an, welche sehr einfach, aber doch sehr scharfsinnig eingerichtet sind. Zwei zu beiden Seiten des Weges befindliche Bäume werden in der Höhe von etwa 20 m durch einen Querbalken verbunden, an diesem Querholze wird ein etwa 5 m langer Block an einem dünnen Rotanstricke aufgehängt; der Block hat etwa 29 cm Durchmesser. Der Strick, welcher um den Querbalken hinläuft, wird längs eines der Bäume nach dem Boden und um ein neben dem Pfade eingeschlagenes Pfählchen geführt. Unter dem scharf angespitzten Blocke befindet sich eine etwa 30 cm tiefe, 50 cm breite Grube, welche mit Blättern und dürren Zweigen bedeckt ist, an einem der dürren Zweige ist das Ende des Strickes befestigt. Die Wirkung der Falle ist einfach, aber nach Angaben der Eingeborenen sehr sicher; natürlich sind sie aber auch für Menschen gefährlich und muß daher auf solchen Wegen die größte Vorsicht gebraucht werden.

— Kapitän Beeston ist in die Dienste der britischen Nord-Borneo-Gesellschaft getreten, um das Land geologisch und geographisch aufzunehmen, und ist nach dem bereits von Frank Hatton besuchten Segama-Flusse aufgebrochen, wo er angeblich Gold führende Lagerstätten untersuchen will.

Inseln des Stillen Oceans.

— Kapitän John Strachan wird in nächster Zeit eine neue und wichtige Forschungsreise nach Neu-Guinea unternehmen, nachdem er erst im Januar d. J. von dort wieder in Sydney eingetroffen war (s. „Globus" Bd. 49, S. 271). Er hat nun folgenden Plan gefaßt. Er will auf 12 Monate, vollständig ausgerüstet, im Mai d. J. von Sydney aus auf dem Schoner „Summer Rose", 130 Tonnen, eine neue Reise nach Neu-Guinea antreten. Von 141° östl. v. Gr., der östlichen Grenzlinie des holländischen Gebietes, wird er die zur Zeit noch unbekannte, nach Nordwest streichende Küste verfolgen und näher erforschen. Er wird dann die schmale Dourga-Straße in 7° 30′ südl. Br. und 139° östl. L. v. Gr., welche Frederick Henry Island vom Festlande trennt, passiren und dann nach der Providential Bay in 5° 30′ südl. Br. und 138° 15′ östl. v. Gr. fahren, wo er die Mündung eines wichtigen Flusses zu entdecken hofft. Von da wird er einen westlichen Abstecher nach den Arru Islands in 6° 25′ südl. Br. und 134° 30′ östl. L. v. Gr., deren nördliche kleine Insel Dobbo einen Handelsplatz bildet, unternehmen. Nachdem er dort Dolmetscher engagirt hat, wird er die Küstenfahrt bis Mc Cluer oder Berau Inlet, im äußersten Nordwesten und in 2° 30′ südl. Br. und 132° 30′ östl. L. v. Gr., fortsetzen, darauf die westlich unter 130° östl. L. v. Gr. gelegenen beiden Inseln Ceram und Mysol besuchen und sich dann über Celebes und das südliche Borneo nach Batavia begeben. Hier wird sich Kapitän Strachan mit dem holländischen General-Gouverneur in Verbindung setzen und die nöthigen Arrangements treffen, unter denen Forschungsreisenden und Pflanzern die Besitzergreifung von Land im holländischen Neu-Guinea und auf den holländischen Inseln im Malayischen Archipel gestattet ist. Die Rückreise gedenkt er über die Inseln Timor, Timor Laut und Flores zu nehmen, und hofft im Februar 1887 wieder in Sydney einzutreffen.

Inhalt: Victor Giraud's Reise nach den innerafrikanischen Seen. II. (Mit sechs Abbildungen.) — Die Cook- oder Hervey-Inseln. II. (Schluß.) (Mit vier Abbildungen.) — Dr. E. Jung: Ueberseeische Vieh- und Fleischproduktion. II. (Schluß.) — Kürzere Mittheilungen: F. Ratzel's Völkerkunde. — Potanin, Eine Todtenfeier zu Ehren Tschingis-Chan's. Von Prof. Petri. — Aus allen Erdtheilen: Asien. — Inseln des Stillen Oceans. (Schluß der Redaktion: 10. Juni 1886.)

Redakteur: Dr. R. Kiepert in Berlin, S. W. Lindenstraße 11, III Tr.
Druck und Verlag von Friedrich Vieweg und Sohn in Braunschweig.



Mit besonderer Berücksichtigung der Anthropologie und Ethnologie.
Begründet von Karl Andree.
In Verbindung mit Fachmännern herausgegeben von
Dr. Richard Kiepert.

Braunschweig Jährlich 2 Bände à 24 Nummern. Durch alle Buchhandlungen und Postanstalten zum Preise von 12 Mark pro Band zu beziehen. 1886.

Victor Giraud's Reise nach den innerafrikanischen Seen 1883 bis 1885.

III.

(Sämmtliche Abbildungen nach Skizzen und Photographien des Reisenden.)

Die Märsche des 3. bis 5. Februar förderten nur wenig, da der Pfad beständig über Höhen und durch Schluchten führte und durch strömenden Regen ziemlich schwierig gemacht wurde. Die Dörfer, welche man sah, waren sämmtlich unbedeutend und hoch gelegen, Lebensmittel selten und theuer; doch konnte sich Giraud ab und zu eine Schale Milch von den jetzt zahlreicher werdenden Ziegenheerden verschaffen. Um ihre Vorräthe vor ihren geschworenen Feinden, den Wahehe, zu schützen, verbergen die Wasagara sie im Dorngestrüppe, welches alle Schluchten rings um die Dörfer bedeckt, und zwar in ganz kleinen, runden, spitz zulaufenden Hütten, welche zum Schutze gegen Ratten und Schlangen auf hohen Pfeilern ruhen. Sobald sich der Feind nähert, werden letztere abgehauen, so daß die Vorrathskammer in das dichte, undurchdringliche Gebüsch hinabstürzt und dort verschwindet.

Von Charakterpflanzen treten hier mehrere Euphorbienarten auf, ferner kleine Orchideen auf Baumästen und trotz der Höhe von 1300 m ab und zu ein Baobab; alles das verleiht der Landschaft etwas Tropisches, das zu dem grauen, düsteren, herbstlich dreinschauenden Himmel in auffallendem Gegensatze steht. Vor Maroro, wo man am 6. Februar eintraf, war ein ausgedehnter Wald von Euphorbien und anderen Milchsaft enthaltenden Pflanzen zu durchziehen, durch welchen man mit Messer und Axt einen Pfad für die Bootsträger bahnen mußte; die Masse der Euphorbien und ihr Reichthum an Milchsaft war so groß, daß nach dem Passiren der Karawane der Pfad von letzterem buchstäblich weiß gefärbt war.

Maroro liegt zwar noch in Usagara, besitzt aber schon ein paar Tembes, jene langen Hütten mit flachem Dache, wie wir sie in Uhehe wiederfinden werden. Auch die in Usagara üblichen Bogen und Pfeile sind verschwunden und haben der kleinen Wurflanze von Uhehe Platz gemacht. In Kriegszeiten bedient man sich auch eines elliptischen Schildes aus Antilopenhaut, während es Flinten nicht giebt, da keine Karawanen hierher kommen und Pulver mitbringen. Im Ganzen zeigten sich diese Wasagara als redliche Leute; nur hinderte ihre Sucht, bei dem geringsten Anlasse zu fliehen, sehr am Vorwärtskommen, da Giraud täglich einige Stunden darauf verwenden mußte, mit ihnen freundschaftliche Beziehungen anzuknüpfen.

Am 7. Februar gelangte die Karawane ganz unerwartet an den 60 m breiten, 8 m tiefen, hier in nordsüdlicher Richtung rasch fließenden Ruaha, welcher den Weg vollkommen versperrte. Sein Wasser war roth, schlammig, mit Lehm von den Ufern dick erfüllt; es war anscheinend in den letzten Tagen um 2 m gestiegen und immer noch im Steigen begriffen. An ein Durchwaten des Stromes war nicht zu denken, so daß Giraud alsbald beschloß, sein Boot zusammen zu setzen und zu erproben, ob es während der zweiwöchigen Bergwanderung nicht gelitten hätte. Es dauerte fast einen vollen Tag, das Fahrzeug zu montiren, die Beulen herauszuklopfen, und die Fugen mit geöltem

Zeuge sorgfältig zu kalfatern. Zum höchsten Erstaunen der Träger, welche das nicht für möglich gehalten hatten, schwamm das eiserne Ding wirklich, und zwar mit großer Sicherheit und Eleganz, während auf dem gegenüberliegenden Ufer eine Schaar Eingeborener mit offenem Munde und Augen dastanden und offenbar an Zauberei dachten. Bis zum Abend aber war der Uebergang bewerkstelligt, das Boot wieder aus einander genommen und die einzelnen Theile zum Tragen hergerichtet, und man konnte in dem 2 km stromabwärts sehr hübsch am rechten Ufer gelegenen Dorfe Kinkua übernachten, welches bei dem Reisenden wegen der Freundlichkeit seiner Bewohner und seines Reichthumes an Kleinvieh die besten Erinnerungen hinterließ.

Der nächste Marsch führte über eine wellige, wildreiche Ebene, über welcher fern im Westen der letzte Bergzug von Usagara sich zeigte; das Lager wurde auf einer ausgedörrten Fläche neben einem großen Felsen aufgeschlagen, der in einer Höhlung glücklicher Weise etwas Regenwasser darbot. Der Boden ist von Oker geröthet, voller Spalten und Risse und mit der scheußlichen schattenlosen und dornigen Acacia horrida bewachsen. Tagsüber eine glühende Sonne, gegen Abend das übliche Gewitter, Verhältnisse, welche nach Aussage der Träger durchaus an die Landschaft Ugogo erinnern. Am 12. Februar stand das Lager in Mdaïra, am Fuße jener eben erwähnten Bergkette, jenseit deren Uhehe liegt. Dort „kochen" die Einwohner etwas Salz, lassen es in Gefäßen zu dicken, runden Broden eintrocknen und verkaufen es in der Umgegend. Das Rohmaterial findet sich als Ausblühung am Flußufer und wird nebst dem anhaftenden grauen Schlamme in Wasser gelöst, dann durch eine Lage Kräuter filtrirt und schließlich durch langsame Abdampfung krystallisirt. Dieses einfache Verfahren, welches ein schwärzliches Produkt liefert, kehrt überall in Afrika in salzführenden Gebieten wieder; es erregt im Munde eine Empfindung wie mit Salzlauge getränkter Sand, und dennoch mußte Giraud zwei volle Jahre hindurch froh sein, dieses Surrogat zu besitzen.

Vorrathshäuschen der Wasagara im Dickicht.

In demselben Dorfe befanden sich einige Wahehe, welche ganz in der Nähe und in guten Beziehungen zu den Wasagara lebten, welche letzteren sonst unaufhörlich von der Bösartigkeit und Grausamkeit der Wahehe zu erzählen hatten und damit Giraud's Träger in große Furcht versetzten. Diese hier waren schöne, gut gebaute Leute von hochmüthigem, ungezwungenem Benehmen, vollkommen nackt und nur das Haupt mit einem von Fett und Schmutz starrenden Stücke Zeug bedeckt. Zweien unter ihnen fehlten die Ohren; auf Befragen erzählte einer davon bereitwillig seine Geschichte: „Wir Wahehe, unser Geschäft ist der Krieg; jedes Jahr, wenn die Ernte kommt, ziehen wir nach Urori, Usango oder Usagara, um Frauen und Kinder zu rauben. Einmal hatten wir bei Merere ein Dorf erobert, alle Männer erschlagen oder verjagt und die Frauen gefangen genommen. Ich und mein Bruder waren gerade noch beschäftigt, in einer Hütte die letzte Sklavin zu binden, als ein großes Geschrei ertönte: die Einwohner kehrten mit Verstärkung zurück, und im Handumdrehen waren wir beide ergriffen und zu Gefangenen gemacht. Wir waren noch jung und tauglich zum Arbeiten, darum ließ uns Merere unseren Kopf und schnitt uns nur die Ohren ab. (Dabei machte der Erzähler mit einem Finger die entsprechende Geberde und lachte ausgelassen.) Ein paar Tage thaten wir so, als ob wir arbeiteten; dann aber verschwanden wir eines schönen Morgens auf Nimmerwiederkehr in der Steppe."

Was das Lachen des Erzählers anlangt, so ist es Thatsache, daß der Neger physischen Schmerz nicht so sehr empfindet wie wir, und daß sein weniger oder anders entwickeltes Nervensystem davon nicht ebenso berührt wird. Außerdem steht der Schmerz, wie alles andere auch, unter dem Einflusse der Umgebung, des „Milieu"; in einem Lande, wo die halbe Bevölkerung von Geschwüren aller Art zerfressen wird, wo Blindheit allgemein ist, und man dem abstoßendsten Elende auf Schritt und Tritt begegnet, kann man wirklich den Verlust eines Ohres als etwas Geringfügiges ansehen.

Am 13. Februar Nachmittags begann die Ersteigung des fast 3000 m sich erhebenden Bergzuges auf steilem Pfade; ein Tag genügte nicht zu dessen Ueberschreitung, und so lagerte man bei Einbruch der Nacht in einer Schlucht, umgeben von einem kalten, durchdringenden Nebel, in einem wahren Winterwetter. Die Leute waren sehr erschöpft und begannen zu murren; aber am folgenden Morgen ging Alles seinen Gang, wie gewöhnlich. Wenn der Neger durch seinen Leichtsinn und Sorglosigkeit sich einerseits zu Fehlern und selbst zu Verbrechen, deren Schwere er nicht versteht, hinreißen läßt, so sind jene Eigenschaften doch andererseits auch die Quelle des Guten. Er vergißt rasch die Vergangenheit, lebt nur für die Gegenwart und denkt niemals an die Zukunft; wenn eine acht Tagereisen lange Pori vor ihm liegt, wird er höchstens für drei Tage Lebensmittel mitnehmen.

Der entsetzliche steile Aufstieg bis zu dem 2200 m hohen Passe, einem der niedrigsten Punkte in der ganzen Kette, dauerte sechs Stunden und erforderte ganz außerordentliche Anstrengungen; viel hätte nicht gefehlt, und das schon so weit transportirte Boot wäre auf dieser Stelle liegen geblieben. Nur die Aussicht, daß es von nun an nur noch bergab ginge, stachelte die Träger zur äußersten Kraftentfaltung und ließ das schwere Stück gelingen. Fortwährend hüllte dichter Nebel die Karawane ein, der aber, als sie die höchste Stelle erreicht hatte, zeitweilig zerriß und dem erstaunten Auge einen Ausblick auf die vom Sonnenlichte überstrahlte Ebene von Uhehe gewährte. Kaum 400 m unter dem Passe beginnt eine weite grüne Prärie, die von Bächen und Flüssen durchschnitten, fern im Westen von Höhen begrenzt wird, welche man erst nach zweiwöchigen Märschen zu überschreiten haben wird. Eine lange Kette



Die Acacia horrida.

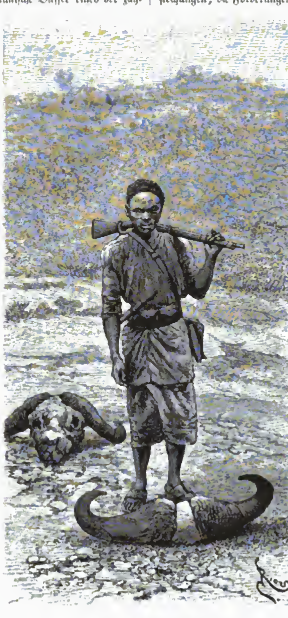
von 200 bis 300 m relativ hohen Felshügeln bezeichnete in der Ebene die Richtung, welche die Karawane einzuschlagen hatte. Die Abhänge des hohen, eben überschrittenen Gebirges, die Felshöhen und die Ebene waren mit riesigen Granit- und Gneisblöcken bedeckt, welche die Verwitterung von den Gipfeln gelöst hatte; die Eingeborenen scheinen mit den herabstürzenden Felsmassen schon üble Erfahrungen gemacht zu haben, denn ihre einzeln stehenden und elend aussehenden Tembes liegen nicht am Fuße des Gebirges, sondern erst inmitten der Ebene. Erst um 3 Uhr war der erste derselben, ein langes, halb verfallenes Gebäude, in welchem einige Kühe standen, erreicht; alsbald umdrängte eine lärmende, spöttische, fast feindlich gesinnte Menge die Ankömmlinge, und ließ überall das Wort „Krieg" hören. So viel war klar, daß man von diesen Wilden nicht ohne Weiteres die nöthigen Lebensmittel erhalten würde, und so begab sich Giraud mit acht Begleitern auf die Suche nach Büffeln, ohne aber bis Einbruch der



Wahehe.

Nacht Erfolg zu haben. Während der Nacht wurde die Boma (Pallisade) des Lagers noch verstärkt, und mit Tagesanbruch macht sich Giraud wieder mit einer Anzahl Begleitern auf, sah auch alsbald eine Heerde von vielleicht hundert Stück in gestrecktem Galopp bei sich vorbeijagen. Dieser ging er nach und traf auch sehr bald auf ein paar friedlich weidende Nachzügler, wovon er einen tödtlich verwundete. Aber bekanntlich ist der afrikanische Büffel eines der zählebigsten wie gefährlichsten Thiere; nach einander jagte ihm Giraud sechs Kugeln in die rechte Schulter und wandte sich dann, ihn für kampfunfähig haltend, nach dem anderen um, als jener, die Schnauze dicht über der Erde, die Augen von Blut geröthet, wüthend aus nächster Nähe auf seinen Angreifer losstürzte. Im selben Augenblicke aber krachte ein Schuß dicht dabei, und der Büffel stürzte verendet fast vor Giraud's Füßen nieder; der früher schon erwähnte Hassani Bogo (d. h. Hassani der Büffel), der von da an zu den Lieblingen des Reisenden zählte, war sein Retter gewesen. Größte Kaltblütigkeit zeichnete denselben aus und machte ihn im Verein mit Waghalsigkeit und Gewandtheit zu einem vorzüglichen Jäger.

Im Lager hatte sich die Sache zwar insofern etwas gebessert, als einige Eingeborene etwas Mehl zum Verkaufe gebracht hatten, aber andererseits verlangte der Dorfhäuptling Tribut, erklärte es für unerhört, daß der Reisende Uhehe betreten habe, ohne zuvor bei dem Oberhäuptlinge Mkuanika durch Boten die Erlaubniß dazu erbeten zu haben, und verweigerte ihm einen Führer. Am nächsten Tage (16. Februar) versperrte ihm eine feindlich gesinnte Volksmasse den Weg und setzte es durch, daß er zunächst seinen Dolmetsch Tuakali mit zwei anderen und einem Geschenke an den mit der Grenzbewachung betrauten Häuptling Marawano absendete. Erst spät am Abend kehrten die Boten zurück; Marawano hatte zuerst das Geschenk höhnisch zurückgewiesen und es erst nach langen Verhandlungen angenommen unter der Bedingung, daß Giraud am nächsten Tage einen großen Hongo (Tribut) bezahle und an der ihm angewiesenen Stelle lagere. Was blieb ihm zunächst übrig, als sich zu fügen? So errichtete er am 17. Februar Morgens sein Zelt an der verlangten baum- und wasserlosen Stelle, 400 m vom Tembe Marawano's entfernt, und machte sich auf längere Verhandlungen gefaßt; denn er wollte nicht nachgeben, weil er sonst in jedem Tembe hätte zahlen müssen, und er wußte zudem, daß nur der große Mkuanika allein sich das Recht anmaßte, Karawanen zu brandschatzen. Und wirklich gelang es ihm durch zähes Ausharren, sowie durch klug angebrachte Bestechungen, die Forderungen Marawano's, welche dieser nicht persönlich, sondern durch Vermittelung von vier Msagiras, eine Art von Ministern, stellte, auf $^2/_3$ herabzudrücken und es durchzusetzen, daß ihm Lebensmittel verkauft werden und er und seine Leute auf die in der Umgegend zahlreichen Zebras und Antilopen Jagd machen durften.

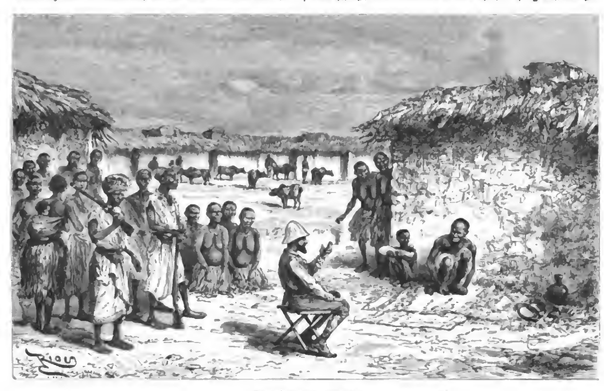


Der Jäger Hassani Bogo.

Das Volk von Uhehe ist in Wahrheit ein schöner Menschenschlag und namentlich die Männer stehen weit über den elenden Wasagara; das Auge weilt mit Vergnügen auf diesen großen, gut gebauten und kräftigen Gestalten. Der Kopf ist regelmäßig, das Gesicht viereckig, die Nase kurz, aber gerade, die Lippen keineswegs dick und der Mund gut geformt. Obwohl die Wahehe, wie alle von Milch lebenden Völker, ziemlich fett sind, so artet das doch nie zu ungeschlachter Korpulenz aus und bei Erwachsenen findet sich niemals ein Schmerbauch. Die krausen Haare werden in verschiedenen Formen zugestutzt, aber nur wenig oder gar nicht geschoren; ihr Wuchs ist viel schöner als derjenige der Zanzibarleute Giraud's, obgleich diese in Frankreich schon für hübsche Männer gelten würden. Ihr stolzes, hochmüthiges Benehmen, das von Charakter zeugt, läßt zudem auf einen höheren moralischen Standpunkt schließen; daneben aber geht ihnen in wahrhaft empörender Weise jedes Gefühl für Scham ab.

In der Umgebung ihres Tembe gehen die Wahehe gewöhnlich ohne Waffen umher, eine für Afrika sehr ungewöhnliche Erscheinung. Da sie stets bereit sind, sich unter einander zu zanken, falls sie ihre Streitlust nicht an einer Karawane auslassen können, haben sie es für klug gehalten, für gewöhnlich unbewaffnet zu gehen, um die Folgen solcher jeden Augenblick ausbrechenden Zänkereien möglichst

abzuschwächen; aber sobald das Kriegsgeschrei ertönt, dauert es keine zwei Minuten, daß Jedermann in voller Waffenrüstung dasteht. Der kleine mit Widerhaken versehene Wurfspieß, wie er in Urori üblich ist, ist gewissermaßen



Eingeborene von Uhehe.



Lager der Expedition.

auch die einzige Angriffswaffe der Wahehe. Marawano aber besitzt z. B. 20 Flinten, die er sorgfältig in seinem Tembe verschlossen hält und nur bei großen Gelegenheiten unter seine Leute vertheilt. Als Schutzwaffe dient überall ein ellip-

tischer Schild aus Ochsen-, Büffel- oder Zebrahaut; der Länge nach durchzieht ihn auf der Innenseite ein Baumast, der ihm Festigkeit verleiht und zugleich als Griff dient.

Wenn der Mann in Uhehe sich körperlicher Vorzüge rühmen kann, so ist das Weib deren gänzlich bar und kann geradezu häßlich genannt werden. Bis in sein 15. Jahr besitzt das Mädchen allerdings etwas Anziehendes, und ihr spöttisches, schamhaftes Lächeln ist wahrhaft graziös; aber mit dem 20. Lebensjahre ist das Alles verschwunden. In einem Punkte indessen, und nur in diesem einzigen, steht das Weib über dem Manne: es besitzt ein gewisses Schamgefühl; allerdings ist das Stückchen Zeug, Baumrinde oder Leder, worin dasselbe zum Ausdrucke kommt, mitunter sehr klein, aber es fehlt doch niemals gänzlich. Seine Kleidung besteht gewöhnlich aus einem, um den Leib gebundenen Thierfell, das zugleich als Tasche für ein, an dem Rücken der Mutter sich anklammerndes Kind dient. Zwei auf dem Kreuz sich verbindende Riemen helfen das Gewicht desselben tragen, und vom Gürtel fällt bis auf die Mitte der Schenkel eine Menge Riemen, die aus dem Felle selbst geschnitten sind, herab. Ueberall in Uhehe ist Vielweiberei in Uebung; oft genug wird die Herrschaft über ein Dorf demjenigen, welcher die meisten Weiber besitzt, übertragen, denn er ist natürlich der reichste. Marawano z. B. besaß deren etwa 50.

Marawano, welcher der Landessitte entgegen seiner Neugier folgte und den Europäer besuchte, war keiner von jenen Trunkenbolden, wie sie sich unter den afrikanischen Häuptlingen so häufig finden, sondern ein würdiger, an das Befehlen gewöhnter Mann von 50 Jahren — für Afrika ein Greis —, der in seinen Fragen und Antworten Intelligenz und gegen seinen Gast schließlich einige Liebenswürdigkeit verrieth. Diese gute Laune benutzte Giraud, um möglichst bald die Weiterreise anzutreten. Zuletzt erhielt er noch von dem Häuptlinge den guten Rath mit auf den Weg, den Wahehe nicht zu trauen und sich klug zu benehmen, wenn er nicht mit allen großen Dörfern in Kampf gerathen wolle.

Am 20. Februar wurde weiter marschirt und in Msombe gelagert, am 21. in Msogiri, am 23. Februar nach einem langen wasserlosen Marsche in einem kleinen lichten Gehölze, in dessen Umgegend am Abend eine erfolgreiche Büffeljagd veranstaltet wurde. Bei Sonnenuntergang kehrt jeder in das umzäunte Lager zurück, die einen mit einem blutigen Stück Wildpret, die anderen mit abgestorbenen Baumstämmen und Aesten beladen; die besten Stücke, Herz, Leber, Zunge und etwas Fett, eine große Seltenheit, übergiebt Hassani dem Koche seines Herrn. Sobald die Nacht hereinbricht, flackern rings um das Zelt gleichzeitig 25 Feuer auf; der übliche Mehlbrei wird gekocht und an Holzstäben aufgereiht schmort die zerschnittene Jagdbeute am Feuer. Hockend oder nachlässig hingestreckt, fangen die Schwarzen in Gruppen von dreien oder vieren an, ihre langen Geschichten zu erzählen und zufrieden ruht dabei ihr Blick auf den lodernden Flammen; der eine schneidet sich mit seinem schlechten Messer eine Schuhsohle zurecht, die er morgen, wenn Zeit dazu ist, trocknen will, ein anderer dreht mit Zuhilfenahme der Zehen aus Rindenfasern einen Strick, und die Anführer reißen mit lauter Stimme ihre Witze. Nach allen Seiten hin fliegen die Worte, hinüber und herüber. Es kostet Mühe, in diesen Leuten, deren Schwatzen erst um Mitternacht langsam aufhört, die ganz ermatteten Elenden wiederzuerkennen, die Mittags fast leblos neben ihren abgeworfenen Lasten zu Boden sanken.

Am 24. Februar zog die Karawane wie auch am vorhergehenden Tage durch fast unbewohntes Land; am 25. Februar aber näherte man sich Kuirenga, der gewöhnlichen Residenz des mächtigen Mkuanika, und in Folge dessen wurden auch die Tembes zahlreicher und die Bevölkerung unruhiger und zudringlicher.

Flachküsten, Meeresströmungen und Brandung.

Von Dr. Pechuël-Loesche.

I.

Alles Feste ist der Zerstörung durch chemisch und mechanisch wirkende Kräfte ausgesetzt. Durch die Wasserläufe wird ununterbrochen, außer den gelösten Bodenbestandtheilen, auch das Lockere, Verschiebbare thalwärts befördert. Wo die Gewässer an Geschwindigkeit einbüßen, wo sie zur Ruhe kommen, da bleibt das am Grunde fortgerollte und geschobene Material liegen, da sinkt das schwebend mitgeführte zu Boden.

Ein Fluß ist bei einer Geschwindigkeit von 4 km in der Stunde nicht mehr im Stande, derbe Sande schwebend fortzutragen; die unruhige Bewegung seiner Gewässer, der durch sie verursachte Auftrieb ist zu gering geworden. Er hört auf, sie am Grunde fortzuschieben, wenn daselbst die Strömung nur noch 1 km in der Stunde zurücklegt. Wie die derben Sande bei einer mittleren Stromgeschwindigkeit von 4 km niedersinken, so setzt sich auch die feinste Flußtrübe unbehindert zu Boden, wenn die mittlere Geschwindigkeit auf 0,6 km verringert ist.

Daher bilden eingeschaltete Landseen, wo die Stromgeschwindigkeit sehr vermindert oder nahezu aufgehoben wird, treffliche Abklärungsbecken für die trübsten Fluthen angeschwollener Wasserläufe. Daher können im Meere, wo die Landgewässer vergehen, die derberen Sinkstoffe nicht über die eigentliche Gestadezone hinausgelangen.

In Mündungsgebieten, wo die Böden der Abflußrinnen beträchtlich unter dem tiefsten Niveau des Meeres liegen, füllen die Landgewässer das Bett nicht bis zum Grunde aus, sondern fließen auf dem in der Tiefe eingedrungenen Seewasser hin. Dessen Bewegung ist in trichterförmig geöffneten Mündungen, bei dem an offenen Flachküsten ohnehin geringen Unterschiede der Gezeiten, nur eine mäßige; stark kann sie unter Umständen erst fern vom Meere werden, wo die Rinne sich rasch verschmälert. Kräftige Tiefenströmungen entstehen nur innerhalb derjenigen Mündungen, welche geräumige Becken abschließen und ungewöhnlich verengt sind, so daß selbst eine geringe Niveauschwankung ein Ab- und Zufließen bedeutender Wassermassen durch eine Oeffnung von ungenügendem Querschnitte mit sich bringt.

Die Untersuchung dieser Vorgänge ist mit einfachen Mitteln auszuführen. Es genügen zwei gleich große, ver-

korkte und durch eine möglichst dünne Schnur oder besser feinsten Draht verbundene Flaschen, von denen die eine so weit mit Wasser gefüllt ist, daß sie untersinkt, aber von der zweiten, die als Schwimmer dienen soll, noch getragen wird. Nachdem die Tiefe des Bettes gelothet ist, wird der beide Flaschen verbindende Draht zu solcher Länge bemessen, daß die sinkende Flasche nicht den Boden erreicht, sondern frei in der unteren Wasserschicht schwebt. Sobald der kunstlose Apparat ausgeworfen ist, zeigt sich trotz großer Stromgeschwindigkeit der oberen Schichten des Aus- oder Eingehenden, daß die schwimmende Flasche durch die in der Tiefe schwebende ganz außerordentlich gehemmt wird — falls entsprechende Grundströmungen fehlen. Neben sie geworfene Stückchen Holz eilen ihr weit voraus.

Ebenso einfach ist nachzuweisen, ob Süß- oder Salzwasser die Tiefen erfüllt, bis zu welcher Entfernung von der Küste letzteres am Grunde einer Rinne einzudringen vermag. Dazu dient eine leere Flasche, die derartig verkorkt ist, daß ein gewisser Druck den Stöpsel einzutreiben vermag. Sie wird äußerlich belastet, an dünner Schnur befestigt und langsam versenkt. Die aufbrodelnden Luftblasen zeigen annähernd genau an, wann der Kork dem Wasserdrucke nachgab, und die Länge der abgelaufenen Schnur giebt die Tiefe an, wo Süßwasser oder Salzwasser in die Flasche drang. Mittels der nämlichen Senkflasche, die in schlechte Wärmeleiter gehüllt worden ist, lassen sich zugleich Temperaturunterschiede zwischen Höhen- und Tiefenschichten der Gewässer, sei es im Meere, sei es in Aestuarien, mit befriedigendem Erfolge feststellen.

Diese Untersuchungen sind zwar roh, aber lehrreich genug. Wo kräftige Grundströmungen nicht nachzuweisen sind, kann auch eine Beförderung groben Materiales am Boden entlang nicht geschehen, mag die Oberflächenströmung noch so heftig sein. Es können bloß Aufschüttungen, Ablagerungen stattfinden. Diese werden räumlich zunehmen und bis in das Bereich von Strömungen emporwachsen, welche kräftig genug sind, um das nachfolgende Material über sie hinwegzudrängen.

Wie die Wassermassen eines Flusses im Wechsel der Jahreszeiten zu- oder abnehmen, werden sich auch in dem nämlichen Mündungsgebiete die Strömungsverhältnisse ändern und nach der Tiefe wie nach der Seite eine verschieden große Wirkung ausüben. Auch wird diese nicht dauernd in derselben Richtung stattfinden, wird die Hauptströmung nicht immer derselben Bahn folgen. Denn die Lage der Aufschüttungen wird verändert, neue Untiefen entstehen, die Strömung wird abgelenkt. So werden Uferstrecken unterwühlt, Inseln abgetragen, neue Inseln angesetzt, versandete Altwasser in Hauptstromrinnen oder letztere in erstere verwandelt, und sogar neue Mündungen durchgebrochen, wobei große Massen des im Mündungsgebiete angesammelten lockeren Materiales plötzlich in das Meer, an das Gestade hinausgedrängt werden.

Je nachdem diese Veränderungen sich vollziehen und die Brandung vom Gestade her einwirkt, mag die frühere Mündung auch vollständig geschlossen werden, trotz bedeutender Tiefen innerhalb und oberhalb derselben; oder die frühere und die später durchgebrochene Mündung oder eine Mehrzahl derselben mag fortbestehen. So schafft ein Fluß im Verein mit der Brandung auch ein vorgeschobenes Delta, ohne vorher sein Mündungsgebiet gleichmäßig zugeschüttet zu haben, wenn das in die Gestadezone gedrängte Material durch die Brandung nicht an der Küste entlang vertheilt, sondern aufgehäuft wird.

Diese Veränderungen geschehen so rasch, unter so mannigfaltigen Umständen und in so bedeutendem Maße, die Ursachen sind so verwickelter Art, daß sie ohne eingehende Untersuchung des Besonderen in jedem Falle nicht erklärt werden können. Die individuelle Gestaltungskraft eines sedimentreichen und regelmäßige Hochwasser führenden Flusses ist, da sie sich in einem verhältnißmäßig kleinen Gebiete äußert, der Gegenwirkung positiver oder negativer Niveauveränderung unter allen Umständen überlegen. Nur im Großen und Ganzen mag das Auftauchen neuen Landes oder das Abschwemmen alten Landes durch Veränderungen des Meeresspiegels beschleunigt oder verzögert werden. An offenen Küsten geschieht es nie ohne Mitwirkung der Brandung.

In genügend tiefen Theilen von Mündungsgebieten, wo das Ausgangsthor geräumig und der Unterschied der Gezeiten nur gering ist, wo also das Seewasser eindringt und dauernd verharrt, strömt das mit Sedimenten beladene Flußwasser auf ihm, wie auf einer nachgiebigen Unterlage hin. Daher der gleichmäßige Zug der ausgehenden Gewässer, die sich bloß noch an gelegentlichen Untiefen sowie an den Ufern stoßen. Nur an diesen Stellen wälzen sie sich noch in der bekannten Weise durch einander, wodurch das Abräumen des Verschiebbaren, das Fortführen schwebender Bodenbestandtheile ermöglicht wird.

Für die letzteren verhalten sich die gleichmäßig abziehenden, nicht gewaltsam umgetriebenen Gewässer nicht wie fließendes, sondern wie ruhiges Wasser, in welchem sie je nach ihrer Schwere verschieden schnell, aber durch keine Gegenbewegung aufgehalten stetig zu Boden sinken. Sie werden also nur so lange und so weit fortgetragen, als sie Zeit brauchen, um aus dem Bereiche der Strömung in die Tiefe zu gelangen.

Die derben Sande setzen sich zum Theil bereits innerhalb tiefer Mündungsgebiete zu Boden, von wo sie bei den oben erwähnten gewaltsamen Veränderungen bald hier bald da massenhaft in die Gestadezone hinausgedrängt werden; der Rest lagert sich vor der Mündung ab. Denn dort, nach dem Eintritte in das Meer, beruhigen sich auch die wildesten Gewässer sehr schnell, obwohl sie der vollständigen Vermischung mit Salzwasser noch länger widerstreben, falls das Meer unbewegt ist, also ein gewaltsames Durcheinanderrühren nicht stattfindet. Unter günstigen Umständen sind vereinzelte Flecken mißfarbigen Landwassers noch in ziemlicher Entfernung von Flußmündungen zu beobachten.

Selbst das Ausgehende von sehr großen und schnell fließenden Strömen breitet sich unfern der Mündung bereits in einer so dünnen Schicht auf dem Meere aus, daß hindurchfahrende Dampfer einen Streifen klaren Seewassers aufpflügen. Bei Untersuchung der mißfarbigen Schicht ergiebt sich, daß in geringer Entfernung vom Lande darin nicht mehr Sandkörner von einer Größe enthalten sind, um bei dem Reiben zwischen den Fingern fühlbar zu werden. Die derben, der Gestadezone eigenthümlichen Sande sind bereits versunken.

Nur die feinste Flußtrübe ist noch nachzuweisen und diese mag durch Meeresströmungen auf größere Entfernungen von der Mündung verschleppt werden, je nach der Stärke der Strömung und der Tiefenwirkung derselben. Denn wiederum kann die Verschleppung nur so lange währen, als die unbehindert sinkenden Bodenbestandtheile Zeit brauchen, um aus dem Bereiche der Strömung zu gelangen.

Diese am weitesten verschleppte feinste Flußtrübe kann indessen zur Verflachung des Gestades, zur allmählichen Bildung von Neuland nur an solchen Orten beitragen, wo sie, durch vorgelagerte Strandwälle, Untiefen und Inseln gegen die Einwirkung der Brandung geschützt, sich ungestört abzusetzen vermag. Geschehen irgend welche Veränderungen,

wird der Landschutz zerstört, findet eine bedeutende negative Niveauveränderung statt, so daß die Brandung die in ehemals abgeschlossenen Meerestheilen oder in ehemals genügend tiefem Wasser an offenen Küsten entstandenen Schlammbänke zu erreichen vermag, so werden diese aufgewühlt, ihre Bestandtheile hinweggeführt und weiter verbreitet wie vordem als Flußtrübe.

Dieses feinste, den Schlick bildende Material ist demnach überhaupt nicht betheiligt an der Verflachung offener Gestade, an dem Aufbaue der Nehrungen und Strandwälle. Es verhält sich im Spiele der Wogen und Rollen durchaus anders als die gröberen Sedimente, die derben Sande, aus welchen vorzugsweise die Bauwerke in der Brandungszone zusammengesetzt sind.

Wenn diese Sande nicht bloß unter Wasser abgelagert, sondern an Küsten auch zu neuen Landgebilden aufgehäuft werden, so ist der Vorgang nicht mehr unmittelbar auf die Thätigkeit der Wasserläufe, sondern auf die des Meeres zurückzuführen — und zwar um so ausschließlicher, je ferner von Flußmündungen das Neuland zu Tage tritt.

Gilt das Abfegen der Küsten, die umfangreiche Verschleppung der von den Landgewässern zugeführten derben Sedimente, das seitliche Verlegen von Flußmündungen durch die Meeresströmungen für erwiesen, so ist aus der Gestalt und Lage eines neuen Landgebildes in der That auf die vorherrschende Richtung einer Strömung zu schließen. Und umgekehrt ist deren Vorhandensein zu bezweifeln, wo ihr vorausgesetzter Verlauf mit der Form des Neulandes nicht zu vereinbaren ist. So wäre denn aus der Thatsache, daß Cap Lopez in Unterguinea, eine niedrige Sandzunge, nach Nordwesten vorspringt, ganz richtig geschlossen worden, daß im Mündungsgebiete des Ogoweflusses noch die kühle von Süden andringende Benguelaströmung und nicht die entgegengesetzte warme Guineaströmung vorwalte.

Wäre dieser Schluß richtig, so würden daraus sogleich verschiedene andere zu folgern sein, die mit der in jenen Gebieten erfahrungsmäßig gewonnenen Kenntniß in einem nicht auszugleichenden Widerspruche ständen. Ein Zug im Kartenbilde würde demnach genügen, um die aus unmittelbarer Anschauung an Ort und Stelle hervorgegangenen Resultate nicht nur zu ersetzen, sondern sogar umzustoßen.

Die Guineaströmung erstreckt sich jedoch nicht bloß vorherrschend, sondern höchst wahrscheinlich ganz regelmäßig bis weit südwärts von dem Ogowegebiete. Sie erreicht mindestens noch die Bai von Yumba, häufig genug aber auch noch weiter südlich gelegene Punkte. Selbst wenn sie bloß vorherrschend, also während der größeren Hälfte des Jahres noch an der Ogowemündung vorüberzöge, dagegen während einiger Monate vor der entgegendrängenden Benguelaströmung zurückwiche, könnte nur bei sehr genauer Kenntniß der Stärke der letzteren ein Schluß auf deren Antheil an der Entstehung jener Küstengebilde gewagt werden.

Cap Lopez habe ich im vergangenen Jahrzehnte allein in unmittelbarster Nähe viermal passirt, und die südlichen Gestade zwei- und dreimal so oft hin und wider reisend untersucht. Im August und Mai, im März und November der Jahre 1874, 1876, 1882 zog die Guineaströmung gleichmäßig an diesem Punkte — wo hart am Lande 20 bis 40 Faden Tiefe gelothet werden — vorüber nach Süden. Im August 1874 wurde sie erst an der Loangobai durch die Benguelaströmung von der Küste abgedrängt. Im Juli und September 1875 lag die Grenze beider Stömungen zwischen der Bai von Loango und der Mündung des Kuilu; im Februar 1876 herrschte für einige Tage eine von Norden kommende Strömung bei Tschintschotscho und Landana; im folgenden März und April lag die Grenze weiter nördlich, an der Tschilungabai, und im Mai desselben Jahres war sie wieder südwärts vorgerückt bis nahe zur Loangobai.

Die sehr verschiedene Farbe der beiden Strömungen, das Auftreten der einer jeden eigenthümlichen Lebewesen, sind so charakteristische Kennzeichen für die verschiedene Herkunft der Gewässer, daß sie einem jeden einigermaßen aufmerksamen Beobachter auffallen müssen. Das Thermometer löst schließlich jeden Zweifel.

Im Jahre 1882 fand ich die Verhältnisse noch mehr zu Ungunsten der Benguelaströmung verändert. Im März d. J. folgten wir der Guineaströmung — oder, wenn man will, deren namenloser Fortsetzung — nicht nur bis zu der durchschnittlichen Südgrenze, die zwischen den Baien von Yumba und Loango zu suchen ist, sondern bis nach Landana, der Bai von Cabinda und schließlich bis zur Congomündung. Im April und Mai desselben Jahres fand ich sie auf einigen Küstenfahrten auch südlich vom Congo gleichmäßig herrschend. Sie zog noch bei Makula, Ambrizette, Muserra und Kinsembo vorüber, und überall, sowohl hart an der Küste wie bis etwa acht nautische Meilen seewärts — der Kapitän unseres Dampfers hatte Eile und konnte nicht wohl einen noch größeren Umweg nehmen — schwankte die Temperatur der Gewässer zwischen 26,0° und 26,6° C. Das sind Temperaturen, die, wie ich an anderem Orte nachgewiesen, an jenen Küsten sonst nicht vorkommen. Das mißfarbige Congowasser wurde trotz der während des Tages wehenden Südwestbrise weit südwärts abgetrieben und alle Schiffe schwangen vor ihren Ankern nach Süden — eine in jenen Gebieten sehr auffällige Erscheinung.

Von der kühlen Benguelaströmung war nicht eine Spur zu bemerken, selbst nicht in der Brandungszone und am Strande, wo doch das etwa in der Tiefe entgegengesetzt sich bewegende und zur Küste drängende kältere Wasser hätte theilweise emporsteigen und die Temperatur herabsetzen können.

Nach Aussage aller befragten Küstenbewohner und Seeleute, welche aus alter Erfahrung gerade mit diesen Verhältnissen recht gut vertraut sind, herrschten die ganz ungewöhnlichen Zustände bereits seit länger als einem halben Jahre. Noch im folgenden November bestanden sie unverändert fort. Etwa ein Jahr zuvor hatte auch der Congo — wie öfters schon in früherer Zeit — im Süden von seiner eigentlichen Mündung und von Point Padrão, wieder einmal eine an 1000 m breite zweite Mündung durchgebrochen. Im März 1882 fand ich sie jedoch bereits durch einen neuen Strandwall geschlossen.

Dieses eine Beispiel sei angeführt, um aus eigener Beobachtung zu bestätigen, was doch kaum noch erwiesen zu werden braucht: daß Meeresströmungen einen sehr wechselnden Verlauf nehmen.

Daher scheint es gewagt, die Entstehung, Gestalt und Lage irgend welcher auf Karten verzeichneten Landgebilde auf die Einwirkung derartig unbeständiger Kräfte zurück zu führen, oder aus dem Vorhandensein der ersteren auf das der letzteren zu schließen. Selbst dann würde es noch gewagt erscheinen, wenn die Grenzen der Unbeständigkeit genau bestimmt, und innerhalb dieser ein Ueberwiegen in gewissem Sinne nachgewiesen werden könnte.

Es wäre nicht nur in jedem einzelnen Falle an Ort und Stelle, sondern auch ganz allgemein zu untersuchen, ob denn Meeresströmungen überhaupt allenthalben und allezeit den Verlauf nehmen, der auf Karten angegeben ist; besonders aber, ob sie sich so hart am Strande von Flachküsten hinbewegen, daß sie deren Umrisse beeinflussen können.

Denn wenn sie gerade dort, wo die Veränderungen stattfinden, entweder gar nicht oder in kaum merkbarer Stärke angetroffen werden, können sie auch nicht in unmittelbarer Beziehung zu denselben stehen. Bei der Untersuchung ist auch wohl zu unterscheiden zwischen einer stetigen Strömung und einer zufälligen Windtrift.

Gewöhnliche Karten haben für diese Verhältnisse keine Beweiskraft. Selbst Specialkarten, auf welchen thatsächliche Befunde niedergelegt sind, können bei so veränderlichen Größen wie Meeresströmungen immer nur ein beschränktes Zeitbild geben. Auch werden bei Küstenaufnahmen die Strömungen in der Regel nur auf den Strecken beobachtet, welche für die Schiffahrt wichtig sind, bis zu welchen das Vermessungsschiff hin gelangen kann — also in einem Fahrwasser von genügender Tiefe. Gerade in der flachen Gestadezone, die für unsere Untersuchungen am wichtigsten ist, wird, weil sie dem Schiffe gefährlich ist, die Stromversetzung am ungenauesten, wenn überhaupt, festgestellt. Es ist aber keineswegs zu schließen, daß eine Strömung, die etwa sechs nautische Meilen von der Küste und bei sechs Faden Tiefe deutlich entwickelt ist, auch noch in der Nähe des Strandes und bei geringer Tiefe sich geltend mache.

Bei einer vergleichenden Betrachtung der Land- und Seekarten müssen mancherlei Bedenken aufstoßen. Viele Bänke, Nehrungen, Sandzungen liegen durchaus nicht so, wie sie liegen müßten, wenn Meeresströmungen die Ablagerungen beeinflußten — mögen die Strömungen nun als einfach am Gestade hinziehende oder an ausspringenden Landmarken von Baien abgezweigte und rücklaufende angesehen werden. Auch vorgeschobene Deltas sind keineswegs seitlich in einer Richtung verlegt worden, welche sie angenommen haben müßten, wenn die vorausgesetzten Meeresströmungen bei Ablagerung des Materiales mitgewirkt hätten.

Daher ist zuerst die Frage zu stellen: Vermögen die Meeresströmungen wirklich das Material zu verschleppen, aus welchem die meisten und umfangreichsten Landgebilde an Gestaden aufgebaut sind?

Nordenskiöld's „Grönland".

Die Schilderung von Freiherrn von Nordenskiöld's zweiter Reise nach Grönland im Jahre 1883 liegt jetzt in der autorisirten deutschen Ausgabe vor unter dem Titel „Grönland. Seine Eiswüsten im Inneren und seine Ostküste". (Mit über 200 Abbildungen und 6 Karten. Leipzig, F. A. Brockhaus, 1886), und dieselbe wird nicht geringeres Interesse erwecken, als seiner Zeit des Verfassers berühmtes Buch über die Vega-Fahrt um Asien. Und sie verdient es in reichlichem Maße. Geschah es doch auf dieser nicht ungefährlichen Reise, bei welcher die „Sofia" die gesammte Westküste jenes Polarlandes von seiner Südspitze bei 60° n. Br. bis über 76° n. Br. hinaus und die Ostküste von 60° bis über 66° hinaus befahren hat, daß zum ersten Mal Menschen bis in die Mitte des grönländischen Continents vorgedrungen sind, und daß man dadurch zum ersten Mal eine Kenntniß über das Innere eines Landes bekommen hat, dessen gegenwärtige Naturverhältnisse uns wahrscheinlich ein auf wirklicher Erfahrung begründetes Bild von der Glacialzeit Skandinaviens geben, und deren Studium deshalb für die Geologie dieses Landes von so außerordentlichem Interesse ist. Während der Fahrt längs der Ostküste Grönlands sind wichtige Aufklärungen über die Beschaffenheit des Eisbandes gewonnen worden, das so lange den Weg von Osten nach dem südlichen Theile Grönlands gesperrt hat, hat Nordenskiöld die Vorstellung berichtigt, die man sich gewöhnlich von der Beschaffenheit der Ostküste macht, und durch das Ankern der „Sofia" im König Oscar-Hafen ist ein seit 1579 von zahlreichen Expeditionen erstrebtes Ziel erreicht worden. Es wurden dann namentlich Lothungen und hydrographische Arbeiten, Analysen von Wasser und von den im Meerwasser befindlichen Gasen und Temperaturbestimmungen gemacht, welche zeigten, daß der die Ostküste bespülende kalte Strom sowohl der Breite, als auch der Tiefe nach „ganz unbedeutend ist und auch in der Nähe des Landes auf einem Bette warmen, vom Golfstrome herrührenden Wassers ruht. Die Davis-Straße und Baffins-Bai sind dagegen bis auf den Boden hinunter von kaltem oder nur äußerst unbedeutend erwärmtem Wasser angefüllt. Im Gegensatz zu dem, was man sich gewöhnlich vorstellt, und was auf hydrographischen Karten über das Atlantische Meer angegeben ist, wird also die Westküste Grönlands von kaltem Wasser bespült, während ein von Süden kommender, stark erwärmter Wasserstrom in einer Entfernung von nur 40 bis 50 Fuß vom Lande an der Ostküste entlang bis nach Island hinaufgeht. Dieser Strom muß unwillkürlich einen starken Einfluß auf das Klima der Ostküste haben, welches deshalb feuchter, aber keineswegs kälter als das der Westküste sein dürfte".

Die wissenschaftlich bedeutendsten Sammlungen sind aber wahrscheinlich die paläontologischen, welche Dr. A. Nathorst aus der sogenannten Basaltformation des nordwestlichen Grönland, das durch den in seinen Lehm-, Sand- und Tuffsteinlagern enthaltenen Reichthum an Pflanzenversteinerungen merkwürdig ist, zusammengebracht hat und deren Erbeutung derselbe im 6. und 7. Kapitel des Werkes so anziehend schildert. Die damals bei Atanekerdluk, das schon vorher durch seine tertiäre und Kreideflora berühmt war, gemachten Funde — nämlich elf neue pflanzenführende Lager in einer Kluft und einige auf einer Halbinsel, alle eine große Menge für die Wissenschaft vielleicht neuer Arten enthaltend — stempeln jene entlegene Stelle vielleicht zu dem bedeutendsten Fundorte für fossile Pflanzen. Nur den einen Schmerz hatte Nathorst, daß es dem um die arktische Pflanzenpaläontologie so verdienten Oswald Heer (von welchem er ein Porträt und einen pietätvollen Lebensabriß giebt) nicht mehr vergönnt war, auch diese neuen Funde zu bearbeiten.

Auch auf Island wurden während dieser Reise durch Herrn Flink Pflanzenversteinerungen gesammelt, und zwar in weit umfangreicherem Maße als je zuvor; der erste, welcher hier ordentlich sammelte, war J. Steenstrup 1840. Island ist überhaupt das erste hochnordische Land, in welchem man Pflanzenversteinerungen angetroffen hat, welche beweisen, daß die Polargegenden während einer geologisch gesprochen

noch naheliegenden Zeitperiode ein Klima gehabt haben, das dem des jetzigen Italien ähnlich ist. Der „Surturbrand“ oder die in den Basalttuff eingebetteten Holzstämme werden nämlich schon 1747 unter dem Namen „verschlemmtes Holz“ in der von dem Hamburger Bürgermeister J. Anderson auf Grund der Berichte von Schiffern und Handelsleuten zusammengestellten Beschreibung von Grönland und Island, sowie unter dem Namen „Sorte Brand“ (schwarzer Brand) in der von N. Horrebow kurz darauf gedruckten ausführlichen Kritik über Anderson's Werk erwähnt. Horrebow bemerkt richtig und mit berechtigtem Erstaunen, daß der „Surturbrand“ in die Bergmasse selbst eingebettet vorkomme.

Jeder, welcher ein Buch von Nordenskiöld gelesen hat, kennt seine auf den Grund der Dinge eingehende Auffassung und Darstellung. So ist auch dieser Band reich an Excursen, welche die geschichtliche Entwickelung mancher Frage oder Persönlichkeit von Anfang an verfolgen und reiche Belehrung enthalten, welche durch eine durchweg originale, sehr reichhaltige Illustrirung unterstützt wird. Wir können hier natürlich nur auf Einzelnes hinweisen, indem wir unsere Leser bitten, diesem vorzüglichen Reisewerke gelegentlich ein eingehenderes Studium zu widmen. Hervorheben möchten wir z. B. gleich im ersten Kapitel den Abschnitt über die Geschichte, die Fundorte, das Aussehen und die wissenschaftliche Bedeutung des Doppelspats oder Islandspats, einer krystallisirten, wasserhellen Varietät des gewöhnlichen Kalksteins, der Kreide oder des Marmors, „welche nicht nur eins der schönsten Erzeugnisse des Mineralreiches bildet, sondern welche auch den Physikern eins der kräftigsten und erfolgreichsten Mittel für das Studium der Eigenschaften des Lichtes, sowie den Mikroskopikern und Astronomen oder Astrophysikern ein unschätzbares Hilfsmittel zur Erforschung einerseits der Geheimnisse der Zellenwelt und andererseits der unermeßlichen Räume des Weltalls geliefert hat.“

Im zweiten Kapitel beachte man den Passus über die Gunbjörn-Scheere und andere sagenhafte, angeblich wieder versunkene Länder im nördlichen Atlantischen Ocean, sowie das Loblied auf den grönländischen Kajak, das eleganteste Fahrzeug aller, sowohl wilder wie civilisirter Völker, mit welchem kein anderes Einmannsboot an Schnelligkeit wetteifern kann. „In diesem Boot trotzt ein geübter Kajakruderer Sturm und Wogenschwall mit unglaublicher Sicherheit. Alle die kleinsten Einzelheiten eines voll ausgerüsteten Kajak, seine Form, Bauart, Riemen, Lanzen, Harpunen, Leinen, seine unzähligen, aus Knochen angefertigten, zweckmäßigen Knöpfe und Schnallen, die eigenartige, wasserdichte Kajaktracht u. s. w. haben durch die ununterbrochenen Bemühungen von Generationen eine Vollendung erhalten, welche in der That bewundernswerth ist, und zu welcher die Europäer mit all' ihrem Erfindungsreichthum nichts haben hinzufügen können. Es ist offenbar eine wirkliche Eskimo-Erfindung, die in der Bauart wie im Baumaterial von den kleineren Fahrzeugen anderer wilder Völker entschieden abweicht.“

S. 67 ff. sind die merkwürdigen Lebensschicksale Karl Ludwig Giesecke's, des Erforschers Grönlands (geboren 1761 in Augsburg als Sohn des Schneiders Metzler, später Student in Altdorff, dann Schauspieler und Theaterdichter, als solcher Verfasser eines Theiles der „Zauberflöte“, dann Mineraloge, Erforscher der Färöer und 1806 bis 1813 von Grönland, gestorben am 5. März 1833 als Professor der Mineralogie und Chemie an der Universität zu Dublin), zu beachten, auf S. 83 ff. die Angaben über den Kryolith, aus welchem früher Aluminium gewonnen wurde, seit 1849 aber Soda und verschiedene in den Färbereien als Beizmittel verwendbare Thonerdepräparate dargestellt werden. Der Kryolithbruch von Ivigtut hat den einzigen wirklichen Grubenbetrieb und die einzige rein europäische Kolonie in Grönland ins Leben gerufen. Ferner sei auf die Bedeutung des Kryokonit oder Eisstaubes (S. 198 ff.), dem Nordenskiöld einen kosmischen Ursprung zuschreibt, und auf das historisch und ethnographisch hochinteressante Schlußkapitel über die Eskimos hingewiesen, vor Allem aber auf den wissenschaftlich vielleicht bedeutsamsten Abschnitt über die Eiszeit (Kapitel IV, S. 101 bis 167), welcher mit einer geschichtlichen Uebersicht über die Entwickelung dieser Frage anhebt. Wir lernen daraus, daß der erste, welcher 1719 in einem Jugendwerke auf die eigenthümliche Beschaffenheit der losen Erdschichten in Schweden aufmerksam machte und damit ein „neues Kapitel in der Geschichte unserer Erdkugel“ aufschlug, kein anderer war, als der später so berühmt gewordene Theosoph Emanuel Swedenborg. Dann giebt Nordenskiöld (S. 108 bis 113) über einige der wichtigsten Fragen der Glacialtheorie seine eigenen Ansichten, die vielfach von den gegenwärtig geltenden Lehren abweichen, für welche er aber geltend macht, daß sie sich auf Beobachtungen gründen, die er während eines Aufenthaltes von zwölf Sommern und einigen Wintern zwischen dem Eis und Schnee der Polarländer, während dreier längerer Ausflüge auf das Binneneis Spitzbergens und Grönlands, sowie während unzähliger Besuche der Gletscher dieser Länder angestellt hat. „Wenigstens von dem Inlandeise habe ich hierbei mehr gesehen und geprüft, als irgend ein Anderer, gleichviel ob Gelehrter oder Nichtgelehrter.“ Im Folgenden geben wir Nordenskiöld's bedeutungsvolle Anschauungen ausführlich wieder.

Die größere Zahl der Phänomene — schreibt er —, welche von den Geologen Europas und Amerikas als glaciale bezeichnet werden, rührt wirklich aus einer Zeit her, wo die Länder, die heute mit herrlichen Wäldern, Wiesen und Feldern geschmückt sind, von Tausenden von Fuß mächtigen Eismassen bedeckt waren. Diese Eiszeit hat nicht die ganze Erdoberfläche umfaßt, auch bildet sie keine besondere, schon abgeschlossene Periode, indem, abgesehen von den Ländern an den Polen, gleichartige Verhältnisse fortdauernd nicht nur auf Grönland und in den dasselbe umgebenden Meeren, sondern, wenigstens in gewissem Grade, auch in denjenigen Theilen des Atlantischen Meeres herrschen, in welche Eisberge in größerer Zahl herabtreiben. (Ein beigegebenes Kärtchen zeigt, daß glaciale Geschiebe durch Eisberge im nordwestlichen Atlantischen Ocean bis in die Breite des mittleren Spanien, von Sardinien und Konstantinopel getragen werden, also in viel südlichere Gegenden, als in welchen skandinavische Geschiebe ꝛc. angetroffen worden sind.)

„Die Eiszeit dürfte so aufzufassen sein, daß in derselben erst das nordwestliche Europa, sodann das nordöstliche Amerika und zuletzt das heutige Grönland mit Eis bedeckt worden ist — falls die Eisdecke des heutigen Grönland nicht etwa den letzten Rest des Eisgewandes bildet, das ehemals das ganze östliche Kanada und den nordöstlichen Theil der Vereinigten Staaten bekleidet hat. Zusammenhängendes Landeis war niemals über die Tundren Sibiriens oder des nordöstlichen Europa ausgebreitet.

„Ein allzu kaltes Klima ist der Bildung von Landeis hinderlich, was unter Anderem daraus hervorgeht, daß solches in der Nähe der Kältepole Sibiriens und Amerikas nicht vorkommt. Für die Bildung von Gletschern in größerem Umfange ist feuchte Luft und eine Temperatur erforderlich, die an der Meeresfläche während eines großen Theiles der kälteren Jahreszeit selten weit unter Null fällt.

Inlandeis kann deshalb nicht im Inneren großer Kontinente entstehen, und wahrscheinlich bildet es sich auch nicht in den Ländern an den Polen, sofern dieselben nicht von zuweilen offenen Meeren umgeben sind.

„Die Schrammen in den Felsen Skandinaviens rühren zwar zum großen Theile direkt von Gletschern her; ein nicht unbedeutender Theil dieser Schrammen ist jedoch durch die längs der Küste und in den Fjorden umhertreibenden Eisberge wie auch durch das Treibeis hervorgebracht worden; auch dürften Schrammen auf andere Weise, z. B. durch ein in Folge Temperaturwechsels entstandenes Hin- und Hergleiten des unterliegenden Felsens und des denselben bedeckenden Thonlagers, d. h. auf ganz dieselbe Weise entstanden sein, wie die geschrammte Gleitfläche (Slickensides), welche man so oft an der Grenze zwischen zwei Felsarten trifft. Geschrammter Felsen allein ist daher kein hinreichender Beweis dafür, daß eine Gegend früher von Gletschern oder einem mit Eisbergen angefüllten Meere bedeckt gewesen ist . . . . . .

„Eine große Menge kantiger „Wanderblöcke" liegt nicht gar fern von der Stelle, an der das Muttergestein gelegen ist; es sind nur eine geringe Strecke weit transportirte Stücke von einem unterliegenden zersplitterten Felsen, was uns oft genug schon eine flüchtige, geologische Untersuchung sagen kann. Andere wiederum sind wirklich weite Strecken fortgeführt worden, theils nur von Gletschern, und in diesem Falle selten mehr als ein paar Dutzend Kilometer, theils zuerst von Gletschern und dann Hunderte von Kilometern von Eisbergen, theils schließlich von gewöhnlichem Strandeis. Auch in unserer Zeit findet ein solcher Transport von erratischen Blöcken in großem Maßstabe an der Ostküste von Grönland statt. Der Meeresboden ist aus diesem Grunde hier mit großen Steinen bestreut, die alles Dreggen und alles Arbeiten mit dem Schleppnetze unmöglich machen. An der Westküste Grönlands, wo die Eisberge allgemeiner sind, das Treibeis aber weniger dicht ist, finden sich solche Felsblöcke nur in geringer Zahl auf dem Meeresboden. Es scheint aber, als ob das Treibeis beim Transport der Felsblöcke eine größere Rolle spielte als die eigentlichen Eisberge. Das Treibeis holt die Steine, welche es fortführt, natürlicher Weise vom Strande, wo alle Steine vom Wogenschwall in kurzer Zeit abgeschliffen und abgerundet, d. h. in Rollsteine verwandelt werden. Der größere Theil der wirklich erratischen Blöcke, welche weite Strecken transportirt worden sind, besteht daher aus Rollsteinen.

„Geschiebeboden, d. h. Lehm mit Grus, untermischt mit kantigen Steinfragmenten, habe ich auf Spitzbergen und Grönland nicht nur zwischen rein glacialen Bildungen, sondern auch auf dem tiefen Unterlande nahe an den Seiten der Berge angetroffen. Derselbe bildet dort eine eigenthümliche, mit Wasser getränkte, ersichtlicher Weise von der Frühlingsfluth herabgeführte, im Uebrigen aber von Wasserströmen nicht bearbeitete Ablagerung. Im Gegensatze zu dem, was die skandinavischen Geologen hervorgehoben, hat diese geologische Bildung also in keinerlei Weise einen ausschließlich glacialen Ursprung.

„Unsere Sandrücken und überhaupt das allermeiste von dem, was in Skandinavien von allzu enthusiastischen Glacialisten für frühere Moränen erklärt worden ist, hat nichts mit wirklichen Moränenbildungen zu schaffen. Dies ist auch ganz natürlich, denn in den Gebieten, welche von dem Inlandeise jüngst verlassen worden sind, findet man die Felder und die Felsenhügel übersäet mit unzähligen erratischen Blöcken (die meisten jedoch, nach der Gesteinsart zu urtheilen, nur sehr kurze Strecken transportirt), von wirklichen Moränen, d. h. von zusammenhängenden Stein- oder Schuttwällen aber keine Spur. Ebensowenig sieht man auf der Oberfläche des Inlandeises Moränen anderwärts als in der Nähe von Land oder Inseln im Eisfelde. Die Moränen sind mehr kennzeichnend für kleinere Eisströme, als für das eigentliche Inlandeis. Eine kleine Strecke innerhalb seines Randes sucht man selbst nach einem Steine von der Größe einer Erbse vergebens.

„Daß Gletscherbäche hin und wieder einen Riesenkessel ausgedreht haben, ist nicht zu bezweifeln; oft fehlt diesen hübschen Bildungen aber jeder Zusammenhang mit Gletschern. Sie entstehen zumeist an solchen Stellen, wo mit Grus untermischtes Wasser auf die eine oder andere Weise an ein- und derselben Stelle eine längere Zeit hindurch in rotirender Bewegung ist, so z. B. durch Wirbel in Wasserfällen, durch den Wogenschwall am Strande, ja sogar durch die rotirende Bewegung, in welche der Wind das Wasser in den Vertiefungen auf einem Granitfelsen versetzt. Die rundgeschliffenen Steine, die man öfters in den Riesenkesseln angetroffen hat, haben bei der Bildung der Kessel keine andere Rolle gespielt, als daß sie, sich zufällig in der Vertiefung befindend, die der Anfang zum Kessel gewesen, durch die rotirende Bewegung im Wasser, durch welche der Kessel ausgedreht worden, ihre runde Schleifung erhalten haben. Mit einem Stocke, ein wenig Sand und genügender Geduld kann man ein Loch in einen Granitfelsen bohren, mit Hilfe eines großen Stückes Granit gelingt es kaum. Wassergetränkter Sand und nicht große Steine haben das Schleifmaterial gebildet."

Indem wir hiermit unsere Auszüge aus dem bedeutsamen, reiche Belehrung und Anregung bietenden Buche schließen, empfehlen wir es nochmals dringend als eine der besten neueren Reisebeschreibungen unseren Lesern.

Das nördliche Borneo.

I.

E. M. Seiner Zeit [1]) hat der „Globus" über den traurigen Zufall berichtet, welcher den Tod des jungen, vielversprechenden Forschers Frank Hatton (er hatte das 22. Lebensjahr noch nicht vollendet) am 1. März 1883 am Seganaflusse in Nordborneo verursacht hatte, und seiner kurzen, aber erfolgreichen Thätigkeit gedacht. Eine Freundeshand, die des Vaters Mr. Joseph Hatton, hat jetzt die Aufzeichnungen seines zu früh verblichenen Sohnes, die leider nicht vollständig aufgefunden wurden, veröffentlicht [1]) und

[1]) Bd. XLIV. S. 141.

[1]) North Borneo, Explorations and Adventures on the Equator. By the late Frank Hatton. With Bio-

denselben eine eingehende Beschreibung des kurzen, doch von eifriger Thätigkeit erfüllten Lebenslaufes seines Lieblings voraufgeschickt, eines Sohnes, der ihm im Leben nichts als Freude und den ersten Schmerz erst durch seinen Tod bereitet hat. Leider können wir bei diesem Theile des Buches, wiewohl er manches Interessante bietet, nicht verweilen, da wir den eigenen Aufzeichnungen Frank Halton's einiges Bemerkenswerthe über die immer noch wenig besuchte Wildniß von Nordborneo (Sabah) und ihre Bewohner entnehmen und mit einigen anderen Notizen zu einem Gesammtbilde zusammenstellen möchten.

Sabah ist nicht der einzige Theil der Rieseninsel, über den wir uns in vieler Beziehung noch im Dunklen befinden; doch hat sich die Ansicht, daß Borneo sehr reiche Hilfsquellen besitzt, schon lange Bahn gebrochen und diese Meinung scheint in den Thatsachen, die mehr und mehr bekannt werden, immer neue Bestätigung zu finden. Wenn auch die Holländer den ihnen gehörigen größeren Theil der Insel im Ganzen bis jetzt noch unverhältnißmäßig wenig ausnutzen, hat doch bekanntlich eine englische Gesellschaft vor einigen Jahren schon die Concession, welche Baron Overbeck vom Sultan von Brunai erhalten hatte, übernommen und sie besitzt jetzt im Norden Borneos ein ausgedehntes Gebiet, welches sich von der äußersten Spitze auf der Ostküste bis etwa zum 4. Grade nördl. Br., wo die Grenze mit dem niederländischen Besitze noch nicht endgültig festgestellt ist, hinzieht. Die dem Buche Hatton's beigegebene Karte giebt die von niederländischer Seite beanspruchte Grenze, den Obelisk auf Batu Tjinagat, an, bedeckt jedoch nicht nur denselben, sondern auch noch einen ansehnlichen Streifen des südlich davon gelegenen Landes mit der für den englischen Besitz gewählten Farbe. Etwas südlich vom 4. Breitengrade läuft die Grenzlinie nach Westen bis zum Gura-Pik, der noch etwas östlich vom 116. Längengrade liegt; von diesem Punkte läuft sie weiter, in schräger Richtung nach der Brunaibai, wo die Nordborneo-Association im vorigen Jahre erst wieder ein ansehnliches Stück Land (die Provinz Dent) aus dem Besitze des vorher genannten Sultans an sich gebracht hat.

Mit großem Eifer hat die Gesellschaft die Ausnutzung, daneben aber auch zum Zwecke derselben die Erforschung ihres großen Besitzes unternommen; die Frage, in wie weit die großen Erwartungen, welche man hegte, sich erfüllt haben, sowie das Gesammtergebniß der vorgenommenen Untersuchungen kann mit Rücksicht auf den Zweck dieser Zeilen hier füglich unerörtert bleiben.

Die eigenthümliche Bildung des Landes ist in ihren Grundzügen der der Nachbarinsel Celebes sehr ähnlich, eine Thatsache, auf welche Horner schon vor beinahe 50 Jahren aufmerksam gemacht hat und die später durch Peschel und Wallace hervorgehoben worden ist; die Darstellung, welche der zuerst genannte wissenschaftliche Forscher von der Formation des Landes gegeben, scheint auch jetzt, nachdem weitere und eingehendere Untersuchungen stattgefunden haben und durch dieselben manche neue Thatsachen ans Licht gebracht worden sind, in den Hauptzügen immer noch als richtig betrachtet werden zu müssen. Von einem Centralgebirge beinahe in der Mitte der Insel gehen zahlreiche Bergketten in verschiedener Richtung aus, der Kern dieser Massen wird aus älterem Gestein gebildet; am Fuße derselben hatte sich auf einer Korallenlage eine Tertiärformation abgelagert,

graphical Sketch and Notes by Joseph Hatton and Preface by Sir Walter Medhurst. Illustrated. Second Edition London, Sampson Low, Marston, Searle and Rivington. 1886. (XIV, p. 342. Karte und zahlreiche Illustrationen.)

deren Einbuchtungen durch jüngere Lagen ausgefüllt wurden; als das Land sich später höher über den Meeresspiegel hob und die Flüsse nach und nach sich tiefer einschnitten, wurden am Fuße der jüngeren Lagen neuere Verwitterungsprodukte abgesetzt, in denen auch in horizontalen Schichten Gold und Diamanten vorkommen.

Sabah gruppirt sich um das im nordwestlichen Theile der Insel gelegene Bergsystem des Kina (Kini) Balu (die „chinesische Wittwe“), eines Berges, der sich bis zur Höhe von 13 698 engl. Fuß (4362 m) erhebt; wie die Zinnen und Thürme einer halbverfallenen Burg zeichnet sich der breite, vielfach ausgezackte obere Rand gegen den Himmel ab und scheint sich der unglaublich steilen Umrisse des oberen Theiles wegen bis in die Wolken zu verlieren. Es ist gewiß nicht uninteressant, etwas über die erste Ersteigung des Berges im Jahre 1858 durch die Herren Low und Spenser St. John nach dem Berichte des letzteren (Life in the Forests of the Far East 1862) hier einzuschalten.

1851 hatte Herr Low schon den Versuch gemacht, den Berg zu ersteigen, war aber nur bis zum Fuße des eigentlichen Gipfels gelangt; die Höhe des Berges schätzte er damals auf nur 9500 Fuß. 1856 war der Naturforscher Lobb bis zum Fuße des Kina Balu vorgedrungen; die Eingeborenen hatten sich jedoch der Fortsetzung seiner Reise widersetzt. Endlich traten die Herren Spenser St. John und Low im Anfang April 1858 den Zug dorthin von Labuen aus an. Sie nahmen ihren Weg neben der Abai, zogen quer durch das Land nach dem Sampasuk und folgten diesem Flusse bis zum Kina Balu. Die Neugierde der Eingeborenen war groß, sie konnten nicht begreifen, daß die Reisenden nur zu ihrem Vergnügen eine so mühevolle Reise unternahmen; die Mittheilung, der Zweck derselben sei Pflanzen und Farren zu suchen, wurde mit Mißtrauen aufgenommen, und am meisten Glauben fand bei ihnen die Vermuthung, es handele sich um das Aufspüren von edlen Metallen oder Edelsteinen, und manche List wurde versucht, um die fremden Besucher zu bewegen, dies einzugestehen.

(Wo hier von Eingeborenen gesprochen wird, finden wir Badjus und Borneoer entgegengestellt, ein Unterschied, auf den wir weiter unten noch ausführlicher zurückkommen werden.) Unter anderen Berichten über den Berg wurde von ihnen auch die Behauptung aufgestellt, daß sich auf dem Gipfel desselben ein großer See befinde; zu dieser Ansicht waren sie durch die Beobachtung gekommen, daß fortwährend Wasserströme vom Gipfel niederstürzen. Im Sonnenlicht funkelten einzelne Stellen der Granitmassen wie Diamanten und, da diese Erscheinung bei Abnahme der Entfernung verschwand, so waren die Eingeborenen überzeugt, dies sei ein Streich der Geister, welche die gierigen Menschen äfften. Vielleicht rührte auch die Sage von dem durch einen bösen Drachen bewachten ungeheuren Diamant auf dem Gipfel des Kina Balu von derselben Erscheinung her. Das Dorf Kiau, von welchem aus die eigentliche Besteigung des Berges anfing, liegt ungefähr 1500 engl. Fuß über dem Meeresspiegel; einige Sagopalmen, Kokos- und Arekabäume wuchsen in der Umgebung desselben; die Gegend war in den Thälern gut bewohnt und angebaut; Kiau selbst ist ein großes Dorf auf dem südlichen Vorsprunge des Kina Balu, die Häuser lagen zerstreut zwischen Gruppen von Fruchtbäumen, zum Theil 800 Fuß über dem Flußbette; das Thermometer stand um 12 Uhr Mittags im Hause auf 73°, in der Nacht auf 66°, so daß die mitgenommenen Decken sich sehr nützlich erwiesen. Da Low am nächsten Morgen nicht im Stande war, die Reise fortzusetzen, so mußte Spenser St. John den Weg allein antreten; am ersten Tage gelangte er nach Ueberwindung

vieler Schwierigkeiten bis zu einer in den Granitfelsen befindlichen Höhle, wo die Nacht zugebracht werden sollte. Um 4 Uhr war die Lufttemperatur 52°, die des Wassers 48°, fiel jedoch während der Nacht am Eingange der Höhle bis auf 36,5° und Bäume und Sträucher schienen mit Reif bedeckt zu sein. Am nächsten Morgen war die Grenze der Vegetation bald erreicht und vor dem Reisenden erhob sich eine steile Granitwand, die sich 3000 Fuß hoch zu einer langen ausgezackten Linie aufthürmte, welche weit zur Linken durch eine rundliche, massige Spitze abgeschlossen wurde; hier und da strömte Wasser am Felsen herab und auf einzelnen horizontalen Vorsprüngen erhob sich ein halb verkümmerter Strauch. Spenser St. John mußte zuerst auf wollenen Socken, dann barfuß den Weg zurücklegen, der ihn zunächst zu der Stelle brachte, wo Low 1851 eine Flasche mit einem Zettel zurückgelassen hatte. Jetzt wurde noch eine steile Wand erklettert, die rechts und links beinahe senkrecht abfiel, dann ein kleiner Wall, der den Weg versperrte, erstiegen und nun stand er vor einer tiefen Spalte, die an drei Seiten von tiefen Abgründen umgeben war, deren Boden das Auge nicht erreichen konnte, aus denen jedoch das Gezwitscher von Tausenden von Schwalben, welche sich um diesen Gipfel des Kina Balu tummelten, zu dem Reisenden drang.

Kehren wir nach dieser Abschweifung zu der Topographie Sabahs zurück. Nach Nordosten hin hängt der Kina Balu durch eine niedrige Kette mit dem Nonohan (8000 engl. Fuß) und dem 7000 engl. Fuß hohen Kegelberge Tandoyukon zusammen; dieses ganze System, aus dem mehrere Berge sich zu ansehnlicher Höhe erheben, besteht aus älterem Gesteine. Etwa 15 bis 20 engl. Meilen nördlich und ganz von demselben getrennt erhebt sich der 5000 Fuß hohe Madalon, aus sedimentärem Gesteine bestehend. Westlich von Kina Balu ragen in 40 bis 50 engl. Meilen Entfernung aus den Hügelketten einzelne Spitzen bis zu 2000 Fuß Höhe hervor; an der Nordseite des Labukflusses endlich erheben sich die Nontapok-Berge zu einer Höhe, welche von 3000 bis 7000 Fuß wechselt.

Von diesen Bergmassen aus senkt sich das Land nach Nordwesten und nach Osten ziemlich gleichmäßig; über die Verbindung mit dem Central-Gebirge und die Art derselben ist so gut wie nichts bekannt. Das ganze Gebiet wird jedoch außerdem von vielen kleinen Hügelketten in allen Richtungen durchzogen; demzufolge trifft man zahllose Wasserläufe, die bald tief eingeschnitten sich einen Weg über ungeheure Steinmassen bahnen und ihr Wasser über zahllose Stromschnellen dem Meere entgegen führen, bald im Alluvium träge dahinschleichen. Man hat den Besitz der Nord-Borneo-Gesellschaft wohl ein Paradies auf Erden genannt und es mag vielleicht im Laufe der Zeit auch einmal ein solches werden, wenn europäische Kultur dahin vorgedrungen sein und die Bewohner dazu gebracht haben wird, ruhig im heiteren Sonnenscheine dahin zu leben. Jetzt aber macht das Land noch gar keinen paradiesischen Eindruck auf den Reisenden, welcher sich bald seinen Weg durch die dunklen Wälder bahnen muß, in denen ihm manche Gefahr, am meisten wohl von den blutdürstigen und zum Theil auf sehr niedriger Stufe stehenden Eingeborenen droht, bald mit der Gewalt der Ströme kämpfen muß, an deren Ufer wiederum feindlich gesinnte Stämme ihm auflauern, ihn seines Kopfes zu berauben oder wenigstens Zoll von ihm zu erpressen suchen. Am unangenehmsten aber wird der Weg in den niedrigen Gegenden längs der Küste und auf dem Alluvialboden zwischen den Hügeln, welche namentlich in der Regenzeit ein ausgedehntes Sumpfland bilden oder ganz vom Wasser bedeckt sind, ein Umstand, der vielleicht zu dem Gerüchte von dem Bestehen eines großen Sees im Osten des Kina Balu mitgewirkt hat, obwohl gerade jene Gegend, wie schon erwähnt, ziemlich bergig ist. Zur Vervollständigung unserer Beschreibung wollen wir noch die bedeutendsten Flüsse anführen; es sind dies auf der Westseite: der Payar, der Tampassuk mit seinem 1500 Fuß hohen Wasserfalle, der Sequati (bekannt durch seine Petroleumquellen, nach denen wir Hatton begleiten werden). Nach Norden mündet der Marudu in eine tief eingeschnittene Bucht; er kommt von der Westseite des Berges Madalon. Auf der Ostküste wären zu nennen: der Sugut, der von den Bergen im Osten des Kina Balu entspringt, der etwa 70 Meilen lange Labuk, der merkwürdig gewundene Kinabatangan, dessen Lauf man 350 Meilen weit verfolgen muß, um eine in der Luftlinie 80 Meilen von der Mündung gelegene Insel zu erreichen, und dessen Quelle man östlich vom 117° östl. L. zu suchen hat. Die Mündung bildet den Sandakan-Hafen. Südlich davon fließt der nur zum Theil erforschte Segama; noch weiter südlich, namentlich in die Luciabai münden, wie man wohl aus der Deltabildung mit Sicherheit schließen darf, noch verschiedene und nicht unbedeutende Gewässer, über welche jedoch nichts bekannt ist. Die meisten der genannten Flüsse können mit kleinen Dampfschiffen befahren werden, obwohl bei einzelnen die Einfahrt durch eine davor gelegene Barre erschwert wird. Die Küste besitzt mehrere gute Häfen und sichere Ankerplätze. Der Sandakan-Hafen auf der Nord-Ostküste schneidet etwa 18 Meilen weit in die Strandlinie ein; seine wenig mehr als zwei Meilen weite Einfahrt wird durch die kleine Insel Balhalla in zwei Arme getheilt. Die Wassertiefe ist sehr verschieden, große Schiffe können, wenn sie den Eingang bei Hochwasser passirt haben, etwa bis zur Hälfte der Bai gelangen, ebenso wird bei Silam an der Darvelbai guter Ankergrund gefunden. In der Marudu-Bai wäre der 1881 gefundene kleine, aber gute Hafen von Kudat zu bemerken, der allerdings nur auf einer kurzen Strecke die für größere Schiffe nöthige Tiefe besitzt; endlich ist noch die Gayabai auf der Westküste zu nennen, die für eine unbeschränkte Zahl von Schiffen des größten Tiefganges in jeder Jahreszeit eine sichere Zuflucht bietet. Die Küsten sind großentheils flach und niedrig, meist mit Kasuarinen besetzt, hier und da sieht man einen Mangrovensaum dazwischen, an verschiedenen Stellen erhebt sich eine Sandsteinmasse oder eine Klippe von weißem Kalk, die häufig mit Gruppen von mächtigen Bäumen gekrönt ist.

Hatton war als Mineraloge in den Dienst der Association getreten und von den Mühen und Entbehrungen eines Pionierlebens, wie es sich unter solchen Verhältnissen gestaltet, blieb ihm nichts geschenkt; unermüdlich thätig im Aufsuchen von Mineralschätzen, die allerdings nur in sehr bescheidenen Grenzen zu finden ihm beschieden war, hat er Gelegenheit gehabt, die Freuden und Leiden der jungfräulichen Wälder Borneos auszukosten, ohne daß er, wie es scheint, je dadurch ermüdet worden wäre; er ist in voller Thätigkeit und von vollem Eifer für dieselbe beseelt dahin gegangen.

Wir lassen zunächst eine ganz allgemeine Uebersicht der von ihm unternommenen Reisen folgen; wenige Tage nachdem er auf dem Festlande von Borneo gelandet war, unternahm er von Sandakan aus einen Zug nach dem Sequatiflusse, zur Aufspürung von Petroleum; daran schloß sich eine Reise den Labukfluß entlang, dem er etwa bis zum 117. Grade östl. L. folgte; von hier zog er um den Kilangalangah und wendete sich nach Norden bis nach Kudat an der Marudubai, welches er zum Mittelpunkte seiner kleineren Ausflüge wählte, die er in den Provinzen Alcock und Keppel machte. Die nächste Reise führte ihn nach dem Kinabatanganflusse, den er beinahe seiner ganzen Länge nach untersuchte,

worauf er einen vergeblichen Versuch machte, quer durch das Land nach dem Segamaflusse vorzudringen; die Hindernisse waren selbst für ihn zu groß, er mußte bis zur Mündung zurückkehren und längs der Küste bis zu dem zuletzt genannten Flusse vordringen, um seinen Zweck zu erreichen und den Segama besuchen zu können; anstatt des gehofften Goldes fand er hier einen frühen Tod. (Erst im Jahre 1885 wurde Gold dort gefunden.)

Wenn man die Bedeutung seiner Reisen nur nach dem zurückgelegten Wege schätzt, wird man dieselbe leicht zu gering anschlagen; man muß bei der Beurtheilung derselben immer bedenken, in welchem Lande sie gemacht wurden. Der Ausdruck „Weg" ist nur uneigentlich gebraucht; wenn dort von einem solchen gesprochen wird, versteht man darunter einen Pfad, auf welchem der Fuß des Reisenden kaum einen Platz findet, ohne sich in dem Gestrüpp zu verwirren, einen Pfad, der sich über Berg und Thal, durch Sümpfe und über Felsblöcke dahinzieht, wo manchmal jede Spur desselben verloren geht und nur durch das geübte Auge des Eingeborenen wieder gefunden werden kann. Und diese Wege müssen in einem tropischen Klima und größtentheils zu Fuß zurückgelegt werden, nur in wenigen Fällen, wenn der Morast gar zu tief war, konnte Hatton sich dem Rücken eines Büffels anvertrauen.

Bald nach seiner Ankunft in Borneo trat er, wie schon bemerkt, seine erste Reise nach dem Sequati- und Kurinaflusse an; ein Aufenthalt zu Abai, wo er am 19. November (1881) ankam, gab ihm Gelegenheit, eine Landschaft zu bewundern, die sich von dem Bilde, welches man auf Borneo so häufig antrifft, daß man es überall zu finden erwartet, ganz und gar unterscheidet; weithin schweifte das entzückte Auge über die vom Dschungel freien Felder, die mit üppigem Alang Alang bedeckt waren, welcher von leichtem Windhauche bewegt, an Kornfelder erinnerte, bis es am Kina Balu haften blieb, dessen scharf gezeichnete Umrisse sich in nebeliger Ferne verloren. Bald aber drängte Hatton, getrieben von dem Wunsche, seine Thätigkeit zu beginnen, zum Aufbruch und begab sich mit Colonel Harington, dem kurz darauf ermordeten Witti und seinem Techniker Smith, sowie einem Dutzend Eingeborener nach dem Orte seiner Bestimmung, der Mündung des Sequati, welche etwa 30 engl. Meilen von Abai entfernt ist.

Hier bekam unser Reisender gleich einen Vorgeschmack von der unangenehmen Seite des Tropenlebens; ehe noch die Vorräthe unter Dach waren und man eine Hütte für die Reisenden erbaut hatte, strömte der Regen mit aller Kraft vom Himmel, und in diesem Wetter mußten Hatton's Begleiter von ihm Abschied nehmen, während das Meer mit furchtbarer Gewalt gegen die Barre anprallte. Endlich glückte es den Eingeborenen, das Zelt Hatton's aufzuschlagen, sich selbst hinter Kadjangmatten einigen Schutz zu verschaffen und ein tüchtiges Feuer anzuzünden. Am folgenden Tage konnte man das Lager etwas besser einrichten und die Arbeit beginnen.

Bei einem Spaziergange an der Küste zeigte es sich, daß sich Orang-Utans in der Gegend befanden; Vorbereitungen, die für den Fischfang getroffen waren, deuteten auch auf die Nähe von Menschen.

Ehe wir von dem Zusammentreffen mit denselben erzählen, ist es vielleicht nicht unzweckmäßig, ein Wort über die eingeborene Bevölkerung Borneos, speciell diejenige Sabahs, einzufügen, da die, namentlich in englischen Werken so sehr häufig gebrauchten Lokalnamen der Stämme, denen wir weiter unten begegnen werden, nur zu leicht Verwirrung hervorzurufen geeignet sind.

Das Studium der Bevölkerung des malayischen Archipels, besonders aber ihre Klassificirung vom ethnographischen Standpunkte aus, bietet bekanntlich, namentlich der zahlreichen Verschiebungen und Vermischungen mancher Völkerschaften wegen, die sich nur zum kleineren Theile nachweisen und deutlich verfolgen lassen, ganz erhebliche Schwierigkeiten, denen man allerdings sehr häufig dadurch auszuweichen sucht, daß man alle kurzweg als zur „malayischen Rasse" gehörig bezeichnet, welches Verfahren, namentlich wenn man die Frage, ob die Malayen im Allgemeinen den Namen einer einheitlichen, ursprünglichen Rasse verdienen, unerörtert läßt, sich jedenfalls durch Einfachheit und Bequemlichkeit auszeichnet. In ähnlicher Weise generalisirend hat man sich auch vielfach gewöhnt, die Bewohner Borneos, so weit sie nicht den an der Küste vorkommenden Kolonien fremder Einwanderer angehören, mit dem Kollektivnamen „Dajak" zu bezeichnen. Wenn nun auch dieser Name wahrscheinlich nicht, wie behauptet wurde, nur im Munde der Europäer lebt, sondern auch in einzelnen Theilen des Landes von den Eingeborenen selbst gebraucht wird — denn in Serawak wenigstens ist, wie Noll Denison[1]) ganz entschieden und wiederholt der abweichenden Ansicht widersprechend behauptet, der Name Dajak denselben ganz geläufig —, so scheint es doch mindestens ungewiß, ob er als Kollektivname für alle Bewohner der Insel gebraucht werden darf. Abgesehen von dem mehr oder weniger hohen Grade, in welchem fremde Elemente aufgenommen worden sind, was schon an sich Unterschiede erzeugt, findet man große Verschiedenheit bei den einzelnen Stämmen, die sich jedoch vielleicht nach einigen Hauptgesichtspunkten zusammenfassen lassen. Wenn nun auch zugegeben werden muß, daß manche dieser Unterschiede sich aus den Umständen erklären lassen — so z. B. ist die Bevölkerung sehr dünn und über eine verhältnißmäßig große Oberfläche zerstreut, die Terrainschwierigkeiten erschweren noch den Verkehr, endlich halten die durch Sitte und Gewohnheit erzeugten Blutsfeindschaften die einzelnen Sippen von einander entfernt, entfremden sie einander und begünstigen das Entstehen verschiedener Sitten und Gewohnheiten —, so kommen doch in verschiedenen Theilen des Landes Traditionen vor, welche für eine überseeische Einwanderung zu sprechen scheinen. Außerdem aber ergeben sich allmählich mehr und mehr Thatsachen, welche das Bestehen solcher Stämme im Inneren der Insel, die sich von dem Verkehre mit den Europäern sowohl als auch mit ihren Landsleuten fernhalten und auf einer noch primitiveren Stufe als die Dajaksche Bevölkerung zu stehen scheinen, beweisen. In dem südöstlichen Borneo sind sie als Olo-Ot schon lange bekannt, und wir hören auch in dem Werke Hatton's davon, daß Frank in Borneo einen Bedienten, Udin, hatte, der, als er zuerst zu seinem Herrn kam, „wenig besser als ein Knabe aus den Wäldern war und gewöhnt auf den Bäumen zu schlafen"; der Handelsverkehr dieser Aboriginer, wenn man sie so bezeichnen darf, erinnert lebhaft an das, was über den Verkehr der Kubus auf Sumatra mit ihren Nachbarn erzählt wird.

Es ist hier der Ort nicht, auf die Zusammensetzung und den Ursprung der Bevölkerung des ganzen Borneo näher einzugehen; wir haben diese allgemeine Bemerkung nur vorausgeschickt, um im Anschluß an dieselbe die Bevölkerung Sabahs etwas genauer zu betrachten. Wir finden, um gleich die englischen Namen anzuführen und zu erklären, zunächst unter dem Namen Orang Brunai Malayen, welche sich auf der Küste an verschiedenen Stellen

[1]) Jottings made during a Tour among the Land Dajaks of upper Sarawek, Borneo during the year 1874. Singapore 1879 (for private circulation).

festgesetzt haben, mehr oder weniger weit in das Innere vorgedrungen sind und die Eingeborenen sehr bedrücken. Von letzteren werden verschiedene Stämme mit Lokalnamen unterschieden. Der allgemeine Name soll nach Pryer[1] „Sundyaks“ sein; es werden jedoch genannt: Muruts (von denen wir charakteristische Kennzeichen kennen lernen werden), Dusuns (auf der Ostküste Sabahs der gewöhnliche Name für Dajak), Idaans, Bulndupis, Mallapis, Milanows u. a. m. Bei allen genannten Stämmen scheint das einheimische Element stark mit fremdem Blute vermischt zu sein. Selbst die Sundyaks haben, wie Pryer mittheilt, sehr viel chinesische Elemente aufgenommen, was, wie er sagt, sowohl durch Thatsachen, als auch durch die Ueberlieferung festzustehen scheint, wenn sich auch keine Spuren chinesischer Kultur bei ihnen erhalten haben. Der Verkehr mit den Chinesen war seit Jahrhunderten ein lebhafter (chinesische Quellen erwähnen schon im Jahre 669 Polo, was von den chinesischen Gelehrten für die Nordspitze von Borneo gehalten wird[2]). Die Infusion des chinesischen Blutes war eine langsame Infiltration. Noch merkwürdiger lauten die Berichte über die Bulndupis, einen jetzt beinahe ausgestorbenen Stamm an der Küste, dessen Ursprung ganz ungewiß ist, der aber deutliche Spuren des kaukasischen Typus trägt. Montano sagt: sie haben alle europäische Züge, bei Manchen prägt sich jedoch die Rassenvermischung deutlich aus. Trotzdem haben aber die meisten Bewohner Sabahs, deren Zahl etwa 150 000 bis 200 000 betragen mag, die barbarischen Sitten des Landes (Köpfe schnellen, Menschen- oder Thieropfer ꝛc.) bewahrt.

Zu erwähnen wäre noch einer ganz eigenthümlichen Erscheinung der Badjus, welche wohl mit den sea-gipsies der Engländer identisch sind. Schon der alte Chronist Valentyn nennt sie; er führt für seinen Bericht zwei Gewährsmänner an, die Herren Montanus und Padbrügge, letzterer Beamter, ersterer Geistlicher der Kompagnie, deren Urtheil sehr verschieden lautet. Der Erstgenannte sah sie 1675 und erklärte sie für Flüchtlinge aus allen Theilen des Archipels, welche, überall zerstreut, auf Schiffen wohnten, die aber von Zeit zu Zeit sich an bestimmten Plätzen versammelten; bei solchen Zusammenkünften erschienen wohl 700 Schiffe. Im Uebrigen gab er ihnen ein sehr schlechtes Zeugniß, erklärte sie für wild und gottlos, auf welches Urtheil allerdings sein Stand einigen Einfluß geübt zu haben scheint. Padbrügge wenigstens beurtheilt sie viel günstiger; er vermuthet, daß sie aus China oder Japan stammen, wo die Fischer arg gedrückt seien, in letzterem Lande so sehr, daß sie nie an Land schlafen dürfen und es ihnen nur bei Sturmwetter erlaubt ist, ihre Boote aufs Trockene zu ziehen. Die Leute, erzählt er weiter, haben sich mit weggelaufenen Sklaven und anderen Flüchtlingen vermengt. Dalrymple leitet, wie sich aus einer beiläufigen Bemerkung[1] ergiebt, ihren Ursprung aus Dschohore ab. Jetzt findet man sie außer auf Borneo auch auf Celebes, im Sulu-Archipel und auf den Bisayas; vielleicht sind auch die Orang Sekat, Orang Rajat und Orang Laut im Billiton- und Riau-Archipel mit ihnen verwandt.

Seit der Errichtung der North-Borneo-Association hat sich namentlich in den Küstenplätzen ein buntes Gemisch der verschiedensten Völkerschaften gebildet, wie man es sonst nur in den großen Hafenstädten Indiens zu finden gewohnt ist; Malayen aus allen Theilen des Archipels, Javanen, Eingeborene der Sulu-Inseln, Buginesen, Araber, Chinesen, Klings und andere Indier finden sich da zusammen.

[1]) Proceedings R. G. Soc. 1883, p. 92.
[2]) Notes on the Malay Archipelago and Malacca compiled from Chinese Sources by W. P. Groeneveldt. Verh. Batav. Genoots. XXXIX.

[1]) Journ. of the Indian Archipel and Eastern Asia III.

Aus allen Erdtheilen.

Asien.

— Officiellen Angaben im „North Borneo Herald“ entnehmen wir folgende Zahlen, welche für die Beurtheilung der ökonomischen Lage von Britisch Nord-Borneo (Sabah) wichtig sind:

	Einkünfte Dollars	Ausgaben Dollars	Einfuhr Dollars	Ausfuhr Dollars
1881	20 207	108 294	160 658	145 443
1882	38 935	189 293	269 597	133 655
1883	50 738	278 862	428 919	159 127
1884	82 448	196 239	481 413	262 758
1885 (Voranschlag)	110 443	202 075	626 776	387 757

Afrika.

— Die „Gazette Géographique“ vom 26. Mai 1886 veröffentlicht auf S. 410 f. den zwischen Frankreich und Portugal abgeschlossenen Grenzvertrag in Bezug auf deren westafrikanische Besitzungen. Im ersten Artikel erhält Portugal in Guinea ein zusammenhängendes Gebiet, welches etwa drei Längengrade und zwei Breitengrade umfaßt; vom Kap Roxo verläuft die Grenzlinie nördlich vom Cacheo-Flusse und sodann auf 12° 40′ nördl. Br. landeinwärts bis 16° westl. L. Paris, folgt diesem nach Süden und erreicht, den bisher von Frankreich beanspruchten Cassini-Fluß einschließend, bei der Mündung des Cajet-Flusses wieder den Ocean. Bisher hatte Portugal auf diesem Gebiete, abgesehen von den Bissagos-Inseln, nur die vier Punkte Cacheo, Farim, Geba und Bissao besetzt. Andererseits reicht nun französisches Gebiet an der Westküste von Cap Blanco (21° nördl. Br.) bis zur Nordgrenze von Sierra Leone (9° nördl. Br.), nur unterbrochen von der englischen Besitzung Bathurst und dem eben bezeichneten portugiesischen Territorium. — Auch an der Küste nördlich der Congomündung hat sich Frankreich gegen das kleine Portugal sehr nachgiebig gezeigt, indem es ihm nach Artikel 3. nördlich vom Tschiloango-Flusse ein bedeutendes Areal von etwa 85 km Länge und über 40 km Breite überläßt; als Grenze soll dort die Wasserscheide zwischen den Flüssen Loema (Luisa Loango) und Tschiloango dienen.

Inhalt: Victor Giraud's Reise nach den innerafrikanischen Seen. III. (Mit sechs Abbildungen.) — Dr. Pechuël-Loesche: Flachküsten, Meeresströmungen und Brandung. I. — Nordenskiöld's „Grönland“. — Das nördliche Borneo. I. — Aus allen Erdtheilen: Asien. — Afrika. (Schluß der Redaktion: 20. Juni 1886.)

Redakteur: Dr. R. Kiepert in Berlin, S. W. Lindenstraße 11, III Tr.
Druck und Verlag von Friedrich Vieweg und Sohn in Braunschweig.



Mit besonderer Berücksichtigung der Anthropologie und Ethnologie.

Begründet von Karl Andree.

In Verbindung mit Fachmännern herausgegeben von

Dr. Richard Kiepert.

Braunschweig | Jährlich 2 Bände à 24 Nummern. Durch alle Buchhandlungen und Postanstalten zum Preise von 12 Mark pro Band zu beziehen. | 1886.

Victor Giraud's Reise nach den innerafrikanischen Seen 1883 bis 1885.

IV.

(Sämmtliche Abbildungen nach Skizzen und Photographien des Reisenden.)

Am 26. Februar Vormittags gegen 11 Uhr näherte sich Giraud's Karawane der großen Hauptstadt von Uhehe. Schon drei Tage zuvor waren zwei Mzagiras (Hofbeamte) zu ihr gestoßen, welche die Nachricht brachten, daß Mkuanika den Reisenden gern empfangen wolle, daß er aber über den Tod eines im Flusse ertrunkenen Kindes sehr traurig sei, und daß in Folge dessen wahrscheinlich Hongo (Tribut) bezahlt werden müsse. Giraud stieg gerade einen niedrigen Felshügel herab, als sich die Hauptstadt in 1½ km Entfernung inmitten einer Niederung zeigte. Anfangs unterschied er nur eine Reihe paralleler Tembes, die ein viereckiger Pallisadenzaun umgab. Ringsum ist der Boden von rother Farbe, trocken und kahl, ohne jeden Baum; zur Linken grast ruhig, als wäre die Residenz des mächtigen Mkuanika meilenweit entfernt, zwischen Felsblöcken eine Heerde Gazellen. Als die Karawane sich näherte, zog ihr eine lange Reihe Schwarzer, unzusammenhängende Rufe ausstoßend, entgegen; zehn Minuten später war sie von einer tobenden, rasenden Menge umgeben, die unter tollen Grimassen und Körperverrenkungen Speere und Schilde schwang. Ein der Wahehe würdiger Empfang!

Hundert Meter vom Tembe wird Halt gemacht und der Führer theilt Giraud mit, daß er nicht weiter ziehen könnte, ohne zuvor Mkuanika ein Geschenk zu übersenden. Dazu wurden zwei Stücke Zeug bestimmt, welche indessen nach einer Viertelstunde als ungenügend zurückkamen und verdoppelt wurden. Am Thore der Pallisade neuer Aufenthalt und Erlegung von drei Stücken Zeug. 50 m weiterhin, einem langen Tembe gegenüber, zeigen die Hofbeamten dem Reisenden die Stelle, welche ihm Mkuanika's Wille zum Lagerplatze bestimmt hatte; aber sein Zelt sollte er nicht früher aufschlagen dürfen, als bis der Tribut bezahlt sei. Immer unerträglicher wurde die Sonnengluth, immer zudringlicher und frecher die nackte, schwitzende, lärmende Volksmenge, und auf jede Einwendung Giraud's antworteten die Hofbeamten mit Hohn; als er sie warnte und sofort von seinen Flinten Gebrauch machen zu wollen erklärte, wenn ihre Leute einen seiner Träger auch nur schlagen sollten, entgegneten sie ruhig, daß sie seine Flinten nicht fürchteten; Uhehe sei bevölkert genug, um einige Todte verschmerzen zu können; aber sobald er zahle, werde die lästige Menge verschwinden. So zogen sich die Unterhandlungen noch zwei Stunden hin, bis die Beamten die von dem Reisenden angebotene Masse Stoff für genügend erklärten; es waren 200 m guten Zeuges, die Hälfte seines ganzen Vorrathes an demselben.

Der Pallisadenzaun, in welchem sich die Karawane nun befand, ist quadratisch und seine je 500 m langen Seiten vollkommen geradlinig; er besteht aus sorgfältig in die Erde gerammten Pfählen, zwischen denen Dornranken eingeflochten sind, und hat drei schmale Oeffnungen, welche von befestigten Thoren vertheidigt werden. Ein Fluß fließt, den Seiten parallel, in der Mitte hindurch und theilt die Niederlassung in zwei Rechtecke, welche damals gerade mit



Die Hauptstadt von Uhehe.

einander nicht verkehren konnten, da der Fluß die beiden über ihn führenden Brücken fortgerissen hatte. Auf jedem Ufer stehen ohne Regelmäßigkeit, aber den Seitenwänden parallel, 25 bis 30 Tembes von der früher beschriebenen Art, deren größte bis 130 m lang sind. Zwischen denselben wächst dichtes Gras und weiden Rinder mit schweren Glocken um den Hals; hier und da liegt, von einer Dornhecke umgeben, ein kleines Mais- oder Tabakfeld, und über den Fluß neigen sich einige große Bäume.

Giraud's wiederholte Versuche, den nahen Tembe Mkuanika's zu betreten und mit ihm selbst verhandeln zu können, wurden sämmtlich zurück gewiesen, weil sie gegen das Herkommen verstießen; nur von ferne erblickte er jedesmal, so oft er aus seinem Zelte trat, den von seiner Weiberschaar umgebenen Herrscher. Sonst konnte er nur mit dessen Beamten unterhandeln; Lebensmittel erhielt er nicht und selbst die Erlaubniß zur Weiterreise wurde ihm erst am Abend des zweiten Tages ertheilt. Dafür gab ihm Mkuanika, welcher nur sich allein das Recht zum Brandschatzen zuerkannte, die Erlaubniß, allen seinen Unterhäuptlingen, die etwa Tribut von ihm verlangen sollten, den Krieg zu erklären.

Den nahen Fluß beschloß Giraud in den einzelnen Theilen des Bootes, von denen die drei mittleren an den Seiten durch festes Eisenblech geschlossen waren, zu überschreiten, da das Zusammenfügen derselben eine 24stündige Arbeit erfordert hätte. So wurden die Mittelstücke am Nachmittage des 27. Februar kalfatert und am Morgen des 28., nachdem noch verschiedene Geschenke für die Beamten, den Führer und selbst die Frauen Mkuanika's erpreßt worden waren, der Flußübergang begonnen. In der Nähe von Stromschnellen, wo keine Krokodile zu fürchten waren, versuchten die besten Schwimmer, das Ende eines Seiles an das jenseitige Ufer zu schaffen, aber die beiden ersten



Flußübergang mittels einzelner Theile des Bootes.

wurden zum größten Jubel der herzugeströmten Eingeborenen vom Strome fortgerissen und mußten das Wagestück aufgeben. Erst dem braven Ferrushi gelang es; zwei Stunden später befand sich die ganze Karawane mit ihren Lasten auf dem linken Ufer.

Die beiden nächsten Tagemärsche gingen nach Süden, um den Herrscher von Usafa, Merere, und dessen Tributforderungen zu vermeiden; am 3. März lagerte man bei einem unbedeutenden Tembe, das dem Gogoro, Mkuanika's Vater, gehörte; seine Forderungen wurden zurückgewiesen, für zwei Stücke Zeug, die ihm geschenkt wurden, gab er ein Kalb; aber den gewünschten Führer mußte sich die Karawane mit Gewalt erpressen. Die nächsten Tage zog sie durch sumpfiges Land; da zudem noch ein feiner Regen fiel, so wirkte die Feuchtigkeit sehr ungünstig auf den Gesundheitszustand der Karawane und verursachte Dysenterien, welchen am 11. März zwei Träger erlagen, ein altgedienter und ein ganz junger, der seine erste Reise machte. Ein anderer, Moïne-Combo mit Namen, wurde von einer merkwürdigen Krankheit ergriffen, welche in Zanzibar „pepo" (d. i. Geist) genannt wird. Ohne nachweisbaren Grund verfiel er plötzlich in Delirien, dann in epileptische Zuckungen und begann im Lager erst wie ein Besessener, dann gemessener zu tanzen. „Ist der glücklich; er bildet sich ein, in Zanzibar zu tanzen", meinten seine Gefährten, welche sich darüber nicht weiter verwunderten. Als er aber während des Tanzens sein Messer zog, mußte Giraud ihn binden lassen, und das um so mehr, als nach Angabe der Leute ein vom Pepo Erfaßter gern in die Pori hinaustanzt, wo er leicht eine Beute der reißenden Thiere werden kann. Als man ihm zwei Töpfe frischen Wassers über den Kopf goß, schien er ruhiger zu werden und war am folgenden Morgen ganz gesetzt; doch behielt sein Blick von diesem Tage an einen wilden Ausdruck.

Je mehr man sich der Landschaft Ubena näherte, um so welliger und bewaldeter wurde die Gegend, behielt aber dabei ihre durchschnittliche Höhe von etwa 2000 m über dem Meere. In Folge der beständigen Regen war die Vegetation sehr üppig, erschwerte aber dadurch das Fortkommen; der Pfad war fast immer ein schlammiger oder steiniger Bach, der in röthliche, mehr oder weniger feste Molasse eingeschnitten war. Oft mußte man vier oder fünf Stunden marschiren, ohne eine menschliche Wohnung zu finden; Wild war selten, selbst das Zebra verschwunden und nur das Nashorn vertreten; dasselbe wird indessen trotz seiner Stumpfsinnigkeit — nur der Geruchssinn ist bei ihm gut entwickelt — von den Eingeborenen gefürchtet und darum nicht gejagt.

Am 12. März sah der Reisende von einer bewaldeten Höhe aus die Ebene von Ubena sich ausdehnen, mit Gras bewachsen, ohne Unterbrechung 40 Meilen weit sich hinziehend und im Westen von einer hohen Linie blauer Berge begrenzt. Ueber die Richtung war Giraud völlig im Unklaren; die wenigen Eingeborenen, welche man traf, wollten keinen Führer stellen und wiesen, nach der Lage des Njassa-Sees befragt, bald nach Südwesten, bald nach Nordosten, sich an der Verlegenheit des Reisenden weidend. Dazu kam, daß alle Flüsse und Bäche ausgetreten waren und die Karawane allmorgendlich ganze Stunden mit Herumwaten verlor; alle Wasserläufe führten ein milchfarbenes, lehmiges Wasser, das zum Glücke trinkbar war. Wenn er aber glaubt, daß sie dem Njassa tributär seien, so zeigt ein Blick auf die Karte, daß sie schwerlich — von den Höhenverhältnissen ganz abgesehen — die hohe Kette des Livingstone-Gebirges durchbrechen können; wahrscheinlich gehören sie zum Stromgebiete des Rufidschi, der unter 8° südl. Br. in den Indischen Ocean sich ergießt.

Der 14. März, wo man in Mgamba lagerte, war



Zusammentreffen mit einem Eingeborenen von Usafa.

wiederum ein Trauertrag: einer der besten Träger des Bootes, Usufu, entfernte sich vom Lager und kehrte nicht zurück. Die Eingeborenen machten sofort einen Löwen, der in der Umgegend große Verwüstungen anrichtete, dafür verantwortlich. Als am folgenden Morgen 20 Leute ausgeschickt wurden, ihn zu suchen, stieß der eine nur 200 m vom Lager entfernt auf Blutspuren und, als er denselben nachging, fand er 1500 m weiter im Eingange einer Felshöhle zwei frischblutige Rippen und einen blutigen Zeuglappen, die über das Schicksal des Unglücklichen keinen Zweifel weiter ließen.

Die Dörfer von Ubena erinnern an diejenigen von Uhehe; nur scheint das Land bevölkerter zu sein, die viereckigen Hütten reinlicher. Die Felder sind gut gehalten; Giraud erhielt hier zum ersten Male süße Bataten und Bohnen, welche ihm trefflich mundeten, während seine Leute ihr Mehl und selbst rohen Mais vorzogen und Bohnen nebst Bataten nur in Zeiten der Hungersnoth gelten lassen wollten. Die Eingeborenen haben dieselben Sitten, aber nicht dieselbe Sprache wie in Uhehe, welche sich mehr derjenigen von Usafa, Merere's Lande, nähert. Da die Wabena weniger unruhig und kriegerisch sind, als die Wahehe, so werden sie letzteren über kurz oder lang wohl zur Beute fallen. Usafa ist ein kleiner bergiger Bezirk im Nordwesten, dessen ganze Bevölkerung sich auf das befestigte Dorf Merere's beschränken soll; alle sprechen nur mit Schaudern von der riesigen Pori, welche ihn ringsum umgiebt, und wo man während einer einmonatlichen Wanderung nichts als höchstens Honig zu essen findet. Hier, wie in Uhehe und in Konde auf der Nordspitze des Njassa-Sees, ist die einzige Angriffswaffe ein kleiner Wurfspeer, von welchen jeder Eingeborene außerhalb seiner Hütte acht bis zehn Stück über der Schulter trägt. Die Schmiede von Urori gelten für besonders geschickt im Herstellen dieser gefährlichen Waffe, deren Eisen in der

verschiedensten Weise gezähnt und mit Widerhaken versehen ist. Außerdem ist am hinteren Ende des Schaftes ein eisernes Gegengewicht angebracht, in Folge dessen der Speer eine ganz besonders große Durchschlagekraft besitzt. Derselbe ist viel mehr werth, als ein Pfeil, ist stets zur Hand und sehr geeignet, um sich damit zu üben, während ein abgeschossener Pfeil fast immer verloren geht. Darum gebrauchen schon Kinder im Alter von sieben Jahren den Speer ebenso geschickt, wie Vater und Mutter, während bei Stämmen, welche sich nur der Pfeile bedienen, oft alte Männer einen solchen nicht abzuschießen verstehen. Auf 10 m Entfernung ist der Eingeborene seines Schusses sicher, und sein Gegner darf nicht darauf rechnen, den Speer kommen zu sehen und ihm auszuweichen. Giraud hat berechnet, daß er während der drei Sekunden, die er braucht, um seinen Revolver zu ziehen und zu laden, er von ein und demselben Feinde gut zweimal gespeert werden könnte.

Am 18. März endlich gelang es Giraud, einen Führer zu werben, freilich für sehr viel Geld; es war ein langer Kerl mit einem noch längeren Schilde, der ihm mit unendlichen Worten und lebhaften Geberden eine schreckliche Schilderung der der Karawane bevorstehenden Gefahren entwarf. „Du wirst, Msungu, mehrere Monate brauchen, um mit Händen und Füßen dieses steile Gebirge zu ersteigen, und wenn Du oben angelangt bist, werden die Mazitus Steinblöcke auf den Weg hinabstürzen, so groß, daß der kleinste genügen wird, Deine ganze Karawane zu zerschmettern.“ Plötzlich blieb er dann stehen, setzte sich neben den Weg und sprach: „Msungu, es ist zu weit, wohin wir gehen; gieb mir mehr Zeug oder ich bleibe hier.“ Zwei Minuten später war er entwaffnet und gebunden und sah gleichgültig zu, wie einer von Giraud's Leuten Ruthen schnitt; aber ehe es zu deren Verwendung kam, besann er sich eines Besseren und erklärte sich bereit, weiter zu gehen. So setzte



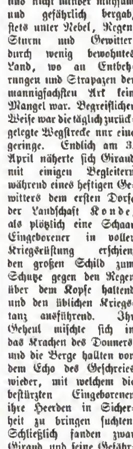
Eingeborene im Livingstone-Gebirge.

man sich denn wieder in Marsch, der Führer seinen Schild schwingend und schwatzend, als wenn nichts vorgefallen wäre, der Reisende in Gedanken versunken und voll Schwermuth über das unveränderlich schlechte Wetter und die mit Regen und Elektricität erfüllte Atmosphäre, die kein Sonnenstrahl zu durchdringen vermochte. Die Temperatur war stets sehr kühl; um 9 Uhr Abends fiel das Thermometer auf 10° C. und stieg um 2 Uhr Nachmittags nur bis 20° C.

Am 21. März war endlich der Fuß des Gebirges erreicht und man lagerte auf einer kleinen Hochebene, 300 m über der Ebene; senkrecht und finster stieg darüber das Gebirge an, welches Livingstone's Namen empfangen hat. Es befand sich dort ein elendes kleines Tembe und eben solches Maisfeld, und zwei alte, magere, nackte Männer waren die einzigen Bewohner weit und breit; erst nach langen Verhandlungen willigten sie ein, die Karawane wenigstens bis zur Höhe des Passes zu führen, weiter zu gehen hinderte sie ihre gewaltige Furcht vor den Mazitus.

Der Aufstieg am 22. März war in der That sehr steil, aber der Weg so gut angelegt, wie von einem Ingenieur, was die Mühsal nicht wenig erleichterte; man befand sich nämlich auf dem Kriegspfade der Wabena und Mazitus. Sobald der Paß erreicht war, machte sich auch der Führer eilends davon; die Höhe betrug 2600 m und darüber stieg eine nach Süden ziehende Kette wohl noch bis 3000 oder 3500 m an. Man stand hier auf einem mit kurzem Grase bewachsenen und von kleinen Bächen durchschnittenen Plateau, das sich gegen Norden sanft, gegen Westen aber sehr steil senkte. Etwa zehn Seemeilen in letzterer Richtung entfernt erhob sich eine zweite, von schwarzen Schluchten durchschnittene Kette von gleicher Höhe; von Ansiedelungen ringsum keine Spur. Erst am folgenden Tage stieß man auf einige kleine Tembes nebst Maisfeld; Giraud zog vor-

bei und lagerte weiterhin im Dickicht, denn er hätte seine halbverhungerten Leute einer zu großen Versuchung ausgesetzt, wenn er in der Nähe des Feldes geblieben wäre, und es mußte ihm viel daran liegen, die Eingeborenen, welche sich im Gebüsch und zwischen den Felsen versteckt hielten, nicht zu erzürnen. Hassani gelang es schließlich, mit einer Schaar von Eingeborenen zu unterhandeln; es waren Krieger, welche von weit her gekommen waren, da sie von der Ankunft der Karawane gehört hatten; etwa 20 an der Zahl standen sie auf einem Felshügel, der von dem Lager durch einen Gießbach getrennt wurde. Fünf von ihnen entschlossen sich zuletzt, das Lager zu betreten, und willigten ein, die Fremden am folgenden Tage nach ihrem fünf Stunden in nördlicher Richtung entfernten Dorfe zu führen, wo es Mais in Menge gäbe. Sie hielten auch Wort. Der Marsch dahin war trotz des Regens leicht. Am 25. März lagerte man in 1320 m Höhe in einer Senkung, die sich gegen Nordosten nach der Ebene von Ubena hin öffnet, und verbrachte dort den 26. März mit der Jagd auf Zebras, dem Sammeln von Pilzen und der Herstellung einer Brücke über einen der vielen Ströme dieser äußerst wasserreichen Gegend, den 27. März mit dem Uebergange über einen anderen, nur 30 m breiten, aber reißenden Fluß. In diesen tief eingeschnittenen Thälern hatte Giraud zum ersten Male wieder seit dem Verlassen der Küste von Moskitos zu leiden. Am 28. März steiler und beschwerlicher Anstieg über felsige, mit Gestrüpp bedeckte Hänge, zuletzt auf Ziegenpfaden bis 1900 m Höhe und dann über glitschigen Boden hinab zu einem Strome, über welchen früher anscheinend an einer ruhigen Stelle eine Brücke geführt hatte, die aber von den Eingeborenen beim Herannahen der Karawane beseitigt worden war. Als sich gegen Abend einige derselben im Gestrüpp zeigten und Giraud's Leute ihre Friedfertigkeit betheuerten, erhielten sie zur Antwort: „Wer beweist uns, das ihr als Freunde kommt? Wir leben mit allen unseren Nachbaren im Kriege. Schickt uns die Köpfe der Leute, welche euch hierhergeführt haben. Dann wollen wir euch glauben!“ Aber als die Karawane am 29. März in den Bootstheilen über den Fluß setzte — eine Arbeit, welche nicht weniger als vier Stunden in Anspruch nahm —, ließen sich die Eingeborenen doch durch ihre Neugierde verlocken, näher zu kommen und schließlich die Fremden in ihr Dorf oder besser Höhle zu führen. In einer kleinen, an beiden Enden durch eine halbzerfallene Pallisade gesperrten Schlucht lag auf kaum 10 qm ein halbes Dutzend Hütten bunt durch einander; das Ganze war so versteckt, daß selbst das geübteste Auge aus einer Entfernung von 20 m nichts Auffallendes bemerkt hätte. Hier hausten etwa 30 Männer ohne jede Frau und jedes Kind. Der eine von ihnen trug rings um den Kopf wie einen Heiligenschein eine Zebramähne, der andere gerade auf demselben eine solche von der Giraffe, der dritte einen Busch Hahnenfedern u. s. f. Als Kleidung diente ein Schurz von Blättern, während Zeug nur als Kopfputz Verwendung fand. Waren das Mazitus, oder gehörten sie zu dem weit verbreiteten Bantuvolke?



Bambus bei einem Dorfe in Konde.

In der bereits geschilderten Weise ging der Marsch auch in den nächsten Tagen fort, bald über reißende Flüsse, dann steil bergauf und nicht minder mühsam und gefährlich bergab, stets unter Nebel, Regen, Sturm und Gewitter, durch wenig bewohntes Land, wo an Entbehrungen und Strapazen der mannigfachsten Art kein Mangel war. Begreiflicher Weise war die täglich zurückgelegte Wegstrecke nur eine geringe. Endlich am 3. April näherte sich Giraud mit einigen Begleitern während eines heftigen Gewitters dem ersten Dorfe der Landschaft Konde, als plötzlich eine Schaar Eingeborener in voller Kriegsrüstung erschien, den großen Schild zum Schutze gegen den Regen über dem Kopfe haltend und den üblichen Kriegstanz ausführend. Ihr Geheul mischte sich in das Krachen des Donners, und die Berge hallten von dem Echo des Geschreies wieder, mit welchem die bestürzten Eingeborenen ihre Heerden in Sicherheit zu bringen suchten. Schließlich fanden zwar Giraud und seine Gefährten für die Nacht Unterkunft, aber der Rest der Karawane kam erst am folgenden Tage nach.

Dies Dorf, wo man zwei Tage rastete, liegt im Grunde eines gewaltigen Bergkessels, aber immer noch 2000 m hoch; nur nach Südwesten gewährten die Berge einen Ausblick auf eine grüne, aber wiederum von Bergen umschlossene Ebene. Konde bedeutet im Kisuaheli „Ebene“, und es ist in der That, wenigstens in seinem südlichen Theile, in der Nähe des Njassa-Sees, eine solche, während der Norden noch überaus gebirgig ist. Ein Wald von mächtigen Bambus, bis 10 m hoch und 15 cm im Durchmesser, welche von den Eingeborenen beim Hüttenbau, zu Gefäßen, Pfeifen u. s. w. verwendet werden, lag in der Nähe des Dorfes; Giraud ließ aus



demselben Mast und Segelstange für sein Boot schneiden, und er that gut daran, da er später bis zum Bangweolo-See auf keine Bambus mehr traf. Auch einige Bananenstauden gediehen hier wieder, ferner Hanf, den die Bewohner unter beständigem Husten rauchen, und 3 bis 4 m hohe Ricinuspflanzen.

(Fortsetzung folgt in einer späteren Nummer.)

Flachküsten, Meeresströmungen und Brandung.

Von Dr. Pechuël-Loesche.

II. (Schluß.)

Vor neun Jahren bereits konnte ich Untersuchungen veröffentlichen über die Entwickelung der Brandung an Flachküsten und ihre Einwirkung auf dieselben [1]). Später wies ich eingehender die Thätigkeit der Brandung bei dem Ausbaue und der Umgestaltung vieler Küstenstrecken Westafrikas nach und mußte diese für so bedeutsam halten, daß neben ihr die der Meeresströmungen kaum in Betracht gezogen werden konnte [2]).

„Eine vorwiegend so geringe Vorwärtsbewegung der Gewässer schließt ohne Weiteres die Annahme aus, daß die derben Sande, aus denen die jungen Bauwerke des Meeres bestehen, etwa auf weite Strecken schwebend fortgeführt würden. Da dieselbe überdies nicht einmal dauernd in derselben Richtung stattfindet, wäre es wohl doppelt gewagt, wenn man gewisse Gliederungsformen des Gestades bis zum Gabun hin auf die Wirksamkeit der südatlantischen Strömung zurückführen wollte. Diese Gebilde sind ausschließlich entstanden — und würden entstehen trotz jeder beliebigen Strömung, so lange diese nicht ein Uebermaß von Kraft erreicht — unter der mächtigen Einwirkung einer Brandung, welche fast ununterbrochen die Küste schlägt. . . ."

Seitdem dies geschrieben, wurde mir auf weiteren zwei Reisen Gelegenheit, mich nochmals eingehender mit Untersuchungen über Brandung und Meeresströmungen, über deren Antheil an der Umlagerung von Sedimenten und am Ausbaue von Neuland zu beschäftigen.

Das Strömen im Meere vollzieht sich anders als das Strömen im Flusse. In letzterem strebt das in seinem Bette eingeengte Wasser von der Höhe nach der Tiefe. Es stößt sich an den Krümmungen der Rinne, an den Unebenheiten des Grundes. Dem zu Folge kann es nicht gleichmäßig abfließen, sondern wird gezwungen, sich durcheinander zu wälzen. Diese Bewegung, besonders der kräftige Auftrieb, ist von größter Wichtigkeit für das Aufrühren und Fortbewegen der Sedimente, für das Befördern gewichtigerer Stücke auf dem Grunde. Dennoch vergrößern die Flüsse ihre Aufschüttungen in ihrem Unterlaufe und an der Küste in der Regel nur, während sie angeschwollen sind, also bei sehr gesteigerter Geschwindigkeit und Wirbelbewegung ihrer Gewässer. Selbst der Mississippi vergrößert sein vorgeschobenes Delta in merkbarer Weise nur während der Monate, in welchen er Hochwasser hat.

Die Meeresströmung hingegen ist uferlos. Sie ist nicht in ein festes Bett eingeengt, sie fließt nicht auf starrer Unterlage bergab, stößt sich nicht am Unbeweglichen und kann sich seitwärts ausbreiten, wenn sie auf Untiefen treffen sollte. Ihre Gewässer wälzen sich daher nicht wie die des Flusses durch einander [1]). Sie zieht gleichmäßig entlang, befindet sich also für etwa in ihr schwebende Gegenstände im Zustande vollkommener Ruhe, wodurch das Niedersinken derselben in keinerlei Weise behindert wird. Demnach ist die Strömung im Meere zu Folge ihres ruhigen Verlaufes weit weniger als die des Flusses geeignet, Sedimente zu verschleppen.

Noch ungünstiger stellt sich das Verhältniß für die Meeresströmungen, wenn die Geschwindigkeiten verglichen werden. Es wurde oben bereits angeführt, welche Grenzen für die Beförderungsfähigkeit der Landgewässer festgestellt worden sind. Die meisten und ausgedehntesten Meeresströmungen besitzen überhaupt nicht eine Geschwindigkeit von 4 km in der Stunde. Eine größere erreichen nur sehr wenige, und auch diese nur zeitweilig und bloß an einzelnen bestimmten Stellen.

Da ihre Gewässer sich nicht wie die eines Flusses durch einander wälzen, vermögen sie, selbst wenn sie plötzlich einmal mit Sedimenten beladen würden, diese weder am stetigen Niedersinken zu hindern, noch die abgesetzten wieder vom Grunde aufzunehmen — falls sie auf letzterem wirklich als merkbare Strömung hinstreifen sollten. Sie können also in sie gerathene Sande nur so lange mit sich führen, als die Zeitdauer von deren unbehindertem Niedersinken beträgt. Eine Verschleppung derselben auf beachtenswerthe Strecken von einem Punkte, etwa einer Flußmündung aus, ist daher nicht anzunehmen.

Es ließe sich jedoch voraussetzen, daß der Mangel an Geschwindigkeit aufgewogen würde durch die bekannte größere Tragfähigkeit des Seewassers in Folge seines größeren specifischen Gewichtes. Dem ist die erfahrungsmäßig gewonnene und allerdings überraschende Thatsache entgegen zu halten, daß im Seewasser — wie in jeder anderen Lösung von beliebigen Salzen — alle mechanisch beigemischten Bodenbestandtheile weit schneller sinken als im Süßwasser. Schon rohe Versuche, unter sonst gleichen Bedingungen, namentlich bei gleichen Temperaturen, mit wassergefüllten Gläsern angestellt, ergaben, daß das Seewasser sich um ein Vielfaches schneller abklärte als das Wasser des Flusses, aus dem die bei dem Versuche benutzten und genau abgewogenen Mengen der Sedimente entnommen waren.

Noch überraschender wirkt der Versuch, wenn man gleiche Mengen von trübem Flußwasser in zwei gleich gestaltete Gläser füllt, und in das eine, um das Volumen der Flüssigkeit möglichst wenig zu vergrößern, eine geringe Menge Mutterlauge gießt, die durch Eindampfen von Seewasser gewonnen

---

[1]) Die Calema. Globus 1877. Bd. 32, S. 119, 136.

[2]) Die Loango-Expedition. Abtheilung III. S. 15 bis 39.

[1]) Periodische, durch die Gezeiten verursachte Strömungen in Meeresarmen u. s. w. haben nur eine örtliche Bedeutung.

wurde. Die brackisch gewordene Flüssigkeit klärt sich in kürzester Zeit, während die unvermischte trübe bleibt.

Demnach ist sowohl reines Seewasser wie auch Brackwasser weit weniger als Süßwasser geeignet, Bodenbestandtheile schwebend zu erhalten. Und hieraus erklärt sich die in allen Aestuarien auffallende Erscheinung, daß gerade innerhalb der Brackwasserzone so bedeutende Ablagerungen und Anschwemmungen stattfinden, obwohl an flußaufwärts gelegenen Strecken der Niederung die Gewässer im Wechsel der Gezeiten bald ebenso ruhig verharren, bald mit annähernder Heftigkeit strömen wie weiter abwärts an der Mündung und in der Brackwasserzone.

Es ist ferner bei unmittelbarer Untersuchung leicht zu erkennen, daß Meeresströmungen an Flachküsten überhaupt nicht hart am Strande wie an einem Ufer hinstreichen. Gerade in der Gestadezone, wo die Untiefen entstehen, wo die Landgebilde auftauchen, ist eine Strömung entweder gar nicht nachzuweisen oder hat ihre Geschwindigkeit bis auf einen unwesentlichen Bruchtheil eingebüßt. Nur Farbe und Temperatur des Wassers sind noch Merkzeichen, daß es einer seewärts vorüberziehenden Strömung entstammt.

Die ausgedehnten Neulandgebilde an der Ostküste von Nordamerika scheinen nach der Karte allerdings eine Begrenzung für den Floridastrom zu bilden, wenigstens bis zum Kap Hatteras. Wer aber jene Gebiete untersucht hat, weiß, daß die mächtigen Küstenwälle unter Umständen wohl von einer Windtrift besetzt, von jener Strömung selbst aber gar nicht berührt werden. Dem Kap Hatteras liegt sie noch am nächsten, bleibt ihm jedoch mit ihrem Westrande mindestens um mehrere nautische Meilen fern. Zweimal habe ich denselben gerade dort zu ganz verschiedenen Zeiten sogar außer Sicht des Landes durchschnitten.

Zeitweilig an jenen Gestaden auftretende Strömungen, deren Dauer nach Stunden zu bemessen ist, werden namentlich an den Durchlässen durch die Gezeiten und die Hochwasser der Flüsse hervorgebracht. Das ausgehende mißfarbige Binnenwasser treibt an den Küstenwällen bald südwärts, bald nordwärts ab. Das ihm begegnende Seewasser ist bald warm, bald kühl und zeigt nirgendwo in Landnähe eine scharf ausgesprochene stetige Strömungsrichtung.

Uebrigens würde der Floridastrom, selbst wenn er mit der vollen Kraft, die er weiter seewärts entwickelt, unmittelbar an dem Gestade hinzöge, nicht die groben Sedimente herbeiführen oder umlagern können, aus welchen jene Untiefen und Wälle aufgebaut sind und noch aufgebaut werden — noch dazu in einem Gebiete, welches zu den sinkenden gerechnet wird, also unter positiver Niveauveränderung leidet. Denn seine Geschwindigkeit ist zu gering und steigert sich nur während einiger Monate des Hochsommers bis zu derjenigen, bei welcher Flüsse Sande schwebend fortschaffen. Aus dem oben Angeführten geht jedoch hervor, daß eine Stromgeschwindigkeit, welche den Transport von Sedimenten in Flüssen ermöglicht, bei weitem nicht genügt, um Meeresströmungen zu ähnlichen Leistungen zu befähigen.

Demnach können die Meeresströmungen überhaupt nur einen allergeringsten Antheil an der Verschleppung von gröberen Sedimenten haben. Sie können gar nicht betheiligt sein an dem Aufbau der Landgebilde in der Gestadezone, die doch über die höchste Fluthmarke hinausragen. Sie vermögen auch nicht Flachküsten und tiefer liegenden Meeresgrund abzufegen, aufgeschüttetes Material aufzunehmen und umzulagern. Nur die feinste Flußtrübe gelangt noch in ihren Bereich und kann von ihnen eine Strecke weiter getragen werden. Aus dieser Flußtrübe werden jedoch weder Strandlinien, noch Nehrungen, noch Küstenwälle aufgebaut; sie bildet Schlammbänke, wo sie ungestört von Wellengang und Brandung sich abzusetzen vermag.

Das in der Gestadezone auftauchende Neuland wie die submarinen Ablagerungen in derselben sind in ihrer Zusammensetzung, Gestalt und Anordnung außerordentlich gleichartig und unterscheiden sich durch nichts von dem eigentlichen Strande. Abgesehen von den Steinwällen, deren Aufbau überhaupt nicht mit den Meeresströmungen in Beziehung gebracht werden kann, bestehen sie hauptsächlich aus derbem Sande, welchem kleine Gerölle nur stellenweise beigemengt sind.

Als Barren sperren sie Flußmündungen. Als Nehrungen zwingen sie Wasserläufe oft zu weiten Umwegen parallel mit der Küstenlinie, oder schließen in einfacher wie doppelter und mehrfacher Anordnung das Innere von Buchten und großen Baien ab, die zuflußreich oder zuflußlos sein mögen. Als gewaltige, breit hingelagerte oder unverhältnißmäßig schmale Strandwälle begleiten sie unregelmäßig gestaltete Küstenstrecken oft auf weite Entfernungen.

Sie setzen überall da an, wo die mittlere Richtungslinie des Strandes durch einen jähen Einschnitt unterbrochen wird. Selbst eine Unebenheit auf der glatten Böschung des Strandes, ein Felsblock, ein angetriebenes Fahrzeug, ein Baumstamm, ein Haufen Seetang, bildet den Ausgangspunkt einer neuen Aufschüttung, deren Umfang der Größe des Hindernisses entspricht.

Jede Nehrung, jeder Strandwall, jede Landbrücke zeigt sich, wo nicht gegebene Untiefen, Klippen, Inseln eine Abweichung bedingen, unter allen Umständen derartig gelagert, daß die Unregelmäßigkeit der Küstenlinien möglichst gemildert und ausgeglichen ist. In der That: alle diese Landgebilde erweisen sich als einfache Fortsetzungen des Strandes oder in großen Verhältnissen als ein selbständiger, sehr unregelmäßigen Küstenlinien vorgelagerter Strandwall mit Durchlässen für die Landgewässer. Bei genauerer Untersuchung dieser Landgebilde ergeben sich nicht selten unverkennbare Spuren, daß sie, wie sie der Länge nach in einer bestimmten Richtung anwuchsen, so auch nur allmählich ihre oft bedeutende Breite erlangt haben.

In der Richtung ihrer Längsachse verlaufen unter sich parallele Erhebungen und Vertiefungen wie Wall und Graben, welche einen Höhenunterschied von einigen Metern haben können und bald eng gedrängt, bald in weiten Abständen verlaufen. Wo eine Schichtung aus einer geringen Verschiedenheit des Materials, aus beigemengten Resten von Seethieren zu erkennen ist, da streichen die selten anders als undeutlich ausgeprägten Schichten übereinstimmend mit jenen längs verlaufenden Wällen und Gräben und fallen unter Winkeln ein, die gleich sind den Böschungswinkeln des Strandes.

Diese äußerlichen Kennzeichen, besonders die charakteristischen Unebenheiten, erweisen sich, wo nicht Winde die Sande verwehen oder Sturmfluthen über sie hinweg gegangen sind, außerordentlich beständig. Landstriche von großer Ausdehnung, die seit Langem von der Vegetation in Besitz genommen sind, würden ohne diese Merkmale, die, wo immer sie auftreten, als leitend zu betrachten sind, schwerlich als Systeme von ehemaligen Nehrungen oder Strandwällen aufgefaßt werden.

Flüsse laufen in der Richtung jener parallelen Unebenheiten zuweilen auf weite Strecken an der Küstenlinie hin, bevor sie sich in das Meer ergießen. Wo sie gelegentlich in der Richtung des kürzeren Weges eine neue Mündung durchgebrochen haben, finden sich statt des früheren Strombettes nur noch Altwasser, Lagunen, Tümpelreihen oder

bereits ausgetrocknete Vertiefungen, die weit binnenwärts liegen können. Wo Nehrungen und Strandwälle Aestuarien oder tief in das Land einschneidende Baien abgeschlossen haben, da finden sich, je nach der Ausdehnung des angesetzten Landes, von Wasserläufen durchzogene Landseen und Sümpfe oder weite, mit brackischem Wasser gefüllte Becken, welche mittels enger Durchlässe dauernd oder nur zeitweilig mit dem Meere in Verbindung stehen.

Diese Landgebilde entstehen und wachsen in bestimmter Richtung ganz unabhängig davon, ob Meeresströmungen vorhanden sind oder nicht, ob sie sich in der einen oder anderen Richtung bewegen; ob Flüsse, welche größere Mengen von Sedimenten zuführen, in der Nähe münden oder nicht, ob positive oder negative Niveauveränderungen stattfinden. Dagegen wird nirgends, wo sie vorkommen, eine regelmäßige und vorherrschend aus einer bestimmten Richtung anlaufende Brandung fehlen. Sie werden daher auch an seichten Uferstrecken strömungsloser und vollständig landumschlossener Wasserbecken gefunden, wenn diese nur genügend groß und tief sind, um einem kräftigen Wellenschlage Raum zur Entwickelung zu bieten, und wenn sie von einem vorherrschenden Winde bestrichen werden.

Da in meinen oben angeführten Arbeiten Gang und Wirkung der Wellen wie der Roller, die Umlagerung und Beförderung des lockeren Materiales in der Gestadezone, der Aufbau von Neuland, das Verlegen und Verstopfen von Flußmündungen, Lagunenbildung &c. &c. bereits eingehend untersucht und beschrieben worden ist, sei hier, statt einer Wiederholung des dort Gesagten, bloß darauf hingewiesen. Es sind nur noch einige allgemeine Bemerkungen hinzuzufügen.

Dem Aufbau von Neuland muß stets eine Verflachung des Wassers durch das am Grunde in der Richtung der Wellen entlang gedrängte Material vorangehen. Erst wenn diese so weit gediehen ist, daß die Roller nicht mehr darüber hinstürmen können, sondern zum Ueberfallen und Brechen gezwungen werden, kann unmittelbar jenseits der Brecherzone der Aufbau neuen Landes beginnen. Dieses wächst stets nur in der Bewegungsrichtung der Roller, weil dieser entsprechend das Baumaterial befördert wird.

Je nach den Tiefenverhältnissen des Gestades wechselt die Lage der Brecherzone: sie mag unmittelbar vor dem eigentlichen Strande, im Hintergrunde tiefer Baien oder vor der Oeffnung flacher Buchten liegen. Die Brandung wirft die Sande einfach an den Strand, oder schiebt sie an diesem entlang, schüttet Barren und Nehrungen an Flußmündungen, im Inneren oder an der Oeffnung von größeren Küsteneinschnitten auf. Sie stellt zwischen den gegebenen Untiefen: als Klippen, Inseln, selbst gescheiterten Schiffen und dem Strande einfache und mehrfache Landbrücken her. Das Endresultat würde ein vollkommener Ausgleich aller Unregelmäßigkeiten im vertikalen und horizontalen Sinne sein; und dieser müßte eintreten, wenn Wellengang und Brandung ununterbrochen in der nämlichen Richtung und in gleicher Stärke wirkte, wenn nicht anderweitige Veränderungen störend eingriffen. Immerhin nähern sich die Linien derjenigen Flachküsten, bei welchen alle Vorbedingungen am günstigsten liegen, am meisten denen, die einen vollkommenen Ausgleich ergeben würden.

Die Gegenwirkung der Landgewässer ist unter Umständen von großer Bedeutung, und jede Veränderung in der Gestadezone, auch die geringfügigste, zufälligste, zieht andere nach sich. Eine tiefe Bai mag im Hintergrunde versanden, flachbogig abgerundet werden; eine Reihe von ausgebildeten oder unfertigen und nach einander entstandenen Nehrungen mögen sie theilen und verkleinern; eine Nehrung mag schließlich vor ihre Oeffnung gelagert werden, — je nachdem die Verflachung des Inneren oder der Gestadezone schneller fortgeschritten ist. In einer zuflußreichen, durch eine Nehrung geschlossenen Bai wird sich der Durchlaß in der Regel an einer dem Ausgangsorte der Nehrung fernsten Stelle befinden, dort, wo ursprünglich das Anwachsen der Nehrung zum Stillstande kam. Doch geschieht es auch, daß jener plötzlich abgedämmt und von den aufgestauten Landgewässern ein neuer an einer beliebigen schwachen Stelle durchgebrochen wird. Der erste Ort bleibt jedoch der schwächste und bei sonst sich gleich bleibenden Verhältnissen wird der Durchlaß früher oder später immer wieder dorthin verlegt werden.

Unter Umständen mögen die mächtigsten Bauten der Brandung einer einzigen Sturmfluth erliegen und weithin zerstört werden. Wo überhaupt die Stärke der Brandung sehr wechselt, wo Stürme häufig und noch dazu aus verschiedenen Richtungen einsetzen, wo Küsten eine solche Lage zu einander haben, daß der Wellengang gestört wird, da können Neulandgebilde überhaupt nicht entstehen. Es wird sogar altes Land hinweg genommen. Das lose Material bleibt ein Spiel der Wellen und wird lediglich unter Wasser umgelagert. Zeitweilig eintretende Sturmfluthen mögen auch die hauptsächlichste Ursache sein, warum Ströme, die so zu sagen die beste Anlage dazu besitzen, kein Delta bauen. Und wiederum werden sonst tiefe Strommündungen, wenn ein Sturm gegen sie bläst, zeitweilig in überraschend flache verwandelt werden, weil die in ungewöhnlicher Richtung einsetzende Brandung lockeres Material von außen hinzuführt und hineindrängt — nicht aber, weil die aufgestauten Gewässer ihre Sedimente absetzen. Denn kein Strom führt solche Massen von Sedimenten, daß der eine Zeit lang im Mündungsgebiete aufgestaute Theil seiner Gewässer meterhohe Schichten absetzen könnte.

Die Darstellung der außerordentlich mannigfaltig sich vollziehenden Vorgänge muß besonderen Arbeiten vorbehalten bleiben.

Wie der Wind die trocken gewordenen Sande verweht oder zu Dünen anhäuft, so bemächtigen sich die Wellen der von den Flüssen zugetragenen Sedimente, vertheilen sie und drängen sie gegen das Land. Wellengang und Brandung gleichen die Unebenheiten der Gestadezone aus. Allein die Brandung vermag Sandmassen und Gerölle weit über den höchsten Stand der Fluth aufzuschichten, selbst in Gebieten, wo positive Niveauveränderungen stattfinden. Sie befördert das Verschiebbare am Strande entlang auf unbegrenzte Entfernungen und erbaut an flußlosen Küsten Nehrungen und Strandwälle, deren Vorhandensein sonst räthselhaft sein würde. Sie bestimmt Lage und Gestalt des Neulandes trotz der Meeresströmungen. Wo sie vorwiegend in gleicher Stärke und aus gleicher Richtung wirkt, da baut sie aus dem ihr zufallenden Materiale ununterbrochen neues Land auf. Wo sie in wechselnder Stärke und wechselnder Richtung auftritt, da pflegt sie nicht einmal zu erhalten, sondern zu zerstören.

Das nördliche Borneo.

II. (Schluß.)

E. M. Nachdem Hatton sich einige Tage am Segnati aufgehalten hatte, machte er mit den Eingeborenen Bekanntschaft; während er sich an der Arbeit befand, sah er plötzlich zwei „Dusuns" vor der Hütte erscheinen, die sicherlich über diese unerwartete Begegnung mehr als die Weißen erschraken, sich aber bald beruhigten und ganz freundlich wurden, als Hatton ihnen einige Erzeugnisse des Abendlandes vorlegte. Es war eine bunte Zusammenstellung, durch die er Eindruck auf die empfänglichen Gemüther der unschuldigen Kinder der Wildniß zu machen suchte; Zeichnungen, Photographien, ein Fernrohr, ein Winchester-Gewehr, endlich eine Elektrisirmaschine, namentlich aber die mit letzterer in aller Freundschaft beigebrachten Schläge erregten großes Erstaunen. Unter dem Versprechen, nach wenigen Tagen mit Geflügel und Eiern zurückzukehren, zogen sie ab, nachdem sie mit einigen Knöpfen und, was sie besonders glücklich machte, mit einigen Schachteln Streichhölzer beschenkt worden waren. Sie trugen blaue Beinkleider und Jacken aus grobem „Dusun"zeug; auf dem Rücken hing ein Korb, um den Leib hatten sie den Hieber gegürtet und in der Hand hielten sie den Speer, dessen Spitze durch eine Hülle geschützt war. Bald wurde der Besuch wiederholt; ein Häuptling der Dusuns kam mit etwa 40 Begleitern, um mit seinen Freunden, den Weißen, Handelsgeschäfte zu machen. Eier und Geflügel wurden zu diesem Zwecke herbeigeschafft, die sehr willkommen waren, wiewohl von letzterem sich verschiedene Exemplare durch ein mehr als ehrwürdiges Alter auszeichneten. Auch brachten die Eingeborenen allerlei Erzeugnisse des Waldes herbei, welche es möglich machten, sich eine Vorstellung von den im Inneren Borneos vorhandenen Schätzen zu bilden. Die Dusuns trugen alle Kleider und näherten sich ohne Scheu der Hütte Hatton's, welcher den Häuptling mit Thee, Bisquit und Jams bewirthete, was jenem sehr zu behagen schien. Die Weißen verwendeten als Tauschmittel: Leinwand, einen alten Rock, Messingknöpfe, leere Flaschen und Blechbüchsen; so sehr aber auch diese Artikel begehrt waren, so konnte doch kein Anerbieten die Eingeborenen bewegen, ihre Waffen herzugeben. Nach und nach wurde das Benehmen der Gäste etwas zudringlich; die Kochgeräthschaften namentlich reizten sie mehr, als den rechtmäßigen Besitzern lieb war, und man fühlte sich nicht unangenehm berührt, als gegen acht Uhr der letzte der Dusuns den Rückweg angetreten hatte. Es dauerte nicht lange, als Hatton Gelegenheit fand, seine neuen Bekannten in ihrer eigenen Heimath aufzusuchen. Nach einem mühevollen Marsche durch die Wildniß erreichte er ein großes Dusun-Haus, in der Form dem ähnlich, welches Wallace in seinem „Australasia" abgebildet hat; etwa hundert Männer mit Weib und Kind lebten in demselben. Der weiße Fremde wurde gut empfangen und mit seinem Geleite mit Eiern, Bananen, Zuckerrohr und Früchten bewirthet; er war für diese Naturkinder ein neues Weltwunder und seine Person, sowie sein Gepäck wurden einer eingehenden Besichtigung unterworfen; Stiefel und Strümpfe, Kleider und Bett, Bier und Bisquit, Messer, Gabel und Teller und die Art, sich derselben zu bedienen, mit einem Worte Alles, was Hatton besaß, wurde bewundert und untersucht. Selbst als er sich schlafen legte, sammelte sich das ganze Dorf um ihn und unterhielt sich lachend über seine Vorbereitungen. Beim Einbruche der Nacht wurde auf kleinen Gongs Musik gemacht, deren eigenthümlicher Rhythmus die Aufmerksamkeit Hatton's erregte, und als er deshalb nachforschte, erfuhr er, daß dies ein Mittel sei, die bösen Geister von einem Manne, welcher an schwerer Krankheit darniederlag, fernzuhalten. Derselbe lag neben einem großen Feuer, welches gleichfalls zum Schutze gegen die Dämonen diente. Hatton, der sich als Arzt nützlich machen wollte, mußte bei der Untersuchung des Patienten demselben mit einer Kerze ins Gesicht leuchten, was nicht nur dessen eigene Familie, sondern auch alle anwesenden Frauen veranlaßte, in lautes Geschrei auszubrechen. Eine „Cockle"pille und etwas Chinin brachten den Kranken bald auf die Beine und das Ansehen Hatton's stieg durch diese Kur in hohem Grade, so daß in den nächsten Tagen Alle, die an Wunden, Hautkrankheiten, Husten und Fieber litten, Hülfe bei ihm suchten. Seine Mittel wurden gern angenommen, nur weigerten sich die Patienten, die dringend empfohlene Reinlichkeit durch den Gebrauch von Wasser zu befördern.

Wie es in einem solchen Dorfe gewöhnlich der Fall ist, war es beinahe unmöglich, während der Nacht ein Auge zu schließen; Hunde, Schweine, von Zeit zu Zeit etwas Musiciren und viel Geplauder und Gelache vertrieben den Schlaf, der dem ermüdeten Wanderer so erwünscht gewesen wäre.

Als die Reise am anderen Tage nach manchem Händedruck fortgesetzt wurde, führte der Weg durch gut bebautes, mit Reis und Mais bepflanztes Land, zuweilen auch durch Wald mit wenig Unterholz, wo auf hohen, dünnen Stämmen die Laubkronen sich an einander schlossen und dem Tageslicht kaum einzudringen erlaubten, zu dem nächsten Dusundorfe, einem recht schmutzigen Aufenthaltsorte, dem wir jedoch einige Bemerkungen über die Frauen der Dusuns verdanken. Sie thun alle Arbeit, heißt es; Tag und Nacht sind diese eifrigen Hausfrauen beschäftigt, Padi zu enthülsen und Mais zu schroten. Ersteres geschieht in einem horizontal liegenden, halb ausgehöhlten Baumstamme, und bei dem Geschäfte arbeiten je drei Frauen zusammen. Die erste stampft den Padi mit einem langen, schweren Stück Holz und giebt die gebrochenen Körner der zweiten, welche in einem flachen, geflochtenen Gefäße die Spreu vom Reis trennt, während eine dritte endlich das Gemisch von Reis und Padi, welches zurückbleibt, in einer Art Schwinge durch eine eigenthümliche Bewegung derselben, welche von einem kurzen Ruck begleitet wird, von einander sondert. Lange Uebung hat den Frauen eine große Fertigkeit bei diesem Geschäft gegeben; beiläufig möge bemerkt sein, daß dieselben die linke Hand mit derselben Gewandtheit wie die rechte gebrauchen. Auch bei den Dusuns am Labukfluß wurde Hatton freundlich aufgenommen, obgleich er bei der ersten Begegnung so unglücklich gewesen war, die Geister des Meutapom, an dessen Fuß das Zusammentreffen stattfand, zu erzürnen; er hatte nämlich einige Schüsse als Signal für seine zurückgebliebenen Begleiter abgefeuert, worauf die Eingeborenen, welche sich des Fischfanges wegen in der Ge-

gend aufhielten, ihn baten, dies mit Rücksicht auf die Berggeister zu unterlassen, weil diese ihm sonst Regen schicken würden. Zufällig fiel wirklich eine halbe Stunde später der Regen in Strömen. Am folgenden Morgen kam eine unangenehme Nachricht; eins der Boote war umgeschlagen und dadurch ein großer Theil der Vorräthe verloren gegangen. Wenn man bei Hatton die Liste der vom Wasser verschlungenen Gegenstände nachliest, verwundert man sich zunächst darüber, wie der Verlust so weniger, scheinbar unbedeutender Artikel ihm solche Klagen entlocken kann und erst, wenn man darüber nachdenkt, wie schwer es ist, in der Wildniß irgend welche derartige Verluste zu ersetzen, kann man das ganze Unglück, welches unsere Pioniere getroffen, erfassen. Eine Flinte mit Bajonnet, eine Kiste mit gefüllten Blechbüchsen, einige Decken, dabei aber der ganze Vorrath an Reis und Bisquit waren verloren. Unter diesen Umständen war die gute Aufnahme, welche man in einem anderen Dusundorfe fand, sehr angenehm. Mit dem Häuptling wurde Blutsfreundschaft geschlossen, eine eigenthümliche Feierlichkeit, über die einige Worte eine Stelle finden mögen. Hatton erzählt: Am folgenden Tage kamen die Dusuns etwa um Mittag in großer Zahl an, bis ihrer gegen 100 Mann versammelt waren; alle führten Schwert und Speer. Nachdem auch der Häuptling erschienen war, nahm die Feierlichkeit ihren Anfang. Er begann damit, zwei lange Stöcke abzuschneiden; dann nahm er Platz und fing an zu sprechen; sowie er zu einem gewissen Punkte seiner Rede gekommen war, steckte er den Stock in die Erde, schnitt ihn dann etwa einen Fuß über der Erde ab und ließ das kürzere Stück im Boden. So fuhr er fort, bis eine Reihe kleiner Pfähle, wie zwei kleine Heere, einander gegenüber standen; in der Mitte eines jeden befand sich ein etwas höherer Stock, welcher die beiderseitigen Führer, mich und den Dusunhäuptling, vorstellen sollten. Nachdem der Anführer nun mit erhobener Stimme seinen Gott Kinarringan angerufen hatte, ergriffen er und Hatton das zum Opfer bestimmte Huhn und eine dritte Person schnitt dasselbe entzwei. Hatton sowohl als der Häuptling schleuderten die von ihnen gehaltene Hälfte, deren Bewegungen nun beobachtet wurden, zu Boden; derjenige, dessen Seite sie sich zuwenden, trägt Falschheit im Herzen; ein glückliches Zeichen ist es, wenn sie sich in der zwischen den neuen Blutsfreunden befindlichen Richtung bewegen. In dem Falle, der uns hier beschäftigt, waren die Zeichen günstig, beide Hälften bewegten sich in der Richtung des Dschungel, worüber alle sehr erfreut waren. Drei volle Salven aus den vorhandenen Gewehren wurden zur Erhöhung der Feierlichkeit abgefeuert, und einige von Hatton ausgetheilte Geschenke erhöhten die gute Stimmung; er selbst empfing von dem Häuptlinge einen Speer und erwiderte das Geschenk durch ein Jagdmesser.

Während seines Aufenthaltes bei den neuen Freunden war der Reisende Zeuge der Rückkehr einiger Dusuns, welche Saft vom Upas-Baume geholt hatten. Ihrer Mittheilung nach hatten sie sich das gefährliche Gift in folgender Weise verschafft: Ein langer, scharf zugespitzter, an einem Rotanstrick befestigter Bambu war gegen den Upasbaum geschleudert worden, darauf hatten sie ihn mittels des Strickes zurückgezogen und dies Verfahren so oft wiederholt, bis sich Saft genug in der Spitze angesammelt hatte. Ob dieser Vorgang wirklich in der beschriebenen Weise stattgefunden, ist, wie es scheint, für Hatton etwas zweifelhaft; wenigstens fügt er seiner Mittheilung die Bemerkung hinzu, daß die Leute keinen Grund gehabt hätten, ihn zu täuschen. Jedenfalls scheint beim Sammeln von Upassaft besondere Vorsicht gebraucht zu werden, wie auch aus anderen Theilen Borneos berichtet wird. So findet man bei Perelaer[1]) die Mittheilung, daß die Bambu-Gefäße an dem Baume befestigt werden, ehe die Einschneidung gemacht wird; wenn dies geschieht, wird das Gesicht vom Baume ab-, und dem Winde zugewendet, und gleich, nachdem der Saft zu laufen anfängt, entfernen sich die mit Ausführung der Operation beauftragten Personen und nähern sich erst wieder, wenn sie vermuthen, daß der Saft zu fließen aufgehört hat. Bekanntlich ist es der Upas-Baum (Antiaris toxicaria Lesch.), mit dem einheimischen Namen Pohon Upas (Java), Antjar (Sumatra), Ipo oder Nipo (Celebes und Borneo), welcher zu den wunderbaren Märchen von dem Todesthal auf Java, deren Verbreitung man dem Chirurgen Foersch und seinen Nachfolgern dankt, Veranlassung gegeben hat, Erzählungen, welche trotz der gründlichen Widerlegung durch Junghuhn und Andere doch noch immer hier und da wieder auftauchen. Der Baum erreicht nur mittlere Größe und kommt nicht gerade häufig vor. Das Pfeilgift auf Borneo scheint übrigens heftig zu wirken; Schwaner[2]) führt ein Beispiel an, daß einer seiner Begleiter, der durch den Pfeil eines Punan verwundet wurde, innerhalb zehn Minuten starb.

Wenige Tage später wurde Hatton in die Blutsfreundschaft eines neuen Stammes aufgenommen; das Verfahren war etwas anders als das eben beschriebene, weshalb wir noch einige Worte darüber beifügen wollen. Die Feierlichkeit begann damit, daß ein etwa 20 m im Durchmesser großer Platz vom Dschungel gereinigt und in der Mitte ein gegen einen Fuß tiefes Loch gegraben wurde, in welches man eins der den Bewohnern Borneos so theuren Thongefäße setzte, dessen Boden vorher zerschlagen war; die Scherben hatte man in den Topf gelegt. Darauf sammelten sich die Angehörigen des Stammes auf dem freien Platze, wo sie einen Kreis bildeten; die alten Leute riefen wiederholt Kinarringan an, und als dies zum zweiten Male geschah, wurde ein Stein neben dem Gefäße niedergelegt. Hierauf betheuerten die Dusuns eine halbe Stunde lang, daß sie den Weißen treu sein wollten, sie schworen es bei „dem Feuer“ (vorgestellt durch ein brennendes Holzscheit), bei „dem Wasser“ (welches in einem Bambu herbeigetragen und in den Topf geschüttet wurde) und „der Erde“ (auf der sie standen); ein aus einem Blaserohre abgeschossener Pfeil sollte Kinarringan zum Zeugen rufen. Hierauf legten die Mitglieder der Expedition ihre Gewehre auf den Topf und nahmen einen kleinen Scherben heraus, welchen sie wegwarfen; zum Schlusse gab die bewaffnete Macht Hatton's, aus vier Mann bestehend, eine Salve ab. Hiermit war die Feierlichkeit beendet.

Die Ceremonie wiederholte sich, mit einigen Modifikationen natürlich, bei jedem neuen, freundlich gesinnten Stamme, den Hatton besuchte.

Ein anderer Stamm, mit welchem Hatton wiederholt in Berührung kam, sind die Muruts, die Mörder Witti's, mit denen er jedoch, wie mit den Eingeborenen im Allgemeinen, auf recht gutem Fuße verkehrt zu haben scheint. Die Muruts unterscheiden sich, wie de Crespigny in der „Sarawak Gazette“ berichtet, dadurch von den Dajaks, daß sie wohl auch Köpfe schnellen, jedoch nur den Schädel bewahren, den sie manchmal sogar in kleine Stücke brechen, welche alle sehr hoch geschätzt werden; auch nehmen sie die Fingernägel ihrer gefallenen Feinde, die sie als Trophäen an den Häusern befestigen. Ebenso wie viele andere Stämme Borneos bringen sie den Todten, namentlich wenn

[1]) Ethnographische Beschrijving der Dajaks, S. 71.
[2]) Borneo I, 228.

sie eines gewaltsamen Todes gestorben, Menschenopfer. Von einem solchen Vorfall wird uns durch de Crespigny berichtet; eine arme alte Frau aus fremdem Stamme, die aber schon lange bei ihnen gelebt hatte, wurde über der Leiche des Ermordeten, die in der offenen Grube lag, auf einen Bambu gesetzt. Der Bruder des Todten gab ihr den ersten Stich, der, wie es die Sitte will, nicht tödtlich sein darf; wer von den Umstehenden Lust dazu hatte, folgte dann seinem Beispiele, und man ließ das Blut auf die Leiche tropfen. Als das Opfer todt war, wurde der Schädel unter die Häuptlinge vertheilt und ein Theil desselben, an dem noch die Haare festsaßen, wurde bald nachher auf einer mit Pisangblättern geschmückten und mit fünf Fingernägeln der Frau gezierten Stange vor dem Hause eines Häuptlings aufgestellt.

Nach Hatton's Mittheilung sind die Muruts, welche er am Labuk traf, beinahe alle tatuirt und zwar diejenigen, die schon gefährliche Züge unternommen haben, von der Schulter bis zur Magengrube und in drei parallelen Streifen über die ganze Länge der Arme hinunter, von der Schulter bis zum Faustgelenk. Einem vormaligen Häuptlinge, der im Streite dem Feinde den Rücken gewendet hatte, waren zur Strafe für seine Feigheit zwei Vierecke auf den Rücken tatuirt worden. Man darf hieraus jedoch im Allgemeinen keinen Schluß auf ihre Kampfesweise ziehen; denn dieselbe ist entschieden feige und hinterlistig; man sollte sie nicht Kopfjäger, sondern Kopfdiebe nennen, meint Hatton. Sie lagern im Dschungel versteckt und belauern das Haus ihrer Feinde, und gegen Morgen, wenn Jedermann im tiefen Schlafe liegt, dringen sie ein, schnellen möglichst viele Köpfe und entfernen sich in größter Eile mit ihrem Raube. So hatten sie in einem Dorfe, in welchem Hatton übernachtete, einige Monate vorher gehandelt; sie hatten sich an das Haus geschlichen, eine Salve aus ihren Blasrohren abgeschossen, waren dann eingedrungen und hatten zehn Köpfe mit hinweggenommen. Eine interessante Notiz über Todtenbestattung finden wir in dem Tagebuche des Forschers: Der Todte war in voller Kleidung in sitzende Haltung gebracht, eine Cigarette wurde ihm in den Mund gesteckt, ein Behälter mit allem zum Betelkauen erforderlichen Zubehör stand vor ihm. Um ihn herum saßen die Freunde und erzählten ihm, er solle weder rechts noch links gehen, um Irrwege zu vermeiden, sondern dem richtigen Pfade folgen „und das ist der Weg zum Kina Balu“. Die Gewohnheit, den Verkehr mit den Todten fortzusetzen, scheint auch hier verbreitet; an einer anderen Stelle wird Folgendes erzählt: „Wir kamen an einem einsamen Grabe vorüber, welches durch einen unbehauenen Stein bezeichnet, zwischen üppigem Grase lag; einer der Häuptlinge kniete nieder, entfernte das Gras und sprach zu dem Geiste des todten Mannes (seines Bruders), dem er von der Ankunft des weißen Mannes, eines Freundes seines Stammes, erzählte.“

Einmal, aber auch nur einmal, wäre es beinahe zu einer Störung dieses friedlichen Verkehrs mit den Eingeborenen gekommen. Wenige Wochen nur vor seinem Tode, auf seinem letzten Zuge, verließ Hatton mit einigen Begleitern sein Boot, um das Ufer zu besuchen und kam an eine Stelle, wo ein paar Muruts beschäftigt waren, ein Haus zu erbauen. Hier gab er seinem Dolmetscher den Auftrag, eine zur Aufnahme von Tabak und Feuerzeug bestimmte Bambuschachtel, wie deren von den Muruts verfertigt werden, für ihn zu kaufen. Von den sieben oder acht Männern, welche an dem Hause thätig waren, verließ einer nach dem anderen dasselbe und schlich sich nach dem Dschungel, wobei sie ihre Waffen mitnahmen; die Begleiter Hatton's wurden argwöhnisch und entfernten sich, um ihre Gewehre zu holen, so daß er sich schließlich mit dem Dolmetscher allein in dem Hause befand. Als auf den umliegenden Hügeln lautes Geschrei ertönte, forderte letzterer ihn auf, sich zu bücken, welcher Aufforderung Hatton auch nachkam, während er nach seinen Waffen rief. Auf einem der Hügel erschienen etwa 30, auf einem anderen etwa 15 Muruts, die sich dem Hause näherten; inzwischen hatten sich die Begleiter Hatton's mit ihren Waffen — sie zählten 11 Gewehre — um ihren Führer gesammelt und erwarteten die Muruts, deren Waffen auf sie gerichtet waren. Da, im Augenblicke der höchsten Spannung, als ein furchtbares Blutbad drohte, erschienen einige eingeborene Freunde, welche mit dem Rufe: „Feuert nicht“, sich zwischen die Parteien warfen und durch ihre Vermittelung den drohenden Kampf verhüteten. Nach vieler Mühe ließen sich endlich die Muruts überzeugen, daß die Fremden keine feindliche Absichten hegten. Und was hatte nun Veranlassung zu dieser Aufregung gegeben? Die armen Naturkinder hatten den Feldstuhl Hatton's für eine zum Einfangen von Menschen bestimmte Maschine gehalten, deren gefährlicher Wirkung sie sich durch einen kühnen Angriff zu entziehen gehofft hatten. Nachdem sie einmal über diesen Punkt beruhigt waren, benahmen sie sich ganz freundlich und verstanden sich gern zum Tauschhandel.

Im Allgemeinen waren die von den Menschen drohenden Gefahren noch nicht die schlimmsten. Die Flußfahrt erforderte immerwährend die größte Aufmerksamkeit und trotz derselben, wie wir schon gesehen haben, empfindliche Opfer, ja brachte auch ernste Gefahr.

Daß der Weg durch das Land, so schön derselbe auch aus der Ferne sein mag, manche Schwierigkeiten bietet, haben wir schon im Allgemeinen bemerkt; um dieselben näher kennen zu lernen, wollen wir dem Tagebuche Hatton's eine weitere Notiz entnehmen. Sie befanden sich auf einem Hügel mitten in einem undurchdringlichen Sumpflande. So weit sie von den Bäumen, welche sie erkletterten, um sich sehen konnten, erblickten sie nichts als Morast und wieder Morast, bedeckt mit etwa 20 Fuß langem Grase, welches so scharf wie ein Messer war. Es blieb nichts übrig, als umzukehren und sich den Rückweg über das Tags vorher überschrittene Sumpfland zu bahnen; das glückte auch nach vieler Mühe. Ein kleiner Fluß hemmte den Marsch; um den Uebergang zu ermöglichen, mußte erst mit vieler Mühe und ungenügenden Geräthschaften ein Baum gefällt werden, der als Nothbrücke diente. Eine Elephantenspur gab den Weg an, dem man zu folgen hatte. Nach dreistündigem Marsche wurde erschöpft Halt gemacht, kein anderes Wasser als dasjenige, welches in Schlammlöchern angetroffen wurde, war zu bekommen; trotz des abscheulichen Geruches mußte man es benutzen; das Resultat dieser stundenlangen Anstrengung war, daß die Reisegesellschaft acht Meilen in dem Dickicht zurückgelegt hatte. Und so ging es tagelang weiter — es war bei dem vergeblichen Versuche, sich einen Weg vom Kinabatangan quer durch das Land nach dem Segamaflusse zu bahnen —, bis selbst Hatton sich genöthigt sah, den Versuch aufzugeben und von der Mündung des Flusses längs der Küste zum Segama zu gelangen. Auch dieser Weg, den Hatton mit einigen Begleitern zurücklegte, bot Schwierigkeiten aller Art; der Strand war mit Baumstämmen und angespültem Holze bedeckt, der Sand ging in Schlamm über, in den die Reisenden bis zu den Knien einsanken, während die glühende Sonne sie mit ihren Strahlen beinahe versengte; es blieb nichts übrig, als mit wunden Füßen und trockener Kehle den mühevollen Weg fortzusetzen. Am folgenden Tage versuchte man es in den Prahus, doch Himmel und Wasser waren den Reisenden nicht günstig; drei Stunden

lang, von 8 bis 11 Uhr, kämpfte man vergebens gegen die Gewalt der Wellen, welche die Boote zu begraben drohten. Nun wurde der Landweg wieder versucht, doch auch hier fand man Schwierigkeiten; der Regen fiel in Strömen, man versank bis an die Knie im Moraste und zu allen Unannehmlichkeiten gesellte sich noch die größte Plage der Tropengegenden: ungeheure Moskitoschwärme, welche mit dem Lärme der vielen Gongs, die man, leider aber nur aus der Ferne, hörte, die Nachtruhe der Reisenden unerbittlich störte. Auch aus den Berichten Hatton's empfängt man den Eindruck, daß es, wie wohl überall, auch in den Tropen die kleinen Feinde sind, welche dem Menschen das Leben am unbehaglichsten machen. So ist z. B. bei den Reisen im Dschungel der Landblutigel eine der unangenehmsten Zugaben, sowohl weil der Biß, den man gewöhnlich kaum bemerkt, bis das Thier sich vollgesogen hat und abfällt, einen verhältnißmäßig großen Blutverlust verursachen kann, dann aber, weil die Bißwunden heftiges Jucken erzeugen und häufig Veranlassung zu bösartigen Geschwüren geben. Dr. T. H. Walker, der Chef-Arzt der Gesellschaft, von dem diese Bemerkung über die Blutigel herrührt, fügt weiter noch hinzu: „Ich habe von keinem Falle gehört, in dem Giftschlangen wirklichen Schaden gethan hätten und überhaupt nur wenige derartige Schlangen gesehen.“ Tausendfüße trifft man häufig in Häusern, ihr Biß ist nur ein paar Stunden lang schmerzhaft, Skorpione findet man gelegentlich in todtem Holze, unter Spänen u. s. w. Fische mit vergifteten Stacheln kommen häufig vor und verursachen manchmal recht böse Wunden. Hatton fertigt die Thierwelt mit gelegentlichen, hauptsächlich durch Vorgänge auf der Jagd hervorgerufenen Bemerkungen ab (auch den tödtlichen Schuß brachte er sich auf der Elephantenjagd bei), denen wir um so weniger folgen wollen, da seine Abenteuer dabei durchaus nicht ungewöhnlicher Natur sind.

Neuentdeckte Goldlager in Patagonien.

Daß in den Laplata-Staaten Südamerikas schon seit längeren Jahren Gold gewonnen wird, ist eine bekannte Sache, besitzen doch die Cordilleren an diesem Edelmetalle einen außergewöhnlichen Reichthum. In den Staaten Südamerikas, welche dem Stillen Ocean zugewendet sind, bildet der gewerbsmäßige Betrieb eine fortströmende Quelle, jedoch an den östlichen Abhängen ist der Gewinn an Gold durch Bergwerksbetrieb und auch die Goldwäscherei seither beschränkt geblieben.

Darin scheint ein Wandel bevorzustehen, indem jetzt an den südlichen Ostküsten, in Patagonien, Goldlager entdeckt worden sind. Nicht eigentlich sind sie jetzt erst entdeckt worden, denn daß Goldwäscher auch dort operirten, war gerüchtweise früher bekannt, den Nachrichten aber nicht viel Werth beigelegt worden. Ja, selbst in Buenos Aires lebende glaubwürdige Personen, welche die Goldlager kannten, maßen der Sache nicht den nunmehr erkannten Grad von Wichtigkeit bei, weil sie durch den Augenschein die Ueberzeugung erlangt zu haben glaubten, daß die Gewinnung des Goldes durchaus nicht leicht sei. Mit einem Male trat eine Aenderung ein. Um Mitte Januar d. J. kam aus Santa Cruz eine Depesche des argentinischen Transportschiffes „Villarino“ an den Präsidenten der Argentinischen Republik, welche bestätigte, daß vom Kommandanten Spurr die reichen Goldlager am Kap der Jungfrauen aufgefunden worden seien, mit deren Ausbeutung eine Anzahl von den Argentiniern nun vertriebene Chilenen ganz im Stillen beschäftigt gewesen waren. Mehrere Techniker, darunter ein Regierungsingenieur, waren Mitglieder der Expedition, welche abgesandt war, um die nöthigen Untersuchungen anzustellen. Begreiflicher Weise riefen diese Umstände eine gewisse Aufregung, ein ziemlich anhaltendes und mäßig sich steigerndes Goldfieber in Buenos Aires hervor, verursacht und unterhalten nicht zum geringen Theile durch ausführliche Berichte in der Presse. Sie erinnerten an die für Fabeln gehaltenen Gerüchte von dem gewaltigen Erzreichthume der fernen Südspitze, die nun doch wohl zur Wahrheit werden könnten. Eine anziehende Schilderung finden wir in der deutschen „Laplata-Zeitung“: „Das einsame, sturmgepeitschte Kap der Jungfrauen, dessen nackte Formationen von den schaumgekrönten Fluthen des Atlantischen Oceans mit ewigem Wellenschlage gebadet werden, ist seit einigen Wochen sammt der öden patagonischen Küste bis zum Rio Gallegos zu einem märchenhaften Eldorado geworden. Schon seit vielen, vielen Jahren wurden vereinzelte Stimmen hilfloser Schiffer laut, welche an jenen entlegenen Punkten und noch weiter im Süden bis an die Spitze des Feuerlandes und auf den Staaten-Inseln strandeten, daß sich an genannten Orten ein besonderer Reichthum an Mineralien mit goldigem Scheine kundgab; da aber diesen Schiffbrüchigen die nothwendigen geologischen Kenntnisse, sowie die Apparate zu einer genauen Untersuchung fehlten, so verhallten deren unsichere Angaben im Gewirre des Alltagslebens und das Gold in Patagonien blieb nach wie vor eine Illusion. Im Jahre 1860 wurde jedoch in Punta Arenas, resp. in einem links von besagter Verbrecherkolonie vorbei fließenden Flüßchen Gold entdeckt und später auch anhaltend gewaschen. Das Flüßchen, dessen Gewässer mit dem goldhaltigen Sande von dem Gebirge Bracknock herunter kommt, wurde „Las Minas“ genannt. Außer diesem giebt es in der Nähe noch einige andere Flüßchen und Bäche, wie Rio de la Mano und Rio de los Ciervos, die Gold enthalten, deren Wäschereien jedoch einen äußerst geringen Ertrag ergeben.“

Es wird dann weiter mitgetheilt, daß der argentinische Forscher Ramon Lista 1879 und 1880 in einer Reihe interessanter Berichte über den Goldreichthum von ganz Süd-Patagonien, über goldhaltigen Sand in den Quellen von Tres Chorillos und über goldhaltiges Erz nördlich vom Rio Belgrano geschrieben habe. Ferner, daß 1878 ein englischer Goldwäscher gemeldet habe, in allen Abflüssen der Cordilleren im südlichen Patagonien sei Gold zu finden. Solchen und ähnlichen Nachrichten habe man aber keine Beachtung gewidmet, bis endlich Ende vorigen Jahres der französische Dampfer „Artique“ nördlich vom Kap der Jungfrauen gestrandet sei, man von Punta Arenas Arbeiter zur Bergung der Ladung habe kommen lassen, die dann von den Kaufleuten an der Magelhaensstraße anfangs versuchsweise, nur wenn wegen widrigen Wetters am Strande nicht gearbeitet werden konnte, dann aber bei den sich einstellenden glänzenden Resultaten ausschließlich zum Waschen des Goldes verwendet worden seien. Die Entdeckung habe rundum ein echtes Goldfieber erzeugt und viele Unberechtigte nach den

Goldlagern geführt. Sie sind nun, nachdem sie lange ihr Thun und ihre Gewinnste verheimlicht, aus dem Territorium verwiesen worden, von den nämlichen argentinischen Beamten, die mit der Untersuchung beauftragt waren. Ehe noch das Resultat, welches sich dahin ausspricht, daß der Minenreichthum ein sehr bedeutender und weit größerer sei, als der seiner Zeit in Californien ausgebeutete, in Buenos Aires bekannt wurde, liefen aus der aufgeregten Bevölkerung eine große Anzahl Gesuche um Landconcessionen bei der Regierung ein. Die Wäschereien sollten aber nicht allein in Süd-Patagonien, am Kap der Jungfrauen, angelegt werden, sondern man richtete sein Augenmerk bis auf die Gebirgsabhänge des Neuquen-Territoriums, des Gebietes, welches in den letzten Zeiten wegen Kolonisationsversuche seitens der argentinischen Regierung vielfach besprochen wird, und das ebenfalls in den Ruf, Goldlager zu bergen, und wohl mit Recht, gerathen war. Bis Mitte Februar waren die Gesuche auf weit über 300 angewachsen, ohne daß sie erledigt worden waren; sie waren theils nicht bei der richtigen Behörde eingereicht, theils auch aus Unkenntniß nicht mit den erforderlichen Stempeln versehen worden. Die Regierung, in ihrer Unschlüssigkeit, was zu thun sei, ehe das Gutachten ihres Ingenieurs eingelaufen, hatte auch wohl andere Gründe für ihre Zögerung. Zur Kennzeichnung der immer noch in den argentinischen Staaten geltenden, an die Person des Präsidenten geknüpften Parteibevorzugung müssen wir die Vermuthung aussprechen, daß die Regierung bemüht gewesen ist, ihren eigenen Anhängern einen besonderen Vortheil bei der Ertheilung von Landconcessionen zuzuwenden. Diese Absicht, wenn sie eine solche gehabt, wäre ihr auch insofern gelungen, als sie die anfangs nicht ganz ordnungsgemäß gestellten Gesuche den anderen, nach altem, hervorgesuchtem Minengesetze beim Finanzministerium eingereichten hintansetzte und also die späteren als die zuerst zu berücksichtigenden erklärte.

Der Chef der Minen-Abtheilung des Ingenieur-Departements, der nämliche, welcher von der Regierung an Ort und Stelle geschickt war, hat sein Amt niedergelegt und ist, wie es demnach den Anschein hat, unter günstigeren Bedingungen von einer Privatgesellschaft für die Ausbeutung von Goldminen engagirt worden. Obgleich man somit annehmen muß, daß alle Nachrichten über die Ergiebigkeit der Goldlager vollständig ernst zu nehmen sind, so dürfen wir in unserer Heimath dennoch nicht leicht den Glauben aufkommen lassen, daß nun ein anderer Auswandererzug von kühnen Männern, die ähnliche Reichthümer und Gefahren suchen, als seiner Zeit in Californien geblüht haben, ins Werk zu setzen sei. Es wird selbst drüben davor gewarnt, allzu große Hoffnungen auf das neue Eldorado zu bauen; es seien vielleicht jetzt schon die Gesuche um Land hinsichtlich des geforderten Flächenraumes bedeutender, als das ganze als Goldlager in Betracht kommende, jetzt erreichbare Gebiet, und die klimatischen Verhältnisse desselben sind ohnehin für Aufenthalt und Verpflegung äußerst ungünstig. Alles, was man an maßgebender Stelle wünscht, ist, daß die Ausbeutung zum Besten der Bevölkerung der Südspitze der westlichen Hemisphäre gereiche.

Es sei hinzugefügt, daß aus 1000 kg bei erster Waschung 36 bis 40 g, bei einer nochmaligen 13 g Gold erzielt worden sind, und dies mit unrationeller Einrichtung.

Aus allen Erdtheilen.

Europa.

— Die auf S. 189 des vorigen Bandes angekündigte **Theilung des Kreises Inowrazlaw** (Regierungsbezirk Bromberg) erfolgte durch Verordnung vom 26. Mai zum 1. Juli d. J., aber aus naheliegenden Gründen ohne daß die abgetrennte Südhälfte den historischen Namen Kujavien erhalten hätte. Vielmehr wird dieselbe den Namen ihres Hauptortes **Strelno** führen und die Städte Kruschwitz und Strelno, sowie die Polizeidistrikte Strelno I. und II. und Kruschwitz umfassen.

— Von dem **Physikalisch-statistischen Handatlas von Oesterreich-Ungarn** (Wien, E. Hölzel) ist jetzt die vorletzte (siebente) Lieferung erschienen, deren drei Karten die Vertheilung der Bevölkerung nach der Umgangs-, bezw. Muttersprache, das Verhältniß von Acker-, Wald-, Wiesen- und Weinland zur Gesammtfläche und die Vertheilung des Großviehs in klarer, gefälliger Weise zur Darstellung bringen. Die erste und dritte Tafel nebst Begleittext ist von Dr. Franz Ritter von Le Monnier, die zweite von Dr. Jos. Ritter von Lorenz-Liburnau bearbeitet. Von **besonderem Interesse** ist die **Sprachenkarte**, für welche zum ersten Male die Ergebnisse der Volkszählung vom 31. December 1880 verwendet wurden, und welche insofern auf einem neuen Principe beruht, als sie nicht nur angiebt, welche Sprache in einem Gebiete die vorherrschende ist, sondern auch, welche andere Sprachen und in welchem numerischen Verhältnisse neben ihr sich noch finden. Dadurch ist allerdings ein sehr buntes Bild entstanden, in welches man sich zuerst nur langsam hineinfindet, das aber bei längerem Studium und unter Hinzunahme des Begleittextes viel des Interessanten bietet. Die Deutschen zählen in der ganzen Monarchie fast 10 Millionen Köpfe (26,48 Proc.) und sind nicht nur das numerisch stärkste, sondern auch das verbreitetste von allen Völkern; nur in 12 von den 1400 Bezirken Oesterreich-Ungarns finden sie sich gar nicht. Es giebt in der österreichischen Reichshälfte:

				Proc.
8 008 864	mit	deutscher	Umgangssprache	(36,75)
5 180 908	„	czechischer u. slovakischer	„	(23,77)
3 238 534	„	polnischer	„	(14,86)
2 792 667	„	ruthenischer	„	(12,80)
1 140 304	„	slovenischer	„	(5,23)
668 653	„	italienischer u. ladinischer	„	(3,07)
563 615	„	serbisch-croatischer	„	(2,58)
190 799	„	rumänischer	„	(0,88)
9 887	„	magyarischer	„	(0,05)

Die 15 642 102 Bewohner der Länder der ungarischen Krone vertheilen sich dagegen folgendermaßen:

6 445 487	(41,21 Proc.)	mit	magyarischer	Umgangssprache
1 953 911	(12,49 „)	„	deutscher	„
1 864 529	(11,91 „)	„	slovakischer	„
2 405 085	(15,38 „)	„	rumänischer	„
2 352 339	(15,04 „)	„	serbo-croatischer	„
356 062	(2,28 „)	„	ruthenischer	„
206 238	(1,32 „)	„	anderen Umgangssprachen	
58 451	(0,37 „)	Ausländer.		

Es würde hier zu weit führen, die instruktive Vertheilung auf die einzelnen Kronländer weiter zu verfolgen; aber

Ethnographen, Politiker, Journolisten u. s. w. seien hiermit nachdrücklich auf die Karte und den Begleittext hingewiesen.

— Zur Volkskunde der Siebenbürger Sochsen. Kleinere Schriften von Josef Holtrich. In neuer Bearbeitung herausgegeben von J. Wolff. (Wien 1885. Carl Graeser.) — Siebenbürgische Sagen, gesammelt und herausgegeben von Dr. Friedr. Müller. Zweite veränderte Auflage (Wien 1885. Carl Graeser). Beide Bücher wenden sich nicht unmittelbar an den Geographen und Ethnographen, sondern zunächst an den Germanisten. Wer aber ein tieferes Verständniß für Land und Leute Siebenbürgens — nicht bloß der Sachsen — gewinnen will, wird manchen interessonten und werthvollen Beitrag finden. Urdeutsch und kerndeutsch blieb der seit 700 Jahren vom großen Stommvolke versprengte Zweig im Fühlen und Denken, das beweist trotz der nicht verkennbaren 700jährigen Lokaleinflüsse oft schwerer und bitterer Art jede Seite der obigen Schriften. Zum 100jährigen Geburtstage Jakob Grimm's sind die im Grimm'schen Sinne verfaßten Schriften Haltrich's, die zwischen 1855 und 1881 verstreut erschienen, in neuer Bearbeitung, vermehrt durch Zusätze aus handschriftlichen Sammlungen und durch eigene dankenswerthe Beiträge über Volkswitz, Aberglauben und sprichwörtliche Redensarten vom Rektor J. Wolff in Mühlbach herausgegeben. Der reiche Inhalt ordnet sich in neun Abschnitte: 1) Siebenbürgisch-deutsche Thiermärchen. 2) Der Zigeuner im sächsischen Volksmunde. 3) Sächsischer Volkswitz und Humor. 4) Die Welt unserer Märchen und unserer Kinder. 5) Kinderspiele. 6) Stiefmütter, Stief- und Waisenkinder. 7) Macht und Herrschaft des Aberglaubens. 8) Sprichwörter, Redensarten, Interjectionen, Räthsel. 9) Inschriften am Hause u. s. w. Ein Sachregister erleichtert die Benutzung. Die Abschnitte zwei, drei, sieben und neun dürfen den im Sinne Ritter's arbeitenden Geographen angelegentlichst empfohlen werden. Den Referenten heimelten besonders die häufigen Anklänge an die vorpommersch-mecklenburgische Denk- und Redeweise an, auf die unter allen deutschen Dialekten gerode om wenigsten hingewiesen ist. Die von dem als Germonisten rühmlichst bekannten evangelischen Stadtpfarrer Müller in neuer Bearbeitung herausgegebenen Sagen bilden den ersten Band der Siebenbürgisch-deutschen Volksbücher, von denen der zweite die Märchen enthält, der dritte die trefflichen „Bilder aus dem sächsischen Bauernleben" von dem seinem Volke und der Wissenschaft zu früh entrissenen Fr. Fronius. Müller leitet seine Sommlung durch eine kritische Vorrede (S. 1 bis 37) ein und gliedert seinen Stoff in Mythische Sagen und Geschichtliche Sagen. Dem ersten Theile ist ouch ein Magyarischer und Walachischer Sagenkreis beigegeben und einige Zigeunersagen, oder richtiger Sagen von Zigeunern, die einen Vergleich mit dem zweiten Abschnitte im erstgenannten Buche, was ihre culturhistorische Bedeutung angeht, nicht vertragen. Die culturgeschichtlichen Sagen veranschaulichen uns oft sehr schön die Tage der Türken- und Tatternoth, das Elend der Curutzenkriege, die Vertheidigung sächsischer Kirchenburgen. Der große Matthias Corvinus und der tolle Carl XII. begegnen uns in den interessanten Erzählungen. Wie die Türken 1690 über das wilde Gebirge nach Zernest kamen, sucht die Sage folgendermaßen zu erklären(?): Sie banden Bäume mit dem Wipfel an den Schweif der Pferde, um sie vor dem Abstürzen zu bewahren, die Soldaten füllten Säcke mit Erde und zogen sie hinter sich her, um Halt zu haben, da die Säcke an den Felszacken hängen blieben! Die Sage beweist, daß den Zeitgenossen der plötzliche Ueberfall so unbegreiflich war wie uns, wenn wir im Angesichte des wilden Königsteins den historischen Bericht uns vergegenwärtigen. P. L.

— Der Weinbau giebt nach Herrn Plondren in Rumelien schöne Resultate. Der rumelische Bauer liebt den Wein um so mehr, als er mit dem Boden etwas von der Verehrung geerbt hat, welche die Thracier Bacchus und seinem Getränke bezeigten. Der Wein ist gut, und seitdem die Reblaus Südfrankreich verwüstet hat, stehen die rumelischen Weine im Begriffe, sich dort als Burgunder- oder Bordeauxweine zu naturalisiren. Es würde vielleicht einfacher sein, sie in Frankreich zu verarbeiten, denn die rumelischen Winzer, die schon wenig mit dem verbesserten Anbau vertraut sind, vernachlässigen die Fabrikation gänzlich. Die Nachfrage ist in Frankreich ziemlich stark, so daß man im Vilajet Adrianopel eine französische Gesellschaft für Weinbau, Fabrikation und Ausfuhr der Weine nach Frankreich gegründet hat. Hervorgehoben seien die Weine von Kirk-Kilisse, welche in Rumelien und selbst in Konstantinopel sehr geschätzt sind. Beträchtlich ist auch die Weinproduktion in Tatar-Bazardschik, Karlovo, Kazanlik, Sliwno, Tschirpan, Stanimaka, Diwischkovo ꝛc. Auf der Wein-Ausstellung in Bordeaux 1883 haben die Weine von Sliwno und Stanimaka die Medaille erhalten. Alle diese Weine kosten durchschnittlich an Ort und Stelle etwa 20 Cent. der Liter. In der Stadt kostet derselbe Wein je nach der Qualität 28 bis 55 Cent. der Liter. Im Orient und besonders in Konstantinopel werden übrigens die sogenannten Bordeauxweine und der französische Import durch die Ungarweine allmählich verdrängt. Um einen Wein zu haben, der einigermaßen „bordelaise", d. h. gefälscht ist, muß man wenigstens 4 bis 5 Francs für die Flasche bezahlen, während ein guter leichter Ungarwein, der weit besser ist als der falsche „Bordeaux", mit 1½ bis 2 Francs bezahlt wird.

— Auf Anregung Prof. L. Stieda's (jetzt in Königsberg, früher in Dorpat) hat wiederum einer seiner Schüler, Wladimir Diebold, sich ein anthropologisches Thema zu seiner Doktordissertation erwählt, indem er einen „Beitrag zur Anthropologie der Kleinrussen", Dorpat 1886, veröffentlichte. Das Material zu demselben war nur sehr schwer zu beschaffen; auf das Messen von Frauen mußte Diebold ganz verzichten, nicht weil dieselben zu prüde sind, sondern weil sie sein Vorhaben einfach nicht verstanden. Dagegen konnte er im Gonzen 200 männliche Einwohner des Kreises Uman im Gouvernement Kiew messen, deren kleinrussische Nationalität feststeht (insgesammt giebt es im Russischen Reiche 12½ Millionen Kleinrussen, außerdem über drei Millionen in Oesterreich); es sind das die ersten anthropologischen Untersuchungen an lebenden Vertretern dieses Volkes, welche zu folgenden Resultaten führten: Die Kleinrussen haben den nordslavischen Typus trotz geschichtlicher Einflüsse ziemlich rein bewahrt; sie sind brachycephal, langarmig und liefern eine relativ sehr bedeutende Zahl von kriegstüchtigen Rekruten im Vergleiche mit anderen Völkern Rußlands. Sie stehen schließlich sehr nahe dem für die europäischen Völker aufgestellten Procentverhältnisse zwischen der Länge der einzelnen Körpertheile und der Körperlänge (S. 45). Topographische Bedingungen und geschichtliche Einflüsse haben nach Diebold (S. 20) zum Resultat gehabt, daß man die Kleinrussen in drei Typen eintheilen kann: 1) den ukraïnischen, 2) den polessischen und 3) den podolisch-galizischen. Zum polessischen gehören die Bewohner der waldigen und sumpfigen Theile des Kiewschen, Wolhynischen und einiger Theile des Siedlecer und Grodnoer Gouvernements. Der podolische Typus findet sich in Podolien, Galizien und Südwolhynien. Die übrigen Kleinrussen gehören zum ukraïnischen Typus. Diese Typen unterscheiden sich nicht nur durch Kleidung, Sitten, Gebräuche ꝛc., sondern auch durch physische Eigenschaften. Die Ukraïner sind hoch, braunhaarig, die Podolier mittelhoch, meistens brünett, die Repräsentanten des polessischen Typus, Poleschtschuki (Waldbewohner) genannt, relativ klein von Wuchs und weisen mehr Blondhaarige auf. Die Podolier tragen das Haar lang, die beiden übrigen Typen kurz geschoren. Die Poleschtschuki stehen in intellektueller Beziehung niedriger, als die anderen, sind auch in Folge des schlechteren Bodens ihrer Heimath ärmer; aus diesen zwei Gründen ist der Name Poleschtschuk eine Art Schimpfwort bei den Ukraïnern. Auch die Sprache der drei Typen ist etwas verschieden; das beste Kleinrussisch sprechen die Ukraïner, die Podolier weichen davon

ab in grammatikalischer, die Poleschtschuki in phonetischer Beziehung.

Asien.

— Ein neues Gebiet für deutsche Kolonisation, nämlich die Länder am unteren Euphrat und Tigris, bringt Prof. Dr. A. Sprenger in Heft 6 bis 8 des 15. Bandes der Sammlung von Vorträgen von W. Frommel und F. Pfaff (Heidelberg, Carl Winter), „Babylonien, das reichste Land in der Vorzeit und das lohnendste Kolonisationsfeld für die Gegenwart", in Vorschlag. Was die politische Seite dieser Frage angeht, so lassen wir dieselbe hier bei Seite; eine deutsche Kolonisation erscheint uns dort, wenigstens für jetzt, ganz ausgeschlossen. Unmöglich wäre sie wohl nicht, wenn sie auch durch das Trockenlegen der Sümpfe ꝛc. ungezählte Opfer aus den ersten Generationen der etwaigen Ansiedler fordern würde. Was dem Büchlein dauernden Werth und großes Interesse verleiht, sind die im zweiten und dritten Abschnitte enthaltenen historischen Nachweise aus orientalischen Quellen, welche die einstige Fruchtbarkeit, das Kanalsystem und dessen Geschichte, die Besteuerungsweise und den Ertrag des babylonischen Alluviallandes, das an Größe etwa der Halbinsel Italien gleichkommt, behandeln. Sprenger führt uns z. B. das Besteuerungssystem und dessen oft gewaltige Erträge für die Zeit von 500 bis etwa 965 vor; im 13. Jahrhundert tritt dann der Verfall ein, die Beduinen werden die thatsächlichen Herren des Landes, die Bevölkerung verarmt, nimmt mehr und mehr ab; was die Räuber übrig lassen, holen die Beamten der ohnmächtigen Regierung und das fruchtbarste Gebiet des Orients wird zur Wüste, lange ehe die viel geschmähten Osmanen sich desselben bemächtigten. Greift Deutschland hier nicht zu, so wird nach Sprenger's Ansicht Babylonien einst russisch werden; möglich vielleicht aber auch nicht!

— Die Zeitungsnachricht, daß Oberst Lockhart's Hindukusch-Expedition (vergl. „Globus" Bd. 49, S. 127) in Badakschan gefangen genommen worden sei, bestätigt sich nicht und ist darauf zurückzuführen, daß er in Kila Pendsch (Wachan) vorübergehend aufgehalten worden ist. Er befindet sich jetzt in Zibah, 50 engl. Meilen südöstlich von Faizabad und will je nach Umständen von dort aus entweder in westlicher Richtung den Abhängen des Hindukusch folgen oder denselben im Dura-Passe überschreiten und so nach Tschitral gelangen.

— Am 29. März d. J. hat eine französische Abtheilung unter Oberst de Maussion die Stadt Lao-kai am oberen Rothen Flusse, die frühere Hauptstadt der Schwarzflaggen, welche etwa 300 km von Hanoi entfernt ist, besetzt, ohne Widerstand zu finden. Die Hoffnung, von Lao-kai aus mit der chinesischen Provinz Jünnan Handelsverbindungen anknüpfen zu können, hat dadurch neue Nahrung erhalten, um so mehr, als gleich nach der Besetzung und unerwartet schnell 20 chinesische Dschunken, mit Opium, Zinn und medicinischen Kräutern beladen, in Lao-kai eintrafen, und am 3. April sind deshalb zwei flachgehende Kanonenboote, „Cuveillier" und „Bobillot", von Hanoi abgegangen, um den Rothen Fluß, wenn möglich, bis zur chinesischen Grenze hinauf zu fahren und diese wichtige Wasserstraße in ihren Einzelheiten zu studiren und aufzunehmen.

Afrika.

— Ein englischer Ingenieur Jones hat jetzt die am Gebel Zeit am Rothen Meere erbohrten Petroleumquellen (s. „Globus" Bd. 49, S. 277) untersucht und hat sich nicht gerade günstig über die Aussichten einer Bearbeitung der Fundstelle ausgesprochen. Zunächst müßten 8000 bis 10000 Pfd. St. nur für weitere Bohrungen verwendet werden.

— Trotz der fast gleichzeitigen Niedermetzelung der Porro'schen und der Barral'schen Expedition hat der Italiener Augusto Franzoi doch auf genau demselben Wege, von Zeilah aus, eine Reise nach Schoa unternommen, welche ihn über den Schauplatz jener Greuelthaten führen muß. In Schoa will er mehrere Monate bleiben, um das Ende der Regenzeit abzuwarten, Maulthiere zu kaufen u. s. w. und dann über Kaffa nach den Aequatorial-Seen aufbrechen.

— Ein Telegramm aus Durban vom 23. Juni meldet die festliche Eröffnung der 190 engl. Meilen langen Eisenbahn von Durban nach Ladysmith, welche in ihrer Verlängerung die Goldfelder in Transvaal zu erschließen bestimmt ist.

Polargebiete.

— Nordenskiöld's Eiswanderung in Grönland reizt zur Nacheiferung. Wie Lieutenant Greely an die Schottische Geographische Gesellschaft schreibt, wollte sich Civilingenieur R. E. Peary Anfangs Mai nach Grönland begeben, um vom Omenak-Fiord aus einen Punkt auf dem Binneneise zu erreichen, von welchem aus er den Gipfel des Petermannberges (am Ende des in die Ostküste einschneidenden Franz-Josef-Fiordes gelegen) zu erblicken vermag.

— Gegenwärtig hat sich im dänischen Grönland — schreibt Nordenskiöld („Grönland" S. 425 ff.) — zwischen den Innuit-Frauen und den dänischen Kolonisten, Walfischfängermatrosen u. s. w. eine neue Mischrasse gebildet, welche, da die Eingeborenen den europäischen Typus hübscher finden als den ihrigen, durch die Geschlechtswahl so überhand genommen hat, daß das, was wir reine Eskimozüge nennen, anfängt selten zu werden, wenigstens in der Nachbarschaft der Kolonien. Andererseits nehmen die Kinder aus gemischten Ehen, sofern nicht besondere Anstrengungen gemacht werden, um ihnen europäische Sitten und Sprache zu lehren, gewöhnlich schon in der ersten oder zweiten Generation vollständig Sprache, Lebensweise und Kleidertracht der Eskimos an, behalten aber ihre europäischen Züge unverändert oder nur auf solche Weise modificirt, daß der nordische Typus durch die Vermischung mit den dunklen Eingeborenen ein mehr südländisches Gepräge erhalten hat. Es entsteht also somit eine neue eingeborene Rasse, welche, so lange das Aussehen nicht durch die harte Lebensweise gelitten hat, oft recht hübsch ist. Zuweilen trifft man unter den Kindern und der Jugend dieser Mischrasse sogar vollendete Schönheiten. Auch auf der Küste von Labrador ist eine Mischrasse entstanden, und zwar hauptsächlich durch die Verheirathung englischer Matrosen mit Eskimo-Frauen. Dieselbe ist in vielen Hinsichten reich begabt, ist, wenngleich Lehrer und Schulen fehlen, des Lesens und Schreibens kundig, gewandt, frommherzig, aber nicht so muthig wie die Eingeborenen.

Inhalt: Victor Giraud's Reise nach den innerafrikanischen Seen. IV. (Mit fünf Abbildungen.) — Dr. Pechuel-Loesche: Flachküsten, Meeresströmungen und Brandung. II. (Schluß.) — Das nördliche Borneo. II. (Schluß.) — Neuentdeckte Goldlager in Patagonien. — Aus allen Erdtheilen: Europa. — Asien. — Afrika. — Polargebiete. (Schluß der Redaktion: 27. Juni 1886.)

Redakteur: Dr. R. Kiepert in Berlin, S. W. Lindenstraße 11, III Tr.
Druck und Verlag von Friedrich Vieweg und Sohn in Braunschweig.



Band L. № 5.

Mit besonderer Berücksichtigung der Anthropologie und Ethnologie.

Begründet von Karl Andree.

In Verbindung mit Fachmännern herausgegeben von

Dr. Richard Kiepert.

Braunschweig Jährlich 2 Bände à 24 Nummern. Durch alle Buchhandlungen und Postanstalten zum Preise von 12 Mark pro Band zu beziehen. 1886.

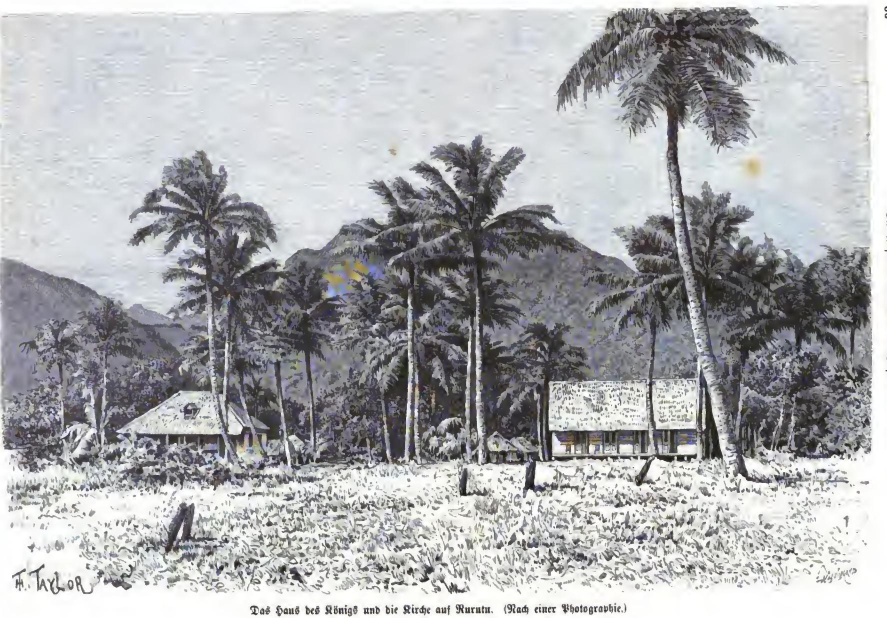
Die Austral- oder Tubuaï-Inseln.

In der am 24. December 1885 zwischen Deutschland und Frankreich hinsichtlich einiger Theile ihres Kolonialbesitzes getroffenen Vereinbarung werden unter anderem die „Inseln unter dem Winde“ erwähnt; Deutschland verpflichtet sich, nichts zu unternehmen, was eine eventuelle Besitzergreifung der Inseln und Riffe dieser Gruppe durch die französische Republik hindern könnte.

Ganz in der Nähe dieser Gruppe liegt eine andere, in welche wir jetzt die Leser des „Globus“ einführen möchten, wo der französische Einfluß sich schon lange geltend gemacht hat und wo die französische Flagge gleich, nachdem sie in Tahiti gehißt worden war, wenigstens auf einigen der Inseln ebenfalls aufgepflanzt wurde. Die Austral- (Raiwawaï-) Inseln, welche die Franzosen gewöhnlich Tubuaï-Inseln nennen, liegen etwa 100 deutsche Meilen südlich von den Gesellschaftsinseln, denselben ziemlich parallel auf 144 bis 155° westl. L., die östlichen derselben schon in oder auf der Grenze der gemäßigten Zone. Die Zahl der Inseln, deren Oberfläche nur etwa drei bis vier Quadratmeilen einnimmt, beträgt sechs, von denen fünf vulkanischen Ursprunges sind; nur eine einzige ist eine Laguneninsel. Von denselben gehören Vavitu, Rapa und Tubuaï zu den französischen Besitzungen; die unabhängigen Inseln, von denen Rurutu und Rimatara die bedeutendsten sind, werden noch von einheimischen Fürsten beherrscht, auf welche die wesleyanischen Missionare einen großen Einfluß ausüben sollen. Im Allgemeinen sind die Inseln den Gesellschaftsinseln sehr ähnlich, doch macht sich die südlichere Lage schon geltend, so daß auf der südlichsten, Rapa, der Brotfruchtbaum nicht mehr gedeiht und die Kokospalme verkümmert. An Landthieren sind sie sehr arm; die Ratte und das Schwein findet man überall, auf Rapa auch verwilderte Ziegen; wenige Landvögel und meist gar keine Reptilien kommen vor, dagegen sind Seethiere häufig.

Wir schließen dieser allgemeinen Uebersicht die dem Berichte eines neueren französischen Reisenden [1]) entnommene Beschreibung von Rurutu an. Die Insel bietet dem Blicke des Reisenden nicht den reizenden Anblick von Tahiti, welches vom Meere aus gesehen, das Auge des Beschauers in hohem Maße fesselt; die kahlen Bergspitzen lassen die Insel im ersten Augenblicke als ganz unfruchtbar erscheinen, um so mehr, als man die Klippen, welche sich hoch erheben, weit her aus dem offenen Meere erblickt. Die Einfahrt ist ziemlich schwierig, sie ist durch einen Strom süßen Wassers gekennzeichnet, der sich nach und nach einen Weg durch die Bänke gebahnt hat. Wenn man sich der Insel nähert, erblickt man ein gut bebautes Land und die Häuser, welche unter den Bäumen halb versteckt liegen, legen durch ihre verhältnißmäßige Vollkommenheit ein rühmliches Zeugniß ab für die Eingeborenen und die Missionare, welche es verstanden haben, sie zur Arbeit zu bewegen. Die Häuser sind von Holz und haben sogar Glasfenster. Das Haus des Königs und das protestantische Bethaus stehen neben einander; der Fürst ist zugleich Seelenhirt seines Volkes. Das Bethaus hat nichts Besonderes in seiner Erscheinung, es ist ein gemeinschaftliches Gebäude, wo die Gemeinde sich versammelt, um zu beten, geistliche Lieder zu singen und die Erklärung der Bibel zu hören. Das Haus des Fürsten ist einfach ausgestattet; Pandanusmatten bedecken den Boden, in einem Gemache befinden sich die Kochgeräthschaften, welche eine ziemlich fortgeschrittene Civilisation andeuten.

[1]) Aylic Marin, „Tour du Monde“, Nr. 1291.

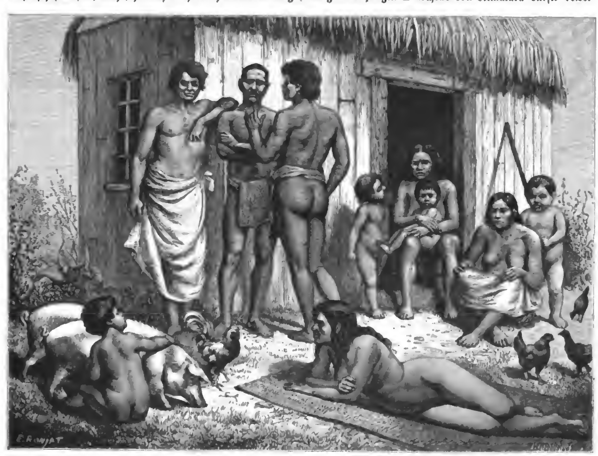


Das Haus des Königs und die Kirche auf Rurutu. (Nach einer Photographie.)

Als Lager dient ein Brettergestell, welches mit einer großen Zahl Matten an Stelle der Matrazen bedeckt ist.

Die Bewohner dieser Gruppe, deren Zahl sehr zusammengeschmolzen ist und auf höchstens 1500 bis 1600 geschätzt wird, zeigen nach Meinicke die größte Verwandtschaft nach zwei Seiten, nämlich sowohl mit den Eingeborenen von Tahiti, als auch mit den Herveyinsulanern, obwohl ihre Sprache sich mehr derjenigen der ersteren nähert; auf Rapa dagegen haben sie eine eigene Sprache, welche nach dem, was darüber bekannt geworden, die von Rarotonga ist. Der eben genannte Autor glaubt daher, daß sie Rarotonganer sind, welche sich durch die lange politische Verbindung mit den Gesellschaftsinseln, wahrscheinlich auch durch Einwanderung von dorther, an die Sprache und Lebensweise der Bewohner jener Gruppe gewöhnt haben.

Sie sind durchschnittlich etwas kleiner als die Tahitier, aber ein schöner Menschenschlag, schlank, wohlgebaut, mit langem, schwarzem Haar und angenehmen Zügen, jedoch theilt der obengenannte französische Reisende die übertriebene Bewunderung für das schwächere Geschlecht durchaus nicht, ja er ist ungalant genug zu erzählen, daß er auf Tubuaï einige vollständig betrunkene Frauen gesehen hat, denen der Genuß des landesüblichen Orangeweins schlecht bekommen war. Auf anderen Inseln fand das schöne Geschlecht mehr Gnade vor seinen Augen, und die hier beigegebene Abbildung eines jungen Mädchens von Rimatara dürfte bewei-



Eingeborene von Tubuai. (Theilweise nach Photographien.)

sen, daß diese Aenderung seiner Ansicht vollkommen berechtigt war.

Die Kleidung ist im Allgemeinen sehr einfach und hat durchaus nichts Malerisches; bei den Männern genügt ein einfaches Hüftentuch, bei den Frauen ein um den Leib geschlagenes Stück Zeug; nur bei festlichen Gelegenheiten tritt ein Oberkleid hinzu. Die Männer tragen zuweilen auch noch ein solches Stück Zeug (Pareo), auch wohl ein europäisches Hemde, dessen Zipfel lustig im Winde flattern. Kleine Unterschiede kommen natürlich auf den einzelnen Inseln vor, z. B. schneiden die Insulaner auf Rapa das Haar kurz ab, auf anderen Inseln lassen sie es lang wachsen und entweder frei herabhängen oder es wird aufgebunden. Manche tragen eine Art Turban, auch mit Federn verzierte Mützen u. s. w. An Schmuck findet man Halsbänder von Pandanus, die Tatuirung kommt (oder kam) nur auf den westlichen Inseln vor. Daß die Eingeborenen, durch den Einfluß der Missionare veranlaßt, große Sorge auf ihre Wohnungen verwenden, haben wir schon gesehen: auch dem Feldbau widmen sie besondere Aufmerksamkeit, mehr, als man dies sonst von Polynesiern gewohnt ist. Bananen und Taro sind diejenigen Pflanzen, welche besonders angebaut werden; auf den westlichen Inseln auch Baumwolle. Es wäre gewiß nicht unmöglich, andere Nutzpflanzen dort zu akklimatisiren; Zuckerrohr, Kaffee und Tabak würden auch wohl gut gedeihen. Wie beinahe alle Bewohner der Inseln des Stillen Oceans sind sie geschickte Fischer und kühne Seefahrer; als tüchtige Schiffbauer verstehen sie es nicht nur, die verschiedenartigsten einheimischen Fahrzeuge zu bauen, sondern sie haben es sogar fertig gebracht, europäische Boote nachzuahmen; das Schnitzwerk, mit welchem sie ihre Fahrzeuge verzieren, ist sehr schön gearbeitet. Sie bereiten aus Baum-

rinde Zeuge, färben sie roth und schwarz und firnissen sie mit einem Pflanzengummi. Auch mit einigen anderen Industriezweigen sind sie bekannt; sie verstehen theilweise Zucker und verschiedene Arten Schnaps zu bereiten, ebenso verfertigen sie sich Lichter aus vegetabilischen Stoffen. Ihre Religion ähnelte, bevor die Missionare dorthin kamen, ganz der der Tahitier und Narotonganer; Götterbilder, aus Holz geschnitzt oder gut aus Stein gearbeitet, waren zahlreich. Die Marä genannten Tempel und Begräbnißstätten kommen vielfach vor; es sind viereckige Plätze, an zwei Seiten von hohen Steinwällen eingeschlossen, an der vierten Seite ein pyramidenartig aufsteigender Bau, wo die Altäre angebracht waren, während die gegenüberliegende Seite durch einen niedrigen Zaun abgeschlossen wurde. Auch



Junges Mädchen von der Insel Rimatara. (Nach einer Photographie.)

andere merkwürdige Ruinen wurden auf den Bergspitzen von Rapa durch Vancouver entdeckt; es sollen viereckige Bauten aus zum Theil sehr großen, gut gearbeiteten und polirten Steinen sein, auch Knochen will man zwischen denselben gefunden haben. Ob man es mit Festungswerken, wie vielfach angenommen wird, oder mit Begräbnißplätzen zu thun hat, scheint immer noch nicht ganz sicher; es wäre vielleicht nicht ganz unmöglich, daß, theilweise wenigstens, eine Täuschung vorliegt; die ganze Insel besteht aus malerischen Felsenbergen und es ist wohl bekannt, wie solche scharfgezeichnete Umrisse häufig den Eindruck machen, als ob sie von Menschenhand gebildet wären.

Wir übergehen die älteren staatlichen Zustände, um noch einige Worte über den Verkehr der Insulaner mit Europäern beizufügen. Rurutu wurde von Cook 1769, Raiwawai [1]) von Boenechea 1772 (nach anderen Angaben von Gayangos 1775), und Tubuaï von Cook 1777, Rapa endlich von

[1]) Der Name nach Meinicke; bei Grundemann Raiwaiwai, auch Wawitu und Laiwawai.

Vancouver 1791 entdeckt. Die anderen Inseln fanden Engländer erst im dritten Jahrzehnt unseres Jahrhunderts.

Das Christenthum wurde von 1820 bis 1826 von den Gesellschaftsinseln aus eingeführt; zuerst geschah dies 1820 auf Raiwawai, wohin sich ein tahitischer Lehrer, Para, begeben hatte, dem später die Missionare Nolt und Henry folgten. Die ganze Insel wendete sich bald dem Christenthum zu. Auch auf Tubuaï hatte die ganze Bevölkerung kurz nach 1824 sich vom Heidenthum losgesagt. Auf Rurutu hat die Mission eine eigenthümliche, höchst interessante Geschichte [1]). Im Jahre 1820 war auf einigen Inseln des Archipels, darunter auch auf Rurutu, eine ansteckende Krankheit eingeschleppt worden. Sie wüthete hier so, daß nach kurzer Zeit von 6000 Einwohnern nur noch 314 übrig waren; darum ließen 1821 zwei Häuptlinge in ihrer Verzweiflung zwei Boote erbauen und, nachdem sie so viel Begleiter wie möglich in dieselben aufgenommen, stachen sie in See, um dem Zorn der Götter zu entgehen. Zuerst kamen sie nach Tubuai, von wo sie nach einiger Zeit in der Hoffnung, daß die Seuche indessen aufgehört habe, in ihr Vaterland zurückzukehren beabsichtigten. Vom Sturm auf dem Meere erfaßt, ging eins der Boote unter, das andere erreichte nach unsäglichem Ungemach Maurua, wo die Bemannung von den Missionen hörte, und als sie diese, noch 25 Köpfe stark, aufsuchen wollte, die Insel Raiatea erreichte, wo sie mit Staunen sah, welche Veränderungen durch die Fremden bei ihren Stammesgenossen eingeführt waren. Als die Rurutuer zurückkehrten, erbaten sie sich die Begleitung von Missionaren und zwei Nationalgehilfen begleiteten sie; bereits 1825 war die ganze Bevölkerung getauft. Auch auf Rimatara und Rapa faßte das Christenthum festen Fuß. Von Zeit zu Zeit wurde die Tubuaigruppe von den Missionaren, welche sich auf den Gesellschaftsinseln niedergelassen hatten, besucht; nur eine kurze Zeit lang waren zwei Goßnersche Missionare, Mohn und Hornes (1851), auf Rurutu dauernd thätig. Später machte sich französischer Einfluß geltend; trotzdem halten diese Gemeinden fest an ihrem Gottesdienst und die Missionare, die sie von Zeit zu Zeit besuchen, wissen nur Erfreuliches zu berichten. Eine weniger günstig lautende Mittheilung wurde oben bereits angeführt. Wie wir beiläufig hören, hat sich auf Raiwawai ein portugiesischer Handelsmann niedergelassen; auf den vorher genannten, von Frankreich in Besitz genommenen Inseln wird das Gesetz durch den unvermeidlichen Gendarm vertreten, um dem in die Sprache von Tahiti übersetzten Code Achtung zu verschaffen. — Vielleicht war es gerade der Umstand, daß diese Gruppe dem Verkehr mit den Europäern so fern gestanden, der die Bevölkerung trotz ihrer Abnahme an Zahl auf eine verhältnißmäßig hohe Stufe geführt hat; jetzt bei häufigerem Verkehr zeigt sich schon manches Zerrbild.

[1]) Grundemann (Burkhardt). Kleine Missions-Bibliothek IV, 2. Abth., S. 103.

Die Bogotáner.

Von Dr. Alfred Hettner.

I.

Bogotá, die Hauptstadt der Vereinigten Staaten von Kolumbien, liegt tief im Inneren des Landes, hoch im Gebirge. Der Reisende, der von Europa oder den Vereinigten Staaten von Nordamerika gekommen ist und bei Savenitte den bequemen Postdampfer verlassen hat, muß dem Magdalenenstrome 90 deutsche Meilen (in gerader Linie gerechnet) durch Savannen und Urwälder hindurch stromaufwärts folgen, und dann zweiundeinhalb Tage auf schlechten Saumpfaden emporklimmen, ehe er die Hochebene von Bogotá erreicht und an deren entgegengesetztem Rande die Stadt selbst liegen sieht, welche ihm seine kolumbienischen Reisegefährten als ein zweites Paris geschildert haben [1]).

Erst seit dem Anfange dieses Jahrhunderts giebt es eine Stadt Bogotá, aber nur der Name ist neu, der Ort selbst wurde schon im Jahre 1538, also 40 Jahre nach der Entdeckung Amerikas, gegründet. Sein ursprünglicher Name war Santafé, vom Ende des 18. Jahrhunderts fügte man, zur Unterscheidung von anderen Santafé's, den von der alten Indianerhauptstadt entnommenen Beinamen Bogotá hinzu, und seit 1819 ließ man die Bezeichnung Santafé ganz hinweg. Schon bei seiner Gründung war Santafé de Bogotá zur Hauptstadt des neuen Königreiches von Granada bestimmt, wie die Spanier die eben in diesem Theile von Amerika eroberten Gebiete nannten. Und diesen Rang der Hauptstadt hat es sowohl während der beinahe drei Jahrhunderte spanischer Herrschaft, wie nach Erkämpfung der Unabhängigkeit durch alle politischen Wechselfälle hindurch bewahrt. Aber nicht nur in politischer, sondern auch in geistiger und socialer Beziehung ist es die Hauptstadt des Landes, während es wirthschaftlich wenigstens das Centrum für den südlichen Theil der östlich vom Magdalenenstrome gelegenen Staaten bildet. In Bogotá also vereinigen sich die verschiedensten Elemente kolumbienischer Bevölkerung, haben wir die bequemste Gelegenheit, kolumbienisches Leben zu studiren, wenngleich wir uns wohl bewußt bleiben müssen, daß das Volksleben in großen Städten immer einen anderen Charakter annimmt, als es auf dem platten Lande besteht.

Für das Gepräge jeder kolumbienischen Ortschaft ist es von der größten Bedeutung, welcher Höhenregion sie angehört, denn je nach der Höhenlage sind die klimatischen Bedingungen durchaus verschieden. Tropisches Klima und tropische Vegetation finden sich in reiner Ausbildung nur in der tierra caliente, d. h. dem heißen Tieflande, etwa bis zu 500 m Meereshöhe. In der tierra templada kommen manche tropische Charakterpflanzen schon nicht mehr fort, und die tierra fria hat dieselbe mittlere Jahrestemperatur und zeitigt dieselben Pflanzen wie das mittlere Europa. Zu dieser tierra fria gehört das 2600 m über dem Meeresspiegel gelegene Bogotá. Jahr aus, Jahr ein herrscht hier

[1]) Eine weit ausführlichere Beschreibung des Weges von der Küste nach Bogotá habe ich in dieser Zeitschrift Bd. 48, S. 87 ff. und 150 ff. gegeben.

eine Temperatur von 14 bis 15° C., und man könnte sein Klima als ein ewiges Frühlingsklima bezeichnen, wenn nicht viele Monate hindurch der Himmel in einen dichten Wolkenschleier gehüllt wäre und einen feinen, aber anhaltenden, Rieselregen herniedersendete. Andere Monate dagegen sind in der That wunderbar schön; nur in den Nachmittagsstunden ballen sich vielleicht dicke Wolken zusammen und stürzt ein wolkenbruchartiger Regen herab, um bald darauf wieder heiterem Himmel Platz zu machen. Einen herrlichen Anblick gewähren an solchen Tagen die Berge, welche sich unmittelbar hinter der Stadt steil 600 bis 1000 m über dieselbe erheben und an den Seiten der engen tiefen Schlucht des Rio San Francisco die beiden Kapellen Monserrate und Guadalupe wie Adlerneste tragen.

Der untere Theil von Bogotá liegt in der Ebene, der obere ist schon sanft geneigt, und die Vororte steigen an den Bergen in die Höhe. Die eigentliche Stadt ist, wie die meisten südamerikanischen Städte, durchaus schachbrettartig gebaut; die beiden Bäche, welche die Stadt durchfließen, bedingen die einzige Abwechselung in diesem Bauplane, dessen Regelmäßigkeit einem Beobachter auf den Anhöhen besonders häßlich entgegentritt. In Bezug auf die Architektur lassen sich drei Ringe unterscheiden. Den äußersten bilden die elenden strohgedeckten Lehmhütten, in welchen die ärmsten Klassen der Bevölkerung wohnen; wenn man sich dem Centrum nähert, kommt man zu getünchten, aus Adobes, d. h. luftgetrockneten Ziegeln, gebauten und mit Ziegeln gedeckten, aber immer noch kleinen und einstöckigen Häusern, und in der Nähe der Plätze stellen sich größere zweistöckige (d. h. aus Erdgeschoß und einem aufgesetzten Stockwerk bestehende) Gebäude ein, welche vielfach mit hübschen Balkons und Simsen geschmückt sind. Eine ähnliche Rangordnung von innen nach außen läßt sich auch an den Straßen beobachten. Drei oder vier Straßen in der Nähe der Plaza sind verhältnißmäßig breit und gut gepflastert, die große Mehrzahl der Straßen aber ist nicht breiter als die engen Gassen einer mittelalterlichen Stadt. Auf beiden Seiten laufen Trottoirs, die aber gerade nur für zwei Personen breit genug sind, und da die Bogotaner der mittleren und unteren Klassen nie ausweichen, hat man beständig das Vergnügen, auf das Pflaster herunter zu treten, das meistens abscheulich und dabei stark nach der Mitte der Straße geneigt ist. Denn hier pflegen sich die sogenannten Caños zu befinden, offene Rinnen, in welche aller Unrath geworfen wird, und in welchen nach starkem Regen eine gewaltige, bald die ganze Straße erfüllende Wassermasse herabkommt. In den äußeren Stadttheilen ist von Pflaster keine Rede, ohne daß etwa Chaussirung an seine Stelle träte; bei Regen ist die Straße ein dicker Koth, in welchem sich die mineralischen und animalischen Bestandtheile nur noch schwer unterscheiden lassen. Wagen können dieser Caños wegen nur in wenigen Straßen fahren, alte und kränkliche Personen bedienen sich wohl schmutziger Tragchaisen, der Güterverkehr im Inneren der Stadt muß durch Träger oder kleine Esel vermittelt werden.

Von Nord nach Süd wird die Ausdehnung der Stadt etwa 3, von Ost nach West 2 km betragen, so daß sie einen Flächenraum von 4 bis 5 qkm bedeckt. Ueber die Einwohnerzahl sind wir nicht zuverlässig unterrichtet; die verschiedenen Zählungen haben so verschiedene Resultate ergeben, daß wir ihnen keinen Glauben schenken können; eine nach dem Flächenraum und der Art der Bewohnung ausgeführte Schätzung führt uns auf eine Bevölkerung von 50 000 bis 60 000 Seelen.

Wenn wir uns in irgend eine Bogotaner Straße, z. B. die Calle Real oder die Calle Florian, versetzen und das Aussehen und Gebahren dieser Bevölkerung mustern, so tritt uns dieselbe auffallende Mischung europäischer und fremder Züge entgegen wie im Baue der Stadt. Bei den höheren Ständen sind die Ruana[1]) und der hohe Strohhut, welche ihnen für Reise und Landleben ganz unentbehrlich erscheinen, für die Stadt selbst verpönt. Auch der alte spanische Mantel wird jetzt nur noch von einzelnen älteren Herren getragen, die große Mehrzahl kleidet sich durchaus in europäischer Weise. Der feine Bogotaner trägt nur selten helle Anzüge, weiche Filz- oder gar leichte bequeme Strohhüte, meist stolzirt er in schwarzem Anzuge und Cylinder einher. Der elegante Stutzer, der erst kürzlich aus Paris zurückgekommen ist und sich eine große Auswahl von Anzügen neuester Mode mitgebracht hat, gleicht mit seinen Lackstiefeletten, dem eingeklemmten Monocle, dem weibischen Habitus durchaus den Dandies unserer Hauptstädte.

Der vornehme Bogotaner pflegt sich seiner kastilianischen oder wenigstens spanischen Abstammung zu rühmen, und wenngleich dieselbe wohl nur in seltenen Fällen wirklich ganz ungetrübt ist, so wiegt doch der spanische Typus mit seiner merkwürdigen Vereinigung indogermanischer und semitischer Züge bei ihnen entschieden vor; hohe Gestalten und schön geschnittene Gesichtszüge sind keine Seltenheiten.

Auch die Leute der mittleren Volksschichten würden es als eine große Beleidigung empfinden, wenn man sie anders denn als Blancos, d. h. als Weiße, bezeichnen wollte, und doch fließt mindestens ebenso viel indianisches wie europäisches Blut in ihren Adern. Sie sind meist kleiner und häßlicher als ihre vornehmeren Mitbürger. Die Kommis und Subalternbeamten suchen es diesen in der Tracht möglichst gleich zu thun, tragen schwarzen Anzug und Cylinder, die freilich oft bedenklich abgeschabt und zerrissen sind, die Gewerbetreibenden bedienen sich hier, wie auf dem Lande, der Ruana und des Strohhutes.

Man ist gewöhnlich auf den ersten Blick im Stande, nach Tracht und Aussehen die Männer der höheren und mittleren Stände zu unterscheiden. Bei den Frauen ist das meist schwieriger, weil sie alle auf der Straße statt des Hutes die uns so fremdartig anmuthende schwarze Mantilla um den Kopf zu nehmen pflegen, die ihnen tief über die Schulter herabhängt. Für den Kirchgang hat diese Mantilla noch die unbedingte Alleinherrschaft behauptet; als einmal katholische Europäerinnen ganz arglos mit Hut in der Kirche erschienen, begann der Priester gegen diesen Frevel zu donnern und erklärte, daß er die Messe nicht eher lesen würde, als bis sie den Hut abgenommen hätten. Die Bogotaner Frauen lassen sich dies tyrannische Verbot des Hutes auch ganz gerne gefallen, denn die Mantilla ist vorzüglich geeignet, eine unvollendete Toillette und ungekämmte Haare zu verbergen und doch die geschminkten und gemalten Gesichter und die koketten schwarzen Augen noch genügend hervorgucken zu lassen. Für Besuche und Einkäufe hat der Hut zum Theil die Mantilla verdrängt, aber die Farbe bleibt schwarz, und nur am Sonntag und in Gesellschaften erscheinen die Damen in extravaganten Pariser Toiletten.

Ob die jungen Damen Bogotás hübsch seien, das ist eine Frage, die mir natürlich oft vorgelegt worden ist: De gustibus non est disputandum. Manche unserer Landsleute haben sich durch ihre Augen und andere Reize gefangen

[1]) Der kolumbianische Name für Poncho; ein viereckiges Stück Tuch mit einem Schlitz in der Mitte, durch den man den Kopf hindurchsteckt.

nehmen lassen, ich habe wenige gesehen, denen ich das Prädikat schön oder auch nur hübsch zuertheilen möchte. Die meisten haben weder schöne Figuren, noch schöne regelmäßige Gesichtszüge, und der Ausdruck derselben ist mir oft geradezu unangenehm gewesen. Vor den bis zu den Augen herabhängenden, künstlich wirren Haaren, vor der dick aufgetragenen Schminke und Farbe sieht man beinahe nichts mehr von der natürlichen Physiognomie, die Züge sind stumpf und geistlos, aus den Augen leuchtet lediglich Vergnügungssucht und Koketterie entgegen, die Cigarette, welche sie zwar nicht auf der Straße, aber ganz ungenirt in jeder Gesellschaft rauchen, gewinnt ihnen auch nicht gerade unsere Sympathie. Mit vierzehn Jahren ist das junge Mädchen ganz erwachsen, mit dreißig Jahren ist es meist schon wieder verblüht.

Unter den Mädchen des Volkes, von ganz oder ziemlich reiner indianischer Abstammung, scheinen mir hübsche Figuren und hübsche Gesichter viel zahlreicher zu sein. Ist es doch ein unberechtigter indogermanischer Hochmuth, wenn wir glauben, die körperliche Schönheit gepachtet zu haben! Von den Modenarrheiten der höheren Stände haben sich diese Indianermädchen noch frei erhalten, Puder und Schminke sind ihnen unbekannt, das lange schwarze Haar wird glatt gescheitelt und hängt in zwei Zöpfen über den Gürtel herab, sie tragen ein einfaches Kattunkleid, im Hause gehen sie barfuß, auf der Straße in Alpargatas, d. h. Strohsandalen. Freilich ist die Blüthe auch bei ihnen rasch vorbei. Die älteren Frauen sind häßlich von Angesicht und haben eine rauhe kreischende Stimme, grobe, gemeine Bewegungen. Sie begnügen sich schon nicht mehr mit Cigaretten, sondern rauchen Cigarren und stecken dieselben, um sich den Genuß zu vergrößern, mit dem brennenden Ende in den Mund. Vom Kopfe hängt ihnen die Manta herab, ein großes Shawltuch, das ebenso wie der Rock gewöhnlich von dunkler Farbe ist, und über der Manta tragen sie einen kleinen Strohhut von derselben Form wie die Männer.

Bei den Männern ist die Frische der Jugend noch viel rascher verschwunden. Unter den armen, in dürftigen Kleidern, oft in Lumpen umherlaufenden Kindern sieht man recht viele hübsche Gesichter, aber schon im Jünglingsalter machen sich die charakteristischen Züge der Chibcha-Indianer geltend, die wir nicht anders denn als häßlich bezeichnen können. Die Gestalt ist meist klein und schwächlich, die Stirn niedrig, die Backenknochen treten stark hervor, die Nase ist breit und stumpf, der Nasensattel niedrig, die Augen selbst sind klein und schmal, die Hautfarbe ein leichtes Gelbbraun, der Bartwuchs sehr spärlich, kurz das ganze Gesicht erinnert an den bekannten mongolischen Typus. Die straffen und meist sehr dichten schwarzen Haare werden mit Vorliebe in die Stirn hineingekämmt und dicht über den Augenbrauen abgeschnitten.

Wenn man hört, daß diese unteren Volksklassen reine Indianer oder höchstens Mischlinge von Weißen und Indianern seien, so darf man freilich nicht an die federgeschmückten Helden unserer Indianergeschichten denken, die jeden Begegnenden schlankweg skalpiren. Dieses hier sind harmlose gutmüthige Gesellen, welche ihre Sprache und ihre Sitten längst vergessen haben, dich auf Spanisch anreden und vor dem Krucifix ehrerbietig auf die Knie fallen. Statt des Federschmuckes tragen sie einen Strohhut, über dem Hemde hängt die bunte Ruana, an den Beinen haben sie ganz gewöhnliche, vielleicht in Deutschland verfertigte, Hosen, die Füße sind, wenn überhaupt, mit Strohsandalen bekleidet, und über das Ganze breitet sich ein harmonischer Schmutz.

In jeder Straße Bogotás stößt unser Auge auf eine Reihe auffälliger Typen, welche diesen unteren Volksklassen angehören. Da sind die Wasserträger und -trägerinnen, welche in großen irdenen Gefäßen auf ihrem Rücken das Wasser von den öffentlichen Brunnen in die Häuser tragen, da sind zerlumpte Gesellen, einfach als Peone bezeichnet, welche unseren früheren Eckenstehern entsprechen und irgend eines Auftrages harren, da kommen andere schon mit schweren Kisten auf dem Rücken oder mit einer Trage voll von Möbeln, da sitzen an den Mauern der Kirchen zahlreiche Bettler, welche die häßlichsten Geschwüre zur Schau tragen und in Folge völliger Verwahrlosung statt der Gliedmaßen oft nur noch Fleischklumpen haben und darin lediglich einen willkommenen Vorwand zum Betteln erblicken. Dort sieht man einen Trupp von Sträflingen mit der Reinigung einer Straße oder einer ähnlichen Arbeit beschäftigt. Zu ihrer Bewachung steht eine fast ebenso große Menge von Soldaten um sie herum, meist Indianer aus Boyacá, oft blutjunge Burschen von 14 bis 15 Jahren, die kaum ihr Gewehr tragen können. Die Uniform ist der französischen nachgebildet, aber meist in zerrissenem Zustande, als Kopfbedeckung werden Käppis geliefert, aber da sie gegen die starken Sonnenstrahlen nicht genügend schützen, trägt man lieber einen Strohhut und stülpt das Käppi auf diesen auf. Marsch und Haltung lassen viel zu wünschen übrig, und es ist überhaupt fraglich, wer elender und zerlumpter aussieht, ob die Soldaten oder ihre Pflegebefohlenen, die Sträflinge, mit denen sie kordial verkehren. Die Officiere, welche meist den mittleren Ständen angehören und einen wenig feinen und intelligenten Eindruck machen, gehen gewöhnlich im Civilanzuge und tragen nur die Mütze und im Dienste den Säbel als Abzeichen ihres Berufes.

Damit sind die wichtigsten Typen bezeichnet, welche uns in den Bogotaner Straßen entgegentreten. Ein Leser, der etwa Buenos Aires oder Valparaiso kennt, dürfte erstaunt sein, daß ich die Fremden nicht erwähnt habe; aber in Bogota ist die Zahl derselben in der That verschwindend gering. Die Zahl der Deutschen mit ihren Frauen und Kindern beträgt nicht mehr als 40 bis 60 Seelen; es sind namentlich Kaufleute, einige wenige Lehrer und Handwerker. Die englische Kolonie ist noch schwächer und zersplitterter. Etwas zahlreicher sind die Franzosen und Italiener, jene Modisten, Friseure, Tischler und dergl., diese besonders Klempner und Schuhmacher. Jeder Fremde der höheren Stände ist in ganz Bogotá von Ansehen bekannt, jeder neue Ankömmling ist ein Wunderthier, das neugierig begafft wird, bis er allmählich eine gewöhnte Erscheinung des Bogotaner Straßenrepertoires geworden ist.

Die Herkunft der Bohne.

F. M. Es hat lange Zeit die Ansicht geherrscht, daß die Griechen und Römer unsere gemeine Schmink- oder Gartenbohne (Phaseolus vulgaris) unter den bei den alten Schriftstellern vorkommenden Namen Dolichos, Phaseolos, Faseolus, Phasiolus, Smilax Kepaea, Loboi angebaut hätten, und man verlegte ihre ursprüngliche Heimath theils nach Indien, theils nach Kleinasien. G. v. Martens führt die Stelle des Homer, Ilias 13, 588 an: „Wie von der breiten Schaufel herab auf geräumiger Tenne, Hüpfet der Bohnen Frucht, der gesprenkelten, oder der Erbsen“, um zu beweisen, daß zu Homer's Zeiten die Gartenbohne schon eine häufig gebaute Hülsenfrucht war. Doch hat Wittmack unter den von Virchow aus Troja mitgebrachten Samen an Hülsenfrüchten nur Saubohne (Vicia Faba), Erve (Ervum Ervilia), Gartenerbse (Pisum sativum) und vielleicht rothe Platterbse (Lathyrus Cicera), aber keine Bohne (Phaseolus) gefunden. Wittmack folgt der Ansicht Victor Hehn's, daß Homer die Saubohne (Vicia Faba) gemeint habe.

Auch in den Pfahlbauten der Schweiz, Savoyens, Oesterreichs und Italiens hat man, wie Decandolle[1] erwähnt, die Bohne nicht gefunden. Ebensowenig finden sich Anzeichen von ihrem Vorkommen im alten Aegypten. Man kennt ferner keinen hebräischen, altchinesischen oder Sanskrit-Namen, welcher denen von Phaseolus oder Dolichos der Botaniker entspräche. Hiernach schien es schon sehr zweifelhaft, daß die Kultur der Bohne in Europa und dem Orient eine sehr alte sei. Immerhin glaubte man annehmen zu können, daß mit dem Dolichos des Theophrast unsere Stangenbohne, mit dem Fasiolos des Dioscorides die Zwerg- oder Strauchbohne unserer Kulturen gemeint seien, welche beide die jetzigen zwei Hauptrassen der gemeinen Schminkbohne (Phaseolus vulgaris) ausmachen.

Diese Ansichten wurden aber gänzlich verändert, als Reiß und Stübel aus den Gräbern des Todtenfeldes von Ancon in Peru Samen mitbrachten, unter welchen L. Wittmack unsere Gartenbohne fand[2]. Die peruanischen Mumien sind bekanntlich meist in hockender Stellung in den Gräbern zu finden; sie halten oft einen Maiskolben in der Hand, oder Mais in Kolben resp. in Körnern, sowie andere Nahrungsmittel sind ihnen in einer Schale beigegeben. Die Bohnen (Phaseolus vulgaris) fanden sich theils ganz für sich allein in einer Schale, theils im Gemenge mit der in Peru und Chile einheimischen Art Phaseolus Pallar Molina, die mit der Mondbohne (Ph. lunatus) nahe verwandt scheint[3], ferner mit Maiskörnern, Kürbiskernen 2c. Von unserer gemeinen Bohne traf Wittmack unter den peruanischen Funden drei Sorten an, von denen die eine mit der jetzt in Europa und vielen Kolonien massenhaft gebauten purpurrothen Dattelbohne (Phaseolus vulgaris var. oblongus purpureus) genau übereinstimmt, während die anderen der elliptischen Ph. vulg. var. ellipticus und der kugeligen Ph. vulg. var. sphaericus angehörten. Die erstere soll nach v. Martens in Europa erst seit etwa 1853 bekannt sein. Es ist daher nicht anzunehmen, daß sie erst von den Spaniern aus Europa nach Peru gebracht worden sei. Wenn ferner auch das große Todtenfeld von Ancon zur Zeit der Eroberung oder später noch Leichen aufgenommen hat (was nach allen Anzeichen wohl möglich ist), so ist doch, wie Wittmack zu bedenken giebt, kaum anzunehmen, daß die Eingeborenen ihren Todten vorzugsweise neu eingeführte Produkte sollten mit ins Grab gegeben haben. In Bezug auf Begräbniß-Ceremoniell verläßt man noch heutzutage selten die alte, gute Sitte. Auch ist es Decandolle aufgefallen, daß in der von de Rochebrune aufgestellten Liste von Pflanzenarten aus den Gräberfunden nur amerikanische Arten vorkommen[1]. Augenscheinlich sind also diese Pflanzen und Samen entweder vor der Eroberung niedergelegt worden, oder es haben auch die Bewohner Sorge getragen, in die späteren Gräber keine ausländischen Arten hineinzulegen.

Wittmack spricht daher die Ansicht aus, daß die Gartenbohne gar nicht in der alten Welt, sondern in Amerika einheimisch sei[2]. Er stützt sich dabei des Weiteren auf eine Stelle Acosta's (Historia natural y moral de las Indias 1590, p. 245, I.), wo es heißt: „Und nun auf die Küchenkräuter und Küchengewächse zu kommen! Obgleich es davon verschiedene giebt und viele andere außer den genannten (d. h. Ananas, Melonen und Obst), so habe ich doch nicht gefunden, daß die Indianer besondere (mit Mauern umgebene) Küchengärten haben, sondern daß sie (einfach) Stücke Landes für die Gemüse, die sie brauchen, bebauen, wie z. B. für die, welche sie Frisoles und Pallares nennen, und die ihnen dienen wie uns die Kichererbsen (oder Erbsen), Saubohnen und Linsen, und ich habe nicht bemerkt, daß sie diese (d. h. letztere), noch andere Gattungen europäischer Gemüse vor der Ankunft der Spanier hatten.“ An einer anderen Stelle (l. c. p. 271) nennt Acosta Alles, was von den Spaniern nach Amerika gebracht sei, darunter sind Frisoles nicht verzeichnet.

Das Wort frizol oder frisol (Bohne) wurde gewöhnlich von phaseolus abgeleitet. Nach Chao's Diccionaro encyclopedico (1853) ist es aber ein amerikanisches Wort; wie Dr. Reiß vermuthet, stammt es von Westindien oder der Nordküste Südamerikas. Daß die grönländischen Vorläufer des Columbus die Bohnen nach Amerika gebracht haben sollten, ist nicht wahrscheinlich, noch weniger aber, daß die Bohnen sich so schnell verbreitet hätten, um zur Zeit der alten Peruaner schon von diesen benutzt worden zu sein. Man könnte annehmen, daß sie von asiatischen Einwanderern nach Amerika gebracht worden seien. Dagegen sprechen aber die bereits erwähnten Gründe. Wird doch in China die Gartenbohne kaum kultivirt!

Die Beschreibungen der Alten lassen sich nun nach Wittmack eben so gut auf die mit der Bohne sehr nahe verwandte Gattung Dolichos (langhülsige

[1] Der Ursprung der Kulturpflanzen. Uebersetzt von Goeze. 1884. S. 428.

[2] Sitzungsber. d. Bot. Vereins der Provinz Brandenburg. 19. December 1879.

[3] Die Mondbohne wird heute in allen Tropenländern angebaut und ist sicher in Südamerika einheimisch; ob sie außerdem in anderen Erdtheilen ursprünglich wild vorkommt, bleibt zweifelhaft. Decandolle ist geneigt, anzunehmen, daß sie durch den Sklavenhandel von Amerika nach Guinea eingeführt wurde und von dieser Seite aus das Innere des Landes und die Küste von Mozambique erreichte.

[1] In dieser Liste kommt die Gartenbohne nicht vor.

[2] Nachr. aus d. Klub d. Landwirthe. 1881, Nr. 115.

Bohne) deuten, von der man noch heutzutage, selbst in Norditalien, namentlich eine weiße Sorte mit schwarzem Auge als fasceoli all' occhi in großer Menge genießt.

Der Ansicht, daß die Gartenbohne amerikanischen Ursprungs sei, stimmt Professor *Körnicke* neuerdings vollständig bei und fügt den angeführten Gründen noch einen neuen hinzu[1]). Die Repräsentanten der Gartenbohne aus den Gräberfunden sind nach Wittmack alle *Strauchbohnen*. Die Vertreter dieser Art in Deutschland und Italien im 16. Jahrhundert und auch lange nachher waren *Stangenbohnen*. Sie wurden nach dem Zeugnisse von Hieronymus Bock (1539) und Caesalpin gleich in zahlreichen Farbenvarietäten eingeführt. Vorher waren sie in beiden Ländern unbekannt und daher wahrscheinlich auch in Frankreich. Die niedrigen Strauchbohnen sind erst viel später eingeführt worden. Es würde nun sehr auffallend sein, wenn sie in Spanien schon vor der Entdeckung Amerikas kultivirt gewesen und nur nach diesem Erdtheile, nicht auch nach Deutschland und Italien gewandert wären.

Körnicke geht nun aber noch einen Schritt weiter, indem er die Frage präcis zu beantworten sucht, was denn *die unserer Gartenbohne ähnliche Kulturpflanze der Alten gewesen sei*.

Zunächst weist Körnicke die Angabe in *Pritzel* und *Jessen*, Die deutschen Volksnamen der Pflanzen, daß man vor dem 16. Jahrhundert unter Phaseolus Lupinen und Erbsen verstanden habe, als in der Hauptsache unrichtig zurück.

Für die weitere Untersuchung ist es wichtig, daß nach Plinius, Dioscorides und Columella (1. Jahrh. n. Chr.) nicht bloß die Samen der Pflanze, sondern namentlich die jungen grünen Hülsen genossen wurden. Aëtius (Anfang des 6. Jahrh. n. Chr.) sagt ausdrücklich, daß dies *nur* mit dieser Pflanze geschähe. Auch ist in Rechnung zu ziehen, daß diese Bohnen theilweise an Stangen gezogen werden mußten.

Nach Aëtius decken sich die Namen Dolichos, Phasiolos, Loboi und Melax Kepaea. Letzteres ist offenbar die Smilax Kepaea des Dioscorides. Die dünnen Stengel dieser Pflanze winden sich nach Dioscorides um andere Pflanzen herum und erreichen eine solche Höhe, daß sie Lauben bilden. Sie trägt eine Frucht wie das Bockshorn (Trigonella foenum graecum L.), nur länger und voller (fleischiger). In dieser befinden sich nierenförmige Samen von ungleicher Farbe, indem sie zu einem Theile röthlich sind. Die Frucht wird zusammen mit dem Samen als Gemüse gegessen.

Neben dieser Smilax Kepaea schildert Dioscorides unter dem Namen Phasiolos noch eine andere Nahrungspflanze, die auch grün genossen wurde, aber wahrscheinlich nicht die Höhe der Smilax Kepaea erreichte.

Diese Angaben lassen sich nun nach Körnicke auf eine Bohnenpflanze beziehen, welche noch jetzt in wärmeren Ländern gebaut wird und von den Botanikern mit verschiedenen Namen belegt worden ist. Sie tritt in zwei Formen auf, nämlich als Strauchbohne und als Stangenbohne. Der ersteren sind die Namen Dolichos melanophthalmus DC., D. monachalis Brotero, D. Lubia Forskal (*Lubiabohne*), D. sesquipedalis L. beigelegt worden. Die Stangenbohne erhielt die Namen Dolichos Catiang L. (Catiang ist der Sunda-Name für die bohnenartigen Pflanzen), D. sinensis L., D. tranquobaricus Jacquin[2]).

[1]) F. Körnicke, Zur Geschichte der Gartenbohne. Verhdl. d. Naturhist. Vereins der Preuß. Rheinlande und Westphalens. 1885.

[2]) Wie wir oben sahen, hat bereits Wittmack auf die Möglichkeit hingewiesen, daß die alte Bohne der Gattung Dolichos angehörte.

Der Stangenform würde nun nach Körnicke im Allgemeinen die Smilax Kepaea, der Strauchform der Phasiolos des Dioscorides entsprechen.

Der Name Phasiolos (bei anderen Schriftstellern Phaseolos, phaselos[1]) ist unter verschiedenen Formen in das Lateinische und spätere Griechisch übergegangen. Heutzutage werden als Phasulia unsere gewöhnlichen Gartenbohnen in Griechenland bezeichnet; Phasulia Smyrnaika sind dagegen Dolichos melanophthalmus, welcher dort häufig gebaut wird. Die Römer kannten nur diese Strauchform. (Der Phaseolos des Galen bezeichnet dagegen eine Stangenbohne.) Ein Fasiolus findet sich unter der Liste der Gemüse, welche Karl der Große auf seinen Besitzungen auszusäen befahl, doch glaubt Körnicke diesen nicht hierher ziehen zu dürfen, da Dolichos melanophthalmus einen wärmeren Sommer verlangt, als Deutschland ihm bietet[2]). Dagegen wird der Faseolus des Albertus Magnus unsere Art sein, da die Samen das charakteristische Merkmal des Dolichos melanophthalmus DC., nämlich einen schwarzen Fleck am Nabel zeigten. Die Bohnen, von denen Petrus de Crescentiis (um 1305) und Caesalpin (1583) spricht, waren auch niedrige Strauchformen. Die Abbildung, welche Matthioli (1558) giebt, beweist wenigstens für Italien mit Sicherheit, daß die niedrige Bohne nicht unsere Gartenzwergbohne (Phaseolus vulgaris nanus) war. Ja, es findet sich sogar schon in dem farbigen Bilderwerke des venetianischen Arztes Rinio, De simplicibus, aus dem Jahre 1415 auf der St. Markus-Bibliothek in Venedig als Faseolus der Dolichos melanophthalmus DC. abgebildet. Dasselbe ist der Fall in den beiden Codices des Dioscorides aus dem 5. Jahrhundert n. Chr., welche als Phasiolos die genannte Pflanze abbilden, während für Smilax Kepaea eine Darstellung fehlt.

Es sei noch erwähnt, daß die Bezeichnung *Lubia* (Loubya, Loubye), unter welchem Namen die Dolichos Lubia Forsk. in Aegypten angebaut wird, wahrscheinlich mit dem griechischen Loboi (s. o.) zusammenhängt. Der Name scheint von den Arabern übernommen und weiter verbreitet worden zu sein und er bezeichnet heute fast überall, wo Arabisch gesprochen wird, die alte Bohne. Auch in der Oase Siwah, wo nur Wenige Arabisch verstehen, wird sie Lubié genannt. In Chiwa (Centralasien) heißt sie Lobia. In Ostindien besteht der Name Lobia für die alte Bohne neben Loba, welcher die Gartenbohne bezeichnet. Im heutigen Griechenland bedeutet Lubia unsere Gartenstrauchbohne.

Die ganzen Hülsen der alten Bohne, deren beide Formen (Stangenbohne und Strauchbohne) Körnicke unter dem Namen Vigna sinensis Endl. zusammenfaßt, werden in Italien und Griechenland gegessen, aber, wie es scheint, als Salat. In Peking essen die Europäer die jungen Hülsen gekocht, die Chinesen vermuthlich auch. Die Pflanze wird um Peking viel gebaut, aber die Gartenbohne fehlt daselbst.

Das Vaterland der alten Bohne ist Centralafrika, wo sie nach Schweinfurth wild wächst. Schon Schimper sammelte sie 1837 in Abessinien, Kotschy in Kordofan. Wie sie von dort aus nach Europa gekommen ist, bleibt räthselhaft. Von ihrem Anbau in Aegypten im Alterthume ist nichts

[1]) Nach Galen ist phaselos nicht dasselbe wie phaseolos, sondern bedeutet einen Lathyros (Lathyrus sativus L.). Er scheint diesen phaselus selbst nicht gesehen zu haben. Körnicke vermuthet, daß es die *rothblühende Erbse* gewesen ist, welche daher später in Westdeutschland die Namen Fäselen, Feseln oder Faseln geführt habe.

[2]) Was ist denn nun aber dieser Fasiolus? Vielleicht die *Lupine*, wie Pritzel und Jessen (s. o.) wollen?

bekannt; erst im 6. Jahrhundert wird sie erwähnt. Den Griechen war sie schon vor den Zügen Alexander's des Großen bekannt. Von ihnen haben sie jedenfalls die Römer bekommen.

Auch für die Gartenbohne hat Prof. Rein Afrika als Vaterland angenommen. Doch haben wir keinerlei Anzeichen, daß sie dort wild vorkommt. Auch wird sie im Inneren Afrikas nicht angebaut, sondern die Mondbohne (Phaseolus lunatus) vertritt ihre Stelle. Nach Allem, was wir bis jetzt wissen, ist es nicht sehr wahrscheinlich, daß unsere Bohne außer in Amerika auch in der alten Welt ursprünglich einheimisch sein sollte[1].

Als ein etymologisches Kuriosum mag noch die Herkunft der französischen Bezeichnung „haricot" für Bohne erwähnt werden. Decandolle leitete das Wort von dem italienischen „Araco" ab, welches sich bei Durante und Matthioli findet und die Ochererbse (Lathyrus Ochrus) bezeichnet. Körnicke widerspricht dieser Ansicht, indem er meint, daß „Araco" nur ein gemachter Büchername sei, den man aus dem griechischen „Arakos" gebildet habe, weil ein italienischer Volksname für diese dort nicht kultivirte, sondern nur als Unkraut wachsende Pflanze nicht vorhanden gewesen sei. Ein solcher künstlicher Name werde aber schwerlich vom Volke auf eine zur Zeit schon sehr viel gebaute und genossene Pflanze übertragen worden sein.

Körnicke hält dagegen die Erklärung für richtig, welche sich im „Dictionnaire historique de l'ancien langage françois" von La Curne de Sainte-Palaye findet. Haricot bezeichnet ursprünglich ein Gericht aus klein geschnittenem Hammelfleisch mit verschiedenen Zuthaten. Als solche nahm man später Gartenbohnen (ursprünglich Fèves peintes genannt[1]) und nannte dieselben daher fèves de haricot, zuletzt kurzweg haricot. Neu ist diese Ansicht nicht. Decandolle hat sie noch kürzlich in seinen „Kulturpflanzen" zurückgewiesen, im Einklange mit seiner bereits früher geäußerten Ansicht. Er gründet seinen Einwurf darauf, daß zu dem „haricot" genannten Gericht nur Rüben genommen würden[2]). Dies ist allerdings die gegenwärtige Zubereitung (auch Kartoffeln werden benutzt), daß aber früher auch Gartenbohnen genommen wurden, geht aus dem Dict. Acad. von 1694 hervor, wie Körnicke zeigt. Dort werden nämlich die Gartenbohnen „Febves (fèves) de haricot" genannt. So hat das Wort „haricot" zwei Bedeutungen gewonnen, welche heutzutage in keinem Zusammenhange zu stehen scheinen. — Für die Uebertragung des Namens eines Gerichts auf die Pflanze selbst führt Körnicke ein interessantes Beispiel aus dem Deutschen an. Die Hirse (Panicum miliaceum) wird bekanntlich in Form eines Breies genossen und daher nennt man die Hirsepflanzen auf dem Felde in Steiermark Hirsbrei und in anderen Gegenden Oesterreichs einfach Brei. Vielleicht erklärt sich auch der Name des Maises: gelbe Blende, und des Buchweizens: schwarze Blende, in Tirol aus dem Italienischen: Polenta.

[1]) Das von John Forrest in Westaustralien gefundene angeblich wilde Exemplar dürfte nicht ernstlich in Betracht kommen.

[1]) Fève ist die Saubohne (Vicia Faba).

[2]) Géogr. bot. p. 961—962. On attribue quelquefois l'origine du mot haricot à l'emploi qu'on faisait, dit-on, de ce légume pour le plat appelé haricot (Phillips, Hist. cult. veg. I, p. 74, qui l'avait probablement tiré d'un livre français), mais, en fait, le plat nommé haricot est composé avec du mouton seul ou du mouton et des navets (Dict. Acad. 1835).

Ruder und Canoes in Westafrika.

Von Dr. Pechuël-Loesche.

Wer mit einem der Post und Güter befördernden Dampfer während einer wochenlangen Fahrt fast immer in Sehweite der westafrikanischen Küste entlang reist, hat überreiche Gelegenheit, die Umständlichkeit und Unsicherheit des Verkehres zwischen Land und Meer kennen zu lernen. Nicht selten läuft der Dampfer von Faktorei zu Faktorei, oder von einer Gruppe derselben zur anderen, hier Briefe und Packete, dort auch noch kleine Mengen Güter und an einzelnen Orten viele Bootsladungen Ballen, Fässer, Säcke abgebend oder aufnehmend.

Es ist ebenso mühsam wie zeitraubend, alle Aufträge richtig zu erfüllen, und mancher Auftrag wird erst während der Rückfahrt oder durch zweite Hand besorgt, weil der Kapitän des Dampfers den Bestimmungsort ahnungslos passirte oder nicht finden konnte, oder weil es nicht möglich war, mit dem Lande in Verbindung zu treten. Die Gleichförmigkeit langer Küstenstrecken ist derartig verwirrend, daß sich namentlich bei häufig eintretendem dunstigem Wetter oder bei Nacht auch der erfahrenste Seemann über die Lage einzelner Orte zu täuschen vermag. Zuweilen kann aber auch ein Verkehr zwischen Dampfer und Faktoreien nicht stattfinden, weil die an dem einförmigen Strande tosende Brandung ihn nicht gestattet.

Da an den bei weitem meisten Handelsniederlassungen Westafrikas die Ver- oder Entladung von Gütern stets am flachen Strande zu geschehen hat, geht selbst bei schwacher Brandung der Austausch zwischen Faktorei und Schiff nur langsam vor sich; bei stärker bewegtem Meere wird er noch viel mehr verzögert und wird auch gefährlich; bei sehr starker Brandung wird er unmöglich. Zuweilen entschließt sich wohl ein Kapitän, dem es an Ladung fehlt, während der Heimreise, wenn ihm mittels Signalen von einem Handelsplatze ein verlockender Zuwachs versprochen wird, seinen Dampfer vor Anker zu legen und mehrere Tage lang auf das Niedergehen der Brandung zu warten. Aber seine Hoffnung wird nicht immer erfüllt und nur die Schiffer harren geduldig aus, die zu dem besonderen Zwecke geschickt sind, Faktoreien mit neuen Waaren zu versehen und die eingetauschten Güter abzuholen.

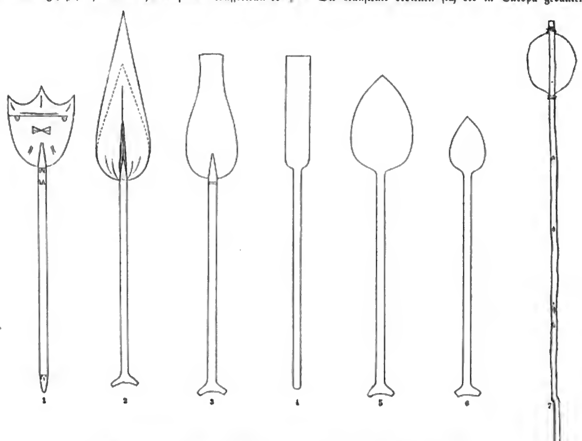
Das Passiren der Brandung, eines verhältnißmäßig schmalen Gürtels von langgestreckten, sich aufbäumenden und endlich überstürzenden Rollern, ist dem erfahrenen Manne ein viel bedenklicheres Unternehmen, als dem Neulinge an der Küste, weil letzterer die Tücken der Brandung noch nicht kennt und ihre Gewalt leicht unterschätzt.

In der Regel wird das Passiren der Brandung vom

Meere zum Lande für leichter erachtet, als das in umgekehrter Richtung, weil das kleine Fahrzeug im ersteren Falle mit den Rollern läuft, im letzteren gegen die Roller gerudert werden muß. Es ist Aufgabe des erfahrenen Befehlshabers der kleinen Mannschaft, den richtigen Augenblick zu erkennen, während dessen einige schwache Roller auf einander folgen werden, um gerade dann die kurze Strecke des gefährlichen Gürtels zu durchmessen. Seine Aufgabe ist es, den Bug des Fahrzeuges in der richtigen Lage zu erhalten und zugleich das Wort zu geben, damit seine Leute zur rechten Zeit mit Aufbietung aller Kräfte die Ruder gebrauchen.

Kommt das Fahrzeug aus der Richtung, wird es von einem brechenden Roller eingeholt oder, beim Ausgehen, von vorn gefaßt, ehe es den herantosenden Wasserwall erklimmen kann, so wird es mindestens mit Wasser gefüllt. Nicht selten aber wird es auch seitwärts überworfen, um und um gewälzt oder, in besonders unglücklichem Falle, sogar in seiner Kielrichtung nach hinten übergestürzt. Unter solchen Umständen können selbst stark gebaute Boote mitten durchgebrochen, auch in Stücke zerschlagen oder doch vielfach beschädigt werden. Güter, die nicht schwimmen, gehen nur zu oft verloren, so daß die Händler einen gewissen Verlustsatz durch die Brandung in Rechnung zu bringen pflegen. Aber auch Menschen ertrinken oder werden noch häufiger von dem überworfenen Fahrzeuge in dem tosenden Wasserschwalle getroffen und schwer beschädigt oder getödtet. Darum sucht jeder Insasse, wenn der Unfall unvermeidlich ist, möglichst weit seitwärts hinauszuspringen.

Die Kaufleute bedienen sich der in Europa gebauten



Westafrikanische Ruder. (Nach Originalzeichnungen von Dr. Pechuël-Loesche.)

Brandungsboote, die besonders stark, kiellos und doppelendig mit hochgezogenem Bug und Stern konstruirt sind, so daß sie möglichst schwimmfähig sind und auf den sandigen Strand gezogen werden können.

Die am Meere vorhandenen Eingeborenen, die fast tagtäglich in ihren Canoes den Brandungsgürtel passiren, um seewärts dann dem Fischfange obzuliegen, sind naturgemäß auch die berufensten Leute, um die Verschiffung von Gütern zu übernehmen. Ihnen vertraut der weiße Mann seine Brandungsboote und Waaren an, und enthält sich, falls er selbst mit ihnen fahren sollte, jeder Einmischung während der kritischen Minuten.

Ein großer Ehrgeiz beseelt die verschiedenen Mannschaften und ein tüchtiger Bootsführer ist sich seines Werthes wohl bewußt. Er kennt jedoch die Tücken der Brandung zu gut, als daß er sich angesichts derselben nach afrikanischer Art brüsten sollte; nicht selten antwortet er auf die scherzhafte oder ernsthafte Frage, ob die Durchfahrt ohne Unfall gelingen werde, in seiner Weise: „Das steht in Gottes Hand.“

Fast ausnahmslos bedienen sich die Bootsmannschaften der kurzen Handruder, der Paddel, die sie auf dem Bootsrande sitzend gebrauchen. Und wenn sie sich auch zeitweilig nach entlegenen Gegenden verdingen, so suchen sie doch auch dort den Rudern die Formen zu geben, die in ihrer Heimath üblich sind. So kann man mit ziemlicher Sicherheit aus der Gestalt der gebrauchten Ruder auf die Stammesart der Bootsleute schließen. Denn die Ruder wie die Canoes der Küstenbewohner sind von sehr verschiedener Form und technischer Vollendung, obwohl sie doch alle

unter gleichen Umständen und für den nämlichen Zweck dienen.

Die Canoes, welche der nach Süden Reisende in der Regel zuerst erblickt, sind zugleich auch die schönsten in Westafrika. Es sind die zierlichen Einbäume der Kruleute an der Liberiaküste. Vor Grand Bassa, Grand Sesters und Cap Palmas pflegen die Dampfer sowohl für den Dienst an Bord wie auch für Handelshäuser an der Küste im Süden Krujungen als Arbeiter aufzunehmen oder bei der Rückfahrt wieder abzusetzen. Kaum hält der Dampfer an einem der genannten Plätze, so sieht man Menschen zum Strande laufen, bald darauf dunkle Gegenstände zwischen den Schaumstreifen der Brandung auf und nieder hüpfen; und dann schwärmen in toller Wettfahrt Dutzende von Canoes heran. Binnen kurzer Zeit mögen sich an hundert der zierlichen Fahrzeuge um das Schiff drängen. Sie sind durchschnittlich vier bis sechs Meter lang, sehr schmal, innen und außen ebenmäßig gerundet, an beiden Enden zugespitzt und aufwärts gebogen, so daß manche einem Halbmonde gleichen. Es ist sehr schwierig, in ihnen das Gleichgewicht zu bewahren und die wenigen Insassen hocken, knieen oder sitzen mit flach ausgestreckten Beinen auf dem Boden. Die Form der Ruder entspricht der von Nr. 3 der Abbildungen oder der punktirt angegebenen von Nr. 2.

Aehnliche gut gearbeitete und zierlich geformte Canoes finden sich nur noch einmal an einer Küstenstrecke südlich vom Camerun, zu Batanga. Dort aber sind die 3 bis 4 m langen und sehr schmalen Fahrzeuge nicht ganz so schön geformt, sind dagegen so leicht — sie wiegen etwa ein halbes Dutzend Kilo — daß die Besitzer sie auf dem Trockenen mit sich tragen. Sie sitzen beim Gebrauch in der Regel nicht in denselben, sondern rittlings darauf, so daß die Beine zu beiden Seiten im Wasser hängen; nur wenn sie nicht schnell fahren wollen, setzen sie sich mit flach ausgestreckten Beinen auf den Boden, oder legen die letzteren doch über Wasser an die Außenseite des Canoes an. Ihre Handruder haben ein kurzes, spatenähnliches Blatt wie Nr. 5 oder die punktirte Zeichnung von Nr. 2. Die Fahrzeuge der Batangaleute sind zerbrechlich und auch nicht so meisterhaft aus dem Ganzen gearbeitet wie die der Kruleute, die aus sehr festem feinfaserigem und hellbraunem Holze hergestellt sind.

Oestlich vom Cap Palmas, an der Elfenbein-, Gold- und Sklavenküste, sind Canoes und Ruder von den beschriebenen wesentlich verschieden. Das Handruder mit breitem dreizackigem Blatt, Nr. 1, ist fast ausnahmslos im Gebrauche. Es ist gewöhnlich mit einigen leicht eingeschnittenen und schwarz gefärbten Zeichen verziert. Die Leute von Apam, Winneba und Accra, die als die besten Brandungsfahrer Westafrikas angesehen werden, nehmen diese Ruderform als die ihnen von Alters her eigenthümliche in Anspruch; sie behaupten, daß dieselbe in den benachbarten Küstenstrichen durch sie erst eingeführt worden sei.

Ihre Canoes sind ungeschickt, flach, viereckig, und im Vergleich mit denen der Kruleute als richtige Tröge zu bezeichnen. Auf dem Bordrande sind zum Schutz des brüchigen Holzes Stangen aufgeschnürt, und ebenso sind statt der Sitzbänke je fünf bis sechs kurze Querstangen eingebunden. Diese viereckigen breiten Einbäume mögen zwar nicht leicht umschlagen, aber sie liegen schwerfällig im Wasser und sind nicht zum schnellen Fahren geeignet. Ihre Insassen wissen dagegen sehr große und feingearbeitete Wurfnetze mit bewundernswerther Geschicklichkeit zu handhaben.

In Unterguinea sieht man zuweilen Mannschaften in den Brandungsbooten der Europäer, namentlich an der Loangoküste, welche Handruder wie Nr. 5 und 6 führen. Diese aber sind nicht dem Lande eigenthümlich, sondern sind bloß ungeschickte, auf Befehl der Europäer angefertigte Nachahmungen. Manche Bootsmannschaften führen auch Ruder wie Nr. 1, die von der Goldküste beschafft worden sind. Das an der Küste von Unterguinea vom Ogowe bis nach Kinsembo von den Eingeborenen benutzte Ruder ist Nr. 7 der Abbildungen. Es ist das einzige Ruder der Westküste, welches nicht aus einem Stücke geschnitzt ist, sondern aus einem gewachsenen Stiele und einem eingesetzten Blatte besteht. Es wird stehend gebraucht.

Die Canoes in jenen Gebieten zeichnen sich ebenfalls nicht durch Zierlichkeit aus. Sie ähneln unseren Fischerkähnen, sind recht stetig im Wasser, fassen aber in der Regel nur wenige Leute. Doch werden zu Kunkuati an der Loangoküste Lastcanoes aus einzelnen Bäumen gehauen, die zwei Tonnen und darüber zu tragen vermögen. Zu Cabinda sind die meisten mit leichten Segeln von Bastzeug oder Baumwolle versehen, und es sieht sehr hübsch aus, wenn eine ganze Flotte dieser Einbäume dort zum Fischfange aussegelt. So viel mir bekannt, wenden nur dort und in der Congomündung die Eingeborenen Segel an.

Südlich vom Congo bis Kinsembo brauchen die Eingeborenen statt des einfachen Canoes sehr schwimmfähige Doppelcanoes. Sie bestehen aus zwei Einbäumen, von denen jeder möglichst weit ausgerundet, aber mit den Bordrändern zusammengezogen ist, so daß die Oeffnung viel schmaler ist als der Innenraum. Je ein Paar dieser Einbäume werden an einer Längsseite so fest mit einander verschnürt, daß sie, gegen einander geneigt, ein recht merkwürdiges Doppelcanoe bilden, dessen Querschnitt oben dem Buchstaben Omega gleicht.

Die Erbauer dieser Canoes führen auch hölzerne Fischspeere mit sich: ein an einem Stiele befestigtes Bündel von zugespitzten Stäbchen. Letztere werden häufig durch einen in die Mitte eingekeilten Stein, der zugleich dem Wurfe Wucht giebt, aus einander gehalten.

Weiter im Süden, an der Küste von Benguela, bedienen sich die Eingeborenen des Ambatschfloßes, welches genau dem der Schilluk am Nile gleicht. Dieses Ambatschfloß (Ambatschkahn) wird nirgendswo sonst in Westafrika benutzt, obwohl der Ambatsch (Herminiera elaphroxylon) vorkommt. Adanson hat das Gewächs in Senegambien entdeckt; ich habe es am Stanley Pool beobachtet, und vor den Nigermündungen wie im Alt-Calabar und vor dem Camerun Stammstücke von Ambatsch im Wasser treibend gefunden.

Auf dem Congo bis zum Stanley Pool und anderen Flüssen Unterguineas ist der Einbaum und das Ruder Nr. 7 in Gebrauch, doch sieht man auf dem Congo, dem Kuilu-Nyadi und dem Banya zuweilen auch die Form Nr. 4, aus einem Stück geschnitzt. Auf dem Banya bedienen sich die Eingeborenen mit Vorliebe auch langer Stangen zum Fortschieben ihrer Fahrzeuge.

Ausgezeichnete große und vorzüglich gearbeitete Canoes, die besten und größten in Westafrika, bauen die Dualla am Camerun, und ihre Handruder haben die schöne spitze Form von Nr. 2. Aber sie gehen mit diesen vortrefflichen Fahrzeugen, welche Kriegszwecken dienen und von 40 bis 70 Rudern getrieben mit der Schnelligkeit von Dampfern über das Wasser fliegen, nicht auf das Meer hinaus. Aehnliche, wenn auch nicht ganz so künstlerisch schön ausgestattete Canoes findet man auf dem Alt-Calabar und den Mündungsarmen des Niger. In Bonny sind bei den Kämpfen der Eingeborenen sogar Geschütze auf Canoes gebracht und verwendet worden.

Die Beninleute pflegen manche ihrer Ruder, die alle die Gestalt von Nr. 2 haben, sehr reich mit eigenartigen symmetrischen Relief-Schnitzereien zu verzieren. Derartige Erzeugnisse ihrer Kunstfertigkeit nennen sie „Weiberruder“. Ein Paar derselben habe ich den ethnologischen Museen zu Leipzig und Berlin übergeben.

Kürzere Mittheilungen.

Die Fremdlinge der deutschen Flora.

Einige interessante Mittheilungen über die Herkunft der fremden Bestandtheile der deutschen Flora entnehmen wir einem Aufsatze von Franz Hellwig in Engler's Botanischen Jahrbüchern.

Da Deutschland fast genau in der Mitte unseres Kontinents liegt, so kann es keine charakteristische von den Nachbargebieten scharf unterschiedene Flora aufweisen. Auch hat die Eiszeit, unter welcher Deutschland besonders stark zu leiden hatte, das ihrige dazu beigetragen, die früher herrschende reiche Vegetation großentheils zu vernichten. Als die klimatischen Verhältnisse wieder günstiger wurden, drangen die Bestandtheile der benachbarten Floren ein, um das Gebiet zu besetzen. Dieses wird, da die Einwanderung von S her durch die Alpen verhindert war, vorzugsweise von W her geschehen sein. In West-Europa war die Eiszeit weniger vernichtend aufgetreten, hier hatten sich die aus Mittel-Europa verdrängten Arten gehalten. Auch stand es durch die Mittelmeerländer in direkter Verbindung mit dem Osten, und östliche Formen haben sich bis hierher verbreitet. So erhielt unser Gebiet nicht nur die westlichen, sondern auch die südlichen und viele östliche Pflanzen von W her. Auch von O her fand die Einwanderung statt. In einem großen Theile von Mittel-Rußland war die Vegetation gleichfalls gestört worden und weite Gebiete zur neuen Besiedelung vorhanden. Sie wurde ausgeführt von Pflanzen, die sich in Süd-Rußland gehalten hatten resp. von Asien her neu eindrangen.

Die neu entstandene Vegetation wurde sodann aufs Neue gestört, als der Mensch anfing, Viehheerden zu halten und die Kultur des Bodens in Angriff zu nehmen.

Wenn nun auch meistens nur die Gebirgspflanzen, welche die Eiszeit überdauert haben, im eigentlichen Sinne in unserem Gebiete einheimisch, d. h. entstanden sind, so pflegen wir doch auch alle jene Arten, die das Heimathsrecht schon seit Jahrtausenden erlangt haben, einheimisch zu nennen (Flora indigena). Es gilt nun von diesen diejenigen Pflanzen zu sondern, welche erst durch Vermittelung des Menschen zu uns gelangten, und diejenigen, welche ihre Einwanderung erst in einer Zeit bewerkstelligten, die nicht gar zu weit von der unserigen entfernt liegt.

Nach Abzug der Kulturpflanzen lassen sich die übrig bleibenden Pflanzen dieser Flora advena in folgende vier Abtheilungen einordnen: Ackerunkräuter; Ruderalpflanzen (Gewächse, die in der Nähe menschlicher Wohnungen, auf Schuttplätzen x. leben); in historischer Zeit eingewanderte Pflanzen; aus Gärten verwilderte Zier-Pflanzen. Der weitaus größte Theil unserer Ackerunkräuter (154 Arten) ist nicht bei uns heimisch; das Verhältniß stellt sich etwa wie 1:4. Die Fremdlinge gehören hauptsächlich dem Süden Europas sowie dem Mediterrangebiete, und zwar hier zu ⅔ dem östlichen Theile desselben an.

So weist hier die Pflanzengeographie den Weg, den die Kultur genommen hat, den die Völkerschaften nahmen, welche die Getreidearten über die Erde verbreiteten. Mit Ausnahme des Roggens, Hafers und Leins, die direkt von Osten zu uns kamen, verbreitete sich die Kultur unserer Ackerpflanzen über Süd-Europa und drang von W her in unser Gebiet ein. Unter unseren Ackerkräutern ist ein großer Theil, welchen die hiesigen Bedingungen nicht völlig zusagen und die daher fortwährend einer neuen Einschleppung bedürfen. Diese sind fast alle erst neuerdings mit dem gesteigerten Verkehre zu uns gekommen und haben sich besonders mit dem Klee- und Futterbaue, also erst seit Ende des vorigen und Anfang dieses Jahrhunderts, verbreitet. Vier Arten von Unkräutern hat uns Amerika geschickt: Cuscuta racemosa, Veronica peregrina, Ambrosia artemisiifolia, Galinsogaea parviflora.

Für die Verbreitung von W her hat das Elbgebiet vielfach eine Grenze gebildet, die durch Boden- und Klimaverhältnisse bedingt war. So sind fast alle kalkholden Pflanzen, von denen die Unkräuter 24 aufweisen, auf den W beschränkt geblieben und treten in der Ost-Hälfte nur sporadisch auf.

Im Gegensatze zu den Ackerunkräutern überwiegt bei den Ruderalpflanzen (55 Arten) bei Weitem die Zahl der einheimischen Arten (31). Ein Theil der Einwanderer ist auch hier wieder von W her mit der Kultur zu uns gelangt, ein anderer ist von O oder SO, dem Lauf der Flüsse folgend, eingedrungen; einige auch sind aus Gärten verwildert. Die große Zahl der einheimischen Arten erklärt sich zum Theil, wenn man den reichlichen Procentsatz an Vertretern', welche von den salzliebenden Chenopodiaceen dazu gestellt werden, berücksichtigt, und dabei bedenkt, daß in früher Zeit Mittel-Europa wahrscheinlich ähnliche Salzsteppen aufgewiesen hat, wie jetzt Asien und Südost-Europa. Auch schuf der Mensch, der sich bereits in jener fernen Zeit in Mittel-Europa aufhielt, frühzeitig in der Nähe seiner Wohnstätten die für das Gedeihen dieser Pflanzen nöthigen Bedingungen, d. h. einen stickstoff- und salzreichen Boden, und ähnliche Verhältnisse fanden sie in der Nähe der Höhlen, die den Raubthieren lange Zeiträume hindurch zum Aufenthalt dienten.

Die Ruderalpflanzen zeigen, großentheils sowohl einheimische wie eingebürgerte, eine ziemlich gleichförmige Verbreitung durch das ganze Gebiet. Hauptsächlich sind es Pflanzen, welche mit einem Boden vorlieb nehmen können, den die meisten anderen Gewächse scheuen; sie besiedeln ihn zuerst und halten ihn so lange besetzt, bis sich eine Humusschicht über dem sterilen Schuttlande gebildet hat, dann verdrängen die Gewächse des angrenzenden fruchtbaren Landes, besonders die rasenbildenden, diese ersten Kolonisten und stellen die Gleichförmigkeit der Flora wieder her.

Von nachweisbar in historischer Zeit eingewanderten, aber völlig eingebürgerten und oft weit verbreiteten Pflanzen werden 13 Arten aufgeführt. Von diesen ist Senecio vernalis, das sich mit so großer Geschwindigkeit und in solchem Maße verbreitet hat, daß polizeiliche Verordnungen zu seiner Unterdrückung nöthig wurden, von O her spontan eingewandert (seit 1826). Noch drei andere Arten stammen aus Ost- oder Südost-Europa. Sieben oder acht Arten sind aus Nordamerika[1]) eingeschleppt oder aus Gärten verwildert. Nur eine Art (Oxalis corniculata) entstammt dem Mediterrangebiete.

---

[1]) Darunter die 1836 eingewanderte Wasserpest (Elodea canadensis) und das überall verbreitete Erigeron canadense, welches 1655 in einem ausgestopften Vogelbalge eingeschleppt wurde.

Was nun die aus der Kultur entflohenen Zierpflanzen betrifft, so weit dieselben wirklich eingebürgert sind, oder doch wenigstens nicht bloß vorübergehend verwildern, so können 22 von ihnen, d. h. etwa der fünfte Theil, als in einem Theile des Gebietes einheimisch bezeichnet werden. 27 resp. 22 Arten haben ihre Heimath in Süd- und Südost-Europa. Unter diesen finden wir uralte Zierpflanzen, welche wahrscheinlich schon von den Römern zu uns gebracht und in den kleinen Burggärten des westlichen Deutschlands während des Mittelalters gepflegt wurden und noch heute in den Gärten gezogen werden; zu ihnen gehört der Goldlack (Cheiranthus Cheiri), das „Gelbveigelein“ des Mittelalters, welches an unzugänglichen Felsen im Rheinthale sich an verschiedenen Stellen in großer Zahl angesiedelt hat und im ersten Frühjahre mit seinem Dufte die anliegende Landschaft erfüllt. Etwa 15 Arten stammen aus dem Mediterrangebiete; Asien hat sieben, Amerika außer den zahlreichen Aster- und Solidago-Arten noch 10 Species geliefert.

Der Kilima-Ndscharo.

Da die deutsch-ostafrikanische Gesellschaft bisher noch wenig über ihre Erwerbungen hat verlauten lassen, so muß man es um so dankbarer anerkennen, wenn von fremder Seite einer der wichtigsten Theile Ostafrikas solche eingehende Schilderung erfährt, wie der Kilima-Ndscharo in dem neuen Buche H. H. Johnston's (Der Kilima-Ndscharo. Forschungsreise im östlichen Aequatorial-Afrika. Nebst einer Schilderung der naturgeschichtlichen und commerciellen Verhältnisse, sowie der Sprachen des Kilima-Ndscharo-Gebietes. Autorisirte deutsche Ausgabe. Mit Porträt, über 80 Abbildungen und vier Karten. Leipzig, F. A. Brockhaus. 1886). Der Zweck von Johnston's Reise (1884) war ein naturwissenschaftlicher, nämlich das Sammeln von Pflanzen und Thieren auf diesem höchsten afrikanischen Berge (ca. 5880 m), auf den der Reisende bis 4973 m Höhe hinaufgestiegen ist. Da das Gestein des Berges vulkanischen und darum wahrscheinlich neueren geologischen Ursprunges ist, so ist klar, daß die vorwiegenden Züge seiner Vegetation kein hohes Alter verrathen können; dieselbe ist mit derjenigen Abessiniens und des Kaps fast in gleichem Grade verwandt. Welche von diesen beiden Floren im Vordringen begriffen ist, läßt sich aber noch nicht entscheiden (S. 312 f.).

Das Urtheil des Reisenden über die Umgebung des Berges ist — und dies muß in Deutschland vor Allem interessiren — ein überwiegend günstiges. Allerdings ist dieselbe von dem schmalen fruchtbaren Küstengürtel durch eine dreizehn Tagemärsche breite Wildniß (Nyika) getrennt, die mit hartem, abstoßendem Pflanzenwuchse bedeckt ist und fast allen fließenden Wassers entbehrt (S. 82, 373), ein nicht zu unterschätzendes Hinderniß für die Ausbeutung jener Bergländer. Auch hat sich die böse Pest der Sklavenhändler in denselben eingenistet (S. 123), und es wird Mühe machen, denselben das Handwerk zu legen. Aber aus den trockenen, heißen, fast unbewohnten Ebenen steigt man in kurzer Zeit durch tropische Vegetation und majestätische Wälder mit Treibhaustemperatur empor in liebliche Gegenden mit frischem, grünem Pflanzenteppich, so mild, gleichmäßig und feucht, als befände man sich zur Sommerzeit im südwestlichen England, um zuletzt die leblose Wildniß von Eis, Felsen und Schnee zu erreichen (S. 301). Die Gegend südlich vom Gebirge ist noch überaus reich an Wild (Kap. 21); als Gegenstände des Exports werden angeführt (S. 261 und 509 ff.): Elfenbein, Thierfelle, Straußfedern, Krokodilhäute, Bauholz, Kopal, Kautschuk, Kaffee, der wild wächst, Orseille, Eisen, Kupfer und namentlich Vieh. Der Hauptwerth des Gebietes für die Zukunft liegt jedoch in der Bodenproduktion. An verschiedenen Stellen (S. 266, 267, 270, 286) weist der Verfasser, natürlich im englischen Interesse, darauf hin, daß diese oder jene Gegend für europäische Besiedelung besonders geeignet (?) sei. Einstweilen haben die den Berg bewohnenden Bantustämme es trefflich verstanden, die von der Natur gebotenen Hilfsmittel zu benutzen. „In jeder Schlucht (S. 112) strömt ein Bach, und dem Kamme entlang, häufig auch längs der Seiten des Felsrückens, fließt ein künstlich geleiteter Kanal, welcher an einer höheren Stelle oder bei einem Wasserfalle von dem Bache abgezweigt ist und in sanfter Neigung längs der Hügelseiten hinfließt. Das alles ist natürlich Menschenarbeit, aber so fleißig sind zu verschiedenen Zeiten die Bantustämme auf dem Kilima-Ndscharo gewesen, daß es wohl kaum einen Grat auf dem südlichen Abhange des Berges giebt, welcher nicht mit einem Bewässerungskanale versehen wäre — oder gar mit drei bis vier Kanälen in verschiedenen Höhen —, welche längs seiner abfallenden Seiten oder auf dem Rücken hinunterführen und die terrassenartig über einander liegenden Gärten mit Wasser versorgen. An den Stellen, wo Kriege das Land verwüstet haben und die Hügel nicht länger angebaut und bewohnt sind, bleiben doch diese früheren Rinnsale erhalten, obgleich wegen mangelnder Unterhaltung viele eintrocknen oder überwachsen.“ Die Bewohner des Berges blieben deshalb auch im Jahre 1884 von der gräßlichen Hungersnoth verschont, welche längs der Küste wüthete und ungezählte Menschen dahinraffte (S. 200).

Von Politik hält sich Johnston fern; doch sei darauf hingewiesen, daß Mafindi im Ruvuthale nach seiner Darstellung 1884 die Oberherrschaft des Sultans von Zanzibar anerkannte (S. 293), also nicht ohne Weiteres von der deutsch-ostafrikanischen Gesellschaft beansprucht werden kann.

Auf die 16 Kapitel, welche die Reise schildern, folgen solche über Klima, Geologie, Botanik, Zoologie u. s. w. Das über Anthropologie (19) bringt manche Ergänzungen zu Thomson's Schilderung der Massai und (S. 410 ff.) eine interessante Skizze der Wadjagga, unter denen der Autor Monate lang verweilt hat; dies Kapitel, wie das ganze Buch, ist mit flotten, charakteristischen Bildern von des Reisenden eigener Hand geschmückt. Besonders eingehend behandelt er schließlich im 20. Kapitel die Sprachen des in Rede stehenden Gebietes, namentlich die der Massai, über deren Verbreitung vom 5. Grade südl. Br. nordwärts bis über den 5. Grad nördl. Br. hinaus (Latuka, Bari) eine Karte beigegeben ist. Dieser Theil von Johnston's Buch erfreut sich des besonderen Beifalles einer solchen linguistischen Autorität, wie Friedrich Müller's (siehe Oesterreichische Monatsschrift für den Orient, 1886, S. 113). — Was uns unangenehm in Johnston's so lehrreichem Buche berührt hat, ist die höhnische Invective gegen den verstorbenen Desborough Cooley (S. 8), der ja in seiner Kritik zuweilen über das Ziel hinausgeschossen ist, nichtsdestoweniger aber seine großen Verdienste besitzt; wir erinnern an seinen Nachweis der Douville'schen Fälschungen, an seine Arbeiten über die Reisen der Pombeiros, des Graça u. s. w. Ein wenig von seiner Methode und Kritik könnte der Mehrzahl der heutigen englischen Geographen gewiß nicht schaden, wofür Johnston's Buch selbst auf S. 2 den Beweis erbringt. Leider hat auch Johnston geographische Aufnahmen gänzlich außer Acht gelassen.

Das neuentdeckte Goldfeld in Westaustralien.

In Westaustralien, und zwar im nördlichen Kimberley-Distrikte, ist nach langem vergeblichem Suchen jetzt ebenfalls ein, wie es scheint, reiches Goldfeld entdeckt worden. Es liegt 563 km östlich von Port Derby. Dieser auf einer Landzunge in 17° 18′ südl. Br. und 123° 41′ östlich von Gr. am King's Sound gelegene Hafen wurde vor erst $1\frac{1}{2}$ Jahren angelegt und ist noch ein sehr ursprünglicher Ort. Er wird auf drei Seiten von Mangrove-Sümpfen in der Ausdehnung von 27,5 km umgeben, deren schädliche Ausdünstungen zur Nachtzeit und in den Morgenstunden Fieber und andere Krankheiten verursachen. Das Trinkwasser hatte

man bisher 6,5 km weit herzuholen, aber jetzt hat eine Bohrung durch den Trappfelsen in der Tiefe von 4,57 m gutes Wasser geliefert. Port Derby zählt zur Zeit erst 13 Gebäude, meist für Aufbewahrung von Waaren bestimmt, und mehrere Zelte, seine Bewohner belaufen sich auf 160. Ein Polizeimagistrat und einige Polizeisoldaten sind daselbst stationirt. Die Reise von hier aus nach dem neuen Goldfelde ist mit vielen Schwierigkeiten und Kosten verbunden; sie führt über eine unwegsame und zum Theil schwer passirbare und an Wasser und Gras arme Gegend. Man muß sich mit Lebensmitteln und, was sonst nöthig ist, nicht bloß für die Reise, sondern auch für die ganze Dauer des Aufenthalts auf dem Goldfelde von Hause aus vollständig versehen, und für diesen Transport sind Packpferde erforderlich, welche man wieder nicht in Port Derby ankaufen kann, sondern per Schiff mitbringen muß. Eine solche Ausrüstung auf sechs Monate berechnet sich mindestens auf 130 Pfd. St., und wer diese nicht hat, sollte lieber bleiben, wo er ist, wenn er sich nicht großem Elende aussetzen will. Die ziemlich allgemeine Annahme, die goldhaltige Gegend liege an dem in den Leopold Ranges entspringenden und ost- und dann nordwärts laufenden Ord R., ist nicht richtig. Mr. Hardman (vergl. „Globus", Bd. 49, S. 187 u. f.) entdeckte freilich zuerst an den Ufern dieses Flusses Spuren von Gold; aber die auf diese Nachricht dahin eilenden Digger verließen diese Gegend als aussichtslos sehr bald wieder und folgten günstigeren Anzeichen in anderer Richtung. Das bisher gegrabene Gold, welches sich bis Mai dieses Jahres auf ungefähr 2000 Unzen im Werthe von 160 000 Mark, darunter ein Goldklumpen von angeblich 2½ Pfund Gewicht, belaufen haben soll, wurde meistens am Elvire R. (fließt in den Panton R., ungefähr 48 km, bevor dieser sich wieder mit dem Ord R. vereinigt) und an dessen Nebenflusse, dem Black Elvire, gefunden. Der Ord mündet, nachdem er dann noch den Negri, den Bow, den Behn und den Fenham in sich aufgenommen, in 15° 18' südl. Br. und 128° 8' östlich von Gr. in den östlichen Arm des Cambridge-Golfs. Das Gold liegt 2 bis 3 Fuß unter der Erdoberfläche, vielfach unter den Wurzeln des dort sehr verbreiteten tussock-grass. Der schwache Baumwuchs zeigt größtentheils verkümmerte und nur zu Brennholz taugliche whitegums, eine Eukalyptenart. „Gold", schreibt ein Reporter des „Melbourne Argus", „zeigt sich überall. Wo immer man gräbt, findet man Spuren davon, aber sogenannte pockets oder Lager mit körnigem Golde oder größeren Stücken finden sich meistens nur in den Schluchten. Aller Wahrscheinlichkeit nach liegt der eigentliche Goldreichthum dieser Gegend in den zahlreichen Quarzriffen, welche dieselbe durchziehen, zu deren Bearbeitung aber natürlich bedeutende Kapitalien gehören werden."

Nach der Angabe des Regierungsgeometers Harry Johnstone, welcher in den letzten drei Jahren das Gebiet vom King's Sound bis zum oberen Elvire und von da wieder bis zum Cambridge-Golf vermessen hat, liegt der Oberlauf des Elvire vom Cambridge-Golf nur 467 km entfernt. Dazu kommt, daß sich diese um 96,5 km kürzere Route selbst mit Fuhrwerken passiren läßt, und daß gutes Gras und Wasser überall existiren, was sich von der Port Derby-Route keineswegs sagen läßt. Nur die Seefahrt nach diesem Golfe würde von Süden her eine ungleich längere Zeit erfordern und darum auch viel kostspieliger sein.

Die Entdeckung dieses Goldfeldes hat in Australien große Bewegung hervorgerufen, und aus allen größeren Häfen der östlichen Kolonien eilen Dampfer voll besetzt mit Abenteurern, welche ihr Glück versuchen wollen, dahin.

Henry Greffrath.

Aus allen Erdtheilen.

Europa.

— In der k. k. botanisch-zoologischen Gesellschaft in Wien besprach, wie wir dem „Bot. Centralbl." entnehmen, kürzlich Dr. O. Stapf, indem er an die Ausdehnung und die Abbauweise des keltischen Salzbergbaues bei Hallstatt anknüpfte, die pflanzlichen Ueberreste, welche im sogenannten Heidengebirge gefunden wurden. So heißt nämlich jener Theil des Hallstätter Salzberges, der Spuren des keltischen Bergbaues aufweist. Es ist bald armes, bald reiches Gebirge, das sich nach dem Verlassen der Gruben und Schächte, insbesondere unter dem Einflusse eindringender Wässer gebildet hat. Die Funde, soweit sie pflanzlicher Natur sind, zerfallen in drei Kategorien: 1) Bestandtheile der Pflanzendecke, welche die Taggegend über dem Bergwerke bekleidete. Sie wurden durch Wassereinbrüche und dergl. in die Tiefe geführt. 2) Verarbeitete Hölzer, theils Reste von Werkzeugen und Schüsseln, theils Stücke von Pfosten und anderen Bestandtheilen der Zimmerung. 3) Ueberbleibsel von Speisen in menschlichen Excrementen. Die ersteren, unter welchen 25 Arten vertreten sind, beweisen, daß vor etwa 1300 bis 1500 Jahren die Vegetations-Verhältnisse auf dem oberen Hallstätter Salzberge genau dieselben wie heute waren, daß auch damals schon gemischter Wald und sumpfige Wiesen, Moore das Tagrevier bedeckten. Die Nutzhölzer: Buche, Fichte und Tanne — die Lärche konnte nicht ganz sicher nachgewiesen werden — standen wie heute, so auch zur Zeit des keltischen Bergbaues, in erster Linie in Verwendung. Die Speisereste endlich weisen große Mengen von Setaria Italica (Borstengras) und der zweizeiligen Gerste auf. Die erstere speciell stimmt ganz und gar mit derjenigen, die gegenwärtig z. B. in Ungarn als Mohär gebaut wird, überein. Die letztere entspricht einer kleinfrüchtigen Sorte.

— Die Perle des Genfer Sees, das entzückende Montreux (der Name ist aus Monasteriolum, kleines Kloster, Münster, wie der Ort im 11. Jahrhundert heißt, entstanden), schildert Alfred Ceresole in Nr. 3 der „Europäischen Wanderbilder". Die 25 Bilder von J. Weber sind, wie gewöhnlich, kleine Meisterwerke; eine detaillirtere Karte ist beigegeben, was eine entschiedene Verbesserung in dem Plane dieser viel verbreiteten Serie ist.

— Die Zahl der Mineralquellen in Frankreich vertheilt sich auf die einzelnen Departements wie folgt: Puy de Dôme 130, Pyrénées-Orientales 100, L'Ardèche 77, Les Vosges 76, L'Ariège 69, Hautes-Pyrénées 64, La Loire 38, Le Cantal 34, Haute Garonne 31, Basses-Pyrénées 31. 29 Quellen haben eine höhere Temperatur als 46° C. Bei zehn Quellen beträgt die Temperatur 47 bis 52°, bei acht 53 bis 58°, bei sieben 60 bis 68°, bei drei 75 und 77°. Die höchste Temperatur haben die Wasser von Chaudes-Aigues (Cantal), nämlich 81°.

Afrika.

— Ein hochinteressanter Fund ist der „Mail" vom 18. Juni zufolge Mr. Flinders Petrie, dem Beauftragten des „Egypt Exploration Fund", gelungen; in Tell Defenneh im nordöstlichen Nildelta, was Aegyptologen und Historiker längst für das Pelusische Daphnae der Griechen

und für das Thachpanhes der Bibel erklärt haben, hat er die Ruinen jenes Pharaonenpalastes ausgegraben, welchen der Prophet Jeremias im 43. Kapitel erwähnt. Dorthin hatte etwa im Jahre 585 vor Chr. Johanan, der Sohn Kareah's, die Töchter des gefangenen Königs Zedekia geflüchtet, denen König Ua-ab-Ra (26. Dynastie der Hophra der Juden und Apries der Griechen) ihren Wohnsitz in seinem Palaste zu Thachpanhes anwies. Der Schutthaufen führt merkwürdiger Weise noch heute den Namen el-Kasr el-Bint el-Jahudi, „das Schloß des Judenmädchens"; erbaut wurde das Schloß, wie die Ausgrabungen ergeben haben, von Psammetich um 666, welcher daneben in einem befestigten Lager seine karischen und ionischen Söldner, die ihm zum Throne verholfen hatten, ansiedelte. Die Gaben des Königs, welche er mit den Grundsteinen zusammen versenkte, wie Opferschalen, Kornreiber, Erzproben, die Knochen eines geopferten Ochsen und eines kleinen Vogels, und eine Anzahl kleiner Täfelchen von Gold, Silber, Lapis-Lazuli, Jaspis, Carneol und Porcellan mit eingegrabenem königlichen Namen und Titel, hat Petrie unter den vier Ecken des Bauwerkes wiedergefunden. Seinen Untergang fand der Palast wahrscheinlich, wie es Jeremias (Kap. 43, Vers 10) prophezeite, durch Nebuchadrezzar (Nebucad Nezar), der über die den Juden von Aegypten geleistete Hilfe erzürnt war und einen Rachezug unternahm. Aegyptischen Inschriften zufolge wurde er durch Hophra geschlagen; babylonische Inschriften schreiben dagegen ihm den Sieg zu, und letzteres ist leicht möglich. Wenigstens befinden sich im Museum zu Bulak drei Thoncylinder mit Nebucadnezar's Namen, Titel, Verwandtschaft u. s. w., welche wahrscheinlich von hier stammen, und solche Cylinder führte der babylonische König auf seinen Feldzügen mit sich, um den Platz, wo er seine Standarte und seinen Siegesthron aufrichtete, zu bezeichnen. Die zertrümmerten und verbrannten Reste, welche von „Pharao's Haus in Thachpanhes" jetzt gefunden worden sind, zeigen deutlich, welches Schicksal der Babylonier der Zufluchtsstätte von Zedekia's Töchtern vor fast dritthalbtausend Jahren bereitet hat.

— Daß der Sankuru ein rechtsseitiger Nebenfluß des Kassai ist, wissen wir seit der Kassai-Fahrt des Lieutenant Wißmann; ein Begleiter desselben, Dr. Louis Wolff, hat jetzt die Entdeckung gemacht, daß auch der Lomami, welcher in 9½° südl. Br. entspringt und unter 5° südl. Br. sich auf etwa 150 km dem Congo bei Njangwe nähert, durch den Sankuru dem Kassai tributär ist. Dr. Wolff war bekanntlich (vergl. „Globus" Bd. 49, S. 111) beauftragt, die die Wißmann'sche Expedition begleitenden Baluba auf einem Dampfer in ihre Heimath zurückzubringen. Nachdem dies geschehen und an der Mündung des Luebo in den Lulua die neue Station Luebo errichtet war, unternahm Dr. Wolff an Bord des „En Avant" eine Entdeckungsfahrt auf dem Sankuru, von welchem bis dahin nur die Mündung und ein Stück des Mittellaufes im Lande der Bassonge (5° südl. Br.), vielleicht auch die Quelle, bekannt waren. Dr. Wolff ist den von Osten kommenden Fluß circa 800 km weit hinaufgefahren und dann in den von rechts einmündenden Lomami eingebogen, welchen er 140 km weit aufwärts verfolgte, bis ein Schaden an der Maschine ihn zur Umkehr zwang. Von letzterem Strome war uns bisher die Quelle und der Mittellauf durch Cameron, Pogge und Wißmann bekannt, aber auf Stanley's Autorität hin ließ man ihn fälschlich nördlich vom Aequator in den Congo münden, anstatt in den Sankuru. Auf dieser neu entdeckten Wasserstraße können Schiffe in der Thal bis auf 150 km sich dem wichtigen Punkte Njangwe und dem Manjema-Lande nähern, und zwar in der geradesten Richtung, während dies auf dem weit nach Norden ausbiegenden Congo wegen der Stanley-Fälle nicht möglich ist; ob mit dieser Entdeckung wirklich viel gewonnen ist, wie man sich in Brüssel verspricht, kann erst eine vielleicht entfernte Zukunft lehren.

Inseln des Stillen Oceans.

— Der britische Special-Kommissar für Neu-Guinea hat mit einem Brisbaner Hause einen Kontrakt auf drei Jahre abgeschlossen, wonach letzteres monatlich einen Postdampfer von Thursday Island nach Port Moresby und dem Ostkap und zurück laufen lassen wird. Die Regierungssubvention dafür beträgt 50 Pfd. St. monatlich.

— Der Explorer Mr. Stewart hat im April dieses Jahres in Begleitung von vier Mann von Thursday Island (10° 45' südl. Br. und 142° 15' östl. von Gr.) aus eine Reise nach Neu-Guinea unternommen, um das westlich vom Fly R. liegende Gebiet zu erforschen.

Nordamerika.

— Die Erforschung indianischer Grabhügel in Tennessee erbringt den Beweis für alte Handelsbeziehungen dieser entlegenen, damals von Cherokesen bewohnten Gebiete nicht nur mit den Küstenstämmen des mexikanischen Meerbusens, sondern selbst mit dem aztekischen Mexiko. Besonders fanden sich Muscheln mit zweifellos aztekischen eingeschnittenen Bildern und Zeichen. (Ob Amulete? Auch in assyrischen, palästinensischen und selbst etrurischen Gräbern hat man bekanntlich Stücke der erythräisch-pacifischen Tridacna gigas mit eingeschnittenen Zeichen gefunden.)

— Welche schauderhafte Geißel die Tornados für die südöstlichen Staaten der Union sind, beweist der jüngst erschienene Bericht des „U. S. Signal Office" für 1884. An einem Tage, dem 19. Februar, kamen 45 Tornados zum Ausbruch und wurden durch sie 800 Menschen getödtet, 2500 verwundet und über 15000 ihres Obdachs beraubt. Im ganzen Jahre wurden 1054 Personen getödtet und über 3800 verwundet. Manche Distrikte werden so häufig von Wirbelstürmen durchzogen, daß man die Besiedelung der Lieblingsbahnen hat aufgeben müssen.

— In Florida hat man kürzlich Reste prähistorischer Menschen entdeckt. In Sarasota-Bay fand man zwei menschliche Wirbel, welche Prof. Leidy als den letzten Rücken- und den ersten Lendenwirbel bestimmte. Die Lage der anderen Theile des Skeletts war durch zerfallene Knochenstücke bezeichnet und die Höhlung, welche den Kopf enthalten hatte, war deutlich sichtbar, wenn auch jede Spur von dem Kopfe selbst verschwunden war. Die Leute in der Nachbarschaft erzählten, daß noch zu ihrer Zeit der Schädel vorhanden gewesen, aber allmählich zerstört worden sei. Die Ueberreste waren in einen halbkompakten eisenhaltigen Sandstein eingebettet, und die vorhandenen Knochen in Limonit (Brauneisenstein) umgewandelt. Sie dürften die am vollständigsten versteinerten menschlichen Reste darstellen, welche bisher bekannt geworden sind. Die Schicht, welche die Knochen enthält, erstreckt sich hart am Meeresufer hin und ist wahrscheinlich post-pliocänen Alters, obgleich dies noch nicht mit Sicherheit festgestellt werden konnte wegen der Abwesenheit anderer Fossilien und anstoßender Schichten in der Nachbarschaft.

Inhalt: Die Austral- oder Tubuai-Inseln. (Mit drei Abbildungen.) — Dr. Alfred Hettner: Die Bogotáner. I. — Die Herkunft der Bohne. — Dr. Pechuël-Loesche: Ruder und Canoes in Westafrika. (Mit einer Abbildung.) — Kürzere Mittheilungen: Die Fremdlinge der deutschen Flora. — Der Kilima-Ndscharo. — Das neuentdeckte Goldfeld in Westaustralien. Von Henry Greffrath. — Aus allen Erdtheilen: Europa. — Afrika. — Inseln des Stillen Oceans. — Nordamerika. (Schluß der Redaktion: 3. Juli 1886.)

Redakteur: Dr. R. Kiepert in Berlin, S. W. Lindenstraße 11, III Tr.
Druck und Verlag von Friedrich Vieweg und Sohn in Braunschweig.



Mit besonderer Berücksichtigung der Anthropologie und Ethnologie.

Begründet von Karl Andree.

In Verbindung mit Fachmännern herausgegeben von

Dr. Richard Kiepert.

Braunschweig — Jährlich 2 Bände à 24 Nummern. Durch alle Buchhandlungen und Postanstalten zum Preise von 12 Mark pro Band zu beziehen. — 1886.

Von den Samoainseln.

Unter den kleineren Inselgruppen des Stillen Oceans ist der Samoa-Archipel wohl die wichtigste, nicht nur durch ihre natürliche Beschaffenheit, sondern auch der großen Interessen wegen, welche Europa und namentlich auch das Deutsche Reich dort hat. Durch die Erklärung vom 6. April dieses Jahres, in welcher der genannte Staat und England ihre Machtsphäre im westlichen Stillen Ocean abgegrenzt haben, würde sie dem englischen Einflusse unterstellt worden sein, wenn sie nicht ausdrücklich (ebenso wie einige andere Gruppen) in einem Zusatzartikel für neutral erklärt wäre.

Der Samoa-Archipel ist zuerst 1722 entdeckt und dann im Laufe des 18. Jahrhunderts wiederholt von Seefahrern besucht worden (unter diesen auch von La Peyrouse traurigen Andenkens 1787); doch erst den Missionaren in unserem Jahrhundert war es vorbehalten, Licht über denselben zu verbreiten. Er dehnt sich in der Richtung von WNW nach OSO zwischen 172° 45′ und 168° 9′ westl. L. aus und besteht aus drei größeren Inseln: Savaii, Upolu, Tutuila und der Manugruppe, drei kleineren Inseln, welche weiter östlich liegen; ferner sind noch mehrere kleinere Inseln, namentlich die äußerste Grenze des Archipels nach O hin, die Insel Rose, zu erwähnen.

Das feuchte Seeklima ist nicht ungesund zu nennen, es ist einer üppigen Vegetation sehr günstig; ebenso wird eine solche durch die Art des Bodens befördert. Die Inseln sind alle hoch und bergig, die höchsten Spitzen erreichen etwa 1200 bis 1300 m; die Berge sind vulkanischen Ursprungs, die unterirdische Thätigkeit ist noch nicht erloschen. Nur wenige Küstenriffe gefährden die Schiffahrt in geringem Maße. Wo die vulkanischen Massen verwittert sind, geben sie der Pflanzenwelt, welche der indischen an Pracht ähnlich ist, reichliche Nahrung; wo die Kultur die Wälder nicht entfernt hat, sind die Inseln von oben bis unten mit starken Bäumen bedeckt, wie sie auf den Gruppen des Stillen Oceans nur ausnahmsweise vorkommen.

Tutuila besitzt einen guten Hafen in der Bai von Pago-Pago; häufiger wird jedoch von europäischen Schiffen, der Nähe der Niederlassung wegen, der Hafen von Leone besucht. Begleiten wir den früher schon erwähnten Aylic Marin[1]) bei einem Besuche, den er an Bord eines französischen Kreuzers der zuerst genannten Bai machte. Die Ankunft eines Schiffes verursachte in dieser Gegend, welche sich noch viel von ihrer ursprünglichen Wildheit bewahrt hat, unter den Eingeborenen eine große Aufregung; von drei verschiedenen Seiten strömten sie in ihren Canoes herbei, Männer und Frauen, bloß bis zur Hüfte bekleidet, ruderten nach dem Takte ihres Gesanges zu dem französischen Schiffe hin. Die Männer waren auf den Schenkeln tatuirt, die Frauen auf Brust und Hand mit Zeichnungen geschmückt, die durch Anwendung des Feuers sich auf der Haut erhoben. Die mit Kalk weißgefärbten Haare geben Allen einen sonderbaren Ausdruck; Zweck dieses Verfahrens ist es, die lange Mähne, welche den Stolz der Krieger ausmacht, roth zu färben.

Bei einem Ausfluge nach der Bai von França, wo 1787 de Langle mit 10 Begleitern ermordet wurde, machte Marin die Bekanntschaft eines Häuptlings Kalo, der ihm als Dank für etwas französischen Tabak den Anblick einiger hundert Personen verschaffte, die in eigenthümlicher Weise dem Fischfange oblagen. Auf das Geschrei einiger alten Weiber hin sammelten sich die Theilnehmer, Männer und Frauen, und nachdem sie sich ihrer leichten

[1]) Le Tour du Monde, Nr. 1301.

Hülle entledigt hatten, begaben sie sich, jeder mit einem Blatte der Kokospalme ausgerüstet, ins Wasser. In einer gewissen Entfernung vom Ufer angekommen, wendeten sie sich um und traten den Rückweg an, wobei sie sich einander näherten und endlich einen geschlossenen Halbkreis bildeten. Auf ein gegebenes Zeichen kehrte die ganze Linie zum Lande zurück, die Blätter der Kokospalmen wurden senkrecht in das Wasser gehalten und bildeten so eine Art belebter Wand, vor welcher die solchergestalt eingeschlossenen Fische in toller Flucht dem Lande zueilten; die kleineren sprangen auf den Strand, wo die Frauen sie ergriffen und in ihre Körbe warfen, die größeren versuchten die Linie zu durchbrechen, doch sie wurden größtentheils durch einen Schlag betäubt. Ein Theil der Beute, von der üblichen Kawa und einigen anderen polynesischen Gerichten begleitet, wurde zum leckeren Mahle bereitet.

Eine eigenthümliche Bemerkung über die Kawafeste, welche Baron Hübner[1]) gelegentlich macht, möge hier mitgetheilt sein. Die Missionare sagen mir, schreibt er, daß sie auf ihren Reisen gerne Einladungen zu denselben annehmen, weil sie die Gemüther günstig stimmen und Gelegenheit zu ernsten Gesprächen bieten.

Festlichkeiten scheinen an der Tagesordnung in Oceanien, denn kaum an Bord zurückgekehrt, wurde Marin mit den anderen Offizieren schon wieder abgeholt, um einem Tanzfeste beizuwohnen, welches einer der Häuptlinge zu Ehren der Falani (Franzosen) gab. Der Häuptling führte ihn zu einem Schuppen, wo die Tänzerinnen sich zum Feste



Fischfang in der Françabai (Samoa).

vorbereiteten. Den Hauptbestandtheil ihrer Toilette machte außer den dürftigen Hüllen sehr vieles Oel aus, welches, mit Mussoi wohlriechend gemacht, nicht nur zum Salben des Körpers gebraucht wurde; auch der Blättergürtel war mit Oel getränkt. Als Schmuck trugen die Schönen Halsschnüre, zum Theil mit dem Hauer eines Schweines als Anhängsel; ein Blumenkranz war in das üppige, schwarze Haar geflochten. Das Fest begann. Die Tänzer schaarten sich hinter ihren Tänzerinnen und bewegten die Arme im Takte; die Handbewegungen waren von wundervoller Feinheit, der Unterkörper verharrte in vollkommener Unbeweglichkeit. Die Scene veränderte sich; Tänze in aufrechter Stellung folgten. Die verschiedensten Gefühle kommen dabei zum Ausdrucke, bald sind die Figuren wild und aufgeregt, bald hinreißend und häufig auch geradezu unanständig.

Wir begleiten Marin von Tutuila nach Upolu (Apia); aber anstatt ihm in seinen ziemlich oberflächlichen Betrachtungen über die politischen Zustände der Gruppe zu folgen, welche nichts Neues bieten, wollen wir lieber hierüber einen anderen Augenzeugen, den bekannten Weltreisenden Baron Hübner (a. a. O. siehe oben) hören, an dessen Hand wir die glatte Bahn der Politik betreten. Dr. Canisius, der Konsul der Vereinigten Staaten, ein Sohn Westphalens, Dr. Stübel, ein Sachse, der jetzt zum deutschen Konsular-

[1]) A travers l'Empire Britannique (1883—1884) par M. le Baron de Hübner. Hachette & Co. 1886.



Zum Tanze geschmückte Samoaner. (Nach einer Photographie.)

dienste gehört, und ein Engländer, Mr. Churchward, ein früherer Kavallerie-Officier, bilden das Kleeblatt, welches Apia regiert. Die Gemeindeverwaltung scheint nach dem Beispiele der europäischen Faktoreien in China gebildet zu sein. Der König hat derselben allerdings den Grund und Boden, den sie ihr eigen nennt, nicht verkauft, wohl aber den Gebrauch desselben gegen eine jährliche Rente überlassen. In Wirklichkeit bildet sie eine Art Condominium, welches die durch den Vertrag von 1879 bis zu einer gewissen Grenze gemeinschaftlich auftretenden Konsuln der drei Mächte Deutschland, England und der Vereinigten Staaten ausüben. Durch einen zweiten, in demselben Jahre abgeschlossenen Vertrag erkannte der König die Jurisdiktion des englischen High Commissioner über alle britischen Unterthanen, welche im Archipel leben, an. Die Municipalität in Apia unterscheidet sich dadurch von den Settlements in China, daß in dem zuerst genannten Orte die Gewalt gemeinschaftlich durch die Konsuln dreier Mächte ausgeübt wird, während in China die verschiedenen Niederlassungen vollkommen von einander unabhängig sind.

Der Art der Verwaltung, wie sie in Apia stattfindet, spendet Baron Hübner das größte Lob; wir haben hier im Kleinen, sagt er, die Lösung der schwierigen Aufgabe einer gemeinschaftlichen Verwaltung, und es bleibt nur noch zu untersuchen, ob dieses Resultat nur durch die guten Einrichtungen oder die Persönlichkeit der Konsuln erzielt worden ist.

Der Mechanismus ist ein ziemlich einfacher, seine

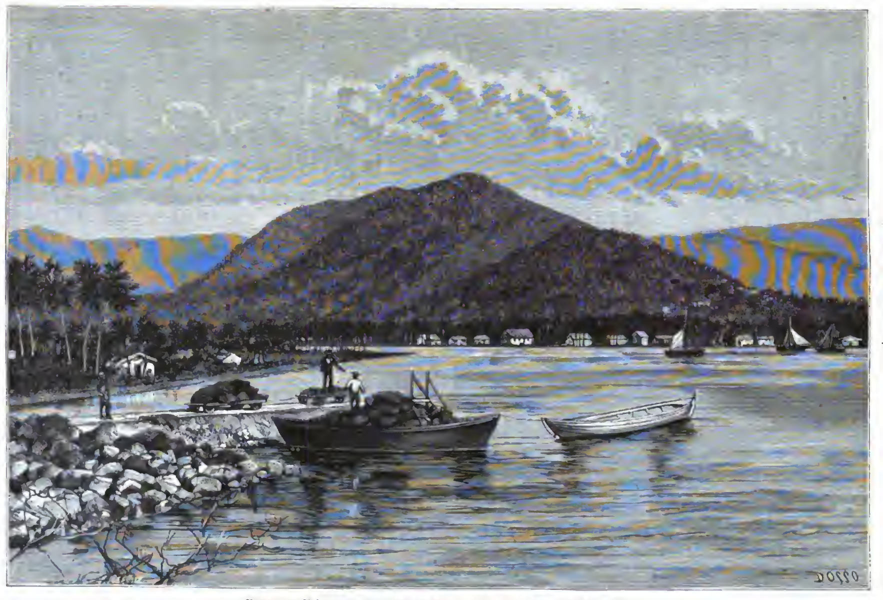


Mündung des Flusses von Apia. (Nach einer Photographie.)

Glieder sind eine Magistratsperson und sechs Polizeibeamte, die derselben direkt untergeordnet sind; alle gehören der farbigen Rasse an, trotzdem haben sie nicht die geringste Mühe, ihre Autorität den Weißen gegenüber zu behaupten; die Polizeibeamten beziehen zwischen 20 und 35 Dollars monatlich; das Einkommen der Municipalität beläuft sich auf 5000 Dollars. Die Bevölkerung ihres Gebietes betrug im Ganzen 165 Weiße und 218 Mestizen; unter ersteren befanden sich 75 Deutsche, 41 Engländer, 23 Amerikaner, 13 Schweizer und Holländer, 11 Franzosen, 2 Skandinavier. Außerhalb der Municipalität lebten noch 200 Personen, welche nicht zu den Eingeborenen gehörten, darunter 75 Weiße (wovon 23 Deutsche, 39 Engländer, 4 Amerikaner, 4 Skandinavier und 5 Franzosen). Unter den Engländern befanden sich 13, unter den Franzosen 5 Missionare; die Deutschen finden großentheils als Beamte in den Plantagen Verwendung, die übrigen Weißen sind Händler, welche alle für die beiden deutschen Häuser Geschäfte machen.

Die einheimische Verwaltung ist ganz patriarchalisch, nur die Familienhäupter üben politische Rechte aus. Die Bevölkerung des ganzen Archipels wird auf 30 000 bis 34 000 Seelen geschätzt.

Der Handel ist großentheils in Händen von zwei bedeutenden deutschen Häusern (Deutsche Handels- und Plantagengesellschaft, und Ruge u. Komp.); außerdem bestehen noch vier kleinere Häuser. Nach dem in den deutschen Weißbüchern veröffentlichten Berichte des deutschen Konsuls



Ansicht von Apia und der französischen Missionsstation. (Nach einer Photographie.)

Dr. Stübel belief sich der Umsatz der deutschen Handelshäuser auf 112 500 Pfd. St., der aller anderen auf 107 500 Pfd. St. Die Landbau-Unternehmungen bedecken eine Oberfläche von etwa 2500 Hektaren, zu deren Bearbeitung gegen 1200 fremde Arbeiter eingeführt sind.

Interessant ist das Urtheil, welches Baron Hübner über den Deutschen in der Fremde fällt. „Ich habe den Deutschen an verschiedenen Punkten der Erde beobachtet; überall, wo ich ihn getroffen habe, war er immer derselbe, vielleicht hat er, was ihm namentlich in der zweiten Generation leicht begegnet, seine Sprache vergessen, er hat manche Gebräuche seiner Umgebung angenommen, aber in seinem Geiste und seinem Charakter bleibt er Deutscher. Im Allgemeinen ist er intelligent, einfach, nüchtern, sparsam, geduldig, ausdauernd, muthvoll, doch nicht bis zur Unbesonnenheit. Er sieht nicht nach schnellem Gewinne aus und wagt nicht gerne. In dieser Hinsicht unterscheidet er sich von dem Angelsachsen, welcher mit Vorliebe abenteuerliche Unternehmungen aufsucht und sehr oft mit Erfolg aus denselben hervorgeht. Der Deutsche geht langsam, aber sicher vor; wo er einmal Wurzel gefaßt hat, läßt er sich nicht vertreiben. Im Allgemeinen ist er, namentlich in den unteren Klassen, besser unterrichtet als der Angelsachse und darum besser geeignet, sich fremden Zuständen anzupassen; als Ackerbauer theilt er mit dem Schotten den Ruf, der erste Kolonist der Welt zu sein."

Man wird ohne nähere Erläuterung finden, daß Manches von dem, was Baron Hübner sagt, von Anderen in anderem Lichte aufgefaßt wird; namentlich was die Erhaltung der Nationalität angeht, dürfte die von ihm gemachte Bemerkung doch wohl nicht stichhaltig sein, wenigstens in den Fällen, wo der Deutsche isolirt oder ziemlich isolirt in die fremde Umgebung eintritt.

Im Allgemeinen ist die Ansicht des mehrgenannten Weltreisenden den deutschen Unternehmungen im Samoa-Archipel günstig. Die Verbindung von Handels- und Plantagen-Unternehmungen bietet gewiß große Vortheile, kann aber auch unter Umständen Gefahren haben. Die Pflanzungen werfen bis jetzt keinen Vortheil ab und jedenfalls haben die Pflanzer nach der Theorie des beati possidentes fremden Wetteifer nur wenig zu fürchten; bis jetzt richtet sich außerdem der Unternehmungsgeist englischer und australischer Kapitalisten auf andere Theile des Stillen Oceans.

Zwischen Deutschen und Engländern findet Baron Hübner in den Grundzügen ihres Wesens, so wie er sie bei der Arbeit gesehen hat, eine große Aehnlichkeit und keine Spur des Zurückganges. Sie haben nur zu wollen, um Erfolg zu haben, sie sind die ersten unter den Nationen. Nur besitzt England viel größeren Reichthum als Deutschland; auf diesem Felde würde der Wettkampf ungleich sein.

Die Handelsbewegung des Jahres 1883 wird wie folgt angegeben:

	Angekommene Schiffe	Tonnen	Einfuhr Pfd. St.	Ausfuhr Pfd. St.
Deutsche	92	19 396	58 358	50 891
Englische	35	3 799	9 103	1 180
Amerikanische . .	18	2 776	26 146	—

Ueber den König von Samoa sagt er Folgendes: Malietoa ist, wie man mir mittheilt, kein Idiot. Es ist ein gewöhnlicher Mensch, der, wenn man ihn auf seiner Stelle gelassen hätte, heute nichts weiter als ein großer Stammeshäuptling sein würde. Man hat ihn zum Könige gemacht, doch das ist er nur den Vertragsmächten gegenüber, seine Landsleute wollen ihn nicht als solchen anerkennen. Dadurch entstehen manche Schwierigkeiten, z. B. kann er nicht, wie die Konsuln es verlangen, genügend für die Sicherheit auf der ganzen Insel sorgen.

Der Hafen von Apia ist der Mittelpunkt für den ganzen Handel dieser Gruppe. Die Stadt selbst bietet Gegensätze der stärksten Art zwischen der Civilisation und dem Naturzustande; neben den kleinen, zierlichen Häusern und Läden der Weißen erheben sich die Hütten der Kanaken, welche die Besitzer nicht haben verlassen wollen. Das Panorama, welches die Rhede von Apia dem Ankommenden bietet, ist entzückend; die Umrisse sind ganz verschieden von den scharfen Formen, die man in Oceanien so häufig erblickt; die Insel Upolu eröffnet eine weite Fernsicht über fruchtbare Ebenen, welche nur von einem Berge, dem Missionsberge, unterbrochen und beinahe in zwei gleiche Theile getheilt sind; weiter im Hintergrunde erheben sich die im Innern gelegenen Blauen Berge, während auf dem Vordergrunde die weißen Häuschen der Niederlassung im Sonnenscheine aufleuchten.

Ein echtes Tropenbild bietet die Mündung des Apiaflusses.

Die Bogotáner.

Von Dr. Alfred Hettner.

II.

Unsere flüchtige Betrachtung der Bogotáner Bevölkerung, wie sie uns in den Straßen der Stadt entgegentritt, hat uns gelehrt, daß wir in socialer Beziehung drei große Schichten unterscheiden können, welche freilich durch keine scharfen Linien von einander getrennt sind, sondern in einander übergehen, und daß diese drei socialen Schichten drei verschiedenen ethnologischen Gruppen entsprechen, da in den höheren Klassen das weiße, in den unteren das indianische Blut vorherrscht, und in den mittleren beide zu ungefähr gleichen Theilen gemischt sind. Dieser Sonderung der Stände nach Rassen liegen heute keinerlei gesetzlichen Bestimmungen zu Grunde, sie ist nur eine Folge der Scheidung, welche in der Kolonialzeit bestand und welche sich noch nicht vollkommen verwischt hat. Man kann die Stellung der Weißen in gewisser Beziehung mit der des alten deutschen Adels vergleichen, der zwar keine gesetzlichen Vorrechte mehr besitzt, aber doch im Ganzen immer noch eine gewisse sociale Präponderanz behauptet, während einige seiner Glieder zum

Proletariat herabgesunken und Neulinge, durch Verleihnng des Adels oder doch thatsächlich, ihnen gleichberechtigt zur Seite getreten sind. Aehnlich findet man in den besten Kreisen Bogotás einzelne Vollblut-Indianer, und unter der Hefe der Bevölkerung einzelne reine Castilianer. Die Weißen legen, besonders den Europäern gegenüber, Werth auf ihre spanische Abstammung, aber dem Volke ist das Bewußtsein des Stammesunterschiedes fast völlig verloren gegangen; als Indios bezeichnen sie verächtlich die arme Landbevölkerung, während diese wieder den Namen Indios auf die Indios bravos, das heißt die uncivilisirten, noch ihre eigene Sprache redenden Indianer beschränkt, welche sich in den heißen, urwaldbedeckten Tiefebenen und einzelnen Gebirgswinkeln erhalten haben.

Unter diesen Umständen ist es natürlich äußerst schwierig, zuverlässige Angaben über die ethnologische Zusammensetzung der Bogotáner Bevölkerung zu gewinnen; nur eine Commission von unparteiischen Sachverständigen, namentlich von Aerzten, könnte diese Aufgabe lösen. Aber so lange noch keine solche Commission die Frage studirt hat, glaube ich meiner, übrigens an den Wahrnehmungen von Freunden kontrolirten, Beobachtung mehr Gewicht beilegen zu dürfen als den von Nationaleitelkeit diktirten Vermuthungen kolumbianischer Schriftsteller, welche auch in die Bücher harmloser Deutscher übergegangen sind. Während hier die Zahl der Weißen auf 50 Proc. angesetzt wird, kann man meiner Meinung nach nur etwa 15 Proc. als Weiße bezeichnen, bei denen eine Beimischung indianischen Blutes zwar nicht ausgeschlossen ist, aber doch zurücktritt; auf Neger- und Negermischlinge kommen nur 1 bis 2 Proc. der Bevölkerung; der Rest wird sich zu ungefähr gleichen Theilen auf Chólos, d. h. Mischlinge von Weißen und Indianern, und ganz oder nahezu reine Indianer vertheilen.

Diese also sind es, welche das Hauptkontingent zu der untersten Bevölkerungsklasse stellen, die wir als den Arbeiterstand oder, um gleich den kolumbianischen Ausdruck zu gebrauchen, den Stand der Peone bezeichnen können. Nur ein kleiner Bruchtheil dieser Klasse, der den Uebergang zur nächst höheren Stufe bildet, hat ein bestimmtes Handwerk erlernt und liegt demselben dauernd ob, die meisten leben bald als Arrieros, d. h. Maulthiertreiber, oder Boten auf der Landstraße, bald arbeiten sie als Maurer an einem Bau, bald als Packer und Träger in einem Geschäft, bald haben sie sich als Diener in einem Hause verdingt, bald lungern sie auch müßig umher.

Sie wohnen in den kleinen aus Lehm gebauten, mit Stroh gedeckten Ranchos (d. h. Hütten) der Vorstädte und Flußufer, oder auch in den unteren, souterrainartigen, Stockwerken der Casas altas, soweit dieselben nicht von Läden und Werkstätten besetzt sind. In einem kleinen Raume wohnen da viele Personen zusammengepfercht, außer dem Ehepaare und seinen Kindern oft noch verschiedene männliche und weibliche Anverwandte beider Theile. Daß solche Wohnungsverhältnisse der Gesundheit und Sittlichkeit nicht gerade zuträglich sind, ist klar, aber wir dürfen diesen Punkt doch nicht zu sehr hervorheben, sonst möchte etwa ein Kolumbianer Schilderungen der socialen Zustände im Erzgebirge oder in manchen deutschen Großstädten veröffentlichen, die in dieser Beziehung kaum viel besser sein werden. Der ganze Hausrath besteht aus einem Tische, vielleicht ein paar einfachen Stühlen mit einem Ueberzuge aus Ochsenhaut oder auch nur einer kleinen Bank, auf der die Frau den ganzen Tag hockend arbeitet. Als Betten dienen Strohmatten und Ochsenhäute, welche Abends auf dem Fußboden ausgebreitet werden, das Essen wird hinter dem Hause in einem großen Topfe bereitet, den man auf drei Steine stellt und durch darunter angezündetes Holz erwärmt. Hier wie überall im Hochlande liefern Kartoffeln, Mais und auch Gerste, in der Form von dicken Suppen, den Hauptbestandtheil der Nahrung, aber auch Fleisch wird eher mehr gegessen als von den armen Leuten in Deutschland, und nur die Aermsten müssen sich den täglichen Genuß von Chokolade und Weißbrot versagen. Unser Bier wird durch die Chicha, ein aus Maismehl und Zuckerrohrsaft durch Gährung bereitetes Getränk, vertreten, das etwas theurer als einfaches Bier in Mitteldeutschland (der Liter kostet nämlich einen halben Real, d. i. 20 Pfennig dem Normalwerthe nach) zu stehen kommt, aber wohl mehr Nahrungsstoffe als dieses enthält.

Die Chicherias, d. h. die Tiendas (d. h. Läden), in denen die Chicha verschänkt wird, entsprechen etwa den kleinen Produktengeschäften, welche man in Sachsen Büdchen nennt, und sind für das Bild von Bogotá in hohem Grade charakteristisch. Hier kauft das Volk seine gewöhnlichen Bedürfnisse, Eier, Chokolade, Brot, Cigarren, Streichhölzchen, Seife u. s. w., hier findet es wohl auch eine warme Suppe aus Maismehl und Kartoffeln bereitet, hier trinkt es, wie gesagt, namentlich seine Chicha, die in großen Gefäßen am Boden steht und mit der Totuma (der ausgehöhlten halben Schale einer kürbisartigen Frucht) geschöpft wird. Aus solchen Totumas wird auch getrunken, sorglich bläst die Chichera, ehe sie dieselbe dem Gaste überreicht, darüber hin, oft greift sie auch mit dem Finger hinein, um die gröberen Staubtheilchen zu entfernen, die sich, sei es in Folge der Bereitung, sei es in Folge der Aufbewahrung, fast immer in der Chicha finden. Sehr elegant pflegt die Einrichtung einer solchen Tienda nicht zu sein; ein breiter Ladentisch theilt den kleinen Raum in zwei Hälften, vorn drängt sich das Publikum, hinten sind, auf Brettern und an Seilen, die Schätze des Ladens aufgestapelt. Oft ist das ganze Gerüst voll von Flaschen der verschiedensten Farben, in denen der Fremde zu seinem Entsetzen lauter geistige Getränke vermuthet, aber dieselben sind größtentheils nur mit Wasser angefüllt und dienen lediglich als Staffage. In Folge dieser Liebhaberei haben leere Flaschen von angenehmer Farbe in Bogotá einen ganz beträchtlichen Werth (etwa 30 bis 40 Pfennig), so daß der Genuß z. B. ausländischen Bieres dadurch etwas verbilligt wird. Besonders Abends drängt sich das Volk in diesen Chicherias zusammen; stundenlang bleibt man plaudernd und singend, wie sie, schreiend, wie wir sagen würden, vor dem Schenktische stehen, vielleicht lauscht man den melancholischen Weisen (den sogenannten Bambucos), welche irgend einer dem Tiple (einer einfachen Guitarre) entlockt. Dabei geht die Totuma mit Chicha beständig von Hand zu Hand, vielleicht wird dazwischen ein Trago (wirklich Schluck) von Anisado (dem landesüblichen, aus gegohrenem Zuckersaft unter Zusatz von Anis destillirten Branntwein) genommen, allmählich stellt sich ein Rausch ein, und das anfänglich harmlose Betragen wird immer widerwärtiger.

Bei den Bettlern und Eckenstehern, welche die tiefststehenden Kategorien der Bevölkerung bilden, geht aller Verdienst auf Chicha und Anisadobranntwein darauf, ihre Kleidung ist meist so zerlumpt und, ebenso wie sie selbst, so ekelhaft schmutzig, wie wir es selbst bei den schlimmsten heimischen Vagabunden nicht zu sehen bekommen, ihr Nachtlager schlagen sie in der Thür irgend eines Hauses auf, ohne bei dem milden Klima Bogotás ernstlich von der Kälte zu leiden und ohne befürchten zu müssen, daß der Sereno (Nachtwächter) sie in ihrer Ruhe aufstört und zur Polizei bringt; kaum erweckt es sie aus ihrem festen Schlafe, wenn ein heimkehrender Bewohner des Hauses über sie stolpert.

In dem Bogotáner Volke liegt überhaupt ein gewisser Zug der Verkommenheit, welcher der Landbevölkerung in dieser Weise fremd ist. Bogotá übt in dieser Beziehung einen ähnlichen Einfluß wie die europäischen Großstädte aus. Von allen Seiten strömt besonders die männliche Jugend hier zusammen, weil sie hier einen besseren Verdienst und einen größeren Lebensgenuß als in den kleineren Ortschaften und den einsamen Hütten findet oder wenigstens zu finden glaubt. Aus dem altgewohnten Kreise patriarchalischen Lebens herausgerissen, den Verführungen der großen Stadt preisgegeben, das wenig gute Beispiel der gebildeten Jugend vor Augen, macht der Einwanderer hier eine Umwandlung durch, welche nicht gerade zu seinem Vortheile dient. Zwar eignet er sich gewisse Formen an, welche unseren Arbeitern fremd sind, seinen Dank stattet er mit einem „mil gracias" (tausend Dank) ab, er entfernt sich nicht ohne ein „con su permiso" (mit Ihrer Erlaubniß), er legt sich einen großen Panamastrohhut zu u. s. w., aber dabei wäscht er sich monatlich nur einmal, spuckt er ununterbrochen, reichen seine Schulkenntnisse im besten Falle bis zu etwas Lesen und Schreiben und den vier Species. Er ist durch und durch verlogen, stiehlt in kleinen Beträgen, wenn er nur kann, ist aber zu Einbruchsdiebstählen und anderen schweren Verbrechen zu feige, er ist kriechend unterwürfig oder grenzenlos frech, je nachdem es ihm paßt. Die Eckensteher sind wahre Musterbilder dieser schönen Eigenschaften: giebt man ihnen nach irgend einer Besorgung den üblichen Lohn, so fordern sie wenigstens das Doppelte und Dreifache dafür und machen, besonders dem Fremden gegenüber, einen Höllenspektakel, bis sie sich von dessen Standhaftigkeit überzeugen und ihrer Wege ziehen, um den Erwerb in der nächsten Chichera zu vertrinken. Auch mit seinem Diener hat man die liebe Noth. Für den kleinsten Gang in die Stadt braucht derselbe zwei bis drei Stunden, bei jeder Besorgung macht er seinen kleinen Aufschlag, hat er nur irgend Gelegenheit, so bringt er gern einige Realen bei Seite, zu seiner Rechtfertigung erfindet er die verwickeltsten Geschichten, und glaubt man ihm dieselben nicht, sondern setzt ihn ernsthaft zur Rede, so dreht er einem wo möglich den Rücken und geht seiner Wege. Seine ganze Habe besteht in einem Bündel, das ihn nicht beschwert; wenn nicht als Diener, so findet er vielleicht Arbeit als Maurer oder Arriero oder schlägt sich sonst irgendwie durch. Es steckt ein vagabundenhafter Zug in dieser Bevölkerung, eine Unabhängigkeit von festem Wohnsitze, fester Stellung und festem Berufe, von jeder strammen Zucht, die poetisch sein mag, die aber den socialen Fortschritt nicht begünstigt. Bei dem weiblichen Geschlechte kann man den guten Einfluß einer gewissen Gebundenheit deutlich beobachten; die weiblichen Dienstboten, die nur selten aus dem Hause heraus kommen, sind besonders unter einer tüchtigen Hausfrau oft williger und ordentlicher als viele deutsche Dienstmädchen; mit der Aufsicht fällt aber nur zu oft jeder sittliche Halt hinweg, gewinnen die schlechten Einflüsse der großen Stadt die Oberhand.

Der gewöhnliche Bogotáner Peon verdient täglich sechs bis höchstens acht Realen (2 Mk. 40 bis 3 Mk. 20 Pfg. Normalwerth). Davon braucht er, wenn er ledig ist, zwei bis drei Realen für seine Ernährung; seine Kleidung bekommt er auch nicht umsonst, eine Ruana z. B. kostet ihn wenigstens 30 Realen, ein Paar Hosen 20 bis 40 Realen. Die meisten aber haben sich schon jung verheirathet und unterstützen außerdem ihre Mütter und Schwestern, denn gerade in den unteren Volksschichten sind zärtliche Liebe der Eltern zu ihren Kindern und kindliche Dankbarkeit gewöhnliche Züge. Wenn da noch etwas erspart wird, wird es im Boden vergraben oder sonst irgendwo versteckt, um im Falle von Krankheit oder Noth hervorgeholt oder um zu Handelsgeschäften verwendet zu werden, die diesen Leuten immer im Sinne liegen, die aber selten einen bedeutenden Gewinn abwerfen.

Es liegt nahe, die sociale Lage des Bogotáner Peons mit der des deutschen Arbeiters zu vergleichen. In Folge der geringen, oft zerrissenen Kleidung und der schlechten Wohnungen haben wir zuerst den Eindruck, als ob das Loos des Bogotáners ein noch viel bedauernswertheres als das des Deutschen sei, aber wenn wir die Nahrung beider betrachten und sehen, daß jener die Qualen des Hungers nicht kennt, wenn das gleichmäßig milde Klima uns zeigt, daß er auch vom Froste wenig zu leiden hat, so werden wir in unserem Urtheile doch bedenklich. Der Bogotáner Peon hat vollkommen genug an seiner Ruana, er sehnt sich gar nicht nach einer besseren Wohnung; was wir für äußerste Armuth hielten, ist häufig nur Bedürfnißlosigkeit, die ihrerseits mit dem niedrigen Stande der Kultur zusammenhängt. Jeder Bogotáner Peon könnte, wenn er nur Werth darauf legte, ein nettes, wenn auch einfach möblirtes, Häuschen sein eigen nennen. Eine andere Frage ist es freilich, ob der Einzelne im Stande sein würde, sich durch Arbeit und Sparsamkeit zu Vermögen und einer höheren socialen Stellung herauf zu arbeiten. Ich glaube, daß ihm das noch viel schwerer gemacht ist als seinen Standesgenossen in Europa oder Nordamerika, weil Handel, Industrie und Handwerk nur ein kümmerliches Dasein fristen und wenig Raum für aufstrebende Kräfte gewähren. Der Landarbeiter kommt vielfach nach Bogotá, weil er da ein bequemeres Leben findet, aber wer seinen Kindern eine sichere Existenz gründen will, wird doch aufs Land zurückkehren müssen. Auch der Charakter dieser Indianer ist zu frischem Aufstreben wenig geeignet. Es handelt sich nicht um ihre ursprünglichen Anlagen und Bildungsfähigkeit, über welche wir viel zu wenig unterrichtet sind, sondern um ihren jetzigen Charakter, wie er sich unter dem verdummenden und erschlaffenden Drucke der spanischen Herrschaft herausgebildet hat. Die heutigen Indianer gehen die Bahn weiter, in die sie gestoßen werden, aber es fehlt ihnen die Urtheilskraft und die Energie, um selbständig etwas anzugreifen.

In dem Mittelstande finden sich die Eigenschaften des Indianers mit denen des Spaniers in den verschiedensten Abstufungen vermischt. Er läßt sich daher noch viel schwerer in ein einheitliches Bild zusammenfassen und kann überhaupt in den kleineren Landstädten viel besser als in Bogotá studirt werden, wo ihm die charakteristische Verbindung mit dem Landleben fehlt, und wo sich der Handwerker, der Commis, der Inhaber eines kleinen Ladens, der Subalternbeamte als besondere städtische Modifikationen herausgebildet haben. Ein Theil von ihnen hat selbst den Strohhut und die Ruana abgelegt und ahmt die europäische Kleidung der höheren Stände nach, so daß die mitunter für sie angewandte zusammenfassende Bezeichnung gente de ruana eigentlich nicht mehr richtig ist. Ihre Wohnungen nehmen den zweiten mittleren Ring ein, welchen wir im Bauplane Bogotás unterschieden, nämlich den Ring der einstöckigen, aber doch schon aus Adobes gebauten, getünchten und mit Ziegeln gedeckten Häuser, die, je nachdem, zwei bis zehn brauchbare Wohnzimmer enthalten. Gewöhnlich wohnt eine ziemliche Anzahl von Menschen in einer solchen Wohnung zusammen, denn außer den meistens sehr zahlreichen Kindern pflegen auch so und so viel Brüder, Schwestern und Basen zum Haushalte zu gehören, und die Kinder selbst bleiben häufig auch nach ihrer Verheirathung mit ihren Nachkommen im Hause der Eltern. Die scheinbare Weitläufigkeit des Wohnens, welche uns zuerst so verwundert,

wird dadurch also bedeutend eingeschränkt. Die Möblirung dieser Wohnungen ist sicher eine sehr dürftige, aber ich bin in Bogotá zu wenig in solche Haushaltungen hineingekommen, um darüber Näheres berichten zu können. Auch den Mittagstisch wollen wir ungemustert lassen; auf den Reisen im Lande kommen wir gerade mit diesen Ständen häufig in Berührung und lernen ihre Lebensweise besser kennen [1]).

Das Einkommen, in Geld ausgedrückt, kommt ungefähr dem Einkommen gleicher Lebenskreise in Deutschland gleich, aber da Wohnung, Kleidung und alle feineren Lebensbedürfnisse in Bogotá so viel theurer als in Deutschland sind, so ist die Lebensweise der Bogotaner Kleinbürger verhältnißmäßig ärmlicher. Am schlechtesten sind die Subalternbeamten gestellt, weil sie ihr geringes Gehalt meist erst Monate hinterher ausgezahlt bekommen und dasselbe inzwischen mit bedeutendem Verluste verpfänden müssen. Ist es da ein Wunder, daß sie bestechlich sind und Veruntreuungen begehen? Und doch lauert immer eine Unzahl von Existenzen darauf, bei einem Regierungswechsel ein solches Amt zu erlangen, und fristet inzwischen, durch Borgen und allerlei Geschäftchen, nothdürftig das Leben. Es ist die Freude am städtischen Leben, die Abneigung gegen harte Arbeit, was alle diese Leute nach Bogotá treibt und in Bogotá festhält, während sie sich im Kampfe mit dem Urwalde einen besseren Erwerb schaffen und dadurch für ihr Alter und ihre Nachkommen das Leben angenehmer gestalten könnten. Ihre Bildung übersteigt selten die gewöhnlichsten Elementarkenntnisse, in ihren Manieren sind sie eine Karrikatur der oberen Klassen, die man selber schon als eine Karrikatur der entsprechenden europäischen Bevölkerungselemente zu bezeichnen geneigt ist.

[1]) Vergl. „Globus", Bd. 48, (1885), S. 120 f.

Talysch [1]).

Mit dem vorliegenden, 450 Seiten starken Buche hat uns der vielgereiste Verfasser wiederum mit einem interessanten und inhaltsreichen Werke beschenkt. Wenn auch die Schilderung der Pflanzen- und Thierwelt jenes südwestlichen Küstengebietes des Kaspischen Meeres den hauptsächlichsten Inhalt bildet, so finden sich doch allenthalben so viele rein geographische und ethnographische Momente, daß es auch für den Geographen von Fach lohnend sein wird, dieses Buch zu studiren.

Dasselbe enthält in 12 Abschnitten die Schilderung der Reisen, welche Radde sowohl allein, wie auch in Begleitung der Herren Leder und Dr. Sievers in den letzten 16 Jahren in dem Gebiete von Talysch ausgeführt hat. Als Anhang ist dann eine ethnographische Skizze über die Bewohner von Talysch, die Talyscher und Schahsewenzen, angefügt.

Der erste Abschnitt, „Geographische Grundzüge von Talysch" überschrieben, faßt gewissermaßen alles, was sich als geographisch wichtig im Folgenden zerstreut findet, in möglichster Kürze zu einem Ganzen zusammen, weshalb wir auf diesen Abschnitt etwas mehr eingehen wollen.

Nach einer kurzen Kritik über die Stellung des Alburs in den Gruppirungen der Gebirgssysteme von F. v. Hochstetter und F. v. Richthofen kommt der Verfasser zu dem Schluß, daß die Gilaner und Talyscher Alpen nur als Fortsetzungen des Alburs in NW-Richtung anzusehen sind, und daß keineswegs der Sefidrud mit seinem weit in das Hochland reichenden Quellnetze und seinem tief einschneidenden Flußthale als Grenze für den Alburs anzusehen sei. Die Gründe hierfür findet Radde sowohl in seinen eigenen Beobachtungen wie in den Untersuchungen Grewingk's über die Gesteinszusammensetzung jener Gebirge. Es folgt nun eine genaue Schilderung des Verlaufs der Gilaner und Talyscher Alpen bis zu ihrer Endigung in der Mugan-Steppe. Die Gipfel sinken hierbei von etwa 10000 engl. Fuß an immer mehr, bis sie im 5680 engl. Fuß hohen Karadasha dagh zum letzten Male eine bedeutendere Höhe erreichen, um dann schnell zum Tieflande abzufallen. Die Ostseite dieser beiden Ketten ist allenthalben die steilere, die Westseite, auf welcher sich die weite Tertiärebene mit dem isolirt hervorragenden Sawalan (15792 engl. Fuß hoch) ausdehnt, die flachere.

Aus klimatischen Gründen hat auch nur die Ostseite eine Menge Quellen, die ihre Wasser in vier Hauptbachsystemen sammeln. Dieselben führen die Namen Astara, Putasar oder Tängaru-tschai, Lenkoran-tschai (von den Russen Lenkoranka genannt) und Wiljasch-tschai. Außerdem sammelt die von dem nördlichsten Rande abfließenden Gewässer der in den Salzsumpf Machmud-tschalasi in der Mugan-Steppe sich ergießende Bolgaru-tschai, wie auch die geringen nach W fließenden Bäche ihr Wasser dem Karasu und durch diesen dem Araxes und der Kura zuführen.

Im Anschluß an v. Baer's [1]) kritische Untersuchungen der Strabonischen Angaben über die üppige Natur des alten Albaniens, nach denen zu Strabo's Zeiten der Mugansteppe das außerordentlichste Lob über den Naturreichthum, die Vegetation, Ernten rc. zu Theil geworden sei, findet Radde, daß alle diese Angaben noch heute zutreffen auf den Fuß der Karabagher Gebirge im Westen der Mugansteppe, auf die beiderseitigen Vorberge des nördlichen Kurathales und auf die Küstenzone des Kaspischen Meeres bei Derbent und Kuba, aber nicht auf die Mugansteppe selbst, als welche man doch die Ebene Araxene Strabo's annehmen müßte. Die Spuren etwaiger alter Kulturen längs der jetzt trockenen Kanäle und Flußläufe müßten sich offenbar bis jetzt noch erhalten haben, und sei es nur durch das Fehlen der echten Halophyten in nächster Nähe jener Rinnsale. Nichts von alledem findet sich aber in der Mugansteppe. Dieselbe ist völlig salzdurchdrungen, im Sommer unbewohnt und im Winter nur von Nomaden besucht. Alle Kulturen finden sich nur an dem Araxes, der Kura und der Akuscha, sowie an den ausgefüllten Rändern der Mugansteppe, besonders am Südrande, woselbst das Talyscher Gebirge durch seine Wasser nutzbare Alluvionen absetzte. Hier ist auch die Bevölkerung dicht ansäßig und treibt Feld- und Gartenbau. Die Mugansteppe ist ein deutlich erkennbarer Rest des

[1]) Dr. Gustav Radde, Reisen an der persisch-russischen Grenze. Talysch und seine Bewohner. (Leipzig 1886, Verlag von F. A. Brockhaus.)

[1]) Kaspische Studien. Bulletin phys.-math. de l'acad. imp. de St. Pétersbourg. Bd. XIII. und XIV., S. 313 ff.

früheren Bodens des Kaspischen Meeres, der sich immer mehr ostwärts erweitert durch das Akuschadelta.

Das Klima von Talysch charakterisiert sich durch einen trockenen Sommer und feuchten Herbst und Frühling. Bei einer Januartemperatur von 2,8° C. besitzt Lenkoran eine mittlere jährliche Wärmeschwankung von 22,6° C. und einen jährlichen Niederschlag von 1314 mm. Besonders niederschlagsreich sind die Monate September bis November. Bezüglich der Winde ist zu bemerken, daß bereits in etwa 1000 Faden Entfernung vom Meere die Richtungen und Stärken der Winde oft ganz andere sind als an der Küste des Meeres. Zumeist herrschen in Lenkoran das Jahr über SW-Winde vor, dann folgen der Häufigkeit nach SO und NO, am wenigsten findet sich N. Zu erwähnen sind ferner noch die dem Scirocco ähnlichen heißen Winde aus W und SW, die Radde als aus der Syrischen Wüste stammend ansieht.

Das Tiefland von Talysch ist gegen N von breiten Steppenflächen umlagert, deren Vegetation wesentlich vom Salzgehalte des Bodens abhängig erscheint. Nur an den Rändern und den Flußläufen auf ausgelaugtem Boden findet sich Gras- und Kräutersteppe, wie auch Cerealienkultur. Hierauf folgt nach Vermittelung durch die Wermuthsteppe die echte Halophytensteppe. Die Flora der niedrigen Dünen längs des Meeres nimmt eine schmale Küstenzone ein und verläuft ostwärts in das Gebiet der Djongeln mit Rubus-, Smilax- und Asclepiadeenarten und westwärts in das Rohr- und Schilfdickicht der Morzi, jener hinter den Dünen aufgestauten Süßwassermassen, die nur selten einen Abfluß nach dem Meere besitzen und den reinen Sumpf bilden. Eigenthümlich ist dem Tieflande noch die natürliche Kleewiese, besonders aus Trifolium tumens bestehend. Die etwa 6000 engl. Fuß breite Waldzone ist ohne zapfentragende Koniferen, enthält namentlich in den höheren Theilen viele europäische Arten, in den unteren aber auch viele Europa fremde Species. Am höchsten verbreitet findet sich Quercus macranthera F. et M. Auf die Waldzone folgt die basalalpine Wiese mit Alchemilla vulgaris. Dieselbe reicht im Randgebirge bis 8500 engl. Fuß, am Sawalan bis 12000 engl. Fuß. Dann beginnt hier die artenarme hochalpine Zone, welche dort ganz fehlt.

Auch die Thierwelt besitzt neben vielen dem kaukasischen Isthmus angehörenden Arten in allen Klassen solche, welche sich nur hier finden, sowie reine Südasiaten, wie den Tiger &c. Bezüglich des Näheren verweist Radde auf seine „Fauna und Flora des südwestlichen Kaspigebietes“.

Vom zweiten Abschnitte an bis zum Schluß bringt Radde seine Reiseschilderungen. Die geographische Natur von Talysch, die sich in demselben zerstreut dargestellt findet, hatten wir bereits unter Zugrundelegung des ersten Abschnittes kennen gelernt. Es bleibt uns nur noch übrig, einige interessante Oertlichkeiten, welche Radde auf diesen Reisen berührte und die er selbst ausführlicher behandelt, etwas näher zu besprechen. Im zweiten Abschnitte, welcher die Reise „von Tiflis nach Lenkoran“ zum Thema hat, schildert uns Radde einen Besuch der Kupfer- und Koballminen der Gebrüder Siemens zu Kedabeg (oder wie es richtiger heißen sollte, Kjadabeg) im Schamchorthale des „Kleinen Kaukasus“, etwa 4050 engl. Fuß über dem Meere. Bei der Beschreibung dieses Hüttenwerkes, welches als ein Denkmal deutschen Fleißes und deutscher Energie anzusehen ist, folgt Radde im Wesentlichen dem Berichte, welchen der jetzige Direktor des Werkes, Herr William Bolton, 1876 verfaßte. Eine beigefügte photolithographirte Tafel giebt ein Bild von der Lage Kedabegs. Die drei im Betriebe stehenden Gruben, welche etwa eine Werst von der Hütte selbst liegen, werden durch in den Berg getriebene Stollen erreicht und namentlich auf dem Esel- und Mittelstollen die Erze stark abgebaut, während auf dem Wernerstollen wegen dessen zinkblendehaltigen Produktes, das sich nicht so gut zur Verhüttung eignet, die Erzgewinnung nicht bedeutend ist. Im Sommer 1879, in welchem Radde die Hüttenwerke besuchte, wurden auf den Gruben gefördert 1819559 Pud Erze aller Sorten, darunter 77 Pud gediegenes Kupfer und 1351 Pud Cementkupfer. Als Betriebsvorrichtungen für den Hüttenproceß dienten 19 Röstöfen und 15 Schmelzöfen, wozu noch für den laufenden Betrieb sieben Schmiedeöfen, eine Gießerei, Schlosserei &c. kamen. Als Feuerungsmaterial werden Holzkohlen sowie Holz verwandt. Hiervon wurden 1876 verbraucht 517915 Pud an Kohlen und 2434 Kubikfaden an Holz. Die Arbeiterzahl betrug 1639 und bestand ihrer Abstammung nach aus Persern, Tataren, Armeniern, Griechen und Russen. Die 23 Beamten der Grube, Hütte und des Forstes waren Deutsche, zumeist Preußen. Zu den Werken von Kedabeg gehört auch noch die etwa 35 Werst davon entfernte Kobaltgrube beim Dorfe Daschkesan, deren Erze in Kedabeg auf Kobaltspeise verarbeitet werden. Im Jahre 1876 wurden daselbst 460 Pud Erze gefördert und etwa 188 Pud Kobaltspeise mit einem Gehalte von 30 Proc. Kobalt gewonnen. Im Anschluß hieran kommt dann Radde noch auf die reichen Eisenerzlager dieser Gegenden zu sprechen, die nur der rationellen Verwerthung harren. Die Bedenken, die man gegen Anlegung von Eisenhütten etwa aus den üblen Erfahrungen herleiten könnte, welche man mit der Tschatacher Hütte gemacht hat, weist der Verfasser als unzureichend zurück und führt den Untergang dieser Hütte auf ihr brüchiges Fabrikat, sowie auf das geringe Vorhandensein von Feuerungsmaterial zurück. Dem letzteren, auch in Kedabeg sich geltend machenden Uebelstande haben jedoch die Gebrüder Siemens durch Anlage einer schmalspurigen Eisenbahn abgeholfen, welche Holz resp. Holzkohlen aus den umliegenden Wäldern herbeischafft.

Im dritten Abschnitte, welcher „das Tiefland von Lenkoran südlich bis Astara“ behandelt, ist erwähnenswerth der ausgedehnte Seidenbau in der Umgegend von Schahagatsch, etwa in der Mitte zwischen Lenkoran und Astara an der Küste gelegen. Die Bewohner verwenden viel Sorgfalt und Pflege auf die Entwickelung der Raupen, haben aber trotzdem sehr durch Krankheiten derselben zu leiden. Die Eier werden in Säckchen von ½ bis 1 Pfund Inhalt an trockenen Orten überwintert, und erst, wenn die Maulbeerbäume stark im Safte stehen, etwa Mitte April, das Ausschlüpfen der Raupen beschleunigt, indem die Eier erst einige Male mit kaltem Wasser abgewaschen und dann einer gleichmäßig bis 28° R. erhöhten Temperatur ausgesetzt werden. Das Letztere geschieht häufig von den Eingeborenen in der Weise, daß sie kleine mit den Eiern gefüllte Säckchen in den Achselhöhlen herumtragen, wobei bereits am dritten Tage die Raupen ausschlüpfen. Darauf beginnt die sorgsame Fütterung und Pflege der Raupen, da dieselben vor Nässe wie Zugluft geschützt sein müssen.

Im großen Maßstabe treibt hier Seidenzucht Herr Ghersi jun. Diese Familie stammt aus Piemont und begann den Seidenbau bereits 1866 unter Beihilfe der Regierung, wobei die eigenen Geldmittel sehr zu statten kamen. Trotz der besten Maschinen aus Lyon arbeitete die Anlage doch in den ersten Jahren mit Verlust, indem die Kokons der bisher in dieser Gegend gezüchteten Raupen kurze und leicht reißbare Fäden lieferten. Um diesem Uebelstande abzuhelfen, verschrieb Herr Ghersi Eier der besten Sorten, nämlich chinesische, japanische, chorasanische und

italienische, um die einheimische Rasse zu kräftigen, sowie um zu sehen, welche von ihnen am besten sich für die Talyscher Niederung eignete. Im Allgemeinen ist aber doch ein Rückgang in der Seidenproduktion hier zu konstatiren, indem höchstens 20 Pud Spinnseide im Jahre producirt werden. Die Bevölkerung legte sich daher in der letzteren Zeit auf die Zucht von Eiern. Da dieselben aber dort, wohin sie gebracht wurden, mehr Schaden als Nutzen stifteten, weil sie von einer entarteten Rasse stammten, so will auch diese Art der Seidenraupenzucht nicht mehr gut gehen. Herr Ghersi schreibt die Degenerirung der Lenkoranischen Raupe dem zu dichten Beieinanderstehen der Maulbeerbäume zu, in Folge dessen die zwischen den sich berührenden Kronen der Bäume befindliche Luft zu feucht und demnach auch das Futter zu naß ist.

Weiter beschreibt Radde den Bau der unter dem Namen „Lams“ bekannten Sommerwohnung der Talyscher Tieflandbewohner, welcher sehr an die Bauform der südasiatischen Eingeborenenwohnungen erinnert. Dieser Lams ist ein zweistöckiger, luftiger Holzbau ohne Wände. Auf 10 bis 12 starken Holzpfeilern, die nach oben in plumper Kapitälform sich verjüngen und durch Querbalken mit einander verbunden sind, befindet sich die eigentliche Wohnung, etwa 12 bis 16 Fuß über dem Boden. Es werden nämlich auf den Unterbau zierlich gearbeitete kleinere Pfeiler aufgesetzt, auf denen sich dann das oben spitzwinkelig zusammenstoßende Dach erhebt, welches mit Schilf, Rohr oder Farnwedeln gedeckt wird. Eine kaum zwei Fuß hohe Galerie zwischen den Pfeilern dient als Barriere. Der Luftzug und Sonnenschein werden durch zwischen den Pfeilern angebrachte Vorhänge regulirt, welche bei den Vornehmen aus Leinwand, bei den Aermeren aus Binsenmatten bestehen. Das Innere der luftigen Wohnung ist bisweilen luxuriös ausgestattet, wie dies Radde (S. 117) ausführlich schildert. Oft ist noch an den Lams ein kleiner Anbau vorhanden, dessen Dach die Fortsetzung des Hauptdaches bildet und welches fast bis zum Boden reicht. Dieser Anbau dient dann zum Unterbringen der Pferde &c.

Der vierte Abschnitt behandelt eine Reise im „Astarathale zum Schindan-Kale und bis zum Küs-Jurdi“ und bietet, abgesehen von den Schilderungen des Pflanzen- und Thierlebens und der beigegebenen prächtigen Ansicht des Sawalan von der Höhe des Randgebirges aus, nichts Bemerkenswerthes.

Auf der Reise nach „Ardebil und dem Sawalan“ (fünfter Abschnitt) zeigte sich Radde der klimatische Unterschied dieses trockeneren Gebietes westwärts vom Talyscher Randgebirge gegenüber dem feuchteren Ostrande bereits in der Flora ausgeprägt, indem dieselbe hier wenig belaubte, schmalblätterige und bewaffnete, also gänzlich dem Trockenklima angepaßte Arten aufwies, welche sich vornehmlich aus Papilionaceen, Asperula- und Crucianellaarten, sowie aus Umbelliferen und Salbeigewächsen zusammensetzen. Hierauf schildert Radde die freundliche Aufnahme in Ardebil bei einem Großhändler mit Namen Baron-Chatschatur-Mellonitsch-Schahbasianz, welcher hauptsächlich mit Rosinen handelt. Hiervon werden jährlich etwa für 1½ Millionen Rubel über Astara und Astrachan nach Moskau befördert. Bei der Schilderung von Ardebil selbst streift Radde auch kurz das prächtige, jetzt allerdings im Verfall befindliche Bauwerk der Ruhestätte der Schah-Sefiden, von dem er sagt: „Ein Maler, im Verein mit Zeichner und Photograph könnten sich durch etwa halbjährige, fleißige Arbeit, wenn sie das alles wahrheitsgetreu zu Papier bringen würden, ein großes Verdienst erwerben. Sie würden der Zukunft ein sehr würdiges Stück persischer Baukunst und Ornamentik erhalten und sich damit ein unsterbliches Denkmal setzen.“ Weiter beschreibt dann der Verfasser die Besteigung des 15 792 engl. Fuß hohen Sawalan bis zu einer Höhe von 13 000 engl. Fuß. Hierbei trifft Radde zum ersten Male mit den Schahsewenzen (Freunden des Schah oder den den Schah Liebenden) zusammen, welche hier ihre Sommerweiden haben, während die Winterweiden in der Muganſteppe auf russischem Gebiete sich befinden.

Die Schilderung des Suantgaues im sechsten Abschnitte bietet fast nur für den Zoologen und Botaniker Wichtiges, dagegen enthält der siebente Abschnitt, „das Tiefland nördlich von Lenkoran bis Belasuwar im Frühling“, einige wichtige kulturgeographische Punkte. Es wird hierin die Gründung der Ortschaft Anitino durch Herrn Kositzky und dessen reger Eifer für die Kultivirung fremder Gewächse in Talysch geschildert. Kositzky, von Haus aus Chemiker, kam auf Veranlassung des Baron Alexander Kasimirowitsch von Meyendorff im Oktober 1852 nach Talysch und gründete hier aus eigenen Mitteln die „Anatino“ genannte Besitzung. Mit Unterstützung durch die Regierung wurde zunächst der Indigobau begonnen. Die Versuche schienen auch ganz günstig zu verlaufen, Herr Kositzky producirte 1853 aus 15 Pfd. Samen, aus der Provinz Senaar stammend, 480 Pfd. reifen Samen für die Aussaat. Allein durch klimatische Einflüsse schien es zu kommen, daß von der Desjatine (= 0,91 Hektar) im Jahre 1854 nur 22 Pfd. Indigo gewonnen wurden, so daß bei einem Marktpreise von 3 bis 4 Rubel für das Pfund gegenüber von 200 Rubel Bearbeitungskosten für die Desjatine das Produkt nicht konkurrenzfähig war. Den Todesstoß empfing aber diese Indigokultur, indem im Jahre 1857 Halosimus collaris F. in so großen Mengen erschien, daß die gesammten 15 Desjatinen, welche mit Indigo bestanden waren, vollständig vernichtet wurden. Der Gesammtverlust des Herrn Kositzky bezifferte sich auf 60 000 Rubel.

Die nächsten Kulturversuche betrafen den Tabak. Im Jahre 1853 wurde die erste Plantage angelegt, mit den besten amerikanischen Sorten bepflanzt und unter Leitung eines sachkundigen Amerikaners ganz nach der in Amerika üblichen Methode behandelt. Die Pflanzen entwickelten sich gut, trieben große schöne Blätter, allein trotz des Dachschutzes der Trockenräume erhielten bei den heftigen, regelmäßig eintretenden Herbstregen die Blätter doch so viel Feuchtigkeit, daß sie verschimmelten und die gesammte Ernte zu Grunde ging.

Im Jahre 1858 unternahm Herr Kositzky die Kultur der Baumwolle. Auch diese entwickelte sich anfangs gut, wurde 5 bis 7 Fuß hoch und entwickelte an jeder Pflanze etwa 200 Kapseln. Allein ein leichter Reif im Oktober verdarb die Ernte so, daß nur 20 bis 25 reife Kapseln von jeder Pflanze gesammelt wurden. Die producirte Baumwolle erwies sich auch von bester Qualität und empfing in St. Petersburg die goldene Medaille; aber die leicht eintretenden Fröste im Oktober in der Nähe der Küste zeigten doch, daß Anatino nicht der Ort für Baumwollenkultur sei und daß man vielleicht bessere Resultate in dem milderen Binnenlande erzielen würde.

Mit der nun folgenden Kultur des Krapp kehrte Herr Kositzky zu den einheimischen Pflanzen zurück. Die Ausbeute war auch eine gute der Quantität wie Qualität nach. Den Ruin dieser Kultur bewirkte aber die Entdeckung der Anilinfarbstoffe, gegen welche der Krapp von Talysch trotz der hohen Einfuhrzölle auf Anilinfarben in Rußland nicht bestehen konnte. Die Reiskultur, welche hier mit dem „Himalayakorn“ angestellt wurde, ergab ein günstiges Resultat, nämlich einen Ertrag von 1:95. Trotzdem hat

die Kultur dieses Kornes bei den Tataren keinen Anklang gefunden; nur Wenige haben dasselbe angenommen.

Von sonstigen hier gebauten Kulturpflanzen nennt Radde noch die nordischen Cerealien, vor allem Weizen und Gerste, weniger Hirse, Linsen und Erbsen und endlich Gemüse und Obstarten. Kositzky brachte zuerst die Kartoffel hierher. Die tatarische Bevölkerung nahm dieselbe jedoch nicht an, ließ sich aber die ihr zur Saat geschenkten Knollen gut schmecken. Dagegen ist jetzt die Kartoffel im Suantgau sehr verbreitet. Von Gemüse wurden vorzüglich Blumenkohl, Artischocken und Spargel angebaut.

Der achte Abschnitt umfaßt eine Reise durch dasselbe Gebiet wie im siebenten Abschnitte, aber im Winter; außerdem findet sich darin noch ein Ausflug nach den Burani-Inseln in der Nähe des Meerbusens von Kisil-agatsch. „Die Urwälder des Tieflandes", das Thema des 9. Abschnittes, sind nebst ihrer Bodenflora von gleichartiger Beschaffenheit, nicht artenreich, aber mit typischen Pflanzen bestanden. Die Flüsse, im Gebirge muthig herabstürzend, schleichen hier in Serpentinen träge dahin, bei Platzregen oder zur Schneeschmelze ausgedehnte Ueberschwemmungen verursachend. Die Hütten der Bewohner sind einstöckig. Hierbei rügt Radde auch das unverantwortlich nutzlose Abschlagen des Waldes, indem von den Eingeborenen nur das Beste eines jeden Stammes genommen wird, während das Uebrige nutzlos verfault und hierdurch der Entwickelung jener schädlichen Fiebermiasmen in den im Sommer bis 25° R. erhitzten stagnirenden Luftmassen Vorschub geleistet wird. Die Wirkung dieser Miasmen spiegelt sich deutlich auf den blassen Gesichtern der Talyscher Tieflandbewohner ab. Aus der Vogelwelt findet sich im Urwalde kein Raubzeug, dagegen kommen zahlreiche Vierfüßer vor, wie der Königstiger, der Panther, die Wildkatze, der Schakal, Wolf, Fuchs rc. Ein Besuch der zu Waranl, mitten im Urwalde, belegenen Besitzung des Kpt. Müller nebst Schilderung von dessen Gartenkulturen und ein Ausflug nach den Mineralquellen von Lenkoran mit Angabe der Analysen dieser Wasser beschließen diesen Abschnitt. Der zehnte Abschnitt wird fast ausschließlich von phänologischen Beobachtungen im Naturleben ausgefüllt, die Radde vom November 1879 bis Juni 1880 in der Umgegend von Lenkoran anstellte. Außerdem findet sich hier noch ein Ausflug in die Morzi und auf die Insel Sari, nordöstlich von Lenkoran, geschildert. Die Beschreibung einer Reise von Lenkoran über Enseli nach Reschl im elften Abschnitte bietet nichts Bemerkenswerthes, ebenso die Reisen, welche sich im Schlußabschnitt finden, und von denen „die Exkursion von Lenkoran zum Diabar-Kesselthale im Suantgau" von Radde selbst, „die Exkursion nach dem Dorfe Lyrik, im Drychgau gelegen" von dem Entomologen Herrn Leder, Radde's vielfachem Begleiter, ausgeführt worden ist. Als Anhang bringt der Verfasser (S. 411 bis 444) Ethnologisches über die Bewohner von Talysch, sowie über die Schahsewenzen, worauf wir vielleicht später noch ausführlicher zurückkommen werden.

Dem ganzen Werke, welches abgesehen von seiner äußeren guten Ausstattung noch mit 12 Abbildungen und 4 Tafeln geschmückt ist, ist eine in Buntdruck ausgeführte Karte beigegeben, die wesentlich zur leichteren Verfolgung der einzelnen Reiserouten beiträgt.

Die Canada-Pacific-Eisenbahn.

Von Heinrich Lemcke.

Kein Land der Erde hat wohl in so rapidem Schritte sein Eisenbahnnetz erweitert, als die Vereinigten Staaten Nordamerikas. Das „Manual of the Railroads" dieser Staaten ist zu einem dickleibigen Folianten angewachsen, in welchem so viele Eisenbahngesellschaften mit ihren statistischen Daten aufgeführt sind, daß man aus den Firmen derselben die Verlegenheit sieht, nur einen Namen zu finden, um die neu entstandenen von den schon vorhandenen Bahnen zu unterscheiden. Ganz besonders waren es die in den letzten Jahrzehnten erbauten Pacific-Eisenbahnen, welche als Wunder amerikanischer Eisenbahntechnik betrachtet, gleichzeitig als die größten Eisenbahn-Unternehmungen des Weltalls galten. Dieses Verdienst der Union wird jedoch neuerdings durch die Leistungen Canadas auf dem Gebiete der Erbauung neuer Bahnen fast in den Schatten gestellt.

Canada ermangelte, wenn auch mit einem unvergleichlich ausgedehnten Fluß-, Seen- und Kanalsysteme ausgestattet, bis auf die Neuzeit einer Schienenstraße, die seine am Stillen Ocean gelegene Provinz Britisch-Columbia und des Weiteren seinen großen Nordwesten mit den östlichen Provinzen und dem Atlantischen Ocean in Verbindung brachte. Es faßte deshalb im Jahre 1876 die canadische Regierung den Entschluß, eine Eisenbahn erbauen zu lassen, welche ganz Canada vom Atlantischen zum Stillen Ocean durchschneiden und dem vorhin beregten Uebelstande abhelfen sollte und zwar wollte man diese Eisenbahn nicht regierungsseitig, sondern durch eine Privatgesellschaft erbauen lassen. Man glaubte in dieser Weise das Riesenwerk besser und rascher fördern zu können und gewährte zu diesem Behufe der unter dem Namen „Canada-Pacific-Eisenbahn-Kompagnie" sich konstituirenden Gesellschaft nicht nur ein Staats-Darlehen von ca. 100 Millionen Mark, sondern bewilligte ihr auch noch eine Landschenkung von vielen Millionen Acres zu beiden Seiten der projektirten Bahnlinie.

Mit einer in der Geschichte des gesammten Eisenbahnwesens beispiellosen Energie und Thatkraft ging man an die Ausführung dieser neuen, 140 Millionen Dollars Baukosten verursachenden Eisenbahn, welche die ungeheure Länge von 3018 engl. Meilen aufweist, während die Pacific-Eisenbahnen der benachbarten Union eine viel geringere Länge besitzen und zwar: die Nord-Pacific-Eisenbahn ca. 1900 Meilen (von Duluth am Oberen See bis zum Stillen Ocean), die Süd-Pacific-Eisenbahn circa 1300 Meilen (von El Paso in Texas bis San Francisco), die Central- und Union-Pacific-Bahnen ca. 1900 Meilen (von Council-Bluffs in Iowa bis San Francisco).

Die Canada-Pacific-Eisenbahn ist nicht allein für Canada und die neue Welt, sondern auch für Europa von großer Bedeutung, und zwar einmal, weil sie die Territorien Canadas enger verbindet, und dann, weil sie dem Welthandel eine neue Verkehrslinie bietet. Durch die Bahn ist zunächst

ein bisher nur unvollkommen zugängliches, riesiges Gebiet Nordamerikas für die Kultur erschlossen worden. Auf die Provinzen Manitoba und Britisch-Columbia, sowie den canadischen Nordwesten erstrecken sich die direkten Wirkungen. Jene Länder haben beinahe noch gar keine Bevölkerung, obwohl ihr reicher Ackerboden und ihre natürlichen Hilfsquellen unerschöpflich sind; die Mineralschätze in Britisch-Columbia sind kaum erst bekannt geworden, die dortigen herrlichen Urwälder harren ihrer Nutzbarmachung und der Ansiedlerstrom, welcher bisher mühsam mittels Ochsen- und Maulesel-Karawanen sich nach dem canadischen Nordwesten wälzte, wird unmittelbar in die noch schwach bevölkerte Provinz Manitoba und den Nordwesten einziehen, in denen Farmer und Viehzüchter bereits den Beweis geliefert haben, bis zu welcher Blüthe jene Gebiete durch Thätigkeit entwickelt werden können.

Die Canada-Pacific-Eisenbahn-Gesellschaft schreckt vor keinerlei Opfern zurück, um den Ansiedelern längs ihrer Bahnlinien alle und jede Hilfe und Beistand gewähren zu können. Sie hat entlang der ganzen Eisenbahnroute Versuchsfarmen errichtet, um Landsuchern über Beschaffenheit und Ertragsfähigkeit des Bodens vollgültige Beweise zu liefern, und ebenso hat sie in geringen Entfernungen von einander Getreidespeicher (Elevatoren) erbaut, damit den Farmern ein weiter Transport ihrer Ernten zum Markte erspart bleibe.

Es erheischt aber vor Allem, die Bedeutung der Canada-Pacific-Eisenbahn für den Weltverkehr und Welthandel zu besprechen. Die Canada-Pacific-Eisenbahn verkürzt den Weg von Europa bis zum Stillen Ocean im Gegensatze zu ihren Konkurrenz-Pacific-Eisenbahnen in den Vereinigten Staaten um 1200 Meilen und wird somit auch die kürzeste Route nach den ostasiatischen Ländern, welche die analogen Verbindungen San Franciscos vollständig überflügelt. China, Japan, Indien und Australien mit ihren reichen Hilfsquellen sind in einem großartigen Aufschwunge begriffen und der Handel derselben nimmt trotz des Suezkanales zum großen Theile über die Pacific-Eisenbahn der Vereinigten Staaten seinen Weg nach Europa. Nach Eröffnung der Canada-Pacific-Eisenbahn für den Durchgangsverkehr im Frühjahr 1886 wird das anders werden, da letztere Bahn den transkontinentalen Weg nach obigen Ländern in Verbindung mit einer ins Leben tretenden neuen Dampferlinie ab Victoria auf Vancouver-Island um mindestens fünf Tage abkürzt. Ebensowenig wie Kaufmannsgut und die englische Post dann noch via San Francisco nach Ostasien und Australien befördert werden wird, dürfte Jemand über die Union-Pacific-Eisenbahnen nach dort fahren mögen, wenn er über Canada fahren kann; er wird nicht diesen theuren und weiten Weg durch heiße Klimate und über hohe Felsengebirge machen, gegenüber der ungleich kürzeren und günstiger tracirten Route der Canada-Pacific-Eisenbahn durch die gemäßigte Zone.

Die Konkurrenz, welche die Canada-Pacific-Eisenbahn den Union-Bahnen gleicher Richtung machen muß, ist ja gewiß nicht geeignet, die schon bestehende Eifersucht zwischen Canada und der Union zu beseitigen. Aber davon abgesehen, wird Canada dem Welthandel zwischen Europa und Ostasien die größten Vortheile gewähren. Ein Blick auf die Weltkarte lehrt, um wie viel kürzer der Seeweg von Europa zum Lorenzstrome in Canada ist, als von Europa nach Central-Amerika oder den Vereinigten Staaten. Durch den Lorenzstrom und die verbesserten Kanäle, welche die Verbindung mit den canadischen Seen herstellen, gelangen europäische Waaren leicht auf dem Wasserwege bis in die Mitte des Kontinentes und von da führt sie die Canada-Pacific-Eisenbahn bis zum Stillen Ocean. Ein anderer, noch näherer Weg, der aber meist nur in den beiden Sommermonaten zugänglich ist, führt von Europa nach einem canadischen Hafen der Hudsonbai, von wo dann eine Schienenverbindung mit der Canada-Pacific-Eisenbahn herzustellen wäre, um den allerkürzesten Weg von Europa nach der Küste des nordwestlichen Stillen Oceans zu schaffen.

Es ist nicht möglich, schon heute die eminenten Vortheile, welche die Canada-Pacific-Eisenbahn dem Welthandel und Kolonisationswesen gewähren wird, auch nur annähernd zu verzeichnen; nur das können und müssen wir zugestehen, daß dieses Unternehmen das großartigste ist, was die Eisenbahntechnik in der neuen Welt aufzuweisen vermag, und daß dessen Nutzen bereits Diejenigen in vollem Maße einheimsen, die sich in dem canadischen Nordwesten und seiner Provinz Manitoba angesiedelt haben.

Charakteristisch betreffs der bereits in Betrieb befindlichen Canada-Pacific-Eisenbahn ist auch die Solidität ihres Oberbaues und Betriebsmaterials. Die Equipirung, namentlich die luxuriöse Ausstattung und Einrichtung der Parlor- und der Personenwagen 1. Klasse, sowie die Komfortabilität der Emigrantenschlafwagen, ferner die Vorzüglichkeit ihrer Eisenbahnrestaurationen und nicht minder die stramme Disciplin ihrer Beamten, gegen Passagiere stets zuvorkommend und bescheiden, stellen ihr gegenüber das Eisenbahnwesen in den Vereinigten Staaten beinahe in den Schatten und geben Zeugniß davon, daß die Canada-Pacific-Eisenbahn nicht nur das größte, sondern auch eines der bestverwalteten Eisenbahnunternehmen der Welt ist.

Die letzten Unruhen unter den Indianern und Mischlingen des Nordwestens unter der Leitung Riel's hatten in Folge der großen Entfernung gar keinen Einfluß auf die Bahnen der Gesellschaft, indessen haben diese Rebellion und die kürzlichen Ereignisse in Asien mehr als je die Wichtigkeit der Canada-Pacific-Eisenbahn demonstrirt und ihre nunmehrige Fertigstellung ist ebenso sehr ein hochwichtiges Moment in der Geschichte des Weltverkehrs und seiner Mittel, als die Segnungen, welche dem letzteren aus dieser neuen transkontinentalen Ueberlandroute erwachsen werden, nicht zu unterschätzen sein dürften.

Kürzere Mittheilungen.

Der Einfluß der Gebirge auf das Klima von Mitteldeutschland.

In der unter obigem Titel erschienenen Abhandlung[1]) unterwirft Dr. R. Aßmann das Beobachtungsmaterial, welches sich seit der durch ihn im Jahre 1881 erfolgten Gründung des „Vereins für landwirthschaftliche Wetterkunde" in der Provinz Sachsen, Anhalt und den Thüringer Staaten ange-

[1]) Der Einfluß der Gebirge auf das Klima von Mitteldeutschland, von Dr. R. Aßmann. Mit 10 Profilen und 7 Uebersichtskarten. Stuttgart 1886, J. Engelhorn. (Heft 6 der „Forschungen zur deutschen Landes- und Volkskunde".)

sammelt hat, einer kritischen Erörterung bezüglich des Einflusses der Gebirge in Mitteldeutschland auf das Klima daselbst. Von den 247 vorhandenen meteorologischen Stationen des Gebietes benutzte der Verfasser nur diejenigen, welche vollständiges Material, meist für die Jahre 1882 bis 1885, aufwiesen und welche besonders günstig zu vorliegender Arbeit ihrer Lage nach sich zeigten, also Gebirgs- oder gebirgsnahe Stationen. Nachdem dann das Bodenrelief von Mitteldeutschland eingehend besprochen und durch Beifügung von 10 Profilen auch graphisch erläutert ist, folgt S. 17 bis 72 der eigentlich klimatographische Theil der Arbeit.

Der Verfasser untersucht hierbei den Einfluß der Gebirge, hier natürlich besonders des Harzes und Thüringerwaldes, in Bezug auf Luftdruck und Winde, Temperatur und die Hydrometeore (Bewölkung und Niederschlag). Am Ende eines jeden Abschnittes stellt er die Ergebnisse desselben zu einem Gesammtresultate zusammen, dessen hauptsächlichste und namentlich neueste Sätze wir hier wörtlich anführen wollen.

„Nördlich vom Harzgebirge und dem Thüringerwalde zeigen sich in den Jahres- und Jahreszeiten-Mitteln kleine Gebiete niedrigen Luftdruckes, welche zwar die Hauptströmung der Luft nicht abzulenken vermögen, wohl aber die übrigen, weniger konstanten und starken Windrichtungen in der Weise beeinflussen, daß diejenigen, welche ihrem Aspirationszuge folgen, die zweithäufigsten werden.

Die Gebirgswinde treten in den mitteldeutschen Gebirgen in voller Deutlichkeit auf und erstrecken ihren Einfluß bis in die gebirgsnahen Niederungen.

In den nördlichen Thälern und Rändern der beiden Hauptgebirge Mitteldeutschlands kommen deutlich ausgeprägte föhnartige Erscheinungen zur Winterszeit vor.

Der Einfluß der Gebirge auf die Temperatur ist in den Jahresmitteln deutlich ausgesprochen und zeigt sich am schärfsten in engen Thälern und gebirgsnahen Niederungen.

Im Winter kommen unter besonderen atmosphärischen Bedingungen, vornehmlich bei großer Luftruhe und weit verbreiteter Schneedecke, Ansammlungen intensiv erkalteter von den Gebirgen abströmender Luft in den zwischen den Gebirgen liegenden Mulden vor, welche jedoch meist nur verhältnißmäßig kurze Zeit andauern und die mittlere Wintertemperatur dieser Gegenden nicht herabzudrücken vermögen.

Die Luvseiten der Gebirge haben weniger Sommertage als die Leeseiten; besonders arm an diesen sind nordwärts geöffnete, gut ventilirte Thäler.

Die Zahl der Frosttage ist an den Südseiten der Gebirge geringer als an den Nordseiten; die Gebirge wirken hierbei wesentlich als Windschutz gegen kalte nördliche Winde.

Die Bewölkung wird in ganz hervorragender Weise durch die Gebirge beeinflußt, indem an den Luvseiten eine Vermehrung, an den Leeseiten eine starke Verminderung derselben zu konstatiren ist.

Die Zunahme der Bewölkung beginnt an der Luvseite der Gebirge schon in einer gewissen Entfernung vom Fuße derselben.

Das Harzgebirge hat eine stärkere Bewölkung als der Thüringerwald."

Zu den letzten drei Ergebnissen gelangt auch der Verfasser hinsichtlich des Niederschlages. Von S. 69 bis 72 folgen dann „klimatische Bezirke in Mitteldeutschland", deren Resultat in Verbindung mit den vorangegangenen Untersuchungen der Verfasser dahin zusammenfaßt, „daß die Luvseiten der Gebirge nebst ihrem nächsten Vorlande ein limitirteres, die Leeseiten bis auf weite Entfernungen hin ein excessiveres Klima erhalten. Das Binnenlandsklima wird daher in ein Küsten- und in ein verstärkt kontinentales Klima zerspalten; die erheblich größere Wirkungssphäre der Gebirge nach ihrer Leeseite hin bedingt als allgemeines Resultat der Gebirgswirkung eine Vermehrung der Kontinentalität. Andererseits sind die Gebirge selbst für die Regenbenetzung von erheblichstem Einflusse, indem sie gewissermaßen Fangapparate für den atmosphärischen Wasserdampf darstellen." Zum Schluß finden sich die sämmtlichen Stationen des Gebietes tabellarisch aufgeführt. Als besonders werthvoll sind endlich noch die 7 Karten in Farbendruck anzuführen, durch deren Beifügung die starren Zahlen der Tabellen verständlicher werden, namentlich für den Nichtfachmeteorologen, für den ja die Abhandlung auch mit bestimmt ist. P. E.

Aus allen Erdtheilen.

Europa.

— Dr. Gottsche hat in dem unteren Diluvium der Bohrlöcher der Tivoli-Brauerei in Berlin Lithoglyphus naticoides Fer. gefunden, eine osteuropäische Schnecke, welche erst seit einigen Jahren sich bei Berlin lebend zu zeigen beginnt. Es ist das ein sehr interessantes Seitenstück zum Verhalten der bekannten Tichogonia oder Dreissena polymorpha, welche bekanntlich zur Diluvialzeit gleichfalls in der norddeutschen Tiefebene lebte, dann durch uns unbekannte Einflüsse nach SO zurückgedrängt wurde und erst seit Mitte dieses Jahrhunderts sich auf einmal über ganz Europa ausgebreitet hat. Lithoglyphus naticoides, der sich bis zu seiner Einwanderung nach Brandenburg nur in der Donau von Regensburg an abwärts auf deutschem Gebiete fand, ist übrigens vor etwa zehn Jahren ganz unvermittelt in der Maas bei Rotterdam aufgetaucht, ohne daß man eine Ahnung davon hätte, wie er dahin gekommen sein kann.

— F. Schrader hat kürzlich das dritte seiner auf sechs Blätter angelegten Karte der mittleren Pyrenäen herausgegeben, welche das Aran-Thal darstellt, das zwar auf dem nördlichen Abhange des Gebirges gelegen ist, aber politisch zu Spanien gehört. Das Blatt liefert den Beweis, daß selbst dort an der französischen Grenze noch Entdeckungen gemacht werden können: es enthält mehrere, über 3000 m hohe Ketten, welche bisher noch auf keiner Karte verzeichnet sind, und ein großes Thal mit dem größten See der Nordseite der Pyrenäen, welcher erst im Sommer des Jahres 1883 aufgefunden worden ist.

— Ueber altheidnische Gebräuche und Ueberlieferungen auf den Inseln des griechischen Archipels giebt J. Th. Bent interessante Notizen (im Journal of the Anthropological Institute of Great Britain and Ireland, Vol. XV, 4). Herr Bent hat, eigens um die griechische „folk lore" zu studiren, mit seiner Frau drei Winter hindurch die Inseln besucht, und zwar mit Vorliebe die abgelegensten, welche weder von der albanesischen Einwanderung, noch von der italienischen und türkischen Herrschaft sonderlich berührt worden sind. Der italienische Einfluß ist ja überhaupt ein sehr geringer geblieben, da der Gegensatz zwischen Lateinern und Griechen jede Vermischung verhinderte, und die Türken haben sich auf den kleineren Inseln nie behaglich gefühlt und sie, wenn die Bewohner pünktlich ihren Tribut zahlten, meistens sich selbst überlassen. So kann man sich an vielen Punkten noch überzeugen, wie das Christenthum der Bewohner nur

ein dünner Firniß ist, unter welchem die wohlbekannten alten Göttergestalten, wenn auch in der Maske von Heiligen, unverkennbar herausblicken. Wie die Wöchnerin in Kindesnöthen einst zur **Ilithyia** rief und ihr Opfer verhieß, fleht die Frau auf Karpathos heute in gleicher Lage zum heiligen **Eleutherios**; die Kirche hat sich hier, wie in vielen Fällen nur an die Namensähnlichkeit gehalten, ohne auf das Geschlecht Rücksicht zu nehmen. So ist die Sorge für die Saaten von der Demeter auf den heiligen **Demetrios** übergegangen, aus der Artemis ist der heilige **Artemidos** geworden; Pallas Athene hat ihr Geschlecht behalten, aber sie ist zur **Hagia Sophia** geworden. So erklärt sich auch die hohe Verehrung, welche die griechische Kirche Heiligen zollt, von denen sonst die Christenheit wenig weiß, wie dem Propheten **Elias**, dem überall die höchsten Bergspitzen geweiht sind, weil er einfach die Stelle des Helios, des Sonnengottes, einnimmt. Auf Naxos, der Insel des Dionysos, ist heute noch der Hauptheilige St. **Dionysios**, auf den eine Menge Züge des alten Dionysosdienstes übertragen worden sind; der beste Wein heißt heute noch Dionysoswein (*τοῦ Διονύσου τὸ κρασί*). Auf dem benachbarten Paros haben sich sogar noch Reste der dionysischen Orgien erhalten, obwohl dort an die Stelle des alten Weingottes der heilige **Georgios** getreten ist. Alljährlich am 3. November, angeblich dem Todestage des Heiligen, wird der neue Wein probirt und die Insulaner sammeln sich dann vor der uralten Kapelle, die jedenfalls die Stelle eines alten Bacchustempels einnimmt, tanzen und trinken sich — zäh historischen Sinnes, wie Scheffel sagt — zu Ehren des Heiligen einen schweren Rausch. Noch regieren die drei Parzen das Leben des Menschen; sie wohnen auf einem unzugänglichen Berge, dessen Zugänge nur einzelnen Zauberern bekannt sind; auf **Karpathos** werden sie noch am siebenten Tage nach der Geburt eines Kindes angerufen, wie sie der Sage nach an diesem Tage zum jungen Meleager kamen und sein Schicksal bestimmten. An diesem Tage, welcher *τὰ ἑφτά*, der siebente, genannt wird, versammelt sich die Familie, um dem Säuglinge seinen Schutzpatron zu wählen; er wird auf eine flache Schüssel gelegt, welche je nach seinem Geschlechte mit Kleidern des Vaters oder der Mutter bedeckt ist; eine aus sieben Strängen zusammengedrehte Wachskerze wird aufgedreht, jede Kerze mit dem Namen eines Heiligen bezeichnet und dann angezündet; der Heilige, dessen Kerze zuerst erlischt, wird der Schutzpatron. Dann wird ein Opfermahl aus gekochter Gerste und Honig bereitet, und eine alte Frau geht um die Schüssel herum, besprengt sie mit geweihtem Oele und ruft die Schicksalsfrauen an, von dem Opfer zu genießen und dafür das Kind zu segnen, daß es dereinst recht viel Schiffe, Edelsteine und Vieh besitzen möge. Ueberall führt noch **Charon** die Todten in sein Reich; er erscheint zu Pferde, die Todten abzuholen, und pflanzt sie in seinen Garten in der Unterwelt. Statt des Obolus legt man dem Todten ein wächsernes Kreuz mit der Inschrift I X N (Jesus Christus Nika) in den Mund, aber es heißt in den Bergen von Naxos noch *ναῦλον*, das Schiffsgeld. Auf Karpathos begraben sie die Leichen in oberirdischen Kammern unmittelbar neben den Kirchen, aber in der Decke der Kammer ist ein Teller eingelassen, auf welchen die *Κόλλυβα*, die Opferkuchen, niedergelegt werden. Wunderbar haben sich manche Sagen erhalten. Auf Tenos weiß man noch die Stelle zu zeigen, wo der Erzengel Michael zwei Söhne des *Κὺρ Βοριᾶς*, des Herrn Nordwind, wie der Inselgrieche diesen seinen Tyrannen ehrfurchtsvoll nennt, erschlug, weil sie den von ihm überbrachten Befehl des Herrn nicht respektiren wollten; auf ihren Gräbern stehen zwei Felsen, von denen sich einer bewegt, wenn Nordwind weht. Setzen wir an die Stelle des Erzengels wieder den Herkules, so ist das ganz genau die alte Mythe von Zetes und Kalais, den Söhnen des Boreas. Aber auch die alten Gebräuche beim Ackerbaue haben sich vielfach erhalten. Ehe der Säemann auf **Karpathos** auf den Acker zieht, geht er zur Kirche und läßt nicht nur die Saatfrucht weihen, sondern auch eine Rose, deren Blätter er, wie bei den antiken Procrosien, über den Acker streut. Er bearbeitet den Acker mit der zweizinkigen Hacke, der Dikla, welche den altgriechischen Namen Dikella nur wenig verändert hat, und bewahrt das Korn in mit Stroh und Lehm überdeckten Erdlöchern, den antiken Siri, die freilich heute Lakki heißen. Will eine Frau Licht oder Feuer aus einem Hause in das andere bringen, so birgt sie es in einem Rohre, wie Prometheus mit dem Himmelsfeuer that; der uralte Name **Narther** für das Rohr scheint sich nur auf dieser so ganz selten besuchten Insel erhalten zu haben. (Es wäre leicht, diese Beispiele zu vermehren. Ganz Cypern verehrt heute noch die **Aphroditissa**, die sich freilich eine Verschmelzung mit der Jungfrau Maria hat gefallen lassen müssen, ihre Bilder sind heute noch schwarz, wie die der Göttermutter Kybele. — Im Archipel wallfahrtet heute noch Alles zur Mutter Gottes von Tinos, wie einst zu den Festen des benachbarten delischen Apollo, überall hat nur der Name gewechselt, der Volksglaube ist geblieben.) Ko.

— Mitte Juni d. J. ist der Hauptkanal, welcher die Wasser des **Kopaïs-Sees** ableiten soll, eröffnet worden. 25000 h fruchtbaren Landes werden dadurch trocken gelegt, während ein zweiter, in umgekehrter Richtung angelegter Kanal dazu dient, 7000 h zu berieseln. Der Fall des Wassers soll gleichzeitig industriellen Zwecken dienstbar gemacht werden. Weitere Arbeiten zur vollständigen Trockenlegung des Sees sind im Gange.

— Am 12. (20.) April ist der bekannte Reisende **Miklucha Maklay** mit dem Dampfer „Cesarewitsch“ in **Odessa** angelangt; er hat eine reiche Sammlung von Gegenständen der Fauna und Flora aus Neu-Guinea und den naheliegenden Inseln mitgebracht und gedenkt ein Jahr in Rußland zu verweilen.

Asien.

— Die sibirischen Reisenden **Bunge** und **Toll** trafen nach den neuesten Nachrichten („Oestl. Rundschau“, 22. März 1886) am 23. August vorigen Jahres in **Kasatschie** ein, wohin der größere Theil der Einwohner der naheliegenden Ansiedelung **Ustjänsk** — an der Mündung der Jana gelegen — gezogen ist. Von hier aus wurden einige Ausflüge gemacht; dann traf Dr. Bunge Vorbereitungen zur Reise nach der neusibirischen Insel **Kotelnj**, wohin er sich im März begeben will. Das Gepäck soll mit Hunden befördert werden, er selbst nimmt 40 Renthiere mit sich. Im November wollen die Reisenden heimkehren. Dr. Bunge hat außerdem einen Ausflug nach Bulun an der Lena gemacht; hier vereinigte er sich mit dem Baron Toll, welcher die Fauna der Eismeerküste untersuchte und das Gebirge am rechten Lenaufer erforschte, wobei er sechs Bergschafe (Ovis borealis) erlegte. Ferner hat Toll einen 270 km von Ustjänsk entfernten Ort aufgesucht, wo vor einigen Jahren ein noch mit Fell bekleideter Mammut gefunden sein sollte; vor der Abreise von Neusibirien soll diese Stelle noch einmal inspicirt werden. Den Sommer über ist das ganze Gebiet der Jana durchforscht worden; reiche paläontologische Sammlungen sind gemacht, Pflanzen, Insekten und andere niedere Thiere gesammelt worden. Die Nachricht, daß 250 km östlich von Kasatschie ein ganzer Mammut liegt, hat sich später wirklich bestätigt. — („Oestl. Rundschau“ Nr. 15, 16 vom 10. April.)

— Ueber die noch so wenig bekannten **Schom Pen**, die Inlandstämme von **Groß Nicobar**, hat **E. H. Man** dem Anthropological Institute einen Bericht abgestattet. Dieselben sind von den Küstenstämmen weit verschieden, aber durchaus nicht, wie man früher annahm, Negritos, sondern schlichthaarig, gut gebaut und eher heller als die malayische Mischbevölkerung an der Küste. Ihre Anzahl beläuft sich wahrscheinlich nicht über einige Hundert, im allerhöchsten Falle auf 1000 bis 1500. Den Europäern bekannt waren

seither nur drei kleine Dörfer, deren Bewohner einigen Verkehr mit der Küste unterhielten; doch sind seitdem noch einige andere bekannt geworden. Sie bewohnen ausschließlich die dichten Bergwälder des Inneren und leben mit den Küstenleuten wie unter einander in steter Fehde; nur Wenige haben sich auf eine Art Tauschhandel eingelassen. Ihre einzige Waffe ist ein hölzerner Speer mit einer unter der Spitze eingeschnittenen Kerbe. Sie roden kleine Waldparcellen und pflanzen auf denselben Yams, Kokospalmen und Pandanus, welche sie durch Einzäunung vor den zahlreichen Wildschweinen schützen; ihre Hütten stehen acht bis zehn Fuß über dem Boden und der Raum unter dem Fußboden ist mitunter mit Stangen umgeben und so in eine Art Käfig verwandelt, in welchen sie jung eingefangene Schweine zum Großfüttern einsperren. Das Dach besteht aus Baumrinde, und aus Baumrinde werden auch noch die Kochgefäße hergestellt, indem man ein entsprechend großes Stück zusammenbiegt und zwischen ein paar Pfosten so befestigt, daß man Feuer darunter anmachen kann. Nur die Stämme an der Westküste bei Pulo Babi gebrauchen Thongeschirre, welche sie aber nicht selbst bereiten, sondern von den Bewohnern von Chowra (einer kleinen Insel der Gruppe, nördlich von Teressa) eintauschen. Alle Kolonisationsversuche sind bis jetzt an dem mörderischen Klima der Insel gescheitert; nun will man es mit Chinesen versuchen; Europäern wird nicht selten schon ein Aufenthalt von wenigen Stunden verderblich; die englische Regierungsansiedelung befindet sich darum auch nicht auf der Hauptinsel, sondern an dem gesunderen Nancowry Harbour.

— Nachdem es dem Kapitän Réveillère gelungen ist, die **Stromschnellen des Mekong** bei Prea-Patang mit einem kleinen Dampfschiffe zu passiren, wodurch die Aussicht auf die Ausdehnung der Schiffahrt auf dem Mekongstrome aufwärts eröffnet wurde, sind von dem Kolonialrathe von Französisch-Cochinchina 8000 Piaster angewiesen worden, um durch Lieutenant Fésigny eine genaue Aufnahme der Stromschnellen und eine Untersuchung behufs deren Beseitigung anzustellen.

— Herr Ijzerman, der, wie wir auf Seite 303 des 48. Bandes mittheilten, neue Tempel in der Nähe von Brambanan (Java) entdeckt hat, ist auch so glücklich gewesen, an dem bedeutenden **Tempel von Buru-Budur** Inschriften zu finden. Darüber berichtet Dr. J. Brandes, einer der mit wissenschaftlichen Studien beauftragten Beamten, im „Batav. Hdlsbld." Folgendes: Was von den Entdeckungen des Herrn J. ein Interesse in weiteren Kreisen beansprucht, läßt sich in Folgendem zusammenfassen: 1) daß um den eigentlichen Fuß von Buru-Budur bereits in sehr alter Zeit, vermuthlich um Verschiebungen der Mauern zu verhüten, ein breiter und ziemlich hoher massiver steinerner Ring gelegt ist. Dadurch, daß er den Fuß zusammenhielt und demselben eine Stütze gab, hielt und hält er noch das Ganze zusammen; 2) fand er, daß der Fuß des eigentlichen, also viel schlankeren ursprünglichen Tempels sich in Uebereinstimmung mit den mit Bildhauerarbeiten verzierten Mauern befand; natürlich aber sind diese Arbeiten durch den umgelegten steinernen Ring dem Auge entzogen; 3) zeigte sich, daß hier und da auf den gefundenen Reliefs — von denen natürlich nur sehr einzelne bloßgelegt werden konnten, da sonst wahrscheinlich die Zerstörung des Ganzen erfolgt sein würde — kurze Inschriften vorkommen. Bis jetzt hat man unter einem Relief, auf welchem Fürst und Fürstin mit einem aus fünf Personen bestehenden Gefolge, die bei einem Baume in der Nähe eines Tempels stehen, während sich noch acht weitere Personen in der Nähe befinden, das Wort tjaidyawandana gefunden; unter einem zweiten Relief, welches eine einzelne männliche Person in fürstlichem Ornat vorstellt, findet man das Wort Suwarnawarna; vermuthlich der Name eines bei den nördlichen Buddhisten bekannten Königs. Hieraus ergiebt sich, daß das, was bis jetzt von Inschriften gefunden wurde, keinen Aufschluß über das Alter des Denkmals giebt, da auch die Form der gebrauchten Buchstaben hierüber vollständig im Dunkeln läßt, und daß, wiewohl man erwarten darf, daß auch auf den übrigen Reliefs der untersten Mauer sich ähnliche Legenden befinden, doch wohl nie die Rede davon sein kann, sie alle zu sammeln, da es zu diesem Zwecke, um die mögliche Zerstörung des Ganzen zu verhüten, nöthig sein würde, die Grundmauern zuerst in kleinen Abschnitten bloß zu legen und dann, ehe man mit dieser Arbeit fortfährt, den verhüllenden und zusammenhaltenden steinernen Ring ebenso stückweise wieder zu ergänzen.

Afrika.

— Der französische Afrikareisende G. **Révoil**, über dessen Reise im Somali-Lande der „Globus" jüngst berichtete, hatte von seiner Regierung eine wissenschaftliche Mission nach dem **innerafrikanischen Seengebiete** übertragen erhalten. Unterwegs ist er so schwer **erkrankt**, daß er nach der Küste zurückkehren mußte, und bald in Frankreich zurück erwartet wird.

— Von Dr. **Junker** sind Anfangs Juli Nachrichten in Berlin eingetroffen, welche vom 14. Februar datirt sind. Danach hatte sich derselbe zum Könige Kabarega nach Unjoro (nördlich von Uganda) begeben, welcher den Tod seines Oberherrschers, des bekannten Mtesa von Uganda, zu benutzen suchte, um sich unabhängig zu machen, aber von Mtesa's Sohn und Nachfolger, Mwanga, geschlagen wurde. Kabarega und Junker gelang es, sich zu retten, doch soll letzterer seine ganzen Sammlungen verloren haben. — **Emin Bey** steht nördlich vom Albert-Nyanza-See mit Truppen, um dieses Gebiet für den Chedive zu halten; **Casati**, der dritte der vermißten europäischen Reisenden, befindet sich bei ihm. — Dr. **Fischer**, welcher dieselben aufsuchen und retten sollte, ist dagegen leider unverrichteter Sache vom Victoria Nyanza nach Zanzibar zurückgekehrt. So beruht die Hoffnung, Dr. Junker und seine Genossen gerettet zu sehen, jetzt allein auf der Lenz'schen Expedition, welche in Begleitung des arabischen Händlers Tippu Tipp von den Stanley-Fällen nach Osten aufgebrochen ist.

Südamerika.

— Oberst **Fontana**, der Gouverneur von Chubut (Patagonien), hat dem Präsidenten der Argentinischen Republik einen Bericht über eine Reise erstattet, welche er mit 30 Mann Begleitung in der Zeit vom 14. Oktober 1885 bis 8. Februar 1886 zur Erforschung seines Gebietes ausgeführt hat. Er folgte zuerst dem gewundenen Laufe des Rio Chubut bis zu dessen Quelle in 42° südl. Br. und zog dann über gut bewässerte und fruchtbare Prärien und durch ausgedehnte Wälder südwärts bis zum 46. Breitengrade, entdeckte drei Pässe nach Chile, die Quelle des Rio Senger, des Hauptnebenflusses des Chubut u. s. w.

Inhalt: Von den Samoainseln. (Mit vier Abbildungen.) — Dr. Alfred Hettner: Die Bogotaner. II. — Talysch. — Heinrich Lemcke: Die Canada-Pacific-Eisenbahn. — Kürzere Mittheilungen: Der Einfluß der Gebirge auf das Klima von Mitteldeutschland. — Aus allen Erdtheilen: Europa. — Asien. — Afrika. — Südamerika. (Schluß der Redaktion: 11. Juli 1886.)

Redakteur: Dr. R. Kiepert in Berlin, S. W. Lindenstraße 11, III Tr.
Druck und Verlag von Friedrich Vieweg und Sohn in Braunschweig.



Mit besonderer Berücksichtigung der Anthropologie und Ethnologie.
Begründet von Karl Andree.
In Verbindung mit Fachmännern herausgegeben von
Dr. Richard Kiepert.

Braunschweig | Jährlich 2 Bände à 24 Nummern. Durch alle Buchhandlungen und Postanstalten zum Preise von 12 Mark pro Band zu beziehen. | 1886.

Die Tongainseln.

Die „Freundschaftsinseln“, wie Cook sie benannt hat, für welche jedoch gegenwärtig der Name „Tongainseln“ beinahe immer zur Anwendung kommt, zerfallen in drei Gruppen: Tonga, Haabai und Haafuluhao (oder Bavau); da jedoch die zweite derselben durch Kanäle wieder in drei Gruppen getheilt wird, so unterscheidet man nach Meinicke besser deren fünf. In diesem Falle treten zu den genannten noch Nomuka und Kotu hinzu.

Die Inseln sind schön; die einen wild und felsig, die anderen flach, aber alle sind reich bestanden mit prächtigen Bäumen, die sich in dem blauen Wasser spiegeln und über allen wölbt sich ein herrlicher blauer Himmel, wenigstens so lange die Sonne scheint, was selbst während der Regenzeit ziemlich häufig der Fall zu sein pflegt. Von Zeit zu Zeit sind heftige Erdbeben zu verzeichnen, welche die Bewohner gezwungen haben, nur sehr leichtes Material für ihre Wohnungen zu verwenden, und noch schrecklicher sind die Orkane, über welche der Rev. T. West, welcher lange auf den Inseln gelebt hat, Folgendes berichtet: Keine Zunge, keine Feder kann sie in ihrer ganzen Furchtbarkeit beschreiben; Himmel und Erde scheinen in Bewegung zu sein und das Meer in seiner wilden Erregung ist wunderbar großartig. Das Rauschen des Sturmes, dem nichts widersteht, das Krachen der Bäume, welche auf allen Seiten niederstürzen, die Aeste, welche vom Winde losgerissen und durch die Lüfte getragen werden, die Kokosnüsse, welche wie Kanonenkugeln umherfliegen, Regenströme, welche das Tageslicht verdunkeln, das Geprassel einstürzender Häuser, — das sind die Erscheinungen, welche einen Orkan zu einer der furchtbarsten und entsetzlichsten unter den Naturerscheinungen machen.

Um vor Nu-Ofa, der Hauptstadt von Bavau, vor Anker zu kommen, muß der Schiffer seinen Weg zwischen einer großen Zahl kleiner Inseln hindurch suchen, welche an trüben Tagen die Erinnerung an die Inselkanäle von Patagonien erwecken; nur die Kokospalmen erinnern an die Tropen. Zu beiden Seiten der Kanäle reihen sich die Dörfer der Eingeborenen an einander, hier und da erblickt man eine europäische Wohnung. Der Ankerplatz ist prächtig, von Bord gesehen scheint Nu-Ofa ein bedeutender Ort zu sein; die zum Ein- und Ausladen der Schiffe getroffenen Anstalten geben dem Hafen ein ganz civilisirtes Aussehen. Die Insel wird von vielen Wegen durchschnitten, welche die zahlreichen Dörfer mit einander verbinden. Die Wohnungen sind nett und sauber, die Wände aus Rohr geflochten, die Dächer sind oval und bestehen aus kleinen, sehr gut mit einander verbundenen Latten vom Holze der Kokospalme; das ganze Bauwerk, welches hergestellt ist, ohne daß ein Nagel dabei gebraucht wäre, wird von einem Blumengarten umgeben, jedes Grundstück von einer dichten Hecke eingeschlossen.

In Bavau, wo es sehr kalt ist, kleidet man sich beinahe nach europäischer Mode; in Tonga Tabu, dem heiligen Tonga, gehören Beinkleider noch zu den Ausnahmen; gewöhnlich werden sie durch einen einfachen Schurz von Zeug oder gar von Blättern ersetzt. Die Männer sind im Allgemeinen sehr gut gewachsen und haben eine gute Haltung; sie könnten einem Künstler als Modell dienen; die Frauen sind schön und anmuthig und besitzen eine wohlgeformte Büste. Diejenigen unter ihnen, welche den höheren Ständen angehören und sich darum den Sonnenstrahlen bei der Feldarbeit nicht aussetzen, sind von sehr heller Farbe; die wohlgebildeten Arme tragen sie bloß, der Rock reicht bis über die Knie, er besteht gewöhnlich aus einheimischem, mit Stückchen von gefärbter trockener Rinde oder gar von buntem

Papier verziertem Zeuge. Im Hause herrscht allerdings eine sehr große Einfachheit der Kleidung vor, während bei Tänzen der Phantasie hinsichtlich Tracht und Schmuck der größte Spielraum gelassen wird. Das Haar wird bei beiden Geschlechtern mit größter Sorgfalt geordnet; die Frauen stecken es mittels eines Kammes von Kokosfasern auf und lassen zu beiden Seiten eine große Zahl dünner, feingeflochtener Zöpfe herabfallen. Bis zur Verheirathung ist den jungen Mädchen viel Freiheit gestattet, später müssen sie die größte Zurückhaltung beobachten, Ehebruch wurde früher mit dem Tode bestraft. Die Frauen werden im Allgemeinen sehr gut behandelt, sie verrichten nur leichtere Arbeit; selbst das Küchendepartement ist den Männern überlassen. Doch sind die Frauen keineswegs unthätig, sie machen Säcke und Körbe, flechten die Matten und bereiten namentlich das einheimische, ngatu genannte Zeug.



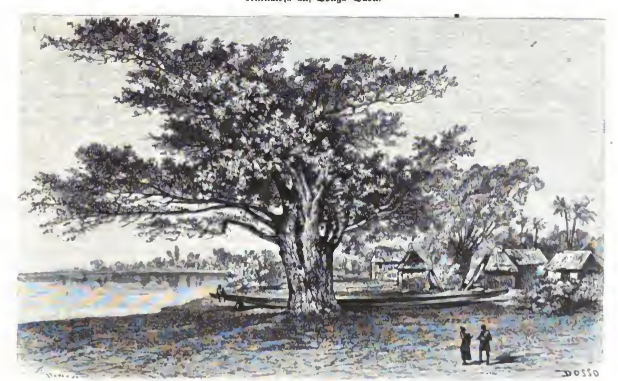
Bewohner von Tonga. (Nach einer Photographie.)

Dasselbe ist nicht gewebt, sondern besteht aus der inneren Rinde des chinesischen Papiermaulbeerbaums, welche eine Zeit lang in Wasser geweicht und dann mittels eines Schlägels auf die richtige Dicke gebracht wird. Eine ziemlich dicke Gummifarbe wird zum Färben und zur Verbindung der einzelnen Stücke gebraucht; ein phantasiereiches Muster wird in bunten Farben, unter denen ein glänzendes Roth sich auszeichnet, darauf angebracht und hat den Nebenzweck, alle Unvollkommenheiten der Arbeit zu verdecken; leider darf das Zeug nicht mit Wasser in Berührung kommen.

Wie alle Polynesier sind auch die Bewohner dieser Inselgruppe sehr große Freunde von Festlichkeiten und jedes freudige oder traurige Ereigniß wird mit Begierde erfaßt, um sich dem wilden Taumel zu ergeben, der bei solchen Gelegenheiten durchaus zur Sache zu gehören scheint und dem unzählige Schweine zum Opfer fallen, wiewohl die Missionare diesem Massenmorde zu steuern suchen, da-



Nukualofa auf Tonga-Tabu.



Landschaft bei Mua auf Tonga-Tabu.

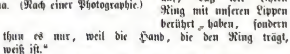
mit die Rasse dieser Thiere, welche für die Ernährung der Eingeborenen so sehr nöthig ist, nicht ausgerottet wird. Die Bereitung des Schweinebratens, welche als eine sehr wichtige Handlung betrachtet wird, verdient vielleicht Nachahmung, weshalb wir die Beschreibung derselben hier folgen lassen. Das mit wohlriechenden Kräutern gefüllte Schwein wird in ein ziemlich tief in den Boden gegrabenes Loch gelegt und mit glühenden Steinen umgeben, rund herum werden allerlei Früchte gelegt und das Ganze wird mit einer zweiten Lage glühender Steine bedeckt. Auf diese häuft man Erde zu einem kleinen Hügel und dann schmort das Fleisch in diesem improvisirten Backofen.

Die Insel Tonga Tabu ist so flach, daß man sie erst bemerkt, wenn man ganz in ihre Nähe kommt; der höchste Punkt derselben liegt nur etwa 25 m über der Meeresfläche.

Nukualofa ist die officielle Hauptstadt des Königs George I., welcher nach dem Tode des Königs Josiah (1845) zum Herrscher aller Tonga-Inseln gewählt wurde. Die Missionare der Südsee sind voll des Lobes über diesen Herrscher, welcher ein weiser König und ein guter Christ ist. Wohl war der Anfang nicht ganz leicht, und zuweilen kam sein Selbstgefühl in Streit mit der neuen Lehre; so war es ihm z. B. anfänglich unerträglich, durch einen eingeborenen Missionar unterrichtet zu werden; so vermerkte er es anfänglich sehr übel, daß der weiße Missionar auf der Kanzel etwas höher stand, als er selbst, so daß er sich zur großen Ueberraschung des letzteren einen noch höheren Sitz verfertigen ließ, von welchem er triumphirend auf den Missionar herabblickte.



Grab eines Tui Tonga bei Mua. (Nach einer Photographie.)



Der alte Gottesdienst verschwindet immer mehr, obwohl die Eingeborenen ursprünglich ihren Göttern sehr zugethan waren; sie hatten ihrer einige Hundert, an deren Spitze ein Oberwesen stand, dessen Repräsentant auf Erden der Tui Tonga, eine Art geistlicher Herrscher, war. Von den anderen Göttern war einer der Beschützer der Reisenden, ein anderer der Gott der Elemente; es gab eine anmuthige Meeresgöttin und einen Gott, welcher die Inseln auf seinen Schultern trug und sich schüttelte, wenn ihm die Last zu schwer wurde. Die Priester dieser unzähligen Gottheiten haben natürlich dem Eindringen des Protestantismus in ihr Land den hartnäckigsten Widerstand entgegengesetzt; der Tui Tonga selbst ging erst sehr spät zum Christenthume und zwar aus Opposition zum Katholicismus über. Die Würde des Tui Tonga war erblich, seine Familie nahm die erste Stelle unter dem Adel der heiligen Insel (Tonga Tabu) ein, wo die Klassenunterschiede sehr stark hervortreten; nur kriechend näherte man sich dem Stellvertreter des höchsten Gottes. Der letzte derselben hat zwei Söhne hinterlassen, welche im Elend leben, doch beweisen ihre Landsleute ihnen immer noch die höchste Ehre und bei öffentlichen Festlichkeiten wird ihnen nächst dem König die meiste Auszeichnung zu Theil. Der Mittelpunkt ihres alten Reiches befand sich zu Mua, im Hintergrunde einer tief eingeschnittenen Bai, welche mit zahllosen, an Kokospalmen reichen Inseln bedeckt ist. Jetzt befindet sich dort die katholische (französische) Mission, der es geglückt ist, die 400 Einwohner des Ortes zu ihrer Religion zu bekehren.

Die Wesleyaner haben eine Niederlassung in einem kleinen, außerhalb der Befestigungen der früheren Tuiresidenz gelegenen Weiler.

Im Allgemeinen sind die Eingeborenen den Europäern gegenüber voll Wohlwollen, doch ist dies Gefühl nur die Folge ihrer Auffassung der Pflichten der Gastfreundschaft, denn im Uebrigen sind sie der Ansicht, daß sie bei weitem höher als die Weißen stehen. Eine bezeichnende Geschichte hierüber theilt Aylic Marin[1]) mit, die wir hier kurz wiedergeben wollen.

Der Chef der französischen Mission hatte sich in Rom weihen lassen und nach seiner Rückkehr vom Sitze des heiligen Stuhles fand die Feierlichkeit des Handkusses statt. Am anderen Morgen kam einer der Katholiken, um seinem Bischof einen Besuch zu machen und sich voller Bitterkeit zu beklagen, daß die Wesleyaner sich über die Katholiken aufhielten, weil sie die Hand ihres geistlichen Hirten geküßt hätten. Der Bischof erklärte nun in seiner nächsten Sonntagspredigt die Bedeutung der Feierlichkeit und sagte u. a., wenn die Katholiken den Ring des Hirten küssen, thun sie nichts Lächerliches, denn sie beweisen damit nur dem Allerhöchsten Ehre. Nachher kam derselbe Mann wieder zum Bischof und sagte: „Sie haben meine Frage falsch verstanden, die Wesleyaner halten sich nicht darüber auf, daß wir Ihren Ring mit unseren Lippen berührt haben, sondern thun es nur, weil die Hand, die den Ring trägt, weiß ist."

In der Umgegend von Mua befinden sich verschiedene Gräber von Tui Tongas; die ungeheuren Steine haben die Tongaer weit herholen müssen. Wenn man sich einen Weg durch das Gesträuch bahnt, mit dem diese Hügel bedeckt sind, um das Heiligthum zu verbergen, kommt man an eine aus Sand, kleinen rothen Korallenstücken und Schiefer gemischte Erhöhung, auf welcher sich das Grabmal erhebt.

Im Ganzen zählt die Tongagruppe mehr als 150 Inseln, von denen 32 von ziemlich bedeutender Größe sind; der vierte Theil etwa gehört zu den gehobenen Koralleninseln; der zehnte Theil etwa hat die hohe vulkanische Form, die anderen sind niedrig. Der Landbau auf diesen Inseln steht bei weitem höher, als in irgend einem anderen Theile von Polynesien und wird mit großer Intelligenz betrieben, wie schon der sorgfältig eingeführte Fruchtwechsel darthut. Der erste Missionsversuch wurde 1797 auf diesen Inseln gemacht hatte, jedoch mit vielen Schwierigkeiten zu kämpfen

[1]) Le Tour du Monde, Nr. 1301.

und nahm bald ein blutiges und trauriges Ende. Erst 22 Jahre später kam ein neuer und zwar ein Methodisten-Missionar, und seit 1826 hat die protestantische Mission feste Wurzel gefaßt.

Die Zahl der den Samoanern nahe verwandten Bewohner ist nicht genau bekannt; die Schätzungen der Missionare, welche die Zahl 50 000 angeben, scheinen übertrieben zu sein; wahrscheinlich ist nach Meinicke die Annahme einer Anzahl von 20 000 bis 25 000, von denen etwa die Hälfte auf die südliche Gruppe entfiele.

Dr. G. Le Bon's Reise nach Nepal.

I.

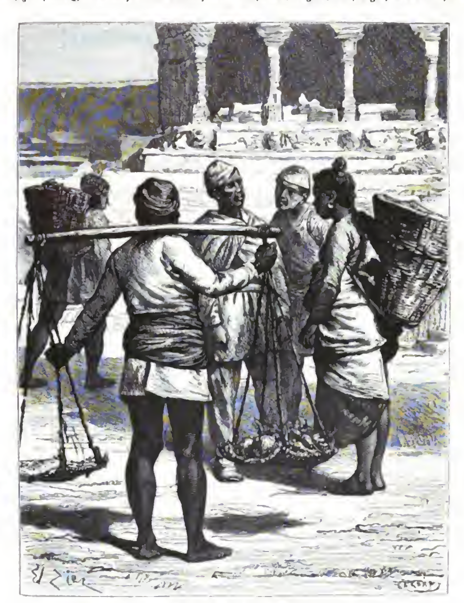
Das Betreten des Landes Nepal ist nur mit Erlaubniß des dortigen Kaisers gestattet, welche nur in seltenen Fällen ertheilt wird; die indische Regierung wacht streng darüber, daß kein Europäer, möge er Engländer sein oder nicht, dieses Gebot übertritt. Vor Le Bon war es keinem Franzosen geglückt, in jenen Himalaja-Staat einzudringen; er aber hatte die Erlaubniß dazu nur der entgegenkommenden Vermittelung der vicekoniglichen Regierung zu verdanken, welcher er sich während seiner archäologischen Mission in Indien fortdauernd zu erfreuen hatte. In Motihari, einer kleinen, namentlich von reichen Indigopflanzern bewohnten Stadt, vollendete er seine Ausrüstung, brachte an 40 Träger von wenig Vertrauen erweckendem Aeußeren zusammen und begann zu Anfang Januar 1885 seine Reise nach dem 163 km entfernten Katmandu, der Hauptstadt Nepals. Dieselbe führt über mehrere dem Himalaja vorgelagerte Ketten und wird zum Theil im Palankin, zum Theil in einer von vier Leuten getragenen Art Hängematte, Tandy genannt, zurückgelegt. Da man unterwegs gar keine Lebensmittel findet, so muß man allen Proviant mit sich führen, und darum läßt sich die Reise nicht ohne wenigstens 40 Träger machen; dieselben laufen beständig im Trabe und wechseln sich, ohne ihre Geschwindigkeit zu verringern, etwa alle fünf Minuten ab.

Zuerst legt man den gefährlichsten Theil des Weges zurück, indem man den Teraï, jenen dichten sumpfigen, wegen seiner Fieber und seiner wilden Thiere gefürchteten Waldstreifen am Südfuße des Gebirges passirt; dann folgen zwei schwierige Pässe, Sisagiri und Tschandragiri, deren gefährliche Stellen durch die prachtvollen Aussichten auf das Hochgebirge mehr wie aufgewogen werden. Dann sieht der Reisende ein Thal von unvergleichlicher Fruchtbarkeit zu seinen Füßen, in welchem auf engem Raume die Residenz und die wichtigsten Städte Nepals zusammengedrängt liegen. Die Abhänge, an welchen man hinabsteigt, sind von reißenden Bächen und Flüssen durchschnitten und mit den prächtigsten Bäumen bestanden, in deren Schatten sich die Dörfer mit ihren kleinen Tempeln und geschnitzten Holzhäusern verstecken. Der englische Resident in Katmandu sandte dem Dr. Le Bon eine Eskorte entgegen, unter derem Schutze er seinen Einzug in die Residenz hielt; aber trotz derselben war es ihm fast unmöglich, sich durch die Schaaren der herbeigeströmten Neugierigen hindurchzuwinden und seinen Lagerplatz auf der entgegengesetzten Seite der Stadt zu erreichen.

Die Beziehungen des Franzosen zum englischen Gesandten waren höflich, diejenigen zum Arzte der Gesandschaft, dem Dr. Gimlette, höchst freundschaftlich; ihm hatte er nicht nur mannigfache Erleichterungen, sondern auch namentlich sehr werthvolle Informationen zu danken. Um nicht den Verdacht des Gesandten, der nicht ganz an den wissenschaftlichen Zweck der Reise zu glauben schien und vielleicht politische Motive dahinter vermuthete, zu erregen, vermied es Le Bon, dem jungen Kaiser von Nepal und dessen Ministern seine Aufwartung zu machen. Erst auf der Heimreise begegnete er dem Fürsten in Bhimpedi, als derselbe mit seinem Gefolge und seinen Frauen nach seiner Residenz zurückkehrte; er machte, auf seinem Schimmel reitend und einen violetten Mantel um die Schultern, während Sklaven einen Schirm von derselben Farbe über ihm hielten, einen wahrhaft stattlichen und großartigen Eindruck. Seitdem ist er und sein Ministerium durch eine Revolution gestürzt worden. Seine Frauen saßen in Palankinen und Hängematten, die mit seidenen Schleiern verhängt waren; aber auch sie waren von der allgemeinen Neugier angesteckt und ließen sich durch die Etikette nicht abhalten, die Vorhänge zu lüften und den Fremden anzustaunen, wobei dieser die Bemerkung machen konnte, daß die Bewohnerinnen des kaiserlichen Harems trotz offenbarer Beimischung gelben Blutes und der Stirn-Tatuirung sehr niedliche Gesichter besaßen.

Nepal zieht sich in der Streichrichtung des Himalaja etwa 700 km lang hin, während seine Breite von Norden nach Süden nur etwa 150 km beträgt; seine Oberfläche wird, natürlich etwas unsicher, zu 147 000 qkm angegeben. Es ist der einzige indische Staat, der seine volle Selbstständigkeit bewahrt hat und nie einem fremden Eroberer unterlegen ist, nie einen Einfall von Mohammedanern zu überstehen gehabt hat. Vergeblich haben die Chinesen von Norden, die Engländer von Süden her sich des Landes zu bemächtigen gesucht. Die Natur hat dasselbe eben mit Vertheidigungsmitteln ganz anderer Art, als sie Menschenhände zu errichten vermögen, ausgestattet. Im Süden ist der schon erwähnte Teraï dem Gebirge vorgelagert, dessen Miasmen während eines großen Theiles des Jahres dem Menschen fast todbringend sind; dann folgen die Felsmassen des Himalaja, welche man nur auf schmalen, gefährlichen Pfaden passiren kann, und nach der tibetischen Seite hin sind die Schwierigkeiten nicht geringer. Alle Städte des Landes liegen in dem bereits genannten Thale, dessen Länge 30 km bei einer Breite von 20 km beträgt, und das früher von einem See erfüllt war; diese geologisch nachweisbare Thatsache findet auch in einer Sage der Landeseinwohner ihren Ausdruck. Es ist der einzige civilisirte Theil des Landes, rings umgeben von den höchsten Bergspitzen der Erde, darunter den Mont Everest, dessen 8840 m hohe Spitze man überall im Thale Nepal erblickt. Auf dieses Thal ist auch unsere Kenntniß des Landes im Wesentlichen beschränkt; kein Europäer, auch der englische Resident nicht, darf sich über die Grenzen desselben hinauswagen, und was unsere Karten darüber hinaus verzeichnen, beruht lediglich auf Reiserouten eingeborener Panditen. In Anbetracht seiner Höhenlage von etwa 1300 m und der umgebenden Berge erfreut sich das Thal eines vorzüglichen gemäßigten Klimas

und besitzt eine sehr schöne Vegetation; durch seine milde Temperatur, seine landschaftliche Schönheit, seine malerischen Städte ist Nepal eine der anziehendsten Gegenden Indiens, ihm fehlen jene plötzlichen Temperaturumschläge, jene Wechsel zwischen Hitze, Regen und Trockenheit, welche dem Europäer anderswo den Aufenthalt verleiden. Selbst im Januar hatte Le Bon unter seinem Zelte nur Nachts etwas von Kälte zu leiden; zur selben Zeit beobachtete er dort blühende Rosen. Ueberall trifft man auf Orchideen, Begonien, Rhododendren u. s. w., und die mittleren Höhenlagen sind mit schönen Nadelholzwäldern bedeckt. Angebaut werden Roggen, Gerste, Reis, Senf, Knoblauch, Safran, Ananas, Ingwer, Kartoffeln, Zuckerrohr, Citronen-, Apfel-, Aprikosen-, Birnen-, Orangebäume u. A. m. Ebenso reich vertreten ist die Thierwelt, namentlich auch in ihren schädlichen Arten, Leoparden, Tigern, Schlangen, dann Nashörnern und Elephanten, die im Terai in Masse vorkommen. Nutzvieh ist wegen Mangels an Weiden selten; Büffel, Schafe und Ziegen werden aus Tibet eingeführt; dagegen giebt es Geflügel in Menge.



Nepalische Träger. (Nach einer Photographie des Reisenden.)

Katmandu, nach einheimischer Ueberlieferung im Jahre 723 unserer Zeitrechnung gegründet, mag etwa 60000 Einwohner zählen; obwohl Residenz, steht es doch in Hinsicht der Reinlichkeit und Architektur hinter anderen großen Städten des Landes wie Patan und Bhatgaon zurück. Namentlich der kaiserliche Palast, welchen der bekannte Minister Tschang Bahadur hat errichten lassen, ist ein Bauwerk in einer Art italienischen Styles ohne jedes Interesse; seine einzelnen Theile bestehen aus Bruchsteinen, Ziegeln und Holz, und stimmen durchaus nicht zu einander. Dagegen haben sich in der Stadt einige alte Paläste reicher Edelleute mit prächtig skulpirten Façaden erhalten; einige davon sind mit europäischen Möbeln ausgestattet, welche die Besitzer mit großen Kosten aus Indien haben kommen lassen,



Großer Platz in Katmandu. (Nach einer Photographie von Bourne und Shepherd.)

deren wahre Bestimmung ihnen aber theilweise unbekannt ist. So soll es vorgekommen sein, daß Nepaler auf Klavieren sich ausgestreckt haben, weil sie dieselben für Sophas mit Spielwerken ansahen. Interesse aber gewähren die religiösen Bauwerke Katmandus; die Zahl der dort vorhandenen Tempel wird auf 600 geschätzt. Ihr Styl ist derjenige der Pagoden mit über einander gesetzten Dächern, die weiter unten beschrieben werden sollen. Die wichtigsten liegen auf einem großen viereckigen Platze gegenüber dem Palaste; der größte derselben ist um 1550 erbaut worden. Einzig in seiner Art, wenigstens in Katmandu, ist auch der, auf unserem dritten Bilde dargestellte steinerne Tempel, welcher mohammedanischen Einfluß erkennen läßt.

Um Wiederholungen zu vermeiden, geben wir hier eine allgemeine Beschreibung der verschiedenen Klassen von Denkmälern in Nepal und eine kurze Zusammenfassung der Le Bon'schen Untersuchungen über die dortige Architektur. Wenn der moralische Standpunkt eines Volkes nach der Entwickelung seines religiösen Glaubens und letzterer nach der Zahl der dem Kultus geweihten Gebäude bemessen werden könnte, so müßte man die Nepaler für das tugendhafteste Volk auf Erden erklären; es giebt wahrhaftig kein zweites Land, wo auf so engem Raume so viele Tempel zusammen liegen: in dem kleinen Thale von 30mal 20 km Ausdehnung erheben sich deren mehr als 2000, davon in Katmandu und Patan je 600, in Bhatgaon 250. Sie sind



Steinerner Tempel in Katmandu. (Nach einer Photographie des Reisenden.)

theils buddhistischen und brahmanischen Gottheiten geweiht, theils errichtet, um eine berühmte Stelle zu bezeichnen oder um die Asche irgend einer wichtigen Persönlichkeit zu bergen. Sie weisen drei wesentlich verschiedene Typen auf. Der erste und älteste derselben zeigt große, halbkugelförmige Bauten, die aus Erde und Ziegeln errichtet sind, ähnlich den Topes Centralindiens, dem von Santschi besonders, nur daß die mit Skulpturen bedeckte Pfeilerbalustrade, welche letztere umgiebt, hier durch eine niedrige kreisrunde Plinthe ersetzt ist, welche die Basis des Bauwerkes umgiebt und sich an dasselbe anlehnt. An den den vier Haupthimmelsrichtungen entsprechenden Stellen befindet sich ein kleines Heiligthum, das aus einer Skulpturen enthaltenden Nische besteht. Auf der Halbkugel erhebt sich ein viereckiger Thurm, den wieder eine Pyramide oder ein Kegel krönt. Ringsherum liegt eine wechselnde Zahl kleiner Heiligthümer, Kapellen, Bildsäulen u. s. w. Diese Art von Tempeln gehört ausschließlich dem Buddhismus an, aber in Nepal ist dieser und der Brahmanismus derartig in einander gemengt, daß die Embleme beider Kulte sich unterschiedslos in den Tempeln finden, welchem derselben diese auch angehören mögen. In den buddhistischen Tempeln finden sich zwar am häufigsten Statuen von Buddha, von seinen früheren Incarnationen und von der buddhistischen Dreieinigkeit (Buddha, Dharma, Sanga), aber ebenso gut auch brahmanische Götter, wie Wischnu, Ganesa u. A.

Die Bogotáner.

Von Dr. Alfred Hettner.

III.

Zu der oberen Klasse der Bogotáner Bevölkerung zählen Grundbesitzer und Kaufleute, Aerzte, Advokaten, Beamte u. s. w. Alle Vorrechte der Geburt, wie sie in den meisten europäischen Ländern bestehen und auch in Kolumbien bis zum Anfange dieses Jahrhunderts bestanden, sind zugleich mit der spanischen Herrschaft verschwunden. Ebensowenig giebt es bestimmte Berufsarten, welche eine hervorragende sociale Stellung verliehen, oder andere, wie in England die des Shopkeeper, die in geringerer Achtung ständen. Dazu ist die Arbeitstheilung viel zu wenig entwickelt. Die meisten Kaufleute, viele Aerzte und Advokaten sind zugleich Grundbesitzer und gehen ein- oder zweimal jährlich nach ihrer Hacienda, um die wichtigsten Arbeiten, die Ernte und die Musterung der Rinder oder Pferde, zu überwachen. Der reichste Mann, dessen Hacienda mehrere Quadratmeilen groß ist, der direkte Handelsbeziehungen zu europäischen Häusern unterhält, hat doch einen offenen Laden, verkauft selbst ein Stück Leinwand oder eine Flasche Cognac. Selbst der Eintritt in die Regierung und das Richteramt erfordert keine bestimmte Vorbildung und Laufbahn; wie in den Vereinigten Staaten und anderen Republiken werden der Präsident, die Minister oft vom Ladentische, von der ärztlichen Praxis, aus der Schulstube weggeholt und kehren nach Ablauf ihrer Amtsperiode dahin zurück. Aber wie in jenen Ländern kann man auch hier beobachten, daß sich die vermögendsten und gebildetsten Leute häufig von den Staatsämtern zurückhalten, daß sich besonders eine Klasse von Advokaten und Berufspolitikern zu denselben andrängen, die man als das Proletariat dieser oberen Bevölkerungsklasse bezeichnen könnte. Es sind Leute, die kein Land und überhaupt kein Vermögen besitzen, die aber doch kein ehrliches Gewerbe, sondern nur Politik betreiben, die darauf warten, daß eine Revolution ihre Partei an's Ruder bringt und ihnen ein Amt in den Schoß wirft, und die in der Zwischenzeit von Schulden und vom Spiele leben. Was sie aber in der Achtung ihrer Volksgenossen herabsetzt, ist weniger der moralische Makel, der unserer Auffassung nach dieser Lebensweise anhaftet, als vielmehr die schlechten Vermögensverhältnisse; denn sobald ein solcher Politiker sich durch geschickte Ausnutzung seines Amtes Reichthum erworben hat, ist er ein vollberechtigtes Glied der Gesellschaft. Die Größe des Geldsackes allein bedingt Nüancirungen der socialen Stellung; unserer Geldaristokratie entsprechend giebt es in Bogotá die sogenannte Crême, die sich ihres Reichthumes wegen für etwas Besseres hält, deren Superiorität freilich ebensowenig allgemein anerkannt wird wie die der Börsenmänner bei uns.

Die einzigen Titel, welche man im gewöhnlichen Leben zu hören bekommt, sind Generál und Doctór. Beide sind allerdings häufig genug, nicht nur jeder Arzt, sondern auch jeder Advokat und Politiker ist Doctór, jeder, der in einer Revolution hundert Mann auf die Beine gebracht hat, ist Generál. Fortwährend hört man auf der Straße die Anrede Señor Generál, Señor Doctór. Alle übrigen sind einfach Señor, oder im politischen Leben Cindadano (Bürger); auch dem Präsidenten, den Staatssekretären und übrigen Beamten kommt keine auszeichnende Benennung zu. Officiell heißt der Präsident El Cindadano Presidente, gewöhnlich nennt man ihn je nachdem Señor Generál, Señor Doctór oder einfach Señor.

Auch die Adelsbezeichnungen sind seit der Unabhängigkeit vollkommen verschwunden. Man darf sich nicht durch das de irre machen lassen, dem man bei Frauennamen häufig begegnet. Dasselbe hat eine ganz andere Bedeutung, es fügt den Namen des Mannes an den Mädchennamen an, der das ganze Leben hindurch eigentlicher Name bleibt; der Manuela Uribe de González bezeichnet eine geborene Uribe, die mit einem Herrn González verheirathet ist. Ein Sohn derselben hängt umgekehrt ihren Namen ausgeschrieben oder in Anfangsbuchstaben an den Vaternamen an; z. B. Eusebio González Uribe (oder González U.). Geschwister lassen sich dadurch immer gleich von entfernteren Verwandten oder bloßen Namensvettern unterscheiden (außer wenn beide Eltern die gleichen Namen haben sollten), während man die Zusammengehörigkeit zweier Ehegatten oft erst nach längerer Zeit gewahr wird.

Die Familiennamen sind spanischen und häufig auch baskischen Ursprunges, während mir indianische Namen kaum entgegengetreten sind[1]). Die Vornamen sind entweder den Kalenderheiligen oder bedeutenden Griechen und Römern entlehnt. Es klingt wirklich komisch, wenn man die unwahrscheinlichsten Gesellen Don Milti'ades, Don Ari'stides, Don César u. s. w. rufen hört, denn bei nur etwas näherer Bekanntschaft pflegt man die Leute beim Vornamen anzusprechen und sie auch in dritter Person mit dem Vornamen zu nennen, dem man außer im vertraulichen Verkehre und bei den gewöhnlichsten Peonen ein Don vorsetzt[2]). Die Bezeichnung Doña ist viel seltener und wird meistens durch Mi señora tal, mi señorita tal vertreten oder auch ganz weggelassen, so daß man verheirathete Frauen ebensowohl wie junge Mädchen einfach beim Vornamen ruft, ein Gebrauch, der uns Nordländer zunächst in ein gewisses Erstaunen zu versetzen pflegt, zumal bei den eigenthümlichen Vornamen vieler junger Columbianerinnen. Was würde eine deutsche Dame sagen, wenn sie von einem beliebigen jungen Manne Rosenkranz (Rosario), Verfassung (Constitucion), Empfängniß (Concepcion), Gnade (Mercédes) und dergleichen gerufen würde?

Diese Bevorzugung der Vornamen ist nur in einer verhältnißmäßig kleinen Bevölkerung möglich, in der jeder den anderen mehr oder weniger kennt. Man kann hier nicht von den oberen Zehntausend, sondern höchstens von den oberen Tausend sprechen, die alle im innersten Theile der Stadt, besonders in den Casas altas, zusammenwohnen.

Treten wir einmal in ein solches Haus ein und beobachten seine Bewohner in ihrem Thun und Treiben! Nur

[1]) Alle diese Bemerkungen beziehen sich ebenso gut auf die mittleren und unteren Volksklassen.

[2]) Auf die Bezeichnung Don darf übrigens nur der Vorname, nie der Familienname folgen.

ganz selten ist die Hausthür verschlossen und eine Klingel an derselben angebracht. Der Caballero, d. h. der Mann in schwarzem Anzug und mit Schuhen, tritt ohne Weiteres ein, sieht in der Sala nach, ob er da Jemand findet, oder ruft mit lauter Stimme die Dienstboten herbei. Dem Peon ist diese Freiheit nicht gestattet, er klopft an das Thor; von innen ertönt eine Stimme: „quien es?" (wer ist es?). Die unveränderliche Antwort heißt „yo" (ich). Die Stimme im Hause weiß natürlich eben so wenig wie zuvor, wer dieser yo ist, aber sie hat die Form gewahrt und fordert ihn nun mit einem signo oder adelante zum Hereintreten auf, ohne selbst aus ihrem Dunkel hervorzukommen. In der ersten Zeit haben wir nach europäischer Gewohnheit wie die Peone an die Thür geklopft, aber jetzt wissen wir, wie sich Caballeros zu benehmen haben, und treten ohne Weiteres ein.

Durch den sogenannten Zaguan, einen mit Steinplatten bedeckten Durchgang, kommen wir in den Patio, einen offenen Hof, welcher je nach dem Geschmacke der Bewohner einfach mit Ziegeln oder Steinchen gepflastert oder in einen kleinen Garten verwandelt ist. Die Zimmer liegen um diesen Patio herum und erhalten Luft und Licht zum größeren Theile nur durch eine nach demselben hinausführende Thür, welche oft nicht einmal eine Glasthür ist; Fenster kommen nur den wenigen, nach der Straße hinausgelegenen Stuben und dem meist zum Speisen benutzten Zimmer zu, welches den Patio nach hinten abschließt. Bei diesem vorbei führt ein Durchgang zu dem hinteren Hofe, an welchem die Küche und Wirthschaftsräume, vielleicht auch noch einige Schlafzimmer liegen. Dahinter liegt dann der Solar, ein offener ungepflasterter Hof, die Residenz der Hühner und in den kleineren Städten auch der Schweine, die einen nothwendigen Zubehör jedes Haushaltes zu bilden scheinen. Oft schließt sich an den Hof auch ein kleiner Stall an, da Pferde nicht nur ein viel verbreiteterer Luxusartikel als bei uns, sondern für viele auch ein nothwendiges Beförderungsmittel sind.

Man hat diese Bauart, welche aus Andalusien und Granada stammt, und über das ganze spanische Amerika verbreitet ist, gerühmt, weil sie das häusliche Leben von der Straße abschließe, aber der Mangel an Luft und Licht machen sich doch sehr empfindlich geltend; die Nothwendigkeit, bei offener Thür zu sitzen, wenn man überhaupt etwas sehen will, ist bei dem feuchten und kühlen Wetter, das in Bogotá viele Monate hindurch herrscht, gewiß keine Annehmlichkeit; jeder, der im Hause ein- und ausgeht, passirt bei der geöffneten Thür und mustert das Zimmer mit neugierigen Blicken, jeder Vorgang, jedes Geräusch wird von dem ruhig in seinem Zimmer Sitzenden gesehen und gehört, ohne daß er sich dagegen verschließen könnte. Mir scheint diese Bauart also gerade mit dem häuslichen Leben im Streite zu liegen, den Mann aus dem Hause herauszutreiben, und sich nur zu bewahren, eben weil der Zug zur Häuslichkeit wenig entwickelt ist.

Wir treten in das Empfangszimmer, die sogenannte Sala, ein. In einer eleganten Wohnung sind die Möbel gepolstert und häufig aus Europa importirt, die Wände voll von Spiegeln und Nippsachen aus Glas und Porcellan, die hier ebenso wie europäische Möbel des schwierigen Transportes und der hohen Eingangszölle wegen ein ganzes Vermögen repräsentiren, aber mitten darunter hängen die gewöhnlichsten Oeldrucke und verrathen den ungebildeten Geschmack des Besitzers. In der ganzen Einrichtung der Sala ist ein Etwas, das uns an die Wohnungen europäischer Parvenus erinnert. Nur wenige Familien können sich diesen Luxus eines eleganten Meublements erlauben; im Allgemeinen ist die Möblirung eines Bogotáner Hauses dürftiger als in Europa unter sonst gleichen Verhältnissen. Das merkt man besonders, wenn man aus der Sala in die übrigen Zimmer kommt, denn die stark ausgeprägte Sucht, äußerlich zu scheinen, läßt die Sala so glänzend ausstaffiren wie nur irgend möglich. In den übrigen Zimmern hat man meistens nur die gewöhnlichen mit Leder überzogenen Holzstühle, wie sie überall im Lande verfertigt werden, in Bezug auf Schränke, Laden und dergleichen ist man so sparsam wie möglich. Nur in den Altos finden sich Holzfußböden, die Fußböden der Bajos bestehen aus Adobes, die man mit Esteras, d. h. großen gelben, meist zerrissenen Strohmatten, bedeckt. Da sie an den Rändern festgenagelt und nur sehr selten abgenommen werden, so sammelt sich unter ihnen aller Staub und Schmutz an und bildet das Heim zahlloser Flöhe und anderen Ungeziefers.

Zwischen 6 und 7 Uhr pflegt man sich zu erheben. Nach der rasch vollendeten Toilette trinkt man als Desayuno, d. h. Entnüchterung, eine Tasse Chokolade oder ißt auch, auf dem Lande und in den mittleren Ständen, den sogenannten Caldo, eine Suppe, die aus weiter nichts als Wasser, Schweinefett, Salz und Zwiebeln bereitet wird. Um 10 oder 10½ Uhr folgt das substantiellere Almuerzo (Frühstück), das aus einer dicken Suppe, meist der aus Maismehl und Kartoffeln bereiteten Mazamorra, einem Beefsteak, Eiern und wieder einer Tasse Chokolade oder Milchkaffee besteht. Bei der Comida, d. h. dem Mittagsessen, das um 3, 4 oder 4½ Uhr stattfindet, wird die Mazamorra durch eine Bouillonsuppe, das Beefsteak durch einen Braten, die Eier durch ein Vorgericht von Fisch, Enten oder dergl. ersetzt, nach dem Braten ißt man Dulce, d. h. sehr süßes Kompott, oder rohe Früchte, die in Bogotá in größter Mannigfaltigkeit auf den Markt kommen, den Schluß macht eine kleine Tasse schwarzen Kaffees. Am Abend zwischen 7 und 8 Uhr wird das sogenannte Refresco eingenommen, das meist aus Dulce und Chokolade besteht; neuerdings hat sich in den vornehmeren Familien auch der Thee vielfach eingebürgert. Man sieht, die Mahlzeiten einer gebildeten Bogotáner Familie sind reichlich genug, wohl reichhaltiger als bei uns in entsprechenden Verhältnissen, aber wir sehnen uns doch nach unseren heimischen Fleischtöpfen zurück, denn die Bogotáner Kochkunst steht auf einer sehr niedrigen Stufe der Entwickelung. Die Auswahl in Bezug auf Fleisch ist, so mannigfaltig die Früchte und Gemüse auch sind, nur gering, Kalb und Schwein werden verschmäht, Wildprett ist nicht zu erlangen, man ist auf Rind und Hammel, Truthahn, Huhn, wilde Enten beschränkt und daß man denselben durch die Bereitung verschiedene Form und Geschmack verleihen kann, dies Geheimniß ist den kolumbianischen Köchinnen noch kaum enthüllt worden. Das Fleisch bleibt meist hart und zähe, statt mit Butter kocht man gewöhnlich mit widerlichem Schweinefett, unmögliche Saucen und Gewürze verderben uns den Appetit. Einzelne Familien, die länger in Paris gelebt haben oder viel mit Fremden verkehren, mögen eine mehr europäische Küche haben, aber im Allgemeinen kocht man noch auf diese uns wenig verlockende Weise. Was das Trinken anlangt, befolgen sehr viele Kolumbianer die Oertel-Schweninger'schen Regeln. Während des Essens trinken sie gar nicht, erst nach dem Dulce stürzen sie ein Glas Wasser hinunter, oder spülen sich damit auch nur den Mund aus, um es in weitem Strahle auf den Fußboden zu spritzen. Andere trinken zum Essen Chicha oder auch das leichte, stark kohlensäurehaltige, Bier, das in Bogotá und anderen hochgelegenen Orten gebraut wird.

Die Eintheilung der Mahlzeiten ist immer bezeichnend für ein Volk und seine Lebensweise; wie charakteristisch ist

z. B. das starke Frühstück für den reichen Engländer! Die kolumbianische Eintheilung scheint mir nur bei einem Volke möglich zu sein, das den Werth der Zeit nicht kennt. Kann man sich eine andere Anordnung der Mahlzeiten vorstellen, die den Tag so zerrisse wie diese?

Zwischen Desayuno und Almuerzo, zwischen Almuerzo und Comida gehen die Männer ins Geschäft, ins Bureau, auf die Straße. Selten ist ihre Arbeit eine sehr anhaltende und energische. Die fieberhafte Eile der Vereinigten Staaten ist hier unbekannt; man thut alles bedächtig und behält immer Zeit zu einer kleinen Konversation. Langsam wandelt man durch die Straße, man begegnet einem Freunde, eine Fluth von Begrüßungsphrasen wird ausgetauscht. „Haben Sie das und das schon gehört?“ Bald entspinnt sich ein Gespräch über Geschäft, Politik oder Stadtklatsch, ein Dritter und Vierter kommt hinzu, und so bleibt man oft stundenlang in eifriger Unterhaltung mitten auf dem Trottoir stehen, den Weg für die Passanten versperrend. Oder man tritt in den Laden eines Freundes ein, nicht um etwas zu kaufen oder ein Geschäft zu machen, sondern um ein Stündchen zu verplaudern. Dabei darf der Trago, d. h. ein Schluck Cognac, nicht fehlen, und es sind wenige, die nicht bis zum Essen ihre drei oder vier Tragos genommen haben. Schon am frühen Morgen kann man Leute aus den gebildeten Klassen betrunken sehen. Verhältnißmäßig selten kommt jemand in den Laden, um einen Einkauf zu machen. Man überläßt es gewöhnlich dem Commis, ihn abzufertigen, wenn es nicht gerade ein Kaufmann aus der Provinz ist, mit dem man ein größeres Geschäft abzuschließen hofft. Mit wenigen Briefen, deren Anzahl sich nur jeden sechsten Tag bei Abgang der europäischen Post etwas häuft, ist die Arbeit des Tages gethan. Nach der Comida geht man noch einmal auf eine Stunde ins Geschäft, das inzwischen von einem Commis gehütet worden ist; um 6 Uhr wird dasselbe geschlossen.

Zwischen 5 und 7 Uhr sind der Altozano, d. h. die breite Terrasse vor der Kathedrale, und der Camellon von San Diego voll von Spaziergängern. Aber es sind immer nur Männer, welche hier promeniren, höchst selten sieht man einen Mann seine Frau spazieren führen. Auf dem Altozano versammelt sich die geistige Elite der Gesellschaft. Der frühere argentinische Gesandte Cané, der ein Büchelchen über Bogotá veröffentlicht hat, selber ein Literat, hat eine lebendige und begeisterte Schilderung dieser Zusammenkünfte entworfen. Ihm ist Bogotá überhaupt das Athen von Südamerika, die Stadt des regsten geistigen Lebens. Es ist mir nicht vergönnt, andere südamerikanische Städte zum Vergleiche heran zu ziehen, aber was die geistige Bedeutung Bogotás im Verhältnisse zu europäischer Bildung betrifft, so urtheilt ein Europäer darüber anders denn ein Kreole. Welches Interesse haben Männer wie José Maria Samper, wie Rafael Pombo oder Felipe Pérez u. A., haben ihre lyrischen Gedichte, Romane und Pamphlete für einen europäischen Leser? Die Funken sprühenden Geistes (el chispo), welche Cané an diesen Unterhaltungen rühmt, erscheinen uns als hohle Phrasen, die Oberflächlichkeit der Kenntnisse bei den meisten wird von jedem deutschen Primaner durchschaut.

Der große Mann in der europäischen Literatur ist Victor Hugo, dessen Dichtungen dem Geschmacke der Kreolen am meisten entsprechen. Ist doch auch die französische Sprache denselben viel zugänglicher und sympathischer als die englische oder gar die deutsche! Goethe und Schiller sind nur dem Namen nach bekannt, werden aber häufig für lebende Persönlichkeiten gehalten, von Lessing schon haben die meisten nie etwas gehört. Will man mit seinen naturwissenschaftlichen Kenntnissen prunken, so beruft man sich mit Vorliebe auf die großen Naturforscher Flammarion und Jules Verne. Die meisten Gespräche, soweit sie sich nicht um Geschäft und Stadtklatsch drehen, beziehen sich aber, wie man aus den gelegentlich aufgefangenen Brocken entnimmt, auf die Politik. Das ist in einem Lande, wo Jeder jeden Augenblick zur Theilnahme an der Regierung berufen werden kann, ja auch noch natürlicher als bei uns, aber die Art dieser Politik hat für uns etwas Kleinliches. Man braucht nur in eine der zahlreichen, wie Pilze aus der Erde hervorschießenden und oft ebenso rasch wieder verschwindenden, meist zweimal wöchentlich erscheinenden, Bogotáner Zeitungen zu blicken, um sich davon zu überzeugen. Die Vorgänge in Europa werden nur in dürftigsten Auszügen mitgetheilt; die Redaktion hält sich nicht etwa europäische Blätter, sondern entnimmt diese Nachrichten dem Panama Star und Herald, dessen Kenntnisse wieder auf der Lektüre einer englischen, einer französischen und einer nordamerikanischen Zeitung beruhen. Nur sehr Wenige haben darum eine einigermaßen klare Idee von der Stellung der europäischen Mächte zu einander, von den Fragen, welche deren innere Politik bewegen. Etwas mehr hört man von den Vereinigten Staaten und den anderen Republiken des spanischen Amerika, deren politische Vorgänge in Folge der Stammes- und Kulturverwandtschaft mehr Verständniß und Interesse finden. Aber mehr als drei Viertel des politischen Theiles der Zeitung, mehr als drei Viertel der politischen Gespräche beziehen sich auf die innere Politik Kolumbiens. Vor dem Schwall von tönenden, aber inhaltsleeren Phrasen, in welche auch die geringste und nüchternste Frage eingehüllt wird, würde sich jeder deutsche Redakteur, auch wenn er in Redensarten noch so gewandt wäre, beschämt verkriechen. Und in diesen Erörterungen, in der ganzen politischen Anschauungsweise herrscht der größte Formalismus. Die eigentlichen konkreten Fragen, Hebung der wirthschaftlichen Verhältnisse, sobald nicht ein mit Händen greifbarer eigener Vortheil dabei herausspringt, Förderung von Bildung und Rechtspflege und dergleichen mehr treten bei diesen politischen Erörterungen wie in den politischen Kämpfen ganz hinter die Fragen der reinen Politik, d. h. mit anderen Worten, hinter politische Intriguen zurück. Die ganze Politik ist eigentlich ein Kampf um die Macht; die Welt mag zu Grunde gehen, wenn man nur selbst im Trüben dabei fischen kann.

Der einzige principielle Gegensatz von wirklicher Bedeutung besteht in religiös-kirchlicher Beziehung. Der größere Theil der Gebildeten sind Freidenker, spotten über den Aberglauben der Kirche, sehen in derselben eine Feindin der Kultur, und haben dieser Ueberzeugung auch in politischer Beziehung Ausdruck gegeben, indem sie die Civilehe eingeführt, die Klöster aufgehoben und überhaupt ein ähnliches Verhältniß von Staat und Kirche herbeigeführt haben, wie die preußischen Maigesetze. Ihnen gegenüber vertreten die Conservadores dieselben Anschauungen wie bei uns die Ultramontanen, plädiren für die Herrschaft der Kirche in Staat, Schule und Leben. Die große Mehrzahl der Frauen wie des Volkes steht auf ihrer Seite, sie hängen der Kirche gläubig an, machen alle die religiösen Uebungen und Ceremonien, an denen der katholische Kult so reich ist, um so eifriger mit, als sie in denselben eine willkommene Aufregung des Gemüthes, wie sie dem Manne die Politik bietet, eine Abwechselung in ihrem sonst so monotonen Tageslaufe erblicken.

Die Bewohner der Andamanen[1]).

I.

E. M. Wiewohl schon Manches über die Andamanen und ihre Bewohner mitgetheilt ist — wir erwähnen z. B. die Berichte Jagor's (Sitzungsber. Berl. Ges. f. Anthropol.), den interessanten Aufsatz von Ad. de Roepstorff (Zeitschr. d. Ges. f. Erdkunde), der allerdings nicht gerade die Ureinwohner zum Gegenstande seiner Arbeit gewählt hat, sondern ihrer nur beiläufig gedenkt (er giebt aber auch die Titel der meisten englischen, über die Inseln und ihre Bewohner handelnden Werke an), endlich die Bemerkungen Virchow's (in Verh. Ges. f. Anthropol.) — verdient die vorliegende Arbeit Man's doch eine besondere Beachtung. Einmal nämlich beruht sie auf den Jahre hindurch fortgesetzten Beobachtungen des Verfassers, was seinen Mittheilungen einen besonderen Werth verleiht, dann aber hat er diese Beobachtungen ganz systematisch nach den Vorschriften der British Association gemacht, in Folge dessen sie sich, ohne beinahe irgendwo nennenswerthe Lücken zu zeigen, über alles verbreiten, was zum Leben und Treiben des Volkes gehört. Das Buch enthält außerdem noch eine Einleitung über die Inseln im Allgemeinen und einen Anhang über die Sprache der Autochthonen von A. J. Ellis; im Folgenden wollen wir uns ausschließlich mit den Andamanesen beschäftigen und uns auch nur auf einen Theil der Mittheilungen Man's beschränken, um denselben ihr eigenthümliches Gepräge möglichst zu erhalten.

Folgende Sätze, die er für erwiesen annimmt, bieten dem Verfasser den Ausgangspunkt, an welchen er seine weiteren Mittheilungen anknüpft: Die Bewohner der Inseln sind Negritos und keine Papuas, sie sind die Autochthonen des Landes, deren Verwandtschaft — wenn überhaupt eine solche besteht — mit den Semangs der Halbinsel Malakka und den Aetas der Philippinen vielleicht eines Tages nachgewiesen werden kann; in Sitten und Gebräuchen läßt sich große Aehnlichkeit mit den ausgestorbenen Negritos von Tasmanien erkennen. Alle uns bekannten Stämme gehören unzweifelhaft zu einer und derselben Rasse und sind unvermischten Ursprunges. Die kleinen Unterschiede, die man antrifft, lassen sich sehr leicht durch die Abgeschlossenheit, in welcher sie wegen des schwierigen Verkehrs zum Theil leben, gut erklären, einzelne abweichende Erscheinungen, z. B. die bienenkorbförmige Gestalt der Hütten, haben die Bewohner der Kleinen Andamanen vermuthlich von den benachbarten Nikobaren entlehnt, gegen welche sie im Laufe des letzten Jahrhunderts verschiedene Züge unternommen haben; übrigens wird vermuthlich innerhalb weniger Jahrzehnte diese Rasse, auf den Großen Andamanen wenigstens, ganz ausgestorben sein.

Der Name Mincopies, den sie angeblich gebrauchen, um sich selbst zu bezeichnen, ist ihnen, wie unser Autor angiebt, ganz unbekannt; die einzigen Worte, welche dem Laute nach eine entfernte Aehnlichkeit mit jenem Namen haben, sind min kaich (komm her), und es ist sehr wohl möglich, daß der Name sich als Spottname aus diesem Anrufe entwickelt hat. Die Bewohner der Kleinen Andamanen haben alle Annäherungsversuche bis jetzt so entschieden zurückgewiesen, daß es unmöglich war, sich über sie zuverlässige Angaben zu verschaffen; die Mittheilungen, die Man macht, beziehen sich daher nur auf die acht Stämme der Großen Andamanen. Was den Körperbau derselben betrifft, so glaubt Man den früheren Berichten in verschiedener Hinsicht widersprechen zu müssen; so bezeichnet er z. B. das Vorkommen von Personen mit stark hervortretendem Unterleib oder mit schlecht entwickelten Extremitäten als Ausnahme; entschieden verwirft er die Angabe, daß alle Andamanesen große Hände und Füße haben sollen. Der größte Mann maß 5' 4¼", die größte Frau 4' 11½" (engl. Maß). Von 48 Männern wurde das Maximum des Gewichtes auf 119½ Pfd. (Körperlänge 5' 3¾"), das Minimum auf 77½ Pfd. (Körperlänge 4' 5¾") bestimmt. Bei 41 Frauen kommen die Maxima und die Minima der Gewichte nicht mit denen der Körperlänge überein. Wir finden 135 Pfd. und 4' 7", 102½ Pfd. und 4' 10¼", 4' 4" und 67 Pfd., 4' 5" und 4' 5½" mit 78 Pfd. und mit 97 Pfd. Die Frauen verlieren ihre anmuthige Gestalt früh, bei vielen beobachtet man eine starke Entwickelung der Gesäßmuskeln; die Durchschnittstemperatur unter der Achselhöhle betrug bei 5 Frauen im Alter von 16 bis 22 Jahren 97,7° F. (niedrigste bei der ältesten 95,9°, höchste bei der zweitjüngsten 98,3°). Pulsschläge 56 bis 94 (Minimum und Maximum bei denselben Personen); Respirationen 19 bis 24. Auch hier finden wir das Minimum bei der ältesten, das Maximum bei einer 18jährigen.

Die weiche Haut ist wenig behaart, die Farbe wechselt von der der Bronce bis zum tiefsten Schwarz; specifische Unterschiede zwischen den Stämmen der Küste und denen des Dschungel treten in dieser Hinsicht nicht hervor. Die Augen stimmen mit Nr. 16 der Scala von Broca überein, nur in einem Falle wurde Uebereinstimmung mit Nr. 1 beobachtet. Sie zeigen keine Spur von einem eigenthümlichen, sogenannten Negergeruch, wohl aber haftet der Duft der mit Oel gemengten Farben an ihnen, mit denen sie sich bemalen; nach größeren Festlichkeiten haben sie wohl einmal einen übelriechenden Athem. Länger als acht Stunden fortgesetztes Fasten scheint ihnen sehr unangenehm zu sein; in solchen Fällen schnüren sie sich die Taille zusammen. Besonders der Durst wird ihnen wohl in Folge starker Transpiration beinahe unerträglich. Unter dem Einfluß einer starken Erregung, z. B. bei Festlichkeiten, können sie wohl 48 Stunden lang den Schlaf entbehren. Gegen Kälte (der Thermometer zeigt wohlgemerkt nie weniger als 69° F. = 20⁵⁄₉° C.) sind sie sehr empfindlich, doch suchen sie sich auch gegen große Hitze u. a. durch Bestreichen mit weißer Farbe zu schützen. Die Stimme der Männer ist klar, nicht tief, die der Frauen, namentlich wenn sie stark angestrengt wird, oft schrill. Die recht schlecht behandelten Zähne sind doch gewöhnlich sehr schön, Caries kommt, wie es scheint, nur bei älteren Personen vor.

Das zur Verfügung stehende Material erlaubte nicht über

[1]) On the Aboriginal Inhabitants of the Andaman Islands by Edward Horace Man. London, published by the Anthropological Institute of Great Britain and Ireland.

das Haar ein endgültiges Urtheil zu fällen. Wie es scheint, ist der Querschnitt oval; das Haar ist sehr kraus und scheint in spiralförmigen Büscheln zu wachsen, es ist fein und ziemlich reich und die Wurzeln sind regelmäßig über den Schädel vertheilt. In einzelnen wenigen Fällen wurde es 8 bis 10 Zoll lang, jedoch waren dann die Enden abgestorben und brachen leicht. Die Frauen rasiren alle 6 oder 10 Tage den ganzen Kopf und lassen nur zwei vom Scheitel bis zum Nacken reichende Streifen übrig, in denen das Haar nie länger als 1/8 Zoll werden darf. Da sie nun kein Instrument zum Beschneiden der Haare haben, muß dieser gar genannte Streifen bei dem jedesmaligen Rasiren des Kopfes aus dem Nachwuchse neu gebildet werden. Auch die Männer haben manchmal den Kopf ganz geschoren; gewöhnlich aber bleibt eine 6 bis 8″ im Durchmesser haltende Kappe übrig; seitdem sie mehr mit Europäern in Berührung gekommen, haben sie verschiedene Moden eingeführt. Die Operation des Scheerens wird gewöhnlich von Frauen vorgenommen und umfaßt manchmal auch die Augenbrauen. Die Farbe des Haares wechselt zwischen Grauschwarz, Schwarz und Rußfarben, scheint aber mit der Hautfarbe nicht in direktem Zusammenhange zu stehen. Nach dem 40. Jahre werden sie grau; die Zahl der Personen, welche dieses Alter überschreiten, ist sehr klein (die mittlere Lebensdauer beträgt kaum 22 Jahre) und so sieht man nur sehr selten ganz weißes Haar. Der Gesichtsausdruck ist verschieden und ähnelt verschiedenen Typen; diese Erscheinung wird mehr bei Männern als bei Frauen beobachtet. Es mag hier noch erwähnt sein, daß die Vermuthung, sie seien mit anderen Rassen vermischt, schon aus dem Grunde unwahrscheinlich zu sein scheint, da die einer Rassenvermischung entsprossene Nachkommenschaft ohne Ausnahme durch die männlichen Mitglieder des mütterlichen Stammes bald nach der Geburt in einer oder der anderen Weise dem Tode geweiht wird.

Heirathen werden gewöhnlich vollzogen, wenn der Bräutigam 18 bis 22, die Braut 16 bis 20 Jahre alt ist; die Anzahl der Kinder einer Ehe beträgt gewöhnlich 3 bis 4 (im Maximum 6, von denen jedoch nur 3 das Alter der Mannbarkeit erreichen). Zwillingsgeburten kommen selten vor, und es ist kein Beispiel bekannt, daß beide die zarteste Jugend überlebt hätten; übrigens sieht man sie nicht gern. Drillingsgeburten sind ganz unbekannt. Unfruchtbarkeit ist selten, todtgeborene Kinder sind unbekannt. Die geringe Fruchtbarkeit der Frauen muß wohl zum Theil dem zugeschrieben werden, daß sie die Kinder spät entwöhnen.

Den Kranken und Hilflosen begegnen sie mit großer Freundlichkeit. Lungenkrankheiten kommen am häufigsten vor und werden ihnen am gefährlichsten; diese sowie Herzkrankheiten werden der Einwirkung eines bösen Geistes zugeschrieben, überhaupt innerliche Schmerzen als etwas Uebernatürliches betrachtet. Gegen andere Krankheiten gebrauchen sie innerliche oder äußerliche Mittel, die je nach Alter, Geschlecht ꝛc. des Patienten verschieden sind; gegen die höheren Mächten zugeschriebenen Uebel wenden sie verschiedene Zaubermittel an, namentlich dienen Amulette von Menschenknochen als Schutzmittel gegen den Einfluß der bösen Geister.

Schwangere Frauen essen mäßig, lieben aber eine verschiedenartige Nahrung. Bis ihre Stunde sich nähert, machen sie sich viel Bewegung, was die Entbindung erleichtern soll. Bei letzterer nimmt die Frau eine sitzende Haltung an, der Mann hält sie und unterstützt ihren Rücken, befreundete Frauen leisten die Dienste, welche die Umstände erfordern. Die Couvade ist bei ihnen unbekannt.

Die Behandlung eines Schlangenbisses hängt davon ab, ob man die Schlange getödtet hat oder nicht. In ersterem Falle wird das Nierenfett derselben auf die Wunde gelegt, in letzterem Falle wird die Wunde unterbunden und kauterisirt. Der Biß des Tausendfußes ist ziemlich ungefährlich.

Ihre Gemüthsstimmung verräth sich demjenigen, der sie kennt, schon von außen. Bei guter Laune funkeln die Augen, die Haut um dieselben ist leicht gerunzelt, der Mund halb geöffnet, die Mundwinkel etwas zurückgezogen; wenn sie dagegen in gedrückter Stimmung sind, gehen alle die genannten Erscheinungen in eine gewisse Erschlaffung über, bei großem Kummer erweitern sich die Nasenlöcher. Bei tiefem Nachdenken und genauem Betrachten eines Gegenstandes sind die Augen starr auf denselben geheftet; im Zorn richten sie sich neben der Person, welche denselben erregt, auf die Erde. Wenn sie freudig bewegt sind, wird ein Bein angezogen und ein Schlag auf den Schenkel applicirt. Frauen und Kinder, die in Furcht gesetzt werden und nicht fliehen können, werfen sich mit dem Gesicht auf die Erde und schreien, Männer in ähnlichem Zustande fallen auf den Rücken, erheben die Hände und rollen die Augen. Die Bewegungen sind leicht und gewandt; die Schrittweite beträgt etwa 24 und 20 Zoll. Wenn sie rufen, hocken sie in der im ganzen Orient gebräuchlichen Haltung; sind sie sehr müde, so legen sie sich auch nieder. Beim Schlafen liegen sie gewöhnlich auf der rechten Seite, die Knie werden angezogen, eine Hand zwischen die Schenkel gelegt, die andere kommt unter den Kopf.

Die größte Last, die ein Mann trägt, beläuft sich etwa auf 40 Pfd., er legt mit derselben zwischen Sonnenaufgang und -Untergang gegen 15 engl. Meilen zurück. Nur selten tragen sie auf dem Kopfe, gewöhnlich an einem um die Brust oder bei Frauen um die Stirn befestigten Tragbande.

Selten und nur auf kurzen Abstand laufen sie, im Dschungel bewegen sie sich schneller als Indier. Ihre Sinne sind vorzüglich entwickelt. Die Leute im Dschungel sehen ein Vogelnest auf den ersten Blick, am Geschmack des Honigs erkennen sie sofort, welche Blüthen die Bienen vorzugsweise aufgesucht haben. Bei den Leuten von der Küste ist das Gehör so scharf, daß sie in dunkler Nacht die Schildkröte mit sicherer Hand harpuniren, wenn sie die leisen Athemzüge des Thieres hören, welches auftaucht, um Athem zu schöpfen. „Du Tauber“ ist daher ein gewöhnliches gegen die Dschungelleute gerichtetes Scheltwort, weil das Ohr derselben nicht so empfindlich ist.

Früher war man der Ansicht, daß sie sehr unerschrocken seien; diese Ansicht scheint irrig zu sein. Ihr Muth entstand wohl nur aus dem Gedanken, daß sie selbst und ihre Waffen unüberwindlich seien. Nachdem sie sich davon überzeugt, daß diese Meinung irrig ist, könnte wohl nur die äußerste Verzweiflung oder grenzenlose Wuth sie veranlassen, einen offenen Angriff zu wagen. Allerdings wird der Muthige bei ihnen geschätzt, der Furchtsame ausgelacht; nie aber vergessen sie, daß Vorsicht die Mutter der Weisheit ist. Doch zeigen sie häufig einen gewissen Edelmuth; bei der ersten Niederlassung der Engländer in Port Blair schossen die Andamanesen auf keinen Gefangenen, welcher eine Kette trug, und sie begnügten sich, nur diejenigen zu belästigen, welche anscheinend frei umhergingen und demnach, wie sie vermutheten, freiwillig in ihr Land gekommen waren. Dies ging endlich soweit, daß auch letztere, der fortwährenden Neckereien und Belästigungen müde, um die Erlaubniß baten, Ketten anlegen zu dürfen. Unter einander und Fremden gegenüber, mit denen sie auf gutem Fuße stehen, beweisen sie sich sehr freundlich. Bejahrte und Hilflose führen in Folge der ihnen zukommenden Unterstützung

ein materiell besseres Leben als selbst ihre begüterten Stammgenossen. Auch die Kinder werden mit Güte und Liebe erzogen.

Trotz der bescheidenen Hülle, die sie tragen, ist ihr Schamgefühl sehr entwickelt; eine Frau würde ihren Schurz nicht in Gegenwart einer anderen Frau wechseln; Bemerkungen über den Körperbau des Mannes gegenüber der Frau, über den der letzteren gegenüber dem Mann gemacht, würden für sehr unpassend gelten.

Bei der Arbeit sind sie fleißig, auch ohne äußeren Zwang suchen sie einander nachzueifern und sie lieben es nicht, sich durch andere in den Schatten stellen zu lassen. Selbstsucht scheint keiner ihrer Fehler zu sein, sie geben das Beste und Schönste, was sie besitzen, weg, wobei sie allerdings von vornherein auf ein gewisses Gegengeschenk rechnen.

In ihrem Benehmen ähneln sie den Papuas; sie sind ein lustiges, schwatzhaftes, leicht erregtes und ruheloses Völkchen. Sie sprechen schnell, wiederholen immerfort denselben Gedanken und ein Streich, der einem Anderen gespielt wird, wird, wenn er nicht allzuderb ist, gut aufgenommen. Selbst wenn sie im Aerger Scheltworte gebrauchen, richten sich diese nur gegen die Person des Gegners, nie, wie dies in Indien so häufig vorkommt, gegen die Verwandten desselben. Uebrigens sind die gebrauchten Schimpfworte ziemlich harmloser Natur, z. B. du Langnase, du Narr, du Lügner, du Haut und Knochen; zuweilen entstehen aus solchem Wortwechsel wirkliche Streitigkeiten.

Mit wenigen Ausnahmen ziehen sie das freie ungebundene Leben der Wildniß dem Aufenthalte in Port Blair vor, selbst wenn sie lange mit Europäern verkehrt haben. Die Kinder scheinen bis zum 12. oder 14. Jahre durchschnittlich ebensoviel Intelligenz, wie die Kinder civilisirter Rassen zu besitzen; wenn sie älter werden, scheint dieselbe mehr oder weniger zu schlummern. Alle scheinen ein gutes Gedächtniß zu haben. Wie die meisten Wilden, schenken sie ihren Träumen unbedingt Glauben und richten ihre Handlungen ganz nach den Warnungen oder Rathschlägen ein, die ihnen durch dieselben ertheilt werden; einzelnen Personen, „Träumer“ genannt, wird übernatürliche Macht, namentlich zweites Gesicht, zugeschrieben; auch glaubt man, daß sie übernatürlichen Einfluß auf das Leben und das Glück ihrer Nebenmenschen besitzen, welchen sie denen gegenüber in unangenehmer Weise fühlbar machen, die es versäumt, der Bewunderung ihrer Gaben durch entsprechende Geschenke Ausdruck zu geben. Manchmal kommt es vor, daß auch der Traum eines Knaben sich erfüllt, der dadurch in die Reihe der zukünftigen Seher eintritt. So lange diese Leute Proben ihrer Kraft geben, setzt man Vertrauen in sie und die Geschenke fließen ihnen manchmal so reichlich zu, daß sie nicht im Stande sind, gleich Gebrauch von denselben zu machen; sie lassen sie dann in den Händen des Gebers, behalten sich jedoch den Gebrauch für später vor. Ob sie selbst an ihre Macht glauben, ist nicht mit Bestimmtheit anzugeben. In ihrem Verkehre kennen die Andamanesen kein Versprechen, keinen Eid, nichts, was dem Anrufen einer höheren Macht, z. B. der Sonne oder des Himmels, ähnlich sähe; ebenso wenig kennen sie Gottesgerichte, und derartiges scheint nie bei ihnen bestanden zu haben.

Die Bewohner der Gruppe sind in wenigstens neun Stämme getheilt, die sich der Sprache nach unterscheiden; die Zahl der zu denselben gehörenden Personen ist auch nicht annähernd festzustellen, um so weniger als den Leuten selbst der Zahlensinn ganz fehlt und von ihnen keine Angaben zu bekommen sind; Man glaubt, daß ihre Zahl nicht über 1000 betragen wird. Der Saddle Peak auf Nord-Andaman, der einzige Berg der Gruppe, der bis in die neueste Zeit den Bewohnern, welche sich in ihren gebrechlichen Canoes nicht weit von der Küste zu entfernen wagen, bekannt war, erhebt sich bis zur Höhe von 2400 Fuß; er ist 60 engl. Meilen weit sichtbar und gilt als der ursprüngliche Sitz des Schöpfers vor der Sintfluth. Da sie, ehe sie in Berührung mit den Engländern kamen, nicht einmal die gegenüberliegende Küste von Barma kannten, ist es erklärlich, daß sie sich für die einzigen Bewohner der Erde hielten; gelegentliche Besuche von Reisenden faßten sie auf als Besuche von dahingeschiedenen Geistern, welche die Erlaubniß erhalten hatten, vorübergehend zur Erde zurückzukehren; selbst jetzt noch werden die Bewohner Indiens „dahingeschiedene Geister“ genannt. Ortsnamen werden im Allgemeinen von den einem Orte zukommenden Eigenthümlichkeiten abgeleitet, sei es von einem Baume, einem Steine, einem Gefechte, welches dort stattgefunden; manche dieser Namen sind den jetzt Lebenden unverständlich.

Die Möglichkeit, in dem Dschungel eine genügende Existenz zu finden, die früher bezweifelt wurde, hat sich vollkommen nachweisen lassen; alle Stämme, die wir kennen, haben ganz bestimmte Ausdrücke für einen Küstenbewohner, einen Fischer, einen Creekman und einen Dschungelmann; diese vier Klassen unterscheiden sich hinsichtlich ihrer Lebensweise; die beiden erstgenannten leben an der Küste, die eine stellt die Geräthschaften her, mit denen die zweite die Lebensbedürfnisse beschafft, die dritte und vierte leben im Binnenlande. Natürlich ist jede Klasse auch mit der Thätigkeit einer anderen einigermaßen bekannt und die Leute von der Küste verschmähen es durchaus nicht, gelegentlich Jagd auf ein Dschungelschwein zu machen; jedoch besteht immerhin so viel Unterschied, daß jede Klasse die andere wegen des Mangels der in ihren Augen nothwendigsten Eigenschaften mit Spottnamen belegt.

Das Nomadenleben scheint eine Eigenthümlichkeit der Leute von der Küste zu sein, abgesehen von solchen Fällen, wo ein Lager wegen eines Todesfalles eine Zeit lang verlassen wird; sie werden dazu gezwungen, wenn z. B. die herrschende Windrichtung einen Theil des Strandes während einzelner Mondphasen ungeeignet für den Fischfang macht. Doch werden derartige Züge nicht weiter ausgedehnt, als die Umstände es nöthig machen. Manchmal werden sie auch zur Auswanderung gezwungen, wenn die Abfälle u. s. w. einen längeren Aufenthalt unmöglich machen und sie versäumt haben, zeitig für Entfernung derselben Sorge zu tragen.

Je nachdem sie einen dauernden oder nur einen vorübergehenden Aufenthalt beabsichtigen, ist die Bauart ihrer Hütten verschieden. Man unterscheidet drei Arten, von denen die beiden ersten von den Männern, die dritte von den Frauen hergerichtet wird; dieselben unterscheiden sich von einander durch die Abmessungen und die Art der Materialien. Im Allgemeinen bestehen sie aus einem schräg abfallenden Dach, welches von vier Pfosten getragen wird, oder bei den nur zu vorübergehendem Gebrauch bestimmten Hütten an der hinteren Seiten direkt auf dem Boden ruht. Die kleinsten Hütten bieten immerhin ein für zwei Personen genügendes Obdach.

Als nothwendiges Erforderniß befindet sich in jeder Hütte ein kleines Feuer, über demselben auf vier Stützen ein kleines Brett, auf welchem die Vorräthe niedergelegt werden, die der Rauch gegen die Insekten schützen soll. An der Vorderseite des Daches hängen die Trophäen der Jagd. Man widerspricht der Ansicht, daß die Andamanesen je in Erdhöhlen leben oder auf bloßem Sande lagern;

immer, sagt er, liegen sie auf Matten oder einem Blätterlager. Wo man solche Höhlen fand, wie die, von denen einzelne Berichterstatter erzählen, handelte es sich entweder um Flüchtlinge, oder um die Arbeit von Kindern, welche „Begraben" spielten. An den permanenten Lagerplätzen, welche gewöhnlich an vor dem herrschenden Winde geschützten Oertlichkeiten erbaut werden und für etwa 50 bis 80 Personen bestimmt sind (obwohl sie, namentlich bei festlichen Gelegenheiten, einer viel größeren Zahl Obdach gewähren können), umschließen die Hütten gewöhnlich einen länglich runden Platz, dem sie die offene Seite zuwenden. An der einen schmalen Seite befindet sich der allgemeine Kochplatz, an den Flügeln die Hütten der jungen Mädchen und der jungen Männer, welche durch die Hütten der verheiratheten Leute von einander getrennt sind; auch in den Hütten selbst wird bei gemeinschaftlichem Gebrauch durch Personen verschiedenen Alters und Geschlechts eine solche Trennung beobachtet.

Aus allen Erdtheilen.

Asien.

— Mr. Betson, Zoolog aus Cambridge, hält sich gegenwärtig in St. Petersburg auf; er hat die Absicht, die Fauna der Seen des Gebietes von Turgai zu studiren. Im Laufe dieses Sommers gedenkt er sich an den See Tschalkar zu begeben, im nächsten Sommer weitere Forschungen in der Kirgisensteppe zu unternehmen. („Oestl. Rundschau" 1884, Nr. 21.)

— Aus Samarkand theilt die „Oestliche Rundschau" (1886, Nr. 8) mit: Am 14. Februar 1886 wurde hier eine Ambulanz für kranke eingeborene Frauen errichtet; eine Frau, welche Medicin studirt hat, leitet dieselbe.

— Aus Wernoje schreibt man: Die kaiserlich russische geographische Gesellschaft hat eine Expedition zur allseitigen wissenschaftlichen Untersuchung des Gebirges Chan-Tengri und dessen zahlreichen Gletschern ausgerüstet (vergl. „Globus", Bd. 49, S. 302). Mitglieder der Expedition sind der Bergingenieur Ignatjew und der Botaniker Krasnow. Letzterer ist bereits in Wernoje eingetroffen, um im Frühling die Flora der Steppe und der Flußniederung des Ili, der Tschu-ili-Berge und des Alatau, der Vorberge der Trans-Ili-Gebirge zu studiren. Die Reise zum Chan-Tengri, dem großen Gebirgszuge des Himmelsgebirges, kann nicht früher als Ende Juni angetreten werden, um die heißen Monate Juli und August zur Erforschung der Gletscher benutzen zu können. Wahrscheinlich wird auch ein Photograph die Expedition begleiten. („Oestl. Rundschau" 1884, Nr. 18 v. 1. Mai.)

— Die Zeitung „Wladiwostok" bringt Reiseskizzen, worin von neueren Goldlagern erzählt wird. So soll nach der Angabe des Ataman der Staniza Pokrowsk 50 Kilometer unterhalb Albasins am Amur zwischen den Stanizen Beitanowa und Beketowa ein Goldlager entdeckt worden sein; hier gräbt schon eine kleine Gesellschaft. Auch am Flusse Argun, 60 Kilometer von der Mündung, befindet sich auf chinesischem Boden Gold, wo bereits 500 Mann graben.

— In der Zeitung „Wladiwostok" wird ausgerechnet, daß die Arbeitsleistung der Arrestanten auf Sachalin etwa 60 160 Rubel beträgt, während die Kosten ihres Unterhaltes etwa 681 600 Rubel, also genau 10mal so viel ausmachen; dabei sind die Kosten der Ueberfahrt, der Verwaltung, des Militärs zur Bewachung gar nicht mitgerechnet.

Afrika.

— Außer dem regulären Kosakenheere existirt bis heute noch ein sogenanntes freies; die freien Kosaken leben sowohl innerhalb der Grenzen Rußlands als auch außerhalb: an den öden Küstenstrichen des Kaspischen Meeres, besonders im Süden, am Flusse Atrek, in Chorassan, in Persien und in ganz Klein-Asien. Vor drei oder vier Jahren wählten die freien Kosaken Nikolai Iwanowitsch Aschinow, einen Kosaken des Terek-Heeres, zu ihrem Ataman und beschlossen ihn an die Kaukasische Oberverwaltung zu schicken mit der Bitte, ihnen zu erlauben, sich auf Landstrecken des westlichen Kaukasus, welche an das Schwarze Meer grenzten, ansiedeln zu dürfen. Die Bitte war ohne Erfolg und die Kosaken gingen aus einander: ein Theil begab sich zum Mahdi und machte in den Reihen seiner Streiter den Engländern viel zu schaffen; ein anderer Theil blieb in Chorassan und der dritte Theil wurde von dem abessinischen Kaiser Johannes gerufen und zog dahin. Im September vorigen Jahres folgte ihnen auch ihr Ataman Aschinow. So kamen russische Kosaken nach Abessinien. („Zeitgenössische Nachrichten.")

— Ueber die ausgedehnten Reisen der Suaheli-Kaufleute berichtet H. H. Johnston in seinem „Kilima Ndscharo" anläßlich seines Aufenthaltes bei Mandara, dem Häuptlinge von Moschi, Folgendes. Obgleich derselbe niemals über ein größeres Land gebot, als der Postbezirk von London ist, so ist doch der Ruf seiner Klugheit, seiner königlichen Manieren und seiner Tapferkeit weit und breit in Mittelafrika verbreitet, und zwar durch die Suaheli-Kaufleute, welche in allen Richtungen zwischen dem Victoria-Njanza-See und dem Indischen Ocean verkehren. Mögen diese Leute auch Sklavenhändler und Sklavenräuber sein, ihr Einfluß in Afrika hat eine gewisse civilisirende Richtung. Diese arabischen Mischlinge sollten eigentlich die afrikanischen Fuhrleute genannt werden. Um Handel zu treiben, durchwandern sie die ganze Gegend zwischen dem Victoria-Nil, Abessinien, den großen Seen, dem oberen Congo und dem Zambesi. Nach einem Besuche eines Fürsten wie Mandara konnte man sie später am Hofe von Mtesa, dem verstorbenen Fürsten von Uganda, finden und sie verkünden den Ruhm des einen Königs bei dem anderen. Mandara behauptet, daß er Verkehr unterhielt (wahrscheinlich in der Uebermittelung arabischer Höflichkeitsäußerungen bestehend) mit Mtesa von Uganda und mit Mirambo von Unjamwesi, eben vermittels solcher weitreisenden Händler, wie Djumba Kimameta, in dessen Gesellschaft Thomson ganz Massai-Land durchreiste.

— Von dem gelegentlich der jüngsten Erörterungen über die Zukunft des Congo-Staates viel genannten officiellen Berichte W. P. Tisdel's an das Staats-Sekretariat in Washington ist unter dem Titel „Congo" bei P. Frohberg in Leipzig eine Uebersetzung erschienen, welche bereits in zweiter Auflage vorliegt. Wir empfehlen sie Jedem, der sich über die dortigen Verhältnisse zu unterrichten wünscht und nicht auf die einseitig lobenden Reklamen der Betheiligten allein angewiesen sein will. Tisdel sagt nichts Anderes, als was seither durch deutsche Forscher durchweg bestätigt worden ist, und Vieles davon muß Jedem, der nicht voreingenommen ist, zu denken geben; z. B.: „Nach der Lage der Handelsverhältnisse vermag ich nicht einzusehen, wie oder wo es möglich wäre, ein einträgliches Geschäft im Inneren des Landes zu gründen" (S. 36) oder: „Meiner Ansicht nach ist der Vor-

schlag, eine Eisenbahn von Vivi nach Leopoldville zu bauen, den Bedürfnissen sowie den Fähigkeiten des Landes weit voraus. . . . . . Die Beförderung von Gütern durch Eingeborenen-Karawanen würde sich weit billiger stellen, und zwar stützt sich meine Behauptung auf eine zwölfjährige geschäftliche Erfahrung im Waarentransporte nach und in tropischen Ländern." Interessenten verweisen wir namentlich auf den angehängten Kontrakt, wie ihn der Congo-Staat mit seinen Beamten abzuschließen pflegt: wer den Kopf in solche Schlinge steckt, darf sich gewiß nicht beklagen, wenn sie ihm zugezogen wird.

— Im „Mouvement Géographique" (III, Nr. 14) wirft A. J. Wauters die Frage auf, ob jener mächtige Nebenstrom des Congo, dessen Unterlauf Kwo heißt, richtiger als Kassai oder als Sankuru bezeichnet werden muß, und entscheidet sich für letzteres. Denn von seinen beiden mächtigsten Quellflüssen ist der Sankuru viel weiter hinauf schiffbar, als der Kassai, welchen letzteren zwischen 6° und 7° südl. Br. die Mbimbi-Wasserfälle unterbrechen; über die resp. Wassermasse fehlt es noch an Angaben, während die Länge beider etwa gleich sein soll (das ist nicht richtig; der Kassai ist entschieden der längere — Red.). Mehr entscheidend ist, was neuerdings Lieutenant Kund, der den vereinigten Strom etwa unter 4° südl. Br. überschritt, darüber sagt (Verh. der Ges. f. Erdk. zu Berlin 1886, S. 318): „Der Sankullu ist der Wißmann'sche Kassai, welchen Namen die Eingeborenen nicht kennen. Er heißt bei ihnen dort, wo wir ihn überschritten haben, stets Sankullu. In einiger Entfernung vom Flusse tritt der Name Bolúmbo auf oder Bolúm, während weiter abwärts er auch den Namen Sadi Kamo zu führen scheint." Danach wäre es allerdings das Richtigere, den mächtigsten südlichen Congo-Zufluß als Sankuru zu bezeichnen, ein Name der schon bei Livingstone und Cameron für ein mächtiges innerafrikanisches Gewässer vorkommt.

Nordamerika.

— Fr. Schwatka wird unter dem Patronate der „New York Times" eine Forschungsreise nach dem St. Elias-Berge in Alaska unternehmen; ihn werden sechs bis acht Leute begleiten, darunter als Vertreter der Wissenschaft Dr. William Libbey, Professor der physischen Geographie am Colleg von Princeton. Schwatka wird seine Reise voraussichtlich auf den westlichen, dem Oceane zugewendeten Abhange des Gebirges beschränken.

— Désiré Charnay, über dessen archäologische Forschungen in Yukatan und dem Lande der Lakandonen der „Globus" in Bd. 45 bis 47 ausführlich berichtete, ist soeben von einer neuen, sechsmonatlichen Reise in Yukatan nach Frankreich zurückgekehrt. Seine archäologische Ausbeute scheint befriedigend ausgefallen zu sein, trotzdem daß die Mayas damals gerade einen ihrer Rachezüge gegen die spanischen Bewohner der Provinz unternahmen. Dieser Vernichtungskampf zwischen beiden Rassen dauert nun schon seit dem Jahre 1848 und soll bis heute mehr als 350 000 Menschenleben gekostet haben; er kann nur mit der Vertilgung der Mayas oder der Weißen ein Ende nehmen. Charnay grub zuerst acht Quadratmeter Basreliefs in Izamal aus, entdeckte dann eine neue Ruinenstätte, Ek Balam oder die Stadt des schwarzen Tigers, wo er später eine Woche verweilen und photographiren konnte, und grub auf einer Insel acht Stunden nördlich von Campeche die erste jemals entdeckte Maya-Grabstätte aus, welche ihm eine Menge interessanter Gegenstände lieferte.

Vermischtes.

— In einer neueren Arbeit über die Pflanzenwelt des westlichen Südamerika spricht John Ball die Ansicht aus, daß die Unterschiede zwischen den Floren der einzelnen Theile des tropischen Amerika nicht so bedeutend seien, um die von einigen pflanzengeographischen Schriftstellern, insbesondere von Engler, geübte Abgrenzung zu rechtfertigen. Die weite Region der warmen und feuchten Theile Süd- und Mittelamerikas müßte vielmehr als eine einzige botanische Provinz angesehen werden. Die natürlichen Grenzen der Floren denen der geographischen Gebiete entsprechend zu ziehen, sei überhaupt eine Unmöglichkeit. Im Allgemeinen könne man sagen, daß die natürlichsten Vegetationsbezirke von weiten Strecken Tieflandes, über welche eine begrenzte Anzahl von Typen verbreitet ist, und von Hochlandsinseln gebildet werden, welche die Heimath der speciellen Typen sind, die die charakteristischen Züge der Floren der verschiedenen Gegenden bilden.

— Dr. W. Schneider: Die Naturvölker. Mißverständnisse, Mißdeutungen und Mißhandlungen. Zweiter Theil. (Paderborn und Münster 1886.)

Der zweite Theil schließt sich dem ersten (vergl. „Globus" Bd. 49, S. 80) würdig an; ein erstaunlicher Reichthum von Thatsachen mit getreuer Angabe der Quellen macht das Buch für jeden Forscher werthvoll. Der Verfasser tritt zunächst dem „Mythus" von affenartigen Horden entgegen, welche den Uebergang zu den Anthropoiden bilden sollen; er weist nach, daß die „pithekoiden Züge" durchaus nicht allgemein und charakteristisch sind. In einer den Haupttheil des Bandes einnehmenden ausführlichen Schilderung zeigt er von den Australnegern, den ausgerotteten Tasmaniern, den Buschmännern und den Negern, daß sie in Sitten und Gebräuchen vielfach Züge erkennen lassen, welche auf eine ehemals höhere Stellung deuten oder eine viel höhere oft ganz eigenthümlich komplicirte Civilisationsentwickelung erkennen lassen, als man ihnen gewöhnlich zugestehen will. Das schwächste Kapitel ist das, welches offenbar dem Verfasser am meisten am Herzen gelegen hat, der Nachweis, daß nicht nur bei allen, auch den niedersten Stämmen, eine Art Religion sich finde, sondern daß auch hinter dem rohen Aberglauben, dem Fetisch- und Schamanenthum die verdunkelten Reste einer reineren Gotteserkenntniß erkennbar seien, zu deren Erklärung weder die Furcht vor unbekannten, unerklärlichen Einflüssen noch der Ahnen- und Seelenkult hinreiche. Hierbei kommt alles darauf an, welche Glaubwürdigkeit man den Berichten der Missionare, denen Alles darauf ankam, solche Spuren zu finden, zuschreibt. Das letzte Kapitel behandelt die Stellung der Frauen und besonders die Lehre von einer ursprünglichen Weibergemeinschaft und Gynäkokratie; der Verfasser findet überall nicht die Lehre der Entwickelungstheorie, sondern die vom Rückschritt oder Sündenfall bestätigt. Ob aber die „thierische Ausartung des Geschlechtstriebes" sich überall und nur in der außerchristlichen und der christenfeindlichen Welt findet? Es giebt Leute, die auch bei sehr frommen Leuten dergleichen beobachtet haben wollen. Ko.

Inhalt: Die Tongainseln. (Mit vier Abbildungen.) — Dr. G. Le Bon's Reise nach Nepal. I. (Mit drei Abbildungen.) — Dr. Alfred Hettner: Die Bogotaner. III. — Die Bewohner der Andamanen. I. — Aus allen Erdtheilen: Asien. — Afrika. — Nordamerika. — Vermischtes. (Schluß der Redaktion: 16. Juli 1886.)

Redakteur: Dr. R. Kiepert in Berlin, S. W. Lindenstraße 11, III Tr.
Druck und Verlag von Friedrich Vieweg und Sohn in Braunschweig.



Mit besonderer Berücksichtigung der Anthropologie und Ethnologie.

Begründet von Karl Andree.

In Verbindung mit Fachmännern herausgegeben von

Dr. Richard Kiepert.

Braunschweig | Jährlich 2 Bände à 24 Nummern. Durch alle Buchhandlungen und Postanstalten zum Preise von 12 Mark pro Band zu beziehen. | 1886.

Dr. G. Le Bon's Reise nach Nepal.

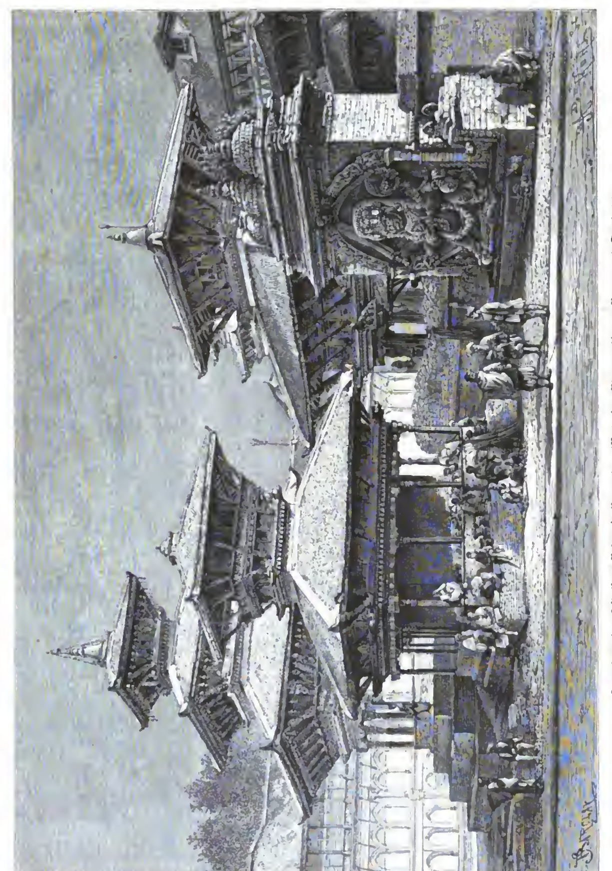
II.

Den zweiten Typus der nepalischen Tempel bilden Gebäude aus Ziegeln und Holz von einem ganz eigenthümlichen Charakter und einem Aussehen, das weit mehr tibetisch oder chinesisch als indisch ist. Es sind rechtwinkelige Bauten von mehreren Stockwerken, deren Größe nach oben abnimmt, und deren jedes sein eigenes Dach besitzt. Jedes dieser Dächer ist kleiner, als das darunter befindliche, so daß das Ganze das Aussehen einer Pyramide hat, und jedes ist an den Ecken leicht aufwärts gebogen, wie bei chinesischen Häusern, und mit zahllosen Glöckchen geschmückt. Der vorspringende Theil des Daches wird von schrägstehenden, mit Schnitzwerk bedeckten, hölzernen Pfosten getragen, und jeder Tempel ist von einer Veranda umgeben, die von zierlich geschnitzten Holzpfeilern getragen wird. Ein jedes solches Bauwerk ruht auf einer steinernen Untermauerung, die gleichfalls aus mehreren, nach oben sich verjüngenden Stufen besteht; auf einer Seite dieser Basis führt eine Treppe zum Tempel hinauf, die auf beiden Seiten mit Bildwerken von Ungeheuern, Göttern und Menschen geschmückt ist.

Der dritte Typus nepalischer Tempel umfaßt steinerne Bauwerke, welche sich durch ihre Form von den beiden anderen vollständig unterscheiden und eine bemerkenswerthe Originalität besitzen. Chinesischer Einfluß ist bei ihnen fast gar nicht zu bemerken, wohl aber indischer, der indessen nicht stark genug ist, um ihnen das Gepräge des Originellen zu nehmen. Sie sind auch die einzigen, bei welchen einiger Einfluß des Islam zu spüren ist, und zwar in der nebensächlichen Hinzufügung von Kuppeln. Wie man aus den Abbildungen sehen wird, lassen sich diese steinernen Tempel keineswegs einem einzigen Stile zuweisen; gemeinsam ist ihnen nur, daß sie auf mehrstufigen Unterbauten errichtet sind, deren Treppen denen des zweiten Typus gleichen und ebenfalls von Thier- und Menschengestalten eingefaßt sind. Nichts erinnert in ihrem Aeußeren an die etwas barbarischen Tempel aus Ziegelsteinen mit über einander gesetzten Dächern. Derjenige, welcher in Patan sich dem königlichen Palaste gegenüber befindet (vergl. die erste Abbildung in Nr. 10 dieses Bandes), kann seiner Form nach unter die interessantesten Denkmäler Indiens gerechnet werden; stände er in irgend einer Hauptstadt Europas, so würde er dort für höchst bemerkenswerth gelten. Seine nach oben zurückspringenden Stockwerke — es scheint dies das herrschende Princip in der nepalischen Architektur zu sein — sind mit Pavillons geschmückt, welche ihm ein überaus zierliches Ansehen geben; nur die ihn krönende Pyramide mit konvexen Seitenflächen zeigt die Einwirkung nordindischer Bauweise.

Die Architektur Nepals stammt augenscheinlich aus Indien, hat sich aber in Folge der Verpflanzung in ein anderes Land rasch umgebildet; diese Thatsache beweist, daß Rassenunterschiede in Hinsicht auf die Bauweise einen viel stärkeren Einfluß ausüben, als die Gleichheit des religiösen Glaubens.

Es wäre sehr schwierig, auch nur annähernd das Alter der verschiedenen Tempel Nepals zu bestimmen. Im Allgemeinen kann man von gewissen sagen, daß sie sehr alt sind, d. h. aus den ersten Jahrhunderten nach Christi Geburt stammen, und von anderen, daß sie verhältnißmäßig modern, d. h. später als im 15. Jahrhundert errichtet worden sind. Unbestimmbar bleibt aber das Alter derer,



Tempel vor dem kaiserlichen Palaste in Katmandu. (Nach einer Photographie von Bourne und Shepherd.)

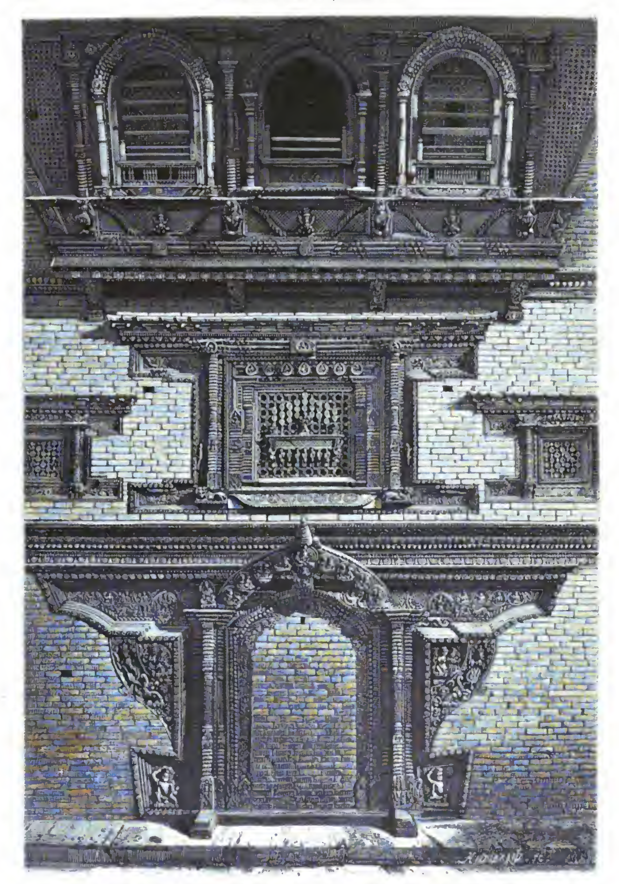
welche in der Zwischenzeit erbaut sind, wenn es deren überhaupt giebt, was Le Bon sehr zweifelhaft erscheint. Die ältesten sind jene großen halbkugeligen Topes aus Ziegeln und Erde, von denen oben die Rede war. In Anbetracht dessen, daß der Buddhismus im ersten nachchristlichen Jahrhundert in Nepal eingeführt wurde, und daß diese Bauwerke den Topes Centralindiens analog sind, möchte Le Bon ihre Erbauung oder wenigstens diejenige ihrer wesentlichen Bestandtheile in das zweite Jahrhundert unserer Zeitrechnung versetzen. Die auf ihnen befindlichen Inschriften sind leider zu wenig lesbar, um für diese Hypothese einen bindenderen Beweis zu führen.



Vorderseite eines Herrenhauses in Katmandu. (Nach einer Photographie des Reisenden.)

Die Tempel aus Holz und Ziegeln sind dagegen sehr jungen Ursprunges; die wenig widerstandsfähigen Materialien, aus denen sie bestehen, bewirken, daß sie keine lange Dauer haben können. Außerdem ist die Zeit der Erbauung der merkwürdigsten unter ihnen bekannt und reicht gewöhnlich nicht weiter zurück, als bis zum Jahre 1700. An sich könnten die Steintempel gewiß viel älter sein; aber aus gewissen Anzeichen glaubt Dr. Le Bon schließen zu können, daß sie es nicht sind, und er meint, daß keiner von denen, welche er besucht hat, älter sind als das Jahr 1500.

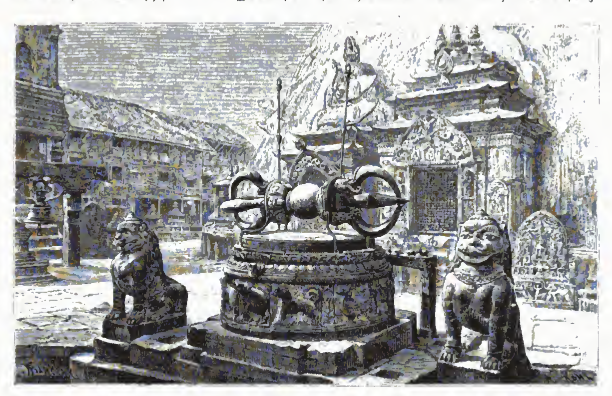
Die Architektur der Paläste und Häuser Nepals nähert sich sehr derjenigen der aus Ziegeln erbauten Tempel; sie



Ornamentirung der Vorderseite eines Palastes in Nepal. (Nach einer Photographie des Reisenden.)

sind wie letztere aus Ziegeln und Holz erbaut und haben mehrere Stockwerke, die indessen nicht hinter einander zurückspringen. Auch besitzt das Gebäude nur ein einziges Dach. Was sie wesentlich charakterisirt, ist die Fülle von Skulpturen, mit denen sie bedeckt sind. Die Säulen der Verandas, die Einfassungen der Thüren und Fenster, die Balken, welche den vorspringenden Theil des Daches mit dem übrigen Gebäude verbinden, alles ist mit prachtvoll ausgeführtem Schnitzwerke bedeckt. Sicherlich hat kein anderes Volk die künstliche Bearbeitung des Holzes in solcher Weise entwickelt, wie die Bewohner Nepals. Die Fenster sind gewöhnlich durch Gitterwerk geschlossen, während Glas nur in dem königlichen oder kaiserlichen Palaste zu Katmandu verwendet worden ist. Den centralen Theil der Häuser nimmt meist ein Hof ein, umgeben von einer Veranda, unter welcher die Dienerschaft lebt. Die Zimmer sind klein und schlecht erleuchtet. Die verschiedenen Stockwerke stehen nur durch Fallthüren mit einander in Verbindung, was die Vertheidigung jeder Etage erleichtert. Tempel, Häuser und Paläste der großen nepalischen Städte sind mit Skulpturen und grellfarbigen Malereien bedeckt; die Palastthüren bestehen oft aus fein ciselirten Bronceplatten und davor erheben sich mit Statuen gekrönte Monolithe. Diese verschiedenen Bauwerke sind meist alle auf sehr engem Raume vereinigt und bilden dann ein höchst malerisches Ganzes. Die Einzelheiten sind mitunter freilich barbarisch, obwohl die Skulpturen der Säulen die Kritik auch des anspruchsvollsten Künstlers aushalten können; das Ganze aber trägt den Stempel großer Originalität.

Nachdem Dr. Le Bon Katmandu nach allen Richtungen hin durchwandert und seine Tempel studirt hatte, blieben ihm noch die anderen Städte des Thales von Nepal zu



Indra's Blitz vor einem Buddhatempel in Sambunath. (Nach einer Photographie des Reisenden.)

besuchen übrig, welche alle in geringer Entfernung von der Hauptstadt liegen. Das dazwischen liegende Land ist überall leicht gewellt und erhebt sich mitunter zu kleinen, terrassenförmig angebauten Hügeln; Gehölze und prächtige Baumgruppen wechseln überall mit Flüssen ab. Die Wege zwischen den einzelnen Städten und den zahlreichen Dörfern sind nichts weiter als kaum gebahnte Pfade; nur derjenige zwischen Katmandu und Bhatgaon wird mit etwas mehr Sorgfalt unterhalten. Der Anblick des Landes erinnert an die norditalienischen Ebenen, nur daß die Vegetation reicher ist und einen südlicheren Charakter trägt.

Der erste Ausflug galt dem Dorfe Sambunath. Auf dem dorthin führenden Wege hat man einen großen Fluß, den Wischnumati, zu passiren, der viel breiter ist als die Seine in Paris. Eine höchst zweifelhafte Brücke überspannt denselben; sie besteht aus nichts als einer Reihe kleiner, etwa 15 cm breiter Bretter, welche auf eingerammte Pfähle aufgenagelt sind. Zum Glück ist der Fluß nicht tief, so daß Le Bon einen seiner Träger neben der Brücke durch das Wasser waten ließ und sich beim Passiren der Brücke auf dessen Schulter stützte. Die Tempel von Sambunath oder Swajambhu — ein Beiname Buddhas, welcher bedeutet „der durch sich selbst Seiende“ — liegen auf einem etwa 100 m hohen, baumbewachsenen Hügel westlich der Hauptstadt, auf welchen eine steinerne Treppe von mehr als 500 Stufen hinaufführt. Den Eingang zu derselben bezeichnet eine kolossale, 1637 errichtete Buddhastatue. Oben angelangt, hat man unmittelbar vor sich eine Basis von skulpirtem Steine, welche einen Broncegegenstand von 1½ m Breite, den „Blitz Indra's“, trägt. Dieses Emblem ist den nepalischen Buddhisten ebenso heilig, wie den Christen das Kreuz, und findet sich unter den Skulpturen der meisten Tempel im Lande Nepal. Das auf unserer vierten Abbildung dargestellte wurde im Jahre 1640 errichtet; doch ist

seine steinerne Basis sicher viel älter. Die auf derselben angebrachten bemerkenswerthen Skulpturen stellen jene zwölf Thiere dar, mit deren Namen die zwölf Monate des tibetischen Jahres bezeichnet werden.

Die Bogotaner.

Von Dr. Alfred Hettner.

IV. (Schluß.)

Die Mehrzahl der Frauen geht am frühen Morgen zur Messe; am übrigen Tage sieht man sie wenig auf den Straßen. Es ist charakteristisch, und kein gutes Zeichen für die männliche Jugend, daß junge Damen selbst bei Tage nicht ohne Begleitung ausgehen dürfen. Auch verheirathete deutsche und englische Damen haben mich mehrfach versichert, daß ihnen nichts unangenehmer sei, als in Bogota allein über die Straße zu gehen, weil die jungen Stutzer häufig das ganze Trottoir versperren und jede vorübergehende Dame frech angaffen. Die junge Bogotanerin macht ihnen daraus freilich keinen Vorwurf, sondern erwidert mit Vergnügen diese Blicke, wenn sie es nur unbemerkt thun kann. Kommt sie verhältnißmäßig wenig auf die Straße, so sitzt sie doch einen großen Theil des Tages am Fenster, so daß das Spiel der Augen seinen Fortgang nehmen kann. Die Sitte der Fensterpromenaden ist nirgends so ausgebildet wie hier. Bald werden die Blicke durch kleine Zettelchen unterstützt, welche man einander zukommen läßt; Monate lang spinnt sich dieser Verkehr fort. Viele Brautleute sollen sich bis zu ihrer Verlobung nicht anders gesehen haben. Man kann sich denken, welche Gewähr für die innere Zusammengehörigkeit dabei gegeben ist. Der Mann behandelt seine Frau, wenigstens in Gegenwart anderer, mit ausgesuchter Höflichkeit, er spricht von ihr nie anders als von seiner Herrin (mi señora), aber wahrhaft glückliche und intime Ehen scheinen mir in den höheren Ständen selten zu sein.

Ein Bruch der ehelichen Treue ist seitens des Mannes beinahe die Regel, und wird auch bei einer Frau als kein allzuschwerer Makel betrachtet. Der Charakter der Kolumbianerinnen ist im Allgemeinen (es giebt einzelne Ausnahmen) zu wenig ernst, ihre Bildung zu wenig gediegen für unseren Geschmack. Was sie eigentlich den ganzen Tag treiben, ist schwer zu sagen; in der Wirthschaft sind sie kaum thätig, aber ebensowenig geben sie sich mit Lektüre oder Handarbeiten ab; einzelne spielen Klavier, der größte Theil der Zeit aber wird unthätig am Fenster oder im Sessel verbracht.

In ähnlicher Unthätigkeit verläuft den Kindern der Tag. Durch die Schule werden nur wenige Stunden absorbirt, außerhalb derselben habe ich kaum je einen Knaben oder ein Mädchen mit einem Buche in der Hand gesehen. Woher sollten sie auch den Antrieb zum Lesen nehmen, da ihnen die Eltern so selten mit gutem Beispiele vorangehen? Auch eigentliches Spielen ist bei den Bogotaner Kindern der höheren Stände unbekannt; die kleinen Indianer vergnügen sich mit Steinchenwerfen und ähnlichen Dingen, so gut sie können, die vornehmeren Kinder scheinen zu blasirt zum Spielen zu sein. Schon frühzeitig fangen sie an, sich auf den Straßen umherzutreiben und die Zeit mit Liebeständeleien zu vergeuden. Der Respekt vor den Eltern, der nie besonders groß war, geht in diesen Jahren völlig verloren. Mit 14 Jahren haben die Mädchen, mit 16 Jahren die Knaben die Kinderschuhe ausgetreten, denken sie wo möglich ans Heirathen oder stürzen sie sich doch jedenfalls in alle gesellschaftlichen Vergnügungen.

Die Bogotaner Geselligkeit concentrirt sich auf den Abend. Nur bei besonderen Veranlassungen giebt man ein Diner oder ein Frühstück, die dann an Großartigkeit nichts zu wünschen übrig lassen; einfachere Mittagsgesellschaften dagegen, wie sie besonders in England Sitte sind, sind hier fast unbekannt; die große Mehrzahl der eigentlichen Gesellschaften sind Bälle, bei denen eine recht große Anzahl von Gästen die Hauptbedingung des Vergnügens ist. Häufig sucht man in den Abendstunden befreundete Familien auf, vielleicht verabreden sich mehrere Familien dazu, man giebt der Familie, deren Ueberfall geplant wird, einen heimlichen Wink (vergl. Cané), der Abend wird durch ein improvisirtes Tänzchen gefeiert. Diese zwanglose Form der Geselligkeit ist eben doch ein Vorzug, der mit den späten Essensstunden verknüpft ist. Die gesellschaftlichen Formen sind im Ganzen dieselben wie bei uns oder, richtiger, wie bei den romanischen Nationen Europas. Eine gewisse Gewandtheit des Umganges ist dem Kreolen und der Kreolin nicht abzusprechen; sie bewegen sich leichter als die schwerfälligen Germanen. Ein Kolumbianer, der seine Jugend in Deutschland verbracht hat, rühmte mir mehrfach den kolumbianischen Anstand als weit über den deutschen erhaben. Ich weiß nicht, ob er dahin auch die verbreitete Sitte des Spuckens und die Thatsachen rechnet, daß man geliehene Bücher nicht zurückgiebt, Einladungen nicht beantwortet, Rechnungen nicht bezahlt, daß man bei Tische nach gewissen kleinen Insekten sucht, oder daß sich Ministerfrauen in Gesellschaft mit der Haarnadel in den Zähnen stochern. Höflichkeit ist die oberste Verhaltungsmaßregel; man wird dir nie widersprechen, man stellt dir unaufgefordert Haus, Pferd und Alles zur Verfügung, aber lacht dich aus, wenn du ein solches Versprechen für Ernst nimmst. Der Deutsche wie Engländer, die ihre Meinung offen sagen, die nicht versprechen, was sie nicht zu halten gedenken, sind in kolumbianischen Augen grobe Tölpel.

Andere Vergnügungen als Gesellschaften bietet Bogotá wenige. Nur zeitweise besucht eine spanische Schauspieler- oder italienische Sängertruppe die Stadt, um Komödien und Operetten zu geben, Concerte sind sehr selten und dann nur von Dilettanten ausgeführt. Restaurants giebt es nur wenige und sie spielen eine geringe Rolle im Bogotaner Leben. Namentlich die Sitte des gemüthlichen Kneipens ist hier ganz unbekannt. An seine Stelle treten die sogenannten Parandas, die man etwa mit den in manchen deutschen Universitätsstädten üblichen Bierreisen vergleichen könnte, nur daß das Tempo noch ein viel unruhigeres ist. Höchstens ein Viertelstündchen bleibt man am Schenktische stehen, welcher der nordamerikanischen bar entspricht, nur daß die Einrichtung

weniger großartig, die Getränke weniger mannigfaltig zu sein pflegen, einer wirft eine Ronde Cognac, denn das ist das bevorzugte Getränk, oder auch Bier, dann geht es, vielleicht nach einem eingelegten Ständchen, zu der nächsten Tienda, wo ein anderer das Getränk bezahlt u. s. f. Bei den reichen Dandies sind außerdem kleine Soupers beliebt, die vielfach in weiblicher Gesellschaft genossen werden. Es kann nicht verschwiegen werden, daß die Mehrzahl der jungen Kolumbianer überhaupt sehr häufig auf verbotenen Pfaden wandelt, daß die Maitressenwirthschaft sehr verbreitet ist. Die älteren Herren fröhnen, ohne jenem Laster ganz entsagt zu haben, besonders dem Spiele. Es klingt ganz harmlos, wenn man hört, daß das beliebteste Spiel das dem L'Hombre sehr ähnliche Tresillo ist, aber dasselbe wird so hoch gespielt, daß Gewinne und Verluste von 1000 Thalern an einem Abende gar nichts Außergewöhnliches sind. Die Frauen verbringen die meisten Abende still im Hause; plaudernd oder dumpf brütend und nur den Rauch der Cigarette oder Cigarre vor sich hinblasend, sitzen sie in dem, oft nicht einmal durch eine Lampe erhellten, Zimmer; schon frühzeitig suchen sie das Nachtlager auf.

Der sonntägliche Kirchgang ist das große Rendezvous der beiden Geschlechter. Die jungen Herren gehen wenigstens an die Kirche und bilden ein förmliches Spalier, durch welches das schönere Geschlecht beim Herauskommen passiren muß. Viele sind damit noch nicht zufrieden, sondern benutzen auch den Gottesdienst selbst, um feurige Blicke mit den Damen ihres Herzens auszutauschen. Dann folgt die Zeit der steifen Besuche, die hier noch viel ausschließlicher als bei uns Sonntags Vormittags gemacht werden, weil man in der Woche die Damen noch spät am Tage in tiefem Negligé antreffen würde und lange warten müßte, bis sie überhaupt auf der Bildfläche erschienen. Der Ankömmling sucht eine Familie nicht, wie bei uns, auf, wenn es ihm beliebt, sondern hat, wie in England, zu warten, bis er vom Herrn feierlich besucht wird, und macht erst dann den Damen seine Aufwartung. Hat man mit dem Manne etwas zu besprechen, so thut man das gewöhnlich in seinem Bureau oder Geschäfte.

Heute, am Sonntag, finden wir wahrscheinlich schon anderen Besuch vor, mit ceremoniöser Höflichkeit werden wir auf einen Sessel genöthigt. Zunächst wird das eigene Wohlergehen und das Wohlergehen aller Anverwandten auf das Umständlichste erörtert. Die Hausfrau erzählt dir klagend, daß sie die ganze Woche una peste horrible gehabt habe, und um dich davon zu überzeugen, fährt sie mit ihrem, mit Eau de Cologne angefeuchteten, Taschentuche über das Gesicht und zeigt dir triumphirend den Schmutz, der daran hängen bleibt. Aber der Leser darf nicht erschrecken, die arme Frau hat nicht an den Blattern oder der Cholera oder der schwarzen Pest, sondern an einem leichten Schnupfen gelitten und hat darum die Ceremonie des Waschens so lange aussetzen müssen, weil Wasser in der kolumbianischen Medicin bei äußerlicher sowohl wie innerlicher Berührung für das schlimmste Gift gilt. Endlich ist dies Thema erschöpft; unter Männern wendet sich das Gespräch auf die Politik, wovon soll man mit Damen reden? Theater und Concerte, welche bei uns ein so beliebtes Thema der Konversation bilden, sind in Bogota seltene Ereignisse; man hat nichts gesehen und nichts gelesen; kein Wunder, daß das Gespräch an persönlichen Dingen haften bleibt. Der Fremde wird ganz ausführlich über seine Familie ausgefragt, wie viele Geschwister, Cousins und Cousinen er habe, ob dieselben verheirathet seien u. s. w., mit näheren Bekannten werden die letzten Gesellschaften und ähnliche wichtige Ereignisse durchgesprochen. Der Stadtklatsch kann in dem kleinsten deutschen Städchen nicht ärger sein oder gewesen sein als in Bogota. Auf das Genaueste ist man auch über die intimsten Dinge in einer anderen Familie unterrichtet, mit der größten Unverfrorenheit werden die Dienstboten über alles ausgefragt, was im Hause ihrer Herrschaft vorgeht.

Sonntag Nachmittag zwischen 4 und 6 Uhr pflegt auf der Plaza Santander ein gar nicht übles Gratisconcert der Militärkapelle stattzufinden, zu welchem sich die ganze elegante Welt versammelt. Ein größerer Spaziergang, ein Ausflug werden höchst selten unternommen. Viele Männer bringen den ganzen Nachmittag in der Gallera, d. h. in der in einem Hause der Vorstadt befindlichen Arena für Hahnenkämpfe zu. Es ist merkwürdig, mit welcher Ausdauer und Leidenschaft diese Leute die erbitterten Kämpfe der armen Thiere beobachten; ich habe nur einmal einem solchen Schauspiele angewohnt, wurde aber schon nach einer halben Stunde so angeekelt, daß ich mich entfernte. Stiergefechte sind in Bogotá sehr selten geworden und haben daselbst überhaupt nie oder wenigstens in neuerer Zeit nicht den blutigen Charakter wie im spanischen Mutterlande gehabt. Das eigentliche Interesse bei denselben bildete, wie man mir gesagt hat, schon nicht mehr der Stierkampf, sondern das Publikum; es war eine Réunion zur Ausstellung von Toiletten und dergleichen geworden. In den letzten Jahren war man zu diesem Behufe ganz auf die kirchlichen Feste angewiesen, die überhaupt die eigentlichen Volksfeste sind. Vergeblich hat man versucht, politischen Gedenktagen durch öffentliche Reden, militärische Paraden u. s. w. eine gleiche Bedeutung zu geben; so soll z. B. die Feier des hundertjährigen Geburtstages von Simon Boli'var, des kolumbianischen Washington, die man Monate vorher in Scene gesetzt hatte, äußerst langweilig und ohne alle innere Theilnahme des Volkes verlaufen sein. Bei kirchlichen Festen dagegen, bei den großen Processionen der Charwoche oder des Frohnleichnamstages ist die ganze Bevölkerung auf den Beinen. In den Straßen, durch welche der Zug kommt, sind die Balkons mit geputzten Damen und Herren dicht besetzt, während sich das Volk auf den Bürgersteigen aufstellt, um beim Nahen der Monstranz ehrfürchtig auf die Knie zu fallen. Es ist zwar nicht angenehm, inmitten einer solchen dichten Volksmenge zu stehen, denn die Ausdünstungen derselben sind gewöhnlich nichts weniger als lieblich, aber ihr Betragen kann man nur rühmen, von einem unziemlichen Stoßen und Drängen habe ich selten etwas bemerkt. Früher ist es mehrfach vorgekommen, daß Fremde, die nicht niederknieen wollten, mit Steinen geworfen oder sonst gröblich insultirt wurden, aber es war dann sicher immer ein fanatischer Priester, der die Menge dazu anstiftete. In den letzten Jahren, besonders seit sich der englische Gesandte einmal energisch beschwert hat, ist dergleichen nicht mehr vorgekommen. Aber fassen wir nun den Zug selbst ins Auge! Die Behörden und der größere Theil der gebildeten Klassen halten sich gegenwärtig von den Processionen fern; die Kerzenträger sind überwiegend Männer und Frauen des Volkes; der eigentliche Kern des Zuges, Bilder aus der Leidensgeschichte oder von heiligen Persönlichkeiten, die von vermummten Trägern, Büßern, getragen werden. Meistens sind diese Bilder Holzfiguren, welche man möglichst geschmacklos angezogen hat, aber mitunter werden lebende Menschen in diese Kleider gesteckt und spielen für einige Tage, ähnlich wie im Oberammergau, die Rollen des neuen Testamentes. In der Charwoche z. B. wird für einige Thaler ein Judas gemiethet, der dann tüchtig durchgeprügelt wird. Im Allgemeinen haben sich diese allernaivsten und

drastischen Formen der religiösen Erbauung heute doch schon in die kleineren Ortschaften zurückgezogen; was uns in Bogota am meisten auffällt und befremdet, ist die Art der kirchlichen Musik. Nur wenige Kirchen besitzen überhaupt Orgeln; vor dem Palmsonntag schicken Privatleute ihre Klaviere in die Kirche; wer gerade Lust hat — es gilt das für ein verdienstliches Werk — setzt sich ans Klavier und begleitet die Gebete der Andächtigen mit seinem Spiele. Und welche Art Musik ist es, mit der man hier, wie jeden Sonntag in der Kathedrale oder wie bei größeren Begräbnissen seinen frommen, oft traurigen, Gefühlen Ausdruck giebt? Gewöhnlich ein Walzer von Strauß oder irgend ein Stück aus einer Operette. Am Charfreitag hört alle Musik auf, auch das Gebimmel der Glocken (denn in Folge der schlechten Verkehrsmittel können im Allgemeinen nur ganz kleine Glocken nach Bogotá gebracht werden) verstummt, nur mit einer großen Schnarre werden noch die Stunden verkündet und der Gottesdienst begleitet, bis am Ostersonntag die Glocken von Neuem erklingen und das Ende der Fasten verkündigen.

Nach der Osterwoche fließt das Leben wieder in seinem alten langweiligen Geleise dahin, nur von einzelnen kirchlichen Festtagen unterbrochen. Das Pfingstfest, welches bei uns Alles in die freie Natur hinauslockt, spielt im Bogotaner Leben keine Rolle. Denn die Vertheilung der Jahreszeiten ist eine ganz andere als bei uns. Die Temperatur bleibt hier, so nahe dem Aequator, das ganze Jahr über fast dieselbe, für die Unterschiede der Jahreszeiten sind die Niederschläge viel wichtiger. In den Tiefländern am Magdalenenstrome sind die Frühlings- und Herbstmonate, also die Monate, welche den Aequinoctien folgen, die eigentlichen Regenzeiten, auch in Bogota fallen in diesen Monaten, meist in den Nachmittagsstunden, die heftigsten Güsse, aber noch viel unangenehmer sind die weniger starken, aber ganze Tage über andauernden Regen, welche von Juni bis September herrschen und welche man Paramitos nennt, weil sie von Osten her über den Páramo nach Bogota gelangen. Am schönsten sind die Monate des niedrigsten Sonnenstandes, der December und Januar; sie sind daher die Reisemonate der Bogotaner. Aber eigentliche Reisen in unserem Sinne, bei denen man beständig den Ort verändert, um immer neue Eindrücke in sich aufzunehmen, sind den Kolumbianern etwas Unerhörtes; die Freude derselben an der Natur ist viel zu gering, das Reisen noch mit zu vielen Mühseligkeiten und Entbehrungen verbunden, als daß man es für etwas Anderes als ein nothwendiges Uebel ansähe. Ihre Reisen entsprechen vielmehr unseren Badereisen. Bei dem Mangel eines jahreszeitlichen Wechsels der Temperatur hat man das Bedürfniß, denselben durch einen Ortswechsel zu ersetzen. Man sucht für einige Wochen einen möglichst nahe gelegenen Ort wärmeren Klimas auf, badet im Flusse, veranstaltet gemeinsame Spazierritte mit Picknicks, versammelt sich in den Abendstunden zu Konversation, Spiel und Tanz. Kurz, das Leben gleicht mehr oder weniger dem in einem europäischen Badeorte, nur daß die Zahl der Badegäste eine viel geringere ist, und daß sich das gesellschaftliche Treiben nicht in der Oeffentlichkeit eines Kurhauses, sondern in den einzelnen Privathäusern abspielt.

Ein wichtiges Moment in dem Leben der reichen Bogotaner bildet eine Reise nach Europa und den Vereinigten Staaten. In Europa ist es nicht das Mutterland Spanien, welches man vorzugsweise aufsucht, das Eldorado aller Kreolen ist vielmehr Paris. Dorthin wird gewöhnlich der Jüngling geschickt, um seine Studien zu vollenden, dorthin geht der reich gewordene Haciendenbesitzer und Kaufmann, um das Leben zu genießen. England wird meist nur vorübergehend, um es kennen zu lernen und aus geschäftlichen Rücksichten aufgesucht, Deutschland mit seiner schweren Sprache wird nur selten eines Besuches gewürdigt. Die Südamerikaner leben in Paris meist unter sich und lernen daher nur die Aeußerlichkeiten des Lebens, Vergnügungen und neue Moden kennen, ohne für ihre innere Bildung viel zu gewinnen. Die jungen Leute kommen meist mit ungenügender Vorbildung hin; statt zu studiren, flaniren sie auf den Straßen und verkehren mit Damen der Halbwelt, sie halten sich, um einen studentischen Ausdruck zu gebrauchen, Studirens halber in Paris auf. Ein kolumbianisches Verschen lautet:

„Aquellos jóvenes vienen de Europa."
„Qué traen de nuevo?" „La ropa."

„Diese Jünglinge kommen aus Europa?" „Was bringen sie Neues?" „Die Wäsche."

Treffend charakterisirt der Volkswitz durch diese Worte den wunden Punkt kolumbianischer Bildung, die äußerliche Nachahmung europäischen Wesens, welche uns an den Wachtmeister in Wallenstein's Lager mit seiner Nachahmung des Feldherrn gemahnt.

Die Bewohner der Andamanen.

II.

E. M. Wie schon mehrfach erwähnt, zerfallen die Andamanesen in verschiedene Stämme; das von jedem derselben bewohnte Gebiet wird als Eigenthum des Stammes, nicht als das des Häuptlings betrachtet; die Leute (25 bis 50), welche in einem Lager zusammen leben, haben wieder ihren eigenen Häuptling, welcher dem des ganzen Stammes untergeordnet ist. Die Macht des letzteren ist ziemlich beschränkt; gewöhnlich begnügt er sich damit, von Zeit zu Zeit Versammlungen der verschiedenen Gemeinden zu veranstalten und alle Maßregeln zu treffen, welche seinen Leuten zum Vortheile gereichen können; er ordnet Jagd- oder Fischzüge an und sucht die Streitigkeiten in seinem Stamme zu schlichten. Er thut dies jedoch nicht auf Grund einer gewissen Autorität, denn er besitzt keine Strafgewalt und kein Recht, seinen Wünschen Gehorsam zu erzwingen; jeder Einzelne, der sich für beleidigt hält, kann sich selbst Genugthuung verschaffen.

Jeder der beiden Stämme der Küstenbewohner, sowie der beiden Stämme der Dschungelbewohner, hat sein eigenes Oberhaupt; Alle sind von einander ganz unabhängig. Die Würde des Häuptlings ist nicht nothwendiger Weise erblich; wenn bei dem Tode eines solchen ein erwachsener Sohn da ist, wird man ihn in den meisten Fällen zum Nachfolger wählen, oder aber auch einen der Leute, die ihm bei Lebzeiten schon zur Hand gegangen sind. Eine eigentliche formelle Wahl findet nicht statt, da schon die allgemeine Stimme des Stammes eine Person für die Würde bezeichnet; ist dies

einmal ausnahmsweise nicht der Fall, so bleibt es der Minorität unbenommen, sich einem anderen Stamme anzuschließen. Die Stellung des Einzelnen im Stamme gründet sich nicht nur auf seine verwandtschaftlichen Beziehungen, sondern hauptsächlich auch auf seine persönlichen Eigenschaften, seine Geschicklichkeit bei Jagd und Fischfang, sowie auf Edelmuth und Gastfreiheit. Die jungen Leute des Stammes suchen dem Häuptlinge und seiner Frau die kleinen Mühen und Arbeiten des Lebens durch Hilfeleistung zu erleichtern. Die Gattin des Häuptlings nimmt unter den Frauen eine gewisse Stellung ein, namentlich leitet sie die unverheiratheten Frauen und diejenigen verheiratheten Frauen, welche jünger sind als sie selbst. Auch als Wittwe behält sie diesen Einfluß, so lange sie sich nicht wieder verheirathet; hinterläßt aber ein Häuptling eine junge, kinderlose Wittwe, so verliert dieselbe ihre Vorrechte und kehrt zu ihrer früheren Stellung im Stamme zurück.

Wie schon erwähnt, nimmt bei Streitigkeiten die beleidigte Partei selbst das Gesetz in die Hand; z. B. wirft sie dem Gegner ein brennendes Reisigbündel auf das Dach, schießt einen Pfeil auf ihn ab oder lieber noch an ihm vorbei, worauf alle Stammgenossen, möglichst unter Mitnahme ihres Eigenthumes, flüchten, um den Streitenden das Feld frei zu lassen. Wenn einer seinen Feind tödtet, bleibt er straflos, wenn nicht etwa ein Freund des Ermordeten die Rache in die Hand nimmt; gewöhnlich jedoch verbreitet die That einen solchen Schrecken, daß Niemand es wagt, dem Mörder etwas zu sagen. Sein böses Gewissen treibt den letzteren manchmal an, seinen Stamm auf einige Zeit zu verlassen. In der Nähe der englischen Niederlassung kommen, seitdem 1880 ein Eingeborener wegen Mordes gehängt wurde, solche Fälle selten vor. Manchmal zerstören Männer, ja auch Knaben, im Zorne nicht nur ihr Eigenthum, sondern auch das ihrer Stammesgenossen, wobei nur der Besitz der Häuptlinge verschont wird. Niemand wagt es, diesen Wüthenden, die, wie man glaubt, von einem bösen Geist besessen sind, Widerstand zu leisten, obgleich der von ihnen angerichtete Schaden manchmal sehr groß ist. Derartige Streitigkeiten kommen auch unter dem schwächeren Geschlechte vor; es ereignet sich wohl, daß eine Frau der anderen einen brennenden Holzklotz mit dem Fluche vor die Füße wirft: „daß du häßlich werdest!“ oder es kommt gar zu einer regelrechten Prügelei, der endlich eine zur Familie des Häuptlings gehörige Frau ein Ende macht.

Selbstmord ist bei ihnen unbekannt. Ihr Rechtsgefühl ist sehr entwickelt; als Unrecht betrachten sie Falschheit, Diebstahl, persönliche Angriffe, Mord und Ehebruch und — das Verbrennen von Wachs, welches den Schöpfer beleidigt. Werden Verbrechen von Angehörigen eines anderen Stammes begangen, so führt dies gewöhnlich zu Stammfeindschaften. Der Umgang mit Europäern hat auch bei ihnen manche böse Gewohnheit eingebürgert, namentlich die Vorliebe für Spirituosen hat sehr überhand genommen. Vor der Ankunft der Weißen waren auch narkotische Mittel ganz unbekannt; nachher haben sich die Eingeborenen namentlich dem Rauchen so leidenschaftlich ergeben, daß dieser Genuß schädlich auf ihre Konstitution wirkt. Nie, so läßt sich mit Sicherheit behaupten, sind sie dem Kannibalismus ergeben gewesen; merkwürdiger Weise aber erklärt jeder Stamm die Mitglieder des zunächst wohnenden Stammes für Menschenfresser.

Das dichte Dschungel, die Unmöglichkeit, die Canoes für lange Reisen zu gebrauchen, mehr noch die Verschiedenheit der Sprache machen den Verkehr der Stämme sehr schwierig. Dieselben achten den gegenseitigen Besitz, obgleich sie keine bestimmten Grenzen haben, und wagen es nicht ohne Einladung auf dem Gebiete eines anderen Stammes zu jagen oder zu fischen; geschieht dies doch einmal, so sind ernste Streitigkeiten die Folge.

Wenn sie einen neuen Weg betreten, so bezeichnen sie ihn, namentlich in der trockenen Jahreszeit, wo die Fußspuren schwer zu unterscheiden sind, durch eingeknickte Zweige. Im Uebrigen haben sie keine Mittel, die Erinnerung an Geschehenes anders als durch die Ueberlieferung zu bewahren; Botschaften werden nur mündlich ausgerichtet, ohne daß der Bote auch nur ein Zeichen zur Beglaubigung mit sich führte. Um ihre Pfeile und Speere zu unterscheiden, bedienen sie sich keines besonderen Zeichens, sie erkennen dieselben jedoch an der Arbeit. Trotzdem sind sie im Stande, Zeichnungen und Karten zu verstehen und die verschiedenen Lager auf denselben anzugeben, obwohl sie ebensowenig vom Zeichnen wissen, als sie eine Schrift besitzen. Sie haben nicht die Gewohnheit, bekannte Wege oder die Abstände längs derselben zu markiren; Moräste werden umgangen, Gewässer auf Fuhrten passirt. Mit wenig Ausnahmen sind sie ausgezeichnete Schwimmer, die sehr lange im Wasser ausdauern können; sie schwimmen wie der Frosch, tauchen ausgezeichnet und halten es länger als 70 Sekunden unter Wasser aus. Wassersport ist sehr beliebt bei ihnen.

Wir übergehen Alles, was über die Sprache gesagt wird, um gleich auf die socialen Verhältnisse einzugehen. Die Frauen werden mit großer Güte behandelt; weniger Liebe zeigen sie für ihre eigene Nachkommenschaft. Die Gewohnheit der Adoption ist so allgemein, daß man behauptet, es sei schwer, ein Kind von sechs bis sieben Jahren nachzuweisen, welches sich noch bei seinen leiblichen Eltern befinde; doch bleiben letztere trotz der Adoption noch mit ihren wirklichen Kindern in lebhaftem Verkehre. Freundschaft für die Eltern der Kinder ist der gewöhnliche Grund, dieselben zu adoptiren. Wenn die Kinder soweit erwachsen sind, daß die Lust bei ihnen erwacht, sich einen eigenen Haushalt zu begründen, finden sie bei den Eltern einen meist auf Selbstsucht begründeten Widerstand gegen ihre Wünsche; doch trotz aller Vorsichtsmaßregeln findet der junge Mann den Weg zu seinem Mädchen und endlich ist es zu spät, das Verhältniß abzubrechen; dann vereinigen sich die jungen Leute. Bei der Heirath spielt die Verwandtschaft eine große Rolle; Heirathen zwischen Personen, die in irgend einer näheren Beziehung stehen, sind ganz ausgeschlossen, selbst bloße Adoption wird zu einem Ehehindernisse. Durch die Heirath wird mit den Verwandten des Gatten keine Verwandtschaft hergestellt; diese Verhältnisse scheinen bei ihnen ziemlich verwickelter Natur zu sein. In dem Buche Man's ist eine Liste von etwa 60 verschiedenen Verwandtschaftsgraden, die sie unterscheiden, aufgestellt. Auch die Namen sind ein sehr verwickeltes Thema; der eigentliche Name wird dem erwarteten Kinde schon vor der Geburt beigelegt, was insofern keine Schwierigkeiten hat, als die Namen männlicher und weiblicher Personen nicht von einander verschieden sind. Nach der Geburt wird ein Zusatz gemacht, der das Geschlecht bezeichnet und dieser wird nach dem zweiten oder dritten Jahre durch einen anderen ersetzt, welcher bis zum Alter der Mannbarkeit beibehalten wird.

Dem Namen der Mädchen wird dann je nach dem Zeitpunkte der Reife einer von 18 Blumennamen, mit deren Blüthe er zusammenfällt, vorgesetzt. Nach der Verheirathung erhält sie den Namen „Frau“ oder „Mutter“, nachdem sie Mutter geworden, sonst erst nach einigen Jahren einer kinderlosen Ehe. Man sieht, bei den Frauen entsteht nicht leicht die Möglichkeit einer Verwechselung; anders bei den Männern, wo gewöhnlich Spitznamen aushelfen müssen. Vor dem Eintreten der Pubertät müssen sich Alle einiger Speisen,

Schildkröten, des Honigs, Schweinefleisches, der Fische und einiger anderen Dinge enthalten; dieses sogenannte „Fasten" dauert ein bis fünf Jahre lang und hat den Zweck, die jungen Leute in Entsagung zu üben.

Die Ehe ist ursprünglich bei ihnen heilig; Bigamie, Polygamie, Polyandrie und Ehescheidung sind unbekannt; andererseits sind unter denen, welche in der englischen Ansiedelung leben, unmoralische Handlungen vorgekommen. Dagegen haben beide Geschlechter, insofern nicht Verwandtschaft ein Hinderniß bildet, vor der Ehe vollkommene Freiheit, mit einander zu verkehren. Stellen sich Folgen ein, so unterrichten sich die Verwandten über die Person des Verführers, der gewöhnlich das Mädchen heirathet. Häufig werden die Kinder schon in frühester Jugend mit einander verlobt, worauf dann das Mädchen in die Hütte der zukünftigen Schwiegereltern einzieht, um da einige Monate zu bleiben; stirbt eins der Verlobten, so ist der andere Theil völlig frei. So lange ein Mann nicht das mittlere Lebensalter erreicht hat, benimmt er sich den Frauen seiner jüngeren Verwandten gegenüber sehr zurückhaltend; aller Verkehr mit denselben findet durch Vermittelung dritter Personen statt, während er den Frauen der älteren Verwandten beinahe dieselbe Ehrfurcht wie der eigenen Mutter erweist. Die Heirath kommt gewöhnlich durch den Vormund, und bei Wittwern oder Wittwen durch den Häuptling zum Abschluß. Einer besonderen Form der Heirath müssen wir noch gedenken; dieselbe kommt zur Anwendung, wenn ein Junggeselle oder Wittwer in der Hütte der unverheiratheten Frauen schlafend angetroffen wird. Die Ehe wird durch die Thatsache als abgeschlossen betrachtet und es findet keine weitere Ceremonie statt; die Sache selbst wird, wenn die Leute sich später ordentlich betragen, ihnen nicht weiter nachgetragen.

Die Ceremonie bei einer Heirath ist übrigens sehr einfach; der Bräutigam wird nach einigem Sträuben zur Braut geführt, die sich ebenfalls sehr schüchtern benimmt; sie sitzt auf der Erde, die Matronen strecken ihre Beine aus und der Bräutigam setzt sich auf den Oberschenkel; die so gebildete Gruppe wird mit Fackeln beleuchtet, um allen Anwesenden den Beweis der vollzogenen Ceremonie zu geben. Hierauf ziehen sich die Neuvermählten in ihre eigene Häuslichkeit zurück; bleiben sie bei dem Stamme, so versorgen die Freunde sie in der ersten Zeit mit Lebensmitteln, damit der Honigmonat nicht durch die Sorge für Lebensbedürfnisse verkümmert wird; Hochzeitsgeschenke gehören überhaupt zum guten Tone.

Wenn die Neuvermählten wieder in die Oeffentlichkeit eintreten, wird ein Tanzfest abgehalten; erst durch die Geburt eines Kindes werden, wie man annimmt, die Bande zwischen Mann und Frau ganz fest. Stirbt die Frau, so darf der Mann wieder heirathen; sein Ansehen steigt indessen, wenn er von dieser Erlaubniß keinen Gebrauch macht; eine kinderlose Wittwe ist durch die Sitte beinahe gezwungen, sich mit einem Bruder oder älteren Vetter des verstorbenen Gatten zu verheirathen, sonst kehrt sie zu ihren Eltern zurück oder lebt mit den unverheiratheten Frauen.

Wenn ein Kind stirbt, sitzen Eltern und Verwandte stundenlang neben der kleinen Leiche, darauf bestreichen sie sich mit der Trauerfarbe. 18 Stunden nach dem Tode etwa findet das Begräbniß statt, die Mutter schmückt das todte Kind mit der Trauerfarbe, scheert sein Haar ab, drückt Arme und Beine gegen den Körper, worauf sie letzteren in Blätter einschnürt. Darauf wird durch den Vater ein Loch an der Stelle gegraben, wo das Feuer in der Hütte brennt, dann wird das Gesicht der Leiche entblößt, die Eltern blasen zum Zeichen des Abschiedes dreimal auf dasselbe, und legen nun den Körper in sitzender Haltung in das Grab. Dann werden die Trauerzeichen an der Hütte aufgehängt, das Feuer wird wieder angezündet und Milch der Mutter in einer Muschel neben dasselbe gesetzt und darauf das Lager verlassen. Während der Trauerzeit enthalten sie sich des Schweine- und Schildkrötenfleisches. In ähnlicher Weise geht das Begräbniß eines Erwachsenen vor sich, der jedoch außerhalb des Lagers bestattet wird. Die Frauen nehmen schon im Lager von dem Todten Abschied, alle Männer aber begleiten ihn hinaus, wo er entweder dem Schoße der Erde anvertraut oder auf einem Gerüste in den Zweigen eines starken Baumes mit dem Gesichte nach Osten beigesetzt wird. Nach einiger Zeit werden die Reste der Todten gereinigt, die Knochen gesammelt und zum Andenken an den Verstorbenen zu Schmucksachen verarbeitet.

Wenn Freunde sich nach einer längeren Abwesenheit wiedersehen, findet keine besondere Begrüßung statt; sie sehen sich sehr lange an, dann beginnt der Jüngere das Gespräch mit einigen allgemeinen Bemerkungen. Wenn aber Verwandte einander nach längerem Abschiede wiederfinden, setzen sie sich nieder, legen die Arme einander um den Hals und begleiten diese Ceremonie mit einem Geschrei, welches mit Trauerklagen die allergrößte Aehnlichkeit hat. Darauf wird, wenn Niemand der Betheiligten gerade in Trauer ist, ein Tänzchen gemacht. Kinderlose Leute, die von der Reise zurückkehren, führen erst mit den Freunden die Begrüßungsscene auf, ehe sie die Gattin aufsuchen; ist aber die Ehe mit Kindern gesegnet, so ist der erste Weg zur Frau, die weinend und schreiend am Halse des Mannes hängt. Der aber beherrscht sich mit männlicher Fassung und wendet sich dann erst zu seinen Freunden, wo er Gelegenheit findet, seinem gepreßten Herzen, wie oben beschrieben, Luft zu machen. Gäste werden feierlich empfangen; bei der Abreise giebt man ihnen das Geleite und zum Abschiede schüttelt der Gast die Hand seines Freundes, der dies erwidert. Begrüßungen am Morgen, Erkundigungen nach dem Befinden sind (außer bei einem Kranken) nicht gebräuchlich.

In manchen Berichten über die Andamanesen wird angegeben, daß sie zur Zeit der Entdeckung mit dem Feuer unbekannt gewesen seien; sie selbst behaupten den Gebrauch desselben seit der Schöpfung zu kennen. Fest steht, daß sie kein eigenes Verfahren haben, Feuer zu entzünden, weshalb sie dasselbe sorgfältig bewahren. Ein besonderer Glaube ist aber nicht mit dem Erlöschen des Feuers oder dem Fortbrennen desselben verbunden; auch hat es keine reinigende Kraft, doch dient es, wie wir sehen werden, zum Schutze gegen böse Geister. Im Allgemeinen hat die Frau das Holz zu sammeln, der Mann das Feuer zu unterhalten; die Zündhölzchen allein waren im Stande, die Europäer in ihren Augen zu übernatürlichen Wesen zu machen.

Dem Herrn Mond — die keusche Luna ist auch bei ihnen männlichen Geschlechtes — beweisen sie große Ehrfurcht; sie hüten sich sehr, um die Zeit seines Aufganges Lärm zu machen und sie verbergen jedes Feuer, um seine Eifersucht nicht zu erregen; sehen sie aber, daß er seinen gewöhnlichen Lauf nimmt, so lassen sie sich nicht weiter stören. Meteore und Sternschnuppen fürchten sie sehr; für sie sind es brennende Reisigbündel, die Eremchaugala, einer der bösen Geister, in den Weltraum schleudert, um ein ihm verfallenes Opfer zu erspähen. Vom Anbrechen der Dämmerung bis zum Morgengrauen thun sie keine Arbeit, die Geräusch hervorbringt, damit die Frau Sonne es nicht übel nimmt; besonders dürfen sie die Bogensehnen nicht schnappen lassen. Bald nach dem Aufstehen nehmen sie ein Mahl, da ein leerer Magen Unglück bringt. Manche Holzarten dürfen sie nicht zum Brennen gebrauchen. Der Wind wird

beruhigt, indem die Blätter von Mimusops Indica aufs Feuer geworfen werden; der durch dieselben hervorgebrachte Knall besänftigt das höchste Wesen, dessen Athem der Wind ist. Kommt eine Regenwolke zu ungelegener Zeit, so suchen sie Pu-luga (den Schöpfer) durch lautes Geschrei zu bewegen, dieselbe von ihrem Laufe abzulenken. Sturm und Gewitter sind Zeichen seines Unwillens, in der Regenzeit dürfen sie eine gewisse Pflanze nicht abpflücken, weil sonst eine neue Sintfluth folgen würde; auch das Brennen von Bienenwachs ist Pu-luga sehr unangenehm. Hiervon machen sie zuweilen Gebrauch, um einem Anderen, der sich gerade auf der Reise, auf der Jagd oder dem Fischfange befindet, zu schaden, indem sie zu seinem Nachtheile den Zorn Pu-luga's zu erregen suchen. Die Erdbeben werden durch boshafte Geister ihrer Voreltern verursacht, welche den Palmbaum, auf dem die Erde ruht, schütteln, um letztere zum Fall zu bringen und so die Stunde der Auferstehung zu beschleunigen; übrigens gebrauchen dieselben die Vorsicht, nur in der nassen Jahreszeit zu schütteln, damit die Erde, wenn sie zu trocken ist, bei einem etwaigen Falle nicht zerschellt. Gähnen, Schlucken 2c. haben keine besondere Bedeutung, nur Nießen ist glückbringend. Anstatt „zur Genesung" sagen die Umstehenden: „Wer denkt an Dich?" worauf der Betreffende einen abwesenden Freund nennt; ist er allein, so sagt er: „Hier bin ich" und nennt seinen Namen. Böse Träume, schlechte Vorzeichen, deren es manche giebt, werden beachtet.

A. Feddersen über Island und seine Fischerei[1]).

Der Verfasser erinnert in der Einleitung zu seinem kleinen interessanten Werke an den Unmündigkeitszustand, in welchem Island so lange von Dänemark gehalten worden ist, und wodurch es an Fortschritten und den Wohlstand zu erreichen gehindert wurde, welchen Natur und die Lage des Landes gewähren können, und weist darauf hin, daß dies zunächst der Grund zu dem schlechten Einvernehmen zwischen Dänen und Isländern sei. Zu diesem Verhältnisse dürften, nach der Ansicht des Verfassers, Reisebeschreibungen beigetragen haben, in denen Island nicht nach isländischem, sondern nach englischem oder Kopenhagener Maßstabe beurtheilt wurde, und dies erscheint dem Verfasser weder ehrenhaft noch klug, da fast jeder Reisende für die ihm in vollem Maße erwiesene Gastfreiheit und für den Eifer der Führer, so viel als möglich den Gefahren und Unbehaglichkeiten der Reise vorzubeugen, zu Dank verpflichtet ist.

Verfasser hat sich eine lichte Auffassung von dieser sagenreichen Insel dort oben im Eismeere bewahrt, wohl zum Theil darauf beruhend, daß er dieselbe während eines „guten und freundlichen Sommers" bereiste. Er hält die aus Grastorf aufgeführten Gebäude der Isländer für besser geeignet, gegen Kälte und Feuchtigkeit zu schützen, als die Häuser der dänischen Bauern, insofern diese aus Lehm oder dünnen Backsteinwänden bestehen. Im Gastzimmer findet man allgemein ein Sopha, Kommode und Stühle, sowie andere bei uns gebräuchliche Möbel, Kupferstiche oder Photographien — meist Porträts berühmter Männer — an den Wänden. Spiegel sind dagegen selten, ausgenommen in den Hafenplätzen. Dies hat darin seinen Grund, daß alles landeinwärts auf dem Pferderücken transportirt werden muß und dies immer für zerbrechliche Sachen gefährlich ist; deshalb kommt auch Glas und Porcellan selten vor, aber die Petroleumlampe hat doch allgemein die Thranlampe verdrängt. In der Schilderung der eigenthümlichen Schönheit der isländischen Natur tritt die Vorliebe des Verfassers für dies Land in voller Stärke hervor. In Verbindung damit berichtigt er gewisse Angaben bezüglich der Schattenseiten dieser Natur. So theilt der Verfasser bezüglich der Mückenschwärme, welche dem See Myvatn seinen Namen gegeben haben, und deren unleidliche Angriffe von den Reisenden als so furchtbar ausgemalt worden sind, mit, daß man tagelang warten kann, ohne eine Mücke zu bemerken, und selbst dann nicht, wenn das Wetter milde und feucht ist; und trifft man wirklich eines Tages einen Insektenschwarm, so sind es keine Mücken, sondern eine Art von Stechfliegen, die „Moskitos des Nordens", die nach dem Verfasser entfernt nicht so schlimm sind, als ihr Ruf. Besonders nennt der Verfasser die Angaben in hohem Grade übertrieben, welche N. Mohr in seiner „Isländischen Naturgeschichte" gemacht hat. Die Mücken, welche „Reykmy" genannt werden, weil sie wie eine Rauchwolke in der Luft stehen, stechen nicht. Verfasser bemerkt im Uebrigen, daß sowohl die Stechfliegen wie die Mücken von großer Bedeutung für das ganze übrige reiche Thierleben sind, das mit der See in Zusammenhang steht, da ihre unzähligen Larven eine reiche und vorzügliche Nahrung für die Enten und andere Wasservögel, sowie für die Fische bieten, welche ihrerseits wieder eine Lebensfrage für die Bewohner des Landes bilden.

Mit dem Lesen der Schilderungen der Natur der verschiedenen Gegenden erhöht sich das Interesse des Lesers für die große Insel im Polarmeere, deren Eigenart so groß ist, daß selbst, wenn man sich früher schon eine Vorstellung von derselben gebildet hatte, doch die Wirklichkeit sie bei Weitem übertrifft. Feddersen giebt außerdem viele Aufklärungen über das Leben der Isländer in der Gegenwart und skizzirt mehrere aus dem Volke hervorragende Männer. Bezüglich des Gerüchts, daß das isländische Volk besonders dem Laster der Trunksucht verfallen sei, ist er zu dem Resultate gekommen, daß in den dänischen Bauerhöfen mehr Branntwein genossen wird, als in den isländischen, ja daß dieses Getränk nicht einmal auf Island allgemeine Verbreitung gefunden hat; in den Handelsplätzen findet man freilich Trunkenbolde, doch sind dies häufig nur naturalisirte Isländer oder auch solche Leute, welche sich im Auslande das Trinken angewöhnt haben und als verwahrloste Subjekte wieder zur Heimathsinsel zurückgekehrt sind.

Als den Hauptzweck seiner Reise bezeichnet der Verfasser die im Auftrage des Allthinges vorgenommene Untersuchung der Lachsfischerei. Obwohl diese Untersuchungen weit entfernt von der Küste im Inneren des Landes stattfinden mußten, widmete er doch auch der Seefischerei große Aufmerksamkeit. In erster Linie bemerkt er, daß die Isländer sich den außerordentlichen, ihre Insel umgebenden Fischreichthum nicht ausreichend zu Nutze machen können, weil es ihnen an gedeckten Fischerfahrzeugen mangelt und die Fischer deshalb im Allgemeinen mit offenen Böten in See

[1]) Paa Islandsk Grund. Optegnelser fra en Reise 1884 af Arthur Feddersen. (Auf Isländischem Boden. Aufzeichnungen auf einer Reise im Jahre 1884.) Kopenhagen 1885.

gehen müssen, um durchnäßt und erfroren am selben Tage wieder heimzukehren. Feddersen plädirt für die Bildung einer Aktiengesellschaft zur Anschaffung von solchen gedeckten Fahrzeugen und empfiehlt die Einrichtung einer Navigationsschule in Verbindung mit einer Fischerschule in Reykjavik, da nur auf diese Weise die isländische Seefischerei in der Zukunft einige Aussicht auf Erfolg habe. Was den hauptsächlich von norwegischen Fischern betriebenen Häringsfang in den isländischen Fjorden angeht, so hält der Verfasser im Interesse der Isländer es für gerechtfertigt, wenn die Norweger für jedes Fischerboot eine Steuer an Island bezahlen. In einem längeren Berichte wird der Fang von Dorsch, Häring, einer Haifischart (Scymnus microcephalus) und Heiligbutten geschildert; den Lebensbedingungen und dem Vorkommen des Lachses in den isländischen Gewässern, der Lachsfischerei und den Mitteln zur Hebung derselben hat der Verfasser ein besonderes Kapitel gewidmet.

Auch in anderer Hinsicht sucht Feddersen zu zeigen, wie die Isländer vorgehen müßten, um ihre ökonomische Lage zu verbessern, und betont dabei besonders die Hausindustrie, wie z. B. die Holzschnitzerei und Goldschmiedarbeiten, welche früher mit so großem Erfolge auf der Insel betrieben wurden, die aber trotz der natürlichen Anlagen der Isländer in diesen Richtungen aufgegeben wurden, als es ihnen möglich wurde, entsprechende ausländische Waaren in den Handelsplätzen zu kaufen. W. F.

Kürzere Mittheilungen.

Persische Sprüchwörter.

„Das Herz sucht den Weg zum Herzen."

„Besser ist's als Bettler zu sterben, denn Anderen seine Noth klagen oder fremde Hilfe suchen."

„Wenn du einen Menschen kennen lernen willst, mach mit ihm eine Reise oder wohne zusammen, oder führe einen Handel."

„Eine Lüge, die der Seele Frieden giebt, ist besser als eine Wahrheit, die Unruhe bringt."

„Ein wissender Feind ist besser als ein unwissender Freund."

„Ein gelber Hund ist der Bruder des Schakals" — wird im Sinne unseres: „ein Rabe hackt dem anderen das Auge nicht aus" — gesagt.

„Komm, den Esel aus dem Schmutze herausziehen", d. h. „wenn du eine Sache verdorben hast, hilf das Verdorbene oder den Fehler verbessern." — Wer das komische Bild gesehen hat, wie die eigensinnigen Esel sich in den Schmutz legen, während ihre Führer mit schrecklicher Mühe sie am Schweife aus dem Schmutze hervorzuziehen suchen, wird den Sinn dieses Sprüchwortes wohl würdigen, wie schwer es hält, einen Fehler, oder was verdorben ist, zu verbessern.

„Wer den Esel aufs Dach hinaufführt, wird ihn auch herunter zu führen verstehen."

„Der Ausländer ist blind." — Der in Persien Reisende wird nicht selten in die Lage kommen, die Wahrheit dieses Sprüchwortes zu erfahren. Nur er kann es verstehen, welche Mühe es kostet, sich aus dem Labyrinthe von Lügen herauszufinden, mit dem alle Welt vorsätzlich den in Persien Reisenden umgiebt.

„Wo die Schlange, da giebts auch Gold, wo die Rose, dort auch Dornen."

„Treue und Anhänglichkeit lerne vom Hunde."

„Dem Dummen dient zur Antwort Schweigen, den Verleumdern dient zur Strafe, sie unbeachtet zu lassen."

„Der Dummkopf ist sein eigener Feind, wie kann er Anderen ein Freund sein?"

„Den Unverständigen erkennt man daran, daß er sich ohne Grund ärgert, zur Unzeit spricht, sich Jedermann anvertraut, ohne Grund sich ändert, denjenigen sucht, der nicht zu ihm paßt, Freund von Feind nicht unterscheidet."

„Wer sein Geheimniß bewahrt, erlangt das Gewünschte."

„Wer viel Worte sagt, verwickelt sich auch in ihnen." — Als Pendant hierzu dient das gleichfalls in Persien gebräuchliche arabische Sprüchwort, „die Leute gehen am Ueberflusse an Reichthümern, wie am Ueberflusse an Worten zu Grunde."

„Das Geheimniß ist dein Sklave, so lange du es bewahrst; wenn du es aber bekannt machst, wirst du zu seinem Sklaven."

„Ein Nadelöhr ist breit genug für zwei Freunde, die ganze Welt aber nicht für zwei Feinde."

„Der Derwisch ist durch nichts gebunden": freiwillige Armuth erhebt den Menschen über die Welt.

„Wer einen Freund ohne Fehler wünscht, wird gar keine Freunde haben."

„Drei Dinge verlängern das Leben: gutes Kleid, gutes Haus und gutes Weib."

„Fürchtet den, der euch fürchtet."

„Den Freunden eröffne deine Geheimnisse soweit, um bei einem Streite mit ihnen es nicht zu bereuen und nicht zu leiden."

(Aus den „Rußkija Wedomosti" (Russische Nachrichten) mitgetheilt von R. von Seidlitz.)

Die Bevölkerung von Réunion.

Dr. C. Keller beschreibt in der „Neuen Züricher Zeitung" (Nr. 188 und 189) den Fortgang seiner Reise (vergl. oben S. 15), die ihn von Suez über Aden nach der Insel Réunion führte. Wir entnehmen diesen Reisebriefen das Folgende über die Bevölkerung von Réunion.

„In ethnographischer Hinsicht bietet St. Denis, wie die Insel Réunion überhaupt, ein recht interessantes, aber keineswegs einheitliches Bild dar. Am besten sucht man die ärmeren Vorstadtquartiere auf oder schaut in der Frühe des Tages dem originellen und bewegten Treiben des Volkes in der geräumigen Markthalle zu und wird da ein recht buntes Leben antreffen.

Den soliden Kern des Volkes bilden die französischen Kreolen. Man nennt im weiteren Sinne alle diejenigen Kreolen, welche von freien Eltern abstammen, in der Kolonie geboren wurden und für Frankreich optirt haben. Es giebt daher auch indische, afrikanische und madagassische Kreolen, im engeren Sinne nennt man auch wohl den in der Kolonie geborenen Europäer Kreolen. Der letztere ist in seinem Verkehre gesellig und gastfreundlich und hat die Anhänglichkeit an seine europäische Heimath bewahrt. Im Jahre 1870 sind zahlreiche französische Kreolen ausgezogen und haben als Freiwillige in der Armee gedient. Vergleicht man jedoch den Kreolen mit dem frisch eingewanderten Europäer, so überzeugt man sich bald, daß er durch seinen langen Aufenthalt in einem milden Klima an Beweglichkeit und Energie bedeutend eingebüßt hat, er ist etwas matt und langsam.

Im Uebrigen ist die körperliche Konstitution in beiden Geschlechtern eine gesunde, oft blühende. Die Frauen halten viel auf äußeren Tand und entwickeln einen mehr als nöthigen Luxus.

Die Mattheit spricht sich auch in der Sprache aus. Es wird ein reines Französisch gesprochen, aber mit völlig kindischer Aussprache. Alle r werden vollständig eliminirt, das „j und ch“ überall durch „s“ ersetzt, der Kreole spricht sour, seu, sval statt jour, jeu, cheval und deshalb erscheinen uns größere Personen, insbesondere die Männer, oft etwas läppisch, man hat den Eindruck, als seien die Leute zu faul, diejenigen Konsonanten anzuwenden, welche physiologisch etwas verwickelt zu Stande kommen.

Nebenbei besitzt der Kreole in seiner Sprache noch eigenthümliche Ausdrücke, so das fast unübersetzbare, beifällige Ça même. Der Morgengruß lautet Salam! Der Diener, welcher meinen Morgenkaffee bringt, steigert diesen Gruß sogar zu beaucoup Salam und ich glaubte, als ich ihn zum ersten Male hörte, er wünsche mir eine tüchtige Portion Salami anzubieten, was ich in diesem heißen Klima dankend ablehnte, bis mir hinterher einfiel, daß dieser Gruß dem Arabischen entnommen sei.

Neben dem französischen Kreolen bildet der Hindu ein wesentliches Element in dem ethnographischen Charakter der Insel. Er stammt meist von der Malabarküste, ist Einwanderer, der sich für einige Zeit auf die Pflanzungen verdingt oder als Bedienter Geld zu gewinnen sucht, später wieder in seine Heimath zurückkehrt oder Handel treibt und französischer Unterthan wird.

Der Malabar, wie er kurzweg genannt wird, ist von kleinem Wuchse und auffallend dunkel. Unter den Männern finden sich schöne Gestalten mit einem etwas melancholischen Gesichtsausdrucke, sie sind behende und nicht so unterwürfig, wie der Durchschnitts-Indier. Redet man den Malabar, auch wenn er Diener ist, mit „Boy“ an, so verhält er sich ziemlich schwerhörig, er will die respektvollere Anrede „Agah“ oder wie man hier wiederum mit einiger Kreolenfaulheit ausspricht „Anah“.

Die Malabarfrauen sind ebenfalls beweglicher als die Kreolinnen. Man findet unter ihnen Gestalten von sehr ausdrucksvollem Wesen und mit einer prachtvollen Modellirung des Kopfes. Zur Blüthezeit sind die Züge von einer überraschenden Feinheit und den schönsten kaukasischen Völkerzweigen an die Seite zu stellen. Das große, feurige Auge verräth einen hohen Grad von Intelligenz. Die glatten, glänzend schwarzen Haare werden entweder zu zwei dicken Zöpfen geflochten und aufgebunden oder zu einem Chignon aufgedreht, welcher bald auf der rechten, bald auf der linken Seite des Hinterkopfes sitzt.

Die Malabarfrauen lieben Gold- und Silberschmuck, welcher auf ihrer zarten, dunkeln Haut sich sehr effektvoll abhebt. An den Armen der wohlhabenderen Frau prangen goldene Armbänder von massivem, unverfälschtem Metall. Die Finger sind dicht mit Ringen besetzt. Die zweite Zehe des Fußes ist mit doppelten Silberringen geschmückt, die Ohren mit Gold beladen, so daß die weitgeschlitzten Ohrläppchen gegen die Schultern herabhängen. Die Nasenflügel sind mit Goldstiften besetzt.

Wirft sich ein so geschmücktes Weib mit einer graziösen Bewegung in ihren bunten, baumwollenen Ueberwurf, so bietet dasselbe eine höchst malerische Erscheinung dar.

Die Malabarkinder mit ihren magern, geschmeidigen Gliedern sind von einer fabelhaften Behendigkeit, aber ohne Gemüth.

Eine französische Familie zeigte mir ein Malabarkind von 7 Jahren, das in der Küche schon sehr anstellig war, bei den Einkäufen auf dem Gemüsemarkte stets mitlief und den schweren Korb nach Hause trug, Ausgänge besorgte, aber den Pflegeeltern, welche den armen Wurm im Alter von einigen Monaten vor dem Verderben retteten, nie das geringste Zeichen der Anhänglichkeit bekundete, sondern stets die kleine Egoistin spielte.

Bei den hier lebenden Indiern ist das Betelkauen eine sehr verbreitete Sitte und an den Straßenecken werden Betelblätter mit Arekanüssen und Kalk feilgeboten.

Ein drittes Element bildet der schwarze Afrikaner, welcher verschiedenen Völkerschaften der Ostküste angehört. Der Kreole findet es nicht für nöthig, feinere ethnographische Unterschiede festzustellen, er nennt die Afrikaner in Bausch und Bogen „Kaffern“.

Viele dieser Schwarzen sind häßlich wie die Nacht, die Frauen oft wahre Vogelscheuchen, aber ihrer guten Eigenschaften wegen sind sie durchweg beliebt.

Man lobt ihren Fleiß und ihre dankbare Anhänglichkeit an die Europäer.

Der Madagasse ist hier vielfach vertreten und nicht ungern gesehen.

Ein weiteres Volkselement bildet der Chinese. In den ärmeren Quartieren ist er gewöhnlich Boutiquier, er bewohnt die Vorstadt, wo er Viktualien und Spirituosen verkauft. Man begegnet ihm in jeder Straße; er verräth sich durch seinen breitkrämpigen, in den Nacken gedrückten Strohhut, seine kurze braune oder blaue Blouse und seine weiten Hosen. Diplomatisch durchschreitet er die Straße, als ob er das Zeug zu einem Marquis Tseng in seiner Hosentasche besäße.

Mir sind diese glattrasirten Leichenwachsfiguren aus dem fernen Osten stets unsympathisch vorgekommen.

Das arabische Element und der Jude aus Jemen ist hier in geringer Zahl vertreten.

Einen sehr wichtigen Volksbestandtheil bildet der Mischling zwischen Weißen und Schwarzen, der Mulatte. Das Kreuzungsprodukt zweier so verschiedener Menschenspecies (denn zoologisch genommen bilden Neger und Kaukasier sicher zwei gute Arten) ist von einem gewissen Interesse, liefert aber die physiologisch merkwürdige Thatsache, daß bei solchen Kreuzungen die guten Eigenschaften einen Rückschlag erleiden, die Vererbung dagegen sich vorwiegend auf die schlechten Qualitäten erstreckt. Die Hautfarbe variirt nach der Menge von Negerblut, sie zeigt alle Nuancen vom Dunkelbraun bis zum völligen Weiß. Wer einige Uebung erlangt hat, wird übrigens auch bei täuschendem Weiß noch leicht die Mulattenphysiognomie herausfinden.

Der Mulatte ist intelligent, aber ehrgeizig und maßlos eitel; das Mulattenmädchen ahmt die Europäerin in der Toilette so genau als möglich nach, sucht ihre Bewegungen zu kopiren, aber nur zu oft kommt wieder die Niggernatur zum Vorschein.

Die Mulattinnen tragen selbstverständlich auch eine auffällige Tournure, und nachdem diese jedem guten Geschmack hohnsprechende Mode auf der südlichen Hemisphäre bei den Mulatten Einkehr gehalten und sich demnächst auch beim Negerweibe einbürgern wird, dürfte man ihr im Norden baldigst den Abschied geben.

Viele Mulatten haben sich durch ihre Intelligenz und durch ihre Rührigkeit zu einer höheren socialen Stellung emporgearbeitet, dennoch tritt der französische Kolonist mit ihm nur selten in nähere Verbindung und der Kreole aus guter Familie wird keine Mulattin heirathen.

Um so demonstrativer entfalten die wohlhabenden Mulattenfrauen ihren Goldschmuck, und der braune Mulatte, wenn er es etwa auf dem Lande zum Gemeindeammann bringt, wird in der Hauptstadt stets in feinem Schwarz, Stehkragen, feinem Cylinder und weißer Halsbinde erscheinen.

Im Allgemeinen fehlt es dem Bewohner von Réunion, der gegen die schöne Natur seiner Insel nicht unempfindlich ist und sie in vollem Zuge genießt, etwas an Frische und Lebendigkeit. Ich habe hierfür ein Kriterium, das mich noch selten getäuscht hat — ich sehe mir die Jugend auf der Straße an. Wenn die Jungen sich zuweilen ordentlich balgen, dann sage ich mir, daß eine reichliche urwüchsige Kraft vor-

handen ist, welche man nur richtig zu lenken braucht, um aus ihr etwas Tüchtiges hervorgehen zu lassen; wo die Jugend lahm ist, da wird kein kräftiges, schöpferisches Volk erstehen. Mir scheint, daß die Jugend von Réunion sich nicht ordentlich balgen kann. Etwas besser steht es in den Bergen, wo eine weniger erschlaffende Luft vorhanden ist.

Dennoch sind die Menschen hier durchschnittlich sehr gesund und von epidemischen Krankheiten weiß man auf dieser gesegneten Insel wenig zu erzählen. Fälle von Elephantiasis habe ich jedoch nicht selten bemerkt und in einigen Gemeinden kommt leider zuweilen eine Krankheit vor, welche wohl als das scheußlichste aller Leiden bezeichnet werden darf — ich meine den Aussatz oder die Lepra.

Die Kolonie besitzt für solche Kranke eine eigene Anstalt, die Leproserie, in welcher dieselben isolirt werden. Die Anstalt ist etwa vier Stunden von der Hauptstadt entfernt und liegt tief in den Bergen von Assonches versteckt. Da ich noch nie einen Aussätzigen gesehen, entschloß ich mich, diesen weiten Weg zu unternehmen, und wurde vom Direktor der Anstalt in zuvorkommendster Weise empfangen. Inmitten der schönsten Natur ein Bild des traurigsten menschlichen Jammers! Ich sah etwa 50 Patienten, Gestalten, wie sie die wahnwitzigste Phantasie nicht scheußlicher erfinden konnte. Die Krankheit ergreift meistens Madagassen, Neger und Mulatten, und verschont in der Regel den Europäer. Doch ist vor einigen Monaten in dieser Anstalt ein Schweizer verstorben.

Die Patienten wurden mir von einer im Dienste der Menschheit ergrauten Ordensschwester vorgeführt. Dieselbe widmet sich seit 25 Jahren ausschließlich der Pflege von Leprakranken. Ein Vierteljahrhundert im Dienste der Aussätzigen ist ein stilles Heldenthum, dem man wohl die höchste Anerkennung zollen darf — vor dieser ächten Religiosität hat wohl Jeder ein Gefühl der Bewunderung.

An eine Heilung der Kranken ist nicht zu denken; sie werden beschäftigt, so gut es geht, und jeder erhält ein Stück Land zur Pflege eines Gartens. Um die Disciplin unter den Insassen der Anstalt aufrecht zu erhalten, sind einige Galeerensträflinge mit der Ueberwachung beauftragt.

Wenden wir uns ab von diesem Bilde menschlichen Elendes.

Die nordamerikanische Landschneckenfauna.

Binney hat auf Veranlassung der Leitung des U. St. National Museum ein Manual of Amerikan Land Shells herausgegeben (Bull. U. S. Nat. Mus. Nr. 28), welches die geographische Bedeutung der nordamerikanischen Landschneckenfauna sehr eingehend erörtert und darum auch hier eine Erwähnung verdient. Binney unterscheidet drei Hauptprovinzen, die pacifische, die centrale und die östliche, die ganz scharf geschieden sind. Die pacifische Provinz hat mit der östlichen nur etwa ein Dutzend Arten gemeinsam, welche sämmtlich über den ganzen Norden des Continents verbreitet und offenbar von dort her längs der Sierra Nevada eingedrungen sind; mindestens drei von ihnen sind circumpolar und auch durch ganz Europa verbreitet (Conulus fulvus, Cionella lubrica und Vallonia pulchella). Sie läßt sich durch eine Linie, welche etwa von der Humboldt-Bai ausgeht, in eine nördliche (Oregon) und eine südliche Hälfte (California) theilen; doch finden sich die Arten beider Bezirke in den Grenzzonen gemischt. Drei Arten, Arionta Townsendiana, Mesodon devius und Macrocyclis Vancouverensis, dringen südöstlich bis nach Idaho und Montana ins Gebiet der centralen Provinz vor. Charakteristisch für die pacifische Provinz sind die Untergattungen (von Helix) Aglaja und Arionta, welche aber mit Ausnahme von Aglaja Hillebrandti und Arionta Mormonum und tudiculata auf das Küstengebiet beschränkt sind. Im Ganzen sind aus dem ganzen großen Gebiete nur 73 Arten Landschnecken bekannt. Die centrale Provinz ist ihrem wüstenartigen Charakter entsprechend noch viel ärmer an Landschnecken, und beherbergt nur etwa 25 Arten, von denen aber 11, darunter die einzige Art der Gattung Polygyrella, ihr eigenthümlich sind; die anderen eigenthümlichen sind, dem Wüstencharakter angemessen, kleine Patula, Microphysa und Pupa. Die centrale Fauna ist von der pacifischen sehr scharf getrennt und hat, die kleine oben erwähnte Ecke in Idaho und Montana ausgenommen, mit ihr nur die Einwanderer von Norden her gemeinsam; nur Patula solitaria und P. Hemphilli scheinen neuerdings die Cascade Range westwärts überschritten zu haben. Nach Osten hin sind die Grenzen naturgemäß weit weniger scharf gezogen und die vorkommenden Gruppen sind mit Ausnahme von Polygyrella dieselben.

Die östliche Provinz, welche den ganzen ungeheuren Raum östlich der Felsengebirge einnimmt, zeigt der Gestaltung des Terrains gemäß weit weniger scharf geschiedene Unterabtheilungen und besonders nicht den scharfen Unterschied zwischen dem Mississippigebiet und der Atlantischen Küste, wie er in den Süßwassermollusken nachweisbar ist. Binney begnügt sich darum, drei den Breitegraden parallele Zonen zu unterscheiden, welche aber an den Grenzen ganz allmählich in einander übergehen.

Die nördliche Zone umfaßt nur einen geringen Theil des Unionsgebietes und zeigt nur in Neuengland nördlich und östlich der Apalachian Mountains ihre scharfe Ausprägung; sie ist weniger durch die in ihr vorkommenden Arten charakterisirt, wie durch das Fehlen der Gruppe Mesomphix und der Helixgruppen Mesodon und Triodopsis. Als mit Europa gemeinsam und somit circumpolar erkennt Binney nur sieben Arten an, die übrigen Identifikationen, wie sie namentlich Jeffreys gemacht hat, bestreitet er. Einigermaßen eine Ausnahmestellung nimmt Alaska ein, das drei nordasiatische Arten aufzuweisen hat, Vitrina exilis, Patula pauper und Pupa borealis. Die innere oder mittlere Zone hat die eigentlich charakteristische nordamerikanische Fauna, wie sie sich auch schon in den postpliocänen Schichten am Ohio und Mississippi findet. Von den 106 bekannten Arten der Zone sind bis jetzt 31 auch pleistocän bekannt, zahlreiche andere Arten werden sich wohl noch finden. Eine eigenthümliche Subregion innerhalb der mittleren Zone bildet der südliche Theil der Apalachen, also Ost-Teneffee, Nordkarolina und ein Theil von Westvirginien, die sogenannte Cumberland Subregion. Nicht weniger als 39 Arten, darunter besonders die großen Mesomphix und viele Arten von Stenotrema und Mesodon, sind entweder auf dieses Gebiet beschränkt oder doch dort am häufigsten und überschreiten seine Grenzen nur wenig; diese Subregion bildet jedenfalls das wichtigste Entwickelungscentrum der Vereinigten Staaten.

Die südliche Zone umfaßt außer der Halbinsel Florida und den Küsteninseln die Golfstaaten ungefähr so weit nördlich, als das reine Alluvialgebiet reicht; sie enthält also das östliche Nordkarolina, Südkarolina, Georgia, Florida, das südliche Alabama, Mississippi, Louisiana und einen Theil von Texas. Außer etwa 30 Einwanderern aus der mittleren Zone und einigen kleinen, durch ganz Nordamerika verbreiteten Arten finden wir hier 27 eigenthümliche Arten, darunter Glandina truncata und die Untergattung Polygyra, deren Verbreitungscentrum in Florida liegt, und etwa ein Dutzend echt westindischer Arten, welche offenbar von Menschenhand, und zwar meist auf dem Wege von Kuba über Florida eingeschleppt worden sind. Zum Ersatz dafür haben auch eine Anzahl kleiner amerikanischer Arten ihren Weg nach den Antillen gefunden.

Im südlichen Texas grenzt die südliche Provinz an die mexikanische, und da hier keine natürliche Grenze vorliegt, mischen sich die beiderseitigen Faunen. So kommen zahlreiche Polygyra, Triodopsis und Mesodon in die mexikanische Fauna und dringen theilweise bis nach Centralamerika vor, während mexikanische Bulimulus, Macroceramus, Dorcasia, Holospira, Glandina und Stenogyra auf das Unionsgebiet

herüber reichen. Im Ganzen sind aus dieser Subregion, welche Binney als Texan Subregion bezeichnet, 70 Arten bekannt, fast genau so viel, wie aus Florida.

Auf der pacifischen Seite schließt sich im Süden zunächst die Halbinsel Unterkalifornien an, welche eine Provinz für sich bilden muß; sie hat 17 eigenthümliche Arten, vorwiegend Bulimulus und die seltsame Gattung Berendtia, nur eine Art mit dem Festlande von Mexiko gemeinsam, dagegen angeblich zwei (Bulimulus proteus und Bulimulus pallidior) mit Südamerika, den ersteren sogar mit Chile. Die mexikanische Westküste bis Mazatlan hinab zeigt zwar im Allgemeinen dieselben Gattungen (Glandina, Bulimulus, Holospira, Polygyra, auch Orthalicus), wie Unterkalifornien, aber in anderen Arten; die Grenze ist hier entschieden schärfer als in Texas.

Von den verschiedenen Faunen hält Binney die nordische, deren Arten ohne Rücksicht auf die Gebirgsbildung verbreitet sind, für die älteste; auch die echte Fauna der inneren Zone, die Mesodon, Stenotrema, Triodopsis, reichen bis zum Beginn der Pleistocänperiode zurück, aber sie sind jedenfalls jünger als die Aufrichtung der Rocky Mountains, welche eine Barrière für sie bilden. Die südlichen Gruppen, Polygyra, Glandina (und verschiedene Cyclostomiden), scheinen die Nachkommen einer ausgestorbenen subtropischen Fauna, vielleicht der des alten Landzusammenhanges mit Südamerika zu sein. Die Centralprovinz hat ihre Molluskenbevölkerung der ganzen geologischen Bildung nach erst später erhalten und ihre Formen von Patula haben es bei aller Mannigfaltigkeit noch nicht eigentlich zur Ausbildung scharf umgrenzter Arten gebracht. Noch mehr gilt das von den pacifischen Arionta, welche die Systematiker zur Verzweiflung bringen und von Binney darum für das jüngste Glied der amerikanischen Schneckenfauna gehalten werden. W. Kobelt.

Aus allen Erdtheilen.

Europa.

— Nach Professor Heim beträgt die gesammte Anzahl der Gletscher in den Alpen 1155, wovon 249 eine Länge von mehr als 7500 m besitzen. Davon entfallen auf Frankreich 144, auf Italien 78, auf die Schweiz 471 und auf Oesterreich 462. Die Gesammtoberfläche dieser Gletscher beläuft sich auf zwischen 3000 und 4000 qkm, wovon 1839 km auf die Schweiz kommen. Die größte Länge von 24 km erreicht der Aletsch-Gletscher. Ueber die Dicke liegen bekanntlich noch keine genaue Messungen vor; doch sei daran erinnert, daß Agassiz am Aar-Gletscher bei 260 m den Boden noch nicht erreicht und dessen Tiefe an einer bestimmten Stelle auf 460 m berechnet hat.

— Im Frühjahre 1885 hat Dr. Bernhard Schwarz der Dobrudscha und den dortigen deutschen Ansiedelungen einen kurzen Besuch abgestattet und denselben kürzlich unter dem Titel „Vom deutschen Exil im Skythenlande“ (Leipzig, P. Frohberg, 1886) beschrieben. Geographisch bietet die Broschüre wenig Neues, abgesehen vielleicht davon, daß Schwarz beim Kloster Lossowa Chloritschiefer, welcher Kupfer und Silber enthält, aufgefunden hat (S. 77). Allgemein sind im Lande die Klagen, daß die Zustände zur Türkenzeit besser waren als jetzt (vgl. S. 31, 36, 37 ff., 64, 88 und 112); aber bei genauerem Zusehen fand der Reisende, daß die Schuld nicht ausschließlich auf Seiten der rumänischen Regierung, sondern auch auf derjenigen der deutschen Bauern zu suchen sei (S. 121 f.). Es seien allerdings Fehler und Härten der Regierung vorgekommen; die höheren Beamten in der Dobrudscha seien, wenigstens theilweise, Ignoranten oder walteten gar ihres Amtes nur im eigenen Interesse. Ebenso seien bei der Konstatirung des Besitzstandes der Kolonisten deren wohlerworbene Rechte mitunter grausam verletzt worden. Diese Leute seien zwar fleißig, genügsam, gute Landwirthe u. s. w., aber daneben machten sich auch Geiz, Habsucht, ein falscher Trotz, Mangel an Initiative, Kleinmüthigkeit, sowie ein zu geringes Maß von Selbstvertrauen und sich selbst helfender Energie geltend. Dazu trete vielfach eine stark ausgeprägte Bigotterie, die eindringenden Sektirern nur zu leichten Eingang gewähre, sowie ein großer Mangel an Gemeinsinn, der oft genug schon der Grund auch zu politischer Spaltung und Uneinigkeit geworden sei. Schwarz räth den Leuten, ruhig in der Dobrudscha auszuharren, wo ihnen die Verhältnisse bekannt, und sie selbst acclimatisirt seien, und wünscht, daß ihnen eine Art Anwalt in der Person eines praktischen, erfahrenen Mannes gegeben würde, der, mit dem deutschen wie dem rumänischen Wesen und Idiom vertraut, mitten unter ihnen, etwa in Babadagh, seinen Sitz nähme und ihre Sache wenigstens so lange führte, bis Alles in Zug gekommen wäre.

— In der allernächsten Zeit werden nach dem „Nowoje Wremja“ zwei Expeditionen St. Petersburg verlassen; die eine geht in das Gebiet des Weißen Meeres und des Onega-Sees, um den Weg für den zukünftigen Weißen-Meer-Kanal zu suchen; die andere nach Tscherdyn im Gouvernement Perm, um wegen der Kama-Petschora-Bahn die Gegend zwischen der Kama und Petschora zu untersuchen: vom Hafen Suslowk an der Beresowka, einem Zuflusse der Kama, bis zum Hafen Jakschinsk an der Petschora, soll eine 30 km lange Eisenbahn erbaut werden.

Asien.

— Die russische Regierung hat ein Projekt des Ingenieurs Poklevski-Kozell genehmigt, nach welchem der Damm des Sultan Beg am Murghab, oberhalb Merw, welcher vor etwa einem Jahrhundert durch Schah Murad von Buchara zerstört worden ist, wieder hergestellt werden soll. Die Kosten sollen 238000 Rubel betragen, welche, wie man hofft, durch Baumwollenbau auf dem, durch Anlage des Dammes wieder bewässerbaren Lande gedeckt werden sollen.

— Ueber die Reise Krasnow's (s. oben S. 111) wird der „Oestl. Rundschau“ Nr. 25 aus Almaty gemeldet: Krasnow verließ Werny im April und begab sich nach Iliisk, dann den Ili-Fluß entlang abwärts bis zur Mündung des Kurtu, ging diesen Fluß stromaufwärts bis zum Ursprunge des Kopa-Flusses zum Gebirge Kandyk-tau und Kuldscha-baschi, überschritt die Tschu-Ili-Berge, ging bis zum Busen Alakul (Südspitze des Balkasch-Sees), um denselben herum und erreichte das Westufer des Balkasch bei dem Berge Atylesken; kehrte von da zurück, ging um den Alakul herum und besuchte die Mündung des Iliflusses. Den Rückweg nahm er durch die Sandwüste Tau-Kum, über die Gebirge Chan-Tau, Dala-Kainar, durch Otary nach Wernoy. Das von Krasnow durchwanderte Gebiet ist äußerst interessant. Am ganzen westlichen Ufer des Balkasch-Sees ist das Wasser desselben süß und trinkbar; dagegen ist es im Busen von Alakul salzig. Die Sandwüste Tau-Kum ist nach allen Richtungen hin passirbar; in Kamau, einem Aufenthaltsorte von Tigern, sind Kirgisen ansässig, welche Getreide bauen. In dem Tschu-Ili-Gebirge sind an vielen Stellen

die Felsen bedeckt mit Abbildungen von Thieren, Hirschen, Kameelen, von mit Bogen und Pfeil bewaffneten Leuten auf Pferden und auf Mammuth ähnlichen Thieren. Auch viel Kurgane mit Steinfiguren (kamennija baby) giebt es daselbst. Die Flora, sowie die Resultate der geologischen Forschung bekunden, daß noch vor Kurzem die Gegend reicher an Wasser war als jetzt; bemerkenswerth ist das vollständige Fehlen von Seemuscheln und die Anwesenheit von zahlreichen Süßwasserformen in der Sandwüste Tau-Kum, welche übrigens in Bezug auf die Flora den Kara-Kumy Mittel-Asiens vollkommen gleicht. Die Ufer des Ala-Kul und das westliche Ufer des Balkasch sind reich an Jaspis und Kupfererzen. Der daselbst vorkommende Jaspis ist gebändert, von trefflicher Beschaffenheit und steht dem Orsker nicht nach („Oestl. Rundschau" 1886, Nr. 25).

— Nach Nachrichten vom 9. (21.) Oktober v. J. haben **Potanin** und **Skassi** von Sun-chan-ting bis Lan-tschou-fu eine Aufnahme ihrer Marschroute gemacht; die letzten Tagereisen hätten die Mitglieder der Expedition zu Fuße marschiren müssen, während Träger den Transport der Sachen besorgten. Die Expedition wird in **Sining** überwintern, wohin am 1. März auch der Reisegefährte Potanin's — Beresowski — kommt. — Einem in der k. Russisch. Geogr. Ges. am 7. Mai verlesenen Briefe Potanin's ist Folgendes zu entnehmen: Gumbum, 21. December 1885. Der Naturforscher der Expedition **Beresowski** ist nach Sigusjän jagen gegangen; dagegen sind Potanin und der Topograph Skassi in dem Thale des Gelben Flusses aufwärts gegangen bis nach **Santschuan**; von hier ging Skassi, um die Aufnahme mit Lautschen und Guidai zu verbinden, weiter stromaufwärts über Sjan-chuaten bis Gumbum; Potanin selbst dagegen wandte sich den Sining-Fluß stromaufwärts. In Sining verbrachte er sechs Tage und wartete die Erlaubniß ab, nach Gumbum zu gehen. Der Amban von Sining entschloß sich nach einigem Zögern, einen Brief nach Gumbum zu schreiben und einen Beamten dahin zu senden, um die Expedition in jenes Kloster zu führen. Am 7. December langte Potanin in Gumbum an, wo die Klosterverwaltung der Expedition ein ganzes Haus anwies. Dort wurden Chalcha-Mongolen aus Uljassutai angetroffen, welche zum Beten hierher gekommen waren. Die Mongolen sind von Dsabchyn über Kebyr und Bemba-nura zum Flusse Edsin-gol gewandert und haben etwa acht Tagemärsche südlich von Gan-tschou das Flußufer erreicht. Nach den Berichten der Mongolen wohnen die Edsin-Torgouten an diesem Flusse abwärts von der Stelle, wo der Weg von Uljassutai nach Gan-tschou den Fluß schneidet. Zu diesen Edsin-Torgouten will die Potanin'sche Expedition im Frühlinge 1886 ihren Weg nehmen in der Hoffnung, unter ihnen einen Führer zu finden, um die Wüste Gobi zwischen Sogok-nor und der östlichen Fortsetzung des Altai zu durchschneiden. — Die Zeitung „Sibir" meldet, daß der Reisende **Potanin** durch die Mongolei nach Sibirien zurückzukehren gedenkt und daß bereits aus Peking die zur Rückreise nöthigen Schutzbriefe ihm zugeschickt seien. Potanin verbrachte den Winter über in Sinin.

Inseln des Stillen Oceans.

— Eine entsetzliche **vulkanische Eruption** fand kürzlich in und um Rotorua auf der **Nordinsel von Neu-Seeland** statt. Rotorua oder Ohinemutu, im Centrum des wunderbaren Hot Springs- (Heiße Quellen-) Distriktes, liegt in 38° 10' südl. Br. und 176° 8' östl. v. Gr. an der südwestlichen Ecke des Rotorua-Sees. Es sind dort für Invalide Badehäuser und Hospitäler eingerichtet, und in guten Hotels ist für allen Komfort gesorgt. Der Ort zählt für gewöhnlich 50 Europäer und 150 Eingeborene, wird aber in der Badesaison von December bis Ende März von zahlreichen Kranken und Touristen, im letzten Jahre von 1300, besucht. Die Katastrophe brach in der Nacht zum 9. Juni los. Es folgte eine mächtige Erderschütterung der anderen. Der Tarawera-Berg, in der Nähe des Rotomahana-Sees, erhob sich um 300 Fuß und wurde zu einem furchtbar thätigen Vulkane mit drei bis vier brüllenden Kratern; Feuerballen und 500 Fuß breite Feuerzungen, sowie ungeheure Lavamassen und Asche wurden unaufhörlich bis 8000 Fuß hoch emporgetrieben. Der ganze Berg war in Feuer gehüllt. Das donnerartige Gekrache wurde 80 bis 100 englische Meilen weit gehört. Die umliegende Gegend ist jetzt 40 Miles weit mehrere Fuß tief mit Schlamm und Asche bedeckt, ja der Ort Wairoa liegt 10 Fuß tief, die Häuser bis zum Dache, unter blauem Schlamme und Steinmassen begraben. Auf den üppigen Grasweiden der Umgebung ist kein Grashalm mehr zu finden. Der ganze Tikitapu-Busch ist entwurzelt und zerstört. Die Seen Rotomahana, Rotokoholitio und Kakarama haben sich gesenkt und bilden eine siedende zitternde Masse und Hunderte von neuen heißen Quellen sind entstanden. Die Insel Mokoia in dem Rotorua-See ist völlig erweicht und Eruptionen zeigen sich überall. Die berühmten blaßrothen und weißen Terrassen, Wunder der Natur, sind leider vollständig zerstört. So viel bis jetzt bekannt, fanden 12 Europäer, unter ihnen der bekannte Geologe Dr. Hector, und 80 Maoris ihren Tod. Die aus dem Schlafe aufgeschreckten Bewohner haben auf der Flucht fast gar nichts retten können. Am 12. Juni ließ die Eruption des Mount Tarawera in ihrer Stärke wesentlich nach und hörte am 13. Juni ganz auf, so daß man sich in die Nähe des Vulkans wagen konnte. Wo zuvor die erwähnten Terrassen und der Rotamahana-See lagen, hatte sich eine Reihe großer Vulkane gebildet, welche fortwährend gewaltige Steinmassen und Aschenregen auswarfen. Das schönste landschaftliche Bild, wie es in seiner Art auf der Erde nicht weiter existirt, ist in kurzer Zeit zu einer Ruine geworden. Wer den Hot Springs-Distrikt zuvor kannte und seine wunderbaren Naturbilder angestaunt hat, für den bestand freilich immer kein Zweifel, daß die unterirdischen Feuer, welche die Tausende von Geysern und kleinen Wasserlöcher auf dem Siedepunkte hielten, einmal ihren Ausgang finden und Tod und Verwüstung verbreiten würden. Nicht unerwähnt wollen wir lassen, daß ungefähr 11 Tage vor Bildung und Ausbruch des Vulkans Tarawera dem Gipfel des für längst erloschen gehaltenen, 2961 m hohen Vulkanes Ruapehu, in der Provinz Wellington, (in 39° 16' südl. Br. und 175° 35' östl. v. Gr.), plötzlich wieder mächtige Rauchwolken entstiegen. Bisher war der Mount Tongariro in 39° 5' südl. Br. und 175° 45' östl. v. Gr. der einzige noch thätige Vulkan auf Neu-Seeland.

H. Greffrath.

Inhalt: Dr. G. Le Bon's Reise nach Nepal. II. (Mit vier Abbildungen.) — Dr. Alfred Hettner: Die Bogotaner. IV. (Schluß.) — Die Bewohner der Andamanen. II. — A. Feddersen über Island und seine Fischerei. — Kürzere Mittheilungen: Persische Sprüchwörter. — Die Bevölkerung von Réunion. — Die nordamerikanische Landschneckenfauna. Von W. Kobelt. — Aus allen Erdtheilen: Europa. — Asien. — Inseln des Stillen Oceans. (Schluß der Redaktion: 22. Juli 1886.)


Redakteur: Dr. R. Kiepert in Berlin, S. W. Lindenstraße 11, III Tr.
Druck und Verlag von Friedrich Vieweg und Sohn in Braunschweig.



Band L. № 9.

Mit besonderer Berücksichtigung der Anthropologie und Ethnologie.
Begründet von Karl Andree.
In Verbindung mit Fachmännern herausgegeben von
Dr. Richard Kiepert.

Braunschweig Jährlich 2 Bände à 24 Nummern. Durch alle Buchhandlungen und Postanstalten zum Preise von 12 Mark pro Band zu beziehen. 1886.

Dr. G. Le Bon's Reise nach Nepal.

III.

Der Gipfel des Hügels von Sambunath ist mit kleinen Heiligthümern und zahlreichen Bildwerken bedeckt, aber den größten Theil davon nimmt der große Tempel ein, der von Wallfahrern aus den entlegensten Theilen Tibets besucht wird. Derselbe besteht aus einer Halbkugel von Lehm und Ziegelsteinen, ähnlich dem Tope von Santschi, aber auf derselben erhebt sich noch ein viereckiger Thurm, den kreisrunde, parallel über einander angeordnete Scheiben krönen. Auf den vier Seiten des Thurmes sind in Roth, Weiß und Schwarz die Augen Buddha's angebracht; die etwas vorspringende Basis des Tope ist cylindrisch und mit Steinplatten gedeckt, während in jeder der vier Hauptrichtungen eine Kapelle sich an das Heiligthum anlehnt, deren Façade mit ciselirter Bronce überkleidet ist und in deren Innern sich je eine skulpirte Steinplatte befindet. Die meisten dieser Baulichkeiten stammen, wie die zahlreichen vorhandenen Inschriften beweisen, aus den Jahren 1650 bis 1750; die älteste datirt von 1593. Dagegen ist das eigentliche Heiligthum weit älter und stammt, wie seine Aehnlichkeit mit den Topes Central-Indiens darthut, wahrscheinlich aus den ersten Jahrhunderten unserer Zeitrechnung.

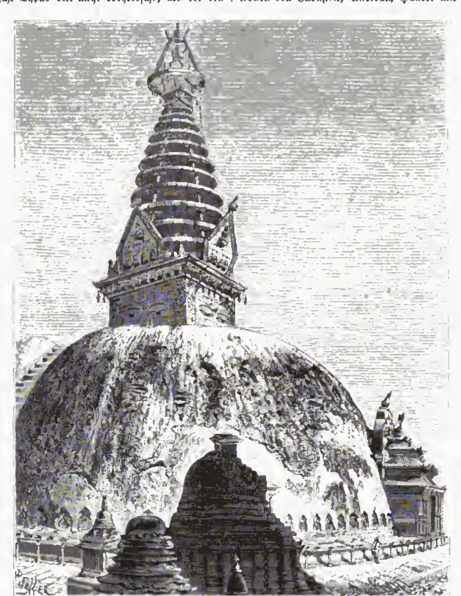
Wenn auch der Tempel ausschließlich buddhistisch ist, so fehlt es ihm doch auch nicht an brahmanischen Emblemen; so ist eine der Kapellen einer Göttin geweiht, welche ihre Verehrer gegen die Blattern schützt — ein in Nepal nicht seltenes Beispiel davon, wie die Statuen der Götter des indischen Pantheon friedlich neben denen Buddha's hausen, des Reformators, welcher die Existenz aller dieser Götter leugnete.

Die übrigen kleinen Bauwerke, welche den Tempel umgeben, sind Votiv- oder Weihkapellen zu Ehren irgend einer verehrungswürdigen Persönlichkeit; in einem der Häuser lebt auch eine Familie tibetischer Lamas, die seit undenklichen Zeiten mit der Bewahrung eines heiligen Feuers betraut sind, das als Symbol einer einst vom Himmel herabgestiegenen Gottheit verehrt wird und niemals erlöschen darf. Uebrigens stehen sämmtliche Tempel von Sambunath unter der religiösen Aufsicht tibetischer Lamas.

Nepal wird von einer großen Anzahl sehr verschiedener Stämme mit verschiedenen Sprachen bewohnt; dieselben sind theils tibetischen Ursprunges, theils Mischlinge zwischen Tibetern oder den ursprünglichen Landesbewohnern und Einwanderern aus verschiedenen Theilen Indiens. Letztere sind theils Radschputen, also die höchststehende indische Rasse, theils halbwilde Völkerschaften, ähnlich den Kohls in Tschota Nagpur und Orissa, gewesen. Zu den ersteren gehören die Gorkhas, zu letzteren die Sikkim benachbarten Stämme Nepals. Die große Masse der Bevölkerung des nepalischen Hochthales, in welchem alle großen Städte liegen, zerfällt in zwei scharf geschiedene Theile, die Newars, welche einst das Land beherrschten, und die Gorkhas, welche es gegen Ende des letzten Jahrhunderts eroberten. Dieselben bewohnten schon früher als ein kriegerischer Stamm das Land und halten sich für Abkömmlinge von Radschputen, welche einst, um der mohammedanischen Eroberung zu entfliehen, nach Nepal einwanderten. Sie sind offenbar von Hindu-Abstammung, aber nur wenige tragen keine sichtbaren Spuren tibetischen Blutes an sich. Gorkha bezeichnet übrigens keineswegs eine bestimmte Rasse, sondern Abkömmlinge von Individuen jeder Klasse und jeder Herkunft, welche im letzten Jahrhundert die nepalische Provinz Gorkha

verließen, um ihre Herrschaft über das ganze Land auszudehnen. Ihrem Ursprunge gemäß zerfallen sie in mehrere Klassen, deren oberste, die der Kschatrijas, aus der Verbindung von Radschputen mit Frauen des eingeborenen Stammes der Khus entstanden ist. Die Gorkhas bilden den Kern der nepalischen Kriegerbevölkerung, an welchen sich andere Tribus, Magars, Gurungs u. s. w. anschließen, bei denen der mongolische Typus viel mehr vorherrscht, als bei den Gorkhas. Diese sind es, welche hauptsächlich im englischen Heere Dienste nehmen und dort allgemein, aber ungenau, als Gorkhas bezeichnet werden.

Den eigentlichen Gorkhas, einem tapferen und kriegerischen Geschlechte, verdankt Nepal seine Vereinigung unter einem Herrscher. Sie geben und nehmen niemals Pardon, aber außer dem Kriegshandwerke verstehen sie nichts und wollen von Industrie, Ackerbau, Handel und Kunst nichts



Buddhatempel in Sambunath. (Nach einer Photographie des Dr. Le Bon.)

wissen. Ihre Religion ist der Brahmanismus, ihre Sprache, das Parbattia, ein mit tibetischen Wörtern gemischter Sanskritdialekt, der mit Sanskritlettern geschrieben wird.

Die Hauptmasse der Bevölkerung des Thales von Nepal bilden die Newars, welche Jahrhunderte lang von Radschahs aus ihrem Geschlechte regiert wurden; während dieser Zeit füllten sich die Städte des Landes mit merkwürdigen Denkmälern an. Die Newars sind, wie die Gorkhas, hauptsächlich durch Kreuzungen zwischen Hindus und Tibetern entstanden, nur daß bei ihnen das tibetische Element vorwiegt. Ihre Sprache, das Newari, unterscheidet sich stark vom Parbattia, obwohl es wie dieses eine Mischung von Sanskrit und Tibetisch darstellt; es ist die einzige Sprache Nepals, welche eine Literatur besitzt. Die kriegerischen Neigungen der Gorkhas gehen ihnen vollständig ab, aber dafür sind sie, was jenen fehlt, geschickt für Ackerbau, Handwerke und Künste; sie haben die merkwürdigen Tempel des Thales errichtet und mit prachtvollen Skulpturen ge-

schmückt, und in der Holzschnitzerei stehen sie hinter keinem der Völker, welche heute Europa bewohnen, zurück. Leider finden diese Bestrebungen bei den gegenwärtigen Herren des Landes, den Gorkhas, nicht die geringste Unterstützung, so daß die Newar-Künstler allmählich aussterben, und es heute im ganzen Thale nicht über ein Dutzend geschickter Holzschnitzer giebt. Als Le Bon eine Holzsäule eines alten Tempels für das Pariser Museum kopiren lassen wollte, konnte er für kein Geld einen geeigneten Handwerker auftreiben, da die kleine Zahl derselben gerade von einem Landesbewohner beschäftigt wurde. Wenn der letzte dieser jetzt noch vorhandenen Holzschnitzer stirbt, wird mit ihm seine Kunst in Nepal erlöschen, was mit der Fertigkeit der Broncebearbeitung bereits geschehen ist. Auch die Architektur befindet sich im Verfalle; was das Land an hervorragenden Bauwerken besitzt, wurde vor Beginn der Gorkha-Herrschaft errichtet. Ein Drittel der Newars bekennt sich zur Hindureligion und verehrt den Siva, die beiden anderen Drittel sind Buddhisten.

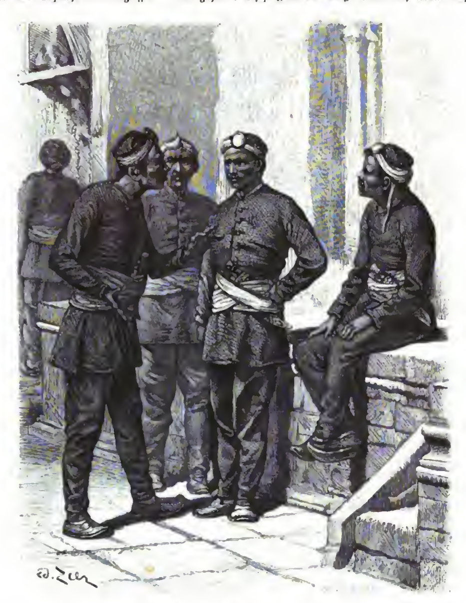
Haben wir im Vorstehenden auf die Verschiedenheiten zwischen den beiden Stämmen hingewiesen, so haben sie doch auch zwei wesentliche Eigenschaften gemeinsam, nämlich die Religiosität und den Unabhängigkeitssinn. Die Nepaler sind vielleicht das religiöseste und abergläubischste Volk auf Erden; ihre Tempel und Priester sind zahlreicher, als in irgend einem anderen Lande, und den größten Theil ihrer Zeit füllen sie mit religiösen Ceremonien und Festen aus. Bei allen Ereignissen des Lebens spielen die Astrologen, die meist aus den Priestern genommen werden, eine wesentliche Rolle, und kein Nepaler unternimmt ein Geschäft oder eine Reise, ohne sich vorher den dafür günstigen Augenblick verkünden zu lassen. Dagegen steht ihre Moralität auf einer niedrigen Stufe; sie sagen niemals die Wahrheit, was bei einem Hindu doch wenigstens zuweilen vorkommt. Worin sie sich aber gänzlich von den Hindu unterscheiden, das ist ihr Patriotismus und ihr Unabhängigkeitssinn, welcher den Hindus fast ganz und gar abgeht, und den die Nepaler im höchsten Maße besitzen. Daraus entspringt ihr großes Mißtrauen gegen Fremde und das Verbot für dieselben, ihr Land zu betreten.



Dschang Bahadur, einstiger erster Minister von Nepal.
(Nach einer Zeichnung des Mr. Wright.)

Von der Geschichte Nepals wissen wir vor dem Jahre 1300 nichts, als daß im ersten christlichen Jahrhundert der Buddhismus dort Eingang fand. Als Ala-ed-din 1306 Schittor eroberte, flohen die ersten Radschputen nach Nepal, denen 30 Jahre später andere aus Oudh und Kanudsch folgten; sie gaben Anlaß zur Entstehung des Gorkha-Volkes, welches in Nepal ein kleines, unabhängiges Fürstenthum bildete und dasselbe mehrere Jahrhunderte hindurch erhielt, bis es 1765 sich kräftig genug fühlte, die neben ihm bestehenden drei Newar-Reiche in Bhatgaon, Patan und Katmandu über den Haufen zu werfen und dann allmählich auch die zahlreichen, außerdem noch vorhandenen kleinen Fürstenthümer sich unterthan zu machen. Seitdem gab es nur noch einen einzigen Herrscher und eine einzige Hauptstadt, Katmandu. Wiederholt wurde später die Unabhängigkeit des Landes von seinen beiden mächtigen Nachbarn, China und den Engländern, bedroht; Nepal wurde auch einige Male besiegt, aber noch hat kein fremdes Heer seine Residenz erreicht. 1816 drang ein englisches Heer bis auf drei Tagemärsche von derselben vor und zwang die Nepaler zum Frieden, dessen härteste Bedingung die Aufnahme eines englischen Gesandten in Katmandu war. Wenn dies vielleicht auch den nepalischen Stolz verletzte, so war damit doch nur wenig erreicht; denn der Gesandte hat nicht das Recht, sich in die Angelegenheiten des Landes zu mischen und hat kaum andere Befugnisse, als wie der Konsul einer fremden Macht in einer Stadt Europas. Sein einziger Gefährte während

seines oft langjährigen Aufenthaltes ist ein Arzt; officiell darf er keinen Schritt außerhalb seiner Residenz machen, ohne von einer nepalischen Wache begleitet zu sein, welche angeblich zu seinem Schutze bestimmt ist, in Wahrheit aber sein Thun und Treiben überwacht. Die Residenz, von einer Abtheilung Sipoys behütet, liegt einige Kilometer von der Stadt und umschließt alles, was zum Leben nöthig ist, Bäckerei und Schlächterei einbegriffen — es gehört wahrhaftig der schweigsame und gestählte Charakter eines englischen Beamten dazu, um unter solchen Bedingungen nicht vor Langeweile zu sterben. Aber sie sterben nicht, diese Beamten, welche man auch außerhalb Nepals unter gleichgültigen oder feindlichen Völkern ganz isolirt lebend antrifft. Solche Einsiedler bewahren dabei die Sitten und die Lebensweise ihrer Heimath aufs Strengste und legen zu Tische Frack und weiße Binde an, wenn auch der einzige



Nepalische Soldaten. (Nach einer Photographie.)

Tischgenosse ihr Bild im Spiegel an der Wand ist. Das genügt ihnen derart, daß viele dieser Beamten sich nicht ohne Bedauern von ihrem Amte und von Indien trennen. Kein Volk kann Schweigen und Einsamkeit so gut ertragen, als die Engländer.

Nepal ist eine absolute Monarchie; aber in Wahrheit ist seine politische Verfassung viel weniger einfach, als es auf den ersten Blick erscheint. Denn sie begreift Formen von sehr verschiedener Entwickelung, je nach der Gegend. In den meisten Thälern findet sich die einfache Stammesorganisation, daneben aber die merkwürdige Erscheinung, daß zwei Provinzen 1855 vom Kaiser seinem Minister Dschang Bahadur und dessen Erben mit absoluter Souveränetät geschenkt wurden. Noch heute besitzen die Söhne jenes Ministers dort den Titel Maharadschah (Großkönig) und das Recht über Leben und Tod. Die Autorität des Kaisers von Nepal ist übrigens rein nominell, da die oberste Gewalt vom ersten Minister ausgeübt wird, unter

dessen Befehlen ein aus den hervorragendsten Standesherren des Landes zusammengesetzter Rath steht. Dieser erste Minister ist allmächtig, was aber nicht hindert, daß er über kurz oder lang von einem Nebenbuhler ermordet wird. Von Nepal viel mehr als von Rußland kann man sagen, daß es eine durch Meuchelmord gemilderte absolute Monarchie sei. Dschang Bahadur aber entging diesem Geschicke, indem er jedem anscheinenden Mitbewerber schleunigst den Kopf abschlagen ließ oder dies nöthigenfalls auch eigenhändig besorgte und auf diese Weise sich länger als 30 Jahre an der Spitze erhielt und zuletzt eines natürlichen Todes starb. Er war sicherlich einer der merkwürdigsten Despoten, die Asien hervorgebracht hat, von überlegener Intelligenz und von großem Nutzen für sein Land. Er kannte europäische Verhältnisse, hatte London und Paris besucht und in Nepal wichtige Reformen eingeführt. Dabei war er von großer Stärke, ein ausdauernder Reiter, vermochte einen Panther mit einem Säbelhiebe in zwei Theile zu spalten und schlug ohne langes Federlesen verrätherischen Adeligen selbst den Kopf herunter. Zuletzt hatte er keine Feinde mehr, da er sie sämmtlich vernichtet hatte. Die wichtigen Staatsämter hatte er alle mit seinen Verwandten besetzt, und das wurde ihm nicht schwer, da er mehr als hundert Söhne besaß.

Während seiner langen Herrschaft prosperirte das Land und sein Reichthum wuchs; Kriege wußte er zu vermeiden, unterstützte England während des Sipoy-Aufstandes und gewährte gleichzeitig dem flüchtigen Nana Sahib Asyl; er gilt heute für die wichtigste historische Persönlichkeit des Landes.

Kukhri.
(Nach Originalen aus der Sammlung des Dr. Le Bon.)

Obwohl Nepal ein Heer von insgesammt 32 000 Mann unterhält, so hat es doch keine sehr bedeutenden Einkünfte, nämlich etwa 20 Millionen Francs. Freilich will das in einem Lande, wo ein Mann täglich mit 30 Centimes gut auskommt, mehr heißen als in Europa. Das Heer wird hauptsächlich durch zeitweilige Ueberweisung von Staatsländereien ernährt, dafür aber der größte Theil der Einkünfte auf Beschaffung von Waffen, Kanonen, Uniformen u. s. w. verwendet. 16 000 Mann, in 26 Regimenter getheilt, bilden die reguläre, eben so viel die irreguläre Armee; die Uniform ist blau, die Kopfbedeckung besteht aus einem kleinen Turban. Von Reiterei giebt es, dem bergigen Charakter des Landes entsprechend, nur 100 Mann. Die Waffen sind etwas verschiedenartig und gehören verschiedenen Systemen an; aber jeder Soldat, wie überhaupt jeder Bewohner des Landes, trägt den Kukhri, ein großes, eigenthümlich geformtes Messer. Die Artillerie hat zahlreiche Berggeschütze, die meist im Lande selbst verfertigt worden sind.

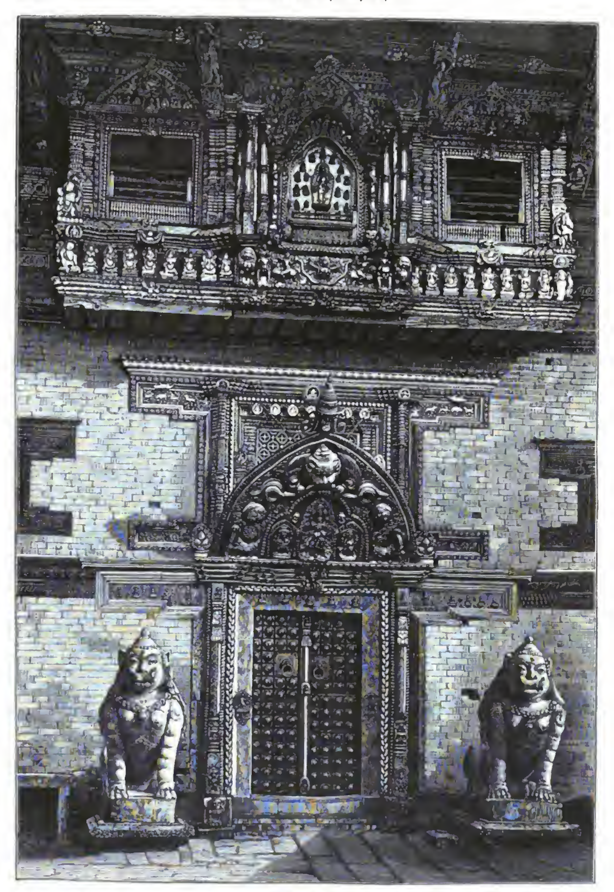
Was dem an sich kleinen Heere aber besondere Tüchtigkeit verleiht, ist der Umstand, daß die Soldaten auswandern und sich für englisch-indische Regimenter anwerben lassen dürfen, wo sie europäische Schulung erhalten und zu den besten dortigen Truppen gehören. So erzogen und gedrillt, bilden sie einen Kern, der sich sofort in eine treffliche Armee umwandeln läßt, welche im Gebirge vorzügliche Dienste leisten und jedem feindlichen Einfalle trotzen kann. So hat Nepal von seinen Nachbarn nichts zu fürchten, wenn nicht etwa in Folge einer inneren Revolution irgend ein Häuptling englische Truppen herbeiruft und denselben Einlaß in die Hauptstadt verschafft.



Handglocke
aus einem buddhistischen Tempel in Nepal.
(Nach einem Originale in Dr. Le Bon's Sammlung.)

Uebrigens dient das Heer nicht ausschließlich zu militärischen Zwecken, sondern wird dauernd zu öffentlichen Arbeiten und namentlich zur Ausbesserung der Wege — eigentliche Straßen giebt es nicht — verwendet.

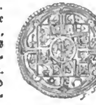
Ackerbau liefert den Nepalern ihren hauptsächlichsten Lebensbedarf; jede Familie besitzt einige Aecker, welche sie mit primitiven Instrumenten durchaus zweckentsprechend bebaut. Geschickt werden dieselben an den Bergabhängen terrassenförmig angelegt und bewässert und liefern meist zwei Ernten im Jahre, Getreide und Reis in der warmen Jahreszeit, Kartoffeln, rothen Pfeffer, Knoblauch, Radischen u. s. w. während der kalten. Die Industrie ist von geringer Bedeutung und beschränkt sich auf die Herstellung von wollenen und baumwollenen Stoffen, Papier, Gold- und Silberschmuck, Broncegötzen, eisernen Geräthen und Waffen; die Künstler in Bronce, Holz und Stein sind, wie gesagt, seitdem die Gorkha die Herrschaft führen, fast verschwunden. Auch der Handel ist geringfügig; auf dem Rücken von Menschen werden Reis, Getreide, Gummi und Gewürze nach Indien exportirt und dafür Stoffe, Metallwaaren, Salz und Luxusgegenstände eingeführt. Aus Tibet kommen auf nicht minder schwierigen Wegen Salz, Borax, Wolldecken, Moschus, Gold, Thee, Hammel, Gewürze und Edelsteine, dorthin ausgeführt werden Seiden- und Atlasstoffe und verschiedene kostbare

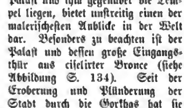


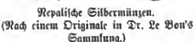
Broncethür im königlichen Palaste zu Patan. (Nach einer Photographie des Dr. G. Le Bon.)

Gegenstände, die aus Indien kommen. Da die Gorkhas sich nur mit dem Kriegshandwerke befassen, so liegen Handel und Industrie in den Händen der Newars und eingewanderter Kaschmirer, welche letzteren selbst europäische Waaren beziehen. In Lhassa giebt es eine Kolonie von 3000 Nepalern, welche den Handel zwischen Tibet und ihrer Heimath besorgen.

Den dritten Ort, welchen Dr. Le Bon in Nepal besuchte, war Patan, eine der früheren Hauptstädte des Landes, und sicher einer der merkwürdigsten Orte von ganz Asien. In ganz Europa, Nordafrika und Westasien findet sich keine phantastischere Architektur wie dort, kein packenderer Anblick, als die dortige Hauptstraße. Sind auch die Einzelheiten mitunter barbarisch, so ist die Gesammtwirkung doch um so blendender, und wenn die Abbildungen, welche wir in dieser und der folgenden Nummer aus Patan mittheilen, in dem Beschauer vielleicht nicht den gleichen Eindruck hervorbringen, so liegt das daran, daß ihnen die bunten Farben fehlen. Diese intensiv roth angemalten Paläste, deren Ziegel- oder Kupferdächer von Tausenden von Göttern und Göttinnen in den verschiedensten Farben getragen werden und deren von steinernen Ungeheuern bewachte Broncethore in hellem Lichte erstrahlen, spotten wahrhaftig jeder Nachbildung.







Nepalische Silbermünzen.
(Nach einem Originale in Dr. Le Bon's Sammlung.)

Patan ist eine Stadt von 40000 Einwohnern südöstlich von Katmandu und scheint gegen das Jahr 300 n. Chr. gegründet worden zu sein. Die Straßen sind meist von Häusern aus Ziegelsteinen und Holz eingefaßt, deren Säulen und Fensterrahmen prachtvoll geschnitzt sind; der Platz aber, auf welchem der königliche Palast und ihm gegenüber die Tempel liegen, bietet unstreitig einen der malerischsten Anblicke in der Welt dar. Besonders zu beachten ist der Palast und dessen große Eingangsthür aus ciselirter Bronce (siehe Abbildung S. 134). Seit der Eroberung und Plünderung der Stadt durch die Gorkhas hat sie viel von ihrer Bedeutung verloren, und zahlreiche ihrer Monumente fallen in Trümmer. Die Tempel sind dort noch zahlreicher als in Bhatgaon; manche derselben sind mit Klöstern verbunden, welche aber seit lange ihrer ursprünglichen Bestimmung entzogen sind und heute einfach als Kaufmannsläden dienen. Es sind das übrigens zweistöckige Häuser, wie die anderen Wohnungen in der Stadt.

Die Bewohner der Andamanen.

III. (Schluß.)

E. M. Ueber ihre religiösen Vorstellungen müssen wir eingehender berichten, jedoch die Bemerkung vorausschicken, daß dieselben sich selbständig unter ihnen entwickelt haben. Man erklärt es für im höchsten Grade unwahrscheinlich, daß sie ihre Legenden von Missionaren oder anderen Personen, welche vielleicht in früheren Jahren auf den Andamanen gelandet sein könnten, empfangen haben sollten, einmal nämlich, weil durchaus keine Ueberlieferung von derartigen Begegnungen besteht, dann aber wegen ihrer allem Fremden gegenüber in höchstem Maße abweisenden Haltung, die sie bis zum Jahre 1858 zum Schrecken aller Seefahrer machte, welche die benachbarten Meere befuhren. Hatten trotzdem zu irgend einer Zeit christliche oder mohammedanische Missionare sie besucht und Einfluß auf sie gewonnen, so wäre es im höchsten Grade unwahrscheinlich, daß deren Aufenthalt bei ihnen aber auch gar keine Spur zurückgelassen haben sollte. Diese Verwahrung ist sehr nöthig; denn so, wie sie mitgetheilt wird, bietet ihre Geschichte von der Schöpfung, dem Paradies und dem Sündenfalle so außerordentlich viele biblische Anklänge, daß der Gedanke, diese Legenden seien von außen her eingedrungen, ganz unwillkürlich entsteht.

Pu-luga, dem Schöpfer, werden folgende Eigenschaften beigelegt: seine Erscheinung ist Feuer, aber er ist jetzt unsichtbar. Er wurde nie geboren und ist unsterblich. Durch ihn wurden alle belebten und unbelebten Gegenstände, mit Ausnahme der bösen Mächte, geschaffen. Er weiß Alles, so lange es Tag ist, selbst die Geheimnisse der Herzen; durch bestimmte Sünden wird er beleidigt; er ist gütig gegen die, welche in Schmerz und Trübsal leben und gewährt ihnen manche Erleichterung. Er ist Richter, und jede Seele empfängt nach dem Tode ihr Urtheil von ihm; die Hoffnung, den Martern, welche der Sünde im Jenseits folgen, zu entgehen, beeinflußt die Handlungen der Inselbewohner in diesem Leben. Pu-luga lebt im Himmel in einem großen steinernen Hause mit einer Frau, die er für sich geschaffen, und vielen Kindern, lauter Töchtern mit Ausnahme des ältesten, der eine Art Erzengel ist und seinen Vater unterstützt. Der Schöpfer ißt und trinkt wie ein Sterblicher; er schläft in der trockenen Jahreszeit ziemlich viel, denn man hört seine Stimme (den Donner) dann nicht oft. Er giebt dem Menschen Nahrung und Beute; wiewohl er diejenigen, welche ihn erzürnen, nie mit dem Tode straft, kann er sich doch über ein schlecht zerlegtes Schwein so ärgern, daß er den Uebelthäter in die Macht der bösen Geister giebt, die denselben schleunigst expediren. Ueber die bösen Geister, wenigstens über die stärkeren derselben, besitzt er keine eigentliche Macht. Der gewaltigste derselben ist der Dämon der Wälder, der mit seinen Söhnen im Dschungel umherschweift, während Frau und Töchter zu Hause bleiben. Krankheit und Tod schleudert er gegen diejenigen, welche in seine Macht kommen. Ein anderer, unbeweibter böser Geist lebt in Ameisenhügeln; wiewohl er mit einem Messer bewaffnet ist, tödtet er wenigstens die Menschen nicht, wenn sie in seine Hände fallen. Der dritte endlich, Juruwin, wohnt mit Frau und Kindern im Meere und ißt die Körper derjenigen, welche in dem nassen Elemente sterben oder nach dem Tode demselben anvertraut werden. Seine Waffe ist ein Speer und damit verwundet er diejenigen, denen er Böses zufügen will (Krampf). Dann giebt es noch eine

ganze Reihe von bösen Geistern, Nachkommen eines solchen, der schon vor der Sinfluth lebte. Diese ganze Familie ist namentlich den Leuten gefährlich, welche Schweinefleisch rösten oder braten, da der Geruch desselben den Mitgliedern derselben unangenehm ist; Pu-luga, der ebenfalls, wie wir gesehen haben, hinsichtlich der Zerlegung der Schweine Vorurtheile hat, hilft jenen zuweilen einen solchen Uebelthäter entdecken. Sie können übrigens nur am Tage strafen, da sie sonst aus ihrer weit von der Erde gelegenen Wohnung, die sie nicht verlassen dürfen, nicht im Stande sind, ihre Pfeile mit der nöthigen Sicherheit zu schießen.

Die Sonne ist die Gemahlin des Mondes, die Sterne, ihre Kinder, sind beiderlei Geschlechtes; ihr Haus steht etwas unter dem östlichen Horizonte. Frau Sonne führt ein ganz geordnetes Leben, aber der Herr Gemahl, der für eine zahlreiche Familie zu sorgen hat, kann sich nicht an bestimmte Stunden binden. Beide gehen unter der Erde her nach Hause, wobei sie den armen Seelen im Hades leuchten. Die Mondphasen erklären die Andamanesen dadurch, daß der Mond der Kälte wegen einen Mantel gebraucht, den er nach und nach zurückschiebt. Bei einer Mondfinsterniß werden möglichst viele Pfeile unter lautem Lärmen abgeschossen; eine Sonnenfinsterniß erfüllt Alles mit furchtbarem Entsetzen. Die Welt hat die Gestalt einer flachen Scheibe und ruht auf einem Palmbaume, der mitten in einem Dschungel steht, welcher den ganzen Raum unter der Erde bedeckt; das ist der nur schlecht beleuchtete Hades, wohin Pu-luga die Todten schickt, um die Auferstehung zu erwarten. Sie bleiben dort in derselben Gestalt und dem Alter, wie sie das Leben verlassen haben, und die Seelen der Thiere und Vögel folgen ihnen, damit sie auch dort das Vergnügen der Jagd genießen können. Die Seelen der kleinen Kinder sitzen unter einem Feigenbaume. Alles dies wurde einmal vor langer Zeit einem Lebenden im Traume offenbart. Manche gehen auch nach dem Volksglauben, wenn sie die Erde verlassen, in allerlei Thiere über. Mit dem Hades besteht immer noch eine gewisse Verbindung; die Geister, die da wohnen, sind im Stande, denen, die ihrer gedenken, manchmal beizustehen.

Von der Erde führt eine Rohrbrücke, welche die Seelen überschreiten, nach dem östlichen Himmel, dem Paradies; darunter liegt ein anderer Raum, eine Art Fegefeuer, obwohl dieser Name nur uneigentlich gebraucht ist, da sie dasselbe für sehr kalt halten. Der Geist verläßt den Körper schon bei schwerer Krankheit und schwebt zwischen dem Kranken und dem Hades; nach dem Tode spukt er noch einige Zeit am Sterbehause und am Grabe; die Seele verläßt den Körper schon während des Traumes. Die Farbe des letzteren ist roth, die des Geistes schwarz, beide nehmen sie die Augen Anderer an, die Gestalt der Person, zu welcher sie gehören. Alles Böse geht von der Seele, alles Gute vom Geiste aus. Bei der Auferstehung vereinigen sich beide zu ewigem Leben auf einer neuen Erde; auch die Seelen der Bösen haben indessen eine Läuterung erfahren. Das ewige Leben wird nur eine Wiederholung des gegenwärtigen sein, aber ohne die Sorgen und Leiden desselben. Dieser Zustand wird eingeleitet werden durch ein großes Erdbeben, wobei die Erde ihren Stützpunkt verliert, alles Lebende vernichtet wird und die Todten auferstehen.

Vieles von den mitgetheilten Ueberlieferungen ist, wie man sagt, von älteren Mitgliedern entfernter Stämme berichtet worden, und der jüngeren Generation vielleicht unbekannt.

Nachdem Pu-luga die Welt erschaffen hatte, erschuf er einen Mann, der hieß Tô-mo; er war schwarz wie seine jetzt lebenden Nachkommen, aber viel größer und bärtig. Pu-luga setzte ihn in einen blühenden Garten, half ihm Feuer machen, wozu Frau Sonne auf die Erde kam. Auch Schweine gab der Schöpfer dem Menschen, die leicht zu fangen waren, da sie weder Nasen noch Ohren hatten. Als Tô-mo im Stande war, für sich selbst zu sorgen, wurde ihm auch eine Frau gegeben; aller der Geschenke des Schöpfers durfte er sich erfreuen, nur von einigen Früchten sollte er während des West-Monsuns nicht essen. Man lebte so recht glücklich, bis sich die Schweine so vermehrten, daß sie zur Last wurden; die Frau des ersten Menschen erdachte, um dem abzuhelfen, ein kluges Mittel: sie bohrte den Schweinen Löcher in die Nase und Ohren, so daß sie jetzt im Stande waren, ihre eigene Nahrung zu suchen, und darauf trieb man sie in das Dschungel. Jetzt aber entstand eine Schwierigkeit für die Menschen: sie konnten die Schweine, deren sie zu ihrer Nahrung bedurften, nicht mehr fangen. Da kam ihnen der Schöpfer zu Hilfe und lehrte sie Bogen und Pfeile verfertigen, auch mit dem Bau von Booten machte er sie bekannt und zeigte ihnen, wie man Fische fängt. Später besuchte er sie noch einmal — er wohnte damals noch auf dem Saddle Peak — und lehrte sie von dem rothen und weißen Thon Gebrauch machen, Netze flechten und andere nützliche Sachen mehr. Auch die Sprache empfingen sie (es ist dies die des südlichen und südöstlichen Theiles der Mittel-Andamanen, welche als der Stamm aller anderen Dialekte der Andamanen betrachtet wird). Durch einen glücklichen Zufall entstanden Baien und Buchten; Tô-mo harpunirte nämlich eines Tages ein Seeungeheuer, welches im Todeskampfe mit der Schnauze gegen das Land stieß und so dieselben hervorbrachte.

Tô-mo lebte sehr lange; schon waren seine Nachkommen so zahlreich, daß sie kein Unterkommen mehr finden konnten, da wanderten sie auf Pu-luga's Geheiß aus; er gab ihnen Alles, dessen sie bedurften, aber auch verschiedene Sprachen und nun zerstreuten sie sich über alle Länder. Der Stammvater der Menschen ertrank und wurde dann der Stammvater der Cetaceen; seine Frau, von einigen Enkelinnen begleitet, suchte ihn, doch das Boot schlug um und beinahe Alle verunglückten und wurden in Seethiere verwandelt.

Die Nachkommen des ersten Menschen erregten den Zorn Pu-luga's. Da schickte er eine große Fluth, welche alles Lebende vernichtete mit Ausnahme zweier Männer und zweier Frauen, welche sich in einem Canoe befanden. Als sie landeten, fanden sie Alles vernichtet, doch Pu-luga erbarmte sich ihrer, er rief die Thiere wieder ins Leben. Doch litten sie schreckliche Noth, da sie kein Feuer hatten; einer ihrer verstorbenen Freunde erbarmte sich über sie, er flog in Gestalt eines Vogels nach dem Himmel und versuchte einen Feuerbrand im Schnabel wegzutragen, ließ jedoch denselben auf Pu-luga fallen, welcher neben dem Feuer schlief. Darob gerieth der Schöpfer in Zorn und schleuderte das brennende Scheit gegen den Eindringling, traf ihn aber glücklicher Weise nicht; das Holz fiel auf die Erde und gereichte den Menschen, welche ihre traurige Lage bejammerten, zum Troste. Sie versuchten es nun, sich gegen Pu-luga zu empören, doch erkannten sie bald das Thörichte eines solchen Beginnens.

Es folgen noch eine Menge Legenden über die Verbreitung von Pflanzen und Thieren und über den Ursprung des Tatuirens, welche wir hier übergehen müssen, um nur noch zwei Ueberlieferungen mitzutheilen, welche sich auf zwei ungeheure Steine und die auf einem Felsblocke eingegrabenen Zeichen beziehen. Von letzteren nämlich wird behauptet, daß sie in Hieroglyphen, die jetzt nicht mehr entziffert werden können, die ganze Schöpfungsgeschichte enthalten. Die beiden Steine aber, heißt es, seien ungeheure Thiere, welche nach

der Insel geschwommen und dort im Moraste verzaubert seien; die Eingeborenen nennen sie u-chu und merkwürdiger Weise haben sie auch den von den Engländern nach Port-Blair geschafften Elephanten ohne Weiteres diesen Namen beigelegt.

Ueber das Entstehen von Tag und Nacht sind ebenfalls verschiedene Legenden im Umlaufe; eine derselben erzählt, daß Pu-luga, der den Menschen zürnte, weil sie eine Raupe getödtet hatten, ihnen die Nacht schickte. Auf den Rath eines Häuptlings fuhren sie aber ruhig fort zu tanzen und zu singen, so daß Pu-luga zu dem Glauben kam, daß er sie gar nicht einmal hart gestraft habe, weshalb er Tag und Nacht abwechseln und endlich auch noch die Nacht durch den Mond erleuchten ließ. Diese Legende scheint mit dem Umstande im Zusammenhange zu stehen, daß „Raupe“ und „Nacht“ durch dasselbe Wort bezeichnet werden.

Wir wenden uns nun dem gesellschaftlichen Zusammenleben der Andamanesen zu, insofern von einem solchen überhaupt die Rede sein kann. Mann und Frau haben ihren Antheil an der Arbeit, welche für die Haushaltung gethan werden muß, ohne daß letztere darum als die Sklavin des ersteren zu betrachten wäre; sie scheert die Köpfe, tatuirt, bereitet Schönheitsmittel und Trauerfarbe, verfertigt Schmuckgegenstände und einzelne Geräthschaften und besorgt die Küche zum größten Theile. Alle Leute, die nicht körperlich ungeschickt dazu sind, müssen auch im Interesse der Gesammtheit arbeiten. Züge der Gemeinde werden durch die Häuptlinge und Aeltesten angeordnet; hierüber werden die Frauen nie befragt, wiewohl sie während des Marsches die größten Lasten zu tragen haben, damit die Männer nicht etwa an dem freien Gebrauche ihrer Waffen verhindert sind, wenn sie unerwartet ein Wild auftreiben. Die Kindererziehung liegt in den Händen der Eltern und ist der Natur der Sache nach sehr einfach. Kindermord ist ganz unbekannt, die Kindersterblichkeit ganz ungeheuer in Folge nachlässiger Behandlung.

Ueber die Kleidung läßt sich nur wenig sagen; wie alle Völker, deren Hülle mehr als bescheiden ist, suchen sie sich durch Schmucksachen und durch Tatuirung zu verschönern. Zum vollen Aufputze gehören: Büschel von Pandanusblättern am Hand- und am Knöchelgelenke; um den Kopf werden Blätter gewickelt, ebenso um den Leib; die Frauen tragen manchmal acht solcher Gürtel über dem Schurze. Wenn es nöthig ist, z. B. auf der Jagd, entledigen sich die Männer jeder Hülle mit Ausnahme eines kleinen Gürtels, der auch zur Aufnahme der nothwendigsten Geräthschaften dient.

Mit der Tatuirung sind keine besonderen Ceremonien verbunden; mit Ausnahme der nördlichen Stämme wird die Operation immer von Frauen vollzogen, die jedoch dafür keine Bezahlung empfangen, sondern sich mit dem Ansehen begnügen, welches ihnen ihre Kunstfertigkeit giebt. Die Operation wird bei den Kindern beiderlei Geschlechtes, selten nur später als im 8. Lebensjahre, begonnen, doch dauert es bis zum 16. oder 18. Jahre, ehe sie ganz vollendet ist; ausgeführt wird sie mit einem Quarzsplitter oder einem Stückchen Glas, welches zwischen Zeigefinger und Daumen gehalten wird. Hals, Schultern, Rücken, Brust, Seiten, Unterleib, auch der obere Theil der Füße und die äußere Seite der Hände werden so geschmückt. Die verschiedenen Stämme haben verschiedene Muster für dieselbe; das Gesicht wird immer verschont. Außerdem wird der Körper bemalt, wozu drei verschiedene Farben dienen, die je nach der Gelegenheit anders gewählt werden, zum Theil werden die Grundstoffe über die Haut vertheilt, zum Theil in mehr concentrirter Form zur Darstellung von Zeichnungen verwendet.

Absichtliche Deformationen sind unbekannt, doch rufen die Frauen solche hervor, indem sie die Lasten, welche sie tragen, an der Stirn befestigen; 40 Pfund sind etwa die Last, welche eine Person fortschafft, doch haben sie weder Gewichte noch Maße (wie z. B. Nagel, Fingerglied, Finger, Spanne oder Schritt); kleine Gewichte vergleichen sie mit einem Samenkorne, größere mit dem Steine einer Frucht. Sie zählen nur bis zwei, höher hinauf bis zehn zählen sie mit Hilfe der Finger, ohne jedoch besondere Zahlwörter zu gebrauchen; die Anwendung anderer Hilfsmittel (Kerbholz, Knoten in einem Stricke, Samenkörner) ist ganz unbekannt. Kleine Abstände vergleichen sie mit einem Bogenschusse, größere mit einer Tagereise, die sie zu etwa 18 engl. Meilen annehmen. Den Tag theilen sie, wenn sie recht genau sein wollen, in 13 Abschnitte. Hilfsmittel zur genaueren Bestimmung derselben (Sonnenuhr) besitzen sie nicht; da sie nicht zählen können, sind sie nicht im Stande, die in einem Jahre stattfindenden Mondkulminationen anzugeben. Das Jahr besteht aus drei Abschnitten, der kühlen Zeit, der heißen Zeit und der Regenzeit, die sie wieder in 20 Unterabtheilungen, benannt nach den in denselben zur Blüthe kommenden Pflanzen, trennen. Sie unterscheiden die vier Mondphasen, sind mit dem Einflusse derselben auf die Tiden bekannt; die Hauptpunkte des Horizontes nennen sie „Erscheinen“ und „Verschwinden“ und „Einsamer Platz“ (Süd); die Bedeutung des für Norden gebrauchten Wortes ist verloren gegangen.

Die Winde unterscheiden sie nach den dazwischen gelegenen Richtungen; für Nordostwind haben sie die Bezeichnung „des Schöpfers Athem“, weil er aus der Richtung kommt, wo die Brücke liegt, welche die Erde mit dem Paradiese verbindet. Noch wäre hier zu bemerken, daß sie drei verschiedene Arten von Wolken (cumulus, stratus und nimbus) durch Namen unterscheiden. Von den Sternen hat nur der Gürtel des Orion, sowie die Milchstraße, einen besonderen Namen; letztere heißt „der Weg der Engel“.

Lange ehe die Europäer dorthin kamen, haben schon Malayen, Barmanen und Chinesen diese Inseln besucht und, wie es heißt, eßbare Vogelnester und Trepang dort eingehandelt; wahrscheinlicher ist es jedoch, daß die fremden Handelsleute die Waaren einfach weggenommen haben; überdies entführten sie viele Eingeborene, um sie als Arbeiter zu gebrauchen. Selbst jetzt noch enthalten sich die Eingeborenen aller eigentlichen Handelsgeschäfte, sie betrachten den Tauschhandel, den sie in der englischen Niederlassung treiben, doch im Grunde als bloßes Auswechseln von Geschenken, obwohl sie dabei ihren Vortheil nicht aus den Augen verlieren. Am empfänglichsten würden sie wohl für Branntwein sein, den man ihnen jedoch beinahe gänzlich vorenthält; sonst geben sie Hunden, Eisen, Flaschen, Tabak, Pfeifen und Zündhölzchen den Vorzug. Die Leute aus dem Dschungel tauschen gern Eisen und Muschelgeräth gegen selbst verfertigte Gegenstände ein. Da sie im Allgemeinen mit ihren Sachen sehr nachlässig umgehen, ist es schwer, bei ihnen Erzeugnisse einer früheren Generation zu finden. Allerdings wird insofern eine Ausnahme gemacht, als bei einem Todesfalle der nächste Blutsverwandte, mehr jedoch aus einem Gefühle der Pietät, von dem persönlichen Eigenthume des Verstorbenen Besitz ergreift. Als solches betrachtet man hauptsächlich die Waffen und Geräthschaften zum Fischfange, während Kochtöpfe, Canoes und Anderes mehr oder weniger als Gemeindeeigenthum gilt.

Vor der Ankunft der Fremden war Ackerbau unbekannt; auch jetzt, nachdem sie doch Gelegenheit gehabt haben, die Vortheile, welche gut betriebene Landwirthschaft abwirft,

kennen zu lernen, scheinen sie durchaus nicht geneigt, sich der damit verbundenen Mühe zu unterziehen, wozu allerdings wohl der Umstand beiträgt, daß sie hauptsächlich Gefangene bei derartigen Arbeiten beschäftigt sehen. Sie geben am liebsten ihrer Neigung zur Jagd nach, wobei sie sich seit 1865 auch der Hunde bedienen, die sie sehr gut behandeln, ja manchmal ihre Kinder nennen. Dieselben erwidern diese Zuneigung und suchen sie durch große Bissigkeit gegen Fremde zu beweisen. Mit der Jagd verbindet sich der Glaube an gewisse Vorzeichen, wogegen der Glaube an märchenhafte Thiere unbekannt ist.

Die Nahrung der Andamanesen ist viel genügender, als man manchmal geglaubt hat; die Ansicht, daß sie Mangel leiden, muß vielleicht dem Umstande zugeschrieben werden, daß sie Mancherlei genießen, was der Europäer verschmäht, jedoch ist dieser Maßstab unrichtig. Man hat häufig gesehen, daß sie eine Hand voll gekochter Larven oder Käfer mit sichtlichem Wohlbehagen verspeisten, während sie Gerichte von Schweine- oder Schildkrötenfleisch unberührt stehen ließen. Etwa ein Drittel der Nahrung ist vegetabilisch, der Rest wird durch alle möglichen Vertreter der Thierwelt geliefert. Sie begnügen sich mit zwei Hauptmahlzeiten, einem Frühstück und einem soliden Abendessen; in der Zwischenzeit nehmen sie auch einige Nahrung zu sich und, wenn sie längere Jagdzüge unternehmen, führen sie gewöhnlich die nöthigen Vorräthe mit sich. Durchschnittlich scheinen sie mehr Nahrung zu gebrauchen, als die Bewohner Indiens, etwa drei bis vier Pfund täglich. Bei außergewöhnlichen Veranlassungen vermögen sie ganz erstaunliche Massen von Lebensmitteln zu vertilgen. Das Fleisch wird mit den Zähnen gefaßt und das gefaßte früher mit einem scharfen Bambu, jetzt häufig mit einem Messer abgeschnitten. Sehr gewandt öffnen sie die Muscheln und Austern, die sie früher kochten, jetzt scheint sich dieser Gebrauch auf die Bewohner der kleinen Andamanen zu beschränken. Im Ganzen muß man sich über die Mannigfaltigkeit ihres Speisezettels wundern und auch der Bereitung der Speisen widmen sie größere Aufmerksamkeit, als man von Menschen in ihrem Zustande erwarten sollte.

Natürlich giebt es bei ihnen auch viele Dinge, welche Tabu sind, sei es immer oder nur unter besonderen Verhältnissen oder endlich für bestimmte Personen. Auch im Umgange bestehen manche Beschränkungen, z. B. liebt man es nicht, von den Todten zu sprechen, namentlich nennt man in der ersten Zeit nach dem Ableben nicht gern ihren Namen.

Wenn mehrere Stämme einander besuchen, kommt es manchmal zu Streitigkeiten, die häufig einen bösen Ausgang haben, da einem Verwundeten gewöhnlich auch gleich der Gnadenstoß gegeben wird. Der Gefallene wird nicht verstümmelt. Auf der Jagd bedienen sich die Andamanesen der Bogen und Pfeile, jetzt auch wohl des Eberspeeres; die Spitze der Waffe wird nie vergiftet. Der Gebrauch des Bogens erfordert eine gewisse Uebung, die größten $5\frac{1}{2}$ bis 7 Fuß langen Waffen dienen nicht zum wirklichen Gebrauche, sondern nur zum Prunke; im Ganzen kennt man fünf verschiedene Sorten von Bogen. Die Pfeile werden möglichst gerade gebogen, die Spitze mit Sorgfalt befestigt, die Schußweite beträgt 40 bis 50 Yards, obwohl noch auf den doppelten Abstand ein $1\frac{1}{2}$ Zoll dickes Brett von der Pfeilspitze durchbohrt wird. Wie es scheint, haben sie keine Neigung, ihre Waffen gegen solche von fremdem (europäischem oder indischem) Ursprunge zu vertauschen. Auch bei dem Schildkrötenfange zeigen sie große Geschicklichkeit; gewöhnlich werden dieselben gespeert; Angeln verschmähen sie, doch machen sie bei dem Fischfange zuweilen Gebrauch von dem Samen einer Pflanze, welcher, auf das Wasser gestreut, die Fische betäubt. Ihre Boote stehen hinter denen der Nikobaren zurück, sie erreichen nur etwa die halbe Schnelligkeit eines europäischen Bootes. Als Anker dient ein schwerer Stein.

Wiewohl die Andamanesen ihre Waffen und Geräthschaften mit allerlei Mustern schmücken, suchen sie doch nie Menschen- oder Thierfiguren nachzuahmen. Am meisten zeichnen sie sich durch die ganz aus freier Hand verfertigten Töpferwaaren aus; der Inhalt eines Topfes beträgt vier bis fünf Liter, doch giebt es auch größere, welche etwa zehn Liter Inhalt haben; das Glasiren derselben ist ihnen unbekannt. Steine werden als Hammer und Ambos verwendet, viele Kleinigkeiten aus Bambu, Rohr und Muscheln verfertigt. Wiewohl ihnen die Bearbeitung des Eisens nicht mehr fremd ist, haben sie den Gebrauch von Steingeräthschaften durchaus nicht ganz aufgegeben, jedoch soll Stein nie zu Pfeilspitzen, Aexten und Meißeln verwendet worden sein. Bei ihren Zusammenkünften vergnügen sich die Männer mit allerlei Spielen und Wettkämpfen, jedes Fest aber wird noch mit Tanz und Gesang gefeiert, woran beide Geschlechter sich betheiligen. Sie bewegen sich in vorgeschriebener Haltung über den Platz, auch Solotänzer treten auf, wozu die anderen den Chorus machen. Die Musik ist an sich nicht unangenehm, sie wird nur durch den Mangel an Abwechslung ermüdend. Nach dem Feste werden Freunde und Verwandte besucht und nach dem üblichen Austausche von Geschenken unter vielen Thränen Abschied genommen.

Wir haben in dem Vorhergehenden Manches übergehen müssen, hoffen aber durch das Mitgetheilte manchem Leser Anregung gegeben zu haben, sich mit dem Buche Man's noch eingehender bekannt zu machen.

Tod, Bestattung und Todtenklage bei den altgläubigen Großrussen.

[Nach Andreas Petscherski's (Paul Melnikow's) „Aus den Wäldern“, Sittenschilderungen aus den Wildnissen jenseits der Wolga.]

Mitgetheilt von R. v. Seidlitz.

„Der Tod steht zu meinen Häupten. Segnet mich schneller mit dem großen elterlichen Segen in den Tod und rufet die Anderen . . . Ich will mich von Allen verabschieden“, sagte die sterbende Jungfrau zu den an ihrem Krankenbette stehenden Eltern.

Nachdem die Mutter die vorschriftsmäßigen sieben Verbeugungen gemacht, nahm sie andachtsvoll aus dem Heiligenschreine das Bild der Mutter Gottes heraus und reichte es dem Manne. Dieser segnete die Tochter, auf ihn folgte die Mutter. Dann traten alle Hausgenossen in das Zimmer

mit den großen Fenstern. Und Alle beschenkte Nastia mit ihrem letzten Gruße.

„Theures Väterchen, verabschieden wir uns nochmals ...“, sagte die Tochter mit schwindender Stimme.

„Ruhiger, ... sie verscheidet“, flüsterte Jemand, nachdem alle überflüssigen Leute entfernt worden, und Vater und Mutter nochmals die Tochter gesegnet hatten.

Die Schaffnerin zündete die Kerzen vor den Heiligenbildern an und ging mit der Nonne hinaus ... Alle sahen sich an, erriethen es. .. Die Mutter setzte sich zu Häupten der Tochter und weinte. Der Vater kreuzte die Hände über einander und wandte kein Auge vom Antlitze seines Kindes.

Die Schaffnerin trat ein. In der einen Hand trug sie ein Glas mit Wasser, in der anderen ein Gefäß mit glühenden Kohlen und Weihrauch. Das Glas stellte sie aufs geöffnete Fenster, damit die Seele etwas habe, um sich abzuspülen, wenn sie zum Himmel fliegt. .. Das Räucherfaß schwenkte sie der Sonne nach (von rechts nach links) dreimal vor den Heiligenbildern, dann über dem Haupte der Sterbenden. Es trat eine Nonne ein und zu den Heiligenbildern tretend, begann sie mit gedämpfter Stimme den „Kanon zum Scheiden der Seele“ zu lesen.

Leiser und seltener athmete Nastia auf ... Bald ward sie ganz still.

Im selben Augenblicke begann unerwartet eine Bachstelze zart und traurig ihr Lied; voller und lauter erklang unter dem Himmelszelte das freie Lied der Lerche ... Ein stiller Windeshauch wehte ins Zimmer herein und bewegte leicht flatternd die aufgezogenen Fenstervorhänge.

„Betet“, sagte, nach Allen sich umschauend, die Schaffnerin, — „Engel sind die Seele abzuholen gekommen.“ Und Alle bekreuzigten sich in tiefem Schweigen andächtig.

Die Schaffnerin zündete ein Wachslicht an und solches in die Hand der Sterbenden legend, befahl sie einem Mädchen, es zu halten.

Tiefer athmet Nastia auf .... Nochmals stiller .... Noch ... und der Athem hatte ganz aufgehört.

Die Schaffnerin zog die Nonne am Aermel. Sie hörte zu lesen auf.

Fünf Minuten lang währte ein tiefes Schweigen .... Zu hören war bloß das traurige Singen der Bachstelze am Boden und das heitere Lied der in den Lüften flatternden Lerche.

Die Schaffnerin beugte ihre Wange an die erkaltenden Lippen der Verstorbenen und sprach zur Mutter:

„Sie ist verschieden.“

Es erhob sich die Mutter von ihrem Stuhle. Sie schloß der Tochter die Augen zu und, sie bekreuzigend, sprach sie still: „Lebe wohl, mein theures Töchterchen, erwarte mich! ...“ Und ein Schreien und Wehklagen erhob sich im ganzen Hause ... Das Weinen übertönte das traurige Lied der Bachstelze und den Himmelssang der Lerche ...

Mit Mühe trieb die Schaffnerin Alle aus der Todesstube hinaus. Mit der Nonne und einem Mädchen allein geblieben, begann sie Nastia „zur Heiligen“ anzurichten, die neuverschiedene Magd Gottes, das Fräulein Anastasia, zu waschen, zu kämmen und zu kleiden.

Kaum hatten die Weiber die Leiche gewaschen, so nahm die Schaffnerin der betrübten Hausfrau die Schlüssel von den Truhen ab und holte alles zur Beerdigung Nöthige heraus. Den Mägden gab sie ein Stück Kammertuch, um das Leichengewand zu nähen, zuvor aber mußte die Mutter selber die ersten drei Stiche thun. Sei es, zur Hochzeit das Mädchen herzurichten oder in den Sarg zu legen — jede Naht begann die Mutter selber — so pflegte man es in Rußland zu halten ...

Hervor holte die Schaffnerin neues Leinen, der Verblichenen die Füße einzuwickeln, ein neues ungebrauchtes Handtuch ihr in die Hände zu thun, auf daß sie etwas habe, am Tage des letzten Gerichtes den Schweiß vom Antlitze abzutrocknen. Sie wuschen, kämmten die Verstorbene. Sie thaten ihr ein reines Hemd an, hüllten sie in das Leichengewand ein, umwanden sie mit neuem langgeschnittenem Leintuche und legten sie in der Gebetsstube auf den Tisch ... Zuvor aber hatten sie auf diesen Tisch Stroh gethan und solches mit einem Laken bedeckt. Da kein Brokat sich vorfand, ward ein vorräthiges Stück himmelblauen venetianischen Sammetes genommen; den Sammet bewahrte man zu Nastia's Aussteuer auf. Auf ihn nähte man nun ein großes achtzinkiges Kreuz mit dem Speere, Stecken und Fußbrette aus und bedeckte damit den Leichnam. Die Nonne holte aus dem Bücherschreine einen papiernen Gebetkranz alten Moskauer Druckes mit dem aufgeschriebenen Gebete „Heiliger Gott“ hervor, die Mutter that diesen Kranz auf die erkaltete Stirn ihres Töchterleins. Sie zündete die Lichter vor allen Heiligenbildern an, stellte die Leuchter mit den Stangenlichtern um den Leichnam herum, und die Nonne begann, nachdem sie die Heiligenbilder und die Verblichene mit dem Räucherfasse umschwenkt hatte, die Psalmen zu lesen.

Die Schaffnerin nahm selber das Maß zum Sarge, selber trug sie auch das Bett der Verstorbenen in den Hühnerstall hinaus, damit die Hähne dasselbe drei Nächte lang umkräheten ... Nachdem sie damit fertig geworden, heftete sie von außen an das Fenster, zu welchem die Seele der Verstorbenen hinausgeflogen war, ein reines Handtuch an und rührte das Glas mit dem Wasser auch nicht von seinem Flecke. Kehren doch die Seelen der Verschiedenen sechs Wochen lang auf die Erde und fliegen bis zur Beerdigung zum Orte zurück, wo sie vom Körper geschieden. Und jedes Mal wäscht die Seele sich, trocknet sie sich hier ab.

Auch das ordnete die Schaffnerin an, daß sich zur Beerdigung möglichst viel Mägde einstellten. Jugend muß durch Jugend wie unter die Haube, so zu Grabe geleitet werden. Deswegen sandte man Knechte in die umliegenden Dörfer nah und fern herum, alle Mägde zusammen zu rufen, daß sie Nastasia Patapowna zu ihrer ewigen Heimath geleiteten. Allen Mägden waren Geschenke zubereitet, der zu einem Tuche, jener zu einer Schürze oder zu einem Bande in den Zopf. Jenseits der Wolga gilt der Brauch, auf Beerdigungen von Jungfern wie auf einer Hochzeit Geschenke zu vertheilen.

Die Schaffnerin vergaß auch nicht, nach Klageweibern zu schicken. Da es nicht dazu gekommen war, Nastia's Hochzeit zu feiern, muß man deren Beerdigung so groß herrichten, daß sie den Leuten auf lange im Gedächtnisse verbleibe .... Die Schaffnerin sandte eine Fuhre 40 Werst weit in ein Kirchdorf, um von dort das berühmte Klageweib[1]) Ustinia Klestschicho zu holen, die im ganzen Landstriche jenseits der Wolga wegen ihrer Klagelieder, Beschwörungen und Hochzeitsgesänge berühmt war ... Ein wahres Goldweib war diese Klestschicho. Wird eine Hochzeit gefeiert, und sie führt den Reigen an — gehen graubärtige Alte hockend tanzen; beginnt sie den Klagesang — fängt ein

---

[1]) Die Plakuschi, Platscheji oder Woplennizy sind Weiber, die dazu gedungen werden, Besprechungen herzusagen und die alten Klageweisen auf den Leichenfeiern, bei den Seelenmessen und Hochzeiten vorzutragen.

Herz von Stein zu schluchzen an ... Außer der Ustinia rief die Schaffnerin noch sechs Klageweiber zweiten Ranges, damit die ganze Bestattungsfeier nach Sitte und Ordnung, wie es von den Vätern und Großvätern verordnet worden, erfolge.

Indessen zimmerten auf der Straße vor dem Hause des Patap Maximowitsch sieben Hauswirthe Kiefernbretter zur Domowina, dem Sarge, zusammen[1]). Nachdem sie den Sarg hergerichtet, trugen sie ihn in die Hausflur hinein und beschlugen ihn mit hellrothem Sammet mit Posamenten, die Hobelspäne und Klötze sammelten sie sorgfältig auf und händigten sie der Schaffnerin ein. ... Sie selbst trug sie zum Dorfe hinaus und ließ sie mit einem Gebete auf das strömende Wasser los, — sie in den Bach werfend. Bewahre der Herr, wenn irgend ein kleines Ueberbleibsel des Sarges ins Feuer geriethe — heiß würde es dem Verstorbenen in jener Welt werden. ... In den Sarg des Mädchens breitete man wie unter das Brautbett Roggengarben und beschlug dann das ganze Innere mit neuem weißem Leinzeuge.

In den Sarg that man duftende Vogelkirschreiser (Prunus Padus L.) und umgab das Haupt der schönen Jungfrau mit seltenen Blumen.

Aus einem Kloster der Altgläubigen war der Chor von Kirchensängerinnen verschrieben worden — Alles Freundinnen der Verstorbenen, die mit ihrer Schwester im selben Kloster erzogen worden war.

Hunderte von Lichtern brennen im Kirchenleuchter und auf anderen Leuchtern im Gebetraume des Vaters der Todten. In Wolken steigt der blaue Weihrauchdampf empor; gedämpft, traurig singen die Sängerinnen die Trauerlieder des Beerdigungskanons. Zu Häupten des Sarges steht im langen Kirchenornate, das Antlitz bedeckt vom schwarzen Krepp-Chemiset, die Aebtissin Taisa, die Tante der Verblichenen — sie celebrirt den Trauergottesdienst. Herum stehen Verwandte und fremde Weiber, alle in schwarzen Ssarafanen, mit Tüchern von weißem Leinen auf dem Kopfe ....

Der Kanon war zu Ende gesungen. Die Stimme der Vorsängerin erbebte, als sie den Sang des Abschiedsliedes: „Kommet, geben wir den letzten Abschiedskuß" anhub. ... Als erster kam der Vater Abschied nehmen. Drei Fußbeugungen vor den Heiligenbildern thuend, trat er langsam an den Sarg heran, bekreuzigte dreimal die Verstorbene, legte seine Lippen an die erkaltete Stirn, trat zurück und grüßte die Tochter bis an den Boden... Als er nun aber aufstand und ihr Todtenantlitz anschaute, erzitterte er ganz und stieß in einem Anfalle von Verzweiflung hervor:

„Mein leibliches Kind! ..."

Nach dem Abschiedskusse trug man die Mutter besinnungslos auf den Händen aus dem Betraume hinaus.

Das Abschiednehmen war zu Ende. Aus dem Hause trug man den Sarg auf Leinentüchern hinaus und ihn auf den schwarzen Odior[2]) stellend, trug man ihn zwei Werst weit bis auf den Kirchhof hinaus.

Dem Zuge voran ging ein Junge von 14 Jahren, im schwarzen Tuchkaftan, mit zwei über beide Schultern ins Kreuz gebundenen Handtüchern. In den Händen trug er in großem Batisttuche das Heiligenbild, mit welchem die Verstorbene eingesegnet worden war, in seiner goldenen Bekleidung (Risa) funkelnd unter den Strahlen der Mittagssonne.

Da schreiten die Chorsängerinnen des Klosters hin, sanft singend: Christus erstand von den Todten, durch seinen Tod zertrat er den Tod...

Da tragen vier Männer auf ihren Schultern die Todtenbahre dahin... Von den mäßigen Schritten der Träger schwankt der Sarg ein wenig und bewegt sich auf ihm die Decke von himmelblauem Sammet.

Dann folgen die gramgebeugten Verwandten und Freundinnen — dahinter ein bunter Haufen von Männern, Weibern, Kindern, viel, viel Volkes. ... Es ertönen die lauten, packenden Gesänge der Klageweiber:

> Thue kein Hehl, sag' es, meine Schwalbe,
> Was, mein Schwälbchen, dich erschrecken machte?
> Warum du dich zum Grabe anschicktest?
> Wohl erschrakst du, meine Schwalbe,
> Daß nun lauter Thränenjahre kamen,
> Alles junge Volk sich voller Trug erwies,
> Alle Junggesellen nun gewissenlos sind.

Die Todtenklagen (pogrebal'nye plätschi) tragen den Stempel des fernsten Alterthums. Es ist dieses ein altes Ceremonial, die Reste der altrussischen Todtenfeier (Trisna), bei deren Celebrirung die dem Verstorbenen Nahestehenden, besonders Weiber, mit großem Weinen weinten. Allerwärts in ganz Rußland erhielten sich diese Lieder — ein Ausfluß der von schwerem Kummer gebeugten Seele. Von Hörensagen gingen diese Lieder im Laufe der Jahrhunderte von einem Geschlechte zum anderen über, trotz des Verbotes der Kirchenhirten, heidnische Klagen über christlichen Leichen anzustimmen...

Nirgends erhielten sich diese Nachklänge des Alterthums so sehr als in den Wäldern jenseits der Wolga und überhaupt im Norden, wo aus Mangel an Kirchen das Volk weniger als in anderen Gegenden dem Einflusse der Geistlichkeit unterlag. Die Klageweiber (platscheji und woplennizy) — diese Auslegerinnen fremden Kummers — sind die unmittelbaren Nachfolgerinnen jener weisen Weiber, die „mit großem Weinen" die Todtenfeier (Trisna) über den Vorfahren der heutigen Russen anstellten. Die Bestattungsgebräuche werden von ihnen ehrbar und in Ordnung, nach einer mündlich von Geschlecht zu Geschlecht überantworteten Regel abgehalten. Auf reichen Beerdigungen stellen die Klageweiber ihre Klagen in der Weise eines Dramas an: die Anführerin leitet die Klage ein, die anderen, den Chor darstellend, antworten ihr... Besondere Klagen giebt es beim Hinaustragen der Leiche aus dem Hause, besondere beim Hinaustragen derselben auf den Kirchhof, besondere auf dem eben erst bedeckten Grabe, besondere beim Todtenmahle, besondere beim Vertheilen der Geschenke, wenn eine Jungfrau gestorben ist. Die einen Klagen werden im Namen des Mannes oder der Frau, andere in dem der Mutter oder des Vaters, des Bruders oder der Schwester gesungen, und werden bald an den Verstorbenen, bald an seine Verwandten, bald an seine Bekannten und Nachbaren gerichtet... Und für Alles giebt es eine Ordnung, für Alles eine Regel... Solcherweise werden gleichzeitig zwei Leichenfeiern abgehalten: die eine kirchlich, die andere uralt russisch, von jenem Alterthume angehaucht, da die Vorfahren der heutigen Russen noch die fahrende Wolke anbeteten,

---

[1]) Den Sarg stellen unabänderlich auf der Straße gewöhnlich Verwandte des Verstorbenen und jedenfalls in ungerader Anzahl her. Fehlen Verwandte, so machen den Sarg Hausväter des Dorfes, in dem der Verblichene starb.

[2]) Die Tragbahre, auf der man die Leichen hinausträgt. Sie bis auf den Kirchhof auf Leintüchern tragen oder auf Pferden fahren, gilt jenseits der Wolga, besonders unter den Altgläubigen, für sündhaft.

dann die hohe Sonne, hierauf den rollenden Donner und die Mutter-Feuchte-Erde[1]).

Siehe, da gehen hinter Nastia's Sarge, hinter den Verwandten, sieben Weiber gesenkten Hauptes. Alle in blauen gefärbten Ssarafanen mit schwarzen Aermeln und weißen Tüchern auf dem Kopfe... Voraus schreitet die Hauptklagefrau Ustinia Klestschicho. Da man ein Mädchen bestattet, hält sie in der Hand einen grünen Zweig, mit rothem Tuche umwunden.

Es stimmte Ustinia die Klage im Namen der Mutter an, die Klageweiber wiederholen im Chore jeden Vers. Weit werden über das Feld die helltönenden Klagelieder getragen, den gedämpften, von den voraufgehenden Sängerinnen vorgetragenen Gesang des Himmelfahrtstroparions übertäubend:

Im Fluge fliegt das weiße Schwänchen,
In schnellem trägt sich die Hausschwalbe dahin.
Du wohin, wohin fliegst du, weißer Schwan,
Wohin ziehest du, mein Hausschwälbchen? . . .
Verhehl' es nicht, sage, mein leibliches Kind . . .
Auf welchen Weg hast du dich gerüstet,
Auf welchen Pfad, welchen Weg,
Zu welchen Unbekannten zum Besuche,
Unbekannten, Ungewünschten?
Du sammeltest dich, du bereitetest dich
Zum ewigen unendlichen Leben.
Wie eine Biene badetest du dich bei mir im Honig,
Wie eine Kirschperle zerstoßst du auf goldener Schüssel.
Wie viel Lust erwecktest du in den verwegenen, braven Burschen
Nach deiner verschaulichen Schönheit,
Sagten dir doch die umsichtigen holden Genossinnen:
„Glücklich bist du doch, erfolgreiche Jungfrau,
„Mit bunten Kleidern bist du behängt,
„Mit schwerer Arbeit nicht bedrückt,
„Durch Schellworte nicht grob geworden."
Nicht ahnte ich dich gramvoll
Im Sarge zu sehen und im eichenen.
Früh am Morgen aufstehend,
Komme ich still zu deinem Bettchen,
Verrichte über dir das Gebet Christi,
Bedecke dich mit der Zobeldecke,
Streiche dir über das junge Köpfchen:
„Du schlafe nur, schlafe ein, mein weißes Schwänchen,
„In deiner holden Jungfräulichkeit,
„Auf weichem Federbette."
Verhehl's nicht, sage, mein gewandtes Mädel,
Wodurch ich arme Gekränkte dich erzürnt,
Durch welches Wort ich dich verletzt?
Wie wenn die Sonne sich hinter die Wolken verborgen,
Der helle Mond hinter die Wolken unterginge,
Der glänzende Stern vom Himmelszelt hinabgerollt,
Entfloh mein holdes Töchterlein
Hinter die Berge, die hohen,
Hinter jene Berge, die dichten,
Hinter jene Wolken, die wandernden,
Zur goldenen Sonne, zu Gespräch und Unterhaltung,
Zum glänzenden Monde zur trauten Spinnstunde,
Zu den dichten Sternen, um den Reigen zu tanzen.

Und man trug die Jungfrau auf den Kirchhof, bedeckte ihr weißes Antlitz mit dem Sargdeckel, ließ sie ins tiefe Grab hinab, übergab sie der Mutter-Feuchten-Erde, beschüttete sie mit lohgelbem Sande.

Es steht am Grabe die Mutter, verschüttet bittere Thränen über das bleiche Antlitz, sie mag nicht von der neuen Wohnung des theuren Töchterchens scheiden .... Und der Vater steht, die Arme gekreuzt, das Haupt gebeugt; mit grauer Wolke umhüllte der Gram sein Gesicht .... Alle Verwandten, Genossinnen, Bekannten stehen am Grabe, vergießen Ströme von Thränen .... Und kaum haben die Sängerinnen des Klosters das „Ewige Angedenken" ausgesungen, so stimmt Ustinia am frischen Grabe ein neues Klagelied an, sich an die Verstorbene wendend:

Ich beschwöre mein stürmisches Köpfchen,
Ich grolle meinem traurig gramen Herzlein!
So wehet denn, wehet denn, ungestüme Winde,
Wehet weg, verwehet denn den gelben Sand,
Der das neue frische Grab deckt.
Zerspaltet, spaltet das Sargbrett,
Entfaltet, entfaltet das weiße, feine Leichengewand,
Oeffne du, mein Täubchen, deine weißen Arme,
Oeffne du, meine Schwalbe, deine strahlenden Augen,
Löse, mein Schwänchen, deinen süßen Mund,
Schau mich an, die bezwungene Kummerleiderin,
Flüstere mir bloß ein einziges Wörtchen zu . . . .
Ich hoffte auf dich mit fester Hoffnung:
Erzog dich bis auf ein gutes Lebensalter,
Lehrte dich Sinn und Verstand
Und jegliche Handarbeit.
Nicht fügte der Herr es, mit dir zu leben,
Du verließest mich, die Kummerleiderin, früh, sehr früh,
Vorbei ist es mit meinem schönen Leben,
Eine bittere Thränenzeit beginnt . . . .

Einer nach dem anderen verließen sie den Kirchhof. Sie spannten die Rosse aus und spannten sie dann von Neuem an und fuhren in das Dorf zurück. Ohne diesen Brauch kann man nicht vom Gottesacker fahren — sonst brächte man einen neuen Todesfall ins Haus zurück.

Nachdem die Schaffnerin die Verstorbene bis vor das Dorf hinaus begleitet und die weiteren Begräbnißbräuche der Anführerin der Klageweiber überlassen hatte, kehrte sie ins Todtenhaus zurück und brachte dort mit Hilfe der Arbeiterinnen und herbeigerufenen Dorfweiber Alles in Ordnung .... Sie wuschen und rieben mit nassen Lappen die Dielen in allen Stuben und im Betraume ab. Die Lappen, Besen, allen Kehricht, das Stroh, auf dem die Leiche gelegen hatte, ehe man sie in den Sarg that, den Topf, aus welchem man sie gewaschen, den Kamm, mit dem man ihr die Haare gekämmt hatte, Alles sammelte die Schaffnerin, trug es mit Gebet bis hinter das Dorf hinaus und warf es dort am Scheidewege fort[1]). Nachdem sie dann sich gewaschen und völlig umgekleidet, machte sie sich daran, mit den Zurichterinnen zusammen das Erinnerungsmahl herzurichten. In allen Zimmern wurden Tische gedeckt und auf ihnen Schüsseln mit Kutija[2]) und Kanun[3]) und andere Erinnerungsspeisen aufgestellt. Längs der Straße, wie zu den herbstlichen oder den Pfingstfesten, wurden große Tische aufgerichtet und mit Tischtüchern bedeckt. Auf den Tischen erschienen Schüsseln mit „Kutija" und

---

[1]) Im grauen Alterthume verehrten die Vorfahren der heutigen Russen den fahrenden Himmel oder die fahrende Wolke — es war dieses der Swarog. Dann fingen sie an, die Sonne anzubeten — es war das der Dashbog, und endlich den Donner — den Perun oder Rollenden Donner (Grom Gremuschij). Dasselbe fand bei den alten Hellenen statt. Anfangs Verehrung des Uranus (Himmels), dann des Chronos (Zeit, die durch den Gang der Sonne sich ausspricht), endlich des Zeus (Donner). Was bei den Hellenen die Cybele, ist bei den Russen die Mat'-syra-semlja — die Mutter-Feuchte-Erde.

[1]) Wir erinnern daran, daß im Augenblicke, wo aus einem armenischen oder griechischen Hause in Tiflis der Leichenzug sich in Bewegung gesetzt hat, ein dort zurückgebliebenes Weib einen Topf vor die Hausthür hinauswirft, ihn am nächsten Steine oder Pfosten zerschlagend. Auch die Juden zerschlagen im Todtenhause Töpfe. R. v. S.

[2]) Graupen oder Reis mit Honig, nothwendiger Bestandtheil jeder Todtenfeier. R. v. S.

[3]) Plinzen oder andere Speisen, mit der Kutija zusammen Hauptbestandtheile des Leichenmahls oder späterer Erinnerungsfeste. R. v. S.

„Kanun“, hölzerne Kannen mit Honigmalz und Gefäße mit Honigwasser für den Erinnerungs-„Kissel“[1]) aus Hafermehl.

Zur Rückkehr vom Gottesacker verstand es die rührige Schaffnerin, Alles gehörig herzurichten: wie die Gäste auf den Hof, so auch gerade zum Tisch .... Die Anführerin der Klageweiber that, in die große Stube tretend, drei Kniebeugungen vor den Heiligenbildern, nahm vom „rothen“ (dem Haupt-)Tische eine Schüssel mit Kutija und bediente damit Vater und Mutter, dann die Verwandten und Bekannten des Hauses. Auf der Straße setzten sich an die Tische mehr als 200 Männer, Weiber, Mägde und Halbwüchslinge; dort trugen die Klageweiber in derselben Ordnung Allen die Kutija herum. Man aß sie mit Schweigen, so war es durch alten Brauch festgesetzt.

Nach der Kutija tranken in den Zimmern die Verwandten und Ehrengäste Thee, auf der Straße trug man bei Allen Branntwein herum, die solchen nicht Trinkenden bewirthete man, wie die Weiber, Mägde und Halbwüchslinge, mit Wein. Kaum setzte man sich zu Tisch, so stellten die Klageweiber sich unter die Fenster des Hauses .... Ustinia hob die Erinnerungsklage (pominal'nyi platsch) an, sich im Namen der Mutter an die Verstorbene mit der Einladung zum Beerdigungsmahle (Trisna) wendend:

> Meine leibliche Tochter,
> Mein geliebtes Kindlein,
> Nastasia — die Leuchte[2]) — Patapowna,
> Beliebe gütigst anzunehmen
> Ein Glas berauschenden Bieres,
> Ein Schälchen Brotbranntwein
> Von mir, der trauernden Dulderin.
> Von meinem berauschenden Biere
> Mag das stürmische Köpfchen nicht schmerzen,
> Sich nicht beklemmen das muthige Herzchen;
> Betrinkt euch fröhlich
> Und erwachet leicht.
> Du beliebe, mein weißes Schwänchen,
> Brot und Salz zu kosten:
> Die eichenen Tische sind hingestellt,
> Zuckerne Speisen aufgetragen.

Auf der Straße wurden dem Volke Erinnerungsspeisen in Menge aufgetischt. Aus allen 18 Häusern des Dorfes trug man Buchweizen-Blinzen mit Butter und Rahm heraus, die Blinzen aber waren von großem, gutem Maße, in jeden ein gutes Stück Brot einzuwickeln. Nach den Blinzen bewirthete man das Volk mit Tischkuchen[3]), Sauerkohlsuppe mit Salzfleisch, Fadennudeln mit Schweinefleisch, Butterfladen (priashenzy) mit Eiern, zum Ende des Tisches aber wurde Hafer-Kissel mit Honigwasser (Ssyta) aufgetragen. Branntwein wurde dreimal herumgetragen, Bier und Honigwasser mit Maische trank man, so viel man wollte, unaufgefordert. Nach dem Kissel (Haferschleim) gedachte man der Verstorbenen mit der Trisna: trank je ein gutes Glas einer Mischung von Bier, Meth und Honigwasser mit Maische[4]). In den Zimmern am „rothen“ Tische (der vornehmen Gäste) waren die Speisen ausgesucht: da wurden theure Weine und großartige Sterlets und feiste Puter und verschiedenes Wild aufgetragen. Aber Blinzen, Kissel und Trisna, als Zubehör des Leichenmahls, wurden auch auf den ausgewählten „rothen“ Tisch gestellt.

Kaum hatte man abgespeist, so begann die Vertheilung der Geschenke. Zuerst vertheilte, in Vertretung der Schwester, eine Freundin des Hauses in den Stuben den von der Verstorbenen nachgelassenen Putz an deren nächste Freundinnen, an die Chorsängerinnen aus dem Kloster und an einige Dorfmägde, dann ging sie mit dem Hausvater und den angesehensten Gästen auf die Straße hinaus. Auf 10 großen Theebrettern wurden hinter ihr die Geschenke hinausgetragen. Ustinia stellte sich neben sie und stimmt allein, ohne die übrigen Klageweiber, das alte Lied an:

> Gehet hin, ihr guten Leute,
> Guten Leute, die getauft,
> Und empfanget große Gaben,
> Groß und ehrenvoll
> Von Nastasia — der Leuchte — Patapowna:
> Schmucke Mädel eine Zeugesbreite,
> Junge Mädchen eine Schürze,
> Brave Bursche einen Gürtel,
> Seid nur ja nicht brummig,
> Seid nur ja nicht trotzig,
> Seid dagegen gütig,
> Gütig und recht mitleidig,
> Mitleidig und zugänglich.

Anfänglich traten die Jungfrauen eine nach der anderen zur Geschenkvertheilerin heran und erhielten aus ihren Händen: die ein Tuch, jene Zeug zu Aermeln oder zu einer Schürze. Nach den Jungfrauen kamen die Mädel an die Reihe, dann die unverheiratheten Leute, die Tücher, Gürtel, Leibbinden erhielten. Ohne Geschenke blieben weder die Greise mit den Greisinnen, noch die Halbwüchslinge mit den kleinen Kindern. Alle beschenkte die mildthätige Hand des Patap Maximytsch: auf daß sie seiner theuren Nästenka gedächten, zu Gott für ihre Seelenruhe beteten.

Während der Geschenkvertheilung aber sang Ustinia mit den Klageweibern:

> Nicht war ich, Betrübte, vergeßsam,
> Nicht war mein kummervolles Köpfchen gedächtnißlos,
> Auszuforschen mein theures Schmerzenskind,
> Welcher Weise seine Kleidung zu vertheilen.
> In den Truhen werden ja die bunten Kleider verkommen,
> Im Kasten die kostbaren Edelsteine verbleichen,
> In der Lade die Edelperle zerstäuben.
> Sprach doch zu mir das weiße Schwänchen,
> Nastasia — die Leuchte — Patapowna:
> „Ich thue die Perlenschnüre
> „Und alle Edelsteine
> „Zu dem Bilde der allerreinsten Gottesgebärerin.
> „Ich thue es der Rettung meiner Seele wegen
> „Und zum ewigen Gedächtnisse.
> „Alle bunten, rosenrothen Bänder
> „Vertheile ich den schmucken Herzensmädeln:
> „Daß sie meiner, der Jungfrau, gedächten
> „Bei ihren heiteren Unterhaltungen.
> „Meine feingefältelten Ssarafane
> „Vertheile ich den jungen Mägdelein,
> „Daß sie mein gedächten, der schmucken Jungfrau.
> „Die seidenen Atlastücher aber
> „Vertheile ich den kecken braven Burschen,
> „Sie zu tragen an den Feiertagen
> „Um den Hals der Kecken,
> „Mein, der holden Jungfrau, zum Gedächtniß.“

Almosen aber vertheilte man den dürftigen Brüdern alltäglich sechs Wochen lang. In die Kirche der benachbarten Stadt und an alle Klöster der Umgegend wurden große Geschenke zu feierlichem Gottesdienste, zu unverlöschlichen Lichtern und zu großen Speisungen gesandt .... Schön, nach allen Regeln, hatte der reiche Handelsbauer Patap Maximytsch das Seelenheil seiner Tochter besorgt.

---

[1]) Kissel ist ein meist mit Fruchtsäften versüßter Mehlschleim, eine sehr gewöhnliche Speise in der russischen Küche.

[2]) Sswjet, das Licht, die Leuchte; wird in den alten Todtenklagen zwischen den Namen der Verstorbenen und ihren Vaternamen gesetzt.

[3]) Die Pirogi-stolowili oder Tischkuchen sind große runde Kuchen aus Fladen, die mit Hanföl getränkt und mit Milchblinzen und Rüben gefüllt sind.

[4]) Diese Mischung, zu der man auch Traubenwein thut, wird Trisna oder auch tschascha (Schale) genannt.

Und ging davon das Gerücht und vieles Gerede im ganzen Lande jenseits der Wolga und in den dortigen Wäldern herum. Alle belobten und erhoben den Patap Maximytsch für seine gute Anrichtung. Wenngleich ein Tausendmann und ein Sammetmann, so richtete er doch bei Bestattung seiner Tochter Alles nach altem Brauche und Herkommen aus, wie es von den Vätern und Großvätern dem altrussischen Volke verordnet worden war.

Kürzere Mittheilungen.

Das Hinterland von Kamerun.

Dr. Bernhard Schwarz hat seinen Vorstoß in das Hinterland von Kamerun (vergl. „Globus“, Bd. 49, S. 191) jetzt in einem eigenen Büchlein von 357 Seiten unter dem Titel „Kamerun. Reise in die Hinterlande der Kolonie“ (Leipzig, P. Frohberg, 1886) beschrieben; wir empfehlen dasselbe Freund und Feind der Kolonialpolitik zu aufmerksamem Studium. Dr. Schwarz ist ein eifriger Befürworter derselben und geht wiederholt (S. 64, 79, 81, 131, 356) scharf gegen die Gegner derselben los; aber er giebt doch der Wahrheit die Ehre und stellt das Klima der Westküste Afrikas nicht besser dar, als es ist. Da lesen wir S. 46 von dem „verderbenbringenden Klima“ in Sinoe, S. 54 von dem „fieberhauchenden Continent“. Auf S. 55 erzählt er, wie das Fieber an Bord seines Dampfers selbst ausbricht; S. 56 führt er das englische Bonmot an, daß für die Goldküste immer zwei Gouverneure unterwegs seien, einer, der mit dem Dampfer von zu Hause komme, und einer, der als Leiche nach Hause verschifft werde. [Ein Gegenstück hierzu ist die grausam scherzhafte Bezeichnung von Westafrika als W. C. (sprich: Döbbl ju si), worunter sowohl West Coast als auch Water Closet, d. h. Abort, das Schlechteste im Hause, verstanden werden kann.] Schon am 29. Oktober, vor Lome, packte den Reisenden selbst das Fieber (S. 70 ff.); das Fieber heißt S. 78 das „Hauptthema jedes Gespräches“; S. 86 erfaßt es ihn wieder in Kamerun; S. 97 wird der Gouverneur von Soden „häufig von Fieber geplagt“; S. 98 heißt das Fieber „unvermeidlich“; S. 99 bedürfen die „in Kamerun angesiedelten Weißen immer von Zeit zu Zeit eines Luftwechsels, um nicht zu Grunde zu gehen“; auf S. 112 wird die traurige Geschichte zweier junger Missionarsfrauen erzählt, deren eine schon während der Flitterwochen, die andere bei der ersten Entbindung dem Klima erlag: „von den nach Afrika kommenden Weißen scheinen aber die Frauen noch weniger Widerstandsfähigkeit zu besitzen als die Männer.“ Noch schlimmer als Kamerun ist in dieser Hinsicht Viktoria (S. 113), und selbst in dem 600 m hoch gelegenen Mapania erlag einer der dort wohnenden Schweden dem Fieber (S. 134, 138), dem „schlimmsten Kannibalen“ (S. 204). Auf S. 195 heißt Kamerun eine „weite Todesregion“, in welcher Bea (800 m hoch) als ein „Paradiesgärtlein des Lebens“ liegt. Dann erkrankte auch der Begleiter des Reisenden, Lieutenant v. Prittwitz-Gaffron, schwer am Fieber (S. 221 ff.) und mußte umkehren. Nördlich von Italla ($4\frac{1}{2}°$ nördl. Br.) wird die Luft sogar „so verderbenbringend“, daß selbst die Eingeborenen daselbst nicht lange würden leben können (S. 236). Ekumbeba Baranga erfreut sich eines „miserabelen Klimas“ (S. 284) und dort erkrankten selbst drei Träger des Reisenden (S. 287), kurz darauf noch einige (S. 290, 291), so daß die Zahl der Kranken schließlich auf sieben (S. 303) und zehn (S. 317) wuchs. Selbst der starke Schwede Knutson, welcher sich Dr. Schwarz angeschlossen hatte, mußte seinen Tribut zahlen (S. 316). Noch schlimmer sind natürlich die Gegenden am Flusse Mungo, z. B. Mandame (S. 336). Als dann Schwarz Kamerun wieder erreichte, fand er zwei Freunde nicht mehr am Leben; der Schwede Gustavson und der Agent Hofmann waren dem Fieber erlegen, der eine erst 20, der andere 24 Jahre alt, „nebenbei wieder ein Beweis, daß, entgegen der bisherigen Ansicht Europas, gerade die jüngsten Leute das afrikanische Klima am schlechtesten vertragen. Unter 25 bis 30 Jahren sollte sich Niemand da hinaus wagen“ (S. 354). So zieht sich durch das ganze Buch die Klage über das entsetzliche Klima, und selbst noch auf der letzten Zeile desselben spricht der Autor von seinem „fiebergeschwächten Körper“. Daß ein eifriger Vorkämpfer der Kolonisation sich in dieser Hinsicht so deutlich ausgesprochen hat, ist der vollen Anerkennung werth.

Schwarz' Hauptzwecke waren, das Hinterland von Kamerun zu erkunden und dort Verträge mit Dorfhäuptlingen abzuschließen, was beides ihm in gewisser Hinsicht gelungen ist (vergl. S. 280 f.). Was solche schwarze Potentaten freilich alles als „Vertrag“ oder „book“, wie sie es nennen, ansehen, das mußte Schwarz in Kumba erfahren, dessen Häuptling bereits ein „book“ besaß. Und worin bestand dasselbe? In einer kleinen gläsernen Pomadenbüchse mit französischer Etikette! Das lehrreiche Geschichtchen zeigt, wie weit das Begriffsvermögen der Neger in Bezug auf Staatsverträge reicht.

Sodann hat Dr. Schwarz etwas südlich vom fünften Grade nördl. Br. die Grenze des inneren Hochlandes erreicht und ist ca. 35 km weit in dasselbe eingedrungen, bis Kimendi, einer Stadt der Bafon oder Bafarami; nicht nur ist dasselbe wegen seiner höheren Lage gesunder als das Tiefland im Süden, sondern es bietet auch dem Handel gute Aussichten (S. 265, 315), wie sich überhaupt die Verhältnisse bessern, je weiter man von der Küste mit ihren faulen Dualla-Händlern in das Innere vordringt (vergl. S. 145, 149, 167, 261). So werden nach Norden zu die Häuser vollkommener und luxuriöser, mancherlei Industrien (Flechterei, Waffenschmiederei, Gerberei) entwickelter, überhaupt die ganze Kultur fortgeschrittener. Schade, daß Schwarz durch Handelsneid, wahrscheinlich auf Veranlassung von König Bell, mit Gewalt zur Umkehr gezwungen wurde (S. 329), ehe er seine Forschungen dort vervollständigen konnte. Er erhofft (S. 142) von Kamerun in Zukunft folgende Produkte: Kaffee, Kakao, Zuckerrohr, Chinin, Pfeffer und Tabak; aber ob dieselben gute Preise bringen und den Markt nicht drücken, und ob sie die S. 225 verlangte Aufstellung eines Kolonialheeres und das Halten eines Kriegsschiffes auf dem Mungo (S. 266) bezahlt machen würden, das zu untersuchen unterläßt der Verfasser leider. Er bleibt dabei: „Was wir brauchen, das sind Gebiete, die unserer Kulturwelt ihre industriellen Fabrikate abzunehmen und dagegen nöthige Rohmaterialien billig zu liefern vermögen. Und als ein solches Terrain par excellence muß die immens fruchtbare und reich bevölkerte Kamerun-Kolonie trotz der Fieber auf alle Fälle bezeichnet werden.“

Um noch auf einige Einzelheiten hinzuweisen, so behauptet Referent mit Bestimmtheit und aus besten Quellen, daß Nachtigal keineswegs, wie es nach S. 48 scheinen möchte, ein begeisterter Verfechter der Kolonialpolitik gewesen ist; sein Tod hat vielmehr verhindert, daß er seine Stimme gegen allzu optimistische Auffassung der Sache erheben konnte. Ebenso möge man aufhören, dem Kamerun-Gebirge (S. 85) dadurch eine gewisse Weihe zu verleihen, daß man es fälschlich mit dem „Götterwagen“ des Karthagers Hanno identi-

ficirt. Daß das „Theon ochema“ an der Sierra-Leone-Küste zu suchen ist, hat u. A. der treffliche Karl Müller längst dargethan. — Von Interesse ist die Angabe (S. 64), daß eine einzige deutsche Faktorei in Klein-Popo einen jährlichen Umsatz von zwei Millionen Mark und sämmtliche deutsche Handelsniederlassungen an der Westküste einen solchen von mindestens 50 Millionen Mark erzielen. Trotzdem kaufte Schwarz (S. 66) z. B. baumwollene Unterjacken in Klein-Popo fast billiger, als in Homburg! Ueber das Daniederliegen des Geschäftes in Dahome wird sehr geklagt. — Zum Schlusse machen wir Kartographen auf die saubere Originalkarte der Reise, Ethnographen auf die ausführliche Schilderung des Bakwiri-Stammes (S. 144 bis 181) aufmerksam.

Aus allen Erdtheilen.

Asien.

— Ueber die Insel Sachalin bringt die Zeitung „Wladiwostock“ folgende Nachrichten: Auf Sachalin existiren gegenwärtig 25 Ansiedelungen; die Zahl der Ansiedler ist: 864 Männer, 541 Weiber und 429 Kinder; die Zahl der Soldaten 740, deren Weiber und Kinder 204; Beamte 36, militärische Aufseher 35, Geistliche 4, Aerzte 8, dazu Frauen und Kinder 38. An Sträflingen giebt es 3680 Personen. Man beabsichtigte jedem Ansiedler 5 Dessjätinen Land zu geben, aber thatsächlich kommen nur 200 bis 300 Sashen auf jeden Hausbesitzer; die einzelnen Aecker sind zerstreut; selten, daß ein Ansiedler mehr als 1 Dessjätine besitzt. Ungefähr drei Viertel aller Ansiedler leben auf Kosten der russischen Krone. An Hausthieren sind vorhanden: 559 Pferde, 672 Stück Rindvieh, 50 Schafe und Ziegen. — Wie aus den obigen Zahlen ersichtlich, ist die Zahl der Weiber weit geringer als die der Männer; in einzelnen Ansiedelungen kommen auf 30 Männer nur zwei bis drei Weiber; solche Ansiedelungen sind wahre Räuberhöhlen.

Afrika.

— Dr. Paul Engelhardt und J. v. Wensierski haben eine Karte von Central-Ostafrika in 1:3000000 (Berlin, Engelhardt'sche Landkartenhandlung, 1886) herausgegeben, auf welcher als Interessantestes die Grenzen des Besitzes und die Stationen der Deutsch-Ostafrikanischen Gesellschaft und die Routen ihrer Expeditionen verzeichnet sind. Das deutsche Gebiet reicht nunmehr von der Küste, wo nur einige Hafenorte als dem Sultan von Zanzibar gehörig bezeichnet sind, bis zum Nordende des Njassa-Sees und vom Rovuma (ca. 11° südl. Br.) bis fast zum Aequator; namentlich im Süden umschließt es weite, noch völlig unbekannte Gebiete, zu denen noch nie ein Europäer vorgedrungen ist, wo man sich vergeblich fragt, auf welche Weise die dortigen Herrscher ihre Unterwerfung kundgegeben haben. Von Interesse ist namentlich die Reise des Grafen Pfeil und des Lieutn. Schlüter vom November 1885 bis Februar 1886, welche durch die Landschaften Uhehe, Mahenge, Ugangi etc. führte und geographisch Werthvolles verheißt für den Fall, daß die Reisenden der Topographie ihre Aufmerksamkeit zugewendet haben.

— Die achte Durchkreuzung Inner-Afrikas von Meer zu Meer — die sieben ersten führten aus Livingstone, Cameron, Stanley, Serpa Pinto, Wißmann, Arnot und Capello und Ivens — hat der in Diensten des Congostaates stehende schwedische Lieutenant Gleerup unternommen und, wie eine Depesche aus Zanzibar meldet, glücklich durchgeführt. Nachdem er über drei Jahre in Afrika zugebracht hatte, verließ er mit einer Karawane des bekannten Arabers Tipo-Tip die Station an den Stanley-Fällen und traf etwa acht Monate später an der Küste des Indischen Oceans ein. Sein Reiseweg muß ungefähr mit demjenigen zusammenfallen, welchen Stanley 1877 in umgekehrter Richtung verfolgte.

— Durch Verträge ist ein Theil des starke Viehzucht treibenden Ovampo-Landes (östlich vom Kap Frio, unter 18° südl. Br.) unter deutschen Schutz gestellt worden. Zwischen der deutschen und der portugiesischen Regierung sollen augenblicklich Verhandlungen über die Abgrenzung der beiderseitigen Gebiete im Ovampo-Lande stattfinden.

— Ueber eine eigenthümliche Art der Honiggewinnung bei dem Stamme der Bakwiri am Ostabhange des Kamerun-Gebirges berichtet Dr. B. Schwarz (Kamerun, S. 150) Folgendes: Es wächst dort im Walde eine Liane, die, wenn man an ihren Stamm klopft, einen sehr betäubenden Geruch ausströmt. Diese Pflanze benutzt man, wenn man die wilden Bienen tödten will, um ihren Honig zu nehmen. Man hält in diesem Falle einfach ein Stück von jener über den Bau der kleinen Thiere, indem man fleißig an dasselbe schlägt. Doch wird durch diesen Proceß die oberste Schicht des Honigs ungenießbar. Knutson, einer der in Mapanja (am Kamerun-Gebirge) ansässigen Schweden, erkrankte selbst noch durch den Genuß der nächsten Schicht.

Inseln des Stillen Oceans.

— Die Neu-Guinea-Compagnie hat auf ihrem Gebiete im December 1885 eine zweite Station begründet, Hatzfeldthafen in 4° 24′ südl. Br. und 145° 9′ östl. L., welche auf der Mabde-Insel liegt und unter der Leitung von F. Grabowsky steht. Eine dritte Station wurde im April 1886 in Constantinhafen (Astrolabe-Bai 5° 30′ südl. Br., 145° 45′ östl. L.) errichtet. In der zuerst errichteten Station Finschhafen wurden in der Zeit von November bis April nicht weniger als sieben Erderschütterungen beobachtet, darunter am 5. April eine, bei welcher die Häuser förmlich schwankten und auf dem Tische stehende Gegenstände umfielen. In der ersten Hälfte des Februar kamen auf dieser Station verschiedene Erkrankungen an leichtem und mittelschwerem Malariafieber vor. Die unter Dr. Schrader stehende Forschungsexpedition ist am 19. April in Finschhafen eingetroffen, mußte sich aber auf kleinere Ausflüge beschränken, da die aus Cooktown mitgenommenen 10 Chinesen zu Trägerdiensten sich als untauglich erwiesen.

Inhalt: Dr. G. Le Bon's Reise nach Nepal. III. (Mit sieben Abbildungen.) — Die Bewohner der Andamanen. III. (Schluß.) — R. v. Seidlitz: Tod, Bestattung und Todtenklage bei den altgläubigen Großrussen. — Kürzere Mittheilungen: Das Hinterland von Kamerun. — Aus allen Erdtheilen: Asien. — Afrika. — Inseln des Stillen Oceans. (Schluß der Redaktion: 30. Juli 1886.)

Redakteur: Dr. R. Kiepert in Berlin, S. W. Lindenstraße 11, III Tr.
Druck und Verlag von Friedrich Vieweg und Sohn in Braunschweig.



Mit besonderer Berücksichtigung der Anthropologie und Ethnologie.
Begründet von Karl Andree.
In Verbindung mit Fachmännern herausgegeben von
Dr. Richard Kiepert.

Braunschweig | Jährlich 2 Bände à 24 Nummern. Durch alle Buchhandlungen und Postanstalten zum Preise von 12 Mark pro Band zu beziehen. | 1886.

Dr. G. Le Bon's Reise nach Nepal.

IV.

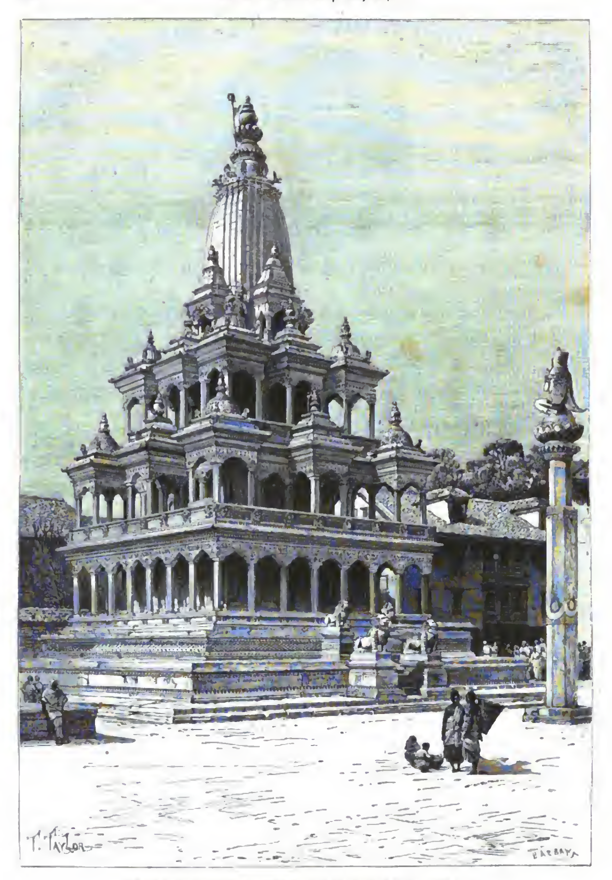
Bei Patan sieht man mehrere große, halbkugelförmige Topes, welche denjenigen von Buddnath und Sambunath gleichen und wahrscheinlich ebenso alt sind. Die dortige Ueberlieferung schreibt ihre Erbauung dem Könige Asoka zu, als er etwa 250 Jahre vor Beginn unserer Zeitrechnung nach Nepal gepilgert sein soll. Die daran befindlichen Inschriften sind leider zu verwischt, um gelesen werden zu können. Patan umschließt ebenso wie Bhatgaon mehrere steinerne Tempel; einer der wichtigsten darunter und vielleicht gleichzeitig durch Originalität und Eleganz seiner Formen einer der bemerkenswerthesten in ganz Indien steht dem königlichen Palaste gegenüber. Unsere erste Abbildung stellt denselben mit allen Einzelheiten dar; wie man sieht, ist er auf drei über einander gestellten und nach oben hin sich verjüngenden Plattformen errichtet und besteht aus einem rechteckigen Gebäude von drei Stockwerken, welches von einer Art Pyramide gekrönt wird. Jedes Stockwerk ist mit einer Veranda umgeben und zeigt auf jeder Seite drei kleine, mit einer Kuppel überwölbte Pavillons. Ueber das Alter des Gebäudes kann Dr. Le Bon nichts Bestimmtes angeben, da er sein Inneres nicht betreten konnte; denn jeder Europäer, welcher auch nur Miene machte, dort hinein zu dringen, würde sofort von der Bevölkerung niedergemacht werden. Indessen glaubt Le Bon nicht, daß das Bauwerk älteren Ursprunges ist, als aus dem Beginne des 16. Jahrhunderts.

In Patan, wie auch in Bhatgaon und Katmandu, sieht man oft vor den Tempeln Pfeiler, welche Statuen tragen, die gewöhnlich den Radschah, welcher den betreffenden Tempel erbaut hat, darstellen; so zeigt unsere dritte Abbildung in der Mitte eine viereckige Säule, auf welcher ein knieender Mann angebracht ist. Ueber seinem Haupte erhebt sich eine broncene Schlange, auf deren Kopf ein kleiner Vogel sitzt.

Die Pagoden mit über einander gestellten Stockwerken stimmen im Stile mit denjenigen in Bhatgaon überein. Statt sie hier im Einzelnen zu beschreiben, verweisen wir auf das, was später über letztere gesagt werden soll. Die wichtigste derselben, welche am Eingange der Straße, in welcher der königliche Palast liegt, sich befindet, hat Dr. Le Bon gemessen; sie ist etwa 20 m hoch und 14 m breit.

Darauf besuchte er die Stadt Paschpatti, welche nordöstlich von Katmandu am linken Ufer des Flusses Baghmati liegt und zahlreiche Tempel aus Holz und Stein enthält. Um dorthin zu gelangen, hat man einen Fluß, über den zwei Brücken führen, zu überschreiten und gelangt dann auf einen mit Bäumen bestandenen Hügel, von welchem aus man einen Gesammtanblick der Stadt hat, wie ihn die vierte Abbildung darstellt. Zur Rechten sieht man im Hintergrunde den Tempel Paschpatinath, einen der verehrtesten im ganzen Lande, welchem sich kein Fremder auch nur nähern darf. Seine Thore bestehen aus ciselirtem Silber im Stile derjenigen an den königlichen Palästen in Bhatgaon und Patan (siehe oben). Neben diesem Tempel befindet sich ein Raum, wo sich die Wittwen, die ihren Männern in den Tod folgen wollen, selbst verbrennen.

Die Tempel von Paschpatti sind modern und stammen aus dem Ende des 17. Jahrhunderts. Das charakteristische Element an diesen steinernen Bauwerken ist der glockenförmige Dom; sonst aber weichen sie unter einander sehr von einander ab, während die Tempel aus Ziegelsteinen



Der große steinerne Tempel gegenüber dem königlichen Palaste in Patan.

und Holz, welche die große Mehrzahl ausmachen, sämmtlich nach einem und demselben Muster erbaut zu sein scheinen.

Von der übrigen Welt getrennt, unberührt von der mohammedanischen Invasion und ohne jede Beziehung zu den Europäern haben die Bewohner Nepals Jahrhunderte hindurch ihre Sitten und Gebräuche sich bewahrt und geben uns ein getreues Bild des Zustandes, in welchem sich Indien etwa während des 7. christlichen Jahrhunderts befand, als es in lauter kleine Königreiche zerfiel und jene große religiöse Umwandlung durchmachte, in welcher Nepal sich jetzt befindet und welche mit dem Verschwinden des Buddhismus ihr Ende erreichen wird. Unter den verschiedenen Stämmen Nepals haben die Gorkhas die altindischen Sitten am besten bewahrt, denn sie stammen ja hauptsächlich von Hindus ab, welche vor den mohammedanischen Eroberern nach Nepal flüchteten.

Die Nahrung der Nepaler ist dieselbe, wie im übrigen Indien, jedoch mit dem Unterschiede, daß wenigstens unter den wohlhabenden Ständen der Fleischgenuß sehr verbreitet ist. Hammel, Ziege, Geflügel und Wild (Hirsch, Wildschwein, Fasan u. s. w.) kommen täglich auf den Tisch. Die Aermsten leben nur von Reis und Vegetabilien, namentlich Knoblauch und Radischen. Das verbreitetste Getränk ist Wasser, dann Thee; aus gegohrenem Reis und Mehl wird ein alkoholisches Getränk, Raki, destillirt, aber Trunkenheit ist sehr selten.

Die Tracht der Eingeborenen besteht aus einer Tunika von weißem oder blauem Baumwollenzeuge. Im Gürtel steckt stets der gefährliche Kukhri, eine dem Lande eigenthümliche Waffe, welche zu allen möglichen Zwecken, ebenso zum Kopfabhauen, wie zum Holzspalten oder Fleischschneiden dient. Die Frauen tragen eine Art Tunika und ein Jäckchen. Sie sind, wie alle Indierinnen, mit Schmuck, Hals- und Armbändern, Ketten, Ohr- und Nasenringen, Blumen in den Haaren u. s. w. überladen. Auf den Straßen zeigen sie sich ohne Schleier, sie werden gut behandelt und genießen mehr Freiheit als ihre Schwestern in Indien; in Dörfern unterhalten sie sogar Läden, was sonst im ganzen Morgenlande, von Marokko angefangen bis China hin, nicht vorkommt.

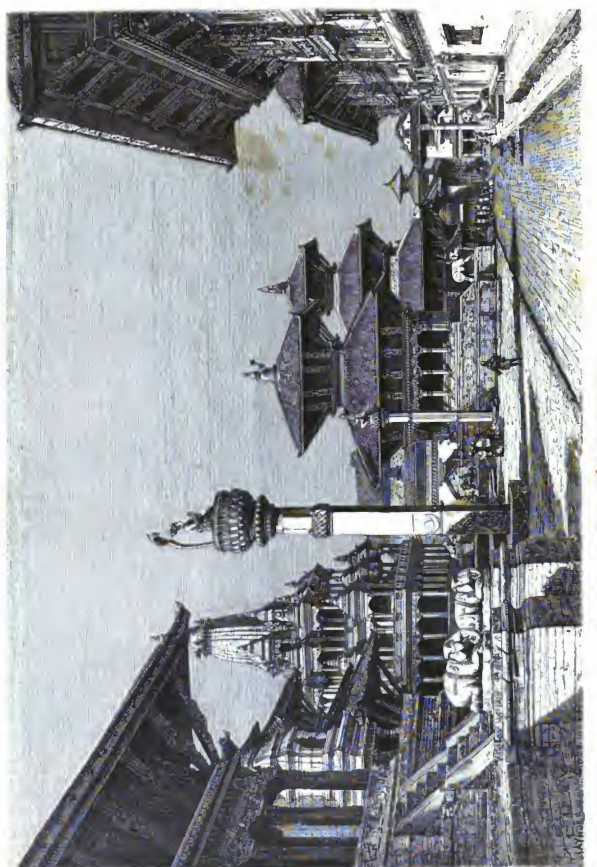


Pfeiler eines Hauses in Patan.

Das Kastenwesen ist in Nepal ebenso fest eingewurzelt, wie im übrigen Indien, sowohl bei den Buddhisten wie bei den Brahmagläubigen. Es ist ein weit verbreiteter Irrthum, daß der Buddhismus die Aufhebung der Kasten gepredigt habe. Er verkündigte nur, daß alle Menschen vor dem Schicksale gleich seien, und daß sie sich ihr Schicksal durch ihre Handlungen machen. Er führte alle Menschen bei ihren Lebzeiten in denselben Tempeln zusammen und wies ihnen nach ihrem Tode dieselbe Ruhestätte an, aber weiter ist er nicht gegangen. Die buddhistischen Schriften Nepals, die ältesten, welche wir besitzen, bieten Belege in Ueberfluß dafür dar, daß die Kaste als sociale Unterscheidung niemals durch den Buddhismus erschüttert worden ist. In Nepal wird vielmehr das Kastenwesen bei Buddhisten wie bei Anhängern des Brahma mit ebensolcher Strenge aufrecht gehalten wie in Indien. Ein Nepaler, welcher durch einen Spruch des obersten geistlichen Gerichtshofes seine Kaste einbüßt, verliert mit einem Schlage Alles, Familie, Freunde, socialen Stand, und befindet sich in der Lage eines Exkommunicirten des Mittelalters. In Indien hat heutigen Tages der Verlust der Kaste zwar sociale Folgen, aber keine strafrechtlichen; in Nepal dagegen wird ein solcher Unglücklicher mit verschiedenen Strafen, meist mit Gefängniß, belegt. Bei schweren Fällen wird er als Sklave verkauft, und stirbt er, so wird sein Leichnam auf das Feld hinaus geworfen, den Raubvögeln und Schakalen zur Beute.

In Nepal existirt noch, wie angedeutet, die Sklaverei, und jeder Reiche besitzt eine große Anzahl von Sklaven, deren es im ganzen Lande wenigstens 40 000 giebt. Viele, die von Sklaveneltern stammen, sind es durch Geburt; andere haben ihre Freiheit verloren in Folge von Verbrechen, namentlich solchen gegen die Kastengesetze. Eine Sklavin kostet etwa 300 bis 400 Franken, ein Sklave 200 bis 300 Franken. Sie werden übrigens zumeist gut behandelt und sind, wie überall, wo sie nicht Christen unterthan sind, mit ihrem Loose vollständig zufrieden.

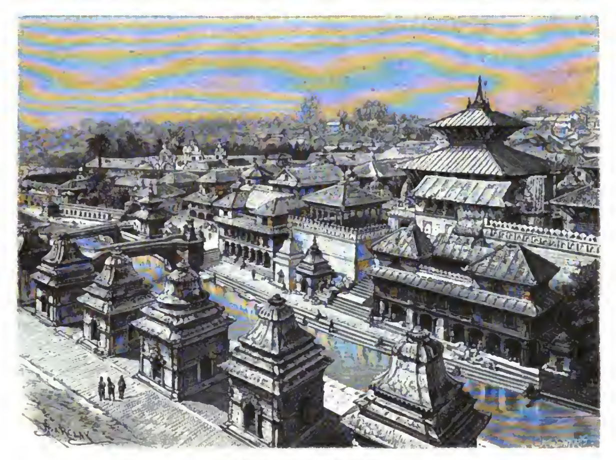
Zahlreich vertreten sind in Nepal die Aerzte, aber ihre Lage ist insofern keine beneidenswerthe, als sie nur Bezahlung erhalten, wenn sie den Kranken wirklich heilen. Unter den vorkommenden Krankheiten ist vornehmlich der Kropf zu nennen, welcher in Nepal, wie in allen Gebirgsländern von gleicher geologischer Beschaffenheit, endemisch ist. Neben der Elephantiasis, Syphilis und dem Steine ist er die verbreitetste Krankheit. Fieber kommen nur im Tieflande des Teraï vor, wo sie so schnell tödten, daß ärztliche Hilfe unnütz ist. Schwere Krankheiten haben in Indien überhaupt einen raschen tödtlichen Ausgang; dem Fieber, dem Sonnenstiche, der Cholera, Schlangenbissen u. s. w. erliegen die Menschen binnen wenigen Stunden. Man kann sich Vormittags mit einem gesunden Menschen für den Abend verabreden, und wenn man sich zur bestimmten Stunde einfindet, erfährt man, daß er inzwischen todt ist und gerade verbrannt wird. Unter solchen Verhältnissen ist jedes therapeutische System von geringer Wirksamkeit.



Platz vor dem Königspalaste in Patan.

Die Nepaler haben auch Advokaten; dieselben sind aber wenig zahlreich und stehen in geringer Achtung. In Folge dessen wird die Rechtspflege auch ohne die bei uns üblichen Verzögerungen und Kosten gehandhabt. Seit den Reformen Dschang Bahadur's steht die Todesstrafe nur noch auf der Tödtung eines Menschen oder einer Kuh — namentlich einer Kuh —, auf Verrath und Fahnenflucht. Die heiligen Kühe spielen in Nepal eine ansehnliche Rolle und werden fast höher geachtet, als der Landesfürst und seine Minister. Eine selbst unfreiwillige Verletzung derselben zieht lebenslängliches Gefängniß nach sich. Darum laufen die Kühe nach Belieben in den Straßen umher, ohne daß Jemand sie zu berühren wagt. Die Soldaten, welche Le Bon auf seinen Wanderungen durch die an Markttagen dicht mit Menschen gefüllten Straßen Katmandus begleiteten, machten ihm Raum, indem sie freigebig rechts und links Stockhiebe austheilten; aber wenn sie einer Kuh begegneten, so traten sie ehrfurchtsvoll zur Seite. Hat doch selbst der Premierminister dem englischen Gesandten wörtlich Folgendes gesagt: „Einen Menschen in Nepal erschlagen, das ist nicht schlimm; aber ich selbst wäre nicht mächtig genug, das Leben irgend Jemandes zu retten, der eine Kuh getödtet hätte." Für einen Europäer ist es selbst nicht rathsam, diese Thiere auch nur zu berühren, denn sie haben in Indien eine ausgesprochene Abneigung gegen Weiße.

Die Familie ruht in Nepal, wenigstens bei den Gorkhas, auf fester Grundlage. Die Macht des Vaters ist unbeschränkt, die der Mutter, obwohl nur moralisch, doch von



Gesammtansicht von Paschpatti.

den Kindern sehr respektirt. Nach ihrer Verheirathung bleiben die Söhne im väterlichen Hause wohnen, bis sie das Anwachsen ihrer Familie zwingt, einen neuen Herd sich zu gründen. Die Erbgesetze sind dieselben wie in Indien. Der älteste Sohn erhält zwar den größten Theil der väterlichen Erbschaft, aber auch die anderen Söhne und selbst die Schwestern gehen nicht leer aus. Da der Vater unumschränkter Herr über seine Kinder ist, so hat er auch das Recht, sie als Sklaven zu verkaufen; aber nur im Falle der größten Armuth macht er davon Gebrauch. Das eheliche Band, das bei den Gorkhas sehr fest ist, ist um so lockerer bei den Newars, welche tibetisches Blut in den Adern haben. Wie alle Hindus, huldigen erstere der Vielweiberei und sind in Bezug auf die Treue ihrer Frauen sehr streng. Wird der Ehebruch vor die Gerichte gebracht, so wird die schuldige Frau mit lebenslänglichem Gefängnisse bestraft und der geschädigte Ehemann erhält das Recht, ihren Liebhaber, sobald er ihm begegnet, zu tödten. Meist aber verläuft die Rache einfacher und sicherer: der Mann schneidet seiner Frau die Nase ab und jagt sie aus dem Hause. Letztere Sitte hat den Ehebruch in Nepal ziemlich selten gemacht. Uebrigens sind die Gorkha-Frauen trotz der Polygamie ihren Männern sehr zugethan, wie aus dem Eifer hervorgeht, mit welchem sich noch vor wenigen Jahren Wittwen zu dem Scheiterhaufen, der ihren todten Gemahl verzehrte, drängten. Mit Mühe haben bekanntlich die Engländer diese Sitte in Indien abgeschafft. Dschang Bahadur, welcher dieselbe Reform in Nepal einzuführen

suchte, hat damit nur einen halben Erfolg erzielt, und zwar fand er den größten Widerstand bei den Frauen selbst. Haben sich doch nach seinem Tode drei seiner eigenen Frauen mit seiner Leiche verbrennen lassen.

Ganz anders bei den Newars, wo die Trennung der Ehe im Belieben der Frau steht. Sie bezeigt ihre dahingehende Absicht, indem sie einfach unter das Kopfkissen ihres Mannes eine Betelnuß legt und darauf ohne Weiteres sein Haus verläßt. Unter solchen Verhältnissen kann Ehebruch kaum als eine Sache von Bedeutung betrachtet werden. Die Newar-Frauen haben übrigens, wie diejenigen der Gorkhas, das Recht, sich mit den Leichen ihrer Männer verbrennen zu lassen, aber sie machen davon keinen sehr ausgedehnten Gebrauch. Wie man sieht, ist die Ehe bei den Newars nur eine Verbindung auf Zeit, welche nur so lange dauert, als beide Theile wünschen. Man nimmt dort eine Frau, wie man sich in Frankreich eine Geliebte zulegt, und trennt sich, wenn man nicht mehr Gefallen an einander findet. Es besteht dabei nur der einzige Unterschied, daß in Nepal die Kinder dem Vater verbleiben, welcher für ihre Erziehung zu sorgen hat. Da die Frauen diese Leichtigkeit, ihre Männer zu wechseln, etwas mißbrauchten, so ordnete Dschang Bahadur an, daß eine Ehescheidung nicht ohne ausdrückliche Erlaubniß des Mannes stattfinden dürfe; aber diese Erlaubniß wird selten verweigert.

Religiöse Feste sind eine der Hauptbeschäftigungen der Bewohner Nepals, welche — ohne zu übertreiben — mindestens ein Drittel ihrer Zeit auf solche Ceremonien verwenden. Dieselben bestehen aus Processionen, Besuchen der Tempel, Illuminationen und besonders aus Schmausereien. Dr. Le Bon hat keinem solchen Feste beigewohnt; aber ein früherer Arzt der englischen Gesandtschaft, Olfield, hat eins beschrieben. Dabei waren die Häuserwände mit



Großer Tempel in Buddnath.

bunten Bildern jeglicher Art geschmückt; mit Staunen bemerkte er da zwischen lauter buddhistischen Gottheiten die Porträts von Napoleon, der Jungfrau Maria und einer Pariser Grisette. Manche dieser Feste werden auch durch widerliche Thieropfer verherrlicht, z. B. das Dasserafest, welches den Sieg Durga's über das Ungeheuer Mahasura zu feiern bestimmt ist, zehn Tage lang dauert und mehreren Tausenden von Büffeln das Leben kostet, denen außerhalb des Tempels mit außerordentlicher Kraft und Gewandtheit mittels eines einzigen Säbelhiebes der Kopf abgeschlagen wird. Drinnen im Tempel wird aber eine Anzahl auf weit grausamere Weise getödtet. Man bindet den Büffel so, daß er keiner Bewegung fähig ist, zieht ihm bei lebendigem Leibe das Fell von der einen Seite des Halses und löst langsam und vorsichtig die darunter liegenden Muskeln auf eine Länge von 30 cm, bis die Halsader frei liegt, um dann auf der anderen Seite ebenso zu verfahren. Darauf wird das arme, furchtbar brüllende Thier vor den Altar des Gottes geschafft und in jede Halsader eine kleine Oeffnung gemacht, so daß das Blut in ganz dünnen Strahlen auf den Altar spritzt und das Thier ganz langsam stirbt. Das ist gewiß grausam; aber man muß sich dabei erinnern, daß die Nepaler noch im vollen Mittelalter leben, und daß man in Europa in dieser Epoche nicht Thiere, sondern Menschen auf noch viel fürchterlichere Weisen quälte und hinrichtete.

Unter den berühmten Orten Nepals befindet sich auch Buddnath, eigentlich nur ein Dorf, aber im Besitze des geräumigsten Tempels des Landes, welcher ebenso von Nepalern, wie von ihren Nachbaren in Tibet besucht wird. Gerade als Le Bon sich demselben näherte, traf er dort eine Schaar tibetischer Pilger, aus Männern, Weibern und Kindern bestehend; er näherte sich ihnen, um ihre merkwürdigen Kleider aus Thierfellen und die Schmucksachen

der Frauen zu besichtigen, erwarb auch ein besonders interessantes Stück von letzteren. Anfangs zeigten sich die Leute beim Anblicke von Le Bon's Instrumenten etwas schen, faßten aber bald Zuvertrauen, umdrängten den Reisenden in einer Anzahl von etwa hundert Personen und gaben ihm schließlich einen Tanz zum Besten, der von drei kleinen, wegen ihrer Pelzbekleidung Affen ähnelnden Ungeheuern ausgeführt wurde. Mit dem Fuße stampften dieselben den Takt, stießen entsetzliches Geheul aus und verdrehten den Leib in der sonderbarsten Weise; als ihnen Le Bon einige Rupien schenkte, wurde ihr Tanz wahrhaft diabolisch.

Der große Tempel in Buddnath besteht, wie derjenige in Sambunath, aus einer großen Halbkugel von Ziegeln, welche einen viereckigen, von einer Pyramide gekrönten Thurm trägt; um seine Basis läuft eine kreisrunde Plinthe, in welche Nischen mit Buddhafiguren eingelassen sind. Er unterscheidet sich von demjenigen von Sambunath dadurch, daß er auf einer aus drei nach oben zu kleiner werdenden Etagen bestehenden Plattform errichtet ist; dieselbe hat ungefähr die gleiche Höhe wie die Halbkugel. An jeder ihrer Seiten befindet sich ein kleines Heiligthum. Der Tempel übertrifft an Ausdehnung alle ähnlichen Bauten in Nepal; sein Durchmesser beträgt etwa 90 m, seine Höhe 42 m. Er liegt in der Mitte eines Art Platzes, der von Häusern eingefaßt ist, welche einst als Klöster dienten, jetzt aber nur noch von Händlern mit broncenen Götzenbildern, Juwelen, Amuletten, Gebetmühlen und dergleichen bewohnt werden. In einem derselben hausen, wie in Sambunath, Lamas, die mit der Obhut des heiligen Feuers betraut sind. Ebenso wie in Sambunath finden sich auch um den Tempel von Buddnath eine Anzahl kleiner, religiöser Gebäude, welche indessen von keiner Bedeutung sind.

A l a s k a.

(Nach Iwan Petroff, Report on the Population, Industries and Resources of Alaska. Washington 1884.)

I.

Ko. Die weiten Gebiete des ehemals russischen Amerika sind in dem letzten Decennium mehrfach Gegenstand wissenschaftlicher Forschungen gewesen, über welche auch der „Globus" mehrfach berichtet hat. Trotzdem enthält der gelegentlich der letzten Volkszählung erstattete officielle Bericht des Specialagenten Iwan Petroff, eines mit den Verhältnissen vollkommen vertrauten früheren Beamten der russischen Kompagnie, noch gar Manches, was in weiteren Kreisen bekannt zu werden verdient. Der mit farbigen Abbildungen reich ausgestattete Bericht trägt das Datum 1884, ist uns aber erst jetzt zugänglich geworden.

Petroff theilt für seine Zwecke Alaska in sechs Abtheilungen: 1) Arctic Division, nördlich der Yukonwasserscheide und Port Clarence am Beringsmeer; sie umfaßt 125 245 square miles; — 2) Yukon Division, das Stromgebiet des gleichnamigen Flusses nebst St. Lawrence Island, 176 715 square miles; — 3) Kuskokvin Division, die Gebiete des Kuskokvin, Togiak und Nushegak nebst den zwischenliegenden Seen, 114 975 square miles; — 4) Aleuten Division, die Halbinsel Alaska westlich der Landenge zwischen Moller Bay und Zakharof Bay, nebst den Inseln, 14 610 square miles; — 5) Kadiak-Division, von der Südküste von Alaska bis zur Stelle, wo der 141. Längengrad die Küste schneidet, im Lande bis zur Hauptkette reichend, nebst den vorliegenden Inseln 70 884 square miles; — 6) Southeastern Division, der Küstenstreifen von Eliasberg bis zur englischen Grenze, 28 980 square miles.

1) Die Arctic Division ist noch kaum erforscht (seitdem sind einige wichtige Reisen darin gemacht worden). Nur eine öfter von Eingeborenen begangene Handelsstraße führt von einem der nördlichen Yukonzuflüsse, dem Koyukuk, zum Kotzebuesund; bis im vorigen Jahre war es keinem Weißen gelungen, sie zurückzulegen. Vielleicht sind noch einige andere Verbindungen da, doch kennt man sie noch nicht; die Hauptmasse des Innenlandes ist gefrorene Tundra, in welcher das Renthier noch eine Zuflucht findet. Von Flüssen sind bekannt der Colville und der Kok an der Nordküste und die in den Kotzebuesund mündenden Gewässer, Noatak (Nunatak), Koak, Selawik und Buckland. Die Eingeborenen wohnen an der Küste und längs den Flüssen zerstreut; sie sind eifrige Jäger und treiben Handel mit den Weißen und auch nach Asien hinüber. In der Umgebung von Cap Lisburne kommt gute Kohle vor, sonst sind Mineralschätze nicht bekannt. Die Eingeborenen sind durch den Branntweinschmuggel gewissenloser Händler demoralisirt; die Missionsgesellschaften bekümmern sich um sie so wenig, wie um die Indianer.

Walfische kommen in diese Gegenden, sobald das Eis aufgeht; am häufigsten ist der bow-head, dann der Beluga (Weißwal). Letzterer findet sich besonders im Kotzebuesund und die Weibchen mit den Jungen gehen ziemlich weit in die Flüsse hinein. Das Walroß ist häufig; es hält sich immer dicht am Eise und mit Vorliebe auf einzelnen Schollen, wo es den Eisbär, seinen schlimmsten Feind, kommen sehen kann. Dieser wird hier bis 2000 Pfund schwer, man jagt ihn nur gelegentlich, da sein Sommerpelz keinen Werth hat. Außerdem kommen 3 bis 4 Robbenarten vor. Auf dem Lande sind Renthiere häufig, das Moosedeer kommt nicht bis zur Küste, ebensowenig das Wildschaf (Ovis Dalli); von Pelzthieren finden sich überall Eichhorn, Moschusratte und besonders der Eisfuchs. Von Fischen benutzen die Eingeborenen fast nur den Lachs, der ihnen einen Haupttheil der Nahrung liefert.

Die Einwohner dieses Gebietes sind ausschließlich Eskimos; ihre Anzahl beläuft sich nach einer 1880 von Kapt. Smith vorgenommenen Zählung auf wenig über 3000.

2) Die Yukon Division ist durch zusammenhängende Bergketten, von denen die südlichere die höhere ist, scharf umgrenzt; erst gegen den Kuskokvin hin nehmen die Berge an Höhe ab und hier findet sich eine Portage (Tragplatz), an welcher sich die Flüsse auf eine halbe Meile nahe kommen und ein Kanal von dieser Länge die beiden Flüsse verbinden würde. Das Yukonthal war immer die große Völkerstraße von Alaska. In seinem oberen Theile jenseits

der Einmündung des Anvik und Schageluk wohnen Athabaska-Indianer, den unteren nebst dem Delta haben Eskimos in Besitz genommen; es ist ihnen unter steten blutigen Kämpfen gelungen, die Indianer bis in die neueste Zeit am Erreichen der Küste zu hindern. Heute noch wagen weder Indianer noch Eskimos, die Grenze beim Dorfe Paimute ohne die Begleitung weißer Männer zu überschreiten. Im Sommer sammelt sich die ganze Bevölkerung am Fluß, um Lachse zu fangen; der getrocknete Fisch, hier yukala genannt, giebt die Hauptnahrung für den Winter. Das ganze übrige Gebiet ist um diese Zeit völlig menschenleer, aber am Fluß reiht sich Dorf an Dorf, und wer in dieser Zeit auf ihm reist, muß zu ganz falschen Ansichten über die Bevölkerungsdichte des Yukonthales kommen. Die ganze Existenz der Eingeborenen hängt am Lachs; nur in den höheren Bergen am oberen Yukon und am Tennanah findet sich auch Wild genug, um für die Ernährung von Bedeutung zu sein. Das Renthier wurde nach Einführung der Feuerwaffen fast ausgerottet, zeigt sich aber neuerdings wieder häufiger, das Moosedeer dagegen weiß den Nachstellungen der Jäger zu entgehen.

Seit der Besitzergreifung durch die Amerikaner ist der Handel auf dem Yukon sehr lebhaft geworden, Dampfschiffe gehen alljährlich weit hinauf und Handelsposten sind fast bis zur Grenze hin errichtet. Zwei kalifornische Gesellschaften exportiren jährlich für etwa 75 000 Dollars Pelzwerk, besonders Füchse, dann Marder und Fischotter. Die Lebensmittel reichen für gewöhnlich nicht aus und eine Hungerzeit kehrt ziemlich alljährlich wieder. — Von Mineralien hat sich nur am Tennanah etwas Gold gefunden.

Petroff stellt dem Ackerbau nicht die günstige Prognose, wie manche Reisende, welche das Yukonthal nur im Sommer gesehen haben. Die ebenen Flächen sind immer sumpfig, auch die flacheren Abhänge sind schlecht drainirt; noch im Juli kommen schwere Fröste vor und wo, wie an manchen Stellen im Inneren, die Verhältnisse günstiger sind, fehlen alle Absatzwege. Einige hundert Miles von der Küste landein streckt sich die sumpfige Tundra mit Thonuntergrund, in der nur wenige trockene Hügel emporragen. Auf diesen haben armselige Eingeborene ihre Dörfer errichtet und nähren sich von Fischfang und Jagd; ihre glücklichsten Tage sind, wenn es einmal gelingt, einen Maklak, eine große Robbenart, oder gar eine Beluga zu erlegen, die ihnen für Monate reichlich Fleisch und Thran liefert. Gänse und Enten finden sich massenhaft, aber die Eskimos mögen das theure Pulver nicht an sie verschwenden. Temperaturbeobachtungen in Fort Yukon, an dem Zusammenfluß von Yukon und Porcupine, geben die merkwürdig hohe Mitteltemperatur von + 16° 84; im Sommer kommt 56° vor, im Winter — 23°. Nelson hat bei Saint Michael sogar + 74° und — 50° beobachtet. Die Tiden betragen an der Küste durchschnittlich 2 bis 3′, aber bei schweren Südstürmen kann die Fluth im Norton Sund bis zu 10′ steigen. Gewitter sind an manchen Stellen im Yukonthal nicht selten, in St. Michael hat man es in vier Jahren nur zweimal blitzen sehen. Die ersten Zugvögel kommen Ende April, das Aufsteigen des Lachses beginnt Anfang Juni, manchmal aber auch erst in der zweiten Hälfte des Monats.

Der Haupthafen ist Saint Michael, aber er ist selten vor Ende Juni zugänglich, dort ist auch eine Kapelle, aber das Hauptquartier der russischen Geistlichkeit ist Ikogmut am Yukon, an der Stelle, wo sich die Portage nach dem Kuskokvin abzweigt; sie haben ca. 3000 Eingeborene bekehrt.

Der erst neuerdings genauer bekannt gewordene Yukon hat eine Wassermenge, welche die des Mississippi wahrscheinlich fast um ein Drittel übertrifft. 50 Miles vor seiner Mündung beginnen schon seine Anschwemmungen, das Meer seicht zu machen und über hundert Miles landein reicht sein Delta. Aber auch weiterhin ist das ganze Land im Sommer voll Wasser wie ein Schwamm und bei der äußerst geringen Verdunstung fließt das alles dem Yukon zu. Leider können Schiffe von einigem Tiefgang sich weder dem Flusse nähern noch in seine Mündungen einlaufen.

Die Bevölkerung des ungeheuren Gebietes beläuft sich auf 6870, darunter 19 Weiße und 18 Mischlinge, die Pelzausfuhr auf 70 000 bis 80 000 Dollars. Die Einfuhr besteht wesentlich in Provisionen, Mehl, Thee und Zucker.

3) Die Kuskokvin Division ist in ihrem inneren Theile noch am wenigsten erforscht, nach Angaben der Eingeborenen ist es eine Hochebene, über welche der Fluß langsam herankommt, um erst am Küstenrande ein rascheres Tempo anzunehmen. Der Thalboden ist fruchtbarer als am Yukon, und enthält Zinn, Antimon und silberhaltigen Quarz, dagegen sind im unteren Gebiete die Pelzthiere schon arg decimirt. Auch hier wohnen an der Küste Eskimos, im Inneren Indianer. Der Lachsfang muß die Hauptnahrung liefern, daneben ist der Pelzrobbe wichtig. Die Tiden sind sehr bedeutend, Springfluthen steigen bis zu 50′ und mit der Fluth gelangen die Handelsschoner den Fluß hinauf bis Shineyagamute. Das Delta ist ein weiter Sumpf, den die Fluth unter Wasser setzt, so daß die Baidarken darüber hinfahren können. Im Sommer wimmelt das ganze Gebiet dermaßen von Muskitos, daß selbst Bär und Moosedeer es nicht aushalten können und in das Wasser flüchten; sie sind, wie in Labrador, ein Haupthinderniß für die Erforschung.

Am Togiak sind die Verhältnisse günstiger, aber da sein Gebiet kein werthvolles Pelzwerk liefert, befindet sich kein Handelsposten dort und die Eingeborenen sind kaum mit Europäern in Berührung gekommen, sie kleiden sich in die Felle des Erdziesel (Spermophilus empetra) und jagen, nur mit Speeren bewaffnet, den furchtbaren braunen Sumpfbären (Ursus Richardsoni); im Winter kommt das Moosedeer heerdenweise ins Thal.

Das Gebiet des Nushegak hat seit allen Zeiten lebhaften Verkehr mit den Russen und besitzt eine Missionsstation; über eine Kette von Seen führt eine alte Handelsstraße ins Innere. Die Eingeborenen wohnen in halb unterirdischen Erdhütten, sie sind weniger eifrige Jäger, als ihre Nachbaren und die Pelzthiere sind darum noch häufiger als anderswo. Der Salmenreichthum des Flusses ist wunderbar, aber die Concurrenz der Amerikaner hat den Eingeborenen die Nahrung etwas geschmälert.

Die Bevölkerung der ganzen Division beläuft sich auf 8911, darunter nur 3 Weiße, 111 Mischlinge und über 8000 Eskimos.

4) Die Aleuten Division besteht aus der Südspitze von Alaska und den Inseln, welche ihre direkte Fortsetzung bilden. Alle Inseln sind reich an Gras und würden sich ohne den langen Winter vorzüglich zur Viehzucht eignen; aber Heu zu machen, ist kaum möglich, da in sieben Jahren nur 53 sonnige Tage beobachtet wurden. Die Einwohner sind vom Eskimostamm, aber in Sprache und Sitten eigenthümlich. Hier hat sich die Seeotter noch in ziemlicher Anzahl erhalten und wird besonders von Bellowsky aus gejagt. Bei Popoff Island sind auch reiche Fischgründe, welche eine Gesellschaft für San Francisco ausbeutet. Stockfisch und Heilbutt sind allenthalben gemein. Auf einzelnen Inseln, z. B. Attu, der westlichsten, hegen die Eingeborenen den Blaufuchs und verkaufen jährlich etwa 200 Felle; St. Paul und St. George sind wichtig durch die

berühmten Rookeries, welche jährlich 100 000 Pelzeobbenfelle liefern.

Die Gesammtbevölkerung der Inseln beträgt gegenwärtig 2451 Seelen, darunter 82 Weiße und 479 Mischlinge.

5) Die Kadiak Division ist längs der Küste hin sandig und flach. Hier wohnen Eskimos, welche sich namentlich vom Walfischfang ernähren; an einigen Punkten haben sich Aleuten nach erbittertem Kampfe mit den Eingeborenen festgesetzt. Zahlreiche Seen erleichtern die Verbindung über die Halbinsel hinüber. Hier war Kadiak schon im vorigen Jahrhundert der Hauptsitz des russischen Handels und der Missionare und die Leute sind in einem ganz anderen Grade civilisirt als sonst in Alaska, sie züchten auf der Insel Kadiak Rindvieh und bauen mit Erfolg Kartoffeln und Rüben; Schafe gedeihen und liefern gute Wolle, pflanzen sich aber nur langsam fort.

Am Cooks inlet sind Indianer vom Athabaskastamm bis zur Küste vorgedrungen. Hier gilt noch das Muschelgeld, ein Dentalium, das als Schmuck verwandt wird. Die Indianer wohnen in Rindenhütten, für die schlimmste Winterzeit haben sie solide niedere Anbaue, in denen sie mit ihren Hunden dicht zusammengedrängt der strengsten Kälte trotzen. Sie haben auch keine Einbäume, sondern Rindenkanoes, wie andere Indianerstämme. Die zahlreichen Seen liefern ihnen auch im Winter Fischnahrung genug, darum kommen sie zu den Flüssen nur herunter, wenn der Königlachs (Schavitscha) aufsteigt oder wenn ein Trupp Belugas in allzu hitziger Verfolgung der Fische gestrandet ist. Im Gebirge ist das Wildschaf häufig und sein zottiges Fell dient als Lagerstatt.

Weiter östlich ist die ganze Küste ein wild zerrissenes Fjordgebiet mit Gletschern im Hintergrunde jeder Bucht, von denen manche bis ins Wasser hinein reichen. Trotzdem sind die Berge bis zu 1000' Höhe dicht mit stattlichem Nadelholz bewachsen, aber ziemlich arm an Pelzthieren. Das Klima ist feucht, aber für viele europäische Produkte geeignet. Die Haidahs bauten Kartoffeln, schon als die ersten Engländer und Amerikaner in das Land kamen; sie bringen sie jetzt den Weißen zum Verkauf. Die Eingeborenen haben schwere Kämpfe mit den Russen bestanden, sind aber nun friedlich. Ihre Zahl beläuft sich auf 4352, davon fast die Hälfte Eskimos und nur 34 Weiße, aber 917 Mischlinge.

6) Die Southeastern Division bildet nur einen schmalen Küstenstreifen, der von Rechtswegen zu Britisch Kolumbia gehört; meist bergig, dicht bewaldet, mit unzähligen durch die vorliegenden Inseln geschützten Fjords. Die gelbe Zeder liefert ein geschätztes Schreinerholz, das schon in ziemlicher Quantität exportirt wird. Kohle und Kupfer sind an verschiedenen Stellen aufgeschlossen, neuerdings auch goldhaltiger Quarz ganz in der Nähe von Sitka. Das Klima ist angenehm, aber für Ackerbau zu feucht; Kartoffeln und Gemüse gedeihen dagegen besser als in der vorigen Abtheilung. Die Bewohner sind die neuerdings durch Krause näher bekannt gewordenen Tlinkit, 6437 Seelen stark, ein kriegerischer Stamm, der den Russen viel zu schaffen machte, sich aber nun so ruhig verhält, daß die Regierung die Besatzung von Sitka zurückgezogen hat. Sitka hat sich neuerdings sehr gehoben, doch beträgt die weiße Bevölkerung noch nicht über 300 Seelen. Seit der Abfassung des Petroff'schen Berichtes hat sich übrigens die Mineinindustrie nicht unbedeutend gehoben und damit die weiße Bevölkerung zugenommen.

Das indische Kaiserreich.

I.

Die kolonialen Bestrebungen sind an der Tagesordnung; durch dieselben wird ein neuer Faktor in das öffentliche Leben eingeführt, der im Falle des Erfolges vielleicht ein Mittel werden kann, manche Gefahr, welche jetzt die Gesellschaft zu bedrohen scheint, noch zu beschwören. Um den richtigen Weg auf diesem Felde zu finden, giebt es wohl kein besseres Mittel, als sich die Erfahrungen zu Nutze zu machen, welche andere Länder bei der Organisirung und der Verwaltung ihrer Kolonialreiche gemacht haben und dieselben unter Berücksichtigung von Zeit und Umständen zu verwerthen. Die Erfahrungen, die gemacht sind, kennen zu lernen, genügt es nicht, sich durch Autopsie selbst einen mehr als flüchtigen Ueberblick über ein fremdes Land zu verschaffen; es gehört dazu auch ein sehr gründliches Studium der Zustände und der Geschichte ihrer Entwickelung.

Der mächtigste Kolonialbesitz der gegenwärtigen Zeit, das indische Kaiserreich, ist in den letzten Jahren mehrfach zum Gegenstande eines solchen eingehenden Studiums gemacht worden, namentlich durch die Herren J. S. Cotton in „Colonies and Dependencies" und Wilfried Scawen Blunt, dessen Betrachtungen zuerst in der „Fortnightly Review" veröffentlicht wurden. Diese Arbeiten sind zu ausführlich, als daß es möglich wäre, einen Auszug vom Ganzen zu geben; wir müssen uns auf einen verhältnißmäßig kleinen Theil beschränken und wählen dazu diejenigen Abschnitte der Arbeit Cotton's aus, in welchen von den Resultaten und der Zukunft der britischen Herrschaft in Indien die Rede ist.

Gewiß ist der Gegenstand, den wir im ersten Theile dieses Aufsatzes behandeln werden, ein sehr schwieriger, nicht nur wegen der Masse eines spröden, nicht leicht zu bewältigenden Materials, welche hierbei zu Rathe gezogen werden muß, sondern viel mehr noch, weil derselbe ganz vom subjektiven Standpunkte des Beurtheilers aus — caeteris paribus — eine ganz verschiedene Beantwortung zuläßt. Diesen Schwierigkeiten gegenüber werden wir uns so viel wie möglich objektiv verhalten und mit Zurückhaltung unserer persönlichen Ansicht nur die Bausteine herbeizuschaffen suchen, um es dem Leser zu überlassen, die Entscheidung der Frage nach seinem eigenen Ermessen zu treffen.

Nach Cotton löst sich dieselbe in die folgende auf: Müssen die Einwohner Indiens den Engländern für ihre Gegenwart und für das, was unter ihrer Herrschaft geschehen, dankbar sein? Hierauf giebt die pessimistische Partei die Antwort: Indien wird von den Engländern in ihrem eigenen Interesse ausgebeutet; die Selbstsucht der herrschenden Klasse kommt nur ihrer Unwissenheit gleich; das herrschende Landsystem ist nur eine Erpressung, das

Rechtssystem erlaubter Meineid, das Land ist verarmt durch seine Ausfuhr, der Boden erschöpft, das Volk lebt am Rande des Hungertodes und die mit Schulden überhäufte Bevölkerung ist in fortwährender Abhängigkeit.

Auf der anderen Seite haben wir die optimistischen Ansichten der officiellen Kreise; die Pax Britannica, welche Indien nicht nur gegen äußere Angriffe schützt, sondern auch Recht und Gesetz im Lande bewahrt und die Ruhe erhält, wird laut verherrlicht; die Regierung, welche Millionen hergiebt, um Hungersnoth zu lindern, um Eisenbahnen und Bewässerungsanlagen auszuführen, wird zum Himmel erhoben; wir hören auf dieser Seite von gleichmäßig fortschreitender Entwickelung, von stets zunehmender Bevölkerung. Es kann nicht unsere Aufgabe sein, den Versuch zu machen, zwischen diesen entgegengesetzten Meinungen in Bezug auf Recht und Unrecht einen Ausgleich zu versuchen; die Einen mögen daran denken, daß wir mit Thatsachen zu rechnen haben und daß Indien faktisch zu England gehört, die Anderen, daß das Vertrauen auf die leitenden Personen in Indien nicht unbegrenzt sein darf und daß man dieselben dort noch schärfer ins Auge fassen muß als in Europa; denn sie sind weit entfernt und unverantwortlich.

Einige der Hauptpunkte, die hier von Bedeutung sind, müssen wir etwas näher betrachten und zwar zu allererst die Frage, ob denn unter englischer Herrschaft der Zustand des Volkes ein so viel besserer geworden ist? Um hierbei billig zu sein, dürfen wir nicht die Zeit des Verfalles der Mongolenherrschaft allein ins Auge fassen, sondern müssen ein Bild dessen zu geben suchen, was die einheimische Herrschaft während einer Reihe von Jahren war, und dem gegenüber das Bild einer idealen Provinz unter englischer Verwaltung stellen.

Bunter Wechsel der Dynastien, Blüthe und Verfall von Städten folgen einander mit schwindelerregender Schnelligkeit; daneben läuft seit Jahrhunderten das Leben der Handwerker, das Leben der Ackerbauer unverändert fort. Gewiß finden wir in dieser langen Zeit blutige Streitigkeiten, die vielfach ihren Ursprung in religiösem Eifer fanden, und namentlich die Mohammedaner machten sich häufig der Unduldsamkeit schuldig und erpreßten Schätze von den unterworfenen Völkern. Wenn man aber die Sache aus einem höheren Gesichtspunkte betrachtet, kann man nicht behaupten, daß es für die große Masse einen bedeutenden Unterschied machte, ob sie von Mohammedanern oder von Hindus regiert wurde.

Mögen auch die Steuern unter der mongolischen Herrschaft drückender gewesen sein, mag man sie mit größerer Strenge eingetrieben haben, das System der Besteuerung war dasselbe, und wenn wir von dem mannigfachen Wechsel der Dynastien absehen, dürfen wir wohl annehmen, daß der Zustand des Volkes in irgend welcher Periode als typisch für die ganze Zeit der einheimischen Herrschaft angesehen werden darf.

Alle Fremden, die in älterer Zeit Indien besucht haben, berichten voll Erstaunen über die hohe Stufe, auf der das Volk stand. Von dem Standpunkte der Industrie aus betrachtet, war die Organisation im Stande, die großen Resultate zu erzielen, die bis zum heutigen Tage bestehen; vom sittlichen Standpunkte befriedigte sie die Bedürfnisse der menschlichen Natur, wenn sie dieselben auch nicht anregte; in politischer Beziehung konnte man sie nicht fortschrittlich nennen. Die vielen prächtigen Hofhaltungen gaben manche Anregung, die Künste blühten, die Städte entwickelten sich. Schätze wurden gesammelt, was nicht hätte geschehen können, wenn das Eigenthum nicht sicher gewesen wäre; man lese in alten Berichten nach, welch' ungeheurer Reichthum durch die Engländer angetroffen wurde, welche reiche Beute vorher schon indischen Eroberern zugefallen war. Hiergegen kann man allerdings anführen, daß das Zusammenströmen von Schätzen an einzelnen Stellen sehr gut von allgemeiner Armuth begleitet gewesen sein kann. Doch von solcher Armuth haben wir keinen Beweis. Wohl aber wissen wir, daß Akbar es verstanden hat, ein Einkommen von 40 000 000 Pfd. St. aus einem Lande einzutreiben, dessen Oberfläche bedeutend kleiner als die des heutigen Indiens war, und unter seinen Nachfolgern nahm dasselbe noch zu. Gewiß waren es keine sanften Mittel, mit denen man dem Volke solche Schätze abpreßte, doch dasselbe war im Stande, sie Jahre lang zu liefern und erst nach dem Tode Aurangzeb's (1707) fing die Anarchie an, während welcher ebenso wie unter den ersten englischen Herrschern die indischen Schätze starken Abfluß fanden. Die natürlichen Hilfsquellen aber waren vorher schon gewiß ebenso sehr entwickelt, wie sie dies jetzt sind. Die Bebauung eines so fruchtbaren Bodens mußte Ueberschüsse liefern, die aber im Lande blieben, um verschiedene Handwerke und Industrien zu nähren; nicht die Rohprodukte waren es, welche zuerst die Aufmerksamkeit erregten, sondern verschiedene Fabrikate, welche diejenigen Europas in den Schatten stellten.

Der Landbau hat seit Jahrhunderten in Indien keine Veränderung erlitten; die englischen Verbesserungen haben dem Eingeborenen keinen anderen Nutzen gebracht, als hier und da eine Ausbreitung des Kartoffelbaues. Die Ackerbauer haben ihre Aufgabe auch unter einheimischer Herrschaft sehr gut verstanden; viele Bewässerungsanlagen sind mustergiltig und von den durch die Engländer gemachten Anlagen haben diejenigen den besten Erfolg gehabt, welche denen der Eingeborenen nachgebildet sind.

Unglücksfälle von höherer Hand traten ebenso gut ein, wie dies jetzt noch der Fall ist; vielleicht darf man annehmen, daß Hungersnoth damals leichter getragen wurde als in unseren Tagen; dagegen kann man behaupten, daß die Könige früherer Tage eine Veranlassung des häufigeren Erscheinens einer solchen waren.

Ziemlich sicher ist es, daß das Land im Ganzen nie so bevölkert gewesen ist wie jetzt; ebenso sicher aber, daß einzelne Orte früher mehr Menschen ernährten als heute. Die große Vermehrung, von der man jetzt zu sprechen weiß, muß wohl hauptsächlich mit dem Anbaue früher unbebauter Ländereien in Verbindung gebracht werden. Einen eigenthümlichen Beitrag zur Frage der Vermehrung liefert das Beispiel von Oudhe. Diese Provinz wurde 1856 annektirt, weil dort eine unerträgliche, schlechte Regierung herrschte. Im folgenden Jahre brach der Aufstand aus und länger als zwölf Monate wüthete der Bürgerkrieg. Man hätte diesen ungünstigen Verhältnissen gegenüber später eine schnelle Zunahme der Bevölkerung erwarten sollen, aber das Gegentheil trat ein. Die erste Volkszählung nach dem Aufstande, die 1868 stattfand, ergab über 11 Millionen Seelen — etwa 180 Menschen auf den Quadratkilometer — eine Dichtigkeit der Bevölkerung, die in den anderen Theilen des Landes bei Weitem nicht erreicht wurde (Bengalen 146, die nordwestlichen Provinzen 145). Die zweite Volkszählung (1881) wies eine Vermehrung von etwa 200 000 Seelen, kaum 1,6 Proc. in 13 Jahren, nach, während in Britisch-Birma die Zunahme 35 Proc., in den Centralprovinzen 25 Proc. betrug. Hieraus können wir zweierlei lernen, nämlich daß eine Provinz, die erst kurz vorher von einer schlechten, einheimischen Regierung und den Greueln des Krieges erlöst war, doch noch eine sehr bedeutende Bevölkerung haben konnte, und zweitens, daß auch die Zunahme

derselben unter einer geordneten Regierung unbedeutend und wohl kaum größer als die Ausbreitung des Ackerbaues gewesen ist. In Wirklichkeit wird die Bevölkerung von Indien immer so dicht sein, wie die Verhältnisse es erlauben, d. h. wie der Landbau es zuläßt; wo unbebaute Ländereien vorhanden sind, vermehrt sich die Bevölkerung schnell. Aber gerade darum, weil in früherer Zeit schon andere Erwerbszweige neben dem Ackerbau bestanden, bestand auch die Gelegenheit zu starker Vermehrung der Bevölkerung.

Seit der Einführung der englischen Herrschaft ist die centrale Regierung stabil geworden, während die ackerbauende Bevölkerung ihr Gleichgewicht zu verlieren scheint. England hat einen komplicirten Staatsmechanismus in der Hoffnung eingeführt, Indien damit ein kostbares Geschenk zu machen; die ersten englischen Herrscher ließen Alles ziemlich beim Alten, sie paßten sich selbst gewissermaßen ihrer Umgebung an und in ihrer Zeit war der Zustand des Volkes eigentlich ebenso wie früher, nur daß durch die Aufhebung so mancher fürstlichen Hofhaltung auch manche Gelegenheit, Geld zu erwerben, verloren ging; doch später, in den letzten 30 Jahren, speciell seit der Regierung Lord Dalhousie's, hat man dem Volke die Segnungen der britischen Herrschaft aufgezwungen und nur der Aufstand hat hierin einige Unterbrechung gebracht.

Wenn auch die Folgen hiervon überall sichtbar sind, so treten sie doch ganz besonders bei den Ackerbauern sehr klar und deutlich hervor. Der Anschlag der Steuern geschieht nach einer genauen Durchschnittsberechnung und kann, wenn man die Steigerung der Preise berücksichtigt, nicht einmal hoch genannt werden. Er wird für viele Jahre voraus festgesetzt und dies taugt nicht für den Eingeborenen, der es nicht versteht, den Ueberschuß der guten Jahre für die schlechten zu bewahren und immerwährend in den Händen der Wucherer sich befindet. Dies sind die einzigen Personen, welche von dem niedrigen Steuersatze, der aber streng eingetrieben wird, Vortheil ziehen, eine Folge der Anwendung eines niedrigen Steuersatzes und eines „kurzen Rechtes". Allerdings hat die Regierung die Nachtheile, die hiermit verbunden sind, erkannt und es werden Maßregeln zur Abhilfe erwogen; man will erstens den Ackerbauer durch ein Gesetz hinsichtlich „Schulden und Pfändung" zu schützen suchen, zweitens die Steuereinnehmer ermächtigen, Aufschub und selbst Nachlaß von Steuern zu bewilligen, und drittens endlich ländliche Kreditbanken unter dem Schutze der Regierung errichten; gewiß würden diese Maßregeln Segen bringen, ob sie aber das einmal gestörte Gleichgewicht des Landes wieder herzustellen im Stande wären, ist eine andere Frage. Fragt man, ob der Reichthum Indiens zugenommen hat, so kommt man zu folgenden Schlußfolgerungen. Gewiß ist (wie schon erwähnt) die Zahl der Bevölkerung größer als je vorher, was sich einmal durch Ausbreitung des Ackerbaues, dann durch den Schutz, den die englische Herrschaft gewährt, leicht erklärt; hieraus folgt aber noch nicht, daß der allgemeine Wohlstand zugenommen hat, denn weder führen die niedrigen Klassen ein besseres Leben als früher, noch ist ein ansehnlicher Theil des Volkes vom Betriebe des Ackerbaues abgezogen worden. Berufene Autoritäten gehen selbst so weit, anzunehmen, daß der Zustand der niedrigsten Klassen unter englischer Herrschaft schlechter geworden sei; Dr. W. W. Hunter behauptet, daß 40 Millionen Menschen „mit ungenügender Nahrung die Reise durchs Leben machen". Vielleicht kann dem abgeholfen werden, wenn andere Erwerbszweige eröffnet und der Druck auf den Ackerbau vermindert wird. Allerdings besteht in verschiedenen Theilen von Indien ein Ueberschuß, doch die Frage ist, wer die Vortheile desselben direkt genießt. Der Staat eignet sich einen Theil derselben unter verschiedenen Formen zu — sei es als Abgabe von der Ernte, sei es als Steuer auf die Ausfuhr von Reis; ferner wird ein Theil des Nutzens durch die Eigenthümer geerntet und endlich kann ein Theil dem Ackerbauer selbst zu Gute kommen. Letzteres mag in Birmah und einem Theile Bengalens der Fall sein; der Ackerbauer lebt hier in verhältnißmäßig gerade so günstigen Verhältnissen, wie die Bauern in irgend einem Theile von Europa; endlich kann ein Theil des Nutzens in die Hände der Wucherer kommen. Wie dies aber auch sein mag, es liegt auf der Hand, daß früher der ganze Ueberschuß im Lande blieb und für die Hofhaltungen verwendet wurde, dabei aber auch der eigenen Industrie zu Gute kam, während jetzt ein großer Theil aus dem Lande geht und der Ackerbauer seinen Ueberschuß gegen englische Waaren vertauscht.

In den letzten 40 Jahren hat Indien für 400 Millionen Pfund englische Baumwollenwaaren und 300 Millionen Silbergeld absorbirt. Mit Bezug auf das zuletzt Gesagte darf man jedoch nicht übersehen, daß die Ueberschüsse früher viel geringer als jetzt waren, weil sie großentheils erst durch die von der britischen Herrschaft verschaffte Sicherheit und durch die große Thätigkeit des heutigen Handels entstanden sind, wozu natürlich die verbesserten Transportmittel das ihrige beitragen; erfahrungsmäßig ist eine reiche Ernte nur dann ein Segen, wenn Absatz für dieselbe besteht; wo er fehlt, wird sie eher zum Fluche. Was die nicht landbauenden Klassen betrifft, so müssen wir einräumen, daß ihr Zustand unter der englischen Herrschaft nicht verbessert worden ist. Der Zustand der Weber hat sich entschieden verschlechtert, mit ihnen sind die Färber zurückgegangen, auch andere Handwerker haben durch den Untergang der Höfe und die europäische Konkurrenz gelitten; dies muß theilweise nicht nur als Verlust für die nationale Industrie, sondern auch für die Kunst im Allgemeinen betrachtet werden. So Manches, was Werth hatte, ist vergessen worden und jedenfalls kann ein in Bezug auf seine Manufakturen auf England, dem es seine Rohprodukte liefert, angewiesenes Indien kein angenehmer Anblick für den Freund des Landes sein.

Kürzere Mittheilungen.

Das Anwachsen der Bevölkerung Jerusalems.

Der „Warte des Tempels" (1886, Nr. 28) wird aus Jerusalem vom 25. Juni geschrieben: „Jeder, der Jerusalem in den letzten paar Jahren gesehen, ist überrascht von der Vergrößerung und Verschönerung, welche diese Stadt in den letzten zwei Decennien erfahren hat, indem sich außerhalb der alten schmutzigen und unwegsamen Stadt eine Vorstadt erhob, die an Ausdehnung der alten Stadt nicht nachsteht und sich vor ihr durch hübsche Bauten, Reinlichkeit und frische Luft auszeichnet. Diesen Aufschwung verdankt aber die heilige Stadt nicht dem Umstande, daß sie für irgend

einen materiellen Umtrieb eine günstige Gelegenheit darböte, vielmehr ist das Urtheil eines Juden ganz richtig, welcher sagte: „Jerusalem ist gut zu beten, aber nicht für Geschäfte zu machen." Auch ist die Vorstadt hauptsächlich mit Juden bevölkert, die theils in besonderen einzelnen Wohnhäusern, theils in für sich abgeschlossenen Kolonien zu Hunderten beisammen wohnen. Allerdings sind auch in der Vorstadt Magazine, Lokanden, Gasthäuser, Hospitäler, Schulen und Konsulate erbaut worden, bilden aber doch gegenüber der jüdischen Bevölkerung den kleineren Theil. Unzweifelhaft ist die Zunahme der jüdischen Einwohnerschaft großentheils den bekannten europäischen Judenverfolgungen zuzuschreiben, doch giebt es auch viele reiche, alte Juden, die ihren Wohnsitz hierher verlegen, um ihre Tage im Lande ihrer Väter zu beschließen und in heiliger Erde begraben zu werden.

Um für die Seelenzahl der Bevölkerung einen Anhalt zu bekommen, war ich bemüht, Erkundigungen bei den verschiedenen Religionsgenossenschaften einzuziehen, die auch bereitwilligst gegeben wurden und wohl nicht viel von der Wahrheit abweichen werden. Nur bei den Juden wollte es mir scheinen, daß sie aus politischen Gründen geneigt wären, lieber zu nieder als zu hoch zu greifen. Nach diesen Angaben beziffert sich die Bevölkerungszahl folgendermaßen:

Juden, Aschkenasim und Sephardim zusammen		20 000
Muslimen		5 000
Christen und zwar	Griechen	4 000
	Katholiken	2 100
	Protestanten	850
	Armenier	450
	Kopten	85
	Unirte Katholiken	70
	Abessinier	56
	Syrianer	40
	Zusammen	33 851.

Hierzu mag bemerkt werden, daß früher die Zahl der Muslimen auf 8000 angegeben wurde, so daß also die mohammedanische Bevölkerung in einer merklichen Abnahme begriffen ist. Die christliche Bevölkerung besteht dem größten Theil nach aus Eingeborenen, doch kommt bei den Katholiken eine beträchtliche Anzahl von temporär ansässigen Mönchen und Nonnen in Betracht, die in den letzten Jahren sich entschieden vermehrt haben. Die Abessinier von pechschwarzer Farbe kommen und gehen und sind als Wächter, weil sie mit den Arabern nicht fraternisiren, sehr beliebt. Die Protestanten sind zum größten Theile Europäer, Engländer und Deutsche, die förmlich im Dienste der englischen Mission oder doch zu derselben in Beziehung stehen, oder auch wie die Tempelmitglieder selbständig einen Missionszweck verfolgen, sich aber grundsätzlich des Proselytenmachens enthalten.

Obige Bevölkerungsliste kann keinen Anspruch auf absolute Genauigkeit machen, da es im Osmanenreiche an statistischen Tabellen über die Bevölkerung fehlt; jedenfalls dringt nichts hiervon in die Oeffentlichkeit. Dennoch werden die angeführten Zahlen nicht weit von der Wirklichkeit abweichen, und im Ganzen wird die Seelenzahl der Bevölkerung eher größer sein, als sie sich nach unserer Liste berechnet. Wenn man sich auf die Stimmen mancher Leute, die sich hören lassen, verlassen könnte, so dürfte die Einwohnerzahl Jerusalems sich auf 40 000 oder gar 45 000 belaufen; da sich aber im Volksmunde die Zahlen gewöhnlich zu erhöhen pflegen, so wird man der Wahrheit am nächsten kommen, wenn man die Seelenzahl Jerusalems auf die Summe von 35 000 abrundet. Nach dem immer noch lebhaften Baugeschäfte zu schließen, ist Jerusalem gegenwärtig noch im Wachsen begriffen, was auch durch die hohen Preise der Bauplätze bestätigt wird, die bis heute noch eher im Steigen als im Fallen begriffen sind . . . . ."

Scratchley über Britisch-Neu-Guinea.

Der zum ersten Oberkommissär über das englische Neu-Guinea ernannte General-Major Sir Peter Henry Scratchley starb am 3. December 1885 am Sumpffieber. Die von ihm gesammelten Notizen über Neu-Guinea hat sein Privatsekretär Mr. G. Seymour Fort geordnet und veröffentlicht. Wir entnehmen daraus das Nachfolgende.

Mit Ausnahme einiger Theile der Nordostküste wird das ganze Küstenland des unter englischer Hoheit stehenden Neu-Guinea von Eingeborenen bewohnt. Im Westen und Nordwesten, d. i. vom Fly R. (8° 33' südl. Br. und 143° 15' östl. L. Gr.) bis Hall-Sound (8° 48' südl. Br. und 146° 30' östl. L. Gr.), sind sie sehr zahlreich. Der Boden ist hier an manchen Stellen außerordentlich fruchtbar. Der in großer Menge producirte Sago bildet einen wichtigen Handelsartikel und wird von den an der Südwestküste bis Kaile (9° 35' südl. Br. und 147° 26' östl. L. Gr.) hin wohnenden Eingeborenen gegen von ihnen verfertigte Töpferwaaren eingetauscht. Sir Peter Scratchley sah von Port Moresby (9° 27' südl. Br. und 147° 7' östl. v. Gr.) aus eine große Handelsexpedition abgehen, welche auf ihren aus einer Anzahl zusammengebundener Canoes bestehenden Fahrzeugen, Lakatois genannt, 20 000 Stück Töpferwaare verladen hatte, wofür sie gegen 150 Tonnen Sago zurück zu bringen gedachte.

Die Eingeborenen, welche am Hall Sound bis Kerepunu in 10° 5' südl. Br. und 147° 50' östl. L. Gr. nicht nur die Küste, sondern auch landeinwärts das Hochland und dessen Thäler bewohnen, sind nicht minder zahlreich und dabei friedliebend. Sie folgen bei ihren ländlichen Arbeiten gern und willig den Anweisungen und Belehrungen der Missionare. Es gilt dies namentlich von den Bewohnern der fruchtbaren Distrikte hinter Kapakapa (9° 50' südl. Br. und 147° 30' östl. L. Gr.), Hula (10° 6' südl. Br. und 147° 48' östl. L. Gr.) und Kerepunu. Dem Einflusse der Missionare W. G. Lawes und J. Chalmers ist es zu verdanken, daß man sich jetzt von irgend einem Punkte der Küste zwischen Port Moresby und Hula aus in größter Sicherheit unbewaffnet 50 engl. Meilen weit ins Innere wagen kann. Oestlich von Kerepunu ändert sich der Charakter der ebenfalls zahlreichen Eingeborenen. Sie sind körperlich schöner gebaut, aber es wohnt ihnen eine unwiderstehliche Blutgier inne. Zwischen der Orangerie-Bai (10° 30' südl. Br. und 149° 35' östl. L. Gr.) und dem Ostkape (10° 13' südl. Br. und 150° 55' östl. L. Gr.) liegt die Region des Kannibalismus der schlimmsten Art.

Ueber die zum Theil in großen Dörfern wohnenden Eingeborenen an der Nordostküste weiß man zur Zeit nicht viel. Sie sind scheu, aber doch nicht gerade feindlich gesinnt. Die Inseln im Louisiade-Archipel und in der D'Entrecasteaux-Gruppe sind mit verrätherischen Kannibalen dicht bevölkert, und man muß die größte Vorsicht gegen sie beobachten.

Die Verschiedenheit der Dialekte bildet ein großes Hinderniß im Verkehre mit den Eingeborenen, denn nicht allein in jedem Distrikte, sondern auch fast in jedem Dorfe wird ein anderer gesprochen. Nur der Motu-Dialekt ist in dem ganzen Distrikte von Port Moresby bis Kapakapa allgemein.

Die Eingeborenen sind keine Nomaden. Sie leben meistens von Vegetabilien und sind dadurch auf Ackerbau angewiesen, welcher gewöhnlich von den Frauen mit großer Tüchtigkeit betrieben wird. Ihre Hauptnahrung besteht in Yams, Bananen, Bataten, Taro, Kokosnüssen, Zuckerrohr, Brotfrüchten und Fischen. Was den Landbesitz anlangt, so ist die Annahme, daß, ähnlich wie auf Neu-Seeland, der Grund und Boden dem ganzen Stamme gehöre, unrichtig. Er beruht vielmehr auf Verwandtschaft. Das Land in seinen Theilen ist das Eigenthum von Gruppen von Individuen, welche zu einander in Blutsverwandtschaft stehen. Die Zahl derselben wechselt natürlich, je nach den Geburten und Todesfällen. Sie kann sich auf ein einziges Individuum vermindert oder auch beträchtlich vermehrt haben. Jede einzelne dieser Gruppen-

familien hat ein unbestrittenes Anrecht an dem ihrem Verwandtenkreise gehörigen Lande, welches nie, im Ganzen oder getheilt, ohne die Einwilligung sämmtlicher Mitglieder veräußert werden darf. Der Kaufpreis wird unter Alle vertheilt. Dieses individuelle Eigenthumsrecht ist ein sehr ausgedehntes und erstreckt sich sogar auf einzelne Bäume, deren Früchte u. s. w. Die Häuptlinge der Stämme haben bei diesen Geschäften keinen Einfluß, es sei denn, daß das betreffende Land ihrer Verwandtschaft angehört. Es ist eine seltene Ausnahme, daß ein Häuptling stark und mächtig genug ist, um über Land seines Gebietes frei zu verfügen.

Der Papua-Golf, bemerkt Sir Scratchley, „ist in hohem Grade unsicher und gefährlich. Da das Wasser in Folge der heftig rollenden See immer trübe ist, so sind die vielen Riffe darin nicht sichtbar, dazu kommt, daß auf mehrere Kilometer von der Küste oft kaum zwei Faden Tiefe angetroffen werden. An Flüssen fehlt es nicht; das ganze Gebiet des englischen Neu-Guinea, mit Ausnahme des Distriktes um Port Moresby, ist gut bewässert. Die bedeutendsten Flüsse — unter diesen der Fly mit seinen vielen Nebenflüssen an erster Stelle — liegen auf der Westseite des Papua-Golfes und entwässern die dortige große Ebene. Die Mündungen sind, ähnlich wie in Australien, häufig versandet. An den zahlreichen Flüssen im Südosten breitet sich fruchtbarer Boden aus; sie haben aber, da das Hochland, wo sie entspringen, sich in der Nähe der Küste befindet, nur einen kurzen Lauf und halten mit denen im Westen keinen Vergleich aus. In der Milne-Bai (10° 17′ südl. Br. und 150° 55′ östl. L. Gr.) entdeckte Sir Scratchley zwei bisher unbekannte Flüsse und erforschte sie. Der eine, von den Eingeborenen Davadava genannt, mündet an der Nordostküste der Bai, hat eine Tiefe von 8 bis 12 Fuß und kann mit kleinen Dampfern befahren werden. Die Ufer sind steil und abschüssig und mit Nutzhölzern und reicher Vegetation bestanden. Die Mündung wird durch eine Barre versperrt. Der zweite Fluß, welchen die Eingeborenen Hadara heißen, ist der bedeutendere. Er hat eine Tiefe von 12 bis 16 Fuß und scheint weit aus dem Inneren der Insel herzukommen. Seine Mündung bildet mehrere Deltas. Das Land zu Seiten seiner Ufer ist flach und sehr fruchtbar, die reiche Vegetation tropisch. Die dortigen zahlreichen Eingeborenen sind freundlich gesinnt.

Ueber das Klima, welchem Sir Scratchley zum Opfer fiel, spricht er sich dahin aus: „Es entkräftet (enervates) in hohem Grade, und Europäer sind nicht im Stande, in der Sommerzeit viel Arbeit zu verrichten. Das Sumpffieber mit häufig schlimmem Ausgange grassirt überall. Es ist möglich, daß, ähnlich wie im Norden von Queensland, sich der pestartige Charakter des Klimas in dem Maße ändern werde, wie das Land von Europäern unter Kultur gebracht wird." Dem gegenüber hält es der Missionar W. G. Lawes, wohl der gründlichste Kenner des südöstlichen Neu-Guinea, für sehr fraglich, ob das dortige böse Klima eine europäische Ansiedelung überhaupt zulassen werde. H. Gr.

K. von den Steinen's Schingú-Expedition.

In reicher Ausstattung ist jetzt das lange erwartete Werk des Dr. med. Karl von den Steinen über seine Schingú-Expedition des Jahres 1884 erschienen, das als eine der hervorragendsten Reisebeschreibungen unserer Zeit insofern bezeichnet werden darf, als es sowohl die Geographie, als auch die Ethnographie Südamerikas ganz bedeutend fördert. Sein voller Titel lautet: „Durch Central-Brasilien. Expedition zur Erforschung des Schingú im Jahre 1884. Von Karl von den Steinen, Dr. med. Mit über 100 Text- und Separatbildern von Wilhelm von den Steinen, 12 Separatbildern von Johannes Gehrts, einer Specialkarte des Schingústromes von Dr. Otto Klauß, einer ethnographischen Kartenskizze und einer Uebersichtskarte. Leipzig, F. A. Brockhaus. 1886."

Es sei daran erinnert, daß zwei Mitglieder der Expedition, der Arzt Dr. Karl von den Steinen, der Verfasser des vorliegenden Buches, und Dr. Klauß, Physiker von Fach, an der deutschen Südpolar-Expedition nach Süd-Georgien theilgenommen hatten und von dort im September 1883 in Montevideo eintrafen, wo der Vetter des ersteren, der Maler Wilhelm von den Steinen, sie bereits erwartete. Derselbe hatte die nöthigen Instrumente von Deutschland mitgebracht und sich im Gebrauche derselben auf der Hamburger Seewarte unter Prof. Neumayer's Leitung eingeübt. Auf dem Paraguay begaben sie sich nach Cuyabá, der Hauptstadt der Provinz Mato Grosso, deren Präsident, Baron v. Batovy, mit großer Bereitwilligkeit auf ihre Wünsche einging, wie denn auch Seitens der brasilianischen Regierung ihnen eine militärische Begleitmannschaft gestellt wurde.

So reisten sie Ende Mai 1884 von Cuyabá nach Norden mit etwas östlicher Abweichung ab, behielten dieselbe Richtung im Wesentlichen bei, gelangten zu einem linken Zuflusse des gesuchten Schingú, dem Tamitatoala, auf welchem sie sich am 25. Juli in acht selbstgefertigten Rindencanoes einschifften, und durchfuhren nun auf jenem Nebenflusse und dem Schingú so recht das unbekannteste Innere Brasiliens. Am 13. October erreichten sie die Indianerniederlassung Piranhaquara (4° 5,1′), den obersten Punkt am Strome, bis wohin im Jahre 1843 Prinz Adalbert von Preußen vorgedrungen war — ein merkwürdiger Zufall hat es gefügt, daß alle Pioniere dieses Stromes Deutsche gewesen sind: zuerst Pater Rochus Hundertpfund, der um 1750 den Schingú eine Strecke aufwärts gefahren ist, dann Prinz Adalbert 1843, schließlich 1884 die Herren von den Steinen und Clauß, die dann freilich gleich gründliche Arbeit gemacht haben. Erst am 15. October trafen sie auf den ersten Brasilianer, deren letzten sie bald hinter Cuyabá vor mehr als vier Monaten verlassen hatten, und hörten nun zum ersten Male kaum 2 Breitengrade von der Mündung des sich durch mehr als 12 Breitengrade hinziehenden Stromes den Namen Schingú, welchen die unterwegs angetroffenen Indianer nicht kennen. Gegen Ende October befanden sie sich in Pará wieder im Bereiche der Civilisation, in welchen sie glücklich ihre sämmtlichen Aufzeichnungen, Beobachtungen, Skizzen, die jetzt im Berliner Museum für Völkerkunde befindliche ethnologische Sammlung u. s. w. gerettet hatten.

Während dieser denkwürdigen, fast fünfmonatlichen Reise sind sie mit fünf verschiedenen Indianerstämmen, den Bakaïri, Kustenaú, Trumai, Suyá und Yuruna, zusammengetroffen, wobei es aber nur ein einziges Mal zu einem feindlichen Zusammenstoße (mit den Trumai) gekommen ist. Unendlich dünn gesäet ist in jenen Einöden die Bevölkerung; nach genauester Berechnung haben die Forscher im Ganzen gesehen: 217 Männer, 163 Frauen, 124 Kinder, zusammen 664 Individuen. Da aber wiederholt Frauen und Kinder nicht sichtbar waren, so geben obige Zahlen kein richtiges Bild von der Vertheilung der Geschlechter und dem Nachwuchse und es müssen einige Posten abgezogen werden; es ergeben sich dann 36 Proc. Männer, 35,5 Proc. Frauen, also in gleichem Verhältnisse, und nur 28,4 Proc. Kinder (bis etwa zu 15 Jahren), während Europa im Mittel 33 Proc. Kinder hat. Zwischen 13¼° und 12½° südl. Br. traf man nur vier Dörfer der Bakaïri, dann unter 12° 20′ einige Kustenaú, nördlich von 12° ein Dorf der Trumai, zwischen 11¼° und 11° die Suyá und Manitsauá und dann erst wieder — der Fluß durchbricht hier eine gebirgige Zone — unter 8¼° das erste Dorf der Yuruna, bei 7° das zweite, südlich von 5½° das dritte, und je ½° weiter das vierte und fünfte. Die Yuruna sind die ersten portugiesisch sprechenden Indianer, welche beim Hinabfahren getroffen wurden; es scheint, als ob sie seit einigen Generationen auf einer Wanderung flußaufwärts begriffen sind, um der Civilisation zu entfliehen und ihre Freiheit sich zu bewahren. Im 17. und 18. Jahrhundert bildeten sie das Hauptobject der Bekehrung zum Christenthume

in den unteren Missionen, während Prinz Adalbert sie auf dem 3. und am Beginne des 4. Breitengrades concentrirt fand.

Den wissenschaftlich werthvollsten Theil des Buches bilden die sechs letzten linguistischen Kapitel. Das Hauptresultat der betreffenden Studien von den Steinen's, das bedeutsamste Ergebniß seiner Reise ist der Nachweis, daß die Bakaïri, dieses im Herzen Südamerikas ansässige Völkchen, Kariben sind, die man bisher nur nördlich vom Amazonenstrome gekannt hat. Außer ihnen aber weist Steinen noch von zwei anderen Stämmen südlich des Amazonas die Zugehörigkeit zu den Kariben nach, von den Pimenteira, die weit nordöstlich von den Bakaïri, zwischen den Flüssen S. Francisco und Parnahyba, und von den Palmellas, die ebenso weit westlich, im Quellgebiete des Madeira, sitzen. Zwischen diesen Stämmen, südlich, nördlich, westlich und besonders nordwestlich, von Bolivien bis Venezuela hin und bis in die Provinz Mato Grosso hineinreichend, wohnen jetzt andere, welche Steinen nach einem, in deren Sprachen oft vorkommenden Präfixe als die Nu-Stämme zusammenfaßt und für deren ursprüngliche Heimath er die centrale Hochebene Südamerikas hält. Von dort breiteten sich dieselben weit nach Norden aus, und die mit ihnen in naher Berührung stehenden, wenn nicht verwandten Aruak waren einst das herrschende Volk im heutigen Venezuela und auf den kleinen Antillen. Das ist die erste geschichtliche Epoche, die sich aus sprachlichen Gründen und solchen der geographischen Verbreitung der Stämme, sowie aus einzelnen Ueberlieferungen noch erschließen läßt.

Später erstarkten die Kariben, deren Urheimath südlich vom Amazonas, etwa im Quellgebiete des Madeira und des Tapajoz zu suchen ist (wo die Bakaïri ihr Residuum bilden), drangen nach Norden vor in das nördlich vom Amazonenstrome gelegene Gebiet der Nu und Aruak, welche, wie ein Blick auf die beigegebene ethnologische Karte zeigt, nach Osten und Westen vor ihnen zurückwichen, und eroberten die Antillen, während zum Theil gleichzeitig mit ihnen auch die Tupi nach Norden vorrückten. Dann erst erschienen die Europäer auf dem Schauplatze.

Es ist in der That überraschend, wie die Sprache jenes kleinen, noch keine 250 Seelen umfassenden Stammes der Bakaïri, welcher noch keine Metalle, keine Hunde, keine berauschenden Getränke, keine Bananen kennt und noch in der echten Steinzeit lebt, dem scharfsinnigen Forscher die Mittel an die Hand gegeben hat, die früheren Wanderungen der südamerikanischen Indianer aufzuhellen und einiges Licht in das herrschende Wirrwarr zu bringen. Nur die Sprachvergleichung lieferte ihm zuverlässige Anhaltspunkte, um verwandte und nicht verwandte Völkerkreise abzugrenzen; weder anthropologische, noch ethnologische Daten sind bisher in genügender Menge gesammelt, um das auszuführen. Um so eindringlicher mahnt von den Steinen daran (S. 328), jene Gebiete am oberen Schingú und seinen Nebenflüssen, deren Bewohner noch ihren Urzustand bewahrt haben, so rasch und so vollständig als möglich zu erforschen, ehe die vorschreitende Civilisation dort alles gleich macht.

K. von den Steinen's Buch ist mit prächtigem Humor geschrieben, die Schilderung des Lebens in Cuyabá (Kap. 5 und 6) ist oft von überwältigender Komik und größter Lebenswahrheit, ein wahres Kabinetstück. Diese Seite tritt dann freilich in der tagebuchartigen Schilderung der Stromfahrt mehr zurück, um in den letzten Kapiteln ganz dem wissenschaftlichen Ernste zu weichen. Das ganze Werk mit seiner schönen Ausstattung ist ein hochwichtiger und werthvoller Zuwachs unserer Reiseliteratur.

Aus allen Erdtheilen.

Europa.

— Der „Vossischen Zeitung" vom 24. Juli 1886 wird aus der sächsischen Oberlausitz geschrieben, daß nach den Ergebnissen der letzten Volkszählung die Wendische Bevölkerung in Sachsen nicht, wie behauptet wird, zu-, sondern abgenommen habe. Nach einer Mittheilung der „Bautzener Nachrichten" ist eine ganze Reihe früher rein wendischer Dörfer an der Sprachgrenze, namentlich bei Löbau, Bischofswerda und Kamenz, deutsch geworden, z. B. Cunnewitz, Lautitz, Grube, Unwürde, Schmölln, Demitz, Thumitz, Jesau, Bernbruch und Andere. In 15 Dörfern, die früher ganz wendisch waren, bilden die Deutschen heute die Mehrheit. Rein wendische Dörfer giebt es nach der Volkszählung nur noch vier. In 110 wendischen Dörfern bilden die Deutschen 20 bis 50 Proc., in 63 Dörfern 11 bis 20 Proc., und in 81 wendischen Dörfern 1 bis 10 Proc. der Bevölkerung.

— Die von Halbherr und Fabricius 1884 in den Trümmern von Gortyn auf Kreta gefundene Inschrift erweist sich, obwohl die Deutung noch nicht ganz gelungen ist, als einer der werthvollsten Funde der Neuzeit. Im ältesten Dorisch und mit einem fast rein phönizischen Alphabet geschrieben, in welchem die jüngeren Buchstaben (φ, η, χ und ω) noch fehlen, enthält der bis jetzt bekannt gewordene Theil die gesetzlichen Bestimmungen über die Sklaverei, über die Bestrafung von Raub und Ehebruch, über Scheidung und das Recht geschiedener Frauen, über Erbrecht, Eherecht, Adoption und dgl. und giebt uns einen genauen Einblick in die Sitten und Gebräuche des uralten dorischen Gemeinwesens, von welchem Lykurg die Grundlagen seiner Gesetzgebung entlehnte. Die Inschrift befand sich an der Innenwand eines Gebäudes archaischester Konstruktion, unmittelbar in die ohne Cement zusammengefügten Blöcke eingehauen; sie stammt spätestens aus der zweiten Hälfte des 7. Jahrhunderts vor unserer Zeitrechnung, also aus der Zeit des Solon.

— Die Frage „Welche Handelsartikel bezogen die Araber des Mittelalters aus den nordisch-baltischen Ländern?" behandelt Georg Jacob soeben in einer Broschüre von 41 Seiten (Leipzig, Georg Böhme), indem er die einschlägigen orientalischen Geographen und Naturforscher dabei in größerer Vollständigkeit als seine Vorgänger heranzieht. Er erörtert nach einander folgende Exportwaaren des Nordens: Sklaven, Mammuthzähne, lebendes Vieh, Pelze vom Fuchs, Zobel, Hermelin, Wiesel, Eichhorn, Biber und Hasen, Leder, Hausenblase und Fischzähne, Honig und Wachs, Rinde (und Holz) von Birke und Weißpappel, Haselnüsse, Getreide, Bernstein, der aber nur in geringer Menge und zu Arzneizwecken ausgeführt wurde, Edelmetalle (Gold, Silber, Kupfer, Blei), Waffen, wie Schwerter, Panzer, Pfeile und Pelzmützen.

Asien.

— Die „Sibirische Zeitung" meldet: Die amerikanischen Reisenden Kenan und Frost, welche Ostsibirien besucht haben, sind nach Tomsk zurückgekehrt. Sie haben insbesondere einigen Seiten des Lebens in Sibirien ihre Aufmerksamkeit geschenkt, der Verbannung, dem Gefängnißwesen, der Presse u. a. Sie reisten auf der großen Heerstraße bis Nertschinsk

und besuchten auf dem Rückwege Minussinsk. Frost hat eine große Sammlung (an 400) sibirischer Ansichten bei sich. Die Resultate der Reise werden im „Century Magazine“ veröffentlicht werden und dann gesammelt in Buchform erscheinen. Die Redaktion der „Century Magazine“ hat bereits 40000 Dollars für die Abbildungen zu jenen Reiseschilderungen bestimmt. — Späteren Nachrichten zu Folge sind die Reisenden am 7. (19.) März in St. Petersburg eingetroffen, von hier geht Kenan nach der Wolga, Frost nach Amerika.

— Ueber die Flora der Commandeur-Inseln (siehe „Globus“ Bd. 48, S. 95) machte Professor Kjellmann zu Upsala einige Mittheilungen, von denen wir einiges dem „Bot. Centralbl.“ entnehmen. Die Physiognomie der Vegetation stimmt mit derjenigen der Grasfluren von Kamtschatka am meisten überein, wie sie Grisebach beschreibt. Vorherrschend sind die Stauden; Sträucher oder strauchartige Bäume finden sich hier und da eingestreut, sind aber sehr niedrig und oft unter den dicht gedrängten, nicht selten Manneshöhe erreichenden Kräutern nicht sichtbar. Am höchsten sind die Compositen und Doldengewächse. Die Holzgewächse sind durch Sorbus sambucifolia (hollunderblätterige Eberesche), Rhododendron chrysanthum und Salix arctica vertreten. Das Innere des Landes stellt dagegen ein mit Bryanthus Gmelini, Cassiope lycopodioides, Arctostaphylos alpin. etc. bewachsenes heideähnliches Hochplateau dar. In entwickelungsgeschichtlicher Hinsicht setzt sich die Flora der Commandeur-Inseln einmal aus solchen Arten zusammen, welche sich in dem jetzigen arktischen Gebiete nicht finden, oder wenigstens nicht zu den Charakterpflanzen desselben gerechnet werden können, vielmehr in ihrer Mehrzahl auf die Inseln und Küsten des nördlichen Stillen Meeres beschränkt sind. Kjellmann betrachtet sie als arktotertiäre Arten, von denen wahrscheinlich mehrere früher eine weit größere Verbreitung gehabt haben. Ein anderer kleinerer Theil der Flora wird sodann von Arten gebildet, welche entsprechend ihrer jetzigen Verbreitung als arktisch-alpine aufgefaßt werden dürfen. — Die Commandeur-Inseln bilden nebst den übrigen Aleuten ein Gebiet, das drei Florengebiete, nämlich das arktische, das mandschurisch-japanische und das Gebiet des pacifischen Nordamerika verbindet, das aber mit jenem weniger verwandt ist, als mit diesen beiden, deren nördlichste Partien es bildet.

— Von Ebers' und Guthe's Prachtwerke „Palästina in Bild und Wort“ (Stuttgart und Leipzig, Deutsche Verlagsanstalt; vergl. „Globus“, Bd. 49, S. 368) liegen zehn neue Hefte (Lieferung 6 bis 15) vor, welche die Schilderung Jerusalems zu Ende führen, und diejenige von Betlehem und dem nördlichen Judäa beginnen. Mit kundiger Hand führt uns Guthe durch die architektonischen Wunder des Haram esch-Scherif, des Juden, Christen wie Mohammedanern gleich heiligen Tempelplatzes und seine Geschichte, zu den Stadtmauern, dem Oelberge mit den Gräbern an seinem Fuße und dem Garten Gethsemane, schließlich zu den Brunnen und Quellen in der Stadt und ihrer Umgebung, die für das durstige Land (im Jahre fällt durchschnittlich nicht mehr als 0,48 m Regen) von so einschneidender Bedeutung sind. Es ist ja bekannt, daß bei den vielen Belagerungen, welche die heilige Stadt zu erdulden hatte, die feindlichen Heere außerhalb der Mauern stets an Wassermangel litten, während die Belagerten reichlich mit Getränk versehen waren. — Dann folgt die Beschreibung von Betlehem, der Salomonsteiche, der Höhle Adullam, des Frankenberges u. s. w., und über das wunderbare Höhlenkloster Mar Saba gelangen wir an das Nordende des Todten Meeres und den durch die Legende geheiligten Unterlauf des Jordans. Eine Fülle trefflicher Illustrationen veranschaulicht die eingehend geschilderten Bauwerke und Landschaften, wie nicht minder das heutige Menschenleben im Gelobten Lande; auch die Flora findet in denselben vielfach Beachtung.

— Es ist in diesen Blättern schon wiederholt (vergl. Bd. 47, S. 269 und 366; Bd. 48, S. 79 und Bd. 49, S. 223) von den überreichen Goldwäschen an der Scheltuga berichtet worden. Die letzten Nachrichten von da lauten nicht erfreulich. Von Blagoweschtschensk wird am 1. Januar 1886 telegraphirt: In den Goldwäschereien von Scheltuga herrscht große Unordnung und Todtschlag. Die Lage der Händler ist eine trostlose. Der chinesische General hat den Bewohnern daselbst erklärt, daß sie bis zum 4. Januar die Goldwäschereien räumen müßten. Die chinesischen Goldsucher sind vollständig bewaffnet und haben die russischen Arbeiter gebeten, ihrer Vertheidigung nicht entgegen zu wirken. Die Russen fürchten sich vor der Verantwortung und bemühen sich, sich nicht hinein zu mischen, allein die bedrängnißvolle Lage zwingt sie, sich zu vertheidigen. Morgen rückt aus Blagoweschtschensk eine Sotnije Kosaken nach Ignaschino für den Fall etwaiger Unordnungen daselbst. — Aus Nertschinsk wird am 5. Februar mitgetheilt: An der Scheltuga sind innerhalb zweier Jahre 500 Pud (1 Pud = 16 kg, folglich 500 Pud = 9000 kg) Gold gewonnen worden; das Gold wurde nach China geschafft. Im Herbst hinderte das Wasser an der Arbeit, im Winter war die Ausbeute reichlicher. Das Verbot, Getreide und Fleisch an die Scheltuga zu führen, wurde durch Schmuggel umgangen. Die Gefahr, durch die Arbeiter beraubt zu werden, hinderte die benachbarten Landbewohner, Handel zu treiben. Im December wurde das Verbot aufgehoben. Allein das Erscheinen einer chinesischen Militärabtheilung an der Scheltuga brachte den Händlern große Verluste; von ungefähr 4000 Goldsuchern flüchteten sich mehr als die Hälfte in die naheliegenden Dörfer; es blieben etwa 500 chinesische und 500 russische Flüchtlinge. Die Russen sind von den Chinesen aufgereizt worden und beabsichtigen gemeinschaftlich mit jenen mit ihren Berdan-Gewehren dem Militär Widerstand zu leisten. Die chinesische Militärabtheilung zählt nicht mehr als 500 Mann, doch werden noch 500 Mann mit Kanonen erwartet. — Aus Nertschinsk wird am 11. Januar telegraphirt: Mandschurische Soldaten haben das Winterlager an der Scheltuga in Brand gesteckt. Bei Ignaschino haben sie auf der Eisdecke des Amur sieben chinesische Goldsucher hingerichtet: die abgeschlagenen Köpfe sind auf Pfähle gesteckt; die Körper liegen am Wege. Auf den Straßen, welche zur Goldwäscherei führen, liegen gleichfalls die Leichen einiger erschlagenen Chinesen. Die Mandschuren plündern und tödten alle ihnen begegnenden Chinesen, sie fallen auch Russen an. Die Arbeiter gehen auseinander, den Amur abwärts, die Schilka und den Argun aufwärts. Mit der Rückkehr der Arbeiter in die Städte und Dörfer vermehren sich daselbst die Diebstähle. Die Amurpost wird von Militär eskortirt. Durch das Aufhören der Arbeiten an der Scheltuga haben die Händler daselbst große Nachtheile erlitten; viele Artelle sind zu Grunde gegangen. („Oestl. Rundschau“, 1886, Nr. 2 und 3.)

— Aus Gumbum (China, Provinz Kan-su) schreibt ein Mitglied der Potanin'schen Expedition der „Oestl. Rundschau“ (1886, Nr. 18): Seit dem Herbst leben in hiesiger Gegend zwei schottische Missionare, Mr. Parker und sein Gefährte, sowie ein junges Fräulein. Zuerst wohnten sie in Lan-tschen, doch siedelte Mr. Parker und das Fräulein später nach Bajan-shun über, während der andere Missionar in Sining weilte. Sie betreiben jetzt die Verbreitung der Evangelien in tibetischer, mongolischer und arabischer Sprache und beabsichtigen im nächsten Jahre in Sining ein christliches Gotteshaus, das erste daselbst, zu bauen. Das Fräulein hat schon vortrefflich tanguisch sprechen gelernt. Die belgische katholische Mission hat ihre Thätigkeit gleichfalls erweitert. Bei unserem ersten Besuche in Lan-tschen fanden wir nur einen einzigen Missionar, P. van Ret, welcher in der kleinen Stadt Sin-tschen, 79 Li westlich von Lan-tschen, lebte; jetzt im Herbst 1885 ist noch ein zweiter Missionar, P. de Maistre, hinzugekommen, welcher in Lan-tschen geblieben ist. Man beabsichtigt im Laufe des nächsten Jahres eine neue Missionsstation westlich von Sining am Kukunor zu gründen.

Inseln des Stillen Oceans.

— Ueber Henry O. Forbes' schnelle Rückkehr aus Britisch-Neu-Guinea, wohin er sich im September 1885 mit der Absicht, das Owen Stanley-Gebirge zu ersteigen, begeben hatte, berichten australische Zeitungen, daß sie wegen Geldmangels erfolgen mußte. Forbes war über Sogere hinaus bis Kaukari, 100 km landeinwärts, vorgedrungen und hatte das auf seiner Reise berührte Land sorgfältig erforscht und bis Lake Merola triangulirt. Alle hervorragenden Bergspitzen und Landmarken wurden bestimmt und kartographisch festgelegt. Von Kaukari aus lag der Gipfel des Owen Stanley-Berges noch 33 km entfernt, aber der Weg dahin führte über ein wildes, stark zerrissenes Terrain mit schwer passirbaren felsigen Terrassen. In dieser Richtung lag auch das Gebiet der feindlichen Ebé-Eingeborenen, welches nicht umgangen werden konnte. Eine Aussöhnung mit ihnen hatte Mr. Forbes nicht bewerkstelligen können. Ihre große Feindschaft gegen die Weißen verschuldete der frühere Reisende Morrison, welcher wegen eines geringen Diebstahls einen der ihrigen erschossen hatte. Die Kaukari-Eingeborenen wollten Mr. Forbes an einen Fluß führen, der vom Owen Stanley-Gebirge herkomme. Nach ihrer Aussage würde sich die Besteigung dieses Gebirges viel leichter auf der entgegengesetzten Seite — etwa von Glanville Island oder Holnicote-Bay in 8° 20′ südl. Br. und 148° 20′ östl. v. Gr. ab — ausführen lassen. Mr. Forbes bringt außer meteorologischen Beobachtungen reiche Sammlungen an Vögeln, Reptilien und Pflanzen aus einer Höhe von 2000 bis 3000 Fuß mit zurück, für deren Transport an die Küste er 120 Eingeborene nöthig hatte. Als leidenschaftlicher Botaniker wandte er seine besondere Aufmerksamkeit der Pflanzenwelt zu. Das Herbarium wurde doppelt angelegt. Das eine Exemplar geht an das britische Museum in London und das andere an die Geographische Gesellschaft in Melbourne. Schon seit Januar dieses Jahres war Mr. Forbes von den ihn begleitenden beiden Europäern und einem Theile der von ihm engagirten Malayen, weil sie von der Malaria befallen wurden, verlassen worden. Selbst die Eingeborenen hatten davon zu leiden und verlangten immer viel „Muramura", d. i. Medicin. Mr. Forbes richtete nun bei seiner Ankunft in Australien (Mitte Mai d. J.) an den Vorstand der dortigen Geographischen Gesellschaften das Gesuch, ihn zur Fortsetzung seiner Forschungen mit Geldmitteln zu unterstützen. Die Gesellschaft in Adelaide gab kurzweg eine abschlägige Antwort, und auch die in Sydney, welche sich von Mr. Forbes wegen ungenügender Berichterstattung vernachlässigt fühlte, zögerte. Nur die Geographische Gesellschaft in Melbourne wollte 100 Pfd. St. hergeben. Da erklärte sich der Oberkommissär des englischen Neu-Guinea, John Douglas, bereit, aus dem Protektoratsfonds die Summe von 500 Pfd. St. zu bewilligen, wenn Mr. Forbes die Besteigung des Owen Stanley aufgeben und dagegen die Aufsuchung einer passirbaren Route über die Halbinsel des englischen Gebietes von Sogere aus zwischen dem Owen Stanley-Gebirge und dem Mount Obree hindurch entweder nach Holnicote Bay oder nach Dyke Ackland Bay in 8° 58′ südl. Br. und 148° 20′ östl. v. Gr. unternehme. Mr. Forbes war damit einverstanden, und Versuche zur Aufbringung der noch fehlenden Summe — die Kosten einer solchen Reise waren auf 2000 Pfd. St. veranschlagt — wurden gemacht. Als aber alle Bemühungen nicht den erwünschten Erfolg hatten, mußte Mr. Forbes seinen Plan vorläufig aufgeben. Er trat in den Dienst der Regierung von Queensland, welche ihn als Government Resident auf Dinner Island anstellte. Er hofft, daß sich bis zum nächsten Jahre die Geldmittel zur Fortsetzung seiner Forschungen auf Neu-Guinea werden aufbringen lassen.

— Jede der australischen Kolonien scheint ihre eigene internationale Industrieausstellung haben zu wollen. Wie schon bekannt, wird am 20. Juni 1887, an welchem Tage die Königin von England vor 50 Jahren den Thron bestieg, eine solche zur Feier der 50jährigen Existenz der Kolonie in der Hauptstadt Adelaide eröffnet werden. Und jetzt proponirt schon wieder die Regierung von Neu-Seeland eine im Jahre 1890, wo die große Centralbahn von Auckland nach Wellington in Verkehr gesetzt werden wird, in der City of Auckland abzuhaltende internationale und interkoloniale Industrieausstellung.

Nordamerika.

— Wie der Süden der Vereinigten Staaten auf industriellem Gebiete fortschreitet, mag man aus dem Umstande entnehmen, daß allein im Jahre 1885 ein Kapital von über 60 Millionen Dollars in neue Unternehmungen gesteckt wurde. Das Eisenbahnnetz hat sich seit 1880 um mehr als 10400 engl. Meilen vergrößert und seit derselben Zeit sind fast 575 Millionen Dollars für Erbauung von neuen Straßen und Verbesserung von alten aufgewendet worden. Der besteuerte Werth des Eigenthums hat sich seit 1879 um nahezu eine Milliarde Dollars vermehrt. 1880 fabricirte der Süden 397 301 Tonnen Roheisen, 1885 aber 713 835 Tonnen, ein Zuwachs von 315 534 Tonnen. Drei Staaten, Virginia, Alabama und Tennessee, producirten 1880: 178006 Tonnen, 1885 aber 552 419, also 374 413 Tonnen mehr. 1880 wurden 6048 571 Tonnen Kohle im Süden producirt, 1885 jedoch nicht weniger als 11 966 000 Tonnen. („Times".)

— In der Academy of natural sciences zu Philadelphia las kürzlich Prof. Leidy eine Mittheilung von Dr. V. Gonzalez über die Skorpione von Durango (Mexiko) und die tödtlichen Wirkungen ihres Stiches. Man findet sie überall in der Stadt und es sind alle Anstrengungen gemacht worden, um sie auszurotten, aber vergeblich. Es wird eine Prämie von 1½ Cent für ein Männchen und von 3 Cents für ein Weibchen gezahlt, und in einigen Jahren wurden mehr als 100000 gefangen und getödtet. Der Stich wird, besonders Kindern, fast immer verhängnißvoll; ist das Opfer unter zwei bis drei Jahren, so stirbt es in wenigen Stunden, zuweilen sogar in einigen Minuten, unter heftigen Convulsionen. Bis jetzt hat man noch kein Gegenmittel für das Gift entdeckt. — Es wird angenommen, daß der mexikanische Skorpion von der in Florida und Kalifornien angetroffenen Form abweicht, da der Stich der letzteren gewöhnlich keine schlimmeren Folgen hat, als der einer Wespe.

— Während seiner öfters im „Globus" erwähnten Mission nach Mexico und Centralamerika hat Désiré Charnay auf dem Popocatepetl in einer Höhe von 13000 Fuß eine alte indianische Begräbnißstätte aufgedeckt und derselben 370 Gegenstände entnommen. Die daselbst Begrabenen waren sämmtlich Kinder und es fand sich kein einziger Knochen, der einem Erwachsenen angehört hätte. Es liegt deshalb die Vermuthung nahe, daß man es hier mit einer jener hochgelegenen Stätten zu thun hat, auf welchen dem Gotte Tlaloc Kinderopfer dargebracht wurden — und gerade Darstellungen dieses Gottes waren unter den Grabfunden zahlreich vertreten.

Inhalt: Dr. G. Le Bon's Reise nach Nepal. IV. (Mit fünf Abbildungen.) — Alaska. I. — Das indische Kaiserreich. I. — Kürzere Mittheilungen: Das Anwachsen der Bevölkerung Jerusalems. — Scratchley über Britisch-Neu-Guinea. — K. von den Steinen's Schingú-Expedition. — Aus allen Erdtheilen: Europa. — Asien. — Inseln des Stillen Oceans. — Nordamerika. (Schluß der Redaktion: 7. August 1886.)

Redakteur: Dr. R. Kiepert in Berlin, S. W. Lindenstraße 11, III Tr.
Druck und Verlag von Friedrich Vieweg und Sohn in Braunschweig.



Band L. № 11.

Mit besonderer Berücksichtigung der Anthropologie und Ethnologie.
Begründet von Karl Andree.
In Verbindung mit Fachmännern herausgegeben von
Dr. Richard Kiepert.

Braunschweig Jährlich 2 Bände à 24 Nummern. Durch alle Buchhandlungen und Postanstalten zum Preise von 12 Mark pro Band zu beziehen. 1886.

Dr. G. Le Bon's Reise nach Nepal.

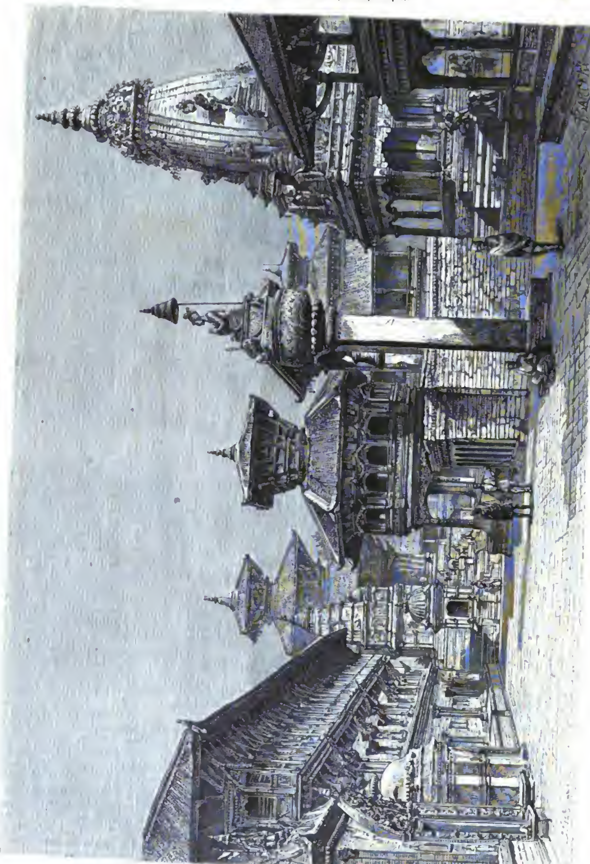
V. (Schluß.)

Die letzte Stadt, welche Le Bon besuchte, ehe er Nepal auf demselben schwierigen Wege, auf welchem er gekommen war, verließ, war Bhatgaon, welches 15 km von Katmandu entfernt auf einer Höhe gelegen ist. Seine Gründung reicht in das neunte Jahrhundert unserer Zeitrechnung zurück; später war es die Hauptstadt eines der drei Königreiche in Nepal. Seine Tempel und Paläste zählen neben denjenigen Patans zu den bemerkenswerthesten des Landes. Nur ein Drittel der Bevölkerung der Stadt ist buddhistisch; der größte Theil gehört zu den Hindu, und deshalb sind die hervorragendsten Heiligthümer brahmanischen Gottheiten geweiht. Vor der Eroberung Nepals durch die Gorkhas war der König von Bhatgaon mächtiger, als diejenigen von Katmandu und Patan. Da die Stadt sich sofort, als sie von den Gorkhas eingeschlossen worden war, ergeben hatte, so wurden ihre Denkmäler und Bauwerke geschont und sind deshalb viel besser erhalten, als diejenigen der anderen beiden Städte. Noch heute befindet sich Bhatgaon in blühendem Zustande. Jedoch giebt es dort keine alten Bauwerke, wie es auch bei dem angewendeten Materiale, Holz und Ziegelsteinen, nicht gut anders sein kann. Le Bon hält die ältesten für nicht älter als zwei bis drei Jahrhunderte.

Die wichtigsten Tempel liegen auf einem großen Platze zusammen, dessen ganze eine Seite von dem königlichen Palaste eingenommen wird. Unsere erste Abbildung zeigt diesen Platz nach einer von dem Reisenden angefertigten Photographie; das lange Gebäude mit drei Stockwerken auf der linken Seite ist der königliche Palast, während sich im Mittelpunkte ein einstöckiger Tempel befindet, dessen hölzernes, mit Elfenbein überzogenes Schnitzwerk von sehr schöner Arbeit ist. Zwischen beiden genannten Gebäuden erhebt sich weiter im Hintergrunde, theilweise von einem kleinen modernen Bauwerke verdeckt, ein steinerner Tempel, welchen die zweite Abbildung dieser Nummer in vergrößertem Maßstabe zeigt. Er ist von sehr zierlicher Gestalt und steht, wie die Tempel aus Holz und Ziegelsteinen, auf einer Anzahl über einander gestellter und nach oben sich verjüngender Plattformen. Eine Treppe, welche an den Seiten mit steinernen Ungethümen eingefaßt ist, führt zu ihm hinauf. Seine steinernen Säulen sind den hölzernen der anderen Tempel genau nachgebildet; aber damit hat auch die Aehnlichkeit ein Ende, denn sonst gleicht der Tempel in nichts den Ziegelsteintempeln mit über einander gesetzten Dächern. Er hat die Form einer Pyramide mit gekrümmten Kanten, wie sie die Pagoden des nördlichen Indien zeigen; aber auch hierin ist die Analogie nur eine rein auf das Aeußere beschränkte.

Nebenbei bemerkt, waren zur Zeit der Gesandtschaft des Megasthenes, also drei Jahrhunderte vor Beginn unserer Zeitrechnung, die indischen Paläste aus Holz und Ziegelsteinen erbaut. Steinerne Bauwerke bildeten damals die Ausnahme. In dieser Periode des Ueberganges befindet sich Nepal noch heutigen Tages. Die peinliche Sorgfalt, mit welcher die Steinsäulen den hölzernen nachgeahmt sind, bestätigt die allgemein angenommene Ansicht, daß die ersten steinernen Gebäude Indiens nur Nachahmungen älterer hölzerner Bauten gewesen sind.

Ferner ist ein großer, fünf Stockwerke hoher Tempel aus Ziegeln und Holz zu nennen, etwa zwei Jahrhunderte

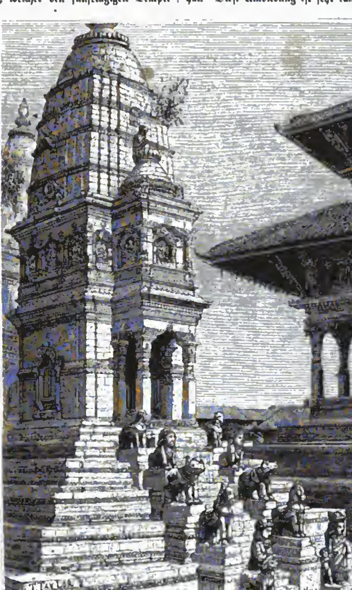


Ansicht des großen Platzes in Bhatgaon. (Nach einer Photographie des Dr. G. Le Bon.)

alt und, wenigstens seinen Größenverhältnissen nach, einer der ansehnlichsten in Bhatgaon.

Der königliche Palast ist ganz aus rothen Ziegeln erbaut, Thüren und Fenster mit prächtigen Holzschnitzereien eingefaßt. Zutritt zu ihm gewährt eine broncene Pforte, welche den Namen des goldenen Thores führt. Dieser Palast wurde gegen Ende des 17. Jahrhunderts von demselben Radschah erbaut, welcher den fünfetagigen Tempel errichten ließ, während der mit einer betenden Gestalt gekrönte Monolith vor dem Palaste von seinem Sohne aufgestellt wurde.

Neben seinem Hauptzwecke, die Architektur Nepals kennen zu lernen, verfolgte Dr. Le Bon noch den anderen, die Ursachen des Verschwindens des Buddhismus aus Indien zu studiren, und er glaubt, diese Frage gelöst zu haben. Allbekannt ist, daß der Buddhismus sich von Indien aus über einen großen Theil von Asien ausgebreitet, China, Birma und selbst russische Gebiete überzogen hat und zur Religion von 500 000 000 Menschen, d. h. des guten Drittels der Bevölkerung der Erde geworden, dabei aber im 7. oder 8. Jahrhundert unserer Zeitrechnung aus seinem Geburtslande fast gänzlich verschwunden ist. In Indien existirt er nur noch an den beiden äußersten Enden des gewaltigen Landes: in Nepal im Norden und in Ceylon im Süden. Da die indische Literatur über die Ursachen dieses Verschwindens gänzlich schweigt, so hat man dasselbe durch heftige Verfolgungen erklären wollen. Dem widerspricht aber Mancherlei, nämlich der tolerante Charakter der Hindus und die Erfahrung, daß Verfolgungen eine Religion niemals unterdrücken, sondern vielmehr zu ihrer Verbreitung mächtig beitragen. Wie wäre es schließlich möglich gewesen, daß in einem in so zahlreiche Fürstenthümer zersplitterten Lande wie Indien plötzlich sämmtliche Fürsten sich entschlossen hätten, der seit Jahrhunderten von ihren Vorfahren geübten Religion zu entsagen und ihren Unterthanen eine neue aufzuzwingen?



Steinerner Tempel in Bhatgaon. (Nach einer Photographie des Dr. G. Le Bon.)

Die Lösung dieser Frage, welche der Reisende schon ahnte, als er die alten Denkmäler Indiens studirte, wurde ihm in Nepal völlig klar: der Buddhismus ist ganz einfach darum verschwunden, weil er sich allmählich mit derjenigen Religion, aus welcher er entstanden war, wieder verschmolzen hat. Diese Umbildung ist sehr langsam vor sich gegangen; aber in einem so geschichtslosen Lande wie Indien, welches Perioden von fünf oder sechs Jahrhunderten, aus denen wir absolut nichts wissen, durchgemacht hat, giebt es kein Mittel, den Anfang und das Ende von Phasen, die uns als plötzliche erscheinen, aus einander zu halten und mit einander zu verknüpfen. Wenn man die Basreliefs und Bildsäulen der indischen Denkmäler genau untersucht, so erzählen sie uns die Geschichte von der Umbildung des Buddhismus; sie zeigen, wie der Gründer dieser Religion, der alle Götter verachtete, selbst sich zum Gotte umwandelt und, nachdem er anfangs nirgends dargestellt worden war, zuletzt in allen Heiligthümern abgebildet wird, wie er sich nach und nach mit den alten brahmanischen Göttern vermischt, sie erst alle überragt und zuletzt mit ihnen derart verschmilzt, daß er zu einer Nebengottheit herabsinkt und schließlich ganz aus ihrer Zahl verschwindet. Darüber sagen uns die Bücher nichts, wohl aber die Denkmäler, denen zufolge der Buddhismus keineswegs ein atheistischer Kultus ist, sondern im Gegentheil der polytheistischeste, den es giebt.

In den ersten buddhistischen Denkmälern, die ein Alter von 18 bis 20 Jahrhunderten zählen, wie die Balustraden von Bharhut, Santschi, Buddha Gaja u. s. w. erscheint der Reformator Buddha unzweifelhaft nur in Gestalt eines Emblems. Da verehrt man nur seine Fußspur oder das Bild des Baumes, in dessen Schatten er den Gipfel der

Weisheit erreichte; bald aber wird er zum Gott und erscheint in allen Tempeln, zuerst ganz allein oder fast allein, wie in den ältesten Tempeln von Ajunta. Dann mischt er sich allmählich unter die brahmanischen Götter Indra, Kali, Sarasvati rc., wie man es in den buddhistischen Tempeln zu Ellora sehen kann. Dann versinkt er nach und nach in der Masse der Götter, die er einst beherrschte, und nach Verlauf einiger Jahrhunderte wird er nur noch als eine Fleischwerdung Wischnu's angesehen. Und damit war der Buddhismus in Indien todt.

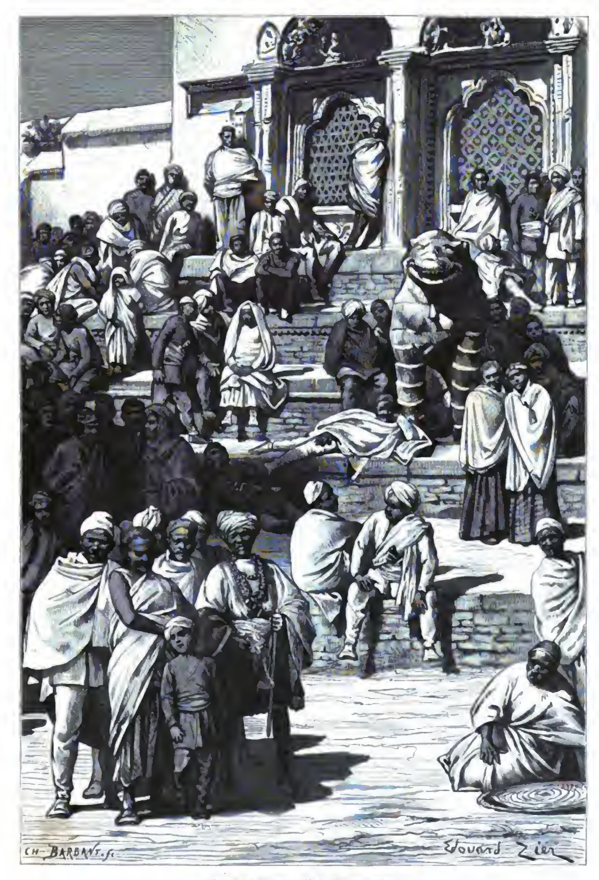


Das „Goldene Thor" im königlichen Palaste zu Bhatgaon.
(Nach einer Photographie des Dr. G. Le Bon.)

Dieser eben geschilderte Proceß nahm aber ein ganzes Jahrtausend in Anspruch; seine Geschichte ist in zahlreichen Bauwerken niedergelegt, deren Erbauung in das dritte vorchristliche bis siebente nachchristliche Jahrhundert fällt. Während dieser ganzen Zeit wurde Buddha ununterbrochen von seinen Gläubigen als ein allmächtiger Gott angebetet. Den Legenden zufolge erschien er in dieser Zeit seinen Schülern und erwies ihnen Gnadenbezeugungen; noch der chinesische Pilger Hiuën-tsang, welcher Indien im 7. Jahrhundert unserer Zeitrechnung besuchte, berichtet, daß ihm in einer heiligen Grotte Buddha erschienen sei.

Legende und Denkmäler reden demnach eine deutliche Sprache; aber um letztere hat man sich erst in jüngster Zeit gekümmert, während man gerade aus ihnen einen ganz anderen Begriff vom Buddhismus, als den landläufigen, hätte gewinnen können. Aber die Gelehrten — meint Dr. Le Bon —, welche uns diesen Glauben kennen gelehrt haben, kannten Indien nicht aus Selbstanschauung und schöpften ihre Kenntniß nur aus Büchern, Werken philosophischer Sekten, welche mindestens 500 oder 600 Jahre nach Buddha's Tode verfaßt und der in Wirklichkeit ausgeübten Religion ganz fremd waren. Die darin enthaltenen metaphysischen Spekulationen, welche Europa in solches Erstaunen versetzten, boten durchaus nichts Neues; denn seitdem die indische Literatur besser bekannt ist, hat man dieselben in Werken philosophischer Sekten aus der brahmanischen Periode wiedergefunden. Der Atheismus, die Verachtung der Existenz, die von religiösem Glauben unabhängige Moral, die Ansicht, daß die Welt nur ein leerer Schein sei, alles das findet sich schon in den Upanischads, philosophischen Büchern des verschiedensten Alters, deren Anzahl etwa ein Vierteltausend beträgt. Dieselben enthalten die gleichen Lehren, wie die philosophischen Schriften der Buddhisten, z. B. die Lehre vom Karma, die Grundlage des Buddhismus, wie aller religiösen Sekten Indiens, wonach die in diesem Leben begangenen Handlungen maßgebend sind für den Zustand des Menschen in künftigen Existenzen; eben diese Lehre liegt auch Manu's Gesetzbuche zu Grunde. Das Endergebniß dieser Wiedergeburten ist die Aufnahme in das Universalprincip aller Dinge, den Brahma, von welchem Manu spricht, oder das Nirvana der Buddhisten; erst damit ist die Seele befreit von jeder Wiedergeburt. Um dieses Ziel zu erreichen, ist nach buddhistischer wie brahmanistischer Lehre erforderlich, daß man jedes Verlangen unterdrücke, den Gütern dieser Welt entsage und das beschauliche Leben eines Einsiedlers führe.

Die philosophischen Theorien des Buddhismus sind also dieselben, wie diejenigen des Brahmanismus, der jenem voranging; es sind Theorien, welche sich neben der von den Priestern gelehrten und vom Volke geübten Religion entwickelten und sich von derselben wesentlich unterschieden. Wenn man diese



Nepalische Typen. (Nach Photographien.)

Lehren für den Buddhismus hält, so ist das ein ebenso arger Fehler, als wenn man die Theorien der Upanischads mit denen der Brahmanenlehre zusammenwirft. Aber es liegt doch auf der Hand, daß man mit nüchternen philosophischen Spekulationen keine Religion gründet, die 500 Millionen Anhänger zählt. Es giebt nichts Ungereimteres, als zu glauben, daß die Hindus sich jemals zu einer Religion ohne Götter bekannt hätten. In ihren Augen ist die Welt voll davon. Er betet ja zu dem Tiger, der seine Heerden verschlingt, zu der von den Europäern erbauten Eisenbahnbrücke, ja im Nothfalle zu dem Europäer selbst. Das älteste buddhistische Buch, Lalita Vistara, das etwa 1800 Jahre alt und demnach um fünf Jahrhunderte jünger als Buddha ist, enthält eine Anzahl Abhandlungen über die Einbildungen und die Nichtigkeit der Dinge dieser Welt; aber wem trägt Buddha diese Lehre vor? Zuerst den Göttern, den zahllosen Göttern, von welchen auf jeder Seite des Buches die Rede ist, die mit Brahma an der Spitze die Geburt des Reformators überwachen, der bestimmt ist, selbst ein Gott zu werden, die ihn überall begleiten und ihn zuletzt anbeten. Natürlich wimmelt es in dem Buche von Widersprüchen, die aber für den Hindu keine solchen sind. Unsere europäische Logik existirt für ihn nicht; es fehlt ihm nicht ganz an einer solchen, aber sie ist weiblichen Charakters und nimmt an Widersprüchen keinen Anstoß.

Man muß demnach, will man den Buddhismus begreifen, die philosophischen Spekulationen, welche ihn überlagert haben, bei Seite lassen, aber die Götter, deren keine indische Religion entbehren kann, nicht antasten. Buddha hat ebensowenig an das brahmanische Pantheon gerührt, wie an das Kastenwesen, diesen Eckstein der socialen Verfassung Indiens, den kein Reformator jemals zu erschüttern die Kraft besessen hat. Was Buddha der gealterten asiatischen Welt gebracht hat, das ist der unübertroffene Geist der Liebe. Niemals früher ist der Menschheit eine reinere Moral gelehrt worden, als durch ihn; keine Religion hatte tieferes Mitleid für das menschliche Elend, mehr Mitgefühl für jede Kreatur; sie suchte nach Mitteln, um die Menschen ihrem harten Schicksale zu entziehen, und die Menschen sind ihr gefolgt. Buddha, dieser Königssohn, der ein Bettler wurde, um das Elend der Massen zu theilen und ihnen die Liebe zu lehren, ist einer der größten Zauberer, die je über die Welt geherrscht haben. Ueberall, wohin seine Lehre drang, eroberte sie sich die Geister, und nur durch die Milde, die Liebe und Selbstverleugnung ihrer Missionare; sie hat die Sitten Asiens gemildert und blutdürstige Barbaren in friedliche Menschen verwandelt. Unter ihrem Einflusse sind die wilden Mongolen, die einst Schädelpyramiden errichteten, civilisirt und gebildet geworden. Man könnte den Buddhismus die erhabenste aller Religionen, welche die Welt gesehen, nennen, wenn er nicht zu gleicher Zeit am geeignetsten wäre, die Menschen zur Knechtschaft hinabzudrücken.

Aus dem Gesagten ergiebt sich leicht, daß der Buddhismus nur eine Entwickelung des Brahmanismus ist, dessen sämmtliche Götter er beibehielt, indem er nur seine Moral änderte. Wahrscheinlich hat er sich erst nach Verlauf mehrerer Jahrhunderte etwas schärfer von dem alten Kultus unterschieden, und man darf billig zweifeln, ob man ihn lange Zeit hindurch überhaupt als eine neue Religion angesehen hat. Nichts weist darauf hin, daß der im dritten vorchristlichen Jahrhundert lebende Asoka je der Ansicht gewesen ist, sich zu einer neuen Religion zu bekennen; in seinen zahlreichen religiösen Edikten, die sich erhalten haben, wird Buddha kaum ein- oder zweimal erwähnt. Er empfiehlt darin die größte Toleranz für alle religiösen Sekten; die Buddhisten mußten ihm damals nur als eine Sekte erscheinen, die sich durch die von ihrem Stifter gepredigte Liebe besonders empfahl.



Nepalischer Götze aus Bronce.
(Nach dem Originale in Dr. G. Le Bon's Sammlung.)

Der Buddhismus in Indien ist also, wie gesagt, allmählich von dem älteren Brahmanismus, aus dem er hervorgegangen ist, wieder aufgesaugt worden, doch nicht ohne denselben gründlich umzugestalten. Nach anderen Ländern, wo er Wurzel faßte, wie in Cambodja, Birma u. s. w., begleitete ihn der brahmanische Olymp gleichfalls; aber da letzterer dort niemals das Uebergewicht hatte, so gab es auch keine Brahmanen, welche ein Interesse daran hatten, ihm dasselbe zu bewahren, und so behielt dort Buddha stets den Platz, welchen er in Indien verloren hat. Das ergiebt sich klar aus den berühmten Denkmälern von Angkor Vat in Cambodja, über deren Zugehörigkeit zum Buddhismus oder Brahmanismus man sich lange gestritten hat; Aehnliches ist in Birma der Fall, dessen buddhistische Bewohner zu den vedischen Göttern, namentlich zu Indra und Brahma, beten, und dessen König Brahmanen an seinem Hofe unterhielt. Ebenso verehren die mongolischen Chane im Altai die vedischen Götter.

Nepal dagegen bietet uns ein Bild davon, wie die Zustände in Indien waren, als sich beide Kulte mit einander zu mischen begannen, aber die Verschmelzung noch nicht vollzogen war. In den dortigen Tempeln sind buddhistische und brahmanische Götterbilder oft derartig durch einander gemischt, daß es unmöglich ist zu bestimmen, welcher Religion das betreffende Heiligthum angehört. Das haben schon die englischen Gelehrten, die Nepal studirten, wohl bemerkt, aber sie konnten es sich nicht erklären.

So wird auch der Umstand verständlich, daß sich in Indien oft buddhistische, brahmanische und Dschaina-Tempel

neben einander finden, welche zu gleicher Zeit erbaut worden sind, und ebenso die Erzählung des chinesischen Pilgers Hiuen-tsang von einem indischen Fürsten, der den Anhängern beider Kulte mit größter Unparteilichkeit Feste veranstaltete und Geschenke vertheilte.

Nepal war eine der Wiegen des Buddhismus, dessen Stifter selbst das Land besucht haben soll, und in seiner Abgeschlossenheit hat es ihn bis heute sich bewahrt, wenn auch nicht unverändert und unbeeinflußt. Beide Kulte sind in Nepal heute, wie in Indien vor 1100 Jahren, nominell zwei verschiedene Religionen, welche sich aber gegenseitig mit großer Toleranz behandeln, die eine natürliche Folge ihrer Aehnlichkeit ist und so weit geht, daß die Anhänger beider Kulte eine Anzahl Tempel, Götter und Feste gemeinsam haben. Denselben gemischten Charakter tragen die Legenden, und die Pilger besuchen mit gleicher Andacht die Heiligthümer beider Religionen. Noch zwei oder drei Jahrhunderte, und der Buddhismus wird sich auch in Nepal wieder friedlich mit dem Brahmanismus verschmolzen haben, ohne daß er Verfolgungen durchzumachen gehabt hätte, wie es in Indien der Fall gewesen sein soll.

Alaska.

(Nach Iwan Petroff, Report on the Population, Industries and Resources of Alaska. Washington 1884.)

II.

Ko. Die zweite Abtheilung des Petroff'schen Berichtes beschäftigt sich mit den Hilfsquellen und Produkten von Alaska und wird besonders interessant durch Karten, welche die geographische Verbreitung der wichtigsten Pelzthiere zeigen. Vor der Hand sind noch die beiden Robbeninseln der einträglichste Theil von Alaska, ihre Erträge decken die Regierungsunkosten völlig. Zimmerholz ist zwar in großen Quantitäten vorhanden, aber die Balsamfichte (Abies sitchensis), der häufigste Baum, ist nicht sonderlich werthvoll, und die gelbe Ceder (Cupressus Nutkaënsis) nicht häufig genug; so lange Oregon und Washington Territory noch nicht erschöpft sind, kann der Holzreichthum von Alaska nicht sonderlich in Betracht gezogen werden. Auch der Fischreichthum wird erst in späterer Zeit eine entsprechende Bedeutung gewinnen.

Bis auf Weiteres ist der Pelzhandel die Hauptsache, und es ist sehr interessant, daß in den sibirischen Häfen Ochotsk, Bolscheretzk und Petropavlovsk seit dem ersten Beginn des Verkehrs mit Alaska genaue Register geführt worden sind, die eine Vergleichung des heutigen Handels mit dem früheren ermöglichen. Andere Nationen haben den Russen in Alaska selbst nur wenig Konkurrenz gemacht; ein Versuch Marseiller Händler mit einem Schiff unter Roquefeuille 1818 scheiterte, und die englischen und amerikanischen Schiffe konnten weiter im Süden Seeotterpelze genug kaufen. Eine bestimmte Ordnung kam in den Handelsverkehr seit 1799, wo die russische Kompagnie ihren Freibrief vom Kaiser Paul erhielt. Damals kam es noch vor, daß ein Schiff eine Ladung im Werthe von zwei Millionen Rubel brachte, für die höchstens 10 Proc. in Tauschwaaren bezahlt worden waren. Aber schon damals lieferten die beiden Robbeninseln den sichersten und größten Ertrag, wie heute noch; dafür wurden auch schon 1820 strenge Gesetze zum Schutze der Pelzrobbe erlassen, welche im Wesentlichen heute noch beobachtet werden.

Die Pelzrobben sammeln sich alljährlich in großen Massen auf den beiden Inseln St. Paul und St. George in den sogenannten Rookeries. Die alten Männchen bemächtigen sich der Weibchen und bewachen dieselben eifersüchtig, die schwächeren jüngeren Männchen lagern getrennt von ihnen weiter landein. Die Aleuten der beiden Inseln besitzen nun eine wunderbare Geschicklichkeit, diese sogenannten Bachelors ins Land hineinzutreiben. Man umringt bei trübem Wetter einen Trupp von 2000 bis 3000 Stück und treibt ihn langsam den Schlachtstellen zu, höchstens 5 bis 6 Miles weit im Tage; Nachts läßt man sie rasten, bewacht sie aber sorgsam; wenn sie entweichen wollen, genügt ein Pfiff, um sie wieder zusammenzutreiben. Auf dem Schlachtplatze läßt man sie wieder eine Nacht rasten, dann theilt man sie in Trupps von 20 bis 30 Stück und der Schlachter beginnt seine Arbeit. Aber er verfährt dabei mit sorgsamer Auswahl; nur vierjährige vollkommen gut entwickelte Exemplare mit völlig gutem Pelz erhalten den Todesstreich mit der Keule; schwächere oder verletzte werden mit einem leichten Stoß davon gejagt und können ungehindert wieder das Meer erreichen. Dicht hinter den Schlägern kommen die Skinner, welche mit wunderbarer Geschwindigkeit den Kadaver abhäuten und die Häute auf von Maulthieren gezogene Karren werfen, während ihre Frauen den Speck nach Belieben nach Hause schleppen. Die frischen Häute werden tüchtig gesalzen, dann je zwei in ein Bündel zusammengeschnürt und so verschifft.

Jahr für Jahr werden so 100 000 Robben geschlachtet, die alten Männchen und die Weibchen bleiben unbelästigt und so ist immer eine genügende Zahl vorhanden; eine Haut gilt ca. 15 Dollars. Vergeblich hat man versucht, andere Breeding places zu finden; auch wo die Pelzrobbe den Winter zubringt, hat man trotz aller Bemühungen noch nicht in Erfahrung bringen können.

Nach der Pelzrobbe kommt an Wichtigkeit die Seeotter, welche immer noch 4500 bis 6000 Bälge jährlich liefert, was bei dem hohen Preise derselben, durchschnittlich 80 Dollars, schwer ins Gewicht fällt. Die Seeotter hat die Inselkette der Aleuten auch früher so gut wie gar nicht nordwärts überschritten, aber ihr Verbreitungsbezirk erstreckte sich auf der amerikanischen Seite südlich bis Oregon, auf der asiatischen über Kamtschatka und die Kurilen nach Japan; von Kalifornien ist sie seit dem Beginn dieses Jahrhunderts schon verschwunden, aber auch bis nach Vancouver hinauf wird nur dann und wann einmal ein Exemplar erlegt. Auch die Tlinkit haben sie in ihrem Gebiete völlig ausgerottet; an den Kurilen und in Kamtschatka galt sie schon dreimal für ausgestorben, ist aber nach einiger Schonzeit immer wieder eingewandert. An den Aleuten beginnt

sie von Umnak an westwärts häufiger aufzutreten und ist am häufigsten in den Distrikten von Sannak und Belkowsky. Außerdem hat sie sich noch an den Inseln südlich von Cooks Inlet in einiger Zahl erhalten. Es sind übrigens jetzt Maßregeln zu ihrem Schutze getroffen und die Aleuten befolgen dieselben im wohlverstandenen eigenen Interesse.

Die Jagd erfolgt noch ganz in der alten Weise, wenn auch die Ceremonien, mit welchen sich der heidnische Jäger früher für die Seeotterjagd — die Tlinkit sehen nach Krause in ihr eine Verwandte — vorbereitete, mit der Verbreitung des Christenthums in Wegfall gekommen sind. Früher mußte der Jäger sich schon eine Zeit lang vor Beginn der Expedition von seiner Frau getrennt halten und mußte sich seine Kleider selbst nähen oder doch, wenn sie von Frauen genäht waren, selbst waschen. Doch immer ziehen sie in größeren Trupps aus, 4 bis 20 Fellboote, Baidarkas, jedes mit zwei Männern besetzt. Als Waffe dient der Speer, mitunter auch Bogen und Pfeil; nur einzelne Weiße bedienen sich dem Gesetz zuwider der Schießwaffen; ein paar Frauen gehen zur Besorgung der Küche mit. Ein Peredoschnik hat das unbedingte Kommando. An irgend einer einsamen Küste oder auf einer kleinen Felseninsel wird das Lager aufgeschlagen und abgewartet, bis der wetterkundige Medicinmann, der Eiklept, Tag und Wetter günstig findet. Das kann in diesem Klima Wochen und selbst Monate dauern, aber die Geduld der Aleuten ist nicht zu erschöpfen.

Endlich kommt der günstige Tag und die Baidarken rudern langsam, in einen großen Bogen angeordnet, über die geeignet erscheinenden Stellen, jedes Auge gespannt auf die glatte Meeresfläche gerichtet. Da hebt ein Jäger lautlos das Ruder und deutet damit in eine bestimmte Richtung: er hat den Kopf einer athemholenden Otter erspäht, und schnell schließen die Boote einen Kreis um die Stelle. Zehn Minuten gespannten Beobachtens, da erscheint der Kopf wieder; der Kreis schließt sich enger, noch einmal zehn Minuten, da fliegt ein Speer und das untertauchende Thier nimmt die Eisenspitze mit hinunter. Aber die daran befestigte Blase läßt es nicht tief kommen, nach ein paar Minuten muß es zur Oberfläche zurück und bald trifft es ein Speer tödtlich. Der Peredoschnik besichtigt das Thier; es gehört dem, der den tödtlichen Speer geworfen, was aus dem gezeichneten Eisen ersichtlich ist; aber der, welcher den ersten Speer warf, erhält ein paar Dollars als Antheil. Nicht jede Ausfahrt aber bringt Beute, gar manchmal vergehen Wochen, bis ein Stück gefunden wird, aber die Aleutenmänner lassen sich nicht ermüden, und verlassen einen günstig erscheinenden Platz nicht eher, als bis sie Beute gefunden. Manchmal ist die Beute so reich, daß es jedem Theilnehmer einige hundert Dollars trägt, oft aber auch viel weniger; ein Fell wird immer zurückgelegt für den Priester und eins für die Schule.

Die Fischotter, Lutra canadensis, ist weniger wichtig, aber neuerdings im Werthe gestiegen, da man aus ihrem Fell unechte Robbenpelze macht. Sie ist durch ganz Alaska verbreitet bis nach Norton Sund und findet sich auch im Oberlauf der Flüsse, welche dem Eismeer zuströmen, ebenso auch auf den Inseln. Viele Bälge gehen nach China; das Stück gilt in Alaska durchschnittlich drei Dollars.

Der braune Bär von Alaska, Ursus Richardsonii, ist von unserem braunen Bären gut verschieden und bedeutend größer und gefährlicher. Im Gegensatz zu diesem bevorzugt er die baumlosen, sumpfigen Strecken und die Flußufer. Ein ausgezeichneter Fischer, bahnt er sich jedem Flußufer entlang einen wohlbetretenen Pfad; auch durch die Sümpfe und über die Berge laufen ausgetretene Wechsel, denen er immer folgt, die einzigen Straßen in Alaska. Man findet ihn in Menge in der Kuskokwim Division, dann auch auf Alaska, Unimak und besonders Kadjak. Die größten Exemplare finden sich aber an Cooks Inlet, Bursche von 12 Fuß Länge sind keine Seltenheit und Petroff hat 1880 ein Exemplar aus der Umgebung von Kenai gemessen, das 14′ 2″ lang war. Da die Jagd gefährlich und der Pelz nur wenig werthvoll ist, wird der braune Bär nur dann und wann gejagt; wie bei den meisten nordischen Völkern neigt sich dann der Jäger erst vor dem Bären und bittet ihn um Entschuldigung. Die meisten Häute dienen als Lagerstätten und Thürvorhänge; auch verwendet man sie zu Schlittenbezügen und Schneeschuhen, da sie gegen die Nässe unempfindlich sind.

Der schwarze Bär, Ursus americanus, ersetzt seinen braunen Vetter überall im Waldgebiete und geht bis zur Baumgrenze, bewohnt aber nur wenige Inseln; am häufigsten ist er auch an Cooks Inlet und im Inneren der Kenai-Halbinsel. Sein Pelz steht hoch im Preise und wird immer mehr gesucht, aber die Jagd, wenn schon weniger gefährlich als die des braunen Bären — die Eingeborenen meinen, daß ein Knabe den schwarzen Bären erlegen kann — erfordert viel Zeit und Geduld, da er sich den Verfolgungen sehr geschickt zu entziehen weiß.

Das gemeinste und überall verbreitete Pelzthier Alaskas ist der Rothfuchs, Vulpes fulvus, den man bis nach Point Barrow hinauf überall findet. Der Balg der gemeinen Art steht allerdings sehr niedrig im Preise, so daß die Eingeborenen ihn nur jagen, wenn gar nichts Anderes zu haben ist, aber es kommen auch die beiden werthvolleren Varietäten vor, der Silberfuchs (V. fulvus var. argentatus) und der Kreuzfuchs (V. fulvus var. decussatus). Beide kommen meist zusammen vor, da der Kreuzfuchs wohl nur eine Bastardform des gemeinen Fuchses mit dem Silberfuchs ist; ihr Hauptbezirk sind die Grenzberge zwischen dem Gebiet von Sitka und Britisch Kolumbien, wo die Konkurrenz den Preis für einen schönen schwarzen Balg auf 40 bis 50 Dollars getrieben hat; am Yukon ist die Qualität geringer und man zahlt nur 10 bis 15 Dollars. Auch auf den Inseln ist der Silberfuchs verbreitet, auf manche haben ihn aber zweifellos die Aleuten eingeführt. Die Kreuzung mit dem gemeinen Fuchs verschlechtert den Pelz sehr; ein Kreuzfuchs gilt nur 2 bis 3 Dollars; in einigen Gebieten ersetzt er den Silberfuchs leider schon ganz. Während im Waldgebiet der Rothfuchs ausschließlich herrscht, gehört das Strandgebiet dem Eisfuchs (Vulpus lagopus) und zwar kommen seine beiden Varietäten, die weiße und die blaue, vor. Beide sind äußerst frech und zudringlich und darum leicht zu erlegen. Die besten Blaufüchse kommen von den Inseln, wo sie keiner Kreuzung ausgesetzt sind, besonders den Pribylof-Inseln, die jährlich 1000 bis 1500 Stück feinster Qualität liefern. Der Blaufuchs herrscht aber auch auf einem kleinen Gebiete des Festlandes am unteren Kuskokwim ausschließlich. Sein Balg gilt durchschnittlich vier Dollars, der der weißen Form drei Dollars.

Der Mink (Putorius Vison) ist ziemlich eben so weit verbreitet wie der Rothfuchs, geht aber nicht auf die Inseln; sein Hauptgebiet sind die Tundren an den Mündungen der großen Flüsse. Sein Balg ist fast werthlos und wurde von der russischen Kompagnie überhaupt nicht gekauft, dient aber den Eingeborenen zum Besatz ihrer Pelze. Jetzt kommen 10 000 bis 15 000 Stück zur Ausfuhr. Die Küstenindianer, in deren Gebiet kein anderes Pelzthier vorkommt, werden von den anderen spöttisch Minkmen genannt.

Der amerikanische Marder oder Sable (von dem russischen Sobol), Mustela americana, ist auf den Hochwald beschränkt, sein Pelz steht dem sibirischen weit nach und wurde von der russischen Kompagnie überhaupt nicht ausgeführt, sondern den Beamten zu 10 Cts. das Stück überlassen. Jetzt ist mehr Nachfrage nach Marderfellen, eine Zeit lang galten sie vier bis sechs Dollars, heute nur noch 1,50.

Andere Pelzthiere haben für den Handel in Alaska keine Bedeutung. Der Eisbär kommt und geht mit dem Treibeis; die Felle der erlegten Exemplare kommen meist in die Hände der Walfischfänger und Branntweinschmuggler. Der Luchs kommt in den Waldungen vor, aber sein Fell ist nicht dauerhaft; Wolf, Moschusratte, Kaninchen und Murmelthier (Arctomys) kommen nur für die Eingeborenen, die ihre Kleider damit verzieren, in Betracht.

Trotz der Abnahme in der Zahl der exportirten Felle beträgt in Folge der gestiegenen Preise der Werth der Ausfuhr aus Alaska immer noch 2 180 000 Dollars.

Alaska ist sehr reich an guten Fischen, Bean führt 75 eßbare Arten an. Unter den Seefischen steht der Kabljau voran, aber die Bänke werden bei Weitem noch nicht so ausgebeutet, wie sie es verdienen; die Eingeborenen fangen ihn nur für ihren eigenen Bedarf. Nur an den Shumagin-Inseln fischt eine kalifornische Gesellschaft; sie erzielte 1880 einen Ertrag von 1 728 000 Pfund. In zweiter Linie kommt der Heilbutt, und von Süßwasserfischen der Lachs, von dem 1880 bereits 3000 Faß gesalzen und 8000 Blechbüchsen eingemacht ausgeführt wurden. Alle anderen Fische dienen nur dem Lokalverbrauch. Die Fischerei ist noch einer ungeheuren Entwickelung fähig, wird sie aber erst erlangen, wenn einmal die pacifischen Küsten in größerer Ausdehnung besiedelt sein werden.

Das indische Kaiserreich.

II. (Schluß.)

Cotton faßt seine Ansicht über den Zustand des indischen Reiches in folgende Worte zusammen: Welche Antwort sollte also ein Augenzeuge mit voller Ueberzeugung auf die Frage geben, ob Indien bei der englischen Herrschaft gewonnen hat? Er würde zugeben, daß die Bevölkerung sich stark vermehrt und daß hierdurch die ganze Summe menschlichen Glückes oder Unglückes zugenommen hat. Er würde einräumen, daß das Volk sowohl in den eingeborenen Staaten als auf britischem Gebiete gegen die gröberen Formen einer schlechten Regierung geschützt wird und ebenso gegen die Stürme von Grausamkeit, die dann und wann über das Land wütheten; gewiß müßte er auch einräumen, daß die britische Herrschaft, wenigstens in den letzten Jahren, kräftige Anstrengungen gemacht hat, um den Zustand der Massen zu verbessern. Wahrscheinlich aber würde er zweifeln, ob die Wirkungen der guten Absicht entsprochen haben; über den Erfolg im Ganzen würde er sich kaum berechtigt glauben, ein Urtheil auszusprechen. Eine Regierung kann sehr leicht das Wohlergehen eines Landes hindern, doch im Ganzen kann sie nur wenig thun, um es zu befördern, denn Alles in Allem genommen hängt dasselbe doch schließlich vom Volke selbst ab. Der Staat kann den Frieden nach außen hin, das Recht im Inneren handhaben, er kann drückende Steuern vermeiden und künstliche Störungen des Handels entfernen, doch Alles dies ist mehr negativ als positiv; Alles dies beweist eher die Abwesenheit des Bösen als das Vorhandensein des Guten. Es gehört zur guten Ordnung, bildet jedoch keinen absoluten Beweis des Fortschrittes. Die Quellen der nationalen Entwickelung liegen tief in der menschlichen Natur; sie können sich leicht der Hand eines fremden Herrschers entziehen, der nicht im Besitze eines Zauberstabes ist. Die Einführung des verwickelten Mechanismus der abendländischen Bildung in eine einfache orientalische Gesellschaft ist ein Versuch, dessen Resultat das jetzt lebende Geschlecht nicht vorhersehen kann. Japan hat eine ähnliche Probe auf eigene Gefahr hin unternommen; in Britisch-Indien findet sie in größerem Maßstabe statt; die Verantwortlichkeit aber ruht auf der englischen Nation.

Sowohl in englischen als einheimischen Kreisen hält man es nicht länger für unangemessen, mögliche Veränderungen in dem bestehenden Verhältnisse der beiden Länder zu besprechen; einerseits merkt man doch auch in England, daß ein solch' ungeheures Reich manche Beschwerden für den Herrscher herbeiführt, was sich um so mehr fühlbar macht, als man anfängt, an der eigenen Befähigung, die Herrschaft zu führen, hier und da zu zweifeln; auf der anderen Seite darf man nicht vergessen, daß eine große Anzahl Indier mit der Zeit und ihren Anforderungen fortschreitet. Wenn man auch die Zahl und den Einfluß solcher Männer vielfach übertrieben hat, so ist es doch gewiß, es giebt Leute, die auf einer solchen Bildungsstufe stehen, daß man sie nicht länger als zu einer niedrigeren Rasse gehörig betrachten darf. Trotzdem aber darf man sich nicht der Täuschung hingeben, als ob Indien im Ganzen anglisirt wäre oder voraussichtlich jemals werden würde; auch der gebildete Indier ist nur auf der Oberfläche verändert und seit unzähligen Generationen hat sich die Rasse in Uebereinstimmung mit ihrer Umgebung entwickelt; wir müssen auch in Zukunft damit rechnen, daß dieses einheimische Element die größte Rolle spielen wird, denn nie wird ganz Indien anglisirt werden.

Seit dem 1. November 1858 sind die Indier unter die Herrschaft der englischen Krone gekommen; damals erklärte Lord Canning, daß die alten Rechte unangetastet bleiben sollten und daß alle Einwohner ohne Unterschied der Kaste und der Religion in den öffentlichen Dienst sollten eintreten können; theoretisch ist kein Grund vorhanden, weshalb ein Hindu oder ein Mohammedaner nicht Vice-König von Indien werden, warum nicht eine Abtheilung europäischer Soldaten durch schwarze Officiere kommandirt werden sollte. In der Praxis gestaltet sich die Sache allerdings etwas anders — das Personal der Regierung bleibt ein vorherrschend englisches und vielleicht kann man sagen, daß das englische Element in demselben Verhältnisse zugenommen hat, wie die Zustände eine mehr bureaukratische Form angenommen haben. Die alten „Anglo-Indier" sind verschwunden, mit ihnen die Leute, die es verstanden, im indischen Geiste zu lesen, die das Volk liebten und von ihm wieder geliebt wurden.

Die Beamten gehen nicht mehr ganz so jung nach Indien

wie früher, wo sie dorthin gingen, um ein zweites Vaterland zu finden, dem sich ihre vom europäischen Leben noch nicht angehauchten Illusionen ganz und voll zuwendeten. Jetzt genießen sie ihre Erziehung an der Universität, gehen in eine vorübergehende Verbannung nach Indien, wir wollen gerne annehmen, mit der besten Absicht, während ihres Aufenthaltes da tüchtig zu arbeiten, aber gewiß nicht ohne den Plan, so viel Geld wie nur möglich zu erübrigen und so bald wie möglich zurückzukehren. Eisenbahnen, Dampfschiffe, die verkürzte Verbindung durch den Suez-Kanal haben Indien England bis auf eine Entfernung genähert, die in drei Wochen zurückgelegt werden kann, und dieselben Mittel, welche so viel zur Entwickelung des Handels beigetragen haben, sind für eine gute Geschäftsführung nachtheilig geworden, indem sie Urlaube, Wartegelder &c. begünstigen; die Concentration der Verwaltung in den Hauptstädten, der jährliche „Exodus“ nach den Bergen wirken in derselben Richtung. Die Persönlichkeit des Einzelnen verschwindet unter dem Drucke der Maschine. Obwohl man nicht leugnen kann, daß die Beamten, die jetzt nach Indien geschickt werden, viel besser entwickelt sind als ihre Vorgänger, so ist es doch ebenfalls sicher, daß sie mehr englisch als indo-englisch sind. Länder sind mehr als einmal erobert worden und haben sich ihren Eroberern unterworfen, die Unterwerfung eines asiatischen Landes aber durch eine europäische Bureaukratie scheint von vornherein aussichtslos.

Den früheren Anglo-Indier vermochte der Eingeborene zu schätzen, insofern ersterer nämlich einige einheimische Gewohnheiten angenommen hatte. Dieser Zustand ist mit der Kompagnie verschwunden und das heutige Ideal, europäische Bildung in ihrer vollen Entwickelung in indischen Boden zu verpflanzen, entzieht sich der Beurtheilung des Volkes.

Ja, die träge Herrschaft der Anglo-Indier ist durch eine thätige centrale Regierung, welche materiellen Wohlstand anregt, Versuche auf dem Gebiete der Gesetzgebung macht, den Unterricht unterstützt und der Presse Freiheit giebt, ersetzt worden; das ganze Land ist erfüllt mit Verbesserungsvorschlägen und daran nehmen die Eingeborenen theil; mit der Sprache hat man ihnen die Lehren des industriellen Wohlstandes und der konstitutionellen Freiheit gelehrt, doch indem England so gehandelt hat, hat es langsam aber sicher die Grundlagen der eigenen Oberherrschaft untergraben. Ein anglo-indisches Reich hätte stationär bleiben können, ein fortschrittliches Indien unter der Herrschaft von Beamten, die nach dem Ausfalle eines vergleichenden Examens aus Engländern und Eingeborenen ausgewählt werden, ist in eine Periode eingetreten, deren Ende Niemand vorhersehen kann. Die Bewegung wird auf allen Gebieten gefühlt, auch auf dem des Gottesdienstes; allerdings ist der direkte Einfluß des Christenthumes im Vergleiche mit Hinduismus und Islam nur unbedeutend gewesen, doch was die Missionare nicht zu Stande gebracht haben, geschieht jetzt durch die Ausbreitung des Unterrichtes. Ein Eingeborener, der zum Lehrer ausgebildet wurde, ist, welche Religion er auch haben mag, intellektuell ein ganz anderer Mann; es würde zu weit führen, an alle auf diesem Gebiete vorgekommenen Erscheinungen zu erinnern, es mag genug sein, anzuführen, daß das geistige Leben in Indien nie todt gewesen ist, wie wenig fortschrittlich es in europäischen Augen auch gewesen sein mag; unter dem Einflusse des durch Europäer gegebenen Antriebes hat es einen neuen Anlauf genommen, der zu schönen Hoffnungen berechtigt.

Im politischen Leben ist die Bewegung sichtbarer und ebenso wichtig. Man ist verträglicher geworden und macht dem Volksgeiste Zugeständnisse; bis in den Rath des Vicekönigs und der Gouverneure sind Eingeborene zugelassen, einheimische Richter haben die höchsten Stellungen erlangt, Zeitungen unter der Redaktion Eingeborener, in englischer und in einheimischen Sprachen geschrieben, sind zu einer neuen Macht im Lande geworden; die meisten Kommunalbehörden bestehen aus einer Mehrheit gewählter einheimischer Mitglieder; manche in englischen Schulen erzogene Minister hatten und haben die Leitung von einheimischen Staaten. Alle diese Erscheinungen, im Einzelnen mehr oder weniger bedeutend, beweisen im Ganzen den ungeheuren Fortschritt, der seit 30 Jahren stattgefunden hat. Bis auf Lord Dalhousie war die Losung der wohlwollendsten Regierungsmänner: Alles für, nichts durch das Volk. Der englische Maßstab einer guten Regierung wurde für unfehlbar gehalten und erst dem großen Aufstande war es vorbehalten, den Beweis zu liefern, daß trotz Jahrhunderte langer Unterwerfung doch gewisse nationale Bestrebungen bestehen bleiben, die gefährlich werden, wenn sie keinen friedlichen Ausweg finden.

Bis jetzt ist erst ein kleiner Schritt zur Lösung des Problems der Zukunft, nämlich zur politischen Emancipation Indiens, gethan; das Endresultat kann kaum mehr als zweifelhaft betrachtet werden; kein englischer Staatsmann würde jetzt unbedingt die Eroberung von Indien empfehlen, ebensowenig wie er an die Eroberung Chinas denken würde, und außerdem würde die Demokratie in England zu solchem Schritte nie ihre Zustimmung geben. England hat Indien mit allen Lasten und Vortheilen geerbt und kann Indien nicht verlassen, ohne die Folgen eines solchen Schrittes zu berücksichtigen; selbst wenn man annehmen wollte, daß England den Eingeborenen durch die Eroberung von Indien Unrecht gethan hat, könnte man das Uebel durch ein plötzliches Verlassen des Landes nicht gutmachen; man müßte jedenfalls dafür sorgen, daß erst eine Regierung eingeführt würde, die Aussicht auf Dauer hätte, und das könnte nur eine Regierung nach einheimischem Zuschnitt sein.

Die größte Kunst des Staatsmannes besteht darin, gewaltsame Umwälzungen zu vermeiden; um letzteres zu können, muß man im Stande sein, den Lauf der Ereignisse schnell aufzufassen, und bereit sein, die zweckmäßigsten Gegenmittel an der richtigen Stelle anzuwenden. Bis jetzt hat man in Indien die erste Forderung nicht erfüllen können, die Beamten dort vertiefen sich im Allgemeinen zu sehr in die Einzelheiten und verlieren das Ganze aus dem Auge; um so mehr ist es eine Pflicht der im Vaterlande befindlichen Engländer, sich die Fragen zu stellen: Was thun wir in Indien? Müssen wir die bestehende Verbindung als dauernd ansehen und nur die aus derselben sich ergebenden Uebelstände zu vermeiden, oder aber müssen wir die Emancipation von Indien als Zweck unserer Politik betrachten und sie möglichst zu beschleunigen suchen? Hierbei muß jedoch sogleich bemerkt werden, daß die Emancipation an sich nicht nothwendig die Trennung von der englischen Krone zur Folge haben muß, wenn auch ein großes Maß von lokaler Unabhängigkeit nothwendiger Weise damit zu verbinden wäre; ebenso wie in anderen Kolonien könnte für Indien „Home Ruling“ die Unabhängigkeit von 20 verschiedenen Provinzen oder Staaten bedeuten, die ihr gemeinschaftliches Haupt in England finden würden.

In Bezug auf einheimische Staaten hat sich die Politik der Neuzeit in verschiedenen Fällen in einen auffallenden Gegensatz zu derjenigen früherer Jahre gestellt; so hat man Baroda seine Unabhängigkeit gelassen und hat Mysore nach 50jähriger britischer Herrschaft den einheimischen Fürsten zurückgegeben; in letztgenanntem Lande wurde ein ganzer Stab von englischen Beamten durch Eingeborene ersetzt und

hier befinden wir uns eigentlich einem im großen Maßstabe unternommenen Versuche gegenüber, dessen Erfolg für die Zukunft sehr lehrreich sein wird. Wenn Mysore unter einheimischer Leitung sich entwickelt, weshalb sollte das in der angrenzenden Präsidentschaft Madras nicht auch der Fall sein?

In den englischen Provinzen ist allerdings nur wenig in dieser Richtung geschehen; auch hier sind es zwei Mittel, die in erster Linie zur Anwendung kommen müssen: die Entwickelung der lokalen Selbständigkeit und die Ernennung von einheimischen an Stelle der englischen Beamten. Was den ersten Punkt betrifft, so hat Lord Ripon in dieser Richtung namentlich durch zwei Maßregeln zu wirken gesucht: die erste derselben, die „Minute", in der er den Gouverneuren der Provinzen eine neue Aera von municipaler Selbstregierung — eine Sache, für welche die Eingeborenen so geschickt sind — ankündigte, ist in dieser Hinsicht epochemachend. Die zweite Maßregel sucht den Unterricht zu decentralisiren und die Verantwortlichkeit für denselben vom Staate auf das Volk zu übertragen. Der Ersatz der englischen Beamten durch einheimische ist eine anerkannte Nothwendigkeit, gleichzeitig aber eine sehr schwierige Aufgabe. Der Kastengeist der jetzigen Beamten legt ihnen die Pflicht auf, das Bestehende zu schützen, da sie stolz auf das sind, was sie zu Stande gebracht haben und wovon sie leben. Aus diesen Kreisen hört man häufig die Behauptung, daß die Eingeborenen ungeschickt für höhere Stellen seien, und daß kein Europäer ihnen in untergeordneter Stellung dienen würde. Beide Behauptungen werden durch die Erfahrung widerlegt; man könnte eine Anzahl Namen von verstorbenen und noch lebenden Eingeborenen anführen, deren Klang genügen würde, um den Beweis zu liefern, daß sie in hohem Grade ein tüchtiges Verwaltungstalent besitzen, und wenn dasselbe auch vielleicht von dem der Engländer verschieden sein sollte, so darf man auch nicht vergessen, daß dieses Talent auch nicht bei allen europäischen Nationen gleichmäßig und in derselben Richtung entwickelt ist.

Noch andere Umstände treten hinzu, um den Widerstand der europäischen Beamten kräftiger zu machen; sie verstimmen, hieße den ganzen bestehenden Mechanismus stören, und das würde seine eigenthümlichen Gefahren haben; auf ihrer Hingebung beruht die gegenwärtige Ordnung beinahe ebenso sehr, wie auf der Stärke der Armee.

Schließlich aber besteht doch das Corps der Beamten für das Land und nicht umgekehrt, und was geschehen muß, wird geschehen, wenn auch die schwierige Aufgabe zu lösen ist, beide Interessen mit einander zu versöhnen, was nöthig sein wird, da es nicht genügend scheint, die Eingeborenen zu den untergeordneten Stellen zuzulassen. Wenn man auch die erworbenen Rechte achten und Ueberwachung durch Europäer noch auf Jahre hinaus für nöthig erachten will, wird man doch einräumen müssen, daß die Eingeborenen Anspruch haben, in höhere Stellen der administrativen und richterlichen Hierarchie vorzurücken, um so mehr, als die Forderungen der Sparsamkeit sich mit denen der Billigkeit vereinigen.

Dies schließt nicht aus, daß noch lange eine englische, von Engländern angeführte Armee nöthig sein wird, wenn auch die englischen Beamten lange verschwunden sind, denn auf England wird die moralische Verpflichtung ruhen, Indien gegen innere Unruhen und gegen fremde Eroberer zu schützen.

Obwohl Cotton es nicht für besonders schwierig hält, das eben gestellte Ziel zu erreichen, wenn das angedeutete Princip einmal angenommen ist, enthält er sich, die Einzelheiten eines derartigen Planes zu entwickeln; sein Traum für das 20. Jahrhundert ist eine Konföderation von Provinzen, die sich, jede in ihrer Weise, friedlich entwickeln und durch ein gemeinschaftliches Band, den englischen Namen, verbunden sind.

Das Sanitarium zu Boma und die klimatischen Verhältnisse des Unter-Congo-Gebietes.

Von **W. Mönkemeyer**, früherem Chef der Kulturen zu Boma.

Eine Tagereise zu Wasser von Banana entfernt liegt der Hauptthandelsplatz des Unter-Congo-Gebietes, nämlich Boma. Schon aus weiter Ferne erkennt man die Faktoreien und besonders hebt sich das Sanitarium vortheilhaft gegen die triste Umgebung ab. 10 Minuten von Boma entfernt, liegt es auf dem Plateau eines Hügels, welcher nach O, N und W steil abfällt, nach S, Boma zu, langsam ausläuft. Einen prachtvollen Rundblick hat man von diesem Hügel aus. Am Fuße desselben liegt Boma mit seinen weiß gestrichenen Wohn- und Waarenräumen, der Congo verbreitert sich dort seeartig und schließt ziemlich bedeutende Inseln ein, während sich auf den anderen Seiten hohe, steile Hügelketten hinziehen. Im W umfließt den Berg der Krokodilfluß, der das Sanitarium mit Wasser versorgt. Dasselbe wurde vor etwa $1\frac{1}{2}$ Jahren im Großen und Ganzen fertig gestellt und ist mit allen Einrichtungen versehen, welche an ein solches Institut für tropische Verhältnisse zu stellen sind. Es wurde in Europa gebaut, dort aufgeschlagen und von Herrn Dr. Allard, seiner Zeit Chef der sanitären Abtheilung am Congo, installirt. Das ganze Gebäude ruht auf 2 m hohen Eisenpfeilern, welche in Cementblöcken befestigt sind. Ungehindert kann die Luft unter dem Hause hindurch wehen und den Boden trocken halten, was besonders in der nassen Zeit von hoher Wichtigkeit ist.

Um den Raum unter dem Gebäude auszunutzen, sind dort Waarenräume eingerichtet, ferner ist die Apotheke dort untergebracht und eine Abtheilung geschaffen, in der sich erkrankte Schwarze aufhalten können.

Der Hauptausgang ist auf der Ostseite. Eine breite Treppe führt auf eine große Veranda, welche als Speisesaal dient; auch hält man sich hier während der heißen Tageszeit auf. Fast den ganzen Tag weht eine Brise von SW her, welche die oft fast unerträgliche Hitze bedeutend mildert. Acht Kammern öffnen sich nach der um das ganze Gebäude führenden Veranda; sie sind verschieden groß, alle sehr geräumig und mit zwei oder drei Betten versehen. Das Sanitarium könnte 12 bis 15 Kranke auf einmal aufnehmen, doch ist diese Zahl noch nie erreicht worden, aus welchem Grunde, werde ich unten weiter aus-

führen. Das Dach, welches wie das ganze Gebäude aus Brettern besteht, ist zum Schutze gegen den Regen mit Theerpappe bedeckt und weiß gestrichen. Es springt bedeutend über die Veranda vor, wodurch die Sonnenstrahlen abgehalten werden. Ueber das Hauptdach ragt am Scheitel des Gebäudes ein zweites Dach mit einem Abstande von etwa 1/2 m empor, so daß die heiße Luft im Inneren des Gebäudes stets abziehen kann. An Stelle von Glasfenstern sind gewöhnlich fein geflochtene Gazefenster angebracht, die durch Rouleaux verhängt werden können. Nach oben sind die Kammern bis zum Dache frei, so daß eine vorzügliche Ventilation vorhanden ist. An der Südwestseite sind vom Dache herab bis zum Fußboden starke Vorhänge gezogen, welche aufgerollt werden können und gegen Sturm und Regen schützen. Ein Anbau enthält ein Badezimmer. Die Kammern sind wohlversehen mit Betten, Stühlen, Waschgeräthschaften u. dergl., ferner sehr luftig und hell, so daß man von der drückenden Luft wenig zu leiden hat.

Als ich zum Sanitarium nach Boma kam, um dort Kulturen einzurichten, war die Umgebung desselben wüst und nur mit Gräsern, welche während der trockenen Zeit verbrannten, bewachsen. Mit Hilfe der Eingeborenen gelang es mir, die Umgebung freundlicher zu gestalten, einige Baumpflanzungen zu machen und besonders Maniokplantagen anzulegen, welche selbst während der trockenen Jahreszeit einen frischen, freundlichen Anblick gewähren. Ich halte es für sehr wichtig, gerade die Umgebung der Sanitarien durch Anpflanzungen zu verschönern, denn man erzielt dadurch einen angenehmen Schatten, und ferner wirken dieselben ungemein auf das Gemüth des Kranken ein, besonders während der trockenen Zeit, wo man durch die kahlen, verbrannten Grassteppen mißmuthig gestimmt wird. Ebenso wichtig als solche Anpflanzungen ist neben Gemüsekultur die Einrichtung einer Viehwirthschaft. Es gelang mir, durch Bezug aus Mossamedes 100 Hühner anzuschaffen, welche besser waren als die dort einheimischen; Schafe, Ziegen und Enten kaufte ich von den Eingeborenen, so daß auch nach dieser Richtung gesorgt war.

Aus dieser kurzen Skizze ist zu ersehen, daß das Sanitarium in jeder Beziehung gut ausgestattet war. Jedoch trotz guter Pflege, trotz aller aufs Beste erprobten Einrichtungen wurde dort kein ernstlich Erkrankter wieder gesund; nur solche, die an vorübergehender Schwäche litten, fanden durch die Ruhe, welche sie genießen konnten, und durch eine bessere Verpflegung ihren früheren Zustand wieder.

Boma gilt als einer der ungesundesten Plätze des Unter-Congo-Gebietes. Einige Meilen von Boma entfernt, der Küste zu, dehnen sich weite, sumpfige Niederungen aus, hieran schließen sich weit ausgedehnte Mangrovenwälder mit ihren schädlichen Ausdünstungen.

Die fast beständig wehende Meeresbrise muß ihren Weg über diese Wälder nehmen; sie führt daher eine Menge gesundheitsschädlicher Stoffe mit sich. Die Brise macht zwar den Aufenthalt im Gebäude selbst während der heißen Mittagszeit angenehm, ist aber nichtsdestoweniger verderblich. Ferner dehnen sich am Fuße des Hügels, auf welchem das Sanitarium liegt, große Sümpfe und Moräste aus und diese beherbergen eine Unzahl von Mosquitos, wie sie blutdürstiger kaum zu finden sind und während der Nächte trotz Mosquitonetze ꝛc. zur größten Qual werden. Diese so bedeutsamen Uebelstände lassen die Wahl des Ortes zum Sanitarium sonderbar erscheinen, aber die herrliche Aussicht vom Hügel aus über die triste und dabei doch imposante Gegend, der Umstand, daß man das Sanitarium schon aus weiter Ferne sehen und bewundern kann, und andere persönliche Umstände waren für Herrn Dr. Allard zu verlockend, um diesen Platz zu übergehen. Trotz seiner vorzüglichen und praktischen Einrichtungen wird das Sanitarium zu Boma niemals den Zweck erfüllen, für welchen es bestimmt ist. Am Congo selbst hat man den Namen Sanitarium boshafter Weise, aber mit einem gewissen Rechte in „Moritorium“ umgewandelt, und schwer Erkrankte bleiben lieber auf ihren Stationen als dorthin zu gehen.

Ganz das Gegentheil von dem, was ich soeben in gesundheitlicher Beziehung von diesem Institute gesagt habe, erklärte Dr. Allard nach seiner Ende vorigen Jahres erfolgten Rückkehr. Er stellt sich selbst als Beispiel hin, wie wohl man dort leben kann, und findet sein Sanitarium ausgezeichnet. Hierauf will ich erwidern, daß Dr. Allard, so lange ich mit ihm zusammen dort gewirkt habe (sieben Monate), fast beständig an Fiebern danieder lag, zuletzt seinem eigenen Sanitarium nicht traute und auf längere Zeit nach Mossamedes ging.

Mir ist aufgefallen, daß Personen, die durch das Klima noch nicht zu sehr mitgenommen waren, sich in Mossamedes bei einem vierwöchentlichen Aufenthalte wieder erholten, Personen jedoch, welche ernstlich erkrankt waren, sich zwar momentan besser fühlten, aber gleich nach Wiederankunft am Congo in das alte Stadium zurückfielen und oft noch elender wurden.

Die Sterblichkeit am Congo ist bedeutend. Fieber und Dysenterie sind dort ganz gewöhnliche Krankheiten, und besonders letzterer sind schon viele zum Opfer gefallen. Man hält es am Congo schon für eine Leistung, wenn Jemand dort zwei Jahre gelebt hat und noch einigermaßen gesund ist; nur 1 Proc. der Agenten von der Association war im Stande, die kontraktliche Zeit von drei Jahren innezuhalten.

Daß von den Aerzten der Association das Gesuch eingereicht wurde, die kontraktliche Zeit von drei Jahren auf zwei herabzusetzen, bestätigt das oben Gesagte. Ich habe nach genauen Daten zusammengestellt, daß von den 40 Personen, welche vom Juni 1884 bis Februar 1885 nach dem Congo für die Association Internationale du Congo herauskamen und sich durchschnittlich fünf bis sechs Monate dort aufhielten, bereits vier starben und 13 hauptsächlich aus klimatischen Rücksichten zurückkehren mußten. Leider ist es zu schwierig, das Material zu erhalten, aus welchem die dortigen klimatischen Einwirkungen auf den Weißen ersichtlich sind; es ist ein Geheimniß der Congo-Gesellschaft. Wenn sie es sich bisher angelegen sein ließ, das Klima am Congo als günstig zu bezeichnen und alle Gegenmeinungen todt zu schreiben, ohne indeß die Beweise zu bringen, die sie allein in den Händen haben muß, so ist das doch ein sehr bedenkliches Zeichen, jedenfalls würde eine Statistik nicht zu ihren Gunsten ausfallen. Daher halte ich es für wichtig, an dieser Stelle nochmals auf das gefährliche Klima des Unter-Congo-Gebietes hinzuweisen, um Diejenigen zu warnen, ihre Gesundheit aufs Spiel zu setzen, welche ihr Glück in überseeischen Gebieten zu machen hoffen. Eine gute gemischte Nahrung, Enthaltung von Spirituosen und eine regelmäßige Lebensweise halte ich für die ersten Bedingungen, um in den Tropen zu leben. Es ist auffallend, daß gerade in den Handelshäusern am Congo verhältnißmäßig weniger Erkrankungen und Todesfälle vorkommen, als bei den Mitgliedern der Congo-Gesellschaft. Ist das auch einestheils darin begründet, daß sich die Agenten der Handelshäuser weniger den Unbilden der Witterung auszusetzen brauchen als jene, so liegt es doch hauptsächlich daran, daß sie bessere Nahrung haben. Selbst bei den einzelnen Handelshäusern kann man den Unterschied wahrnehmen, da die Verpflegung in denselben nicht überall gleich gut ist.

Auffallend ist, daß die Portugiesen fast gar nicht vom Klima zu leiden haben.

Von höchster Wichtigkeit in der Ernährungsfrage ist das Gemüse. Es ist nicht leicht, Gemüse in den Tropen zu ziehen, besonders nicht während der trockenen Jahreszeit. Man hat deshalb eingemachtes Gemüse in Blechbüchsen eingeführt, welches vielfach verdorben ankommt, fade im Geschmacke ist und theuer zu stehen kommt. Diesem Uebelstande kann für die Zukunft abgeholfen werden und zwar durch das gedörrte Gemüse, und hierauf möchte ich ganz besonders hinweisen. Bis heute ist es bei uns und in den Tropen noch ziemlich unbekannt, wird sich aber in kurzer Zeit eine allgemeine Verbreitung und Anerkennung verschaffen. So gut man bisher getrocknete Aepfel, Birnen, Pflaumen ꝛc. hatte, ebenso gut hat man jetzt getrockneten Blumenkohl, Wirsing, Weißkohl und Rothkohl, Rosenkohl, Kohlrabi, Steckrüben, Möhren, grüne Erbsen, grüne Bohnen, Suppenkräuter u. dergl. mehr. Diese Gemüse sind leicht und bequem zu transportiren, man kann auf geringem Raume ein großes Quantum lassen und vor allen Dingen, sie sind so zart im Geschmacke, daß man sie von frischen nicht zu unterscheiden vermag. Ein bedeutender Schritt in der Ernährungsfrage ist wiederum vorwärts gemacht worden zum Wohle Derer, die sich in den Tropen aufhalten. Mögen diese Zeilen dazu anregen, das gedörrte Gemüse zu versuchen, und möge es bald die Anerkennung und Verwerthung finden, welche es verdient.

Kürzere Mittheilungen.

Glaciale Erscheinungen im Hartgebirge.

I.

Vor zwei Jahren hat der Unterzeichnete auf eine Moränenbildung hingewiesen (vergl. „Ausland" 1884 Nr. 15), welche sich am Nordabhange des ca. 500 m hohen Peterskopfes, der letzten Norderhebung des Hartgebirges, auf eine Strecke von 350 Schritten deutlich erkennen läßt. War diese glaciale Erscheinung auch von Manchem angezweifelt worden und hatte sie der Geologe Prof. v. Gümbel zu München im Gegensatze zu Prof. Fraas nur eine „Muhre" genannt, so dürfte vielleicht eine zweite Glacialerscheinung die ehemalige Existenz von Gletschern im Hartgebirge deutlicher beweisen.

Zu Neustadt an der Hart ward um Mitte des letzten Juni eine Drehscheibe an der Südwestseite des dortigen Bahnhofes unterhalb dem „Eselswege" angelegt. Im diluvialen Gerölle, das mit gelbem Lehm stark vermischt ist, fand sich nun daselbst in einer ursprünglichen Tiefe von 12 bis 15 m ein Block, bestehend aus gelbweißem, quarzitähnlichem Sandsteine in der Gestalt eines verschobenen Parallelepipedums. Derselbe mißt 1,10 m in der Länge, 0,87 m in der Breite und 0,75 m in der Höhe. Auf seiner Oberfläche befindet sich eine runde Höhlung, nicht von Menschen, sondern von der Natur gemacht, welche einen oberen Durchmesser von 39 : 42 cm aufweist und eine Tiefe von 25 cm hat. Die Wände sind fast senkrecht eingeschliffen. Die topfähnliche Form dieser Höhlung erinnert sofort an die Gestaltungen der sogenannten Gletschermühlen, wie sie sich bekanntlich im Gletschergarten zu Luzern vorfinden. Neben der platten Haupthöhlung befinden sich auf derselben Seite der Oberfläche noch drei seichtere Ansätze zu Höhlungen, von denen eine im Durchmesser 13 : 30 cm bei 7 cm Tiefe mißt, die andere 14 : 25 cm bei 6 cm Tiefe. Eine rinnenartige Höhlung, deren tiefster Punkt jedoch mit dem tiefsten Punkte der Haupthöhlung 19 cm Differenz aufweist, hat eine Breite von 12 cm bei einer Länge von 34 cm, sowie eine Tiefe von 7 cm. Eine fünfte Höhlung befand sich am Rande des Felsenblockes, ward jedoch von den Bahnarbeitern beim Herausholen des Blockes stark beschädigt und hat noch eine Länge von 40 cm. Diese fünf Höhlungen können nicht allein durch fließendes Wasser, welches in die Tiefe hätte wirken müssen, sondern nur durch reibende kleinere Gesteine unter dem gewaltigen Drucke einer auflagernden Eismasse hervorgebracht worden sein.

Der Felsblock lag ursprünglich umgekippt in der Richtung von SW nach NO, ebenso lagern die meisten der hier befindlichen kleineren Geschiebe. Nach unserer Untersuchung entstammen diese Gerölle einem gewaltigen diluvialen Schuttkegel aus Kies und Lehm von ca. 1 km Länge, welcher sich in seiner Längenachse von SW nach NO am Fuße des 490 m hohen Nollenberges ausdehnt und auf dessen nordöstlichem Ausläufer der jetzige Bahnhof von Neustadt steht. Sein abgescheuertes, massiges Geröll, aus Sandstein und Quarz bestehend, reicht nach unserer Untersuchung bis an den Fuß eines nördlich des Nollenberges gelegenen ca. 300 m hohen Steinbruches. In gleicher Höhe liegt der Teufelsstein bei Dürkheim, dessen auffallende Höhlung Prof. Fraas gleichfalls für eine Gletschermühle erklärte. — Am jenseitigen Ufer des Speyerbaches bei Neustadt kommt nun nach Aussage von Ortskundigen (Architekt Rettinger, Bahnmeister Winterle) solches diluviale Gerölle nicht vor. — Nach dieser Sachlage sind wir geneigt, diese Geröllmasse mit ihren abgeschliffenen Findlingen und dieser Gletschermühle für eine gewaltige Stirnmoräne zu halten, welche von einem Gletscher der Vorzeit producirt und ausgestoßen ward, der entweder bis zur Höhe des hinter Neustadt gelegenen Königsberges (419 m) und der Platte (559 m) reichte oder wahrscheinlicher vom Doppelkegel der höchsten Erhebung des Hartgebirges, dem nahen Kalmit (683 m), in südwestlicher Richtung ausging und gegen NO seine Ablagerungen gesandt hat. Dies die auf dem Fundbestande, der Analogie und der Karte beruhende Ansicht.

Dürkheim, Ende Juni 1886.

Dr. C. Mehlis.

Die Volksschulen im europäischen Rußland und in den Gouvernements des Weichselgebietes.

Bearbeitet von A. W. Dubrowskij. (Statist. Annal. d. Russ. Reiches, Ser. III, Lief. I, St. Petersburg 1884, S. LVII. u. 304.)

Die Schulverhältnisse eines so jungen Landes wie Rußland, eines Landes, das zudem eine so bedeutende Rolle in der Geschichte der Gegenwart spielt und in dessen Händen ein großer Theil der Kulturarbeit im fernen Osten ruht, verdienen die allseitigste Beachtung. Von diesem Standpunkte aus gewinnt der uns vorliegende, mit mehreren werthvollen Karten und Diagrammen versehene, und wenn auch noch lange nicht vollständige, so doch im Vergleich zu den früheren bezüglichen Publikationen des Comités (1866 und 1879) inhaltsreichere und, wollen wir hoffen, auch zuverlässigere Band ein bedeutendes Interesse. Indem wir der genannten Arbeit einige wichtige Angaben entnehmen, bemerken wir noch, daß

der vorliegende Band die erste Lieferung der Arbeiten des Comités über Schulstatistik ist und daß das Material von einer Enquete von 1880 herrührt, deren Resultate (Fragebogen) übrigens erst 1881 bis 1883 endgültig eingesammelt wurden.

Am 20. März 1880 wurden in den 50 Gouvernements des europäischen Rußlands und in den 10 Gouvernements des Weichselgebietes gezählt 22 770 Volksschulen (Dorfschulen) mit 1 140 915 Schülern, wovon 904 918 männlichen und 235 997 weiblichen Geschlechtes, und mit 36 955 Lehrern, wovon 12 566 Religionslehrer, 19 511 Lehrer, 4878 Lehrerinnen. Die Gesammtausgaben für diese Schulen (verschiedener Ressorts, öffentliche und private) beliefen sich auf 6 158 155 Rubel. Unter den Schulen waren 17 431 für beiderlei Geschlecht, 4728 ausschließlich für Knaben, 611 ausschließlich für Mädchen bestimmt; die Trennung der Geschlechter in den Schulen ist am schärfsten durchgeführt im Lehrbezirk Orenburg. Auf 1000 Kinder im Schulalter (7 bis 14 Jahre inkl.) fallen in den 60 Gouvernements 1,8 Schulen. Die Lehrbezirke Moskau, Charkow, Odessa, Kasan, Orenburg und Wilna stehen dabei unter dem genannten Mittel; die Lehrbezirke St. Petersburg, Kiew, Warschau darüber; das Maximalverhältniß hat der Lehrbezirk Dorpat aufzuweisen mit 4,9. Den bedeutendsten Procentsatz der in Schuljahren sich befindlichen Kinder hat der Bezirk Dorpat zur Schule herangezogen: 39,3 Proc. Knaben und 29,0 Proc. Mädchen; den geringsten der Bezirk Wilna: 9,6 Proc. Knaben und 0,5 Proc. Mädchen. In den übrigen Bezirken finden wir im Allgemeinen 11,7 bis 15,6 Proc. Knaben, 6,5 bis 6,7 Proc. Mädchen. Der Unterhalt der Schulen wird in erster Linie besorgt durch die einzelnen Kreis-Semstwo, welche sich mit 44 Proc. aller Ausgaben (für 59 Gouvernements) betheiligen; dann folgen die Dorfgemeinden mit 34 Proc., wenngleich die Angabe auch angesichts der Naturallasten der Bauernschaft (Einräumung und Unterhalt eines Schulhauses) zu niedrig gegriffen ist. Der Staatsschatz betheiligt sich mit 12 Proc., das private Interesse mit 6 Proc. Die sonstigen Leistungen (Schulgelder etc.) sind sehr gering und machen in Summa nicht über 4 Proc. aus. Die Unkosten des Unterrichts lassen sich (in 59 Gouvernements) auf 5 Rubel 98 Kopeken berechnen; auf den Einwohner fallen 9 Kopeken für den Unterhalt der Volksschule. Die bedeutendsten Auslagen bieten sich im Lehrbezirke St. Petersburg, 9 Rubel 16 Kopeken, die geringsten im Lehrbezirke Dorpat, 3 Rubel 72 Kopeken; im Verhältniß zu der Zahl der Bevölkerung zahlt jedoch der Einwohner des Bezirkes Dorpat 19 Kopeken (das Maximum), des Bezirkes St. Petersburg 15 Kopeken, der Bezirke Wilna und Kiew 6 Kopeken (das Minimum).

Unter der Lehrerschaft überwiegen die Geistlichen und die Bauern mit je 36 Proc. Von den Lehrern haben bloß 25 Proc., von den Lehrerinnen 7,6 Proc. eine speciell pädagogische Vorbildung genossen; übrigens wird ja, wie in den geistlichen Seminaren, so auch in den Mädchengymnasien Pädagogik vorgetragen, so daß der angegebene Procentsatz im Allgemeinen zu erhöhen ist. Unsere Statistiker lassen 35,9 Proc. für die Lehrer, 26,5 Proc. für die Lehrerinnen gelten, von denen eine allgemeine Bekanntschaft mit der Pädagogik vorauszusetzen wäre. Den höchsten Procentsatz der pädagogisch geschulten Lehrer hat der Lehrbezirk St. Petersburg aufzuweisen, 52,0 Proc., den niedrigsten der Bezirk Kiew, 14,0 Proc.

Jedenfalls sind über $^2/_3$ aller Lehrer und Lehrerinnen in Bezug auf ihren Bildungsgrad noch lange nicht genügend für ihre pädagogische Thätigkeit vorbereitet.

Zum Verständniß der nachfolgenden Tabelle, sowie auch der oben erwähnten Hinweise auf die Lehrbezirke geben wir hier eine Eintheilung der Gouvernements in die zehn Lehrbezirke: der Bezirk St. Petersburg enthält die Gouvernements St. Petersburg, Olonez, Wologda, Nowgorod, Pskow, Archangel; der Bezirk Moskau: Moskau, Twer, Jaroslawl, Kostroma, Nishnij-Nowgorod, Wladimir, Rjasan, Tula, Orel, Kaluga, Smolensk; der Bezirk Charkow: Charkow, Pensa, Tambow, Woronesh, das Gebiet der donischen Kosaken, Kursk; der Bezirk Kiew: Kiew, Tschernigow, Poltawa, Podolsk, Wolynien; der Bezirk Odessa: Cherson, Jekaterinoslaw, Taurien, Bessarabien; der Bezirk Kasan: Kasan, Ssamara, Ssaratow, Ssimbirsk, Wjatka, Astrachan; der Bezirk Orenburg: Orenburg, Ufa, Perm; der Bezirk Wilna: Wilna, Kowno, Grodno, Witebsk, Mogilew, Minsk; der Bezirk Dorpat: Estland, Livland, Kurland; der Bezirk Warschau: die 10 polnischen Gouvernements.

Die nachfolgenden Angaben gewähren uns einen Einblick in den Entwickelungsgang des russischen Volksschulwesens:

Lehrbezirke	Gesammtzahl der Schulen	Jahr der Eröffnung der Schulen					Jahr der Eröffnung nicht angegeben
		Bis zum Jahre 1861	Vom Jahre 1861 bis 1863 inklusive	Vom Jahre 1864 bis 1868 inklusive	Vom Jahre 1869 bis 1873 inklusive	Vom 3. 1874 bis zum 20. März 1880	
St. Petersburg	1598	180	71	114	399	693	141
Moskau	3919	412	282	537	981	1583	124
Charkow	2219	271	191	374	574	795	14
Kiew	3635	905	809	381	563	707	270
Odessa	1365	263	61	146	330	413	152
Kasan	2535	504	158	333	534	812	194
Orenburg	1238	187	36	65	394	407	149
Wilna	1514	159	244	655	171	236	49
Dorpat	2460	1047	107	273	299	248	486
Insgesammt in den 50 Gouvernements des europäischen Rußlands	20 483	3928	1959	2878	4245	5894	1579
Warschau	2 287	694	25	813	398	243	119
In dem gesammten europäischen Rußland mit den Gouvernements des Weichselgebietes	22 770	4622	1984	3691	4638	6137	1698

Aus allen Erdtheilen.

Europa.

— Nach dem Census vom Mai 1886 hatte Kopenhagen 285 700 Einwohner. Am 1. Februar 1885 zählte es 280 100, also ein Zuwachs von nur 5600 oder 1,6 Proc. Die Stadt umschließt etwa ein Siebentel der Bevölkerung des ganzen Königreiches und ist, was dieses Verhältniß anlangt, die bevölkertste auf Erden.

— Nach einer Zusammenstellung von Esmark und Hoyer überschreiten im Ganzen 25 Arten Süßwassermolusken und ebenso viel Landarten in Norwegen den Polarkreis, 30 auch den

70. Breitegrad. Am Nordkap wurden noch vier Arten (Conulus fulvus, Arion subfuscus, Vitrina Angelicae und Pupa arctica) gefunden, doch rührt diese Armuth mehr von der Beschaffenheit des Bodens und namentlich dem Mangel an Süßwasser her, als von der Polhöhe.

— Eine sehr interessante Diskussion fand, wie wir „Nature" (Nr. 871) entnehmen, kürzlich in einer Sitzung der Petersburger Naturforscher-Gesellschaft statt, nachdem eine Abhandlung von Prof. Beketow über die südrussischen Steppen im Vergleich mit denjenigen Ungarns und Spaniens zur Verlesung gekommen war. Die russischen Steppen zwischen Pruth und Don, obgleich sie zu der großen Steppenregion Grisebach's gehören, unterscheiden sich doch von der übrigen Region dadurch, daß sie Ackerbau ohne künstliche Bewässerung gestatten. Sie sind in dieser Beziehung mit den ungarischen Pußten verwandt. Verhältnißmäßig gut bewässert, gehören sie mehr zu Europa als zu Asien, während diejenigen jenseits des Don und der Wolga einen echt asiatischen Charakter tragen. Was die desiertos Spaniens anbelangt, so sind sie mehr den Wüsten Afrikas, als den Steppen Centralasiens oder Europas verwandt; sie haben indessen einige Aehnlichkeit mit denjenigen von Transkaukasien. Das Fehlen der Wälder in den russischen Steppen führte Prof. Beketow darauf zurück, daß sie, weil nach dem Auftauchen aus dem Meere mit Salzthon bedeckt, zuerst für das Gedeihen von Wäldern nicht geeignet waren. Als die Oberfläche aber nach und nach ihren Salzgehalt verlor und sich mit Gräsern bedeckte, wurden Wiederkäuer in Massen angezogen und diese verhinderten den Baumwuchs, indem sie die Sprößlinge, wenn sie erschienen, abfraßen. Die amerikanischen Büffel sind ein Beispiel desselben Einflusses. Dr. Woeikow pflichtete vollkommen der Ansicht Beketow's bei, wies aber darauf hin, daß das Abbrennen der Steppen durch den Menschen auch einen wesentlichen Antheil habe an der Verhinderung des Erscheinens von Wäldern. In Amerika seien ihm mehrere Beispiele namhaft gemacht worden, wo die Bäume zu wachsen begannen, sobald das Abbrennen der Prärien aufhörte. Sicher ist das Hornvieh ein großes Hinderniß für das Erscheinen von Wäldern. Die Trockenheit im Jahre 1857 vernichtete einen Theil der Rinder in Texas und veranlaßte, daß man das Vieh in die Berge schickte; sogleich begann die Mezquita (Prosopis — eine Mimosee) sich auf den Prärien auszubreiten. Sie hatte Zeit, sich fest zu bewurzeln, und jetzt wächst sie allenthalben. Aehnliches ist in den Llanos von Venezuela zu beobachten. Die beständigen Kriege und Requisitionen haben zu einer beträchtlichen Verminderung der Rinder geführt, und jetzt finden wir nicht mehr die endlosen Steppen früherer Zeiten, sondern dieselben sind überall von größeren oder kleineren Waldflecken unterbrochen. Herr Jonas glaubt, daß dieser Wechsel sogar eine leichte Aenderung im Klima hervorgerufen hat. Prof. Sowjetow hob noch hervor, daß das Vieh nicht nur ein Feind der Wälder, sondern auch der Grasdecke der Steppen sei. Er erwähnte das Beispiel einer großen Besitzung von 800000 Acres jungfräulicher Steppe in Taurien, wo fast eine halbe Million Schafe grasen. Der Graswuchs auf diesen Steppen ist auffallend arm geworden, so daß nach der Berechnung der Eigenthümer ein Schaf 4,6 Acres, ein Rind 21,6 Acres und ein Pferd 27 bis 32 Acres Weideland brauchen. Der Humusboden erhärtet unter den Tritten der Schafe allmählich wie ein Thonboden; er wird daher schwächer durchlüftet und unfähig, eine reiche Grasvegetation zu erzeugen.

— Vor Kurzem kehrte Herr N. L. Gondatti, Mitglied der Moskauer Gesellschaft für Anthropologie und Sekretär der anthropologischen Sektion, von seiner nordischen Reise nach Moskau zurück. Dieselbe dauerte neun Monate; ihr Hauptzweck bestand in der Untersuchung der Wogulen, Ostjäken und anderen Eingeborenen, welche die Gegend zwischen Petschora und Ob bewohnen. Gondatti verließ Moskau im Juni 1885, begab sich nach Tobolsk, dann nach Beresow und von hier die Soswa stromaufwärts. Die Wasserreise dauerte 40 Tage; gegen 1000 km wurden in einem kleinen Boote, einem sogenannten Seelenverkäufer oder Einbaume zurückgelegt. Am Ursprunge der Soswa überschritt Gondatti den Ural und bereiste die nomadischen Ansiedelungen der Ostjäken und Syrjänen. Von hier kehrte er über Sibirjäkowsk nach Beresow zurück und reiste den Ob stromaufwärts bis Samarow, um die Orte kennen zu lernen, wo der Jassak (jährliche Abgabe) gesammelt wird, weil um diese Zeit hier auch aus den entferntesten Gegenden sich Ostjäken einstellen. Dann begab er sich auf den Jahrmarkt nach Obdorsk 2. (14.) Januar, um die hier sich versammelnden Samojeden zu studiren. Von Obdorsk wandte sich Gondatti über Beresow nach Kasym, gleichfalls um hier mit Samojeden (aus Jeniseisk) und Ostjäken zusammenzutreffen, und trat dann die Rückreise an. Der Hauptzweck der Reise war das Sammeln von anthropologischen und ethnographischen Materialien, photographische Aufnahmen von Gegenden u. s. w. Die gesammelten Gegenstände sind bereits nach Moskau abgeschickt. Gondatti hat etwa 200 Eingeborene anthropologisch gemessen und viel Ethnographica gesammelt: Waffen, Kostüme, Geräthe, Musik-Instrumente, Zauber-Apparate (schamanistische), Jagdgeräthe rc.; er hat sehr viel photographische Aufnahmen von Lokalitäten wie Menschen gemacht. Auch viel zoologisches Material mit besonderer Berücksichtigung der jagdbaren Thiere wurde zusammengebracht. Die Reise in so abgelegenen und wenig bevölkerten Gegenden war mit vielen Strapazen verbunden: Gondatti mußte mehr als einmal hungern, sich mit ostjäkischer Kost ernähren und viel Ungemach von Seiten der Eingeborenen ausstehen. Er hat seine Reise auf eigene Kosten gemacht und nur eine Unterstützung von Seiten der Moskauer Gesellschaft erhalten, wogegen er sich verpflichtete, den größten Theil seiner gesammelten Sachen dem Museum derselben zu übergeben. — („Oestl. Rundschau" 1886, Nr. 15, 16.)

Afrika.

— Die Säugethierfauna von Nordafrika ist nach Kobelt (Zool. Garten, 1886, Juni und Juli) durchaus nicht so übereinstimmend mit der südeuropäischen, wie man gewöhnlich annimmt. Von 95 sicher in Nordafrika nachgewiesenen Arten kommen allerdings 34 auch nördlich des Mittelmeeres vor; davon sind aber bei zoogeographischen Betrachtungen zunächst die 14 Fledermäuse auszuscheiden, welche über das Meer wandern, dann fünf Mäuse und vier kleine Insektenfresser, die überall hin verschleppt werden. Es bleiben somit nur 11 gemeinsame Arten. Davon sind aber zunächst noch die beiden Hirsche abzuziehen, welche nur in der Umgebung von la Calle vorkommen und offenbar zu Jagdzwecken angesiedelt sind. Herpestes ichneumon und Viverra genetta, erstere heute auf ein ganz kleines Gebiet in Andalusien beschränkt, letztere freilich bis Südfrankreich gehend, können ganz wohl verwildert sein, da sie in halbzahmem Zustande nicht nur im Alterthume, sondern auch noch in der Maurenzeit anstatt der Katzen gehalten wurden; der Affe von Gibraltar ist allem Anschein nach einmal dort ausgesetzt worden; das Vorkommen von Putorius boccamela in Algerien wird neuerdings ganz entschieden bestritten. Es kommen also als sicher gemeinsame Arten für die Frage nach dem ehemaligen Landzusammenhange nur noch in Betracht: die Wildkatze, das Wildschwein, der Fischotter, der Mittelmeerhase, das Stachelschwein und das Kaninchen, wenn letzteres nicht, wie neuerdings Lataste will, eine vom europäischen verschiedene Art bildet. Dem gegenüber fällt viel schwerer ins Gewicht, daß in Nordafrika von den Charakterthieren Europas Wolf, Marder, Iltis, Fuchs, Reh, Maulwurf, Hamster und die sämmtlichen Wühlmäuse fehlen, während umgekehrt nördlich des Mittelmeeres der Schakal und die echten Höhlennager (Gerbillus, Rhombomys, Psammomys, Pachyuromys, Dipus, Ctenodactylus, Meriones) nicht angetroffen werden. Speciell

Sicilien, das noch Wolf, Maulwurf, Reh, verschiedene Schläfer und Arvicola besitzt, zeigt durchaus keine nähere Verwandtschaft mit Nordafrika, es ist also die Trennung hier wohl vor der Einwanderung der gegenwärtigen Säugethierfauna erfolgt. Etwas näher steht Sardinien, welches ein Muflon besitzt und welchem auch die Wühlmäuse, der Maulwurf, der Hamster und der Wolf fehlen; doch muß auch hier die Trennung schon in einer sehr frühen Epoche erfolgt sein. Südspanien hat, wenn wir Magot, Genette und Ichneumon ausschließen, durchaus keine größere Verwandtschaft mit Nordafrika als der Rest von Europa, ja sogar eine geringere als Süditalien, da ihm wahrscheinlich das Stachelschwein fehlt. — Alles in Allem genommen sind also die Beziehungen der nordafrikanischen Säugethierfauna zur südeuropäischen keine so engen, daß sie allein einen ehemaligen Landzusammenhang mit Spanien, Sardinien oder Sicilien nothwendig oder selbst nur wahrscheinlich machen.

— Ein uns vorliegender Privatbrief aus Banana klagt darüber, daß der Congo-Staat vom 1. Juli ab Ausfuhrzölle von 6 bis 10 Proc. und darüber erheben will, und das selbst von Waaren, welche durch Küstendampfer von St. Paulo de Loanda nach Banana geschafft werden, um dort auf größeren Schiffen nach Europa verladen zu werden. Nach der Generalakte der Berliner Konferenz (Kap. I, Art. 3 und Kap. IV, Art. 14) dürfen aber nur solche Abgaben zur Erhebung gelangen, welche den Charakter eines Entgeltes für der Schiffahrt selbst geleistete Dienste tragen, also Hafen-, Lotsen- und dergl. Gebühren. Aber selbst die an Land liegenden Güter sollen in gleicher Weise versteuert werden, was zu thun sämmtliche Hauptagenten der europäischen Handelshäuser sich entschieden weigern. Diese Maßregel wird auf den Handel nachtheilig wirken; denn die Steuern werden von den Kaufleuten dadurch eingebracht werden, daß sie den Eingeborenen niedrigere Preise zahlen; diese haben also den Schaden zu tragen. Es kommen nun 90 Proc. aller Handelswaaren aus dem Inneren zu beiden Seiten des Congo, auf diesem selbst nur das Elfenbein von Stanley-Pool; die Regierung hatte aber dem Syndikate, welches die Congo-Eisenbahn erbauen wollte, 40 Proc. vom Ertrage dieser Steuern als Prämie versprochen, so lange, bis die Bahn 4 Proc. Dividende trägt! Wie hoch könnte wohl jene Prämie sich belaufen, und wann könnte sie in Wegfall kommen? — Sonst meldet der Brief noch, daß Vivi niedergerissen, die Kunststraße, welche Stanley bei den Eingeborenen den Namen Bula Matadi (Steinbrecher) eingetragen hat, verlassen, das Werk der ersten drei Jahre aufgegeben wird; man benutzt wieder die Handelspfade, welchen die Eingeborenen vielleicht seit Jahrhunderten gefolgt sind. Fast sämmtliche Stationen zwischen dem Pool und den Stanley-Fällen sind aufgelassen worden; man begreift schwer, wozu sie erst erbaut worden sind. An den Fällen ist der Alleinherrscher der Araber Tippu Tip, und nicht der dort stationirte belgische Officier; so lange der Congostaat ihn ungeschoren läßt, thut er dasselbe mit dem Staate, aber gewiß nicht länger.

— Die direkte telegraphische Verbindung zwischen Europa und der afrikanischen Westküste ist jetzt durch die Kabel der „African Direct Telegraph Company" bis Sierra Leone (über Lissabon und S. Vincent, Capverden) eröffnet worden.

— Aus Tamatave auf Madagaskar schreibt Dr. C. Keller an die „Neue Zürcher-Zeitung" unter dem 27. Juni 1886. „Die Einwanderung in Madagaskar beginnt zur Zeit große, ja geradezu ungesunde Dimensionen anzunehmen. Jedes Schiff ist mit Passagieren überfüllt. Meist sind es Kreolen und Mulatten von Reunion und Mauritius, welche Geschäfte zu machen suchen. Sie kommen ohne Mittel an und fallen den Behörden in Tamatave zur Last. Zu ihnen gesellen sich Indier und Araber, welche von der neuen Ordnung der Dinge etwas erwarten. Diese abnorme Erscheinung hängt mit der schwierigen wirthschaftlichen Lage der beiden Kolonien Mauritius und Reunion zusammen. Dieselben sind zur Zeit übervölkert, da die Zuckerindustrie im Niedergange begriffen ist. Die Konkurrenz mit dem deutschen Rübenzucker ist so drückend geworden, die Arbeitslöhne für den Plantagebetrieb so hoch und die Rendite so gering, daß ein baldiger Aufschwung zweifelhaft erscheint. Viele greifen daher aus Mangel an Arbeit und Gewinn zu dem Mittel der Auswanderung nach dem benachbarten Madagaskar, wo das Leben sehr billig und ein wirthschaftlicher Aufschwung mit Sicherheit zu erwarten ist. Allein die Leute kommen zu früh. Vorläufig hat der tüchtige Handwerker dort einen soliden Boden, der Geschäftsmann gewinnt nur dann, wenn er Mittel genug besitzt, um günstige Konjekturen abzuwarten." Ueber das Auftreten der Franzosen in Madagaskar äußert sich der schweizerische Gelehrte folgendermaßen. „Die Franzosen beurtheilen im Allgemeinen ihre Aufgabe in Madagaskar vollkommen richtig. Sie versuchen ihren bisherigen Gegner durch gerechte und vorsichtige Behandlung zu gewinnen und können im gegebenen Moment Alles erreichen; sie sehen ein, daß Waffengewalt nur im äußersten Falle anzuwenden ist. Der diplomatische Apparat, welchen Frankreich in Madagaskar aufwendet (ein Generalresident, zwei Hilfsresidenten, ein Kanzler, ein Arzt und zwei Commis, außerdem noch zwei Viceresidenten für die Ost- und für die Nordwestküste, welche zusammen jährlich etwa 300 000 Francs kosten), beweist, daß es sich dort in ernstere Unternehmungen einzulassen gesonnen ist .... Im Norden der Insel, in Diego Suarez, sind ausgedehntere Bauten in die Hand genommen, um die Polizei und die Marinesoldaten unterzubringen. Zwischen der Hauptstadt und dem Hafenplatze Tamatave ist ein regelmäßiger Postdienst eingerichtet und in den nächsten Monaten dürfte auch eine Telegraphenleitung zwischen beiden Städten erstellt werden. Vor der Hand sind die Beziehungen zwischen Franzosen und Howa nicht getrübt; die nächsten Monate werden Fragen interner Natur aufs Tapet bringen, aus welchen sich ein Schluß auf die Gesinnungen beider Parteien machen läßt. Vorläufig ist die gegenseitige Haltung eine ruhig beobachtende."

Südamerika.

— Vor einigen Jahren wurde neben Buenos Aires, das der Sitz der Bundesregierung wurde, die Stadt La Plata als Hauptstadt der Provinz Buenos Aires neugegründet. Ende 1884 zählte dieselbe schon 21 349 Einwohner, 1885 aber 26 327. Davon sind aber nur 10 480 Argentinier, dagegen 15 847 Fremde, und unter letzteren befinden sich nicht weniger als 10 809 Italiener; ferner 2246 Spanier, 1045 Franzosen, 719 Uruguayer, 306 Tyroler, 207 Schweizer u. s. w.

Inhalt: Dr. G. Le Bon's Reise nach Nepal. V. (Schluß.) (Mit fünf Abbildungen.) — Alaska. II. — Das indische Kaiserreich. II. (Schluß.) — W. Mönkemeyer: Das Sanitarium zu Boma und die klimatischen Verhältnisse des Unter-Congo-Gebietes. — Kürzere Mittheilungen: Glaciale Erscheinungen im Hartgebirge. I. Von Dr. C. Mehlis. — Die Volksschulen im europäischen Rußland und in den Gouvernements des Weichselgebietes. — Aus allen Erdtheilen: Europa. — Afrika. — Südamerika. (Schluß der Redaktion: 14. August 1886.)

Redakteur: Dr. R. Kiepert in Berlin, S. W. Lindenstraße 11, III Tr.
Druck und Verlag von Friedrich Vieweg und Sohn in Braunschweig.

Illustrirte Zeitschrift für Länder- und Völkerkunde.

GLOBUS

Band L. № 12.

Mit besonderer Berücksichtigung der Anthropologie und Ethnologie.
Begründet von Karl Andree.
In Verbindung mit Fachmännern herausgegeben von
Dr. Richard Kiepert.

Braunschweig Jährlich 2 Bände à 24 Nummern. Durch alle Buchhandlungen und Postanstalten zum Preise von 12 Mark pro Band zu beziehen. 1886.

A. Marche's Reisen auf Luzon und Palawan.

I.

Im Jahre 1879 wurde Herr A. Marche von dem Minister des öffentlichen Unterrichtes mit einer wissenschaftlichen Reise nach Ost-Asien beauftragt, welche er im Juli desselben Jahres antrat. Nach einigen Tagen im Rothen Meere, die sich durch eine außerordentliche Hitze, welche verschiedene Menschenleben kostete, auszeichneten, erreichte der Dampfer das Indische Meer, wo die Reisenden an dem ziemlich seltenen Schauspiele des „Milchmeeres" oder, wie die Holländer es nennen, des „Wintermeeres", sich erfreuen konnten. Es war auf 13° nördl. Br. und 51° 8' östl. L. (Paris), am 10. August Abends zwischen 8 und 9 Uhr, als man vor dem Schiffe eine weiße Wand erblickte, die einem vom Monde erleuchteten, schneebedeckten Abhange glich; der Dampfer drang in diese Lichtmasse ein, man sah nur noch den sternbedeckten dunklen Himmel und die milchweißen Wellen ringsumher, das Schiff selbst schien verschwunden zu sein, nur die feurigen Spuren, die das Kielwasser hinterläßt, erinnerten an seine Bewegung. Am eigenthümlichsten ist der Augenblick des Eintrittes und des Austrittes in das Milchmeer; jedesmal hat man einige Augenblicke lang den Eindruck, als führe man auf einem halbirten Schiffe; denn beim Hineinfahren befindet sich das Vordertheil im Lichte, das Hintertheil im Schatten, beim Hinausfahren ist es umgekehrt. Länger als eine Stunde dauerte diese Erscheinung, welche Marche durch das Auftreten von Milliarden phosphorescirender Thierchen erklärt. Ob diese Erklärung allgemein gültig ist, dürfte zu bezweifeln sein, wiewohl es richtig ist, daß die Erscheinung nur bei Nacht sich zeigt. In der Oceanographie von Boguslawsky wird hierüber nur berichtet, daß dies Phänomen am häufigsten im Indischen Meere beobachtet wird; doch wird auch ein Fall mitgetheilt, wo man es im Chinesischen Meere gesehen hat. Ziemlich häufig scheint es in den Gewässern nördlich von Banda in den Monaten Juni bis September vorzukommen.

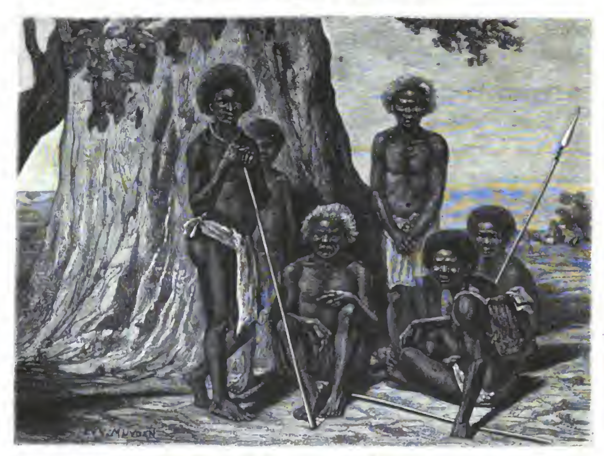
Von Singapur aus begab sich Herr Marche nach Pulu Pinang; dem Aufenthalte daselbst verdanken wir einige interessante Bemerkungen über Land und Leute, die wir hier, zum Theil aus anderen Quellen ergänzt, auszugsweise folgen lassen.

Die Niederlassung zu Pinang feierte am 17. Juli die Vollendung des hundertsten Jahres ihres Bestehens; seit 1798 haben die Engländer auch auf dem gegenüberliegenden Festlande einen Strich Landes erworben, der im Jahre 1874 noch vergrößert wurde und die jetzige Provinz Wellesley bildet. Wie die Straits Settlements im Allgemeinen hat sich auch Pinang in den letzten zwanzig Jahren sehr gehoben; die Einfuhr, die im Jahre 1880 etwa 3½ Millionen Pfd. St. betrug, werthete 1884 über 5½ Millionen; die Ausfuhr stieg in derselben Periode von 3½ Millionen auf 6½ Millionen Pfd. St. Die Bevölkerung betrug 1881 einschließlich der Provinz Wellesley und der Dindings: 674 Europäer, 32 Armenier, 32 Juden, 1597 Eurasier, 67 502 Chinesen, 574 Araber, 25 094 Tamils und 84 724 Malayen, der Rest — die Totalsumme der Bevölkerung erreichte die Zahl 190 597 — gehörte verschiedenen anderen Rassen an. Wenn, wie es vorauszusehen ist, England über kurz oder lang das Protectorat über die ganze Halbinsel Malakka übernimmt, wird die Bedeutung von Pinang noch sehr zunehmen.

Auf der Insel erheben sich verschiedene Hügel bis zu einer Höhe von etwa 600 m über dem Meere; das Klima ist ziemlich gesund und die ganze Oberfläche bis zu den entlegensten Stellen hin wird eifrig bebaut. Natürlich bietet



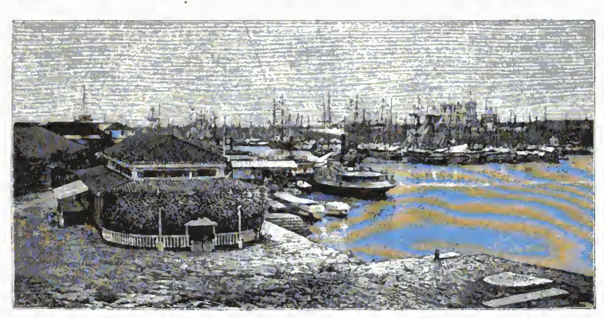
Familie von Pulo Pinang. (Nach einer Photographie.)



Orang Sakais. (Nach einer Zeichnung von Alfred Marche.)

die eingeborene Bevölkerung eine wahre Musterkarte von Rassen und Rassenmischungen, deren einige uns in dem Bilde einer Familie von Pulo-Pinang vorgeführt werden.

Ein kleiner Ausflug, den Marche nach dem Festlande unternommen, giebt ihm Gelegenheit, uns einige Mittheilungen über Wellesley und die einheimische Bevölkerung zu machen. Wir übergehen seine übrigen persönlichen Abenteuer, um ihn bei einer Begegnung mit den Orang Sakais zu begleiten; zehn Tage verfolgte er „hoch zu Elephant" die Spuren dieser scheuen Söhne des Waldes, bis er sie am 7. November erreichte. Trotz seiner Aufforderung wollten sie nicht stehen bleiben; bald jedoch besannen sie sich anders und schickten ein Kind, um mit den Fremden zu verhandeln, worauf sie dieselben zu ihrem Dorfe führten, welches aus einigen Hütten neben einem größeren, auf Pfählen gebauten Hause bestand. Es sind arme, elende Menschen, welche von den Malayen häufig gejagt und zu Sklaven gemacht werden; wie man sie behandelt, mag folgender, von Marche mitgetheilter Zug beweisen. Er ersuchte eines Tages einen Malayen, ihm einige Sakai-Schädel zu verschaffen. „Zu welchem Preise?" war die Frage, und da die Antwort jenem genügte, verschwand er, worauf man erst dem Reisenden begreiflich machte, daß der Mann weggegangen war, um ihm frische Schädel zu besorgen. Er wurde nun zurückgerufen und ihm bedeutet, daß es sich um fleischlose Schädel, die schon lange in der Erde gelegen, handle; darauf verschwand er und ließ sich nicht mehr sehen. Wie Marche angiebt, zerfallen die Sakais in S. china, S. bukit (Hügel), S. alas (Wildniß); er giebt folgende Beschreibung von ihnen: Sie haben einen kleinen Kopf, durchdringende, aber tiefliegende Augen, die Haare sind kraus ohne wollig zu sein, die Nase ist glatt; sie sind klein, aber keine Zwerge. Ihre Sprache ist vielsilbig und enthält jetzt viele malayische und siamesische Wörter; das Fürwort steht vor dem Zeitworte, das Verb vor dem Umstandsworte und das Hauptwort vor dem Beiworte; sie haben keine Schrift und kein einziger konnte weiter als bis drei zählen. Der Versuch, an den Berg-Sakais anthropometrische Untersuchungen vorzunehmen, scheiterte an ihrer Furcht, sich dem Verfahren zu unterwerfen. Die Sakais, wie sie hier genannt werden, sind wohl identisch mit den unter verschiedenen Namen vorkommenden Stämmen



Der Hafen von Manila. (Nach einer Photographie.)

des Inneren, welche in nicht gar zu langer Zeit ausgestorben sein dürften, was sich einerseits durch die Verfolgungen, denen sie ausgesetzt sind, andererseits durch die Gewohnheit erklärt, viele Mädchen aus dem Stamme weg an Chinesen zu verkaufen.

Doch wir wollen bei diesem schon häufig behandelten Gegenstande nicht länger stehen bleiben, sondern mit Marche am Abend des 9. December im Hafen von Manila vor Anker gehen.

Die eigentliche Stadt, das Manila murada, hatte 1879 nur etwa 18000 Einwohner, ist jedoch von zahlreichen Vorstädten und Dörfern der Eingeborenen umgeben, wodurch sich die angegebene Zahl um einen ansehnlichen Betrag erhöht. Manila im engeren Sinne wird auf dem größten Theile seines Umfanges durch hohe Mauern und Gräben geschützt, in welch letztere die Fluth eintritt; der übrige Theil wird von dem Pasig bespült. Wiewohl die alten Festungsmauern einen malerischen Anblick bieten, besitzen sie kaum eine wirkliche Bedeutung. Die Straßen sind im Allgemeinen wenig belebt, zum Theil gepflastert und mit Trottoirs versehen; namentlich in der Regenzeit befinden sie sich zuweilen in einem recht trostlosen Zustande. Die großen Häuser, welche großentheils nach einem Muster erbaut sind, besitzen gewöhnlich ein massives Erdgeschoß mit hölzernem Aufbau, über dem sich das mit drei Lagen Ziegeln gedeckte Dach erhebt; eine Konstruktion, welche im Falle eines Erdbebens recht unangenehme Folgen hat; demgemäß hat die Regierung auch nach dem großen Unglücke von 1880 verboten, die Häuser mit anderem Material als mit Zink und Eisen zu decken. Die eigentlichen Wohnräume liegen im ersten Stocke; auf der Vorderseite befindet sich eine durch Läden geschlossene Gallerie; diese Läden werden in Nachahmung von Glasscheiben mit kleinen mattweißen, halbdurchsichtigen Muscheln (**Placuna placenta**) geschmückt. Die Kirchen sind in der Stadt in ziemlich verschiedener Form erbaut; anders in der Provinz, wo jeder Mönchsorden sowohl bei Kirchen als bei Pfarrhäusern und Klöstern meistens einem bestimmten Plane folgt. Die Kathedrale, welche nach dem Erdbeben des Jahres 1863 wieder aufgebaut und 1879 aufs Neue in Gebrauch genommen wurde,



Die Straße l'Escolta in Manila. (Nach einer Photographie.)

ist mit Eisen gedeckt. Die Anzahl der Kirchen und Klöster ist ziemlich groß; drei große und in gutem Zustande befindliche Hospitäler sorgen für die Aufnahme und Verpflegung der Leidenden. Der Unterricht befindet sich in den Händen der geistlichen Orden. Wie man auch sonst über die Geistlichkeit auf Manila urtheilen mag, muß man zugeben, daß sie viel für die Wissenschaft thut; das unter der Leitung des P. Favre stehende Observatorium mit seinen telegraphisch (mit der Centralanstalt) verbundenen Stationen im Norden und Süden von Luzon hat sich durch seine meteorologischen Beobachtungen der Schiffahrt wiederholt nützlich erwiesen.

Der Pasig, dessen Spiegel durch den Verkehr der Boote belebt wird, bringt eine angenehme Abwechslung in das von den Straßen gebotene Bild. Die Escolta- und Rosariostraße sind sehr belebt; früh schon sieht man die Milchverkäufer da passiren, die ihre Gefäße auf dem Kopfe tragen, dann kommen die Sacateros (Verkäufer von Pferdefutter) und die chinesischen Barbiere, welche auch frisiren und Nasen und Ohren reinigen. Hieran schließen sich die Sorbetverkäufer, die ihre Waare mit lauter Stimme ausrufen.

In den Kaffeehäusern wird hauptsächlich Limonade und deutsches, jedoch sehr schweres Bier getrunken; Tagalen in weißem Hemde und weißen Beinkleidern bedienen; ersteres wird, wie überall bei den Tagalen, über letzterem getragen.

Es giebt auch schöne, mit Bäumen bepflanzte Promenaden, wie z. B. den Sampaloc. Während der guten Jahreszeit läßt sich die Musik zweimal wöchentlich am



Die Promenade Sampaloc in Manila. (Nach einer Photographie.)

Meeresufer hören, wo sich ebenfalls ein hübscher Sandweg befindet, neben dem das Exercierfeld liegt. Sonntags bei der Musik erscheinen Wagen in großer Zahl, wirkliche europäische Prachtwagen, in denen europäische Kaufleute und reiche Mestizen nachlässig ausgestreckt ruhen und dazwischen zahlreiche Calesas und einheimische Carromatas. Die Calesa ist ein für die Tropen ganz geeignetes Beförderungsmittel, klein und schmal; das Verdeck fällt vorn tief genug herab, um das Innere gegen die Hitze zu schützen, der Kutscher sitzt hinten; wenn das Verdeck niedergeschlagen ist, steckt er seinen Kopf durch ein in demselben angebrachtes Loch. Die Carromata ist ein mit Ledervorhängen abgeschlossener Diminutivwagen, der auf zwei Rädern läuft; der Kutscher sitzt gewöhnlich auf der Gabel; in der Stadt sind diese Vehikel meistens nur mit einem Pferde bespannt.

Musik und Theater helfen den Bewohnern die Zeit kürzen, namentlich erstere ist bei der einheimischen Bevölkerung sehr beliebt; die „Bella Filipina“, ein Lied, welches die Anmuth und die Schönheit der einheimischen Frauen preist, ist in aller Munde. Die Damen verdienen dieses Lob, wenn auch ihre Schönheit der starken Rassenvermischung wegen keinen bestimmten Typus besitzt, sie zeigen vielleicht gerade darum meist wenig Charakter und vermischte Züge. Negritos, Malayen, Chinesen, Menschen aus allen Ecken Indiens, Nord- und Südamerikaner, Europäer aus allen Gegenden des Erdtheiles finden sich dort zusammen. Wenn man den Physiognomien größere Aufmerksamkeit zuwendet, wird man allerdings gewisse Grundformen unterscheiden lernen; die Eingeborenen des Landes, tagalischen Stammes und also zur malayischen Rasse gehörig, haben einen ge-

meinschaftlichen Zug, sie tragen großentheils die Zeichen der Vermischung der malayischen Eroberer mit den kleinen, mehr oder weniger dunkel gefärbten Negritos; die Mestizen besitzen häufig eine große, ganz eigenthümliche Schönheit.

Die Verwaltung der Besitzung ist ziemlich einfach; an der Spitze der Kolonie steht der General-Kapitän, dessen Stelle reichlich dotirt und daher sehr begehrt ist; vielleicht erklärt sich hieraus der häufige Wechsel der Würdenträger, der wohl nicht zum Vortheile der Kolonie mitwirkt. Er besitzt eine ziemlich unumschränkte Gewalt, nur der Kommandant der Flotte und der Erzbischof von Manila sind in ihrem eigenen Departement Herren und namentlich der Einfluß des letzteren ist sehr groß. Die ganze Besitzung ist in Provinzen und Distrikte getheilt; an der Spitze der ersteren stehen mit dem Titel Alcaldes mayores Militär-Gouverneure, dem Range nach in drei Klassen getheilt; sie sollen unter keinen Umständen länger als 10 Jahre in den Besitzungen überhaupt, länger als drei Jahre in derselben Provinz bleiben. Durch diese Bestimmung wird die weltliche Macht der geistlichen gegenüber sehr in Nachtheil versetzt, da der Priester außer dem Einflusse, den ihm seine Stellung überhaupt verleiht, nun auch den der lokalen Ancienität besitzt. Außerdem aber will man nicht, daß die Beamten mit dem Lande und seinen Bewohnern zu vertraut werden; aus einem Mißtrauen der spanischen Regierung gegen ihre eigenen Diener entstanden, muß dieser Grundsatz nothwendiger Weise sehr nachtheilige Wirkungen für die Besitzungen zur Folge haben; ohne besondere Vorbereitung treten die Beamten ihre Stellen an, und ehe sie noch Gelegenheit gehabt haben, diesem Mangel durch prak-



Indierin von Manila. (Nach einer Photographie.)



Mestizinnen von Manila. (Nach einer Photographie.)

tische Erfahrung abzuhelfen, ehe sie noch sich mit Land und Leuten haben bekannt machen können — wenn sie wirklich die ernste Absicht dazu hegen sollten — werden sie wieder zu einer anderen Stellung berufen. In den Händen dieser Beamten liegt auch die richterliche Autorität. Im Uebrigen beruht Alles auf der Verwaltung der Gemeinden; jede derselben wählt ihren Gobernadorcillo und seine tenientes auf zwei Jahre (Wiederwahl ist unter Umständen statthaft); wenn die Beamten, wie es wohl vorkommt, kein einziges Wort Spanisch verstehen, stellt man ihnen einen Gehilfen zur Seite. In jedem Dorfe besteht ein Gemeindehaus (tribunal), in welchem die dazu berechtigten Reisenden ein Unterkommen finden, wobei ihnen gegen Vergütung sogar ein Mann zur Bedienung gestellt wird, der Holz und Wasser holt. Nach dem Census von 1876 zählte man 802 Kirchspiele, wovon nur 181 unter der Leitung europäischer oder eingeborener Weltgeistlichen standen; die übrigen waren mit Ordensgeistlichen besetzt, deren 10 zu den Jesuiten, 89 zu den Dominikanern, 154 zu den Rekollekten (Franziskanern strenger Observanz), 164 zu den Franziskanern und 196 zu den Augustinern gehörten.

Daß die Geistlichkeit einen für die Entwickelung des Landes sehr wohlthätigen Einfluß geübt hat, läßt sich nicht leugnen; ihr ist es zu danken, wenn in jedem Dorfe eine Schule besteht, wo bis vor nicht gar langer Zeit der Elementarunterricht nur in der Landessprache ertheilt wurde; seither hat man allerdings versucht, das Spanische allgemeiner einzuführen, doch scheint das edle Kastilianisch bei den Eingeborenen noch keine starke Verbreitung gefunden zu haben. Um die spanische Herrschaft in den Kolonien zu verstehen, darf man nicht vergessen, daß die Ausbreitung des christlichen Glaubens gewöhnlich das erste Ziel war,

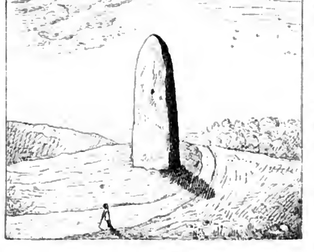
welches sich die Spanier stellten, dann erst kamen die Handelsinteressen und die Ehre der Krone. Daß hier die Bekehrung zum Christenthume eine sehr oberflächliche ist, thut nichts zur Sache; es ist den Priestern und, wie wir gesehen haben, nur ihnen allein zu danken, wenn zwischen der herrschenden Rasse und der unterworfenen Bevölkerung eine viel größere Sympathie besteht, als man wohl in irgend einer anderen Kolonie findet. Gewiß ist die Klage, die F. Jagor (Reise in den Philippinen) ausspricht, nicht unbegründet, daß die christlichen Bewohner der Philippinen so viel von ihren Eigenthümlichkeiten verloren haben und die Gewohnheiten der Herrscher nachäffen, ohne sich dieselben innerlich angeeignet zu haben. Das ist traurig genug, aber wohl beinahe überall der Fall, wo eine höhere Rasse, selbst mit den besten Absichten, in das Geschick einer fremden Rasse eingreift und diese nach dem Bilde, welches sie sich selbständig geformt hat, zurecht zu kneten trachtet; die Eigenthümlichkeiten der untergeordneten Rasse nach höheren Einsichten zum Guten zu leiten, sollte das wahre Ziel sein. Ein solches Ziel aber wird, wenigstens für ein ausgedehntes Gebiet, immer unerreichbar bleiben, da es den Machthabern sicherlich nie glücken wird, mit dem Gedankengange des beherrschten Volkes so vertraut zu werden, wie nöthig ist, um überall das Richtige zu treffen. In kleinem Maßstabe können wir die Resultate eines derartigen Strebens, aber leider nur sehr vereinzelt, bei den Gemeinden einzelner Missionare sehen.

Monolithische Denkmäler vom Mittelrheinlande.

Von Dr. C. Mehlis.

Zu den interessantesten und unbekanntesten Denkmälern der vorgeschichtlichen Zeit im Mittelrheinlande gehört der Gollenstein[1]). Einen Kilometer nordwestlich von Bliescastel, dem angeblichen Castrum ad Blesam der Römer, steht einsam und geheimnißvoll auf unbewaldeter Höhe, weithin den Bliesgau beherrschend, wohl das älteste Baudenkmal der Pfalz, der altersgraue Gollenstein, im Volksmunde auch Golden- oder Gothenstein genannt.

Es ist ein gewaltiger Obelisk von roher Form, ohne Spuren künstlerischer Bearbeitung, genau den auch in Skandinavien, in Wales und im mittleren Frankreich — Gallia celtica — vorkommenden vorgeschichtlichen Steinpfeilern, archäologisch menhir genannt, entsprechend. In Skandinavien heißen diese Erinnerungszeichen der Vorzeit Bautasteine[2]).



Der Gollenstein bei Bliescastel.

Der „Gollenstein“, ursprünglich vielleicht „Gallierstein“ und vermuthlich von den im fünften Jahrhundert v. Chr. nach Süddeutschland vorrückenden celtischen Galliern errichtet, ist, wie gesagt, ein Obelisk von nahezu quadratischer Grundform von 1,50 bis 1,70 m Breite und über 7 m Höhe; etwa das oberste Drittel ist zuckerhutförmig zugespitzt; das Gebilde ist ein Monolith aus roth und weiß gefleckten Bliescastler Buntsandstein. Er steckt jedenfalls noch mehrere Meter tief in der Erde, und mag man die Schwierigkeiten bei der Transportirung und Aufrichtung dieses Kolosses ermessen, wenn man sich die geringen technischen Hilfsmittel jener Zeit und jener primitiven Völkerstämme vergegenwärtigt.

Eine etwa im unteren Drittel des Steines angebrachte kleine Vertiefung scheint aus christlicher Zeit zu stammen und zur Aufnahme eines Crucifixes oder Heiligenbildes gedient zu haben, wohl um die bösen Geister dieses „Teufelssteines“ zu bannen oder das Unheimliche, Furchterregende seiner Erscheinung einigermaßen zu mildern.

Der Gollenstein soll die höchste aller derartigen Steinsäulen in den Vogesen sein.

Obwohl, wie oben ausgeführt, die meisten Anzeichen für die Errichtung des Steines auf gallischen Ursprung hinweisen, so ist die M[illegible]lichkeit doch nicht ausgesch[illegible]ssen, daß wir es hier mit einem alamannischen Grenz- oder Kultussteine zu thun haben.

Wie weit übrigens die tausendjährigen Witterungseinflüsse die ursprüngliche Höhe des Sandstein-Monolithes oder dessen Form beeinflußt haben, darüber läßt sich nichts bestimmen. Soweit Ingenieur H. Leon von Dürkheim. — August Becker bemerkt in seinem Werke: „Die Pfalz und die Pfälzer“, S. 689, daß manche unheimliche Sage von dem „Teufelssteine“ im Volke gehe.

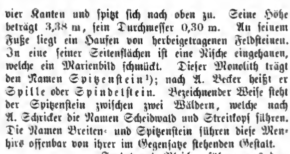
[1]) Die Abbildung des Gollenstein und die Mittheilungen darüber verdanken wir der Güte des Herrn Ingenieur H. Leon zu Dürkheim.

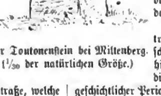
[2]) Vergl. Fr. v. Hellwald: „Der vorgeschichtliche Mensch“, 2. Aufl., S. 528, und du Chaillu: „Im Lande der Mitternachtssonne“, kleine Ausgabe, S. 545 bis 546. Diese nordischen Bautasteine sind jedoch nur Gedenksteine für Grabsetzungen. Obelisken dieser Art kommen auch im Mittelrheinlande vor. Erwähnt sei der Hinkelstein von Monsheim und ein kleiner Obelisk, der auf Grabhügeln bei Neunkirchen in der Pfalz nordöstlich von Kaiserslautern stand; vergleiche dazu Mehlis: „Archäologische Karte der Pfalz und der Nachbargebiete.“

Solche Monolithe sind übrigens häufig im Hartgebirge und in den Vogesen. Zwei Stunden nach Westen an der Grenze der Rheinpfalz erhebt sich bei Rentrisch am Fuße des von einem prähistorischen Ringwalle gekrönten „großen Stiefels" eine zweite Spitzsäule, Spilstein genannt. Sie ist nach A. Becker[1]) vierkantig, 15 Fuß hoch, hat 14 Fuß im Umfange und besteht aus einem Steine. Manche Sagen gehen dort um vom Riesen „Heim" und den in den Höhlen des „Stiefels" hausenden „rothen Pfaffen". Am Rande des Hartgebirges weiter nach Osten, südwestlich von Landstuhl, steht bei Martinshöhe ein dritter Monolith dieser Art; er ist vierkantig, oben abgebrochen und ragt nur noch in Manneshöhe über den Boden.

Zahlreich finden sich diese räthselhaften Säulen auch im Elsaß und zwar gewöhnlich auf den wasserscheidenden Höhen des Mons Vosagus.

Südlich von Bitsch liegen am Fuße des von einer Ringmauer umgebenen Volksberges, welcher sich zwischen Saar und Rhein, zwischen Elsaß und Lothringen, erhebt, drei dieser Menhirs. Bei Althorn erhebt sich an der Grenze zwischen Rhein und Mosel auf der Höhe des Königsberges der Breitenstein[2]). Er hat eine Höhe von 4,40 m und jede seiner Seitenflächen mißt 1 m in der Breite. Auf der Generalstabskarte vom Jahre 1879 heißt er „Zwölfapostelstein". Nach A. Schricker und A. Becker[3]) ward er seit 1787 mit dem Crucifixe und dem Bilde der zwölf Apostel geschmückt, „da einige Holzhändler eines Gelübdes wegen den heidnischen Stein für den christlichen Kultus gewinnen wollten." Ein Urkundencodex des nahen Klosters Weißenburg erwähnt den lata petra, den Breitenstein, schon als Grenze in einer Schenkung vom Jahre 713. Später grenzte er das Eigenthum und den Wildbann der Lothringer Herzöge ab. Dieser Monolith bezeichnete ebensowohl die Grenzen der Germania prima und der Gallia Belgica, als nachher die der Diöcesen Straßburg und Metz, und wie dieser Menhir in historischer Zeit als politischer und religiöser Grenzstein galt, so mag er, wie Daniel Specklin meint, schon in der Vorzeit grauen Tagen die Gaue der Treverer und der Triboccen geschieden haben und ebenso schied er wohl die Gebiete der Franken und der Alamannen, als diese germanischen Stämme den „alsturinser" und den „saroinser" Gau besiedelten.





Der Toutonenstein bei Miltenberg.
($^1/_{30}$ der natürlichen Größe.)

Ein zweiter Grenzstein steht als Stumpf einige hundert Schritte nördlich von derselben Straße, welche zur Saar und nach Lothringen hinabführt.

Ein dritter Monolith aus der Vorzeit steht in den düsteren Grenzwaldungen zwischen Moder und Eichel, $1^1/_2$ Stunden südlich auf der sogenannten Hochstraße zwischen Volksberg und Roßsteig. Er besteht, wie die übrigen, aus einem Blocke des Vogesensandsteines, hat vier Kanten und spitzt sich nach oben zu. Seine Höhe beträgt 3,38 m, sein Durchmesser 0,30 m. An seinem Fuße liegt ein Haufen von herbeigetragenen Feldsteinen. In eine seiner Seitenflächen ist eine Nische eingehauen, welche ein Marienbild schmückt. Dieser Monolith trägt den Namen Spitzenstein[1]); nach A. Becker heißt er Spille oder Spindelstein. Bezeichnender Weise steht der Spitzenstein zwischen zwei Wäldern, welche nach A. Schricker die Namen Scheidwald und Streitkopf führen. Die Namen Breiten- und Spitzenstein führen diese Menhirs offenbar von ihrer im Gegensatze stehenden Gestalt.

Faudel und Bleicher führen aus dem Dagsburger Ländchen, welches nördlich vom Mont Donon in Wäldern liegt, noch mehrere der hier einschlägigen Spitzsäulen an[2]). Unter ihnen ragt die Kunkel am Eingange zum Soldatenthale unterhalb des Teufelfels im Gemeindewalde von Albersweiler hervor. Diese „énorme obélisque" hat eine Höhe von 7 m und nähert sich demnach am meisten dem bei Bliescastel gelegenen Gollensteine. Nach Schöpflin befanden sich früher zwei kleinere Menhirs zu beiden Seiten der Kunkel. Den genannten Monolithen ist die Form des nach oben zugespitzten Obelisk gemeinsam; entweder bildet ihre Grundform ein Quadrat oder einen Kreis. Das Gestein besteht aus Vogesensandstein. Das Volk nennt sie nach ihrer mit einer Spindel verwandten Gestalt „Spillen", „Spindelsteine" oder „Kunkeln" oder nach ihrer gegensätzlichen Form Breitenstein und Spitzenstein. Nach diesen Benennungen zu schließen, wird auch der Name Golgenstein oder Gollenstein mit der Form in Verbindung zu bringen sein und nicht mit den Urhebern, den Galliern. Da nun solche Monolithe in anderen Gegenden mit dem prosaischen Namen „Galgenstein"[3]) bezeichnet werden, so halten wir Gallenstein einfach für eine verderbte Form von Galgenstein. Das Volk verglich im einen Falle den sonderbaren Obelisk, wenn er rund, mit einer Spindel oder Kunkel, im anderen Falle, wenn er vierkantig wie hier, mit dem Hauptbalken eines Galgens. Karl Christ dagegen leitet Gollenstein von der „Gugel" oder „Gogel" ab, einer runden Kopfbedeckung des Mittelalters.

Was den Zweck dieser Monolithe betrifft, so spricht ihre Lage auf den wasserscheidenden Höhen und ihre Benutzung in historischen Zeiten als Grenzsteine, für diese Bestimmung von Anfang an in vorgeschichtlicher Periode. Daß an diesen altehrwürdigen Grenzsteinen auch religiöse Gebräuche ausgeübt wurden und werden, darf Niemanden wundern, welchem die Formen der Steinverehrung in der Gestalt der Hermen und der lapides terminales bei den Griechen und Römern bekannt ist.

[1]) Vergl. „Die Pfalz und die Pfälzer", S. 708 bis 709.
[2]) A. Schricker: „Durch das elsässische Heckenland" in der Gegenwart, 1883, Nr. 6 und 7, besonders S. 93.
[3]) Vergl. a. a. O. S. 703 bis 704.

[1]) Vergl. Bleicher und Faudel: „Matériaux pour une étude préhistorique de l'Alsace", II. publication, p. 85; hier auch die genaueren Maße des „Breitenstein".
[2]) Vergl. a. a. O. S. 60 bis 61 und S. 86.
[3]) Vergl. v. Hellwald: „Der vorgeschichtliche Mensch." 2. Aufl. S. 528.

Aber es liegt außerhalb der Hart und des Wasgenwaldes ein bezeichnendes Beispiel vom unteren Mainlande vor, daß diese Obelisken wirklich zum Zwecke der Grenzsetzung errichtet wurden.

Im Mai 1878 fand man auf dem Greinberge oberhalb Miltenberg im Spessart wenige Schritte außerhalb eines prähistorischen Ringwalles einen Monolith in Form eines Obelisken von 4,78 m Gesammthöhe und einem Durchmesser an der Basis von 64 cm. Besonderes Interesse giebt diesem roh zubehauenen Denksteine die aus römischen Buchstaben bestehende Inschrift:

INTER
TOVTONOS
C
A
H
F

Dieser Monolith wird nach der Inschrift von J. Becker, K. Christ, Conrady, Mommsen als ein lapis terminalis aufzufassen sein. Da nun bei Miltenberg ein römisches Kastell nachgewiesen ist, und eine hier gelegene Kolonie „Aelia Hadriana" nicht zu den Unmöglichkeiten gehört, so bezeichnet dieser Monolith die Grenze zwischen dem gallisch-germanischen Gauvolke der Toutonen-Teutonen und dem römischen Gebiete [1]).

[1]) Ueber den Toutonenstein vergl. „Korrespondenzblatt des Gesammtvereines der deutschen Geschichts- und Alterthumsvereine" 1878 Nr. 8, 9, 10.

Schließen wir nun vom Bekannten auf das Unbekannte, so werden auch die Obelisken längs der Wasserscheide zwischen Rhein und Saar im Hartgebirge nach Lage, Gebrauch in historischer Zeit und diesem Analogon als Grenzsteine benachbarter gallisch-germanischer Stämme aufzufassen sein. Ob dieselben längs dem ganzen Firste der Vogesen herlaufen, ist noch nicht festgestellt. Da jedoch, wo sie nach unserer Darlegung konstatirt sind, von der Moder und dem Eichelbache an zur Saar und Blies bei St. Ingbert in erster Linie und nach Osten zum Nordrande des Hartgebirges bei Landstuhl und vielleicht weiter nach Osten bis Colgenstein (= Galgenstein) an der Eis nahe bei Worms in zweiter Linie, werden wir diese Grenzsteine als Abgrenzungen gallisch-germanischer Völker, etwa der Mediomatriker im Osten, der Treverer im Nordosten einerseits, der Triboccer im Westen andererseits zu halten haben [1]). Daß diese Terminalsteine in späterer Zeit auch für andere politische und religiöse Bezirke, für Germania prima und Gallia Belgica, sowie für die Begrenzung der Diöcesen in Geltung verblieben, ja bis auf dies Jahrhundert Grenzen bezeichneten, liegt in der Natur der Sache und zeugt nur für die richtige Wahl dieser Grenzmarken ab ovo an [2]).

[1]) Vergl. E. Huhn: „Geschichte Lothringens." S. 8 bis 9, und Karte. Ueber das Verhältniß dieser mittelrheinischen Stämme vergl. H. Kiepert: „Lehrbuch der alten Geographie" §. 451, 452 und 456.

[2]) Zum ganzen Thema vergl. die archäologische Karte der Pfalz und der Nachbargebiete von Dr. C. Mehlis, sowie Text dazu.

Alaska.

(Nach Iwan Petroff, Report on the Population, Industries and Resources of Alaska. Washington 1884.)

III. (Schluß.)

Ko. Die Ethnographie von Alaska bietet trotz Allem, was in neuerer Zeit hierüber publicirt worden ist, immer noch ein weites Feld für eingehende Studien, aber die Schwierigkeiten für den Beobachter sind sehr groß, besonders da die meisten Völkerschaftsnamen bekanntlich am Boden und nicht an den Leuten haften. Mit Sicherheit lassen sich vier Hauptabtheilungen unterscheiden: Innuit oder Eskimo, Unangan oder Aleuten, Tlinkit und Athabaska oder Tinneh.

Die Eskimos bewohnen die ganze Küstenlinie mit einer kleinen Unterbrechung an Cooks Inlet, wo die Tinneh zur Küste durchgebrochen sind. Sie sind offenbar von demselben Stamme, wie die grönländischen Eskimos und wahrscheinlich gleichzeitig mit diesen aus dem Süden in diese unwirthlichen Regionen gedrängt worden. Sie alle gebrauchen Fellboote, Kajaks für die Männer und Umiaks für die Frauen, durch die Russen sind auch die ursprünglich auf den Aleuten einheimischen mehrsitzigen Baidarken eingeführt worden. Ihre Lebensweise ist der ganzen Nordküste entlang ziemlich dieselbe, nur daß die einen mehr auf dem Lande, die anderen mehr auf dem Wasser jagen. Sie haben keine anerkannten Häuptlinge, wohl aber so ziemlich in jeder Ansiedelung einen Mann von besonderem Einfluß, der bei Handelsgeschäften den Verkehr vermittelt; er heißt Umailik, besitzt aber keinerlei Autorität über seine Mitbürger. Petroff unterscheidet folgende Unterabtheilungen: die Kopagmute im Inneren; die Nunatagmute am Noatak und Kovak, zum Theil mit den Tinneh vermischt; die Malemute zwischen Kotzebuesund und Nortonsund, die eifrigsten und kühnsten Händler in Alaska; die Kingigimute, kriegerische kühne Händler, welche den Verkehr zwischen Amerika und Asien vermitteln, aber kaum selbst jagen; dann längs der Küste nach Süden die Kaviagmute, die Unaligmute am Nortonsund, die Ikogmute an der Yukonmündung, die Magmute oder Minkleute in den Deltaebenen, die Nunivagmute und die Kajaligmute; die drei letzten Stämme vereinigt Dall als Magmute. Im Kuskokwimgebiet wohnen die Kuskokwagmute, 3000 bis 4000 Seelen stark; sie sind dunkeler als ihre nördlichen Nachbaren und haben häufig Schnurrbärte. Die Togiagamute am Togiak sind erst seit 1880 mit den Weißen in Berührung gekommen; Petroff war der erste, welcher die Stämme im Inneren besuchte. Weiber und Kinder flüchteten schreiend vor ihm. Sie leben meistens nomadisch, ohne jede Autorität, selbst ohne Umailik, nur die Küstenstämme auf Cap Newenham sind civilisirter.

Mehr durch die europäische Civilisation umgewandelt sind die Bewohner des Nuschegakgebietes, die Nuschegagmute. Sie gelten alle für Christen und treiben eifrigen Handel mit den Tinneh. Ebenfalls für Christen gelten die Aglemute an der Nordküste der Halbinsel Alaska, unter ihnen wohnten früher Aleuten, die aber westwärts gedrängt und auf die äußerste Spitze der Halbinsel beschränkt worden sind. An der Südseite wohnen die Kaniagmute, einer der wichtigsten Stämme als die besten Seeotterjäger, früher gefährliche Feinde der Russen, aber später ihre besten Unterthanen. Sie bewohnen hauptsächlich Kadjak und die umliegenden Inseln und werden deshalb von den Russen einfach Kadjaken genannt. Sie hatten früher schon erbliche Oberhäupter, die aber seit der russischen Herrschaft durch gewählte Starschinas (Aelteste) ersetzt wurden. Wie die Tlinkit hielten sie Sklaven, behandelten sie aber besser und opferten sie nie; die Sklaverei nahm aber rasch ein Ende, da die Sklaven zu den Russen flüchteten und unter deren Schutz ihren früheren Herren trotzten. Die Kadjaks haben auch sonst manche Sitten der Tlinkit angenommen und ihnen allerhand sonst den Eskimos fremde Kunstfertigkeiten abgesehen; auch den Bogen zur Seeotterjagd haben sie angenommen, der Pfeil ist 2′ lang mit einer 6″ langen scharf geschliffenen Knochenspitze.

Von diesen Abtheilungen können nur die wenigsten als Stämme bezeichnet werden, denn die wanderlustigen Eskimos siedeln sich in dem einen Jahre hier an, im anderen dort und werden darum bald dieser, bald jener Abtheilung zugerechnet. Besonders die südlichen Küstenstämme sind stark mit Einwanderern durchsetzt.

Die Aleuten oder Unaugan bewohnen die Spitze von Alaska, die Schumagininseln und die Aleuten. Die Ableitung ihres Namens ist dunkel, vielleicht von den Olutorsky, dem einzigen Stamme in Kamtschatka, welcher, wie die Aleuten, den Walfisch jagte. Auch über ihre Abstammung sind wir durchaus noch nicht im Klaren, ihre Traditionen wissen nichts von einer Einwanderung aus Asien. Petroff bringt übrigens über die Aleuten nichts Neues bei, sondern giebt nur einen längeren Auszug aus dem Buche von Veniaminof.

Die Athabasken oder Tinneh gehören zu demselben Stamme, wie alle Indianer nördlich von Mexiko; sie bewohnen das Inland bis zum oberen Jukongebiete, sind aber, wie schon erwähnt, nur an Cooks Inlet bis zur Küste vorgedrungen. Der Civilisation stehen sie weit feindlicher gegenüber, als die Eskimos, und sie werden wahrscheinlich das Schicksal ihrer südlicheren Stammesgenossen theilen und verschwinden, sobald die Besiedelung stärker wird. Sie zerfallen in eine Masse von Stämmen, deren einzelne Aufzählung hier zu weit führen würde, den Stammnamen hängen sie meistens das Wort khotana oder tena, im oberen Jukonthale auch kutschin an. Länger mit den Russen in Berührung sind nur die Tinnat-khotana an Cooks Inlet, die erst nach langem Kampfe sich unterwarfen. Heute haben sie vielfach die Sitten der halbcivilisirten Kadjaken angenommen und bauen Holzhäuser mit festem Dache; kleine gedielte Anhänge am Hauptraume dienen im Winter als Schlafzimmer. Sie sind dem Namen nach Christen, haben aber mit dem alten Aberglauben auch viele alte Traditionen bewahrt, darunter namentlich die von Kämpfen mit Riesenstämmen in den nördlichen Gebirgen, die zeitweise in ihr Gebiet einbrachen, um Menschen zum Verzehren zu rauben.

Die Ahtena oder Ahtna-khotana am Copper River, höchstens 300 Mann stark, vermitteln den Verkehr zwischen den Eskimos und den Binnenlandstämmen, hüten aber eifersüchtig ihr Gebiet. Sie haben zwar einem weißen Bergmanne gestattet, sich am unteren Flusse niederzulassen, aber auch er hat nicht in ihre Dörfer kommen dürfen, und Russen, welche früher den Versuch wagten, sind erschlagen worden. An der Küste kaufen sie Tabak, etwas Baumwollenzeug und namentlich Perlen, letztere aber nur, um sie an die Stämme im Inneren weiter zu verhandeln, schwerere Gegenstände nehmen sie nicht mit, weil der Fluß zweimal von Gletschern gesperrt werde und sie die Boote weit über das Eis tragen müßten. Ihr Typus ist ganz der der echten Indianer und ihre Pelzkleider sind mit den Stacheln des Stachelschweines verziert.

Die vierte große Bevölkerungsabtheilung, die Tlinkit oder Koloschen, sind durch die schönen Forschungen der Gebrüder Krause neuerdings genauer bekannt geworden, und wir brauchen auf das, was Petroff über sie sagt, um so weniger einzugehen, als seine Angaben von Krause in seinem auch im „Globus“ besprochenen Buche [1]) benutzt worden sind.

Die europäische Besiedelung des neuen Territoriums hat auch seit der Erwerbung durch die Vereinigten Staaten keine sonderlichen Fortschritte gemacht. In der That hat das Land wenig, was zur Ansiedelung verlocken könnte. Ackerbauer können selbst an den günstigsten Stellen nicht mit Sicherheit auf eine Getreideernte rechnen; auch Fruchtbäume gedeihen, mit Ausnahme der Cranberries und der Erdbeere, nicht mehr. Dagegen läßt sich die Kartoffel in den südlicheren Gegenden mit Erfolg züchten, aber in größerem Maßstabe geschieht es nur auf Afognak Island, wo auch Rüben auf Feldern gezogen werden; sonst beschränkt man sich auf Gartenbau. Selbst auf Kadjak mißräth die Kartoffel mindestens einmal innerhalb fünf bis sechs Jahren. — Versuche mit Hafer sind völlig mißlungen.

Rindviehzucht haben schon die Russen unternommen und zwar auf Kadjak mit recht befriedigendem Erfolge; die Winterfütterung bietet aber solche Schwierigkeiten, daß die Heerde nie über 20 bis 25 Köpfe stark wird. Dasselbe Hinderniß steht der Schafzucht entgegen und auch für die Schweine läßt sich nur schwer Winterfutter beschaffen. Der Ackerbau ist seit dem Ende der russischen Herrschaft eher zurückgegangen.

So wird Alaska wohl für immer nur auf seine Pelzthiere und seine Fische angewiesen bleiben. Schon die jetzige Bevölkerung erfordert in immer steigendem Maße die Einfuhr von Mehl und Schiffszwieback. Auch der Zuckerimport nimmt erheblich zu, aber es ist kein gutes Zeichen, denn der Zucker geht besonders in die Gebiete, in denen Weiße und Mischlinge gelernt haben, einen fuseligen Schnaps aus ihm zu gewinnen. Daneben findet anscheinend auch noch von den Walfischfängern oder eigenen Schiffen aus ein bedeutender Branntweinschmuggel statt und die demoralisirende Wirkung des berauschenden Getränkes macht sich bereits so fühlbar, daß eine strengere Zollüberwachung dringend nöthig erscheint.

[1]) Vergl. „Globus“, Bd 48, S. 336.

Eine Pilgerstadt in Indien.

Ko. Neben den berühmten heiligen Städten am Ganges hat Indien noch manche andere Stadt, die vielleicht in Europa weniger bekannt ist, aber trotzdem aus großen Entfernungen Pilgrime anzieht. Neben dem Ganges hat seit der Urzeit der Godawery, der Purvaganga der alten Bücher, seine Heiligkeit bewahrt, und wenn die Städte am ersteren Flusse Denkmäler des Triumphes der eingedrungenen Arier bilden, so liefert der Godawery den Beweis, daß sie im Süden der kuschitischen Urbewohner niemals völlig Herr wurden und schließlich auch in religiöser Beziehung sich zu einem Pakt verstehen mußten, durch welchen Siwa und sein gewiß nicht arischer Kultus als gleichberechtigt neben Brahma und Wischnu anerkannt wurden. Die Söhne der braunen Kadru blieben dort Priester und Fürsten, und alles, was die Brahmanen erreichen konnten, war, daß sie den Godawery und seine heiligen Stätten gewissermaßen zu Filialen derer am Ganges herabdrückten, die Heiligkeit des Godawery davon ableiteten, daß seine Quelle wenigstens zeitweise einen unterirdischen Zufluß vom Ganges her erhalte.

Den Bewohnern Centralindiens macht das keine Sorge. Für die ganze Präsidentschaft Bombay ist die heiligste Stätte Nasik; nach Benares verirrt sich nur dann und wann einmal der Frömmsten und Reichsten einer. Nasik ist aber in Europa so wenig bekannt, daß nachstehende Schilderung eines Besuches daselbst, welche wir der „Mail“ vom 30. Juli d. J. entnehmen, wohl einiges Interesse beanspruchen dürfte.

Nasik ist eine Stadt von 20 000 bis 25 000 Einwohnern, schon seit uralten Zeiten ein wichtiger Punkt für den Handel, welcher den Godawery herauf nach der Westküste ging, heute mit Bombay durch die nach Benares führende, große centralindische Eisenbahn verbunden und Hauptstadt eines Distriktes. Obschon das ganze Jahr hindurch von Pilgern aufgesucht, welche in der nahen Godaweryquelle ihrer Sünden ledig werden wollen, sieht es den Hauptpilgerstrom doch nur alle zwölf Jahre. In jedem zwölften Jahre, wenn Jupiter in das Zeichen des Löwen tritt, entsendet der Ganges einen Theil seines Wassers in die Godaweryquelle und dann ist ein Bad in derselben ebenso heilsam für die Seele, wie eines im Ganges selbst. Ueber 200 000 Pilger pflegen dann in Nasik zusammen zu strömen, aber nur wenige ziehen noch zu Fuß heran. Die Eisenbahn, anfangs den Brahmanen so unangenehm, daß sie energisch gegen ihre Erbauung protestirten und schließlich auch durchsetzten, daß die Station in vier Meilen Entfernung angelegt wurde, hat die Frequenz ungeheuer gehoben und kann in den Hauptfestwochen kaum Waggons genug beschaffen. Von der Station führt jetzt eine gute Straße mit einer Allee schattiger Tamarisken und Akazien zur Stadt. Als unser Berichterstatter dort anlangte, wimmelte sie von Pilgern aller Stände und Lebensalter; unter allen Bäumen lagerten Gruppen und eine Menge von Ochsenkarren und mit Ponys bespannten Wägelchen beförderten die wohlhabenderen Pilger zur Stadt. Vor dem Thore warteten ihrer die Brahmanen. Es sind ungefähr 500 Familien, die sogenannten Ubadhyas, welche die Pflicht — oder richtiger das sehr einträgliche Recht — haben, die Pilger zu beherbergen und zu bewirthen. Konkurrenz findet unter ihnen nicht statt; die Pilger werden nach altem Herkommen getheilt und in streitigen Fällen entscheiden uralte Bücher, welche bis in die Zeiten Aureng Zeb's zurückreichen und Namen und Heimath früherer Besucher enthalten. Wer einmal bei einem Ubadhya gewohnt hat, dessen Nachkommen sind für alle Zeiten Gastfreunde und müssen in seinem Hause absteigen, d. h. wenn sie Geld mitbringen, denn sonst können sie sehen, wo sie unterkommen. Umsonst ist nichts in der heiligen Stadt und die sauer ersparten Rupien der Frommen wandern rasch in die Taschen der Brahmanen.

Der Pilgrim bereitet sich zu den heiligen Ceremonien durch ein 24stündiges strenges Fasten vor. Dann geht er in einen der Tempel, welche dem Flusse entlang stehen und bringt sein Opfer an Reis, Blumen und geklärter Butter, und nun darf er endlich zum Flusse hinab steigen. Aber ehe er in eins der gemauerten Bassins eintreten darf, in welchen sich in der trockenen Jahreszeit das spärliche Wasser sammelt, muß er wieder zahlen; ist er recht fromm und kann er zahlen, so besucht er die verschiedenen Becken nach einander und macht vielleicht auch die ganze Ceremonie noch einmal durch, um auch die Seelen seiner Vorfahren zu erlösen, die vielleicht in unreine Thierleiber gebannt sind. Dann erst darf er in seinen nassen Kleidern nach Hause zurückkehren und seinen Hunger stillen. Indigestionen sind die gewöhnliche Folge und Cholera und Dysenterie reißen alljährlich arge Lücken in die Reihen der Pilger.

Die zweite Ceremonie besteht in einem Besuche der Godaweryquelle bei Trimbuk, 14 Miles entfernt. Hier hat er nicht nur in einem Teiche, der für die Quelle gilt, zu baden, sondern auch von dem Wasser zu trinken, keine Kleinigkeit, wenn man bedenkt, daß dasselbe beinahe stagnirt und den Schmutz von Tausenden aufnimmt. Der Kollektor von Nasik nahm einmal eine Flasche davon zur Untersuchung mit und es bedurfte keines Mikroskopes, um eine Menge lebender Organismen darin zu erkennen; als er es aber einem der angesehensten Brahmanen vorhielt, zuckte der die Achseln und meinte, das Paradies sei auch diesen Preis werth. — Bösartige Epidemien sind die natürliche Folge, aber dem Hindupilger ist das ziemlich gleichgültig; stirbt er im heiligen Bezirke, so bleibt ja seine Seele vor all den Unannehmlichkeiten und Gefahren bewahrt, welche eine arme Hinduseele nach dem Verlassen des Leibes bedrohen. Nasik ist eines der Centren, wo die Cholera-epidemien ihren Ursprung nehmen, und mit den zurückkehrenden Pilgern verbreitet sie sich über ganz Indien. Die englische Regierung ist dem gegenüber machtlos; sie sendet zwar in jedem Pilgerjahre Aerzte und Arzneien nach Nasik, aber die Pilger befolgen deren Vorschriften durchaus nicht; helfen die Beschwörungen des Brahmanen und ein von ihm geschriebener und in den Fluß geworfener Zettel nicht, nun, so stirbt der Kranke eben und wird alsbald am Flußufer verbrannt. Die Ueberlebenden ziehen sündenrein ihrer Heimath zu und nehmen für ihre Angehörigen ein verlöthetes Kupfergefäß mit dem heiligen Wasser mit nach Hause.

Ganz Nasik ist voll von Tempeln und Heiligthümern; heilige Ochsen und Kühe wandeln auf den Straßen umher und stecken ungestraft die Nase in die Kornsäcke der Läden. Götterbilder sind überall zu haben; der Berichterstatter beschwert sich darüber, daß sie sämmtlich im schlechtesten Stile gearbeitet sind, vergißt aber ganz, daß dieselben wohl sämmt-

lich Birminghamer Fabriken ihre Entstehung verdanken. Daß die Händler tolerant genug sind, auch Europäern die Götter mit einigem Aufschlag zu verkaufen, ist kein Wunder; der Berichterstatter hätte die Serie, die er für vier Rupien kaufte, in Birmingham billiger erwerben können. Dieselbe bildete übrigens eine vollständige Garnitur, wie sie eine Hindufamilie braucht: ein Bronzebild des Gottes, eine Badewanne für ihn, eine Gießkanne, um ihn zu übergießen, und Schüsseln, um die Opfergaben darauf zu stellen.

Nasik ist zwar vorwiegend Pilgerstadt, aber es hat auch seine Arbeiterviertel, und es ist eine Erleichterung, wenn man aus dem frommen Quartier in die Bazare tritt, in denen die Arbeiter in Erz und Kupfer ihr Wesen treiben. Hier und da sieht man noch ältere Wohnungen mit prachtvollen Holzschnitzereien; aber dem jetzigen Geschlechte scheint die Kunstfertigkeit der Alten abhanden gekommen zu sein und die neuen Häuser sind so häßlich wie nur möglich. Die Stadt erstreckt sich über ein paar Hügel und bietet stellenweise eine hübsche Aussicht über das Tafelland und die dasselbe einfassenden, tafelförmig abgeflachten Basalthügel. Hier ist mancher blutige Kampf ausgefochten worden, denn die Stadt beherrscht den wichtigen Uebergang von der Küste ins Godawerythal und war stets der Schlüssel zum letzteren. Erinnerungen aus allen Epochen sind erhalten; einer der Hügel ist vollkommen ausgehöhlt durch Tempel aus der Buddhistenzeit; in einem alten Hindupalaste, dessen Säulen aus unvergänglichem Teakholze prachtvoll geschnitzte Kapitäle tragen, hält der Gerichtshof seine Sitzung, in einem anderen wohnt der Kollektor, jetzt der höchste Beamte, der über 750 000 Menschen gebietet. Aber in grellem Widerspruche zu den alten Palästen stand die Verhandlung, welche gerade in denselben vorgenommen wurde, und die alten Radschahs hätten sich im Grabe herumgedreht, wenn sie es gewußt hätten; es wurde nämlich der Gemeinderath, der Local Government Board, gewählt und mindestens 50 Proc. der wahlberechtigten Eingeborenen nahm daran regen Antheil. Es war ein Contrast, wie man ihn nur in Indien sehen kann: Krischnaverehrung, souveräne Herrschaft der Brahmanen über die Seelen und englisches Self-Government.

Kürzere Mittheilungen.

Ein Führer durch das Wallis.

Eine umfangreichere, in sich geschlossene Beschreibung des Kantons Wallis und von Chamonix hat F. O. Wolf, früherer Präsident der Schweizer Naturforscher-Gesellschaft, in den „Europäischen Wanderbildern" (Orell Füßli & Co., Zürich) zu veröffentlichen begonnen; dieselbe zeichnet sich durch die genauen und interessanten Daten aus, welche der Verfasser über die merkwürdige Natur und Geschichte des Ländchens beibringt, ferner durch die prächtigen Hochgebirgsbilder J. Weber's und durch eine Reihe guter klarer Karten (meist im Maßstabe von 1 : 200 000), deren Beigabe einem Bedürfnisse entspricht. Wir können auf die bisher erschienenen Bändchen (I. Heft, 81 bis 82. Von der Furka bis Brig; II. Heft, 94 bis 95. Brig und der Simplon; III. Heft, 99 bis 102. Die Visperthäler; IV. Heft, 105 bis 107. Lötschen und Leukerbad; seitdem auch als Bd. I. von „Wallis und Chamonix" ausgegeben) natürlich nicht im Einzelnen eingehen, aber einiges Interessante aus diesen Heften, welche in die Literatur, die Botanik, Geologie und Geschichte des Kantons gleicher Weise einführen, gestatten wir uns doch hier hervorzuheben.

Wallis vereinigt in sich die stärksten Gegensätze; von den milden Ufern des Genfer Sees steigt es hinan zu der rauhen Region der höchsten Bodenerhebungen unseres Erdtheiles. Alle möglichen Abstufungen zwischen diesen beiden Extremen kann man im Hochsommer an einem einzigen Tage durchwandern: im Thalgrunde tropische Hitze, in welcher Wein und Mandeln reifen, und hoch oben polare Kälte, wo eisige Winde über die Felder ewigen Schnees dahinfegen. Während die Kulturregion des Weinstockes (S. 247) in den bevorzugtesten Gegenden der übrigen Schweiz kaum höher als zu 1700 Fuß über dem Meere ansteigt (wie die höchsten Weinberge Neuchâtels, am Genfer-See, in Thun und Graubünden), so beginnen die geschlossenen Rebgelände des eigentlichen Rhonethales in derselben Höhe, erreichen hingegen im Mittel die beträchtliche Erhebung von 2500 Fuß und steigen am Eingange des Visptahles, bei Visperterminen, Stalden und oberhalb Calvetran sogar bis 3100 Fuß hinauf. Erst im Süden der Alpen finden sich Analoga, so am Comersee, im Aostaner Alpenlande und in den südlicheren Hautes-Alpes. Im Wallis erreichen wildwachsende Mandelbäume Granaten, Feigen, die Opuntie und ungefähr 60 andere Species südlicher Gewächse, die der übrigen Schweiz fehlen, ihre Polargrenze, während die Roggenkultur im Findelen oberhalb Zermatt bis zur enormen Höhe von 6300 Fuß ansteigt in die mit Rhododendren erfüllten Lärchengehänge bis zur Grenze der Alptriften hinauf. Selbst die südlicher gelegenen Hochgebirge Italiens, Frankreichs und Spaniens erreichen selten analoge Maxima und nur die Sierra Nevada in Südspanien stellt obigen Zahlen noch höhere gegenüber. Besonders reich aber ist die Alpenflora des Wallis an Seltenheiten; jeder Ort, jedes Nebenthal, ja fast jede Alpe stellt ihre eigenen Repräsentanten, Seltenheiten, die oft nur einen Standort aufweisen, sei es für Wallis, sei es sogar für die ganze Schweiz (S. 81).

Wallis ist ebenso klassischer Boden für die Kunde der Alpengletscher, deren größten, den Aletschgletscher, es besitzt. Von hier sind uns auch aus früheren Jahrhunderten Nachrichten über deren wechselnde Ausdehnung überkommen. Im 16. Jahrhundert (S. 31 ff.) hat urkundlich ein lebhafter Verkehr zwischen dem oberen Wallis und Grindelwald über die Gletscher bestanden, während doch heute der leichteste Uebergang dorthin, der über das Mönchsjoch, zu den tapfersten Thaten kühner Bergsteiger gerechnet wird. Den noch vorhandenen Kirchenbüchern in Grindelwald zufolge begaben sich die der Reformation zugeneigten Walliser über die Gletscher nach Grindelwald, um dort dem Gottesdienste beizuwohnen, sich trauen und ihre Kinder taufen zu lassen, während umgekehrt Grindelwaldener den umgekehrten Weg einschlugen, um im katholischen Wallis ihre Religionsübungen zu verrichten. Die Gletscher waren aber zu jener Zeit viel weniger ausgedehnt und mächtig als heute, wie alte Chroniken, die Ueberlieferung, noch vorhandene Reste des einstigen Weges und noch heute übliche Ortsnamen beweisen. 1540 waren die Grindelwaldener Gletscher wegen der großen Hitze und Trockenheit ganz abgeschmolzen, 62 Jahre später hatten sie dann ihre größte historisch bekannte Ausdehnung erreicht. Zwischen diesen beiden Terminen war es leicht, von Fiesch oder von Naters im Wallis durch das Thal, welches jetzt vom Aletschgletscher bedeckt ist, aber damals noch reiches Weideland war, über die Alpen von Rinderturren und Schönbuhl zum Faulberge zu gelangen. Hier erst, am soge-

nannten Concordiaplatze, mußte der Gletscher betreten werden und dessen Steigung über den Jungfraufirn oder auch über das Ewigschneefeld mochte kaum mehr als 600 m betragen. Der jenseitige (nördliche) Absturz war dann freilich wegen seiner großen Steilheit schwierig, aber doch, weil eisfrei, viel leichter zu begehen als die heutige Gletscherwand. Auch das obere, jetzt vergletscherte Fieschertal soll damals noch reiche Weiden gehabt haben, und vor nicht gar langer Zeit wurde noch im Gemeindehause zu Fiesch ein Käse mit der Jahreszahl 1600 aufbewahrt, der von jener längst verschwundenen Alp stammen sollte.

Auch sonst giebt es im Wallis manche Sagen über ein Kälterwerden des Klimas; so sollen in alter Zeit auf dem nördlich oberhalb Visp gelegenen, 3070 m hohen Wywannihorne und im Aletschgletscher Weinberge bestanden haben, und im hintersten Theile des heute vergletscherten Zmuttthales wuchsen Apfelbäume. In einer der höchsten Alphütten daselbst zeigt man noch einen ziemlich dicken Block, der als Tisch dient und aus einem dort gewachsenen Baume gesägt worden sein soll.

Besonders reich ist Wallis an Mineralien; es werden gefördert Gold, Silber, Nickel, Kupfer, Blei, Eisen, Anthracite, Steinkohlen, Marmor, Topfstein, aus welchem sehr gut heizende Stubenöfen verfertigt werden, Kalk und Gypse. Kein Thal der Alpen ist so reich an seltenen, zum Theil nur dort vorkommenden Mineralien als das Binnthal; Hyalophan, Binnit, Skleroklas, Jordanit und Dufrenoysit finden sich nur in ihm.

Auch das Volk, das dieses großartige, aber rauhe Land bewohnt, verdient unsere volle Aufmerksamkeit. Es sind ihrer kaum 100 000 Seelen, welche auf den 94 Quadratmeilen, von denen aber nur ein Zehntel bewohnbar und nutzbar ist, hausen und sich die Natur unterthan gemacht haben. Beweis dessen die jetzt in Angriff genommene Ableitung des Märjelen-Sees (S. 44 ff.), der durch den Aletschgletscher aufgestaut wird und periodisch abfließt, zuletzt 1878 und 1884. In zwei bis drei Tagen entleert sich die kolossale Wassermenge von ca. 10 Millionen Kubikmeter, die sich durch den Aletschgletscher den Weg bahnen muß, und laut den Aussagen der Hirten ein furchterregendes Rauschen, Krachen, Gepolter und Klingeln in den grausigen Spalten und engen Eisgewölben, im Rhonethale aber ausgedehnte Ueberschwemmungen verursacht. Man will nun durch Abtragen einer ganz niederen Wasserscheide dem See einen dauernden Abfluß nach Osten, zum Fieschertale verschaffen. Ein Zeugniß des Fleißes und der Thätigkeit, des nimmer ruhenden Kampfes, den die Bewohner täglich, Jahr aus und ein, mit den Elementen führen müssen, sind ferner die Wasserleitungen, welche, oft auf den gefährlichsten Strecken, ganz Wallis durchziehen (S. 54), ist namentlich die großartige und erfolgreich durchgeführte Rhone-Korrektion.

Dabei hat sich dieses Volk die Lust am Aufführen von Dramen aus der vaterländischen oder von Scenen aus der heiligen Geschichte bewahrt; solche werden z. B. alljährlich abwechselnd in einem der Dörfer des Lötschenthales aufgeführt (S. 288), und die fähigsten Männer des Landes verfassen diese Volksstücke und üben ihre Werke selbst ein (S. 70).

Wir könnten noch mancherlei Interessantes aus diesen Bändchen mittheilen, namentlich über die allmähliche Erschließung der Hochalpen und die Geschichte der Erforschung und Besteigung der einzelnen Gipfel; aber wir brechen hier ab und verweisen auf die Originale selbst, welche, was den Text anlangt, zu den gelungensten Heften der ganzen Sammlung gehören.

Aus allen Erdtheilen.

Asien.

— Ueber ein eigenthümliches jüdisches Heiligthum, welches etwa $2\frac{1}{2}$ km südlich von Tiberias bei den dortigen warmen Bädern gelegen ist, berichtet Pfarrer Adolf Frei in der Zeitschrift des Deutschen Palästina-Vereins (IX, Heft 2, S. 91 ff.). Durch das Thor der Umfassungsmauer tritt man in einen ziemlich geräumigen, zum Theil gepflasterten Hof, auf welchem sich zwei schornsteinähnliche Brandaltäre erheben. Einige Stufen ermöglichen es dem Opfernden, seine Spende auf den hohen Tisch zu legen, wo eine rauchgeschwärzte Vertiefung zu ihrer Aufnahme bestimmt ist. Diese Altäre gehören den Sephardim. Das Gebäude selbst bildet einen rechten Winkel mit ungleichen Schenkeln, deren kürzerer den Sephardim eignet. Derselbe enthält ein hohes geräumiges Gemach mit einem gitterumgebenen, hoch aufgemauerten Grabmale, in dessen zahlreiche Nischen Lampen gestellt werden. Jüdische Männer und Frauen beten eifrig innerhalb des abgegrenzten Raumes, hinter welchem ein Zimmer eine Bibliothek von talmudischen Schriften und Gebetbüchern birgt. Der andere Flügel, aus schönem rothem Stein erbaut, gehört speciell den Aschkanasim und enthält im Parterre gar keine Räume; dagegen führt eine Treppe in einen Hof des ersten Stockwerkes, welches ziemlich hohe, vergitterte Bogenfenster besitzt und einen etwas größeren Brandaltar enthält. In einem anstoßenden Zimmer ragt an der südlichen Wand aus einem unteren Raume das aufrechtstehende Grab des hier verehrten Heiligen empor, das beide Sekten zu besitzen behaupten. Derselbe heißt Meir Ba'al Hannes, d. h. Meir, der Herr des Zeichens, oder der Wunderthäter, und gilt bei den Juden als ein Enkel Nero's, welcher sich zu ihrer Religion bekehrte. Während Frei's Anwesenheit beging man seinen angeblichen Todestag den 12. Ijjar, welcher 1884 auf den 8. Mai fiel. Aus großer Entfernung, selbst aus Jerusalem, versammelten sich dazu die Feiernden. Am Abend begann das Fest. Die Sephardim erfüllten den vor dem Gebäude sich ausdehnenden Hof. Ein Tänzer, der zugleich als Vorsänger funktionirte, zog einen dichten Kreis von Zuschauern und Zuhörern um sich. Seine halb gesprochenen, halb gesungenen, von komischen Arm- und Beinbewegungen begleiteten Worte wurden von dem ganzen Chore jeweilen mehrmals wiederholt, und jeder Theilnehmende schwang den rechten Arm auf und nieder, bald langsamer, bald schneller, je nach dem Tempo des Vorsängers. Bisweilen wurden die Schenkel geschlagen, dann wieder klatschte man die Hände und nickte mit dem Kopfe. Auch eine Gruppe jüdischer Beduinen, welche im Ghôr (Jordanthal) herumschweifen sollen, hatte sich zu dem Schauspiele eingefunden und nahm einen regen Antheil daran. Im oberen Hofe, demjenigen der Aschkenasim, ertönten Geigen und Gesänge. Einzeltänzer bewegten sich um den Brandaltar, an welchem die Vorbereitungen zu einer Feuerspende getroffen wurden, indem man alte Kleider und Lumpen in den beckenartigen Kopf des Altars legte und sie mit ganzen Eimern von Olivenöl übergoß. Ein Ausrufer versteigerte nun die Ehre des Anzündens. Endlich, nachdem die Nacht schon lange eingebrochen war, steckte der Käufer das Opfer vermittels ölgetränkter brennender Lumpen an, und alsbald züngelten die Flammen auf dem Altar, einen grellen Schein auf die lärmende bunte Menge werfend.

— Der Redaktion der „Oestl. Rundschau“ ist folgendes Kuriosum aus China zugegangen. Die Chinesen lieben

es bekanntlich, durch allerlei phantastisch gemalte Ungeheuer Furcht und Schrecken zu verbreiten; sie meinen oft sogar dadurch die Europäer einschüchtern zu können. So hat jüngst die Beilage zur officiellen Pekinger Zeitung von einem ungewöhnlichen Ungeheuer Da-lao-man berichtet, welches in der Umgegend von Shanghai entdeckt worden ist und die Fremdlinge verschlingt. Der Bericht ist durch den Gouverneur selbst abgestattet worden. Die Beschreibung des Ungeheuers (auch eine Abbildung ist beigefügt) lautet wie folgt: Im vierten Monde dieses Jahres sind in Shanghai Wasserungeheuer Da-lao-man, entdeckt worden, es sind ihrer im Ganzen 13 Stück. Der Körper ist über 26 m groß; sie wohnen am Ufer des Meeres und beschäftigen sich damit, die Fremden zu verschlingen; wenn ihnen ein Chinese in den Weg kommt, so verachten sie ihn auch nicht. Die zum Christenthume bekehrten Chinesen werden nicht gefressen, sondern nur getödtet. Der Gouverneur der Provinz Tsiän-su stattet darüber Bericht ab gleichzeitig mit einer Abbildung der besagten Ungeheuer. Es hat einen Schweinekopf, aber keine Ohren, hat eine lange Zunge, auf dem Bauche sind zwei menschliche Gesichter wahrnehmbar; es spricht mit menschlicher Sprache, hat Füße, aber keine Zehen, hat Augen auf dem Rücken, auf den Händen und Füßen und ist mit Schuppen wie ein Fisch bedeckt. — („Oestl. Rundschau", 1886, Nr. 3.)

Afrika.

— Eine eigenthümlich lockere Art der Sklaverei traf Dr. B. Schwarz (vergl. dessen „Kamerun", S. 258 ff.) bei den Bakundu, welche nordöstlich vom Kamerun-Gebirge zwischen $4\frac{1}{2}^0$ und 5^0 nördl. Br. sitzen. Ob dort zu Lande Einer ein Knecht oder ein Freier ist, ist ganz gleichgültig. Man hält im Allgemeinen ziemlich viel Sklaven, aber in der Praxis gestaltet sich dies mehr zu einer Paradesache als zu einem direkten Vortheile. Das kommt daher, daß die Sklaven durchgängig aus dem Gebirge des äußersten Hinterlandes, wenn nicht gar aus den Hochlanden der Benuë-Quellflüsse stammen; es sind große, starkknochige Menschen, die ihre Herren an Kraft weit überragen. Auch behalten sie ihre fremde Sprache im Verkehre unter einander bei, obwohl sie des Bakundu-Idioms ebenfalls mächtig zu sein pflegen. So liegt die Gefahr einer Verschwörung nahe, zumal diese importirten Menschen aus Gegenden stammen, wo die Berührung mit Arabern die Eingeborenen bereits wilder und waffengeübter gemacht hat. Alle diese Sklaven, vielfach auch selbst schon mit der langen mohammedanischen Flinte ausgerüstet, sind treffliche Schützen. All das bewegt die schwächlichen Bakundu, ihre Sklaven, die insgesammt an einer runden Stirn- und Schläfentatuirung kenntlich sind, nicht in ihrer Nähe zu belassen, sondern sie in Plantagen mitten im Urwalde zu verweisen, die nicht selten eine Stunde und darüber von den Wohnplätzen der Freien entfernt sind. Dort schalten diese sonderbaren Hörigen völlig unbeschränkt. Sie nehmen Weiber, besitzen eigene Häuser und leben von ihren Bodenprodukten, ohne von diesen den Herren etwas abzugeben, wenn es ihnen nicht beliebt. Diese große Freiheit ist wohl auch der Grund, daß niemals einer von ihnen an ein Entweichen denkt. Vielmehr schließen sie sich da, wo sie in größerer Zahl vorhanden sind, zu festen, selbständigen Gemeinwesen zusammen, die sogar einen eigenen König haben. Das sind die sogenannten slave-towns, die man namentlich weiter im Inneren in wahrhaft imposanter Entwickelung antrifft, obwohl die eigenthümliche Einrichtung hier und da selbst schon weiter unten am Mungo zu finden ist. Die Souveräne dieser Heloten-Städte, im Grunde ebenso gut Sklaven wie ihre Unterthanen, haben als Gebieter über mehr oder weniger zahlreiche, waffengeübte und wilde Streiter eine Macht, die ihnen bei wichtigen Berathungen selbst einen Sitz neben dem Herrscher der Freien sichert. Gewiß tritt nirgends auf der Erde die Sklaverei in einer so milden, oder richtiger nichtssagenden Form auf, wie hier. Die Herren haben in diesen Hinterländern von Kamerun keinen anderen Gewinn von ihren doch theuer erkauften Untergebenen, als daß sie sagen können: mir gehören so und so viel Sklaven an! Damit ist aber auch der ganze Vortheil abgethan. Wie frei diese letzteren in Wirklichkeit sind, zeigte sich z. B. darin, daß sich in Bakundu ba Nambele einer dieser Leibeigenen von Dr. Schwarz für ganz unbestimmte Zeit anwerben ließ, ohne auch nur seinen Herrn, der noch dazu einer der Könige des Ortes war, von seinem Weggehen in Kenntniß zu setzen, geschweige denn ihn um Erlaubniß zu fragen. Derselbe spielte auch bald unter der Trägerschaar, zu welcher selbst freie Bakundu gehörten, in Folge seiner körperlichen und geistigen Ueberlegenheit eine tonangebende Rolle, wie er sich denn zugleich stets vornehm von dem lärmenden Trosse zurückhielt. — In diesen Sklavenmassen steckt nach Dr. Schwarz ein bedeutsames fortschrittliches Wesen; in ihren Händen ruht das kriegerische Können, wie die hoch entwickelte Agrikultur des Inneren. Sie treten ferner, wenngleich vielleicht zumeist nur aus Opposition gegen die ihnen verhaßten Freien, am leichtesten zum Christenthume über. Ohne Zweifel — schließt Dr. Schwarz — ist ihnen in der Entwickelung dieser weiten, verheißungsvollen Gebiete noch eine große Rolle vorbehalten, und vielleicht wäre das gegenwärtig noch so schwere, wenn nicht geradezu unmögliche Werk der Erschließung der innersten Gebiete von Kamerun leicht durchzuführen, wenn man durch Unterhandlung und Geschenke diese Sklaven zu gewinnen verstehen würde.

Australien.

— In einigen Gegenden der australischen Kolonien macht sich eine beträchtliche Abnahme der Waldbäume bemerklich. Es war bereits von Peter Mc. Pherson vermuthet worden und wird neuerdings von K. H. Bennett bestätigt, daß die Opossums die Ursache dieser Zerstörungen sind. Bennett hat schon früher in Gipps Land in der Kolonie Viktoria Beobachtungen darüber angestellt. Dieser Landstrich wimmelte vor 25 Jahren von Opossums. Man kann sich von ihrer Menge einen Begriff machen, wenn man hört, daß eine Gesellschaft von vier Jägern sich zur Beschaffung von einer Viertelmillion Fellen zusammenthat und dieses Unternehmen in verhältnißmäßig kurzer Zeit durchführte. Die Vermehrung der Opossums war die Folge der schnellen Abnahme der Eingeborenen, welche früher dort sehr zahlreich waren und deren Hauptnahrungsmittel die Opossums bildeten. Bennett beobachtete, daß die von den Opossums angegriffenen Bäume fast ohne Ausnahme der „Red Gum" (Eucalyptus rostrata) und der „Yellow Box" (Eucalyptus mellidora) waren. Zu gewissen Zeiten des Jahres scheinen die Blätter eines oder des anderen dieser Bäume dem Opossum schmackhafter zu sein, und sie pflegen dann Nacht für Nacht einen oder mehrere derselben in großen Schaaren (zuweilen über 30 Individuen) zu besuchen, bis fast alle Blätter verschlungen sind. Dann suchen sie frische Bäume auf. Wenn nach einem Monate die abgefressenen Bäume neue Schößlinge getrieben haben, so werden sie von Neuem attakirt und so weiter, zwei oder drei Monate lang, bis die Bäume schließlich ganz erschöpft sind und absterben. Auch mag zu ihrem Untergange der stinkende Urin der Thiere, mit denen die Bäume ganz imprägnirt werden, beitragen. In Neu-Süd-Wales fand Bennett die Bäume auf dieselbe Weise getödtet. In der Nachbarschaft von Melbourne dagegen wird nichts derartiges bemerkt; es erklärt sich dies aus dem Umstande, daß es dort keine Opossums giebt.

— Der gefürchtete Blasenwurm (Echinococcus), welcher sich in der Leber und anderen Körpertheilen entwickelt und zuweilen den Tod des Befallenen herbeiführt, entsteht bekanntlich aus Eiern des im Hunde lebenden Hülsenband-

wurmes (Taenia echinococcus), welche zufällig in den Mund des Menschen gelangen. In keinem Erdtheile kommen nun, wie Dr. v. Lendenfeld in den „Zool. Jahrbüchern" mittheilt, so viele durch Blasenwürmer verursachte Todesfälle vor, als in Australien. Die Bewohner der Städte und civilisirteren Gegenden werden von diesem Schmarotzer lange nicht so heimgesucht, wie die Bewohner des Urwaldes. Die meisten Fälle kommen in den wasserarmen Gebieten des Inneren und namentlich in jenen vor, wo Dingos (wilde Hunde) leben. Dagegen sind sie in den wasserreichen australischen Alpen, wo Dingos gleichfalls häufig sind, selten. Diese Thatsache ist leicht erklärlich. „In den Alpen giebt es genug Wasser und der Reisende wählt sich Quellwasser zum Trank. Im trockenen Inneren giebt es keine Auswahl, und man muß froh sein, wenn man überhaupt eine Pfütze mit süßem trinkbarem Wasser findet. Diese seltenen Wasserlöcher werden aber von den Hunden ebenso wie von den Menschen aufgesucht. Der durstige Wanderer — das weiß ich aus eigener Erfahrung — stürzt sich ohne Ueberlegung ins Wasser und säuft dasselbe, mag es durch Lehm noch so getrübt oder durch Algen noch so verschleimt sein, und mit dem Wasser mag da wohl auch häufig eine todbringende Bandwurmlarve verschluckt werden. Es wird nicht viele von Europäern bewohnte Landstriche geben, wo so elendes Wasser mit Genuß getrunken wird, wie im Inneren des australischen Kontinents." In den Städten und Ortschaften, wo man meist Regenwasser trinkt, ist die Gefahr einer Erkrankung durch Genuß von inficirtem Wasser großentheils ausgeschlossen. Aus dem Blasenwurme entwickelt sich wieder der Bandwurm, wenn mit ersterem behaftetes Fleisch in den Magen des Hundes gelangt. Da nun ein am Blasenwurme verstorbener Mensch wohl nie den Hunden zum Fraße dient, so muß der Blasenwurm auch in Thieren gedeihen. Obgleich es Dr. v. Lendenfeld nicht gelungen ist, ihn in Schafen (oder Känguruhs) nachzuweisen, so hält er es doch für wahrscheinlich, daß erstere die natürlichen Zwischenwirthe des Hülsenbandwurmes sind, und daß demselben viele der verderblichen Leberkrankheiten der australischen Schafe, welche gewöhnlich auf andere Ursachen zurückgeführt werden, zugeschrieben werden müssen. Außer in Australien wird der Blasenwurm besonders in Island gefährlich, „während zwischen diesen antipodial gestellten Inseln durch Taenia echinococcus verursachte Todesfälle zu den Seltenheiten gehören".

— Die bisher nur langsam sich entwickelnde Kolonie Westaustralien hat im Jahre 1885 gute Fortschritte gemacht und wird es, in Folge des am Elvire River und an dem in ihn mündenden Brookman's Creek (Kimberley-Distrikt) entdeckten Goldfeldes, im laufenden Jahre noch mehr thun. Die Bevölkerung belief sich Ende 1885 auf 35 186 (+ 2 228); die Revenue ergab 323 213 Pfd. St. (+ 32 894 Pfd. St.); der Import bewerthete 650 391 Pfd. St. (+ 129 224 Pfd. St.) und der Export 446 692 Pfd. St. (+ 40 999 Pfd. St. gegen das Vorjahr). An Wolle wurden 4 968 000 Pfd. St. (+ 695 092 Pfd. St.) exportirt, und die Schafe vermehrten sich von 1 547 061 auf 1 702 709 Pfd. St.

Inseln des Stillen Oceans.

— Alfred Marche, dessen Reise auf Luzon und Palawan wir in der vorliegenden „Globus"-Nummer zu schildern beginnen, hat vom französischen Unterrichtsminister den Auftrag erhalten, auf dem Marianen-Archipele geographische, naturhistorische, anthropologische und ethnographische Untersuchungen auszuführen.

— In der Januarsitzung der Pariser Anthropologischen Gesellschaft machte Monceton auf das traurige Loos der Mestizenkinder auf Neu-Caledonien aufmerksam. Werden dieselben von ihren Müttern nicht alsbald nach der Geburt umgebracht, so bleiben sie als Stammsklaven im Heimathsdorfe derselben und haben trotz ihrer guten Veranlagung die grausamste Behandlung zu erdulden. Monceton beantragt die Errichtung von Findel- und Waisenhäusern, aus denen allmählich eine Bevölkerung hervorgehen würde, welche auf die Europäer angewiesen und bildungsfähiger sein würde als die reinblütigen Eingeborenen.

— Die erste Nachricht, daß auch der bekannte Regierungsgeologe Dr. Hector seinen Tod bei der schrecklichen Katastrophe auf Neu-Seeland gefunden, hat sich glücklicher Weise nicht bestätigt; sie ist widerrufen worden, wie aus Wellington vom 27. Juni gemeldet wird. Die beiden Maori-Ansiedelungen, Ariki und Mourea am Taraweraberge, sind vollständig untergegangen. Die erstere ist 20 Fuß hoch mit Schlamm bedeckt, die letztere steht tief unter Wasser. Man hat keine Hoffnung, daß einer der Bewohner noch am Leben ist. Die vulkanische Aktion läßt nach, hat aber keineswegs aufgehört. So viel bis jetzt ermittelt, haben im Ganzen 6 Europäer und 97 Eingeborene ihr Leben verloren. Der frühere Rotomahana-See ist jetzt nichts weiter als eine siedende schlammige Masse. Die beiden berühmten Terrassen, welche das Centrum der Hauptaktion bildeten, sind vollständig vernichtet. Wo zuvor die Pink Terrace oder die Otukapuarangi lag, ist ein mächtiger Geiser entstanden, welcher seine Wasser 400 Fuß hoch emporspritzt. Zur Zeit ist keine weitere Gefahr vorhanden, es sei denn, daß die Gletscher von den Berghöhen herabstürzen.

Nordamerika.

— Die von Desiré Charnay (vergl. oben S. 160) am Popocatepetl gesammelten altmexikanischen Gräberbeigaben sind von Hamy katalogisirt worden und haben ihn zu einigen sehr interessanten Mittheilungen an die Pariser Anthropologische Gesellschaft veranlaßt (Séance du 12. avril 1886). Charnay hat an zwei Stellen gegraben. Die eine findet sich in über 4000 m Meereshöhe auf einem kleinen Plateau von 30 m Länge und 12 m Breite, 150 m oberhalb der Vegetationsgrenze. Hier hat Charnay, obschon die Gräber schon zum Theil umgewühlt waren, noch 370 gut erhaltene Gegenstände gefunden, welche gegenwärtig die Museen von Mexiko und Paris schmücken. Regellos eingewühlt lagen auf diesem, von den Indianern Tenenepanco genannten Platz eine Menge von Gräbern; die Skelette waren fast ganz zerstört; was gerettet werden konnte, gehörte Kinderleichen an. Jedes Skelett war von verschiedenartigen Artefakten umgeben, meistens gebrannten Thongefäßen verschiedener Art, dreifüßigen Tassen, Krügen, Töpfen, allem möglichen Kinderspielzeug; dabei fanden sich auch einige Gegenstände aus Obsidian und sogar einige fein polirte Sachen aus dem kostbaren grünen Stein, welchen die Mexikaner chalchihuitl nannten. Daneben finden sich Bilder des Götterpaares, welchem die Berge geheiligt waren, Tlaloc und seiner Frau Chalchiuhtlicue. Auch die Füße der Thongefäße werden meist von Köpfen der Thiere gebildet, welche diesen Göttern heilig waren; besonders häufig tritt die Schlange auf. Tlaloc war der älteste der in Mexiko verehrten Götter, der eigentliche Nationalgott der Nahuas, dessen Verehrung weit vor die Einwanderung der Acolhuas zurückreicht. Man verehrte ihn auf hohen Bergen; der höchste Gipfel der Bergkette von Tezcuco trug noch zur Zeit der Conquista seinen Namen und sein uraltes Bild, einen sitzenden Mann, der nach Nordosten schaute. Er hatte drei massive Goldringe am Arme, die einen Bruch verdecken sollten, den die Statue davongetragen hatte, als der letzte Fürst von Tezcuco, Necahualpilli, sie bei Seite schaffen ließ, um ein besser gearbeitetes Bild aus schwarzem Stein an ihre Stelle zu setzen. Aber dem Gott mißfiel der Tausch, ein Blitzstrahl zerschmetterte das neue Bild, und man setzte das alte wieder an seine Stelle, wo es stand, bis Zumarraga es zerstören ließ. Tlaloc gebot besonders über den Regen, von ihm hing darum die Fruchtbarkeit ab und man suchte seine Gunst zu gewinnen

durch das Opfern von Kindern. Hamy macht es im höchsten Grade wahrscheinlich, daß auch am höchsten erreichbaren Punkte des Riesenberges ein Heiligthum des Gottes bestand und daß Tenenepanco der Friedhof ist, wo man die armen Opfer zur Ruhe bettete. Die Abwesenheit aller echt aztekischen Götter läßt vermuthen, daß die Gräber aus der Zeit vor der Einwanderung der letzten Eroberer stammen.

Die zweite Fundstelle ist das Thälchen Nahualac, etwa 200 m tiefer am Abhange gelegen. Auch hier finden sich Reste derselben Art wie weiter oben, aber sie sind mit unzweifelhaft aztekischen Statuetten vermischt, unter denen der Sonnengott Tezcatlipoca die Hauptrolle spielt. Diese Station muß also für jünger gelten als die obere, und dasselbe gilt von einigen anderen Fundstellen, welche noch einer genaueren Durchforschung harren.

— Im „American Naturalist" hält Barcena energisch seine Angaben über den fossilen Menschen vom Peñon bei Meriko aufrecht; die Reste liegen in einem offenbar von Mineralquellen abgesetzten kieseligen Kalktuff, der außer ihnen nur Seemuscheln (besonders Paludiniden), aber keinerlei Artefakte enthält. In einer zwei englische Meilen entfernten ganz ähnlichen Ablagerung am Fuße der Sierra de Guadalupe hat man dagegen Topfscherben und unmittelbar unter diesen Mammuthsknochen gefunden.

— Im südwestlichen Meriko, im Staate Chiapas, gegen die Grenze von Guatemala hin, lebt ein Stamm von wilden Eingeborenen (Indios bravos), die Lacandones, in deren Bezirk weder Merikaner, noch zahme „Indios", aus Furcht, erschlagen zu werden, sich hineinwagen [1]). Indeß wird von letzteren mit den Lacandones in der dem Ethnographen auch bei anderen Naturvölkern bekannten Weise Handel getrieben, daß man die zu ertauschenden Güter am Saume eines Waldes und dergleichen den Tauschwaaren gegenüberlegt u. s. w., ohne einander jemals zu Gesicht zu bekommen. Merkwürdig aber ist hierbei, daß die Waare, gegen welche die Wilden ihren Indigo oder Cochenille eintauschen — fette Hunde sind, die sie leidenschaftlich gern verzehren und die zu dem Zwecke von ihren merikanischen Nachbaren gezüchtet werden.

Etwas einigermaßen Analoges fand ich vor Jahren in der Argentinischen Republik vor, wo die Regierung den wilden, räuberischen „Indianern" des Südens einen jährlichen Tribut von 4000 Pferden — peguas, Stuten, nennt sie der Gaucho verächtlich, wir würden sagen: „Schindern" — zahlte, gegen welchen diese sich verpflichteten, keine Einfälle in argentinischen Grund und Boden zu unternehmen. Auch diese Pferde dienten den Eingeborenen zur Nahrung, sofern von einer solchen bei Kleppern, für welche die argentinische Regierung damals 3,20 Mark pro Stück bezahlte, überhaupt die Rede sein kann.

Südamerika.

— Das sogenannte Orinocodelta ist bekanntlich durchaus keine Bildung des Flusses, dessen Schlammmassen ja von der Küstenströmung alsbald nach Westen entführt werden. Nach einer Mittheilung von Prof. Ernst in Caracas (in „Nature", 4. Februar) ist es am Ende der Tertiärperiode entstanden und zwar in Folge der Senkung des Festlandrandes, welcher damals, wie die Zoogeographie beweist, noch die Inseln Grenada, Tobago und Trinidad mit einschloß. Der alte Flußlauf hat sich im heutigen Südarme des Orinoco erhalten, aber durch die Senkung des linken Ufers erfolgten verschiedene Durchbrüche nach dieser Richtung hin und bewirkten die Bildung der verschiedenen Inseln. Durch dieselbe Senkung entstanden der Golfo Triste, der Golf von Coriaco und die Strandlagunen der Provinzen Cumana und Maturin, sowie weiterhin der See von Carupana. Aus den damals mit versunkenen organischen Substanzen ist das Bitumen entstanden, das man überall an der Küste findet.

— Die geologische Erforschung Brasiliens hat seit dem Tode des Prof. Hartt nahezu vollständig stillgestanden, da die Regierung in ihren finanziellen Schwierigkeiten dem Nachfolger Hartt's, Prof. Derby, keinerlei Mittel zur Verfügung stellen konnte. Nun ist sie wenigstens für die Provinz Sao Paulo wieder aufgenommen worden, anläßlich der allgemeinen Vermessungen und der Untersuchung bezüglich der Schiffbarkeit des Rio Paranapanema, zu der sich Prof. Derby nur unter der Bedingung verstand, daß dieselbe ganz im Anschluß an den Hartt'schen Plan zur Erforschung des ganzen Reiches ausgeführt werde. Es wird somit eine vollständige Karte im Maßstabe von 1 : 100 000 aufgenommen werden; das Personal besteht mit Ausnahme Prof. Derby's ausschließlich aus Brasilianern, und die nöthige Zeit ist auf 10 Jahre berechnet. Die Vermessungen haben mit dem 25. Mai dieses Jahres begonnen (American Naturalist).

— Ueber die Aussichten, welche Einwanderer in Paraguay haben, äußert sich Dr. K. von den Steinen (s. dessen „Durch Central-Brasilien", S. 227) folgendermaßen: „Es scheint in Paraguay zu sein wie übrigens an manchen Orten anderwärts: bring Geld mit und du kannst ein reicher Mann werden. Alles wächst, was du pflanzest, der Boden ist fruchtbar, dein Gut wird nicht durch schlimmere meteorologische Unbilden gefährdet, die Viehzucht ist eine höchst ergiebige Quelle des Wohlstandes, deine Arbeiter endlich, die zuverlässig und fleißig sind, allerdings richtig behandelt sein wollen, kosten 5 Dollars pro Monat, leben von Mandioca und sind zufrieden, an einer beliebigen Stelle zu schlafen; du kannst dein Haus mit europäischem Comfort ausstatten, deine Zeitungen, deine Bibliothek halten, dir nach Geschmack Liebhabereien erlauben, — kurz, du lebst so gut wie ein etwas isolirter Gutsbesitzer in Deutschland oder England und prosperirst besser. Dagegen komm als unbemittelter Kolonist mit leeren Händen: du findest sofort für stramme Arbeit eine gute Unterkunft, — aber wenn du nicht eine Ausnahme von der Regel bist, bleibt es dabei. Ueberlege deshalb wohl, ob es dich verlockt, nach Paraguay auszuwandern und den vielfachen Schwierigkeiten, die im Anfange zu überwinden sind, die Stirn zu bieten, nur um schließlich wie ein wohlhabender Bauer daheim zu leben: das kannst du haben; dann beschäftige dich aber nicht mit staatsverbessernden Projekten, sondern arbeite für den Konsum im Lande."

[1]) Daß Dr. Charnay mit diesen Lacandones friedlich verkehrt hat, ist unseren Lesern aus Bd. 46, S. 102 bekannt. Auf S. 101 desselben Bandes ist eine Gruppe von Lacandonen nach einer Photographie abgebildet.

Inhalt: A. Marche's Reisen auf Luzon und Palawan. I. (Mit sieben Abbildungen.) — Dr. C. Mehlis: Monolithische Denkmale vom Mittelrheinlande. (Mit zwei Abbildungen.) — Alaska. III. (Schluß.) — Eine Pilgerstadt in Indien. — Kürzere Mittheilungen: Ein Führer durch das Wallis. — Aus allen Erdtheilen: Asien. — Afrika. — Australien. — Inseln des Stillen Oceans. — Nordamerika. — Südamerika. (Schluß der Redaktion: 25. August 1886.)

Redakteur: Dr. R. Kiepert in Berlin, S. W. Lindenstraße 11, III Tr.
Druck und Verlag von Friedrich Vieweg und Sohn in Braunschweig.



Mit besonderer Berücksichtigung der Anthropologie und Ethnologie.
Begründet von Karl Andree.
In Verbindung mit Fachmännern herausgegeben von
Dr. Richard Kiepert.

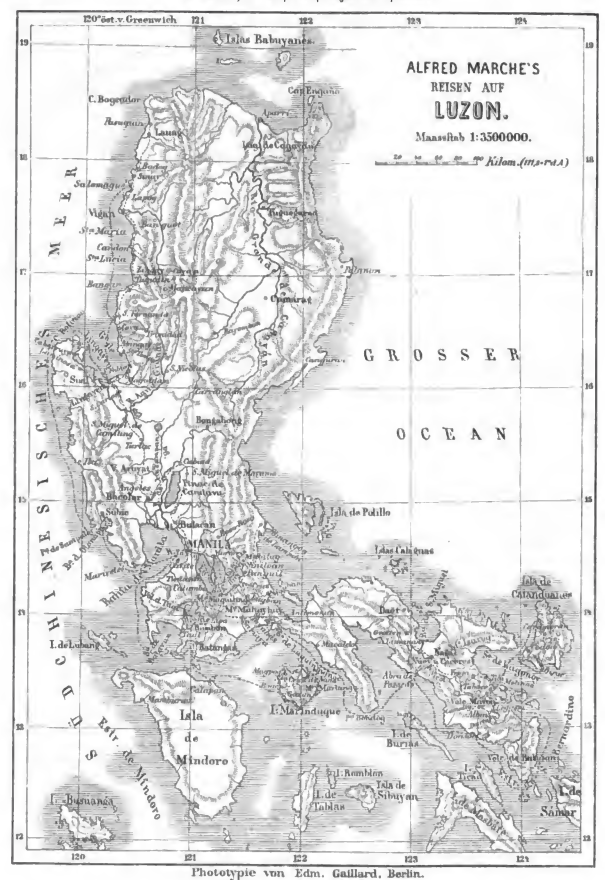
Braunschweig | Jährlich 2 Bände à 24 Nummern. Durch alle Buchhandlungen und Postanstalten zum Preise von 12 Mark pro Band zu beziehen. | 1886.

A. Marche's Reisen auf Luzon und Palawan.

II.

Gegen Ende des Jahres unternahm Marche einen Ausflug ins Innere, nach Jala-Jala, einer Pflanzung, welche von einem Franzosen gegründet und beinahe immer im französischen Besitze geblieben ist und sich zu einer wahren Mustereinrichtung gestaltet hat. Eisenbahn zum Transport des Zuckerrohres, Dampfsäge, Dampfmühle überraschen hier den Besucher. Der reizende Ort lockte zu längerem Aufenthalte, der jedoch durch verschiedene Ausflüge unterbrochen wurde; wir übergehen die meisten derselben, um nur zu bemerken, daß die vorgenommene Besteigung des Santa Maria nicht glückte, weil die Reisenden auf dem letzten Drittel des Weges von einem heftigen Sturme überrascht wurden, der sie zur Rückkehr zwang. Weiter wurde nach der Seite des Stillen Oceans hin eine Reise nach der Insel Polillo angetreten. Die Hängematten, in denen die Mitglieder der Gesellschaft getragen wurden, hingen mittels Rotanstricken an einem Bambu; das Ganze war durch ein Strohdach geschützt; natürlich hat ein derartiges Beförderungsmittel manches Unbequeme, bei jedem Schritte beinahe kommt der Kopf mit dem Bambu in Berührung, und wenn es den Trägern einfällt, ihre Last nieder zu setzen, oder wenn sie straucheln, muß der Reisende sich, um eine bekannte Redensart zu gebrauchen, freuen, daß er nicht von Glas ist. Um sich diesen Genuß zu verschaffen, hatte man je dem Träger täglich 5 Francs zu bezahlen und ihm außerdem die Kost zu geben. Schön ist der Weg durch die Bergwälder, denen das Unterholz fast ganz fehlt; einer der am meisten geschätzten Bäume ist der Molave (Vitex geniculata), der allen Angriffen der Termiten widersteht; sein Holz wird denn auch zu allen Bauten verwendet, welche der Feuchtigkeit ausgesetzt sind. Am dritten Tage wurde das Gestade des Stillen Oceans erreicht und die Sonne wurde als sehr erwünschte Abwechselung mit der Feuchtigkeit, der man in den Wäldern ausgesetzt gewesen, freudig begrüßt; spät am Abend erst wurde das Dorf Binangonan erreicht. Dieser Ort ist die Hauptstadt des Bezirkes Infanta, an dessen Spitze ein Kapitän steht. Mit Ausnahme der Insel Polillo, welche eine Fischerbevölkerung hat, ist diese Gegend ziemlich verlassen. Natürlich hatten die Bewohner nur Augen für die Fremden, unter denen ein ebenholzschwarzer Indier am meisten bewundert wurde; der Ausflug nach Polillo mußte des schlechten Wetters wegen aufgegeben werden, der Rückweg durch die Berge wurde unter strömendem Regen angetreten und am 3. Februar befand sich Marche wieder in Jala-Jala.

Bei einem Ausfluge nach Boso-Boso traf er im Gebirge nördlich vom Bay-See einen Amerikaner, der sich hier niedergelassen hatte und die Eingeborenen mit allerlei vervollkommneten Maschinen für den Ackerbau beglücken wollte; seine Mühe war vergebens; die Indier wollten den schon bei ihren Voreltern gebräuchlichen Pflug nicht aufgeben. Ein anderer Ausflug brachte unseren Reisenden nach den Minen von Angat; der Weg dorthin führt durch ein ungeheures Reisland; das Gebirge, welches sich an dasselbe anschließt, ist großentheils entwaldet; die gefällten Bäume haben die für die Erzschmelzereien nöthigen Kohlen liefern müssen. Diese Gießereien, nach einheimischer Art sehr einfach, beschäftigen sich beinahe nur mit der Verfertigung von Pflugscharen; das Eisen ist von feinem, sehr



Phototypie von Edm. Gaillard, Berlin.

schönem Korn und man zieht dieselben den aus England und China eingeführten bei Weitem vor. Folgen wir dem Reisenden auf einem der verschiedenen Ausflüge, um den Pasig und seine Ufer näher kennen zu lernen. Auf einem der kleinen Dampfer erreichte man bald Santa Ana, wo ein Landsmann Marche's lebte; bis dorthin sind die Ufer des Flusses mit Villen der reichen Stadtbewohner bedeckt; dann macht der Fluß eine Krümmung und passirt zahlreiche Dörfer, denn das Land ist fruchtbar und stark bevölkert. Zahlreiche bancas und cascas beleben den Strom. Die einen führen Trinkwasser zur Stadt, die anderen entführen derselben Wäscher und Ausflügler, andere wieder bringen Sacaté (Viehfutter); beinahe jede trägt ein kleines Dach zum Schutze gegen die brennende Sonne und beinahe immer steht auf dem Vordertheile ein Hahn, der treue Gefährte des Tagalen, von dem er sich nur ungern trennt. Die cascas sind große, flache Fahrzeuge, welche schwere Waaren transportiren; sie führen ein großes Segel, doch ihre Fahrt ist nur langsam; auf dem Flusse bedienen sie sich gewöhnlich nur der Stangen, um vorwärts zu kommen. Hier und da führt von einem dicht am Flusse erbauten Hause eine Bambutreppe zum Flusse herab, ein Zeichen, welches den vorüberziehenden Fährmann einladen soll, sich hier zu erquicken. Wenn er der Lockung nachgiebt, kauert er sich auf einer der Stufen nieder und kaut, manchmal Stunden lang, seinen Betel oder verspeist seinen gekochten Reis und seinen getrockneten Fisch. Dort, wo der Pasig aus der Laguna de Bay austritt, wird die Fahrt durch eine Sandbank erschwert; der Reisende ist genöthigt, sich hier einer kleinen Barke zu bedienen, um den Dampfer zu erreichen. Immer weiter führte der Weg durch reiche Pflanzungen von Kokospalmen nach Majaijay, dem Ziele der Reise. Der Ort ist um eine mit Ziegeln gedeckte, den Franziskanern gehörige Kirche gebaut, welche einen stattlichen Eindruck macht; südlich vom Orte erhebt sich der über 2200 m hohe Berg gleichen Namens, dessen Besteigung aber ebenfalls nicht glückte. Man setzte daher den Weg nach Lugban, einem kleinen herrlichen Orte am nordöstlichen Abhange des Majaijay mit frischer Luft, fort, um von dort aus den Versuch zu wiederholen. Es lebt dort eine Indierin,



Mit einem Büffel bespannter Pflug der Indios. (Nach einer Zeichnung von Henry Warlomont.)

Signora Vicenta, welche es sich zur Aufgabe gestellt hat, die fremden Besucher zu beköstigen und ihnen womöglich Orchideen zu verkaufen. Die dortigen Tagalen, von denen uns ein Familienbild vorliegt, sind viel arbeitsamer als in allen anderen Theilen der Insel; selten nur sieht man sie hier die Zeit am Fenster zubringen oder ihre Hähne liebkosen, sie sind den ganzen Tag über mit ihrem Handel beschäftigt. Die Frauen flechten Hüte oder Cigarrentaschen, die sehr gesucht sind; ein eingeborener Schmied verfertigte ein Gitter für die Kirche; auch Jagdmesser, die mit Gold oder Kupfer in originellen Mustern eingelegt waren, gingen aus seinen Händen hervor. Wie die Chinesen sind auch hier die Eingeborenen sehr geschickt in der Nachahmung gegebener Modelle; einem Künstler dieser Art kaufte der Reisende ein auf ein altes Stück Weißblech gemaltes Landschaftsbild ab. Die Besteigung des Berges mißglückte in Folge schlechten Wetters auch hier wieder. Einige Zeit später finden wir Marche in Sariaya, unweit des Meeres am Südabhange des Berges gelegen, wieder, wo er sich vorübergehend niedergelassen hatte, um der Jagd obzuliegen. Ein Haus wurde um den Preis von einer Mark pro Tag gemiethet; dasselbe hatte den Vorzug, daß man vom Balkon aus Theatervorstellungen genießen konnte. Das Theater selbst war den Verhältnissen angemessen, von Bambu errichtet, keine Bühne, keine Kulissen, nur zwei Thüren im Hintergrunde; das Stück vertheilt sich manchmal auf zwei, ja drei Abende. Natürlich wird in tagalischer Sprache gespielt; Schauspieler und Schauspielerinnen werden den jungen Leuten des Dorfes entnommen und die erste Frauenrolle eröffnet ihrer glücklichen Inhaberin meist die Aussicht auf baldige Heirath. Der Inhalt eines Stückes, das Marche übersetzt wurde, möge hier in seinen Umrissen eine Stelle finden. Eine junge afrikanische Schöne wird von zwei Prinzen, einem guten und einem bösen, geliebt, jeder derselben hat einen Diener, welcher wieder die Begleiterin der Prinzessin liebt; jeder Scene zwischen Dame und Herr folgt eine andere zwischen Dienerin und Diener (letztere sind komische Rollen). Das Stück wird durch einen von der Musik gespielten Marsch eingeleitet, dann feierlicher Aufzug der Mitwirkenden, die Frauen voraus, die Männer hinter-



Ufer des Pasig. (Nach einer Photographie.)

her. Hierauf treten sie wieder ab und der Regisseur erscheint, welcher in eintönig gesprochenen Versen den Inhalt des Stückes mittheilt. Er trägt einen schwarzen Anzug und entgegen der Mode steckt der untere Theil seines Hemdes in den Beinkleidern, was große Heiterkeit bei den Zuschauern erregt. Goldene Wehrgehänge, mit Federn und Flittern verzierte Kostüme von rothem Scharlach schmücken die Schauspieler. Wenn der Regisseur seinen Vortrag abgeleiert hat, erscheinen die Hauptpersonen, immer im gleichen, abgemessenen Schritte, und hocken dann auf den Fersen einander gegenüber; der gute Prinz sagt seiner Dame etwas Schönes, letztere erhebt sich dann, antwortet ihm und kauert sich wieder hin. Hierauf dieselbe Scene mit dem bösen Prinzen, darauf die Zofe mit den beiden Komikern. Das geht so von Scene zu Scene weiter, endlich greifen die Prinzen zu den Schwertern, die Knappen nach den Haaren, nach einigem Besinnen finden sie es aber besser, den Streit durch ihre Hähne ausfechten zu lassen. Die Prinzessin versöhnt die beiden Prinzen und stirbt.

Wir übergehen, was Marche über seine Jagdabenteuer und seine naturwissenschaftlichen Sammlungen erzählt, um ihn über die Kampfhähne zu hören. Er hatte das zweifelhafte Glück, einst bei einem Indier zu wohnen, welcher sich mit der Erziehung dieser Thiere beschäftigte. Jeder Hahn sitzt in einem besonderen Käfig und wird täglich von seinem Erzieher gewaschen und geliebkost; überhaupt werden die Hähne von ihren Besitzern sehr gut behandelt. Diesen Vorzug bezahlen diese Thiere sehr theuer; immer an einem Fuße angekettet sehen sie mit verhaltener Wuth, wie ihre glücklicheren Brüder den Hennen den Hof machen. Der Tag eines Hahnengefechtes wird zum Feste; überhaupt ist ein solches ohne Kampf der streitbaren Vögel beinahe undenkbar; von dem Eintrittsgelde fließt ein Theil in die Tasche der Regierung, welche dafür die Unparteiischen, die



Tagalische Familie. (Nach einer Photographie.)

in zweifelhaften Fällen die Entscheidung fällen, ernennt. Mit einer scharfen Federmesserklinge bewaffnet und aufs Aeußerste gereizt, werden die Vögel endlich gegen einander losgelassen, bis der Besiegte, vom Zischen der Menge begleitet, die Flucht ergreift.

Marche beschreibt sodann als Augenzeuge das schreckliche Erdbeben vom 18. Juli 1880; er befand sich gerade an Bord des Dampfers, welcher die Verbindung zwischen Manila und Santa Cruz unterhält. Derartige Naturerscheinungen sind auf jener Inselgruppe nichts Seltenes und man weiß von furchtbaren, durch sie verursachten Verwüstungen zu erzählen. 1625, 1795, 1827, 1828, 1863 und 1874 sind als Jahre des Entsetzens in den Annalen der Philippinen verzeichnet. „Die schrecklichen Verwüstungen und Veränderungen, welche durch Erdbeben hervorgebracht werden", schrieb Sir John Bowring schon 1859, „sind nirgend so auffallend, als in den Philippinen. Berge sind dadurch umgeworfen, Thäler ausgefüllt, ausgedehnte Ebenen verwüstet worden; sie haben dem Meere einen Weg in das Innere gebahnt und den See mit dem Meere in Verbindung gebracht."

Von Bord des Dampfers eilte unser Reisender nach Santa Cruz, um womöglich Hilfe zu bringen; in den Straßen wogte eine unruhige Menge ängstlich, rathlos, hin und her; von der Kirche stand nur noch ein Theil der Mauern und die Kuppel über dem Altar, doch war der Einsturz des stehen gebliebenen Theiles jeden Augenblick zu erwarten. Das Pfarrhaus hatte sein Dach verloren, der Geistliche war vor Entsetzen beinahe wahnsinnig; die Casa real wurde halb zerstört, aber der Alcalde und seine Familie waren in Sicherheit. Zwischen der Erschütterung und dem Zusammensturze der Gebäude lag so viel Zeit, daß es einem kaltblütigen Menschen möglich war, das Freie zu erreichen. Der erste Erdstoß hatte eine Dauer von 70 Secunden

gehabt und die Bewegung war oscillirend, drehend und vertikal gewesen, die Oscillationen waren sehr stark und die größte Amplitude wurde vom Observatorium zu 22° 11' östl. und 11° westl. bestimmt. Dem ersten Stoße folgten den ganzen Tag weitere, jedoch schwächere Erschütterungen in Zwischenräumen von etwa einer Stunde, bis Abends 6 Uhr, dann aufs Neue von 8 Uhr Nachts bis 4 Uhr Morgens, viel schwächer, doch in viel kürzeren Zwischenräumen; aus dem Gefängnisse, welches einzustürzen drohte, mußte man die Gefangenen loslassen. Endlich um 2 Uhr Nachts kam die Nachricht, daß die Hauptstadt in einen Trümmerhaufen verwandelt worden sei.

Alle großen Gebäude waren zerstört, ebenso viele Eckhäuser halb eingestürzt, einzeln stehende Häuser hatten im Ganzen die Erschütterung besser ertragen. In der eigentlichen Stadt waren beinahe alle Dächer, alle Kirchthürme zerstört, in den stehen gebliebenen Mauern klafften weite Risse. Allerdings war nur ein einziger Europäer durch die Katastrophe verwundet worden, dagegen zählten Chinesen und Indier mehr als 100 Todte und 200 Verwundete. Einige leichte Erschütterungen wurden am 16. beobachtet, am 20. folgten vereinzelt stärkere Stöße, am Nachmittage einer, welcher den vom 18. an Stärke noch übertraf und 45 Sekunden dauerte; was am 18. noch Widerstand geleistet hatte, war dieser zweiten Katastrophe großentheils erlegen. Alle Welt hatte den Kopf verloren und der panische Schrecken wuchs noch, als Abends gegen 11 Uhr ein neues Erdbeben folgte. Am nächsten Tage war die Panik vollständig; wenn Schiffe auf der Rhede gelegen hätten, wären die Europäer ohne Zweifel diesem gefahrdrohenden Boden entflohen; die Chinesen, ebenso oder womöglich noch mehr erschrocken, kauerten in ihren Läden zwischen ihren Vorräthen, die Indier wollten überall sein, um zu sehen, um zu hören; sie riefen alle Heiligen des Paradieses an; als der Schrecken aber vorbei war, verfielen sie in ihre gewöhnliche Apathie — und vermietheten ihre stehen gebliebenen Häuser zu außerordentlichen Preisen.

Am Morgen des 25. ertönte eine Glocke, und während man noch Bewunderung äußerte über den Muth des Priesters, der es gewagt, seinen Thurm zu besteigen, erfolgte



Eckhaus in Manila nach dem Erdbeben. (Nach einer Photographie.)

ein neuer Stoß, das Haus schwankte, wie ein vom Meere gewiegtes Schiff — dieser Vergleich ist sehr treffend, denn bei manchen Erdbeben haben Personen, welche der Seekrankheit unterworfen sind, schon alle Symptome derselben empfunden; der Thurm stand unversehrt. Bis zum 6. August wiederholten sich die Erschütterungen mit kurzen Unterbrechungen und während der ganzen Zeit kampirte man Nachts in den Räumen des Erdgeschosses oder unter dem Thorwege; der Zustand war um so trauriger, als vom 21. Juli bis 18. August ein furchtbares Regenwetter herrschte.

Am 16. August trat Marche zu Schiff eine neue Reise in Begleitung eines Bergwerks-Ingenieurs an, welcher sich nach dem Norden begab, um die Wirkung, welche das Erdbeben dort gehabt, zu untersuchen; in solcher Begleitung war die Reise ein Genuß. Am Abend schon passirte das Schiff die Spitze von Samploc, und am nächsten Mittage das Kap Bolinao; man befand sich nun im Golf von Lingayen, in welchen der Fluß Agno grande, einer der größten der Insel, mündet. In Sual verließ man den Dampfer, ein kleines spanisches Schiff, welches zweimal im Monate die Fahrt längs der Küste macht, um Passagiere und die Post zu befördern, wofür die Regierung eine ziemlich bedeutende Subvention zu zahlen hat. Die Reise nach Lingayen, dem Hauptorte der Provinz, war in Begleitung des Alcalden, welcher sich zum Empfange eingefunden hatte, bald zurückgelegt; die Reisegesellschaft fuhr im Wagen, ein zahlreiches berittenes Gefolge umgab denselben; lustig flatterten die mit dem Stadtwappen und den spanischen Farben verzierten Wimpel von den Lanzen der Reiter. In der ganzen Gegend, soweit sie aus Alluvium besteht und mehrere Meilen vom Gebirge entfernt ist, hatte das Erdbeben keinen Schaden gethan. Bei den Ausflügen, die nach allen Seiten gemacht wurden, benutzte man einen ziemlich primitiven Wagen, der von Ochsen oder Büffeln gezogen wurde. Dieses carreton ist ein niedriger Kasten, welcher auf einer hölzernen Achse befestigt ist, die an ihren Enden zwei hölzerne Scheibenräder trägt; außerdem standen den Reisenden zu persönlichem Gebrauche noch zwei calesas zur Verfügung, welche von Pferden gezogen wurden. Je weiter

man ins Innere vordrang, je mehr Spuren der Verwüstung traf man an; natürlich hatten die massivsten Gebäude am meisten gelitten. Aus Malasique berichtet Marche von einem eigenthümlichen Brauche; der Priester hatte die Reisenden zum Frühstücke eingeladen, und als sie sich zu ihm begaben, bemerkten sie an der Mauer des Pfarrhauses eine hübsche, kleine, längliche Schachtel, die ganz mit weißem, blauem und rosafarbenem Zeuge ausgefüttert war und eine Art schön frisirter, geschminkter und mit Gewändern von verschiedener Farbe bekleidete Puppe zu beherbergen schien; als Marche näher trat, sah er, daß es die Leiche eines kleinen Mädchens war, welche die Eltern dort niedergelegt hatten, damit der Priester ihr den Segen gäbe. Er that es sofort und nun begaben sich die Eltern, Musik voran, auf den Kirchhof.

Das Wetter machte die weitere Reise gegen Ende August unmöglich, man kehrte nach Lingayen zurück, wo man bis zum 2. September durch die nortadas aufgehalten wurde; man nennt hier die nördlichen Stürme so, welche das Land verheeren und das Meer in solchen Aufruhr versetzen, daß die Schiffahrt schwierig und gefährlich wird. Am 3. September wurde die Reise nach Norden fortgesetzt und zahlreiche Flüsse etwas oberhalb der Mündung überschritten. Durch die jüngsten Ueberschwemmungen waren die Brücken weggerissen, und so mußten die Flüsse auf Flößen oder, wenn sie gar zu breit waren, auf Fähren überschritten werden, die aus zwei Booten und darüber gelegten Brettern bestanden. Hinter San Fabian überschritt man die Grenze der Provinz Pangasinan und kam in die Provinz Union, an deren Spitze ein höherer Officier der Armee steht. In Santo Thomas ist die Kirche die einzige Merkwürdigkeit, weil der Thurm, entgegen dem was sonst in den Philippinen üblich ist, mitten in der Façade auf den Schlußstein des Thürbogens aufgesetzt ist. In Aringay fand Marche einige Nachkommen eines Franzosen, die den Namen ihres Vaters schon nicht mehr führen, sondern nur seinen Spitznamen, und noch viel weniger ein Wort französisch kennen. Sie sind die reichsten Leute des Dorfes; um Gobernadorcillo werden zu können, haben sie ihre Stellung als Mestizen aufgegeben und sind ganz zu Indiern geworden. Der Aeltere tauscht Gold von den Igorroten ein, diesem merkwürdigen Volksstamme des Inneren, zu dem wir Marche bald begleiten werden; er schickt jährlich etwa für 20000 Piaster von diesem Metalle nach Manila.



Carretones oder Büffelkarren. (Nach einer Photographie.)

Farini's Reise in der Kalahari-Wüste[1]).

Der Bericht über die vorliegende Reise ist in verschiedenen Kreisen mit einem gewissen Mißtrauen aufgenommen worden, welches wohl mehr durch die Art der Darstellung und die äußeren Verhältnisse des Reisenden, als durch den Inhalt des Buches eigentlich gerechtfertigt ist. Herr Farini war nämlich, ehe er die Reise antrat, was die Amerikaner einen „Showman" nennen, und hatte unter Anderem dem Publikum einige sogenannte Erdmänner aus der Kalahariwüste vorgeführt. Sie wurden von einem mischblütigen Jäger, Namens Kert, begleitet, dessen Erzählungen von fruchtbaren Savannen, von Wäldern voll Wild die Kalahari zu einem Paradiese für den Jäger machten. Dies, sowie Mittheilungen über Diamanten, welche allerdings anfänglich mit einem gewissen Mißtrauen aufgenommen wurden, dann aber durch bei den Erdmännern gefundene Edelsteine eine scheinbare Bestätigung erhielten, lockten Herrn Farini, jene wenig bekannten Gegenden zu besuchen, wo er überdies eine gute Gelegenheit für Viehzucht zu finden und seine in Amerika bestehenden Unternehmungen dieser Art in größerem Maßstabe fortzusetzen hoffte.

Auf seiner Reise begleitete ihn ein Photograph, der unter dem Namen Lulu die Besucher des von Herrn Farini geleiteten Cirkus oft in Erstaunen gesetzt hatte.

Nach seiner Rückkehr ließen die Berichte des Reisenden die von ihm gemachten Entdeckungen wohl in einem etwas zu günstigen Lichte erscheinen; dazu kam noch, daß die von ihm besuchten Gegenden durchaus nicht so unbekanntes Land waren, wie er dies anzunehmen schien — Livingstone, Galton, Parker, Chapman, Dr. Fritsch, Dr. Holub u. A. hatten sie vor ihm besucht — und endlich läßt sich nicht leugnen, daß er allerlei merkwürdige Abenteuer gehabt haben will; der Zufall scheint ihm, seiner Erzählung nach, in einer Weise günstig gewesen zu sein, wie sich dessen gewiß nur wenige Sterbliche rühmen können. Wenn man aber von dem romantischen, abenteuerlichen Beiwerke absieht und auf den Kern der Sache eingeht, wenn man Farini nicht in seiner übertriebenen Auffassung von dem Werthe seiner Beobachtungen folgt, die er als ebenso viele Entdeckungen hinstellen möchte, so wird man das Buch gewiß nicht aus der Hand legen, ohne Dankbarkeit gegen den Verfasser zu fühlen, der uns mit manchen Eigenthümlichkeiten bekannt macht.

Wir wollen nun in Folgendem nur ganz im Allgemeinen auf seine Reisen und gar nicht auf seine Jagdgeschichten eingehen, sondern bloß einzelne charakteristische Züge, besonders über die Bevölkerung der von ihm besuchten Gebiete, hervorheben. Die Kalahari-Wüste, der Schauplatz seiner Reisen, nimmt den mittleren Theil des südlichen Afrika nördlich von dem Orangeflusse ein; sie liegt etwa 1000 m und mehr über dem Meere, zwischen Damara- und Groß-Namaqualand einerseits und Bechuanaland andererseits, und erstreckt sich von Süden nach Norden mehr als 10 Grade weit.

Unter den Bewohnern des Landes sind es in erster Linie die Buren, welche unsere Aufmerksamkeit erregen. Es wird nicht nöthig sein, hier auf die verschiedenen Urtheile hinzuweisen, welche über dieselben gefällt sind; fügen wir gleich hinzu, daß die von Farini ausgesprochene Ansicht wohl das schwärzeste Bild von ihnen giebt, welches uns je zu Gesicht gekommen ist. Er beschreibt sie als einen unwissenden, habgierigen Menschenschlag, dessen Angehörige jedem Fortschritte abgeneigt sind und keinen sehnlicheren Wunsch kennen, als in ihrem Schmutze allein gelassen zu werden. Daß ein Amerikaner das Unabhängigkeitsgefühl des „Afrikaners" in dieser Weise auffaßt, ist wohl nur durch ein gewisses Haschen nach Effekt zu erklären. Sie behandeln den Eingeborenen mit größter Härte, heißt es weiter, und schon darum scheint es unbegreiflich, daß englische Staatsmänner ihnen eine gewisse Sympathie entgegenbringen. Aehnliches ist bekanntlich schon öfter erzählt worden, und vielleicht ist diese Auffassung von einem gewissen Standpunkte aus auch nicht unberechtigt zu nennen. Farini geht aber weiter als die meisten seiner Vorgänger, indem er die Buren sowohl der Unehrlichkeit als abscheulicher Laster beschuldigt, denen sie neben scheinbarer Frömmigkeit fröhnen sollen, so daß wir sie zum Ueberflusse auch als Heuchler kennen lernen. Welch merkwürdiger Gegensatz mit der Meinung eines anderen Reisenden der neuesten Zeit (J. A. Froude in Oceana)! Wir müssen daher einen Augenblick bei Farini's Schilderungen verweilen; nicht unmöglich, daß eine Art von Widerspruchsgeist — Froude spricht mit Vorliebe von „the honest Boer" — unseren Autor angetrieben hat, aus einzelnen Fällen ein allgemeines Urtheil abzuleiten. Die Unehrlichkeit soll durch einen Fall bewiesen werden, wo eine verlorene Börse vermuthlich in dem Hause eines Buren abhanden gekommen sei, der aber bei Nachfrage nichts davon wissen wollte! Und das Andere? Wir wollen Farini selbst darüber hören. „Am nächsten Morgen wurden wir schon vor Tagesanbruch durch die Stimmen der Familienmitglieder unseres Buren und seiner Dienstboten aufgeweckt, welche Psalmen sangen — ein Beweis von häuslichem Glück, wenigstens, wenn nicht von religiösem Drange. Der Psalmen singende alte Heuchler und seine Söhne waren Väter von Kindern, welche von einer eingeborenen Mutter erzeugt waren; doch lebten alle recht glücklich in demselben Zelte zusammen." Und darauf hin Beschuldigungen gegen einen ganzen Stamm! Charakteristisch sind seine Erzählungen allerdings manchmal, wie die folgende beweisen mag.

„Nicht weit von Priesla hielten wir vor dem Hause eines Buren an, dessen Tochter gerade im Begriffe war, sich zu verheirathen. Die Farmer aus dem ganzen Distrikte waren mit ihren Familien erschienen; da sie erkannten, daß ich kein Handelsmann war, hielten sie mich für einen Engländer und wiesen mich daher aus dem Hause. Es war nicht ganz leicht, sie zu überzeugen, daß ich nicht der gehaßten Nation angehöre; als sie aber diesen Umstand einmal begriffen hatten, waren sie, in ihrer Art wenigstens, recht vertraulich. Als sie hörten, daß ich über England nach dem Kap gekommen, fragten sie, ob ich die Königin gesehen habe. Wie sieht sie aus, wie viel Soldaten, wie viel Zimmer hat sie in ihrem Hause? Nachdem ich ihre Fragen ihren Begriffen gemäß beantwortet, erzählte ich, die Königin

---

[1]) Through the Kalahari Desert. A Narrative of a Journey with Gun, Camera & Note Book to Lake N'Gami and back. By G. A. Farini, London. Sampson Low, Marston, Searle & Rivington 1886.

besitze verschiedene Paläste und hundert Zimmer in jedem. „Wie viel Zimmer, sagtet ihr?“ fragte der Hausherr, indem er seinen würdigen Nachbar verständnißvoll ansah. „Einhundert“, sagte ich. „Wie viel Vieh hat denn die Königin?“ Das war ein scharfes Examen! Ich wußte nicht, was ich sagen sollte und erwiderte: „50 Stück etwa.“ Da leuchtete ein wenig Intelligenz in den Zügen des Mannes auf, als er näher zu mir kam und mit aufgehobener Hand zu mir sagte: „Ihr lügt uns Buren was vor. Wie kann die Königin so viele Gemächer und so wenig Vieh haben? Sie würde ja gar nicht Dünger genug bekommen, um den Flur ihrer Gemächer gut zu unterhalten, geschweige denn neu machen zu lassen.“

Die Buren sind schlimme Herren für die Buschmänner, nicht nur wegen der grausamen Behandlung, die sie ihnen manchmal angedeihen lassen, sondern auch, weil sie durch ihr bloßes Erscheinen im Lande den Eingebornen den Kampf ums Dasein erschweren. Das Hochwild wird durch die Heerden aus dem Lande vertrieben, das kleine Wild kann der Buschmann nicht jagen, da man ihm seine Bogen und vergifteten Pfeile überall abnimmt. Dadurch ist er zum Stehlen gezwungen, und wenn er sich ein derartiges Vergehen zu schulden kommen läßt, nimmt man ihm seine Freiheit, die er so hoch schätzt. Kann man sich verwundern, daß er sich der Gefangennehmung so verzweifelt widersetzt. Doch die fortschreitende Civilisation hat kein Ohr für den Nothschrei dieser Armen, die sie erdrückt, wenn sie ihr im Wege stehen. Nach dieser Aeußerung seines Mitleides erzählt er, daß er endlich glaubte, Froude's „Ehrlichen Buren“ gefunden zu haben, doch auch der entpuppte sich als ein Scheusal, das aus reinem Muthwillen einen armen Buschmann halb zu Tode geprügelt hatte.

In Hopetown hörte Farini, daß man in den Läden den Buren auf die Finger sehen müsse; wenn sie Sonntags dem Herrn gedient haben und die Kirche verlassen, machen sie in den Läden ihre Einkäufe, suchen aber auch wohl etwas ohne Bezahlung in ihren Besitz zu bringen. „Wenn wir sie dabei erwischen“, sagte ein Ladenbesitzer, „schreiben wir es auf ihre Rechnung, nicht bei der Polizei, sondern auf wirkliche Rechnung und gewöhnlich bezahlen sie, ohne Umstände zu machen.“

Durch den Zusammenfluß so vieler Rassen scheint eine gemischte Bevölkerung zu entstehen, welche die Eingeborenen ganz erdrückt. Manchmal werden durch die Rassenmischungen ganz eigenthümliche Erscheinungen hervorgerufen; so findet man in einer Beschreibung der Begegnung mit Dirk Verlander, dem Bastard-Kapitän, manches Interessante, wovon wir einiges hier folgen lassen.

An einem Sonntage erreichte die Karawane Mier, ein Konglomerat von schlechten Hütten, zu deren Bedeckung jedes Material gebraucht war, was man bei der Hand gehabt hatte, auf einer offenen, steinigen Stelle, deren einziger Vorzug der war, daß man dort keinen Sand antraf. Mitten darin steht ein mit Stroh gedecktes und mit Lehm beworfenes steinernes Haus. Es war das Haus des Häuptlings, der die Reisenden am Thore empfing. Ein großer, wohlgebauter, dunkelbrauner Mulatte, mit großen, schönen Augen, die, wenn er sprach, funkelten, und einem fortwährenden Lächeln auf dem Gesichte, ließ zwei Reihen fester, weißer Zähne sehen, konnte aber einen schlauen Zug nicht verbergen. Er war in Hemdsärmeln, deren ursprüngliche Farbe unkenntlich geworden war, die Beine staken in einem Paar Lederbeinkleidern und ein Paar Feldschuhe bedeckten seine Füße theilweise. Man trat in das Haus ein, wo den Fremden Stühle angeboten wurden. In einer Ecke des viereckigen Raumes stand ein schmales hölzernes Bettgestell, welches mit harten Ochsenfellen bedeckt war; in einer zweiten Ecke befanden sich einige blau angestrichene Kisten, welche die Sitze eines Wagens zu bilden bestimmt waren; in der dritten Ecke lagen einige Ochsenjoche und in der Nähe der Thür hing ein Eimer mit Wasser, an welchem ein Trinkgefäß befestigt war. Mitten auf dem aus Kuhmist bestehenden Flur lag ein Haufen von Antilopenhäuten (Springbock, Antilope euchore), auf welchem Ziegen und kleine Kinder mit einander spielten. Im Dachstuhle hatte verschiedenes Geflügel einen ruhigen Sitz eingenommen. Der Raum war voller Männer, während verschiedene Frauen aus- und eingingen; durch ihre nachlässige Haltung unterschieden sie sich von den eingeborenen Frauen, welche sich gerade hielten. Die Lage fing an unangenehm zu werden, da Kert, der Abgesandte Farini's, welcher seine Ankunft angekündigt hatte, etwas geflunkert zu haben schien: sein Herr wünsche der Rathsversammlung eine Botschaft der Königin von England zu bringen, hatte er angekündigt, und große Erregung entstand, als Farini dies verneinte. Kert aber machte seine Eigenmächtigkeit wieder gut; er erklärte, sein Herr sei ein Freund der Farbigen, er wünsche Land zu kaufen und habe einen Schutzbrief von der Regierung. Farini fing den Wink auf und verhandelte in dieser Richtung weiter. Das Recht Verlander's auf das Land scheint allerdings nur durch die Thatsachen begründet; er hatte sich nach der Auswanderung dem Jan Africander widersetzt und war schließlich als „Kapitän der ausgewanderten Bastarde“ anerkannt worden. Jedes Jahr breitete sich die Kolonie aus, die Leute lebten hauptsächlich von der Jagd in der Kalahari-Wüste, und je größer ihre Zahl wurde, desto mehr mußten sie sich ausdehnen. Sie zogen immer weiter nördlich, was sie dadurch ermöglichten, daß sie Brunnen gruben; Händler folgten ihnen und erzielten manchmal bei dem Federnhandel einen großen Gewinn. Die Preise waren damals 40 bis 70 Pfd. St. pro Pfund, während sie jetzt nur noch 5 bis 10 Pfd. St. betragen.

Diese Leute sind sehr leichtherzig und verbrauchen den Ertrag ihrer Jagd, den sie als Vorschuß in der Gestalt von Waaren empfangen, schon im Voraus. Vom Kapitän angestellte Feldkornetts handhaben die Gesetze; jeder seiner Unterthanen besitzt ein Stück Land, von welchem der Kapitän eine Abgabe empfängt. Geld besitzt man allerdings nicht; junge und ältere Thiere stellen die verschiedenen Werthe vor. Ueber Zeit hat man sehr unbestimmte Begriffe, man deutet sie durch Hinweis auf den Stand der Sonne an; noch schlimmer ist es mit der Entfernung: „gerade dort drüben“ bedeutet etwa eine halbe Stunde, „eine halbe Stunde“ heißt sechs Meilen zu Pferde. Das Urtheil Farini's über diese Bastarde ist ebenso ungünstig, wie das über die Buren. Sie sind arm an Heerden, während sie reich sein könnten, wenn sie nur etwas mehr Energie besäßen. Daß in jener Gegend durch Anstrengung und Thätigkeit viel zu erreichen ist, zeigt folgendes Beispiel:

Ein gewisser Rautenbach, ein weißer Händler, kam dorthin um zu jagen und warb eine Menge Buschmänner zu diesem Zwecke an. Er verdiente viel Geld und gab Verlander etwa 1500 Pfd. St. Kredit, als Bezahlung gab ihm dieser unter Zustimmung seines großen Rathes Ländereien, welche sich von Mier etwa 60 engl. Meilen nach Süden, nach Westen aber bis zur Grenze von Betschuanaland ausdehnten. Dieses Gebiet versorgte nun Rautenbach zuerst durch Brunnen und Reservoirs mit Wasser, und trieb dann mit Erfolg Viehzucht, so daß er jetzt zum Aerger der Bastarde dort eine blühende Unternehmung, eine Oase in der Wüste geschaffen hat.

Nach manchen Verhandlungen wurde die Reise fortgesetzt; drei Tage lang führte der Weg durch Sanddünen und dann

in den Sama-Gürtel, wo die durstigen Thiere losgelassen wurden. Sama wird die wilde Wassermelone genannt, welche für Menschen und Thiere in der Wüste einen unschätzbaren Werth besitzt; sie liefert Nahrung und Getränk, trägt in einem Jahre zweimal, und als Farini sie zum ersten Male sah, lagen die Früchte der ersten Ernte, hart und trocken, mit reifem schwarzem Samen, auf dem Boden, während die der zweiten Ernte in der Bildung begriffen waren. So lange die reife Frucht nicht vom Regen benäßt wird, verdirbt sie nicht.

Die Jagdabenteuer, welche die Wüste den Reisenden verschaffte, können wir ruhig übergehen, obwohl sie manche Mittheilungen, namentlich über die Thierwelt, einschließen, welche wohl der Beachtung werth sind. Aber auf einem der Jagdzüge stieß man auf alte Bauwerke, eine lange Linie von Stein am Fuße eines Berges, dessen Namen keiner der Begleiter kannte; die Mauer erstreckte sich wohl eine engl. Meile weit und war zum Theil im Sande begraben. Im Ganzen beschrieb sie einen ovalen Bogen; auf der inneren Seite derselben befanden sich in Zwischenräumen von etwa 40 Fuß Haufen von Mauerwerk in der Form von Ellipsen, zum Theil aus massivem Felsen gehauen, zum Theil künstlich zusammengefügt. Die angestellten Nachgrabungen hatten den Erfolg, daß man beinahe in der Mitte des Bogens in geringer Tiefe einen aus großen Steinen bestehenden Flur antraf. Die äußeren Steine lagen rechtwinkelig zu den inneren; ein ähnliches Pflaster in der Form eines Malteser Kreuzes, in dessen Mitte eine Säule oder ein Altar gestanden zu haben schien, schnitt den ersten Flur. Inschriften oder Hieroglyphen wurden nicht gefunden. Drei Tage später wurde der Ki-Ki-Berg erreicht. Die Stelle, wo die Ruinen gefunden wurden, soll sich etwa auf $23^1/_2°$ südl. Br. und $21^1/_2°$ östl. L. befinden. Auf dem Rückwege von Mier nach den schönen Fällen des Orange-Flusses traf man zahlreiche Niederlassungen, worunter auch einige von Europäern; die von den Fällen genommenen Photographien belohnten für die Anstrengungen des Weges.

An vielen Stellen werden Schlangen erwähnt und interessant ist die Mittheilung über deren Bisse und die Behandlung derselben, welche sehr an die Entdeckungen Pasteur's erinnert. Die erste Anwendung der Methode sah Farini bei Thieren; drei Ochsen waren gebissen worden, ein Buschmann machte eine leichte Einschneidung neben der verwundeten Stelle und rieb dieselbe mit einem Pulver ein, dessen Hauptbestandtheil die getrockneten Giftsäcke einer anderen Schlange waren. Der Mann war seiner Sache so sicher, daß er, um eine Probe abzulegen, sich von einer ausgewachsenen Schlange in den Fuß beißen ließ, er behandelte sich in gleicher Weise durch Einimpfung, trank aber außerdem, nachdem die Schlange getödtet war, einen Tropfen Gift aus dem Giftsacke, wodurch er in eine lange Betäubung fiel, während welcher die Anschwellung zuerst schnell zunahm, dann aber nachließ. Am nächsten Tage wurde die Einimpfung wiederholt, die Anschwellung verschwand in derselben Nacht und in vier Tagen war er wieder ganz wohl. Aehnliche Mittel sollen unter der Halbblut-Bevölkerung in der Kap-Kolonie allgemein gebräuchlich sein.

Die Entdeckung eines Stammes kleiner Menschen in einer von Forschern wiederholt besuchten Gegend scheint so auffallend, daß wir uns nicht versagen können, hier den Bericht Farini's ziemlich vollständig folgen zu lassen. Das erste Exemplar dieser Rasse traf man, als man einen verwundeten Händler, welcher einen derselben angehörigen Sklaven bei sich führte, Hilfe leistete. Am See N'gami machte dieser kleine Mann auf eine Gruppe kleiner Hütten aufmerksam, welche, wie er sagte, von Leuten seines Stammes bewohnt wurden. Wirklich sah man eine Gruppe derselben, die sich jedoch bald den Blicken entzog und an demselben Tage nicht mehr zum Vorschein kam.

Am folgenden Tage jedoch näherte sich eine Gruppe von sieben oder acht dieser braunen Geschöpfe dem Wagen sehr vorsichtig, sie waren alle vollkommen nackt. Ihrer Größe nach hätte man sie in einiger Entfernung leicht für Kinder halten können, aber in größerer Nähe bewiesen die Runzeln ihrer — den Zügen nach den Buschmännern sehr ähnlichen — Gesichter, daß man erwachsene Männer und Frauen vor sich hatte. Alle waren auf Wangen, Armen und Schultern tatuirt; es waren kurze, gerade blaue Striche ohne weitere Verzierung und alle bis zu dem kleinen Säuglinge herunter hatten ein besonderes Stammeszeichen; das erste Glied des kleinen Fingers beider Hände fehlte. Zuerst waren sie sehr scheu, doch dies änderte sich bald und in wenigen Tagen war man mit dem Häuptlinge und seiner Familie auf dem besten Fuße, indem sie sich messen ließen und freimüthig Fragen stellten, sowie auch in derselben Weise antworteten. Der Stamm trägt den Namen **M'Kabba**. Sie leben in Monogamie und sind der einzige Stamm, bei welchem die Beschneidung nicht gebräuchlich ist. Der Häuptling war ein kleiner Mann, 4 Fuß 1 Zoll (engl.) hoch, seine Frau einen halben Zoll größer, die beiden Töchter genau von der Größe des Vaters. Eine derselben hatte zwei Kinder, die andere deren eins; die kleinen Geschöpfe mit ihren niedlichen olivenfarbigen Gesichtern und funkelnden schwarzen Augen sahen sehr lieb aus, leider wird der Eindruck etwas zerstört durch den watschelnden Gang und den hervortretenden Bauch. Der kleine Häuptling war seiner eigenen Schätzung nach ein sehr bedeutender Mann und wollte seinen Untergebenen, wie es schien, nicht erlauben, sich den Weißen zu nähern, wenigstens waren die Leute nicht so vertraulich, wenn er dabei war, und nach mehreren Tagen noch liefen sie, wenn die Weißen ihnen unerwartet in den Weg traten, weg und versteckten sich, namentlich die jüngeren Mitglieder des Stammes, hinter einer Hütte, mit dem Gesichte im Sande. Eines Tages sah Farini ein kleines Mädchen, welches, hinter einem Strauche versteckt, ihn betrachtete. Als er auch schnell hinter denselben trat, warf es sich auf die Erde und fing laut an zu schreien. Diese Leute scheinen weniger Bedürfnisse zu haben als alle anderen, die er je getroffen hat. Wenn die Wassermelonen gut gerathen sind, leben sie ganz von denselben und werden fett dabei durch den Genuß des an Oel reichen Samens, aus welchem sie Kuchen backen. Fehlen diese Früchte, so müssen die wilden Melonen (Sama) deren Stelle ersetzen, und fehlen auch diese, so begnügen sie sich mit verschiedenen Arten von Wurzeln, welche die Frauen suchen, und kleinem Wilde, welches die Männer erbeuten. Unter den Wurzeln spielt eine Trüffelart eine große Rolle; im Sande geröstet oder in Oel gebacken ist sie ausgezeichnet.

Auf der Jagd gebrauchen diese Pygmäen den Bogen und vergiftete Pfeile. Das Gift wird aus den Knollen einer fächerförmigen Pflanze bereitet, deren bräunlichweißer Saft etwa die Konsistenz von Milch hat; derselbe wird ganz eingekocht und das Gift der gelben Kopra zugefügt. Doch wird auch der Saft ohne dasselbe verwendet. In beiden Fällen wird das Gift mit etwas Lehm vermischt und der Pfeil gerade hinter dem Widerhaken bestrichen; wenn ein solcher Pfeil weit genug in die Haut einer Antilope eindringt, um das Fleisch zu berühren, muß das Thier innerhalb einer Stunde sterben.

Ein erbeutetes Thier wird ganz verspeist, nicht einmal Haut und Knochen werden übrig gelassen. Farini erzählt: „Wir gaben ihnen eines Tages eine Kudu (Antilope strepsiceros), um zu sehen, was sie mit dem Thiere anfangen würden. Sie hatten dieselbe bald abgezogen und die Eingeweide waren das erste, was sie aßen, dann kam das Fleisch, welches zum Theil roh, zum Theil gewärmt verzehrt wurde; dann kam die Reihe an die Haut, welche sie zuvor rösteten, und endlich wurden die Knochen mit Steinen zermalmt und dann auch verschlungen. Sie hörten nicht eher auf, als bis nichts mehr übrig war. Trotz ihrer kleinen Figur zeigten sie sich hinsichtlich ihrer Vertilgungsfähigkeit vollkommen den Buschmännern ebenbürtig; nach dem Mahle trat allerdings bei Allen der Unterleib so hervor, als ob er bersten wolle.

Als die ganze Gesellschaft photographirt werden sollte, erschienen sie im Festgewande, d. h. sie hatten neue Taschentücher um den Kopf gewickelt. Nach der Aufnahme wurden sie mit Kaffee und Weizen bewirthet, sie wollten jedoch aus Furcht vor Vergiftung nichts nehmen, bis die Gastgeber mit gutem Beispiel vorangegangen waren.

An demselben Tage besuchte man sie in ihrem armseligen Lager; die meisten schliefen schon ganz zusammengekauert unter einem Busche oder einem einfachen aus Gras gebildeten Dache. Gegen die wilden Thiere suchen sie sich durch Feuer zu schützen, die ihnen selbst aber häufig gefährlich werden, wie zahlreiche Brandwunden beweisen. Als man mit ihnen auf vollkommen vertrauten Fuß gekommen war, wurden Unterhandlungen angeknüpft, um sie zur Reise nach Europa zu bewegen. Hier spielten denn auch Schilderungen der Wunder, welche sie dort sehen sollten, eine große Rolle. Das Merkwürdigste für die Wüstenkinder war die Mittheilung, daß in England eine Frau herrsche; sie zeigten sich sehr erstaunt darüber, daß man im ganzen Lande keinen Mann finden könne, der für die Regierungsgeschäfte tauglich sei. Nachdem der Verlauf der Unterhandlungen anfänglich ein sehr günstiger war, zerschlugen sie sich zuletzt und Farini hatte nicht das Vergnügen, einige dieser Leute nach Europa zu bringen.

A. H. Keane, der den Reisebericht von Farini in der „Academy“ ziemlich scharf behandelt, ist sehr verwundert darüber, daß dieses Zwergvolk, der Beschreibung nach kleiner als jeder andere schon bekannte Stamm, der Aufmerksamkeit eines Livingstone und Anderer entgangen sein solle und sagt schließlich: „Herrn Farini wäre also die Ehre vorbehalten, die kleinste Rasse entdeckt zu haben; doch ist es bekannt, daß von Laien ausgeführte anthropometrische Untersuchungen manchmal der Verbesserung bedürfen und es möchte vielleicht angewiesen sein, bis zum Eintreffen näherer Mittheilungen unser Urtheil aufzuschieben.“

Das Ergebniß seiner Reise, wie es Farini in den Proc. R. Geogr. S. zusammengestellt hat, ist etwa folgendes: Das Klima in der Kalahariwüste ist für den Europäer vollkommen gesund, da die Tage nicht übermäßig heiß (80° F.), die Nächte kühl sind. Im Winter sinkt die Temperatur auf 60° F. bei Tage und in den Nächten bis zu dem Gefrierpunkte. Der Name Wüste ist nicht gerechtfertigt; die Folgen der zeitweise herrschenden Trockenheit wären durch Bewässerungsanlagen leicht unschädlich zu machen, mit einem Worte, für tüchtige Leute würde die Kalahari ein günstiges Feld für Ansiedlung bieten. Allerdings bildet der schwierige Zugang dorthin jetzt noch ein bedeutendes Hinderniß; jedenfalls müßten längs des Weges Brunnen gegraben werden. Die Buren möchten sich gern in Besitz des Landes setzen, und dies müßte möglichst verhütet werden.

Auch in der Sitzung der R. Geogr. S., wo die Abhandlung vorgelesen wurde, hörte man den Einwurf, daß Farini die Sache in zu rosigem Lichte betrachtete. — Sehr werthvoll ist der Anhang, welcher Mittheilungen über die Flora, die Fauna und die Geologie der Kalahariwüste enthält.

Der Alpenföhn in seinem Einflusse auf Natur- und Menschenleben[1]).

Der Verfasser dieser interessanten und bei dem gegenwärtigen Stande der Theorie des Föhns zeitgemäßen Abhandlung bringt uns in derselben im Zusammenhange Alles, was sich bezüglich der Einwirkung des Föhns auf Natur- und Menschenleben in den besten Werken bedeutender Alpenforscher zerstreut findet, und verfehlt nicht, eigene Bemerkungen bezüglich jener Einwirkung einzuflechten. Die Anordnung des Stoffes ist in der Weise geschehen, daß im ersten Hauptabschnitte der Einfluß des Föhns auf die unorganische Natur mit den Unterabtheilungen: Klima, Schneedecke, sowie Umgestaltung des Bodenreliefs, und im zweiten Hauptabschnitte der Einfluß des Föhns auf die organische Natur behandelt wird, wobei sich selbstverständlich die Unterabtheilungen: Pflanzenwelt, Thierwelt und Mensch ergeben.

Treten wir in eine kurze Besprechung der einzelnen Abschnitte ein.

Hinsichtlich des Klimas ist zunächst die Eigenthümlichkeit des Föhns besonders hervorzuheben, daß unter seiner Herrschaft die Wärme schnell zunimmt und, da sein Erscheinen vorzüglich in die kühle Jahreshälfte fällt, sich zu Wärmegraden steigert, die z. B. am 8. Januar 1877 zu Altstätten das Tagesmittel um + 17,2° C. vom normalen abweichen ließen. Da der Föhn regelmäßig in der kühlen Jahreshälfte in den nach N offenen Thälern der Reuß, des Rheins &c. auftritt und zwar in solcher Häufigkeit, daß Bludenz z. B. das Jahr über einen Monat Föhn hat, so ist es nicht zu verwundern, wenn sich dieser wärmeerhöhende Einfluß des Föhns selbst im Jahresmittel, noch mehr im Wintermittel der Temperatur kund giebt. So kommt es denn, daß die Hauptföhnorte sämmtlich mildere Wintertemperaturen haben, als die nächsten Nachbarorte ohne Föhn und selbst solche Orte, welche südlichere Lage besitzen. Hierauf gründet sich zum Theil auch das Vorhandensein von klimatischen Winterkurorten, wie Seelisberg, Schönegg, Gersau &c. im Reußthale resp. am Vierwaldstätter See. Wenn aber der Verfasser auch die Erscheinung der Temperaturzunahme mit der Höhe im Winter dem Föhn zuschreibt, so glaubt Referent doch dieser Behauptung widersprechen zu müssen. Diese Erscheinung vollzieht sich stets unter dem Einflusse einer Anticyklone, also bei ruhiger Luft, und ist zur Genüge von Hann in seiner Klimatologie S. 155 bis 169 erläutert worden.

[1]) Dr. Gustav Berndt, Der Alpenföhn in seinem Einflusse auf Natur- und Menschenleben. Ergänzungsheft 83 der „Petermann'schen Mittheilungen“. Mit einer Karte. Gotha 1886.

Im engsten Kausalzusammenhange mit der hohen Wärme des Föhns steht dessen niedrige relative Feuchtigkeit, so daß der Föhn stets als trockener, ausdörrender Wind erscheint. Zu Bludenz beträgt z. B. die relative Feuchtigkeit im Mittel von 191 innerhalb 10 Jahren beobachteten Südostföhnen 27 Proc., d. i. eine Abweichung von — 48 Proc. von der normalen. Mit dieser Eigenschaft der Föhnluft, viel Wasser in Dampfform aufzunehmen, hängt auch die geringe Bewölkung zusammen, während die auf den Föhn folgenden Niederschläge, oft von großer Heftigkeit, nach der Ansicht des Referenten nichts mit dem Föhn selbst zu thun haben, sondern veranlaßt werden durch das Umdrehen der allgemeinen Luftströmung aus einer Richtung mit südlicher Komponente in eine solche mit nördlicher. Dieses letztere Umdrehen des Windes wird aber hervorgerufen durch das Fortrücken des vom Atlantischen Ocean heranziehenden Sturmcentrums in östlicher oder nordöstlicher Richtung. Diesem Druckminimum verdankte aber der zuvor herrschende Föhn selbst erst sein Entstehen, wie auch der Verfasser S. 8 richtig entwickelt. Ebenso kann sich Referent nicht mit der S. 9 gegebenen Behauptung einverstanden erklären, daß der Föhn eine deprimirende Wirkung auf den Luftdruck ausübe. Im Gegentheil, der Föhn ist erst eine Folge einer in dem Thale vorhandenen Luftdruckverringerung, entstanden durch das schnelle Abströmen der untersten Luftschichten nach dem Hauptminimum. Wichtig ist dagegen die Bemerkung, daß die Hauptföhnthäler frei vom Sumpffieber und Kretinismus sind und daß diese Erscheinung allein dem Föhn zu verdanken ist, der für gute Ventilation der Thäler sorgt und Stagnation von Luft und Wasser, letzteres durch sein Verdunstungsvermögen verhindert.

Weiter schreibt der Verfasser dem Föhn einen hohen Einfluß zu hinsichtlich der Zufuhr und Vertheilung der Schneemassen, des Vorrückens und Zurückweichens der Gletscher, vor Allem aber bezüglich der Beseitigung der winterlichen Schneelasten zu Beginn des Frühlings. Was die nach dem Föhn oft starken Schneefälle anlangt, so ist hierüber schon das Nöthige bezüglich ihrer Ursache oben gesagt. Die starken Niederschläge und oft eintretenden Ueberschwemmungen auf der Südseite der Alpen sind in der That als stetige Begleiterscheinungen von Föhn in den nördlichen Alpenthälern anzusehen, wenn auch der alsdann auf der südlichen Alpenseite herrschende schwache Wind nicht den Namen „Föhn“ verdient (S. 19), da mit diesem immer die Prädikate warm und trocken verbunden sind.

Die Bedeutung des Föhns für die Verwitterung der Gesteine liegt darin, daß er starke Temperaturschwankungen um den Gefrierpunkt veranlaßt und demzufolge der Sprengarbeit des in die Felsenritzen eingedrungenen und später gefrierenden Wassers Vorschub leistet. Erodirend wirkt der Föhn nur indirekt auf die Gesteine der Alpen, indem er starke Niederschläge zur Folge hat, die, wenn in fester Form gefallen, beim nächsten Föhn in kurzer Zeit geschmolzen werden und die mechanische Kraft der Bäche und Flüsse bedeutend steigern. In gleicher Weise übt er einen denudirenden Einfluß aus, indem die durch den Thauproceß oder die mechanische Erschütterung seitens des Föhns losgelösten Lawinen Gesteinsschutt mitreißen; daneben transportirt der Föhn selbst durch seine Orkangewalt Gesteinstrümmer zu Thal.

Wir kommen nun zur Besprechung des Einflusses, den der Föhn auf die organische Natur ausübt. Diese Einwirkung äußert sich auf die Pflanzenwelt in dynamischer, in physikalischer und in pflanzengeographischer Hinsicht.

Der Verfasser unterscheidet bei den alpinen Gewächsen solche, deren Samen mit Flugapparaten versehen sind, und solche, denen dieselben fehlen. Die ersteren werden offenbar leichter und weiter durch den Föhnsturm entführt werden als die letzteren, setzen sich an dem nackten Felsboden fest, treiben bei ihren geringen Ansprüchen, die sie an den Boden stellen, Wurzeln und verwandeln die oberste Gesteinsschicht in Humus, der geeignet ist, den langsam folgenden Gewächsen der zweiten Art einen Standort zu bieten. Dies vollzieht sich aber nicht immer in so ruhiger Weise, wie eben geschildert, da oft der Föhn bei seiner Orkangewalt die eben gebildete Humusschicht sammt ihrer Pflanzendecke fortweht und den Felsboden bloßlegt. Hierauf führt auch der Verfasser die zunehmende Verwitterung des Hochgebirges und den Rückgang der Alpwirthschaft zurück. Weitere Nachtheile bringt der Föhn den Gewächsen dadurch, daß dieselben, wegen der dünnen Humusdecke ohne festen Halt, früher oder später dem Sturme zum Opfer fallen, daß die allseitige und gleichmäßige Beastung der Bäume gehindert wird und eine Abweichung der Achse von der vertikalen sich herausbildet, die das Sturzvermögen erhöht. Vor Allem wirkt aber der Föhn zerstörend da, wo die Bäume als Wald auftreten. Als Beispiel führt hier der Verfasser den Sturm an, welcher am 20. Februar 1879 die Nordschweiz durchraste und in den schweizerischen Forsten einen Schaden von gegen drei Millionen Francs anrichtete.

Die physikalischen Wirkungen des Föhns auf die Pflanzenwelt äußern sich zunächst darin, daß in den Föhnthälern das Wiedererwachen der Flora bedeutend früher eintritt, als in den Nachbargebieten ohne Föhn, so daß z. B. in Zürich der Frühling einige Tage später eintritt, als in den zwischen Züricher und Walen-See gelegenen Niederungen der March und des Gaster, sowie den noch höher gelegenen Gebieten des Glarner Linththales, obwohl hier weit mehr Schnee im Winter fällt, als an den Ufern des Züricher Sees. Der Verfasser führt dann nähere phytophänologische Beobachtungsresultate an für das Glarner Linththal, das Urner Reußthal und die Umgebungen des Vierwaldstätter Sees, die alle zeigen, daß der Föhn hier ein früheres Erwachen des Pflanzenlebens bewirkt und zwar in dem Maße, daß die ersten Frühlingsblumen bei Gersau, Vitznau und Stanz bereits Mitte Februar blühend zu finden sind. Dadurch, daß der Föhn auch die Schneeschmelze von oben nach unten betreibt, befähigt er den Frühling, in Regionen vorzudringen, die er ohne solche kräftige Unterstützung nicht erreichen würde. Nicht das Licht, wie Christ in seinem „Pflanzenleben der Schweiz“ sagt, sondern die Wärme des Föhns ist es nach dem Verfasser, welche das schnelle Hervorbrechen der Knospen bewirkt. Gefährlich wird aber dieses frühzeitige Wecken des Safttriebes, wenn Kälterückfälle, besonders im Mai, dem Föhn folgen, so daß hierdurch gewisse, dafür empfindliche Gewächse gänzlich die Föhnthäler zu meiden gezwungen sind. Weiter wirkt der Föhn nachtheilig zur Zeit der Blüthe, namentlich der Obstbäume, da in Folge der Trockenheit der Luft die Griffel ausdorren und nicht aufnahmefähig für die Pollenkörner werden. Obst muß aber dem Bauer der Schweiz das Korn zum Theil ersetzen, woraus sich das Verderbliche eines solchen Obstausfalles leicht ergiebt. Dagegen ist der Föhn dem Aelpler willkommen zur Reifezeit der Baumfrüchte, da durch ihn deren Qualität besser wird, sowohl was Zuckergehalt als auch Aroma betrifft. Wegen seiner austrocknenden Wirkung ist der Föhn den Wiesen nur nützlich im Frühjahr, wenn sie noch stark durchfeuchtet sind; im Sommer dagegen entsteht leicht in Verbindung mit der starken Insolation ein Verdorren der Gräser. Weiter befördert der Föhn erheblich den Dörrproceß bei der Heuernte, läßt das Gemüse an Größe verlieren, dafür aber an Geschmack gewinnen und

veranlaßt, daß sowohl der Gärtner während seiner Herrschaft Okuliren und Pfropfen unterläßt, als auch, daß der Forstmann auf der Leeseite der Waldungen das Holz anschlägt, wodurch einmal Schutz gegen Windbruch gewährt, dann aber auch das Ausstreuen des Samens durch den Föhn auf die abgeholzten Flächen befördert wird. Unter der Wirkung des Föhns allein gelangt der Mais in der Schweiz zur vollen Reife und erhält der Wein eine Süßigkeit und ein Aroma wie kaum anderwärts, obwohl auch die Trockenheit des Föhns zur Blüthezeit und später als Rauschbrand die Hoffnungen des Weinbauers vernichten kann. Selbst dem gekelterten Weine wird der Föhn noch verderblich, indem die plötzliche Wärmezunahme die Gährung des Mostes zu sehr beschleunigt und dem Sauerwerden desselben günstig ist.

Nach Kerner's Untersuchungen sind gewisse morphologische Veränderungen im Habitus der Pflanzen, wie die lederartige Oberhaut der Saxifrageen, die dicke Behaarung der Leontopodien 2c. als Schutzmittel gegen Verdorrung nur dem Föhn zuzuschreiben.

Welchen Einfluß der Föhn endlich auf die geographische Verbreitung der Pflanzen ausübt, sieht man am besten daraus, daß im östlichen Theile des Berner Oberlandes, in den Thälern von Hasli und Gadmen, sich Pflanzen angesiedelt haben, die diesem Thalgebiete den Charakter einer Kolonie transalpiner Arten verleihen. Das Gleiche findet man in der schmalen Zone des Brienzer und Thuner Sees, wo neben Wein die edle Kastanie und der Kirschlorbeer gedeihen und der Feigenbaum ohne Schaden im Freien überwintert. Nirgends am ganzen Nordhange der Alpen gedeiht der Nußbaum (Juglans regia) besser als am Thuner und Brienzer See; daneben finden sich eine Menge wildwachsender Gewächse südlicher Herkunft. Aehnliches gilt von den Gestaden des Vierwaldstätter Sees und denen des Walen-Sees, sowie vom Rheinthale, in welchem zwischen Chur und Sargans der beste Wein der Schweiz — vom Wallis abgesehen — wächst, sowie prächtiger Mais und die edle Kastanie gedeihen.

Sehr günstig für die Verbreitung der Pflanzen und für die Zusammensetzung der Vegetationsdecke ist endlich noch der Föhn, wie schon erwähnt, durch seine dynamische Wirkung, wobei die Pässe bequeme Durchlässe für den Samentransport darbieten, dagegen auch Schwierigkeiten dem Ueberschreiten dieser Schwelle durch schwer flugfähige Samen bereiten. Daher haben auch rings von steilen Wänden umschlossene Thalkessel die relativ ärmste Flora. Aehnliche Erscheinungen, wie in den Föhnkanälen der Schweiz, finden sich auch in den weniger vom Föhn durchzogenen nordwärts geöffneten Thälern Tyrols, wie im Oetzthal, dem Sillthal 2c., sowie in den Föhnthälern des südlichen Alpenhanges. Zuletzt bespricht noch der Verfasser die Ansicht Wahlenberg's und Tschudi's, daß nämlich die Buche die Föhnkanäle meide. Nach dem Verfasser gedeiht jedoch dieser Baum nirgends besser, als in den föhndurchrasten Thälern des Berner Oberlandes und anderen Föhnthälern, so daß die Gründe für das Fehlen der Buche in gewissen Thälern andere sein werden als die Wirkungen des Föhns.

Wie die meisten Thiere das Eintreten von Gewittern, Erdbeben 2c. durch ein gewisses Verhalten in ihrer Lebensweise im Voraus ahnen lassen, so gilt dies auch vom Föhn. Die Bienen, Wespen, Hornissen, Stechfliegen 2c. verrathen vor dem Föhn eine auffallende Unruhe und Reizbarkeit, die Fische schnellen häufiger über die Wasserfläche, die Kreuzotter kriecht als Freundin der Trockenheit und Wärme aus ihrem Schlupfwinkel und die Gemse verläßt die südlichen Gehänge, weidet bergab und sucht geschütztere tiefere Thalkessel auf. Bei näherem Anrücken des Föhns wird die Gemse unruhig, weil die trockene Luft ihr die Schleimhäute entfeuchtet und hierdurch die Witterung entzieht. Gleiches Verhalten zeigen die Bergziegen, welche äußerst reizbar werden und sich gegenseitig anfallen oder wie von Sinnen die höchsten Grate erklettern, bis sie weder vor- noch rückwärts können. Auch das Rindvieh zeigt sich unruhig und rennt, geplagt von den Stechfliegen, die jähen Hänge hinab, hierbei oft in den Abgrund stürzend. Weiter sind für den Föhn empfindlich das Pferd und der Hund, namentlich gilt dies von den Hirtenhunden in Oberwallis und denen der Bergamasker Hirten in Graubünden, welche hier vor Ausbruch des Föhns den Menschen in dem schwierigen Geschäft des Sammelns der Heerde treu unterstützen.

Lange vor dem Erscheinen des Föhns verstummen die befiederten Sänger und suchen sich geschützte Schlupfwinkel auf, während niedere Thiere, wie Ameisen und Spinnen, gleich den Pflanzen thätiger zum Leben angeregt werden. Auch die Balzzeit des Auerwildes fällt stets früher nach Wintern mit wenig Schnee und viel Föhn, als wenn das Gegentheil der Fall gewesen ist.

Endlich übt der Föhn auch einen Einfluß auf die Wanderungen der Vögel aus, welche bekanntlich die Einsattlungen der Gebirge zum Ueberschreiten desselben wählen, und zwar in der Weise, daß die größeren, flugkräftigeren Wanderer sich zu ungewöhnlichen Höhen erheben, die schwerfälliger fliegenden sich aber gleichsam in den Windschatten des Föhns niederdrücken und so die Paßhöhen zu gewinnen suchen, während ein dritter Theil von Vögeln die Wanderung ganz aufgiebt oder einen anderen Weg einschlägt, gewöhnlich den Weg nach Südwesten über Genf, also zwischen Jura und Alpen.

Die Einwirkung des Föhns auf den Menschen ist eine direkte, seinen Körper, und eine indirekte, seinen Haushalt betreffende. Die direkte Einwirkung äußert sich, namentlich bei nervösen Personen, in einem Gefühl der Mattigkeit und Herabdrückung der Gemüthsstimmung schon lange vor dem Erscheinen des Föhns. Während desselben tritt hierzu noch Beschleunigung des Blutumlaufes und des Pulsschlages sowie Vermehrung der Herzthätigkeit und Blutandrang nach dem Kopfe. Alles dies schreibt der Verfasser neben der Trockenheit des Föhns auch dem geringen Sauerstoffgehalte der Luft zu, welche die südlichen Winde herbeiführen, gegenüber dem in der Luft nördlicher Winde.

Was den indirekten Einfluß betrifft, den der Föhn auf den Menschen ausübt, so ist derselbe schon in gewissem Sinne im Vorhergehenden enthalten, denn Alles was der Thier- und Pflanzenwelt nützlich oder schädlich ist, ist zum größten Theile auch für den Menschen nutz- oder verderbenbringend. Der Föhn mildert also vor Allem das Klima, beseitigt die winterlichen Schneemassen, drängt die Gletscher zurück, und macht hierdurch weite Thalungen der menschlichen Kultur fähig. Dagegen ist er dem Menschen verderblich durch das Lösen der Lawinen, worauf sich gewisse Vorsichtsmaßregeln der Alpenbewohner für das Passiren gefährlicher Stellen der Saumpfade gründen, durch das Ueberdecken der Weide- und Ackergründe mit Schutt und Geröll, durch Herbeiführung von Bergstürzen u. s. w. In seiner Wirkung auf die Vegetabilien zeigt sich wieder der Föhn als Freund des Menschen. Er bewirkt den Samentransport im Großen und hierdurch die Verjüngung und Erweiterung der Weideplätze, er gestattet, die edelsten Kulturgewächse zu ziehen und ihre Früchte zu voller Reife zu bringen, bringt aber auch hier leider zuweilen Schaden, namentlich in der Blüthezeit. Mit allen jenen Vortheilen

des Föhns hängt aber der Wohlstand des Bauern der Schweiz aufs Engste zusammen, da Viehwirthschaft und Obstkultur seine Hauptbeschäftigung bilden. Die Bauart des Hauses ist in der Schweiz äußerst zweckmäßig, den Eigenschaften des Föhns angepaßt, besonders seiner Heftigkeit. Nicht hoch und weit in die Luft ragend, sondern so tief als möglich zur Erde sich drückend und in die Breite sich dehnend, schmiegt sich das Blockhaus des Aelplers an den Berghang an, auf mindestens einer Seite geschützt durch einen mächtigen Felsblock, einen Tannenbestand oder eine jähe Felswand. Das Dach ist dabei mit dicken Holzschindeln gedeckt, und diese sind gegen das Abdecken durch den Föhn mit mächtigen Steinen beschwert. Selbst auf die Gesetzgebung wirkt der Föhn, indem durch eigene Verordnungen in der Schweiz verboten ist, bei Föhnsturm Feuer zu unterhalten, in neuester Zeit selbst zu rauchen. Zum Schutz des Waldes im Sommer ist endlich noch forstpolizeilich festgesetzt, daß das Laubsammeln erst nach dem ersten Föhnsturme stattfinden darf. In Schaaren ziehen alsdann die Bewohner in den Wald, um das Laub zu sammeln für sich zum Füllen ihrer Lagerstätten und für das Vieh als Streu und zur Noth als Futter.

Wägt man daher diese Vortheile und Nachtheile des Föhns im Haushalte der Natur ab, so kommt man mit Recht wie der Verfasser zu dem Schlußergebniß, „daß der Föhn ein Wohlthäter ist für das Alpenland und seine Bewohner, und daß die Aufgabe, die er im Haushalte der Natur wie des Menschen vollzieht, eine kulturelle Mission ersten Ranges genannt werden darf".

Kürzere Mittheilungen.

Die Erforschung des Sekoliflusses durch Jacques de Brazza.

Das „Mouvement Géographique" vom 22. August 1886 bringt aus der Feder eines Pariser Korrespondenten einen Bericht über die Reise des jüngeren de Brazza, dem wir auszugsweise Folgendes entnehmen.

Die Expedition wurde durch den Gouverneur des französischen Congo, Savorgnan de Brazza, zu Madiville, einem zwischen Bundji und Dumi am Ogowe gelegenen französischen Posten, ausgerüstet; sie sollte unter Führung des Herrn de Lastours gestellt werden. Derselbe starb jedoch vorher am Fieber und nun wurde Jacques de Brazza die Führung übertragen; Herr Pécile wurde ihm beigegeben, und am 10. Juli 1885 verließ die Expedition Madiville. Sie drang zuerst in ein ganz unbekanntes, mit ungeheuren Wäldern bedecktes Land ein. Dasselbe ist von verschiedenen Stämmen der Obamba bewohnt, welche zahlreiche, von gut bebauten und sehr fruchtbaren Feldern umgebene Dörfer besitzen. Im Allgemeinen verfolgte die Expedition eine nord-nordöstliche Richtung auf der Wasserscheide zwischen dem Congo und dem Ogowe, den Quellen des Ivindo, der sich nach Westen zum Ogowe, und denen der Licona, die sich nach Osten zum Congo wendet.

Gegen Mitte August erreichte man unter etwa 1° 30′ nördl. Br. einen Fluß, der nach Osten strömte und von den Eingeborenen Sekoli genannt wurde. Nach den Berichten derselben sollte der Strom etwa 100 km aufwärts von der Stelle, wo die Expedition ihn erreicht hatte, entspringen und weiterhin genau östlich fließen.

Dieser Fluß dient den Okata als südliche Grenze. Ihr Gebiet, welches sich gegen Norden ausdehnt, ist ein ebenes Land, in dem man unermeßliche Urwälder, aber auch zahlreiche Dörfer antrifft; nördlich von dem genannten Stamme wohnen die Giambi. Als das Gebiet der letzteren erreicht war, wurde der bis dahin schon schwierige Marsch durch den Mangel an Gastfreundlichkeit seitens der Bewohner noch mehr erschwert. Die Reisenden blieben dort mehrere Wochen und machten vergebliche Anstrengungen, Träger und Lebensmittel zu bekommen. Sie waren an der durch den mit Deutschland abgeschlossenen Vertrag festgestellten nördlichen Grenze der französischen Besitzungen angekommen; das unter etwa 2° 30′ nördl. Br. gelegene Dorf Jinku war das letzte Ziel, welches erreicht wurde und wo der böse Wille der Eingeborenen sie zur Rückkehr nöthigte. Nach dem Uebergange über den Sekoli hatte man keinen weiteren bedeutenden Wasserlauf mehr berührt. Als nun der genannte Fluß wieder erreicht war, entschloß sich J. de Brazza, anstatt dem Wege nach Madiville am Ogowe zu folgen, sich auf dem Sekoli einzuschiffen. Einmal hielt er diese Art des Reisens für bequemer und interessanter, dann aber hoffte er auf diese Weise entweder den Congo selbst oder den von Grenfell entdeckten Ubangi zu erreichen; bei der Unmöglichkeit, Boote von den Eingeborenen zu kaufen, mußte man ein Lager beziehen, um selbst einige Fahrzeuge und Flöße zu bauen. Endlich wurde die Fahrt, welche sechs Wochen dauerte, angetreten. Während des ersten Theiles der Reise folgte der Sekoli im Ganzen der Richtung von Westen nach Osten, dann wendete er sich allmählich nach Süden, da der Ausweg nach Osten durch die Hügelketten, welche in einigem Abstande längs des rechten Ufers des Ubangi streichen, gehemmt wird.

In der Nähe des Aequators nimmt der Strom, der auf seinem Laufe den Namen einige Male wechselt, vom rechten Ufer her einen ziemlich bedeutenden, von den Eingeborenen Ambili genannten Zufluß auf. Wahrscheinlich ist dies der Lebaï Ocua, auf welchen Savorgnan de Brazza 1878 stieß, wodurch er zum Aufgeben seiner Expedition und zur Rückkehr nach der Alima gezwungen wurde. In der Landessprache bedeutet Lebaï Ocua „Salzfluß". Wirklich strömt der Fluß, ebenso wie der Sekoli weiter abwärts, durch ein außerordentlich salzreiches Land. Die Eingeborenen gewinnen dies kostbare Produkt, welches sie weiter nach den entfernter gelegenen Ortschaften bringen, durch Verdampfung des Wassers der kleinen Bäche, welche sich in den Ambili und den Sekoli ergießen. Diese Gegend ist von Okangas bewohnt.

Südlich vom Aequator wendet sich der Fluß vollständig gegen Mittag. Dort wird es klar, daß er sich durch eine der unzähligen Mündungen, welche man auf dem rechten Ufer zwischen der Alima- und der Ubangi-Mündung bemerkt, in den Congo ergießen muß. Die Breite des Flusses wechselt zwischen 500 m und 600 m, je nach dem sich mehr oder weniger Inseln in ihm befinden. In seinem unteren Laufe strömt der Sekoli durch ausgedehnte Savannen, die von einer so zahlreichen Thierwelt bewohnt werden, daß man wirklich hier und da in einem Wunderlande zu sein meint. Auf dem Lande sieht man jeden Augenblick zahlreiche Heerden von wilden Büffeln, von Antilopen und Elephanten, im Flusse selbst sind die Flußpferde so zahlreich, daß sie im wahren Sinne des Wortes die Fahrt erschweren und die Boote zuweilen zum Beilegen zwingen. Dagegen aber findet man nur sehr vereinzelt Spuren von Menschen. — Nach vielen

Leiden erreichte die Expedition endlich den Congo durch die in Frankreich Shanga genannte Mündung (das „Mouvement Géographique" hat sie wiederholt Bunga genannt). Die Vereinigung mit dem Congo findet durch ein Delta statt, dessen Mündungen der früheren Station der Congo-Gesellschaft Lukalela etwa gegenüber liegen. An der Spitze des Delta befand sich ein, wie es scheint jetzt verlassener französischer Posten Bonga.

Anfang Januar kam die Expedition auf dem Congo an. Die Reisenden waren von Allem entblößt; sie waren von einander getrennt worden und befanden sich in großem Elende. In diesem Augenblicke bemerkte Pécile glücklicher Weise den „En Avant", einen Dampfer des Congo-Staates, welcher, mit den Herren Westmark und Delatte an Bord, eine Forschungsreise stromaufwärts unternahm; er, sowie seine bei einer kleinen Insel zurückgelassenen Soldaten vom Senegal wurden von dem Schiffe aufgenommen.

Auf dem Congo traf man auch die französische Grenzkommission, bestehend aus den Herren Rouvier, Ballay und Pleigneur; J. de Brazza's Bericht setzte dieselbe in Stand, die Mittheilung in ihren Rapport aufzunehmen, daß die Licona im Westen und der Ubangi im Osten des Sekali zwei ganz von einander unabhängige Flüsse sind. Die Reisenden kehrten von da zur Alima und längs des Ogowe nach Gabun zurück. Sechs Monate hatte die Reise gedauert.

Die Aufgabe, welche der Expedition gestellt war, das Benue-Becken zu erreichen, ist allerdings nicht gelöst worden, doch hat sie ein wichtiges Ergebniß geliefert, nämlich die Sicherheit, daß ein größerer schiffbarer Fluß, welcher der Licona beinahe parallel läuft, zwischen derselben und dem Ubangi existirt.

Aus einem Berichte im „Tour du Monde" theilen wir zur Ergänzung noch Folgendes mit:

Nachdem der Sekoli passirt war, gelangte die Expedition in das Gebiet der Okota; sie nehmen einen Landstrich ein, welcher sich über beinahe zwei Längengrade parallel dem Ivindo ausdehnt. Westlich von ihnen wohnen die Ossieba, östlich die Obamba, die Mbete oder Umbete, die Ossete und die Mboko. Es ist ein kriegerisches, jedoch handeltreibendes Volk, welches in großen Dörfern wohnt, in welchen die in zwei Reihen geordneten Häuser 2 bis 3 km Länge einnehmen. Sie sind klein, sehr dunkel gefärbt und große Freunde von Schmuck. Man trifft unter ihnen einzelne Bakalai, Ureinwohner des Landes, die jetzt meistens nach den Handelsmittelpunkten an der Küste ausgewandert sind. Sie sind die geeignetsten Dolmetscher, da sie sich bei allen Stämmen des Ogowe und des Congo verständlich machen können, als ob alle diese Dialekte Zweige der Bakalai-Sprache wären.

Dann kam die Expedition in das Gebiet der allgemein gefürchteten Giambi. Nur mit Hilfe eines, mit einer Giambi-Frau verheiratheten Häuptlings gelang es, Ilaku zu erreichen. Nördlich von den Giambi wohnen die Abanha und nordöstlich die Pupu. Von ihnen konnte man, obwohl sie viel zu Handelszwecken herumreisen, keine Nachricht erhalten, ob der Wald im Norden aufhörte, ob Flüsse oder Seen in dieser Richtung zu finden seien. — Der Reichthum an Wild in der Nähe des Ambili und Sekoli wird dem häufigen Vorkommen von Salz zugeschrieben.

Aus allen Erdtheilen.

Europa.

— Der uns eben zugehende „III.—IV. Jahresbericht des Württembergischen Vereins für Handelsgeographie" (unter Redaktion von E. Metzger) enthält außer geschäftlichen Mittheilungen eine Reihe von Vorträgen, Aufsätzen und Referaten, welche fast sämmtlich deutsche Interessen im Auslande, deren Förderung der Verein sich besonders angelegen sein läßt, behandeln. So schildert Dr. F. Hofmeister in anschaulicher Weise, wie sich das Leben eines Kolonisten in den ersten Jahren seines Aufenthaltes in den deutschen Kolonien Brasiliens gestaltet. Interessant ist die Notiz, daß der in der Provinz Rio Grande massenhaft gebaute Tabak zum größten Theil unter ganz deutscher Marke von Schmidt, Wagner, Link rc. rc. an — die französischen Tabaksmanufakturen geht und dort zu dem bekannten „Caporal" verarbeitet wird. — A. Kappler bespricht im Hinblick auf unsere tropischen Erwerbungen die holländische Kolonie Surinam, in welcher er 43 Jahre gelebt hat, „die bei üppiger Vegetation und Fruchtbarkeit als Normal-Tropenland gelten kann, und trotz dieser äußerst günstigen Lage und bezüglich geringer Entfernung vom Mutterlande, ungehinderter Einfuhr von Arbeitskräften von Indien, durch die niederen Preise der Kolonialprodukte schon lange eine Last für die niederländische Regierung ist". — E. Metzger behandelt den Ausbruch des Krakatau im Jahre 1883, ferner Interessen im fernen Osten (Neu-Guinea) und Deutsch-Ostafrika; Dr. Karl Müller die Deutschen in Brasilien und ihre Zukunft, die sich entschieden aussichtsreicher gestalten wird, als in Neu-Guinea oder anderen Tropenländern; E. Baelz Japan und seine Beziehungen zu Europa, insbesondere zu Deutschland (mit zahlreichen statistischen Daten). Auch ein kurzes Referat über einen Vortrag des fast verschollenen Dr. A. Stecker, dessen Reisen in den Gallaländern betreffend, ist in dem Jahresberichte mitgetheilt; es geht daraus hervor, daß Stecker mit der Herausgabe eines größeren Werkes beschäftigt ist und dann, womöglich auch im Interesse des deutschen Handels, nach Abessinien zurückgehen will.

Asien.

— Von einem neuen Reisenden in Central-Asien berichtet der Calcuttaer „Pioneer". Danach sind Nachrichten vom April von Mr. Carey eingetroffen, welcher von Leh nach China reist; er befand sich damals am Lob Nor, wohin er durch das westliche Tibet und über Chotan gelangt war. Von Chotan aus hatte er den Tarim-Fluß erreicht, hatte einen Ausflug nordwärts zum See Baba-kul unternommen und war dann zum Tarim zurückgekehrt und diesem bis zum Lob Nor gefolgt. Inzwischen hat er wahrscheinlich das nördliche China erreicht.

— Am 24. Juli ist in Peking zwischen England und China ein Vertrag über Birma abgeschlossen worden, wonach die oberste Behörde in Birma die herkömmliche, alle 10 Jahre abgehende Gesandtschaft nach Peking auch fernerhin abgehen lassen wird (es ist das gewissermaßen eine Anerkennung der Oberhoheit Chinas über Birma, durch welche England sich zum Vasallen Chinas herabwürdigt). Dafür kann England in Birma nach seinem Befinden schalten und walten, während China verspricht, den Handel mit Birma zu beschützen und zu ermuthigen. Eine Kommission wird die Grenze zwischen beiden Ländern feststellen, eine andere den Grenzhandel reguliren. Schließlich verzichtet England auf die Absendung jener Expedition, welche unter Führung Macaulay's nach Tibet gehen sollte (vergl. „Globus" Bd. 49, S. 302) und bereits seit dem Mai in Dardschiling auf die

Erlaubniß zur Abreise gewartet hat. Im Ganzen macht dieser Vertrag nicht den Eindruck, als befördere er den Ruhm und das Ansehen Großbritanniens.

— Nach dem neuesten englischen Konsularberichte aus Niu-tschwang (Mandschurei) steht jetzt Söul, die Hauptstadt von Korea, mit Peking und dadurch mit der übrigen Welt in telegraphischer Verbindung, und zwar über Mukden. Noch vor sechs Jahren war es jedem Europäer verboten, Korea zu betreten, und wer das Verbot zu übertreten wagte, hatte dafür gewöhnlich mit seinem Leben zu büßen — schon heute aber kann jeder Kaufmann in Europa mit der Hauptstadt dieses „verschlossenen Landes" telegraphisch verkehren.

Afrika.

— Wie der „Allg. Zeit." aus Wien vom 23. August geschrieben wird, sind dort neue Briefe und eine größere Sendung wissenschaftlichen Materials von der österreichischen Congo-Expedition eingetroffen. Ein Versuch des Prof. Lenz, in der Falls-Station Mannschaften für eine Expedition nach Norden anzuwerben, mißlang, da sich die Leute dessen entschieden weigerten. So beschloß er denn, mit dem arabischen Großhändler Tippo-Tip nach Njangwe zu reisen, um von da aus zu dem noch unerforschten See Muta Nfige und weiter zum Albert Nyanza vorzudringen, um schließlich über Zanzibar nach Europa zurückzukehren. Das Klima in der Falls-Station ist sehr ungesund; fast alle Europäer, die dort stationirt waren, sind erkrankt. Dasselbe Schicksal traf Herrn Oskar Baumann, Prof. Lenz' Gefährten, der von der Falls-Station aus auf dem Congo nach Leopoldville zurückkehren mußte und sich mit reichen Sammlungen bereits auf der Heimreise nach Europa befindet.

— Wie der „Vossischen Zeitung" aus Brüssel vom 29. August geschrieben wird, begleitet der belgische Lieutenant Le Marinet den Lieutenant Wißmann, der Luluaburg bereits verlassen hat, auf dessen neuer Reise zum oberen Lualaba und in das Gebiet des Landschi-Sees. Noch kein Europäer ist bisher in diesen Theil des Congo-Bassins vorgedrungen. Was für diese Expedition von besonderem Vortheile, ist, daß der mächtige Negerhäuptling der Balubas Kalema, der nahe bei der Station Luluaburg ansässig ist, mit einer Kriegerschaar aus seinem Stamme Wißmann, zu dem Kalema blindes Vertrauen hat, begleitet. Kalema ist einer der einflußreichsten Häuptlinge des Kassai-Gebietes und den Weißen wohlgesinnt; er hat vor Kurzem mit seiner Schwester eine Reise nach dem Stanleypool gemacht, wurde dort auf das Festlichste empfangen und kehrt, entzückt von dem, was er gesehen, zurück. Derselbe hat einen Harem von 600 Weibern, die er zum größten Theil von seinen Vasallen erhalten hat. Diese zahlen ihm die Abgaben in Elfenbein und in Weibern. Die Balubas selbst sind die besten Landbebauer und Arbeiter des ganzen Kassai-Gebietes.

— Die Abmachungen vom April 1885 zwischen England und dem Deutschen Reiche über die Grenze der beiderseitigen Gebiete westlich von Kamerun haben jetzt durch ein Uebereinkommen vom 2. August d. J. eine sehr nothwendige Ergänzung erfahren, welche aber leider den Schaden, welchen die deutschen Interessen durch die unzureichende frühere Uebereinkunft erleiden, nicht wett zu machen im Stande ist (vergl. „Globus" Bd. 49, S. 287 ff.). In der betreffenden Note des Lord Rosebery an den deutschen Botschafter in London heißt es: „Die vereinbarte Linie folgt im Inlande der rechten Uferseite des Rio del Rey von der Mündung dieses Flusses bis zu seiner Quelle, nimmt von dort in gerader Linie die Richtung nach der linken Uferseite des Alt-Kalabar- oder Croß-Flusses, überschreitet diesen Fluß und endet ungefähr auf 9° 8' östl. L. von Gr. an einem Punkte, der auf der englischen Admiralitätskarte als „Rapids" bezeichnet ist. Die deutsche Regierung hat vorgeschlagen, die Grenzlinie nach dem Inlande zu verlängern und die Regierung Ihrer Majestät hat diesen Vorschlag angenommen. Die Vorschläge der Regierung Ihrer Majestät bezüglich der Richtung, welche die verlängerte Linie zu nehmen hätte, und bezüglich ihrer Begrenzung sind von der deutschen Regierung angenommen worden. In Folge dessen habe ich nunmehr formell zu erklären, daß die Regierung Ihrer Majestät bereit ist, sobald die deutsche Regierung ihre Zustimmung ertheilt, einzuwilligen, daß die Demarcationslinie von dem Endpunkte der ursprünglichen Linie auf der linken Uferseite des Alt-Kalabar oder Croß-Flusses beginnend, in diagonaler Richtung nach dem rechten Ufer des Benuë-Flusses östlich von Jola und in unmittelbarer Nähe dieser Stadt bis zu einem Punkte verlängert wird, welcher nach näherer Untersuchung dem praktischen Bedürfnisse entsprechend zur Festsetzung dieser Grenze als geeignet befunden werden wird." Danach verbleibt fast der ganze schiffbare Theil des Benuë, Flegel's Station in Bakundi und selbst die Hauptstadt von Adamaua, Jola, in den Händen Englands, der größere Theil Adamauas freilich in denen Deutschlands. Leider ist aber der letztere für den Weltverkehr wahrscheinlich ganz auf den Benuë angewiesen, und einen Handelsverkehr zu Lande zwischen Adamaua und Kamerun herzustellen, wird wohl auf lange hinaus nur ein frommer Wunsch bleiben. — Uebrigens hat die National African Company, die Besitzerin des Niger-Benuë-Gebietes, durch königliches Patent vom 10. Juli fast unumschränkte Souveränitätsrechte daselbst erhalten.

Inseln des Stillen Oceans.

— Nach einem aus Cooktown eingetroffenen Telegramme hat der Landeshauptmann von Kaiser-Wilhelms-Land, Freiherr von Schleinitz, den bei Cap de la Torre mündenden Kaiserin-Augusta-Fluß befahren und bis zum 142° östl. L. Gr. schiffbar befunden. Dadurch ist eine Zugangsstraße in das Innere des Landes in einer Ausdehnung von mehr als 2½ Längengraden in südwestlicher Richtung eröffnet worden.

— Die Kermadec-Inseln, zwischen Neu-Seeland und den Tonga-Inseln gelegen (vergl. „Globus", Bd. 49, S. 352) sind jetzt endgültig dem britischen Reiche einverleibt worden.

Inhalt: A. Marche's Reisen auf Luzon und Palawan. II. (Mit fünf Abbildungen und einer Karte.) — Farini's Reise in der Kalahari-Wüste. — Der Alpenföhn in seinem Einflusse auf Natur- und Menschenleben. — Kürzere Mittheilungen: Die Erforschung des Sekoliflusses durch Jacques de Brazza. — Aus allen Erdtheilen: Europa. — Asien — Afrika. — Inseln des Stillen Oceans. (Schluß der Redaktion: 4. September 1886.)

Redakteur: Dr. R. Kiepert in Berlin, S. W. Lindenstraße 11, III Tr.
Druck und Verlag von Friedrich Vieweg und Sohn in Braunschweig.



Mit besonderer Berücksichtigung der Anthropologie und Ethnologie.
Begründet von Karl Andree.
In Verbindung mit Fachmännern herausgegeben von
Dr. Richard Kiepert.

Braunschweig Jährlich 2 Bände à 24 Nummern. Durch alle Buchhandlungen und Postanstalten zum Preise von 12 Mark pro Band zu beziehen. 1886.

A. Marche's Reisen auf Luzon und Palawan.

III.

Wir folgen jetzt Marche auf seiner Reise zu den oft besprochenen Igorroten, die er schon am zweiten Tage nach seinem Aufbruche von Aringay in Galiano zu beobachten Gelegenheit hatte. Der Ursprung dieses merkwürdigen Stammes war lange Zeit mit einem dichten Schleier umgeben, und erst in neuester Zeit ist es namentlich Herrn Fr. Blumentritt geglückt, gestützt auf die Arbeiten verschiedener Forscher, deren Resultate er in seinem „Versuch zur Ethnographie der Philippinen" (Ergänzungshefte zu Petermann's Mittheilungen Nr. 67) scharfsinnig zusammengefaßt hat, mehr Licht über die Sache zu verbreiten. Er unterscheidet, um kurz daran zu erinnern, zwei Invasionen der Malayen auf den Philippinen und nimmt an, daß die Nachkommen der ersten wohl von Borneo gekommenen Eindringlinge heute hauptsächlich die Bergstämme des Inneren von Luzon bilden, und daß die Igorroten zu diesen gehören [1]). Mit Rücksicht auf die erwähnten Arbeiten beschränken wir uns hier darauf, dem Texte Marche's einige wenige Mittheilungen über diesen Stamm zu entnehmen.

Es kommt ihm vor, als ob sie keinen übereinstimmenden Typus besitzen; die einen gleichen Chinesen, die anderen Malayen, die meisten den Japanern; die Frauen erklärt er für abscheulich. Die Tatuirung ist bei ihnen eine Kunst geworden, formvollendete Zeichnungen bedecken in geringerer oder größerer Ausdehnung, je nach dem Reichthume und dem Ansehen der Person, den Körper. Während die Aermeren sich auf das Handgelenk beschränken, sind bei Anderen auch Arme und Beine, ja der ganze Körper mit solchen Zeichnungen bedeckt.

Am meisten beschäftigen sie sich mit Goldwaschen, was sie in geschickter Weise ausführen; vor der Regenzeit graben sie ein großes Loch am Fuße eines Abhanges, den sie in der Regenzeit zum Einsturze bringen wollen; der eingestürzte Boden wird dann in der nächsten trockenen Zeit gewaschen; in dieser Weise wird jährlich Gold im Werthe von etwa 100000 bis 120000 Francs gewonnen. Sie verstehen nicht nur Gold zu schmelzen, sondern es auch in geschickter Weise mit Silber und Kupfer zu mischen, so daß ihnen Gold in Barren nur mit 40 Francs, der Hälfte des Preises für nicht geschmolzenes Gold, bezahlt wird. Außer verschiedenen Schmuckgegenständen machen sie auch Pfeifen aus Kupfer, welche sie guyos nennen. Man sieht aus der Illustration, daß dieselben in verschiedener Form und Größe vorkommen, manche stellen eine niedergekauerte männliche oder weibliche Figur vor, deren Hände an die Backen gelegt sind, während die Ellenbogen sich auf die Knie stützen, eine Haltung, die sie auch vorzugsweise ihren Fetischen geben. — Während des folgenden Tages wurde in einer Höhe von beinahe 900 m in einem Vantay, einem von der Regierung erbauten Passantenhause, Halt gemacht, einem einfachen Bauwerke, welches aber ein genügendes Unterkommen bot, und von wo aus sich eine wunderschöne Aussicht über die nach dem Meere zu amphitheatralisch abfallenden Berge eröffnete, an deren Fuß sich die weißen Thürme von Bauan und Cava gegen das tiefe Blau des Oceans abhoben. Trinidad, der Hauptort des Distriktes, welcher am Abend

[1]) Eine sehr gediegene Monographie über diesen Stamm ist dem Buche des Dr. Hans Meyer, Eine Weltreise 1885, angehängt.

erreicht wurde, ein kleiner stiller Ort an einem See, beinahe 1700 m über dem Meere in reizender Lage, hat ein prächtiges Klima; bald darauf sollte der Friede, den alles dort athmete, wenn auch nur auf kurze Zeit, durch die Hügelstämme gestört werden.

Die Wege, welche von Aringay nach Norden führen, sind wohl die besten in den Philippinen, die Umgegend von Manila nicht ausgenommen; die Bewohner beschäftigen sich mit dem Tabaksbau; der Staat hat bekanntlich sein Monopol seit Juli 1882 fallen lassen. Die Namen der einzelnen Orte, welche Marche besuchte, können wir, soweit nichts Besonderes über dieselben zu berichten ist, füglich übergehen und so treffen wir ihn wieder in Angaqui, einem in der Höhe von etwa 700 m gelegenen Igorrotendorfe. Die Umgebung ist schön, wiewohl unfruchtbar; nicht weit davon entfernt sind die Kupferminen von Mancayen, die inmitten ausgedehnter Wälder liegen, welche die für das Schmelzen des Erzes nöthigen Kohlen liefern; der Transport nach der Küste ist jedoch so schwierig, daß der Ertrag unverhältnißmäßig gering ist.

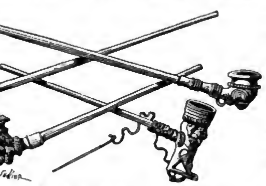


Igorroten. (Nach einer Zeichnung E. d'Almonte's.)

Die Arbeiter sind zum Theil Chinesen, zum Theil Igorroten; unter den von Marche gemessenen Personen befand sich eine, die beinahe den vollen Negertypus besaß, was übrigens auch den Kameraden auffiel. Es glückte nicht, sich Igorrotenskelette zu verschaffen, da die Leichen an gut verborgenen Stellen beigesetzt werden. Glücklicher war Marche in Bezug auf andere Gegenstände, so erhielt er unter anderem einen doppelten Napf mit dazu gehörigem hölzernen Löffel; der größere Napf ist für den Reis, der kleinere für die Brühe, welche zu demselben gegessen wird, bestimmt.

So drang der Reisende immer mehr nach Norden vor; Loag, die Hauptstadt des nördlichen Ilocos, wurde erreicht, und von hier sollten die Bergwerke besucht werden, aber in Pasuquin, dem nördlichsten Punkte, bis zu dem er überhaupt gelangt ist, wurde die weitere Reise durch eine nortada unmöglich gemacht. Der Rückweg wurde theils zu Lande, theils zur See angetreten und namentlich die Seereise von Sual nach Laminosa war interessant, weil man auf der-

selben Gelegenheit hatte, den Champignon-Archipel, wie ihn die Reisenden unter sich nannten, im Golf von Lingayen zu bewundern. Diese kleinen Inseln, welche wie über den Golf ausgestreut scheinen, sind auf der großen Karte von Coello nicht genau dargestellt, es müßten noch manche kleine Inseln im NNO hinzugefügt werden; überdies ist der Archipel auf der Karte namenlos. Manche von den Inselchen scheinen, von Ferne gesehen, wie auf einem Fuß zu stehen, daher der ihnen von den Besuchern beigelegte Name: Champignon-Archipel. Sie sind mit einem üppigen Pflanzenkleide bedeckt; chinesische Kohlenbrenner, welche ihre Waare nach Manila schicken, bewohnen sie.



Pfeifen der Igorroten.
(Nach den Originalen im Museum des Trocadéro in Paris.)

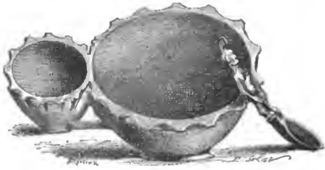
Von Sual nach Manila wurde der Weg zu Lande und zwar durch die Provinzen und Distrikte Pangasinan, Tarlac, la Pampanga und Bulacan zurückgelegt. Eine der Unannehmlichkeiten, welche die Landreise mit sich bringt, sind die Flußübergänge wegen der wenig zuverlässigen Fuhrten, deren man sich bedienen muß, wenn die Regengüsse und die Nortadas die Brücken zerstört haben. Eine andere Geißel des Landes sind die Beutelschneider, vor denen man die Reisegesellschaft gewarnt hatte; trotzdem hatte man keine Begegnung mit ihnen, sei es zufällig, sei es, weil sie sich hüten, den gewöhnlich gut bewaffneten Europäern entgegenzutreten; dagegen haben die Chinesen viel von ihnen zu leiden; man sagt — wohl mit einiger Uebertreibung — daß wöchentlich aus jedem Dorfe einer ermordet wird. Der Distrikt Tarlac ist arm, er grenzt aber an zwei der reichsten Provinzen der Insel, und so liegt die Versuchung nahe, sich mit Gewalt in den Besitz fremden Gutes zu setzen; denn wenn der Schlag gefallen ist, bietet die Cordillere eine gute Zuflucht. Der Weg ist großentheils einsam bis zur Mission Capas; von da an reihen sich die Dörfer an einander bis nach Bacolor, der Hauptstadt der Provinz Pampanga. Der Ort ist von schönen Anpflanzungen von Zuckerrohr, von üppigen Weiden, auf denen prächtiges Vieh grast, umgeben. Hier findet man großen Reichthum. Ungeheure Haciendas trifft man allerorten, doch befinden sich dieselben beinahe nie in den Händen von Europäern; die religiösen Orden, ferner Mestizen und Indianer sind die Großgrundbesitzer in diesem Theile der Insel. Das Ganze bildet eine ausgedehnte Alluvialfläche, in deren Mitte sich ein erloschener Vulkan, der Arayat, erhebt.



Ein vantay (Rasthaus) im Gebirge. (Nach einer Zeichnung E. d'Almonte's.)

Bald war Manila erreicht und nachdem Marche dort einige Zeit ausgeruht hatte, begab er sich wieder auf Reisen; er wünschte mit eigenen Augen die Verwüstungen zu sehen, welche das Erdbeben in der Umgegend der „Laguna" angerichtet hatte und womöglich bis in den Distrikt von Infanta, von wo traurige Nachrichten eingelaufen waren, vorzudringen. Nachdem Marche in Begleitung von M. Centeno sich in Tunasan, auf dem westlichen Ufer des Sees, ausgeschifft hatten, folgten sie dem südöstlichen Rande desselben, um sich dem Maquiling zu nähern. Das an den See grenzende Land gehört beinahe ganz den Dominicanern, welche dort Reis und Zuckerrohr bauen und auf ihren blühenden Haciendas das Doppelte von dem ernten, was andere erzielen. Santa Rosa ist eine dieser Niederlassungen, welche durch „Kolonisten", Indianer, die auf Antheil arbeiten, bewirthschaftet wird. Auch in wirthschaftlicher Hin-

sicht macht sich die priesterliche Uebermacht geltend; es ist für einen Europäer beinahe vollständig unmöglich, eine Plantage anzulegen, wenn er nicht in erster Linie mit den Priestern, in zweiter aber auch mit den Beamten auf gutem Fuße lebt, und um dazu zu gelangen, sind manchmal sehr kostspielige Opfer erforderlich. Ohne dies aber giebt es kein Mittel, um die nöthigen Arbeitskräfte zu bekommen und selbst wenn dies glückt ist, sie zur Erfüllung ihrer Pflichten anzuhalten. Die Regierung schützt den Eingeborenen gegenüber europäischen Privatpersonen in geradezu übertriebener Weise, so daß in allen außergewöhnlichen Fällen die letzteren gewöhnlich Unrecht haben müssen. Ohne Vorschuß zu geben, ist es überhaupt nicht möglich, Arbeiter zu bekommen, und um denselben zu erhalten, bieten sich Freiwillige genug an, denken aber hinterher wenig an die Erfüllung der übernommenen Pflichten. Glückt es also dem Pflanzer nicht, sich den Gobernadorcillo zum Freunde zu machen und durch ihn seine Arbeiter anzuhalten, die übernommenen Verpflichtungen zu erfüllen, so ist er gewöhnlich ein verlorener Mann. Ebensowenig kann er mit Erfolg den Versuch machen, den Rohstoff von den Eingeborenen zu kaufen und sich durch weitere Bearbeitung desselben eine Existenz zu gründen; häufig genug ist er, wenn er diesen Versuch gemacht hat, später genöthigt, seine Fabrik zu schließen; denn der Eingeborene, welcher weiß, daß der Fabrikant seine Erzeugnisse nöthig hat, mißbraucht diesen Umstand und verlangt zuweilen Preise, welche jener, ohne sich zu ruiniren, nicht bezahlen kann. Ueberdies wird der Vollblut-Europäer, welcher den Versuch machen wollte, sich inmitten der indianischen Bevölkerung niederzulassen, ohne sich des Schutzes des Priesters zu erfreuen, als eine Art Gottseibeiuns angesehen werden, der in Folge dieser Stimmung manchen Unannehmlichkeiten ausgesetzt wäre.



Hölzerne Doppelschüssel und Löffel der Igorroten.
(Nach den im Trocadéro-Museum zu Paris befindlichen Originalen.)

Weniger Schwierigkeiten scheint die Viehzucht zu finden; Personen, die Heerden von einigen Tausend Stück Vieh besitzen, gehören nicht zu den Seltenheiten, und im Allgemeinen besitzt der Indianer eine Neigung, sich diesem Berufe zu widmen, so daß es nicht so große Schwierigkeiten macht, sich für diesen Zweck die Dienste der Eingeborenen zu sichern — sie verdienen ja Geld dabei und brauchen kaum zu arbeiten.



Der Champignon-Archipel im Meerbusen von Lingayen. (Nach einer Zeichnung von E. d'Almonte.)

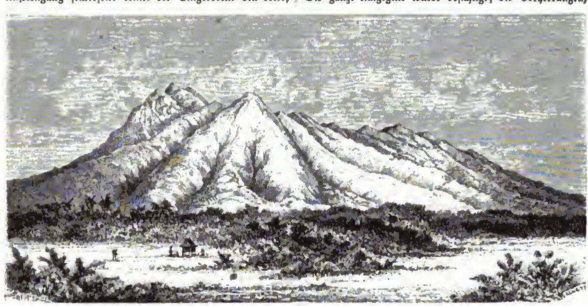
Die Eingeborenen essen im Allgemeinen wenig Fleisch; Büffelfleisch wird mit Schweinefleisch abwechselnd, Rindfleisch meist nur in Manila selbst verbraucht. Eigenthümlich genug scheint auf den Philippinen communaler Grundbesitz beinahe ganz unbekannt zu sein; jetzt wenigstens findet man mit Ausnahme eines Stückes Gemeindeländerei nur persönlichen Besitz. Zum Theil erklärt sich dies wohl daraus, daß eine verhältnißmäßig schwache Bevölkerung über ausgedehnte Ländereien verfügte, dann aber, daß dieselbe noch in ihrer politischen Entwickelung sehr zurück war, als die Spanier auf der Scene erschienen. In den Ländern Hinterindiens, auf der malayischen Inselwelt, wo der Gemeindebesitz eine so große Rolle spielt, ist er wahrscheinlich mit dem Hinduismus enge verknüpft, jedenfalls aber dadurch sehr befördert worden, daß er für die Herrscher ein Mittel wurde, das Volk leistungsfähiger zu machen, indem ihnen gegenüber die

ganze Gemeinde, die solidarisches Eigenthum besaß, auch solidarisch verpflichtet war.

Wenn auch die Regierung der Erwerbung von Ländereien grundsätzlich keine besonderen Schwierigkeiten in den Weg legt — auch hier besteht der Grundsatz, daß herrenloses und nicht bebautes Land der Regierung gehört —, so machen doch Europäer der oben angedeuteten Gründe wegen nur in geringerem Maße von diesem Umstande Gebrauch. Mestizen und Indianer thun es aber mit Vorliebe und suchen durch alle möglichen Mittel möglichst viele Grundstücke in ihren Besitz zu bringen, so daß, in der Nähe der Hauptstadt wenigstens, die Zahl der kleinen Grundbesitzer in bedenklicher Weise abgenommen hat; Vorschüsse sind das beliebte Mittel, um diesen Zweck zu erreichen. Daneben besteht allerdings hier und da eine Art gemeinschaftlicher Besitz sowohl der Gemeinden als auch in anderer Art, wie wir z. B. oben schon hinsichtlich der Hacienda Santa Rosa vernommen haben.

Die Natur ist milde, der Boden reich, und ohne große Anstrengung seinerseits erntet der Eingeborene den Reis, dessen er bedarf, oder kauft ihn um sehr mäßigen Preis. In geringem Maße nur wird der Reis nach vervollkommneter Methode mit künstlicher Bewässerung und Terrassenbau gepflanzt; wenn auch die Priester es versucht haben, in dieser Hinsicht die Lehrer des Eingeborenen zu werden, der, was die Ernte seiner Reisfelder betraf, nur vom Regen abhängig war, so hat ihr Unterricht nur wenig Erfolg gehabt. Nach der Reisernte werden die Aecker mit anderen Früchten bepflanzt, alles aber geschieht in sehr primitiver Weise.

Bei der mehrerwähnten Hacienda Santa Rosa vorbei erreichte die Reisegesellschaft den Fuß des Maquiling. Dieser sehr hohe Berg ist ein verlassener Vulkan, der während des vergangenen Erdbebens im Juli den Eingeborenen fortdauernd das größte Entsetzen eingeflößt hatte, da man jeden Augenblick befürchtete, ihn zu neuer Thätigkeit erwachen zu sehen; zehnmal im Tage kündigten die Neuigkeitskrämer seinen Ausbruch an, dieses Mal glücklicher Weise ohne Grund. Santa Cruz, welches nun besucht wurde, hatte durch die späteren Erdbeben (nach dem 19. Juli) nur wenig gelitten. Die ganze Umgegend wurde besichtigt; die Verheerungen, welche hier durch das Naturereigniß angerichtet worden waren, waren ganz entsetzlich; in Siniloan war beinahe kein Haus unversehrt, die Kaserne, die Kirche waren furchtbar zugerichtet, doch glücklicher Weise waren keine Menschen beschädigt worden. Nachdem Marche seine Reise bis Binangonan de Lampon, am Ufer des Stillen Oceans, fortgesetzt hatte, begleiten wir ihn gegen Ende des Jahres nach Manila zurück.



Der Maquiling. (Nach einer Zeichnung E. d'Almonte's.)

Der Aufenthalt dauerte bis zum Juli 1881, dann trat er eine neue Reise, zunächst nach dem am Ufer des Bombon-Sees gelegenen Vulkan Taal an; dieser Berg liegt nicht weit vom Ufer des Meeres, dem ein kleiner Fluß die Gewässer des ebengenannten Sees zuführt. Während des Erdbebens hatte dieser noch thätige Vulkan die Eingeborenen noch mehr als der Maquiling in Angst versetzt; die bekanntesten älteren Ausbrüche desselben sind die der Jahre 1709, 1716, 1740, 1754 und vom 4. Oktober 1867. Der Ausbruch, welcher im December 1754 stattgefunden hat, dauerte acht Tage, die Asche flog bis Bulacan und Pampanga und verdunkelte die Luft so sehr, daß man am Mittage Licht anzünden mußte; das Wasser des Sees siedete, die Fische starben natürlich und um die Lagune hin wurden die Dörfer zerstört und einzelne beinahe ganz entvölkert. Auch während des Erdbebens im Jahre 1880 war der Vulkan nicht ganz ruhig; am 1. Juli entströmten dem Schlunde Flammen, am 6. und 7. Juli wurden Steine ausgeworfen, was sich am 14., 17., 18. und 22. wiederholte; an den zuletzt genannten Tagen wurden sie bis auf 2 km Entfernung vom Krater geschleudert; während der Dauer der Erderschütterungen schien die Thätigkeit abzunehmen. Vor und während des Ausbruches ließ sich unterirdisches Geräusch vernehmen.

Der Krater bildet ein ungeheures, wenigstens 200 m tiefes, elliptisches Becken, die von Norden nach Süden gerichtete Achse ist etwa 500 m lang, während der Durchmesser in der Richtung OW wenigstens 1000 m beträgt; die inneren Wände des Kraters sind rauh und unwegsam. Außen- und Innenseite des Berges haben eine von der Sonne gebleichte, aschgraue Farbe, beinahe im Mittelpunkte des Kraters schlummert ein kleiner, fortwährend rauchender



Der Vulkan Taal. (Nach einer Skizze von E. d'Almonte.)

See von apfelgrüner Farbe, nahe bei ihm ein zweiter mit grün und gelber Oberfläche, von dem ersten durch eine kleine Lava-Erhöhung getrennt. Im SSW gähnen drei Oeffnungen in Form von Brunnen mit erhobenem Rande; der letztere bildet mit seiner tiefschwarzen Farbe einen starken Gegensatz zu der bleichen Aschenfarbe des Kraters. Der eine dieser Brunnen ist der wirkliche Krater, dem während des Besuches lange Rauchsäulen entströmten, welche sich langsam zum Himmel erhoben. Weiter links erhebt sich ein gegen 300 m hoher, senkrechter Berg, seine Seiten sind von Hunderten von Rissen und Spalten durchfurcht, aus denen sich Schwefeldämpfe entwickeln, deren Niederschlag sich als dicke Lage auf den Abhängen zeigt.

Im Grunde des Beckens ist das Gelände in allen Richtungen durch tiefe Rinnen zerschnitten, deren Wände leicht abbröckeln, wodurch es schwierig und gefährlich wird, sich hier zu bewegen. Am Nachmittage wurde der Vulkan zum zweiten Male von der Nordwestseite bestiegen; im Augenblicke, als man auf dem Kraterrande vorschritt, um das Innere von allen Seiten zu besehen, erhob sich in der Mitte des Sees eine Säule, eine Masse mit Schwefel gemischten Wassers. Es war dasselbe Geräusch, aber natürlich hundertmal stärker, wie wenn ein Topf überkocht und das Wasser in die Kohlen läuft. Bei diesem Anblicke liefen die einheimischen Begleiter Marche's weg; das wunderbare Schauspiel dauerte leider nur wenige Sekunden, dann stürzte die Säule in sich zusammen, der See trat aus seinen Ufern und dem Krater entströmte eine neue, dichtere Rauchsäule.

Bald darauf wurde die Reise nach Taal angetreten; die Reisenden kreuzten den See und folgten dann dem Flüßchen, welches dem Meere die Gewässer der Laguna von Bombon zuführt, einem seichten Wasser, welches den Böten trotz ihres geringen Tiefganges manche Hindernisse bereitete; von Taal ist der Hauptort der Provinz, **Batangas**, nicht weit entfernt; an einer Bai gut geschützt gelegen, ist es der Landungsplatz der Dampfer, welche den Süden Luzons und die Bisayas befahren.

Die Manguianen der Insel Mindoro (Philippinen).

Aus dem Spanischen des **Don Ramón Jordana y Morera**[1]) übersetzt und mit Anmerkungen versehen von **F. Blumentritt**.

Nächst den Inseln Luzón und Mindanao besitzt (von allen Philippinen) Mindoro die größte Anzahl mehr oder minder wilder Heiden. Es ist bekannt, daß die mohammedanischen Piraten (von Sulu, Borneo und Mindanao) schon in alten Zeiten diese Insel zum Schauplatze ihrer Thaten gewählt haben und daß sie im vergangenen Jahrhundert es sogar dahin brachten, sich einiger Landstriche dort zu bemächtigen, theils bei Pola, theils bei Sablayan, wo sie geraume Zeit hindurch die überreichen Produkte des fruchtbaren Bodens für sich ausbeuteten. Diese Piraten-Einfälle hörten erst auf, als die Kriegsmarine unaufhörlich die Eindringlinge verfolgte. Trotzdem sind auch für die jüngste Zeit Seeräuberanfälle zu verzeichnen, wie die von Bulalacao, Tulin und Socól im Juni 1870 und zu St. Cruz de Napo (Insel Marinduque) im Juni 1871. Die Piratenplage war das Haupthinderniß eines Anwachsens der christlichen Bevölkerung von Mindoro. Die wenigen Pueblos, welche man heute dort findet, liegen an der Küste; es genügt, ein paar Leguas ins Binnenland einzudringen, um auf heidnische Stämme friedlichen Charakters zu stoßen, die man gemeiniglich mit dem Namen der **Manguianen** bezeichnet.

Abgesehen von den sogenannten **Buquiles**, welche Mischlinge von Negritos sind und, wie wir an einer anderen Stelle es bereits erwähnt haben[2]), bei Bacóo und Subaan wohnen, unterscheidet man bei den Manguianen drei verschiedene Gattungen oder Stämme: Jene, welche längs der Westküste der Insel in den Bergwildnissen zwischen Paluan und Irurun wohnen, sind von beinahe weißer Hautfarbe, besitzen intelligente Gesichtszüge, reichlichen Haar- und Bartwuchs und zwar bei vielen von kastanienbrauner Farbe, ferner einen kräftigen und schön geformten Körperbau und angenehme Umgangsformen. Diejenigen, welche ihre Heimath in den Landschaften zwischen Abra de Ilog und Pinamalayan haben, weisen die Farbe des gegerbten Leders auf und besitzen ein schlaffes Haar, vorspringende Backenknochen, eine platte Stirn, eine etwas weitgedehnte Nase und einen stumpfen Gesichtsausdruck. Von Pinamalayan an gegen Süden zu wohnen schließlich Leute eines anderen Schlages, die dem Anscheine nach etwas chinesisches Blut[1]) in ihren Adern besitzen, nicht allein wegen ihrer Physiognomie, der schief gestellten Augen, ihrer stumpfen Nase, der vorspringenden Backenknochen, der platten Stirn und der Olivenfarbe ihrer

---

[1]) Don Ramón Jordana y Morera. Bosquejo geográfico é histórico-natural del Archipiélago filipino. Publicado de Real órden en vista del favorable informe de la Real Academia de Ciencias Exactas, Físicas y Naturales. Madrid. Imprenta de Moreno y Rojas, 1885.

[2]) S. 52 sagt Jordana: „.... Unter der großen Menge von Heiden, welche im Inneren der Insel Mindoro hausen und unter dem Kollektivnamen der **Manguianen** zusammengefaßt werden, endeckt man verschiedenerlei Rassen von sehr verschiedener Herkunft. Eine von diesen, bestehend aus Individuen mit wolligem, gekräuseltem und dichtem Haar, einer breiten und platten Nase und anderen physischen Eigenthümlichkeiten, welche nicht minder wie die eben angeführten der Negritorasse zukommen, wenn auch die Hautfarbe heller ist als bei den echten Aëtas, offenbart ohne Zweifel, daß sie ein Resultat der Kreuzung der letzteren mit Indiern (indio = Eingeborener malayischer Abkunft) ist. Diese unter dem Namen **Buquil** bekannte Bastardrasse bewohnt in großer Seelenzahl die Umgebung von Bacóo und Subaan. Was ihre Sitten und Bräuche anbelangt, so unterscheiden sie sich kaum von den übrigen Manguianen, welche im Allgemeinen sanft, demüthig, friedfertig und arbeitsam sind."

[1]) Die spanischen und philippinischen „Philippinologen" sprechen gleich von chinesischem oder japanischem Blute, wenn ein Volksstamm der Philippinen einen mongoloiden Gesichtsausdruck aufweist. Wenn auch die Chinesen schon im Mittelalter mit den Philippinen in Verbindung gestanden haben, so ist es doch merkwürdig, daß gerade die Stämme des Binnenlandes chinesische Beimischung erhalten hätten, während die Küstenbewohner nicht so auffällige, an Chinesen erinnernde Gesichtszüge besitzen. Es genügt ja, daß man von **mongoloidem Typus** spricht; die Chinesen selbst müssen es nicht gewesen sein, die diesen interessanten Völkerstämmen den Stempel mongolischer Beeinflussung des malayischen Typus aufgedrückt haben.

Haut, sondern auch wegen ihrer Sitte, am Hinterhaupte einen Zopf stehen zu lassen, während sie die übrigen Haare, wo nicht abrasiren, so doch kurz scheeren[1]). Dieser Menschenschlag, der hinlänglich arbeitsam ist, wie die von ihm auf die christlichen Märkte gebrachten Produkte zu schließen gestatten, ist unzweifelhaft minder dürftig wie die vorerwähnten Manguianes-Zweige.

In Bezug auf die Benennung der einzelnen Stämme herrscht eine ziemliche Ungenauigkeit und Vielfältigkeit. Zwischen Socól und Bulalacao bezeichnet man jene Heiden mit dem Namen Manguianen, welche die Uferlandschaften der Flüsse bewohnen, während jene, welche die Ebenen bewohnen, Bangot genannt werden; Buquil[2]) heißen diejenigen, welche die Gebirgslehnen besiedeln, und Beribi werden jene genannt, welche auf den Kammhöhen der Berglandschaften hausen. In analoger Weise werden je nach der Beschaffenheit ihrer Wohnsitze bei Pinamalayan jene Heiden Bangot, Buquil, Tadianan und Durugmun oder Buctulan geheißen. In Naujan substituirt man bei den letzterwähnten Tribus den Namen Tiron[3]) und von da an bis nach Abra de Ilog zu wendet man nur die allgemeine Bezeichnung Manguian an. In Mangarin schließlich führen die Tribus der Ebenen den Namen Lactan, jene der Flußlandschaften den der Buquil; Manguian ist hier der Name der die Gebirgsabhänge bewohnenden Tribus, während die Bewohner der Hochlandschaften oder Kammhöhen als Barangan bezeichnet werden.

Man begreift nach dem Angeführten, daß die heidnische Bevölkerung Mindoros eine gehörige Rassenmengung aufweist. Abgesehen von den echten Malayen finden wir, daß die Buquil offenbar Mischlinge von Negritos oder Aëtas und die Heiden südlich von Pinamalayan unzweifelhafte Bastarde chinesischer Abkunft wären. Was die Wilden anbelangt, welche die Berglandschaften von Sablayan bewohnen und durch eine sehr helle Hautfarbe sich auszeichnen, so vermuthen einige, daß sie von einigen englischen, holländischen oder amerikanischen Schiffbrüchigen abstammen, welche in vergangenen Zeiten an diese Gestade getrieben worden waren[4]).

Sämmtliche Heiden Mindoros sind sanfte, ja sogar furchtsame Leute, wie sie denn sofort in ihre Walddickichte sich flüchten, sobald sie eines Europäers ansichtig werden, es wären denn solche, welche schon in einen sehr engen Verkehr zu den Christen getreten wären. Diejenigen von ihnen, welche weniger menschenscheu sind, leisten Dienste als Führer und sie walten ihres Amtes mit einer solchen Gewissenhaftigkeit, daß, wenn der Reisende die Führer wechselt, der erste seinem Nachfolger das Versprechen abnimmt, sich brav und getreu zu benehmen, wobei er gleichzeitig konstatirt, daß er seinerseits ebenso gehandelt habe, indem er (den Reisenden) gesund und unversehrt (seinem Nachfolger) übergäbe. Was man aber nie erlangen kann, ist, daß ein Führer die Grenzen des von seiner Tribus oder Rancheria[1]) innegehaltenen Territoriums überschritte. Mit derselben Gewissenhaftigkeit tragen sie Briefe und Schriftstücke von einem Punkte zum anderen, und es muß hervorgehoben werden, daß die Papiere ohne jegliche Falte, Schmutzfleck oder sonstige Beschädigung, selbst in den Zeiten der Regenperiode, am Orte ihrer Bestimmung anlangen, obwohl sie weder Beutel noch Brieftaschen oder Zeugstücke, sondern nur Baumblätter zum Umschlage derselben verwenden können.

Der Anzug der Manguianen beschränkt sich auf einen Taparrabo, d. h. Schamgürtel oder Binde aus einem festen Zeuge von ursprünglich weißer Farbe, welche aber in Folge des Schmutzes später undefinirbare Töne annimmt; er reicht von den Hüften bis 6 bis 8 Fingerbreiten unterhalb der Schrittöffnung. Der Kopf wird immer unbedeckt getragen ohne anderen Schutz als das wirre und schmutzige Haar, das durch einen Bejuco (Rotang), wie von einer Hutschnur zusammengehalten wird. Um die Taille festgeschlungen tragen sie einen Strick oder Bejuco, von welchem der Guloc oder das Messer herabhängt. Einige von ihnen tragen plumpe Ringe von rothgefärbtem Holze oder um die Hüften und Arme Messingreifen, ferner drei- bis vierfache Schnüre von blauen Kügelchen nach Art von Armbändern, dann Ohrgehänge von lächerlich großer Länge, gleichfalls aus farbigen Kügelchen bestehend, und schließlich um den Hals Schnüre, an welchen Knöpfe verschiedener Art angefädelt sind. Diese Schmucksachen gehören ausschließlich solchen Manguianen, welche in einer langen Reihe von Jahren sich selbe durch den Verkehr mit den christlichen Indiern erworben haben, sie sind deshalb Gegenstände von so hoher Werthschätzung unter den Heiden, daß sie dem Besitzer einen lächerlichen Anstrich von Selbstbewußtsein verleihen, das an den neidischen Blicken jener minder Glücklichen, welche noch nicht zu jenem Grade der Wohlhabenheit gelangt sind, Nahrung findet. Die Weiber bedienen sich einer Saya[2]), welche jener der christlichen Indierinnen ähnlich ist, während der Oberkörper unbekleidet bleibt oder von einer sehr knappen Jacke, welche unter die Arme reicht und die Büste verhüllt, bedeckt wird[3]).

Die Manguianen, welche die Landschaft zwischen Abra de Ilog und Pola bewohnen, leben in sehr dürftigen Verhältnissen, ihre Reisfelder genügen rein nur zur Befriedigung ihres unmläßlichen Lebensbedarfes. Jene aber, welche man von Mansalay bis nach Bulalacao und Mangarin findet, bauen in großer Menge Reis, Mais[4]), Kakao[4]), Kaffee[4]) und Tabak[4]) an und benutzen als Arbeitsthiere Carabaos (Kerabau-Büffel).

---

[1]) Dies ist gar kein Beweis chinesischer Abkunft, denn die Chinesen nahmen den Zopf erst von ihren Besiegern, den Mandschu, also erst im XVII. Jahrhundert an; damals aber fand keine Chineseneinwanderung nach Mindaro statt, nur vereinzelte Individuen dieser Rasse wohnten auf jener van malayischen Piraten und den Holländern gebrandschatzten und verödeten Insel. Der Zopf wird auch van anderen Heidenstämmen der Philippinen getragen.

[2]) Sallte dieser Name mit bukit zusammenhängen? Dies gäbe einen Sinn: Buquil = Waldbewahner (vergl. den Stamm der Buquidnones = Monteses auf der Insel Mindanao).

[3]) Tirones wurden früher die Piraten genannt, welche von den Inseln zwischen Barneo und Tawi-tawi, sowie van der Landschaft Tiron (Tedun, Tidan) der Insel Barneo herkamen. Sollten im XVII. Jahrhundert vielleicht Tiran-Piraten in jenem Theile Mindoras sich festgesetzt und durch Vermischung mit den Manguianen zur Uebertragung jenes Namens Anlaß gegeben haben? Diese Annahme klingt bestechend, dach könnte sie nur dann auf Glaubwürdigkeit Anspruch erheben, wenn Erinnerungen an den Islam und sprachliche Anklänge bei den Tiran-Manguianen zu finden wären.

[4]) Diese Vermuthung entbehrt jeder Begründung: der Schiffbruch könnte den Annalisten der Philippinen nicht entgangen sein, auch würden dann die Schiffbrüchigen sich nicht auf die Höhen zurückgezagen haben: je tiefer im Lande, je höher in Bezug auf die Gebirgshöhe ein Stamm wohnt, desto sicherer ist anzunehmen, daß er zu den älteren Bewahnern des Landes gehöre. Graphisch dargestellt, stellen die Einwanderungen cancentrische Kreise dar, der innerste repräsentirt die älteste Bewohnerschicht.

[1]) Rancheria = Darf.

[2]) Saya, ein um die Hüfte wie ein Frauenrack geschlungenes Zeug, der Sarang der Malayen des Halländischen Indiens.

[3]) Die geschilderte Tracht erinnert an jene verschiedener heidnischen Stämme Luzóns, vergl. Dr. A. B. Meyer, Album van Philippinentypen, Dresden 1885.

[4]) Diese Nähr- und Genußpflanzen sind erst von den Spaniern, zum Theil erst im XVII. Jahrhundert, nach den Philippinen gebracht warden.

Die Waffen der Manguianen bestehen aus dem Boloc oder Guloc[1]), einer Lanze mit Eisenspitze und Pfeilen. Letztere pflegen sie mit einem Safte zu vergiften, der unter allerlei Präparationen von einem Baume Namens Salugon gewonnen wird. Fast alle besitzen Hütten, nur sehr wenige schweifen ohne bestimmten Aufenthaltsort in den Bergen herum. Diese Hütten sind klein und elend und gewöhnlich aus Rohr und Bejuco hergestellt, die Bauart entspricht vollkommen der bei den christlichen Indiern üblichen. Ihr Hausrath setzt sich aus einigen Töpfen, einer Art Pfanne, Matten und einigen sehr kleinen Tischen zusammen; feines Thongeschirr und Glasgefäße sind Luxusgegenstände, welche sie im Handel nur gegen einen hohen Preis von den christlichen Indiern erstehen. An einigen Orten trifft man auch Manguianen, welche selbst sich der Herstellung von Töpfen und anderem irdenen Geschirre widmen.

Ihre Nahrungsmittel bestehen vorzugsweise aus Reis, Gabe[2]), Camote[3]), Ube[4]) und anderen Wurzelknollen und Fischen. Ihre Beschäftigung ist getheilt zwischen der primitiven Bestellung ihrer Felder, dem Fischfange, der Jagd auf Wildschweine, dem Sammeln von Wachs, zu welchem Behufe, um die Bienennester zu finden, sie die höchsten Gipfel ersteigen[5]), und schließlich dem Schneiden und Sammeln von Bejuco und anderen Waldprodukten, welche sie nach den christlichen Niederlassungen bringen, um hierfür Reis, Messer, Webwaaren, blaue Glasperlen, Messing, Schellen, Rauchtabak und Buyo[6]) einzutauschen.

Die Manguianen glauben an das Dasein eines höchsten Wesens, wie auch an die Unsterblichkeit der Seele, wenngleich in vagen Vorstellungen, welche weder in religiösen Bräuchen, noch in irgend welchen Ceremonien Ausdruck finden. Nach ihrem Glauben entfernen sich die Seelen der Verstorbenen nicht von dem Orte, wo selbe bei Lebzeiten sich aufgehalten hatten, deshalb glauben sie sich immer von den Geistern ihrer Väter, Großväter und Vorfahren umgeben, von welchen sie in Stunden der Gefahr geschützt und vertheidigt, und von denen sie gestraft werden, wenn sie sich schlecht aufführen. Wie alle Wilden hängen sie an abergläubischen Vorstellungen; besonders verbreitet ist der Glaube, daß es in den Wäldern einen Vogel giebt, dessen Gesang ein nahe bevorstehendes Unglück anzeigt, weshalb sie, sobald der Gesang dieses Vogels von ihnen vernommen wird, weder das Haus verlassen, noch irgend eine Arbeit an diesem Tage unternehmen. Die Unterhaltungen der Manguianen beschränken sich auf Tanz und Gesang, finden aber nicht häufig statt. Als einziges Musikinstrument benutzen sie eine Art Violine, die — zweisaitig — an die chinesische erinnert. Ihre Gesänge und Melodien unterscheiden sich nicht von jenen der christlichen Indier; um in Zeiten der Dürre vom höchsten Wesen Regen zu erflehen, stimmen sie einen Bittgesang an, der in einigen Gegenden Malagia genannt wird.

Der Verehelichung geht immer eine Annäherung und Vereinbarung der Familien der beiden Brautleute voran. (Bei der Hochzeit) kommen diese (beiden Familien) zusammen

[1]) Guloc dürfte also mit Boloc identisch sein; letzteres ist ein breitklingiges Waldmesser, erinnernd an die Faschinenmesser der österreichischen „technischen" Truppen und Trainsoldaten.

[2]) Caladium esculentum, nach S. Vidal: Colocasia antiquorum, Schott. (Araceae).

[3]) Convolvulus Batatas, Bl.

[4]) Dioscorea alata; D. sativa, L.; D. hirsuta, Blume; D. aculeata, L.; D. fasciculata, Roxb.

[5]) In den Wäldern der Philippinen sind Wildbienen sehr häufig.

[6]) Die zum Kauen hergerichtete Betelportion.

und die Eltern oder nächststehenden Anverwandten ergreifen einen Topf oder sonst einen zerbrechlichen Gegenstand, den sie dann auf die Erde werfen zum Zeichen, daß die Ehe unlöslich sei[1]). Bei einigen Tubus folgt dieser Ceremonie folgender Brauch: Braut und Bräutigam legen sich jedes in eine besondere Hängematte, worauf die resp. Eltern ihr Kind so lange schaukeln, bis bei der Annäherung beider Matten der Mann in jene der Frau hinüberspringt, womit die Sache ihren Abschluß findet. Hierauf wird ein Fest gefeiert, das in einem Schmause, Gesängen und Tanzen besteht.

Jede Tribus oder Rancheria besitzt ein Oberhaupt, das durch Wahl oder durch allgemeine Uebereinstimmung zu seiner Würde gelangt und dem sie Alle ehrfurchtsvoll sich unterwerfen. Jene Manguianen, welche in der unmittelbarsten Nähe der christlichen Niederlassungen leben, pflegen den Provinz-Chef zu bitten, er möge die Autorität ihres Häuptlings durch ein Schriftstück bestätigen, dieser Brauch ist aber nicht häufig und den Rancherias des Binnenlandes gänzlich unbekannt. Das einzige, was der Gouverneur thut, besteht darin, daß er für jeden christlichen Pueblo einen sogenannten Comisario de Manguianes ernennt; dieser ist gewöhnlich ein Angehöriger einer benachbarten Rancheria, der dann bei allen dienstlichen und anderweitigen Anlässen als vermittelnde Person zu fungiren hat.

Die Strafgebräuche der Manguianen sind, wie sie selbst versichern, sehr streng. Der Ehebruch wird mit dem Tode gebüßt, sowie sie auch sehr harte Strafen für Raub angesetzt haben; doch werden sie bei einigen Tribus, wie z. B. bei denen, welche um Sablayan herum hausen, nicht mit großer Strenge angewendet. Im Allgemeinen kann man sagen, daß die Sitten der Manguianen einen guten Untergrund von Rechtschaffenheit und Sittlichkeit besitzen. Sie erfüllen mit Gewissenhaftigkeit ihre Versprechen, betrügen und prellen nicht, ja im Gegentheil, diese so hochwerthigen Eigenschaften im Verein mit ihrer natürlichen Einfalt machen sie zu Opfern der christlichen Indier, welche sie nach ihrem Gutdünken ausbeuten, indem sie sie auf ihren Reisfeldern schwer arbeiten lassen oder sie zum Fällen und Herbeischaffen von Holz verwenden und dies für eine Hand voll Reis. Auch im Handelsverkehre haben sie unter den Folgen der Habsucht der Christen zu leiden, indem sie für beträchtliche Mengen von Wachs, Bejuco und anderen Sachen nur werthloses Zeug erhalten. Dieser Mißbrauch ist schon zum äußersten Skandal geworden, da abgesehen von den Handelsbetrügereien auch die Sklaverei[2]) noch besteht und sehr im Schwunge ist sogar unter den christlichen Indiern. Sie pflegen den Manguianen einen Vorschuß von Palay, Zeug oder anderen Gegenständen zu geben, für welche sie nicht sofort den Gegenwerth nehmen wollen, sie machen vielmehr mit jenen aus, daß sie den schuldigen Betrag durch Arbeit auf den Feldern ihrer Gläubiger abtragen sollen. Dieser anscheinend gerechte Vertrag verwandelt den Manguianen in einen wahren Sklaven, da der Feldbesitzer die Arbeit sehr niedrig bewerthet und außerdem Zinsen zu dem noch nicht abgearbeiteten Schuldkapitale schlägt; wenn neue Nothlage den Manguianen zur Aufnahme

[1]) Dieser auch in anderen Erdtheilen nicht seltene Brauch ist auf den Philippinen auch den Bisayern nicht unbekannt, wenngleich damit nicht die Unlöslichkeit der Ehe, sondern der jungfräuliche Zustand der Braut symbolisirt wird.

[2]) Die Sklaverei ist auf den philippinischen Inseln schon von den habsburgischen Königen verboten worden; alle Versuche, die man im XVIII. Jahrhundert unternahm, dieses Verbot wieder rückgängig za machen, scheiterten an dem mächtigen Einflusse der philippinischen Geistlichkeit, besonders der Mönchsorden.

einer weiteren Schuld zwingt, wird wieder wie früher vorgegangen, so daß die vom Manguianen aufgenommene Schuld statt abzunehmen, erheblich anwächst und er sich genöthigt sieht, sein ganzes Leben hindurch für die kleine Summe, die er zuerst erhalten, zu arbeiten. Zu bewundern ist nur die Rechtlichkeit und Langmuth des Manguianen, welcher mit Resignation sich dieser gehässigen Plackereien ohne irgend einen Widerstand unterwirft, obwohl die Flucht in das Walddickicht zu seiner Errettung hinreichen würde, da mit vollkommener Gewißheit zu sagen ist, daß kein christlicher Indier sich getrauen würde, dort einzudringen und ihn aus seinem Schlupfwinkel heraus zu holen.

Die Entstehung der Welt nach slavischem Volksglauben.

Von **Fr. Hubad** in Graz.

Während andere Völker, deren geistige Entwickelung schon vor ihrer Christianisirung eine Litteratur geschaffen hatte, sich in der glücklichen Lage befinden, geschriebene Denkmäler ihres Denkens und Schaffens auf mythologischem Gebiete aufweisen zu können, also Material bieten, aus welchem man die Geschichte ihres Volksthums auch in ihrer Jugend ersehen kann, befinden sich die Slaven nicht in dieser glücklichen Lage. Nicht als ob dieselben hinter dem Pfluge einherschreitend oder ihre Heerden bewachend nicht auch über die Fragen nachgedacht hätten, welche in jedes Menschen Gehirn zuerst auftauchen, sobald dasselbe zu eigener Thätigkeit erwacht ist. Gewiß war der Eindruck, welchen die den slavischen Pflüger oder Hirten umgebende Natur übte, nicht geringer als der Einfluß des Schlachtenlärms auf den reisigen Germanen; in beiden mag daher auch die Spekulation über die Frage: Woher und Wohin? schon früh Eingang und auch Antwort gefunden haben. Als aber der Glaube des Gekreuzigten Einzug hielt bei den germanischen Kriegern und den slavischen Pflügern, da bot er dem jungen Christen als Entgelt für den abgeschworenen Irrthum in erster Linie nur die Ueberzeugung, daß all sein früherer Glaube, alle seine alten Gottheiten, seine alten Bräuche und Gewohnheiten ein Werk des Teufels gewesen, welchem er für alle Zukunft die Gefolgschaft abgesprochen. Und mochte auch in seines Herzens Tiefe noch manch Bröcklein Erinnerung an das alte heidnische Einst schlummern, zog es ihn auch mächtig hin, die alten frohen Feste zu feiern, mitzujubeln mit der neu erwachenden Natur, mitzutrauern, wenn die weiße Schneedecke die Erde in monatelangen Schlaf niederzwang; er mußte diese Anwandlungen der bösen alten Dämone, deren Bildsäulen er niedergeworfen auf der Stätte früherer Verehrung, die er noch an bangen Abenden klagen hörte in dem Sumpfe, wohin sie die Hand der neuen Apostel gestürzt, niederkämpfen, um nicht die Anwartschaft zu verlieren auf den Lohn, der den Beharrlichen und Glaubensstarken erwartete.

Und als die Zeiten sich klärten, als auf den Ruinen des Alten neues Leben emporsproß, als der Abscheu vor dem heidnischen Wesen schwand und in Europa die Erinnerung erwachte an die goldenen Zeiten hellenischer und römischer Litteratur, da wandte sich Alles dem Studium der klassischen Muster zu; daß es in der eigenen Heimath auch Perlen gebe, die von einheimischer Poesie gigantischer Kämpfe und reckenhafter Thaten Zeugniß ablegten, dessen erinnerten sich die Männer der damaligen Gelehrtenrepublik nimmer. Herangebildet an fremden Mustern, hatten sie das eigene Volk verachten gelernt; nur das „gemeine“ Volk erzählte sich noch Abends bei loderndem Kienspane alte Geschichten, der Fischer opferte noch wohl heimlich und verstohlen dem Alraun in den Zweigen der Weide am Bache, der Hirte und Bauer hing noch Wachspuppen an die Aeste altehrwürdiger Eichen, aber wehe ihm, kam die Geschichte den gelehrten Herren zu Ohren.

Solche und ähnliche Gründe waren es, welche den Schatz alter mythologischer Erinnerungen dem Vergessen überantworteten. Glücklich noch das Volk, welches Männer in seiner Mitte zählte, die es unternahmen, Sagen und Geschichten in fremder Sprache aufzuzeichnen oder gar in den Klängen der Volkssprache die Thaten der Vorfahren niederzuschreiben. In dieser Beziehung waren die Deutschen glücklicher als die Slaven. Bei letzteren fand sich nur vereinzelt ein Mann, der die Mythen des Volkes auch nur in dürftigem Auszuge der Nachwelt überlieferte. Dafür wachte aber das Volk selbst desto wachsamer über den alten Schätzen. Im Norden und im Süden klingt bis auf unsere Tage der schwermüthige Gesang über Feld und Hain; wenn auch vielfach in veränderter, oft kaum mehr verstandener Form tönt die Erinnerung an das halbvergessene Einst aus dem Munde des Sängers, und wessen Ohr gelernt hat, auf den Sang zu achten, der findet wohl noch heutzutage in dem schwermüthigen Liede Anklänge an Uraltes, an Heidnisches.

Ueber die Entstehung der Welt nach heidnischem slavischem Volksglauben haben sich gar keine schriftlichen Nachrichten erhalten; das Wenige, welches aber über slavisches Heidenthum sich gerettet hat, findet sich nur in Berichten christlicher Missionare und mohammedanischer Reisenden, ein Umstand, der den Werth derselben bedeutend beeinträchtigt, da diese Gewährsmänner nur in den seltensten Fällen in der Lage waren, objektiv zu beobachten und ohne Voreingenommenheit zu berichten. Das Wichtigste finden wir dagegen in der mündlichen Ueberlieferung des Volkes, im Volksliede. Dabei müssen jedoch die Einflüsse in Anrechnung gebracht werden, welche von Seiten der neuen Religion auf das Phantasieleben des Volkes modificirend einwirkten.

Doch zur Sache. Bei den Ruthenen in Galizien[1]) singt man ein Koloda- (Neujahrs-) Lied zu Ehren der Hausherren, welches charakteristisch genug lautet, wie folgt:

> Da im Anfange die Welt noch nicht war,
> Blase, Herr, blase
> Mit dem heiligen Geiste über die Welt![2])
> Da gab es nicht Himmel, nicht Erde,
> Es war nur das blaue Meer.

Inmitten des Meeres ein grüner Ahorn, auf dem Ahörnlein drei Täubchen, die drei Täubchen hielten Rath, wie die Welt zu schaffen wäre:

---

[1]) J. Th. Gotovacki, norodnyja pěsni galickoj i ugorskoj Rusi. Moskau 1878, II, p. 5, Nr. 7.

[2]) Dieser Refrain wiederholt sich nach jeder Zeile.

Tauchen wir unter auf den Grund des Meeres,
Daß wir uns holen feinen Sand.
Den feinen Sand säen wir aus,
Daß uns entstehe die schwarze Erde;
Daß wir uns holen den goldenen Stein;
Den goldenen Stein säen wir aus,
Daß uns entstehe der heitere Himmel,
Der heitere Himmel, die leuchtende Sonne,
Die leuchtende Sonne, der glänzende Mond,
Der glänzende Mond, die helle Morgenröthe,
Die helle Morgenröthe, die kleinen Sternlein.

Ein kleinrussisches Märchen dagegen erzählt [1]):

Einst gab es nichts, nur den Himmel oberhalb und unterhalb des Wassers. Damals schwamm Gott auf dem Wasser und fand einen großen Klumpen harter Blasen, auf welchem der Teufel saß. „Was bist du?" fragte ihn Gott. „Ich will mit dir nicht reden", antwortete der Böse, „wenn du mich nicht in deinen Kahn nimmst". Gott nahm ihn auf, da sprach jener: „Ich bin der Teufel." Beide fuhren weiter, sprachen aber kein Wort mit einander. Endlich sprach der Böse: „Wie schön und gut wäre es, wenn auf der Welt eine feste Erde wäre." — „Sie wird sein," antwortete Gott, „tauche in den Abgrund des Meeres und bringe eine Hand voll Sand herauf; aus demselben werde ich die Erde schaffen. Wenn du untertauchst und den Sand nehmen willst, sage dies Wort: Ich nehme dich im Namen Gottes." Der Teufel wartete nicht und war sogleich unter Wasser. Auf dem Grunde griff er mit beiden Händen nach dem Sande und sprach: „Ich nehme dich in meinem Namen." Als er wieder an die Oberfläche kam, sah er neugierig nach, was er in den geschlossenen Fäusten hätte, fand aber zu seiner Verwunderung nichts. Gott aber, der wohl wußte, woher das käme, tröstete ihn und befahl ihm, noch einmal auf den Grund zu tauchen. Der Teufel that es und sprach auf dem Grunde: „Ich nehme dich in seinem Namen." Da brachte er so viel Sand auf die Oberfläche, als hinter seinen Nägeln Platz hatte. Gott aber nahm ein wenig Sand, säete ihn auf das Wasser und es entstand ein festes Land, doch nicht größer als ein Bett. Als es Abend wurde, legten sich Gott und der Teufel auf dieses Stück Erde, um auszuruhen. Als aber der Herr eingeschlafen war, stieß ihn der Teufel gegen Osten, daß er ins Wasser falle und ertrinke. Aber die Erde breitete sich weit nach Osten aus und der Herr war gerettet. Da stieß ihn der Teufel gegen Westen, aber auch dahin wuchs die Erde. Auf diese Weise breitete sich die Erde bei den erneuerten Versuchen des Teufels nach allen Seiten aus. Nachdem Gott die Erde erschaffen, erhob er sich in den Himmel. Der Teufel wollte nicht allein bleiben und folgte seinen Spuren. Da hörte er, wie die Engel den Herrn priesen in Lobgesängen und begann zu trauern, daß er Niemand habe, der sich seiner Ankunft freue. Da trat er zu Gott und flüsterte ihm ins Ohr: „Was muß ich thun, um auch eine solche Schaar zu haben!" Da antwortete ihm Gott: „Wasche Hände und das Gesicht und spritze das Wasser hinter dich." Das that er und es entstanden so viele Teufel, daß die Engel und Heiligen zu wenig Platz im Himmel hatten. Der Herr sah ein, was für einen Schaden die Seinen davon hätten, daher rief er den heiligen Elias und befahl ihm, Donner und Blitz loszulassen. Elias war es zufrieden, er donnerte und schoß mit dem Blitze. 40 Tage und Nächte strömte der Regen und mit demselben fielen die Teufel auf die Erde. Zuletzt gab es keine Bösen mehr im Himmel und es fingen auch Engel an herabzufallen. Da befahl Gott Elias einzuhalten, und jeder Teufel blieb gerade dort, wo er sich eben befand. Daher schwirren noch jetzt am Himmel helle Lichter herum und fallen erst jetzt auf die Erde.

Eine altrussische Erzählung von den sieben Planeten [1]), welche den Kampf zwischen den Anhängern Gottes und denen des Satanas schildert, sagt, daß auf den Lobgesang der Himmlischen der Himmel, der unter dem Anstürmen des Satanas schon einzustürzen drohte, seine Festigkeit wieder gewann, und Satanas, der sich unter der Erde befand, welche er erschütterte, auf diesen Ruf festgebannt, blieb im Hades, im Abgrunde. Unter ihm ist Wasser, unter dem Wasser dagegen das unauslöschliche Feuer. Andere abgefallene Engel, welche sich eben auf der Erde befanden, blieben dort, hausen daselbst und thun den Menschen alles mögliche Ueble an und verwandelten sich in Teufel. Andere waren noch nicht bis zur Erde gestürzt, als sie den Lobgesang hörten, und blieben in der Luft. Und alle diese Satanas-Teufel verwandeln sich in Engel, Menschen, Thiere und quälen den Menschen.

Aehnliches erzählt Rußwurm von den Raskolniks [2]): Die Erde war im Anfange ganz mit Wasser überschwemmt. Als nun Gott das feste Land schaffen wollte, schickte er den Teufel ins Wasser, eine Hand voll Erde vom Grunde des Meeres zu holen, wobei er sagen sollte: „Im Namen Gottes, des Vaters, des Sohnes und des heiligen Geistes." Der Teufel tauchte unter, holte eine Hand voll, sagte aber nichts dabei. Als er nun an die Oberfläche des Meeres kam, war seine Hand leer. Daher mußte er zum zweiten Male untertauchen, sagte die vorgeschriebenen Worte, wollte aber von der Erde etwas für sich behalten, brach daher ein kleines Stückchen ab und steckte es in den Mund. Das Uebrige übergab er Gott, der es ausstreute und sprach: „Es vermehre sich das Land und wachse!" Da wuchsen denn drei Erdtheile daraus, aber auch das Stück in des Teufels Munde fing an zu wachsen, so daß ihm die Backe dick aufschwoll, und er vergeblich sich bemühte, es auszuspeien. Endlich befreite ihn Gott von seiner Plage; er spie das Stück aus über alle Lande und es wurden daraus Moräste, Wüsten und unfruchtbare Stellen.

Aehnlich erzählt Terešienko [3]). Als dem Teufel der Sand im Munde zu wachsen begann und ihn Gott fragte, was er habe, floh er voll Bestürzung. Da schlugen aber Donner und Blitz den Fliehenden nieder; wo er niederfiel, erhoben sich Hügel, wo er hustete, da erwuchs ein Berg, wo er aufsprang, entstand ein himmelhohes Gebirge. So floh er über die Erde und wühlte sie auf.

Diese Schaffung der Erde nennt das kleinrussische Volk in seiner poetischen Sprache „das Säen" (sějanije), wie es denn heißt: „Es nahm Gott ein Sandkörnchen und besäete die ganze Erde mit Gräsern, Wäldern und allerlei Nutzbarem" [4]).

Die Slovenen in Krain erzählen [5]): Im Anfange war nur Gott, die Sonne und das Meer. Die Sonne brannte; Gott wurde es heiß und er tauchte ins Meer, um zu baden. Als er wieder an die Oberfläche kam, war ihm ein Sandkorn hinter dem Fingernagel hängen geblieben. Das Sandkorn fiel auf die Meeresfläche und blieb liegen, es bildete unsere Erde; der Meeresgrund ist ihre Heimath.

---

[1]) K. J. Erben, sto prostonárodních pohádek a pověstí slovanských. Prag 1865, p. 143. Vergl. J. W. Wolf, Zeitschr. f. deutsche Mythologie und Sittenkunde. I. Band (1853), S. 178 ff.

[1]) Erben, čitanka slovanska, p. 203.

[2]) Mannhardt, Zeitschr. f. deutsche Mythologie, IV. Band (1859), S. 157 ff.

[3]) Nach Afanasjev, poet. vozzr. II, 458.

[4]) Afanasjev, II, 459.

[5]) Aufgezeichnet im „Neven", 1858, S. 60.

Mit dem Vorausgehenden stimmt auch die bulgarische Ueberlieferung, welche wir nach der seinerzeit in Belgrad erschienenen Zeitschrift Opšt trud[1]) mittheilen wollen: Im Anfange gab es keine Menschen und keine Erde; überall gab es nur Wasser; es existirten nur Gott und der Teufel, welche fortwährend zusammen waren. Die Entstehung der Erde wird ganz so geschildert, wie in den angeführten Quellen, nur wuchs die Erde nach diesen darum so sehr nach allen Seiten, weil der Satan, bei den Bemühungen, Gott ins Wasser zu stoßen, das Zeichen des Kreuzes gemacht hatte. Der Teufel verließ nun zornig Gott und dieser schuf die Engel, Satan aber einen Bock. Gott schickte nun den Heeresengel gegen seinen Widersacher; da aber dieser auf einem Bocke gegen den Feind angerückt kam, wurde er weidlich ausgelacht und kehrte unverrichteter Sache zu seinem Herrn zurück.

Gott schuf nun den Menschen aus Koth. Die Menschen begannen aber hinzusterben, weshalb Gott den Teufel wieder in seine Gesellschaft aufnahm, wogegen dieser die Bedingung stellte, daß alle todten Menschen ihm gehören sollten. Dieses Bündniß dauerte 4000 Jahre. Da jedoch Satan mehr Menschen zufielen als dem Herrn, berathschlagte sich dieser mit Abraham, Moses und Josef, wie er das Bündniß auflösen könnte. Doch dies war schwer, denn der Teufel behauptete, Gott könne das Bündniß nicht lösen; dies könne nur dessen Sohn, wenn derselbe von einem Geiste gezeugt und nicht in derselben Weise geboren werde wie die übrigen Menschen. So geschah es auch: Gott band ein Sträußchen Basilikum, legte sich nieder, legte das Sträußchen in seine Achselhöhle und wünschte, daß vom Geiste Gottes ein Sohn geboren werden möge. Das Sträußchen schickte er durch den Engel Gabriel Maria, der Schwester Jordan's, welche daran roch und schwanger wurde; doch gebar sie nicht auf dem gewöhnlichen Wege, da Jesus Christus vom Geiste gezeugt wurde, sondern durch eine Oeffnung, welche Jordan mit der Lanze in der Brust seiner Schwester gemacht hatte. Darum begann dann der Kampf zwischen Christus und Satan, welcher die Juden aufstachelte, daß sie Christus tödteten.

Diese bulgarische Erzählung scheint schon von der mohammedanischen beeinflußt. Die Schaffung des Menschen behandelt auch die oben schon erwähnte Ueberlieferung der Raskolniks[2]). Nach derselben bildete Gott den Leib des Menschen aus Thon, stellte den Hund als Wächter bei demselben auf und ging die Seele zu holen. Der Teufel sah den schönen Leib und wollte ihn zerstören, der Hund fuhr auf ihn los und biß ihn. Da ließ Satan eine gewaltige Kälte kommen, so daß der Hund, der damals noch nicht behaart war, erstarrte und sich nicht von der Stelle rühren konnte. Nun bespie der Teufel den Leib des Menschen, weshalb derselbe so viel Krankheiten und Leiden auszustehen hat. Als der Herr mit der Seele kam, bemerkte er zwar den bösen Streich seines Widersachers; da er jedoch einsah, daß die Leiden dem Menschen nothwendig seien, unterließ er es, einen neuen Leib zu bilden, dem Hunde gab er aber einen Pelz, um ihn für die Zukunft zum Wächteramte geeigneter zu machen.

Nach einer slovenischen Erzählung[3]), welche bei Mannsburg aufgezeichnet wurde, entstand der Mensch aus einem Schweißtropfen Gottes. Dieselbe lautet: Im Anfange gab es nichts als Gott; Gott schlief aber und träumte. Dieser Schlaf dauerte lange, lange. Endlich wachte er auf und jeder Blick desselben verwandelte sich in einen Stern. Da wunderte er sich und begann zu wandern, um alle die Herrlichkeit, die er mit seinen Augen hervorgebracht, zu besehen. Er wanderte und wanderte, fand aber nirgends ein Ende. Endlich kam er auf unsere Erde; er war schon müde, der Schweiß rann ihm von der Stirn. Ein Tropfen fiel auf die Erde, derselbe belebte sich und der erste Mensch stand da. Er ist göttlichen Ursprunges, aber zur Mühe und Arbeit geboren.

Eine Erzählung über die Sintfluth nach dem Volksglauben der Slovenen erzählt[1]), die Erde sei anfangs öde und wüste gewesen, bis der Herr einen Hahn aussandte, welcher ein Ei legte. Aus diesem Eie strömten sieben Ströme hervor, welche die Erde bewässerten, daß dieselbe ergrünte und fruchtbar wurde. Die Menschen waren glücklich und froh, denn sie kannten keine Sorgen, der himmlische Hahn zeigte ihnen durch sein Krähen an, wann sie aufstehen, wann sie essen und was sie thun sollten. Mit der Zeit wurde ihnen aber das Gekrähe unangenehm, sie meinten ohne dasselbe auch das Richtige treffen zu können und baten Gott, das Thier zu entfernen. Der Himmelsvater erhörte ihr Flehen. Mit dem letzten Rufe: „Wehe mir, hütet den See!“ verschwand der Hahn auf immerdar. Die Menschen freuten sich des Erfolges; anfangs hielten sie aus alter Gewohnheit an der gewohnten Beschäftigung fest, endlich ergaben sie sich aber dem Fraße und der Völlerei und anderen Ausschweifungen, da brachen Krankheiten und Ungemach ein. Sie konnten sich aber nicht helfen. In ihrer Noth beschlossen sie, wenigstens den letzten Warnungsruf des Hahnes noch zu befolgen, wußten aber nicht, was sie unter dem See verstehen sollten. Sie schickten eine Wache auf die Berge, weil sie fürchteten, von dorther könnte Gefahr drohen. Nach und nach legte sich ihre Angst und ihr Uebermuth regte sich von Neuem.

Die Weiber machten Besen aus Weizenähren, um die Häuser zu kehren, die Männer waren so faul, daß sie nicht einmal mehr auf die Bäume klettern wollten, um die Brotlaibe, welche auf denselben wuchsen, herabzuholen, sondern gleich die Bäume umhieben, um die Früchte zu erlangen. Man fing an, auch darüber zu debattiren, daß es besser wäre, wenn die Ströme mehr Wasser lieferten; sie zerschlugen das Ei, aus welchem das Wasser hervorquoll. Da drang das Wasser unter Donner und Blitz hervor und überfluthete das ganze Paradies, welches zu einem See wurde.

Nach einer anderen Erzählung[2]) rettete sich nur ein einziger Mensch, ein Krainer. Dieser fand auf dem Berge, auf welchen er sich geflüchtet hatte, einen Weinstock, an welchen er sich anklammerte. Kurent, der im Volksglauben der Slovenen die Rolle eines alleweil lustigen Freudengottes spielt, streckte die Ranken, daß sie bis über die Wolken reichten; an diesen hing der Krainer durch neun Jahre und nährte sich von den Trauben, bis die Erde wieder trocknete. Aus Dankbarkeit versprach nun der Gerettete für sich und seine Nachkommen der Rebe und Kurent ewige Dankbarkeit.

Eine ähnliche Darstellung der Entstehung der Erde finden wir in dem russischen Svitok bozestvennyh knig[3]) die allerdings nur in jüngeren Abschriften erhalten ist, dem Inhalte nach aber jedenfalls alt ist und Anklänge an die Lehren der Bogomilen enthält. Bis zur Schaffung der

[1]) 1868, II. Heft, S. 73 bis 78.
[2]) Ibid. S. 158.
[3]) Joh. Trdina in der kroat. Zeitschrift „Neven“ 1858, S. 60. Vergl. Ljubljanski Zvon, Laibach 1881, I, S. 164.

[1]) Ibid. S. 61. J. Grimm (deutsche Mythol. IV. Ausg. I, S. 482) war nur eine slavische Sintfluth bekannt, nämlich die bei Vuk Stefanović Koragjić in den serbischen Volksliedern, II. Ausg. I, Nr. 207, besungene Entstehung des Platten-Sees.
[2]) Ibid. S. 74.
[3]) Afanasjev, poetičeskija vozzrênija Slavjan na prirodu II, p. 462 f.

Welt, heißt es dort, saß Gott Sabaoth in drei Kammern in den Lüften und der Glanz seines Antlitzes war 70 mal 7 mal heller als dieses Licht, seine Kleider waren weißer als Schnee, leuchtender als die Sonne. Da gab es weder Himmel noch Erde, weder Meer noch Wolken, weder Sterne noch Morgenroth, weder Tag noch Nacht. Da sprach der Herr: Es werde der krystallene Himmel und das Morgenroth und Wolken und Sterne. Und es blies ein Wind aus seinem Schoße und er pflanzte das Paradies im Osten und der Herr selbst setzte sich im Osten nieder in seiner Schönheit, und der Donner — die Stimme des Herrn — befestigt an einem feurigen Wagen und der Blitz — das Wort des Herrn — kommt aus dem Munde des Herrn. Darauf schuf er das Meer von Tiberias ohne Ufer, und er ging auf das Meer durch die Luft und da sah er auf dem Meere eine Quackerente schwimmen, d. i. den sogenannten Satanas, der sich im Schlamme verstrickt hatte. Da sprach der Herr zu Satanael, als kennte er ihn nicht: „Wer bist Du den Menschen?“ der Satan antwortete: „Ich bin Gott.“ — „Wie nennst Du mich?“ — Satan erwiderte: „Du bist der Gott der Götter und der Herr der Herren.“ Hätte Satanas nicht so geantwortet, hätte ihn der Herr auf dem Meere Tiberias vernichtet. Da sprach der Herr zu Satanael: „Tauche ins Meer und bringe mir Sand und einen Kieselstein.“ Und es nahm der Herr den Sand und den Stein und säete (den Sand) auf dem Meere und sprach: „Es werde die Erde fett und weit.“ Darauf nahm er den Kieselstein, brach ihn in zwei Theile und es flogen aus der einen Hälfte auf den Schlag des Scepters Gottes die reinen Geister; aus der anderen Hälfte aber schlug Satanas eine unzählige Menge von Teufeln. Aber der Erzengel Michael warf ihn sammt allen Teufeln vom hohen Himmel herab. Die von Gott geschaffene Erde war auf 33 Walfischen befestigt.

Mit der letzten Angabe stimmt eine jetzt in Prag aufbewahrte serbische Handschrift: „Erzählung vom Himmel und der Erde[1].“ Dort heißt es: „Aus was ward der Himmel? — Aus Wasser. — Wie viel Himmel giebt es? — Sieben. — Aus was ward Sonne, Mond und Sterne? — Aus Gewändern Gottes. — Aus was ward die Erde? — Aus Schlamm des Wassers. — Was hält die Erde? — Das Wasser. — Und wovon wird das Wasser getragen? — Vom großen Steine. — Und was hält den Stein? — Die vierflügeligen Thiere (oder die vier beflügelten Thiere). — Und was hält die vier Thiere? — Das Feuer, aus welchem warme Quellen entspringen. — Und was hält das Feuer? — Ein anderes Feuer, zwölfmal heftiger als dieses. — Und was erhält dieses Feuer? — Die Eiche, gepflanzt vor allen anderen, und die Wurzeln dieser Eiche stehen auf der göttlichen Kraft; der Herr aber und die göttliche Kraft haben keinen Anfang und kein Ende.“

[1] Slovo o nebesi i o zemli, S. Jagić, Archiv für slav. Philol. I. (1875) S. 95.

Diesen Fragen und Antworten entsprechen ähnliche in einer bulgarisch-slovenischen Handschrift, nach welcher die Erde auf vier goldenen Walfischen ruht, das zweite Feuer nur zweimal heftiger ist als das erste und die Eiche eine eiserne genannt wird[1]).

Auch nach dem slovenischen Volksglauben kam die Erde aus dem Wasserabgrunde hervor, wo sie mit Sonne, Mond, Sternen, dem Blitz und den Winden verborgen gewesen; zuerst tauchte der Triglav (nach slovakischem Glauben die Tatra) hervor, das Leben auf der Erde aber begann, als sich in ihrem Inneren das Feuer entzündete; darum glauben die Ruthenen in den Karpathen, die Welt sei vom Car-ogon (Kaiser-Feuer) und der Carica-voda (Kaiserin-Wasser) geschaffen worden[2]).

Woher alle diese Anschauungen gekommen, ob sie ursprünglich oder entlehnt sind, läßt sich wohl nicht entscheiden; so viel ist jedoch sicher, daß zur Erhaltung derselben die Bogomilen sehr viel beitrugen, denn dieselben liebten es, ihre Lehren in die Form derartiger Erzählungen zu kleiden, weshalb dieselben in Bulgarien besonders häufig waren und die Apokryphen in Rußland geradezu „bulgarische Fabeln“ hießen[3]). Auch die apokryphe Litteratur trug zur Erhaltung und Verbreitung dieser Vorstellung viel bei, denn sie vermengte Kirchliches, Einheimisches und Fremdes, ohne daß man jetzt noch dies immer sondern könnte.

[1]) Jagić, Archiv, I, S. 128.
[2]) Afanasjev, o. c. p. 468.
[3]) Jagić, historija kujiževnosti, p. 82—93.

Französische Höhlenfunde.

Ko. In Nr. 3 der diesjährigen „Revue d'Anthropologie“ finden wir unter dem Titel **Ossements et squelettes humaines dans les cavernes et les stations quaternaires** ein Kapitel aus einem demnächst erscheinenden Werke von E. Cartailhac (La France préhistorique d'après les sépultures), welches manches Interessante auch für die Leser des „Globus“ enthält. Alle die Funde sind relativ neueren Ursprungs; unbestreitbar sehr alt ist vielleicht nur die berühmte Kinnlade von la Naulette[1]) und eine andere Kinnlade, welche der Marquis de Vibraye in einer tiefen Schicht der Höhle von Arcy-sur-Cure zusammen mit Resten des Höhlenbären, der Höhlenhyäne, des Elephanten und des Nashorns gefunden hat.

[1]) Dieselbe Nummer enthält einen interessanten Aufsatz von Topinard über dieses wichtige Fundstück, welcher die sämmtlichen angeblich „simioiden“ Eigenschaften des Unterkiefers einer eingehenden Prüfung und Vergleichung sowohl mit Menschen- wie mit Anthropoidenknochen unterzieht. Er warnt entschieden davor, auf dieses einzige vielleicht abnorm ausgebildete Fragment hin eine neue Rasse und auf diese weittragende Theorien zu gründen.

Häufiger werden Menschenreste erst in der verhältnißmäßig neuen Epoche von Solutré und la Madeleine. — **Solutré** liegt am linken Gehänge des Saônethales nicht weit von Macon. Unter einem steilen Absturze von Jurakalken liegt ein sich allmählich abdachender Hügel und entspringt eine starke Quelle; die Stelle ist vor dem Nordwinde geschützt und bietet einen weiten Ausblick; sie ist darum auch immer bewohnt gewesen und trägt heute noch ein Dörfchen. Herabstürzende Steine und Trümmer haben vielfach die Reste der alten Bewohner begraben und undeutliche Schichten gebildet, in welchen die Orientirung leider nicht eben leicht ist. Die Stelle wird seit 1865 von den Herren de Ferry, Arcelin, Ducrost, Lartet, Chantre ausgebeutet und hat interessante Resultate geliefert.

Zu unterst liegen hier Pferdeknochen, unvermischt und in erstaunlichen Mengen; die Hauptanhäufung bildet eine Art Mauer von über 100 m Länge bei 3 m Höhe und 4 m Breite. Mindestens die Knochen von 40 000 Pferden liegen hier, und alle Röhrenknochen sind aufgespalten und die meisten zeigen die Einwirkung des Feuers. Wir haben zweifellos die Küchenabfälle eines Stammes vor uns, der sich fast ausschließlich vom Ertrage der Pferdejagd nährte. Hier und da erkennt man noch die Feuerstellen; Feuersteinsplitter liegen herum, aber die sonst so häufigen sorgsam bearbeiteten Pfeilspitzen hat man hier noch nicht gefunden. — Andere Feuerstätten sind auf Steinplatten und Blöcken vor dieser Knochenmauer angelegt worden und haben auf sie eingewirkt, sind also jünger. Um sie herum liegen nicht mehr ausschließlich Pferdeknochen; neben dem Pferde herrscht das Renthier vor; daneben sind Mammuth, Auerochs, Wapiti, der braune Bär, Höhlenlöwe und Höhlenhyäne, Wolf, Fuchs, Luchs, Saigaantilope, Iltis, Dachs, Hase und Murmelthier vertreten, also eine reiche und mannigfache Fauna, wie sie eine zahlreiche Jägerbevölkerung ernähren konnte. Die Steinwaffen gehören alle einem eigenthümlichen Typus an, der nach Solutré benannt worden ist und die dritte Abtheilung des französischen Quaternärs charakterisiren soll. Neben ihnen findet man nur spärliche Knochengeräthschaften ohne Verzierung.

Ueber die ganze, ungefähr einen Hektar umfassende Oberfläche des Hügels, der als Crot du Charnier bekannt ist, liegen Gräber zerstreut: 1870 hatte man schon gegen 60 aufgedeckt. Sie liegen bald auf oder in den Feuerstätten, bald unmittelbar daneben, sehr häufig aber auch völlig unabhängig davon. Vier rohe Steinplatten umschließen ziemlich dicht ein Parallelogramm, in welchem die Leiche auf einem Bette von zerschlagenen und angebrannten Pferdeknochen liegt. Renthierknochen und Feuersteininstrumente sind beigegeben. Die Menschenknochen aber zeigen keinerlei Spuren von Feuereinwirkung; die Leichen sind offenbar ohne Verbrennung bestattet worden. Ob diese Gräber der Renthierepoche angehören? Die Entscheidung ist hier um so schwieriger, als, wie oben bemerkt, der Crot du Charnier zu allen Zeiten bewohnt gewesen zu sein scheint, und auch neolithische Gräber mit polirten Steinwerkzeugen und selbst solche aus der Römer- und Merovingerzeit vorkommen. Bisweilen scheint es, als habe man die Knochen und Werkzeuge, welche man beim Ausheben des Grabes fand, aus irgend einem Grunde wieder hineingelegt. Beispiele von verschiedenen Gräbern über einander hat man nirgends gefunden, ebenso wenig Feuerstellen, die über Gräbern angelegt wären; die Altersbestimmung wird dadurch noch schwieriger.

Eine andere hochinteressante Station aus der Steinzeit liegt am Fuße der Seealpen, dem Haupttheile nach noch auf italienischem Gebiete, bei Menton, in der Gemeinde Vintimiglia. Hier öffnen sich dicht am Strande, etwa 27 m über dem Wasser, in Schichten der unteren Kreide neun Grotten und unter ihnen liegt ein kleines Plateau, über welches früher die Via Julia Augusta zog, während es jetzt die Küstenbahn durchschneidet. Sie dringen nicht tief ein und sind fast ganz erfüllt von Küchenabfällen, Kohlen, Knochen und Muscheln, welche stellenweise 16 m hoch angehäuft sind. Die untersten Schichten fallen, wie in dem Einschnitte der Eisenbahn zu erkennen ist, mit einer alten Strandlinie zusammen. Genaue Untersuchungen, welche E. Rivière angestellt hat, ergaben namentlich in den untersten Schichten eine sehr alte Fauna: Löwe, Hyäne, Vielfraß, aber auch Elephant, Rhinoceros, verschiedene Hirscharten, außerdem Reste von Vögeln, einzelne Fischgräten und Massen von Mollusken. Dagegen fehlt das Renthier vollständig; es scheint hierher so wenig gelangt zu sein, wie nach Italien und Spanien; seine südlichsten Spuren finden sich beim Pont du Gard. In den unteren Schichten findet man hauptsächlich Werkzeuge aus Quarzit, in den oberen überwiegen die Feuersteine, von denen manche sehr sorgsam bearbeitet sind. Sie haben übrigens einen besonderen Charakter; die Höhlenbewohner von Baoussé-Roussé mögen wohl demselben Stamme angehört haben, wie die von Solutré oder Laugerie, hatten aber offenbar eine eigene Kultur entwickelt und arbeiteten mit anderen Instrumenten.

Gleich in der ersten Grotte dicht an der französischen Grenze fanden sich zwei Kinderskelette dicht neben einander; um sie herum lagen Tausende von Cyclonassa neritea L.; alle auf der Rückseite durchbohrt, um einen Faden durchziehen zu können; die heute noch überall am Mittelmeere in Unmassen vorkommende Schnecke hat offenbar zur Verzierung der Kinderkleider gedient, eine Verwendungsart, zu welcher sie durch ihre knopfförmige Gestalt ganz besonders geeignet ist. Auch in der vierten Grotte fanden sich bei dem Schädel eines erwachsenen Mannes über 200 Exemplare, welche offenbar eine Mütze geschmückt hatten; an der rechten Schläfe lagen 22 durchbohrte Schneidezähne vom Hirsche, welche offenbar eine Art Rosette gebildet hatten. Außerdem fand sich aber der Rest eines aus denselben Muscheln gebildeten Beinringes unter dem linken Knie. Das ganze Skelett und seine Umgebung waren mit gepulvertem Eisenkiesel bestreut und unmittelbar vor der Mundöffnung des Schädels war eine 4 cm breite Rinne ganz mit diesem Mineral erfüllt. An einer anderen Stelle derselben Höhle wurde ein Behälter aufgefunden, der Tausende von durchbohrten Muschelchen enthielt, als ob die Bewohner ein Geschäft daraus gemacht hätten, sie für die Verwendung vorzubereiten. Außer Cyclonassa neritea und einigen anderen Mittelmeerarten fanden sich aber auch Purpura lapillus L. und Littorina littorea L., zwei Arten, die nur an der Atlantischen Küste vorkommen; sie und einige versteinerte Arten, die nur von Valognes in Nordfrankreich bekannt sind, beweisen, daß schon damals ein Tauschhandel mit diesen geschätzten Schmuckgegenständen durch ganz Frankreich hindurch stattfand. Neben den Muscheln finden sich nur ganz wenige und sehr einfache Gegenstände aus Knochen; was vorkommt, ähnelt den Funden von Solutré.

Die fünfte, von A. Julien sorgsam erforschte Grotte ergab nur bis zu 4 m Tiefe bearbeitete Knochen; aber noch 3 m tiefer auf dem festen Felsenboden lag zwischen einem Felsblocke und der Grottenwand ein Skelett auf dem Rücken, den Kopf auf eine Schicht rother Erde gebettet, auf dem Schädel drei große Feuersteinsplitter, zwei andere an beiden Schultern. Schmuckgegenstände wurden hier nicht vorgefunden.

Auch in der sechsten Grotte fand sich in 3,75 m Tiefe ein nicht ganz vollständiges Skelett; es hatte am einen Schulterblatte, an den Ellenbogen, am Handgelenke und an den Unterschenkeln Reste von Muschelschnüren aus Cyclonassa neritea, Nassa corniculum und Cypraea pyrum. Ein anderes wenig entfernt vom ersten gelegenes Skelett wies ebenfalls Muschelschnüre auf, in denselben außer den oben genannten Arten auch Cypraea lurida, Trivia coccinella, Nassa reticulata, Cerithium und Cardium edule. Das Vorkommen der beiden Cypraeen ist von besonderem Interesse, da sie an der südfranzösischen Küste zu den Seltenheiten gehören und westlich der Rhonemündung ganz zu fehlen scheinen; sie müssen auch damals schon hoch geschätzt worden sein und finden sich auch, mit

einem Schlitze im Rücken versehen, isolirt; wahrscheinlich wurden sie als Amulete umgebunden. Das zweite Skelett ist offenbar dem Schicksale verfallen, von einer Hyäne angenagt zu werden. Die Zahnspuren sind noch deutlich sichtbar; es scheint aber auch, daß das Skelett überhaupt als solches beigesetzt worden ist, daß die Höhlenbewohner ihre Todten erst auf irgend eine Weise vom Fleische befreiten. Wie sie das anfingen, läßt sich nicht nachweisen, jedenfalls geschah es rasch und ohne daß die Gelenkbänder zerstört wurden, denn eines der gefundenen Skelette hat ganz die Stellung eines Schlafenden bewahrt. Das Erzpulver, das man bei allen Menschenknochen der Grotten von Baoussé-Roussé fand, kann erst nach der Entfernung der Weichtheile aufgestreut worden sein, denn es hat sich in den Vertiefungen der Knochen in größerer Menge angesammelt. Auch die Muschelbänder können erst dem entblößten Knochen umgelegt worden sein. Jedenfalls sind aber die Gräber noch in intakten Schichten vorgefunden worden und gehören ohne jeden Zweifel der paläolithischen Periode an. Die wenigen Gegenstände neolithischen Charakters sind sämmtlich in den obersten Schichten gefunden worden.

Die dritte und wohl berühmteste Station in Frankreich ist Cro-Magnon in Périgord. Hier hat sich die Vezère ein enges pittoreskes Thal gegraben, in dessen steilen Wänden sich eine Menge von Höhlen und Grotten finden. Die Menschen der Steinzeit haben mit Vorliebe hier gewohnt und die Menge der Ueberreste, welche sie zurückgelassen haben, ist eine überraschende. Die Eisenbahn, welche Toulouse mit Limoges verbindet, durchschneidet die Ansiedelung und hat namentlich die speciell Cro-Magnon genannte Station bloßgelegt. Hier haben unter einem überhängenden Felsen durch lange Zeit Jägerstämme gehaust, bis ihre Küchenabfälle den Boden so erhöht hatten, daß die fernere Benutzung der Grotte unmöglich wurde. Die Wichtigkeit des Fundes wurde glücklicher Weise alsbald gewürdigt und die ganze Fundschicht unter der Leitung des Herrn Louis Lartet vorsichtig ausgebeutet. Wie in Solutré und Laugerie haute herrschen hier die Pferdereste vor, während Renthier, Hirsch und Auerochs zurücktreten; auch eine gefundene Lanzenspitze entspricht ganz denen von Solutré und Werkzeuge aus Knochen sind ebenso selten wie dort. Fischgräten kommen kaum vor, während doch der fischreiche Fluß unmittelbar vor der Grotte vorbeifließt.

In Cro-Magnon wurden fünf Skelette gefunden, ein Greis, zwei erwachsene Männer, eine Frau und ein ungeborenes Kind. Zwischen den Knochen lagen Hunderte von durchbohrten Muscheln, meistens Littorina littorea, außerdem auch Purpura lapillus, Sipho Jeffreysianus und Turritella communis; die drei ersteren Arten kommen nur im Atlantischen Ocean vor und sind also jedenfalls von dort bezogen worden. Auch runde Plättchen von Elfenbein und durchbohrte Thierzähne wurden gefunden. Die Muscheln haben hier meist noch ihre Farbe bewahrt, während die aus anderen Stationen häufig gebleicht sind; doch ist dies kein Beweis für ein geringeres Alter. Littorina und Purpura sind Strandarten, welche man an und über der Wasserlinie in Menge lebend sammeln kann, während Cyclonassa, von der gebleichte Exemplare zu Hunderttausenden am Strande liegen, nur bei sorgsamem Nachsuchen lebend zu finden ist; von den ersteren kamen also naturgemäß mehr lebend gesammelte Stücke in den Handel und diese halten ihre Farbe bei trockener Aufbewahrung unendlich lange; beide Arten dienen übrigens an den Küsten überall als beliebte Nahrung und sind auch in den dänischen Kjökkenmöddings häufig. — Die Skelette von Cro-Magnon haben übrigens ganz oberflächlich gelegen und es ist durchaus noch nicht erwiesen, daß sie demselben Stamme angehören, der die Pferde jagte und mit Solutré gleichzeitig war, ein Umstand, der nicht unwichtig ist, da ja Cro-Magnon der ganzen Rasse, welche in der späteren Quaternärzeit Frankreich bewohnte, den Namen gegeben hat.

Auf der anderen Thalseite, bei Laugerie basse, ist der Felsen brüchiger; die Grotten sind ausgedehnter, aber herabstürzende Blöcke haben die Bewohner häufig gezwungen, ihre Wohnstätten zu verlegen. Sie sind aber immer wieder zurückgekehrt und zwischen den Felstrümmern haben die Küchenabfälle sich allmählich auch bis zu einer Höhe von 10 bis 12 m angesammelt. Die oberflächlichen Schichten sind von den Herren Lartet, Christy und de Vibraye ausgebeutet worden und haben zahlreiche, sehr gut erhaltene Gegenstände geliefert; die Zwischenräume der gestürzten Blöcke hat neuerdings Herr Massenat durchforscht. Ganz in der Tiefe, unter den Blöcken, fand man ein Skelett, die Füße gegen die Wand gerichtet, Ellenbogen und Knie fast sich berührend, die Wirbelsäule durch einen herabgestürzten Block zerschmettert. Auch hier fanden sich wieder Muscheln als Schmuck, und zwar Mittelmeermuscheln (Cypraea pyrum und C. lurida); also auch damals schon ein Tauschverkehr zwischen Mittelmeer und Ocean. Mortillet möchte daraus schließen, daß diese Stämme im Sommer das Renthier in den Bergen von Perigord jagten, im Winter aber an der warmen Mittelmeerküste ihren Aufenthalt hatten, aber dann müßten auch die Steinwaffen und Knochenwerkzeuge übereinstimmen, was durchaus nicht der Fall ist. Zweifellos waren aber beide Stämme nahe verwandt und gehörten auch die damaligen Bewohner Liguriens zur Rasse von Cro-Magnon.

Von großem Interesse sind die Knochenreste, welche man in der Höhle von Gourdan (Dep. Haute Garonne) gefunden hat; Schädel und Unterkiefer sind durch Schläge mit einem schweren Instrumente zerschmettert, man sieht noch die Einschnitte der Kieselmesser, mit denen die Haut vom Knochen abgeschabt wurde; ringsum liegen Küchenabfälle. Trotzdem kann man die Bewohner dieser Grotte nicht so ohne Weiteres des Kannibalismus beschuldigen, denn man findet nie andere als Schädelknochen und die beiden obersten Wirbel in der Grotte, und es ist ganz gut möglich, daß nur aus irgend einem abergläubischen Grunde die Köpfe der erschlagenen Feinde in die Grotten gebracht wurden; vielleicht waren es gar nicht einmal die Köpfe von Feinden, sondern von eigenen Stammesgenossen, deren Knochen man, wie bei Menton, vor der Beerdigung vom Fleisch befreite.

Eine fernere interessante Fundstätte findet sich an einem kleinen Vorsprunge zwischen den Thälern der Gave de Pau und der Gave d'Oloron bei dem Dörfchen Sordes. Hier liegt ein unbedeutender, kaum 100 m hoher Felsrücken, welcher aber in Folge seiner günstigen Lage die ganze Umgegend beherrscht; die Südwestseite enthält mehrere Grotten, von denen eine, auf dem Gute eines Herrn Duruthy befindlich, von den Herren Lartet und Duparc ausgeräumt worden ist. Unmittelbar auf dem Boden in einer Lage von calcinirter Erde und Asche lagen gegen 40 Reißzähne des Höhlenbären und drei Löwenzähne, alle zum Anhängen durchbohrt, viele mit eingeritzten Figuren von Thieren, Pfeilspitzen oder mit anderen Ornamenten; Skelettreste, die sich damit zusammen fanden, ließen sich nicht mehr zusammensetzen. Darüber lag eine dicke Schicht schwarzer thoniger Asche mit den gewöhnlichen Steingeräthen, in derselben auch eine Harpunenspitze mit Widerhaken; eine dünne Schicht mit Landschnecken begrenzte sie nach oben und schien anzudeuten, daß die Höhle einmal für eine längere Zeit

unbewohnt geblieben ist. Darüber folgte noch einmal eine Aschenschicht wie die untere, aber über dieser lagen Steinwerkzeuge von ganz abweichender Form und etwa 30 Skelette, die offenbar einer neueren Epoche angehören. Nur das mit den Bärenzähnen zusammen gefundene Skelett gehört der ältesten Epoche an und auch von ihm nimmt der Verfasser an, daß es in derselben Weise vom Fleische befreit bestattet worden sei, wie in den anderen bisher aufgeführten Stationen.

Es scheint also allgemeine Sitte in der Epoche von Solutré und Cro-Magnon gewesen zu sein, die Skelette der Leichen allein beizusetzen, ein Gebrauch, wie er sich ja heute noch bei manchen wilden Stämmen findet. Die Seltenheit der Höhlenfunde scheint aber darauf zu deuten, daß die Wohnhöhlen nur ausnahmsweise als Begräbnißstätten benutzt wurden. Bekanntlich ist der italienische Anthropologe Professor Pigorini schon vor einigen Jahren zu denselben Resultaten gelangt, wie Cartailhac. Es wäre interessant, eine Vergleichung anzustellen zwischen der Verbreitung dieses Skelettirens der Leichen und der Dolmen oder anderer angeblicher Spuren der ehemaligen Verbreitung der iberischen Rasse.

Aus allen Erdtheilen.

Afrika.

— Herr Lüderitz sandte in den Jahren 1884 bis 1885 eine aus Dr. Schinz, Dr. Schenck, de Jongh, H. Pohle und sechs Bergarbeitern bestehende Expedition aus, um das Gebiet zwischen dem Orange River und der Walfischbai 20 geographische Meilen landeinwärts von der Küste zu untersuchen. Die Resultate, über welche H. Pohle unter Beigabe einer Originalkarte in „Petermann's Mittheilungen" (1886, Heft 8) berichtet, sind geradezu niederschmetternd für die Freunde der Kolonisation Südwestafrikas. „Der gänzliche Mangel an atmosphärischen Niederschlägen und die Geringfügigkeit des an nur wenigen Stellen vorkommenden Trinkwassers hindert jeden Versuch zu Kolonisationszwecken. Die Untersuchung in mineralogischer Beziehung gab durchaus keine nennenswerthe Ausbeute, um den Transport nach Deutschland zu lohnen, da nur Edelmetalle, als Gold, Silber, Platin, und zwar auch nur in ganz bedeutenden Mengen, einen pekuniären Gewinn abwerfen würden, und endlich ist die Vegetationslosigkeit dieses ganzen Landstriches erwiesen, die ja kaum das Leben von Menschen und Thieren gestattet, wenn auch in sanitärer Beziehung nichts zu wünschen übrig bleibt. Die Worte, die mir der nun verstorbene Generalkonsul Herr Dr. Nachtigal sagte: „Ich will lieber durch die Wüste reisen, da finde ich doch wenigstens Oasen, als noch einmal durch dieses Land", sind vollständig zutreffend."

— Ueber den Lomami, den großen Zufluß des Sankurru und des Kassai, berichtet „Le Mouvement Géographique" (1886, Nr. 18) nach Mittheilungen des Dr. Ludwig Wolf (vergl. oben S. 80) noch Folgendes. Der Lomami ergießt sich mit zwei, resp. 30 und 50 m breiten Armen in den Sankurru und ist weiter oberhalb bis 100 m breit. Seine Befahrung ist leicht, da er wenig Inseln und sehr wenig Sandbänke enthält; Krokodile sind überall in Massen vorhanden. Die Uferlandschaften sind zauberisch, die Wälder mit riesigen Pandanus erfüllt, die Elephanten zahllos, die Bevölkerung von außerordentlicher Dichtigkeit. Dr. Wolf hat Städte von 10 000, 12 000, ja 15 000 Einwohnern besucht. Die Bewohner des rechten (nördlichen) Ufers sind stellenweise äußerst primitiv; der Reisende hat in dieser Beziehung eine Beobachtung gemacht, welche für Innerafrika einzig in ihrer Art dazustehen scheint: er fand ganze Dörfer in den Wipfeln der Bäume errichtet. Die Bewohner, flink und beweglich wie die Affen, bewegten sich auf den Aesten hin, sich von Zweig zu Zweig schwingend. Die Hütten waren im Laube versteckt errichtet, sicher vor jedem Handstreiche. — Dort, wo der Dampfer „En Avant" die weitere Erforschung des Lomami aufgeben mußte (5° 20′ südl. Br.), hatte derselbe noch 2½ m Tiefe bei Niedrigwasser; aber nach Angabe der Eingeborenen waren Stromschnellen, welche der Schiffahrt ein Ziel setzen, dort nicht mehr fern.

Australien.

— Die australischen Kolonien machen im Eisenbahnwesen rasche Fortschritte. Gegen Ende des Jahres 1885 hatten die fünf Kolonien des Kontinents 9766 km und die beiden Inselkolonien Neu-Seeland und Tasmanien 2813 km Eisenbahnen im Betriebe, also zusammen 12 579 km gegen 12 046 am Schlusse des Jahres 1884. Gleichzeitig befanden sich noch über 3000 km im Bau. Von diesen 12 579 km entfielen 2906 auf Neu-Süd-Wales, 2703 auf Victoria, 2380 auf Neu-Seeland, 2184 auf Queensland, 1704 auf Südaustralien, 433 auf Tasmanien und 269 auf Westaustralien. Die ersten Bahnen in Australien waren die von Melbourne nach Port Melbourne oder Sandridge, 3½ km (am 14. September 1854), die von Sydney nach Parramatta, 22½ km (am 25. September 1855), und die von Adelaide nach Port Adelaide, 12 km (am 21. April 1856 eröffnet). Die Verbindungsbahn zwischen Adelaide und Melbourne wird Anfang nächsten Jahres auf ihrer ganzen Länge in Betrieb gesetzt werden. Südaustralien hat seine Strecke von Adelaide bis zur Grenze von Victoria, 295 km, bereits Ende April 1886 in Betrieb gesetzt. Zwischen Melbourne und Sydney (925 km) besteht schon seit 1883 volle Eisenbahnverbindung, und die Bahn, welche Sydney mit Brisbane, der Hauptstadt von Queensland, verbinden soll, wird in spätestens zwei Jahren fertig sein. Auch Westaustralien rührt sich jetzt. Am 1. März dieses Jahres wurde der erste Spatenstich an einer Bahn gethan, welche von Guilford, einer Station an der von Fremantle über Perth laufenden Ostbahn in 31° 57′ südl. Br. und 116° 3′ östl. v. Gr., nach Greenough, einem Städtchen mit 1557 Seelen in einem fruchtbaren Agrikulturdistrikte (28° 56′ südl. Br. und 114° 42′ östl. L. von Gr.) gebaut werden soll. Den Bau dieser ungefähr 405 km langen Bahn läßt ein Londoner Syndikat von Kapitalisten, welches anstatt Baarzahlung große Strecken Landes am Bahnkörper entlang erhält, ausführen. Er ward für die Summe von 900 000 Pfd. St. in Kontrakt gegeben. H. Gr.

Inhalt: A. Marche's Reisen auf Luzon und Palawan. III. (Mit sieben Abbildungen.) — F. Blumentritt: Die Manguianen der Insel Mindoro (Philippinen). — Fr. Hubad: Die Entstehung der Welt nach slavischem Volksglauben. — Französische Höhlenfunde. — Aus allen Erdtheilen: Afrika. — Australien. (Schluß der Redaktion: 10. September 1886.)

Redakteur: Dr. R. Kiepert in Berlin, S. W. Lindenstraße 11, III Tr.
Druck und Verlag von Friedrich Vieweg und Sohn in Braunschweig.



Band L. № 15.

Mit besonderer Berücksichtigung der Anthropologie und Ethnologie.

Begründet von Karl Andree.

In Verbindung mit Fachmännern herausgegeben von

Dr. Richard Kiepert.

Braunschweig Jährlich 2 Bände à 24 Nummern. Durch alle Buchhandlungen und Postanstalten zum Preise von 12 Mark pro Band zu beziehen. 1886.

A. Marche's Reisen auf Luzon und Palawan.

IV.

Von Batangas ging die Reise nach Lipa, dessen Kirche und Pfarrhaus besichtigt wurden; zur Zeit des Besuches wurden hier viele Gefangene verwahrt, die im Gebirge, bis in das Gebiet der Tayabas hinein, gemacht worden waren. Hieran schloß sich ein Besuch auf der Halbinsel Bicol, so genannt nach dem den Tagalen verwandten Stamme, welcher dieselbe bewohnt. In Naga, der Hauptstadt der Provinz Camarines Sur, trennte sich Marche von seinen Begleitern, welche ihre Sendung als beendet betrachteten und nach Manila zurückkehrten; er selbst setzte seine Reise weiter fort. Der erste Ausflug galt den großartigen Grotten von Limanan mit ihren 60 bis 80 m hohen Gewölben, welche von unzähligen Fledermäusen bewohnt werden. Der Weg, welcher zu den in ziemlicher Entfernung von Naga und in nordwestlicher Richtung von dem genannten Orte gelegenen Grotten führt, zieht sich durch ungemein fruchtbare Felder hin, welche mit Reis und Zuckerrohr bepflanzt sind; daneben weiden zahlreiche Heerden auf den üppigsten Wiesen. Ein weiterer Ausflug nach Iriga brachte Herrn Marche mit den Negritos in Berührung, welche in den umliegenden Bergen längs der Wasserläufe in sehr einfachen Hütten wohnen. Diese Leute haben die Gewohnheit, ihre Todten in aus Palmblättern (Palma brava) geflochtenen Bahren zu begraben. Wenn Jemand stirbt, wird er nicht gleich bestattet; man wacht bei der Leiche, aber es ist eine lustige Todtenwache: Verwandte, Freunde und Bekannte singen und springen und tanzen um den Todten, essen und trinken, und dies ist der wichtigste Theil der Feierlichkeit, die erst aufhört, wenn es nichts mehr zu beißen und zu brechen giebt; manchmal dauert dies länger als einen Monat, denn die Gäste bringen einigen Vorrath mit. Endlich wird der Körper an der Stelle, wo das Haus des Todten steht, eingescharrt und Niemand bekümmert sich weiter um ihn. Trotzdem ist es nicht rathsam, die Ruhe der Todten zu stören; als Marche hier und an anderen Stellen Skelette ausgraben ließ, hatten die Leute, welche sich zu diesem Zwecke im Schatten der Nacht in die Wildniß begaben, sich hohen Lohn bedungen, weil, wie sie sagten, sie sich der Gefahr aussetzten, von den Negritos einen vergifteten Pfeil zu erhalten, dessen Wunden immer tödtlich sind. Trotzdem konnte Herr Marche sich zwölf, jetzt im naturhistorischen Museum zu Paris befindliche Skelette verschaffen. Die Negritos in dieser Gegend widmen sich der Kultur der Abaca, an welcher diese Gegend sehr reich ist. Sie sammeln auch den Ilang-Ilang, den sie in ihren Bergen finden. Dieser Ilang-Ilang ist der unserer eleganten Welt so bekannte Wohlgeruch, der augenblicklich zu Paris mit 500 Francs per Kilogramm bezahlt wird; früher hat er schon einmal den doppelten Werth besessen. Die Blume, aus der er gewonnen wird, blüht auf einem sehr großen Baume, den man nur in der Höhe von 500 bis 600 m findet. Leider verschwindet er immer mehr, denn die Leute, welche sich mit dem Sammeln der Blüthen beschäftigen, finden es am einfachsten, den Baum gleich niederzuschlagen, wenn er sich in voller Blüthe befindet; allerdings würde es ziemlich schwer sein, ihn zu erklettern.

Einen Besuch, welcher dem in der Nähe von Albay gelegenen Vulkane Mayon abgestattet wurde, verdanken wir folgende Mittheilungen: Wie die Mehrzahl der feuer-

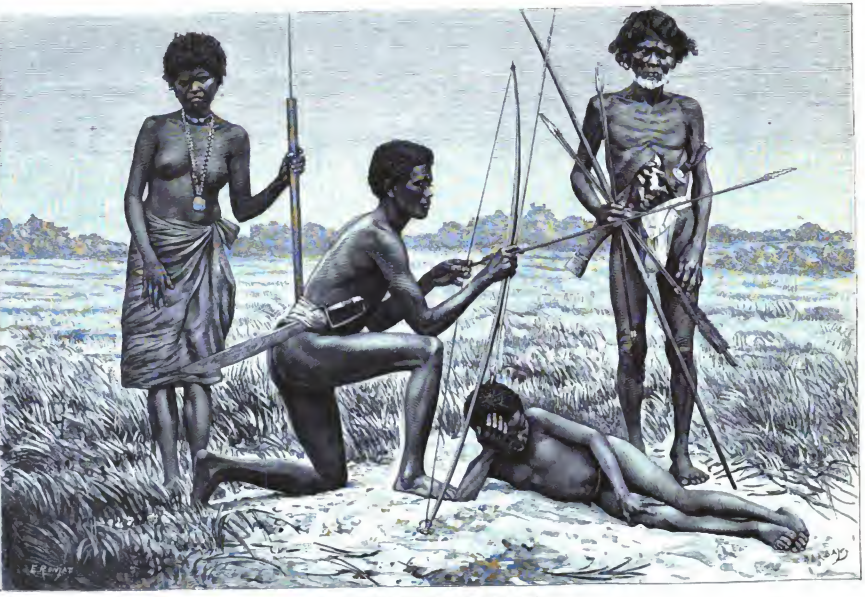
speienden Berge hat er die Form eines Kegels; die Basis ist bewaldet. Die Angaben über die Höhe desselben schwanken, Jagor giebt 2734 m an, andere sprechen von 2500 oder gar nur 2400 m; der obere Theil ist mit grauer Lava bedeckt, der ähnlich, welche wir bei dem Taal kennen gelernt haben. Verschiedene Personen haben die Besteigung des Vulkans unternommen, manche derselben behaupten, den Gipfel erklommen und den Schlot erreicht zu haben, doch jeder solchen Behauptung wird durch spätere Besucher widersprochen. Der erste, welcher einen solchen Versuch gemacht hat, soll ein Franziskanermönch, Esteban Solis, gewesen sein, welcher das Unternehmen wagte, um den Aberglauben der Eingeborenen hinsichtlich feuerspeiender Berge zu vernichten.

Der erste Ausbruch des Berges, der den Spaniern nach ihrer Ankunft auf den Philippinen bekannt geworden ist, soll nach Alexander Perrey im Monat Februar 1616 stattgefunden haben; die furchtbarste Eruption war wohl die vom 23. Oktober 1766, welche uns Legentil und Perrey beschrieben haben. Das Dorf Molinao wurde ganz vernichtet, alle anderen, auf dem südlichen Abhange gelegenen menschlichen Niederlassungen mehr oder weniger beschädigt. Die Beschreibung des Ausbruches wird von den genannten Autoren in folgenden Worten gegeben: Am 20. Juli fingen die Flammen an am Gipfel zu erscheinen; bis zum 5. September hatten sie die Gestalt einer Pyramide, dann nahm die Höhe ab; die ganze Spitze schien in Feuer zu stehen und ein glühender, 20 Fuß breiter Lavastrom ergoß sich



Kirche und Kloster Lipa. (Nach einer Skizze.)

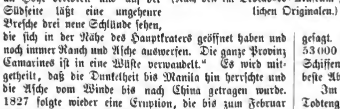
zwei Tage lang über den östlichen Abhang. Am 23. Oktober warf der Vulkan so viel Wasser aus, daß sich zwischen Albay und Tilog mehrere, 20 bis 25 m breite Bäche bildeten, welche mit solcher Macht dem Meere zueilten, daß die steigende Fluth nicht im Stande war, ihren Lauf zu hemmen. Diesem Naturereignisse folgte ein heftiger Sturm, welcher am Abend aus WNW kam und sich bis um 3 Uhr nach S drehte; Flüsse und Bäche traten aus, das ganze Land veränderte sein Aussehen. Molinao wurde, wie schon erwähnt, ganz zerstört, die Felder weithin mit Asche überdeckt; Cagsana hatte theilweise dasselbe Geschick wie Molinao; von allen Seiten von tiefen Schluchten umgeben, in denen wilde Gewässer tobten, lag es wie eine einsame Insel inmitten dieser Verwüstung. Im SW waren die Kokospalmen bis zum Gipfel in der Asche begraben; viele Leichen wurden gefunden. Noch schrecklicher war der Ausbruch von 1814, den Perrey nach dem Berichte von Augenzeugen folgendermaßen schildert: „Gegen 8 Uhr Morgens, am 1. Februar stieg eine Wolke aus dem Vulkane, aus Sand, Asche und Steinen bestehend, welche sich zu einer großen Höhe erhob; die Abhänge des Berges entzogen sich dem Anblicke und eine Feuermasse ergoß sich bis zum Fuße desselben und drohte Alles zu begraben. Die Zuschauer nahmen die Flucht nach den am höchsten gelegenen Orten, die Dunkelheit nahm zu und mehrere Personen wurden von den ausgeworfenen Steinen getroffen. Die Häuser boten keine Sicherheit mehr, die glühenden Massen, welche auf dieselben niederfielen, entzündeten sie und so wurden die reichsten Dörfer von Camarines in Asche gelegt. Gegen 10 Uhr ging der Steinregen in einen Aschenregen über,



Negritos vom Iriga. (Nach einer Photographie.)

gegen $1/2$ 2 Uhr nahm das Geräusch ab und der Himmel klärte sich ein wenig auf; man sah nun, daß die Erde mit Todten und Verwundeten bedeckt war; in der Kirche von Budiao fand man 200, in einem Hause desselben Dorfes 35 Todte; fünf Dörfer in Camarines waren vollständig vernichtet, die Stadt Albay zum größten Theil zerstört; mehr als 12000 Personen kamen um, sehr viele wurden verwundet und alle verloren ihr ganzes Besitzthum. Der Anblick des Vulkans ist unendlich traurig; die einst so malerischen, ganz bebauten Abhänge sind jetzt mit Sand bedeckt, die Steine und Asche erreichen eine Dicke von 8 bis 10 m, und an der Stelle, wo sich früher einmal Budiao befand, sind die Kokospalmen vollständig begraben. In den anderen Dörfern hat die deckende Lage eine Mächtigkeit von nicht weniger als 40 m. Der Gipfel des Vulkans hat etwa 120 Fuß an Höhe verloren und auf der Südseite läßt eine ungeheure Bresche drei neue Schlünde sehen, die sich in der Nähe des Hauptkraters geöffnet haben und noch immer Rauch und Asche auswerfen. Die ganze Provinz Camarines ist in eine Wüste verwandelt." Es wird mitgetheilt, daß die Dunkelheit bis Manila hin herrschte und die Asche vom Winde bis nach China getragen wurde. 1827 folgte wieder eine Eruption, die bis zum Februar 1828 dauerte; wie Jagor mittheilt, war der Vulkan 1834 und 1835 beinahe fortwährend thätig, und 1845, 1846, 1851, 1853, 1855, 1857, 1858, 1859 und 1860 beunruhigte er seine Umgebung durch häufiges Ausstoßen von Rauch.

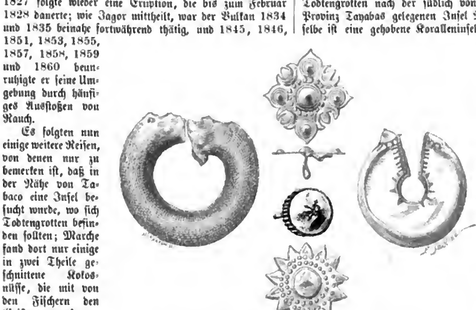
Es folgten nun einige weitere Reisen, von denen nur zu bemerken ist, daß in der Nähe von Tabaco eine Insel besucht wurde, wo sich Todtengrotten befinden sollten; Marche fand dort nur einige in zwei Theile geschnittene Kokosnüsse, die mit von den Fischern den Geistern geopfertem Palmweine gefüllt waren. Keine Gefäße oder Knochen waren dort zu finden; die Grotten waren wohl vorher schon besucht worden. An diesen vergeblichen Zug schloß sich eine Reise nach den warmen Quellen von Tiwi, die in der Nähe des Meeres in einem Cirkus hoher Berge emporquellen. Eingehüllt in eine Wolke von schwefligen Dämpfen, auf Felsen, welche ihm trotz der schweren Jagdstiefel die Füße zu versengen drohten, maß Marche, so gut es anging, die Temperatur, welche zwischen 60° und 94° betrug. In der Nähe steht das Bad, ein bescheidenes Bambusgebäude, eine Art Schuppen, in dessen Mitte man die heiße Quelle geleitet hat; das Wasser eines kleinen Baches dient zur Abkühlung, so daß man im Stande ist, das Bad in beliebiger Wärme zu nehmen. Nicht weit von dort entspringen Quellen, welche kieselhaltige Ablagerungen bilden, die sich immer höher aufbauen.



Ringe aus den Särgen von Pamine-Taan.
(Nach den im Trocadéro-Museum zu Paris befindlichen Originalen.)

Als sich Marche wieder einmal zu Manila aufhielt, empfahl er Herrn Coroy, dem Direktor des botanischen Gartens in Saigon, der gerade dort anwesend war, die Abaca zu Acclimatisationsversuchen in Kambodscha und Cochinchina; der Versuch schien zu glücken, doch im Februar 1885 bemerkte unser Reisender in Saigon, daß der Nachfolger des Herrn Coroy diese Versuche aufgegeben hatte. Es ist dies sehr zu bedauern, denn auch in dem Werke von Bouinais und Paulus, „L'Indo-Chine française contemporaine" (1885), wird der Pflanze großer Erfolg vorhergesagt. Wir finden dort auch die Angabe, daß 1879 53000 Tonnen Abaca, also etwa die Ladung von 80 Schiffen, von Manila nach Amerika abgegangen sind; die beste Abaca kommt aus Camarines und Albay.

Im April 1881 begab sich Marche zum Besuche der Todtengrotten nach der südlich von Luzon, gegenüber der Provinz Tayabas gelegenen Insel Marinduque. Dieselbe ist eine gehobene Koralleninsel, deren höchste Spitze, der Marlanga, etwa die Höhe von 500 m erreicht. Jede dieser Grotten hat ihre Legenden, ihre Geister, ihre Schrecknisse. Aus der einen tritt jedes Jahr in der Nacht von Allerheiligen eine Procession der europäischen Geister, welche Hymnen singen; Jedermann will sie mit eigenen Augen gesehen haben. Wenn man da eindringt, heißt es, sieht man nur Schädel, so groß wie Kochtöpfe. In einer anderen soll sich ein hölzernes Thor befinden, welches Niemand öffnen, in einer dritten eine ungeheure Glaswand, die Niemand zerbrechen kann; alle aber sind voll von ungeheuren Schlangen.



Goldene Schmucksachen aus den Särgen von Pamine-Taan.
(Nach den im Trocadéro-Museum zu Paris befindlichen Originalen.)

Die erste Höhle, welche besucht wurde, war die mit dem hölzernen Thore; eine zahlreiche Gesellschaft hatte sich dem Forscher angeschlossen, einige der Notabeln, deren Theilnahme erwartet wurde, sich jedoch noch im letzten Augenblicke durch ihre Söhne vertreten lassen. Zahlreiche Eingeborene bewunderten den Franzosen, der die Geister in



Fest in Santa Cruz de Nano. (Nach einer Skizze.)

ihrem eigenen Gebiete aufsuchen wollte. Nach einem Ritte von zwei und einer halben Stunde befand man sich gegenüber dem Eingange des unheimlichen Ortes. Alle Eingeborenen betrachteten ängstlich, mit aufgesperrtem Munde, den kühnen Mann, welcher ohne Zögern da eintrat. Die Höhle war nur klein, mit verkalkten Wänden; der Boden mit Guano von Legionen von Fledermäusen bedeckt. Nur wenige Scherben von Töpfen und wenige Knochen wurden gefunden.

Das waren die Tausende von Skeletten, welche dort liegen sollten! Die Erklärung ließ nicht lange auf sich warten: der Asuan hatte vom Plane des Franzosen gehört und alle Knochen fortgeschafft. Auch in einer zweiten, viel größeren Höhle wurde nichts weiter gefunden. Der Weg hinein war nicht ganz gefahrlos, dunkle tiefe Schluchten unterbrachen denselben und Wolken der aufgeschreckten Fledermäuse umschwärmten die Fremden und drohten die Fackeln auszulöschen. Als Marche mit seinen Begleitern wieder im Tageslichte erschien, da athmeten die Eingeborenen auf, sie hatten schon gefürchtet, der Asuan habe Alle vernichtet. Obwohl Marche auch hier mit leeren Händen zurückkehrte, hatte er doch einen moralischen Erfolg errungen, das Vertrauen seiner Begleiter zu ihm hatte in hohem Maße zugenommen; das Wenigste, was erzählt wurde, war, daß er Besitzer eines Amuletts sei, welches größere Kraft besitze als der Asuan selbst. Auch weitere, vom 20. bis 25. April unternommene Versuche hatten kein größeres Ergebniß.

Am 25. wurde die Reise fortgesetzt; durch prächtige, mit Reis und Zuckerrohr bepflanzte Felder führte der Weg am Meeresufer entlang nach Gazan, wo bei einem Herrn Verdote, dem Enkel eines Franzosen, Quartier genommen wurde, einem wohlhabenden und einflußreichen Manne, ohne dessen Rath einzuholen Niemand auf der Insel etwas zu thun wagte. Sofort nach der Ankunft besuchte der Provinz-Arzt, welcher Marche begleitet, die dortigen Pockenkranken; um ihm seine Aufgabe zu erleichtern, hatte man unter Trommelschlag die Einwohner aufgefordert, da, wo sich Kranke befänden, eine kleine Fahne aufzustecken; in weniger als einer Stunde war die ganze Stadt voller Fahnen, kein Haus, welches nicht geflaggt hatte. Nach dem Besuche ließ der entsetzte Alcade den Arzt kommen und sprach ihm sein Erstaunen über die vielen Krankheitsfälle aus. Er habe, sagte er, doch alle Kinder impfen lassen. Auf die Frage des Arztes, woher er die Lymphe genommen, gestand er ganz unbefangen, daß er mit dem Eiter aus den Pusteln des zuerst Erkrankten die ganze Gemeinde habe impfen lassen.



Hölzerne Figuren aus Grabhöhlen der Insel Marinduque.
(Nach den im Trocadéro-Museum zu Paris befindlichen Originalen.)

Eine interessante Bekanntschaft wurde dort gemacht, die eines emeritirten Priesters, eines eifrigen Sammlers von Naturalien und allen möglichen Gegenständen; Marche erhielt eine hübsche Insektensammlung, darunter einen Eachirus Dupontinus, welchen das naturwissenschaftliche Museum zu Paris noch nicht besaß. Die Kirche und das Pfarrhaus sind befestigt zum Schutze gegen die Moros (Malayen), welche vor einigen Jahren dort in Aufstand waren. Der Besuch einer in der Nähe gelegenen Todtengrotte war erfolgreicher als die früheren Unternehmungen; 70 Schädel und verschiedene ethnographische Gegenstände waren die Ausbeute. In den ersten Tagen des Mai brach Marche nach Santa Cruz de Nano an der Nordküste von Marinduque auf, in dessen Nähe sich, wie ihm versichert wurde, Todtengrotten befinden sollten, deren Ruhe vorher noch nicht gestört worden war.

In Santa Cruz beging man gerade eine Festlichkeit, so daß sich dem Reisenden ein großes Gefolge anschloß; am Ziele angekommen, wurde Marche mit seinen beiden Freunden im schönsten Hause der Stadt untergebracht, es regnete Einladungen zu Gastmählern und Tanzvergnügen. Wenn auch im ganzen Lande die Vorliebe für Tanz und Gesang, für Festlichkeiten und Gastmähler bei der indischen und Mestizen-Bevölkerung groß ist, so steht doch die Insel Marinduque in dieser

Urnen aus der Grotte Pamine-Taan.
(Nach den im Trocadéro-Museum zu Paris befindlichen Originalen.)

Hinsicht ziemlich unerreicht da. Das Leben ist leicht, der Boden reich und mild, giebt den Bewohnern mehr als das Nöthige; es ist ein wahres Schlaraffenland.

Von zahlreichen Todtengrotten, die hier besucht wurden, belohnten einige die aufgewendete Mühe reichlich. Während des Besuches der Batala genannten Höhle, der zweiten, in welche Marche eintrat, erzitterte die Erde, jedoch nur schwach, so daß er einen Augenblick fürchten mußte, selbst dort begraben zu werden. Als er mit Schädeln beladen zurückkehrte, fragten ihn zwei eingeborene Priester, ob es wahr sei, daß die Schädel mit einem Kreuz gezeichnet seien; wenn dies wirklich der Fall sei, seien es Schädel von Christen. Es ergab sich, daß sie die Schädelnäthe für das Zeichen des Kreuzes nahmen.

Einige dieser Grotten sind ziemlich weit von Santa Cruz entfernt, so unter Anderen auch die von Pamine-Taau, wo Marche, obwohl sie anfänglich seine Neugierde nicht besonders erregte, eine reiche Fundgrube antraf. Der Eingang ist ein niedriges Loch; nachdem er denselben passirt hatte, befand er sich zwischen zwei Reihen auf einander gestellter Särge, und hinter denselben befanden sich große Urnen, welche gleichfalls Skelette enthielten. Es war beinahe unmöglich, die Särge mit den Gebeinen aufzuheben, nur bei wenigen glückte dies; der größte hatte 90 cm Länge, 20 cm Breite und 15 cm Höhe; die Knochen lagen durch einander; beinahe jeder Sarg enthielt ein Skelett und zwei Schädel, deren einer einer Frau oder einem Kinde von acht bis zwölf Jahren anzugehören schien.

Unter den Knochen wurden sonderbare Armbänder gefunden, eins in Spiralform, wie die modischen Schlangenarmbänder, die anderen durchbohrt, wie wenn man sie am Halse oder am Ohre hängend getragen hätte; einige dieser Schmucksachen sind von sehr dünnem Goldblech, Knöpfe oder Plättchen mit getriebenen Sternen. Nur wenige sind mit Perlen verziert, sei es, daß das Wasser dieselben weggespült hat oder daß sie zur Zeit der Verfertigung des Schmuckes selten waren. Diese sowie die anderen gefundenen Gegenstände, Schüsseln, Gefäße, Fläschchen von emaillirtem und lackirtem Thon oder von Porzellan, zeigen beinahe nie gleiche Formen.

Die Urnen stecken so fest in der Erde, daß sie mit dem Jagdmesser losgelöst werden mußten; einzelne zerbrachen dabei, doch gelang es Marche, sich einer der schönsten unversehrt zu bemächtigen. Der Boden ist roh, das Uebrige mit Firniß überzogen; zwei flammenspeiende Drachen mit Schlangenkörpern und Schuppen schmücken denselben; diese Ungeheuer haben vier Beine, jedes derselben mit vier Klauen, die übrigen schmucklosen Gefäße enthielten zum Theil kostbarere Gegenstände. Nur wenig Kupfer wurde angetroffen: bloß zwei Ohrgehänge und ein einziger Ring. An Waffen wurden nur einige sehr verrostete eiserne Gegenstände (Messerklinge und Hacke) sowie eine Art hölzerner Lanzenspitze und ein hölzerner Stock, der als Lanze dienen konnte, gefunden.

Alle diese Grotten haben ihre Legenden; in der zu Macayan hört man während des Sturmes die Geister musiciren, singen und die Glocken läuten; diese Erzählung ist wohl auf die dort befindlichen Stalaktiten zurückzuführen, welche, wenn sie angeschlagen werden, einigermaßen wie Glocken tönen. Auch an anderen Stellen wurden mit Erfolg Nachsuchungen in den Begräbnißhöhlen angestellt, die bis zum 4. Juli dauerten; außer verschiedenen, den früher beschriebenen ähnlichen Gegenständen wurden auch Fetische (pastores) gefunden, welche jetzt im Trocadero aufgestellt sind; dieselben sind recht schlecht in Holz geschnitzt und stellen ziemlich unvollkommen verschiedene Personen vor.

Am 15. December kehrte Marche vorübergehend nach Frankreich zurück, um später seine Reisen wieder aufzunehmen.

(Fortsetzung folgt in einer späteren Nummer.)

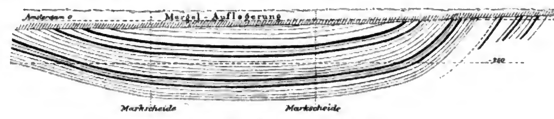
Bodensenkung im Ruhr-Kohlenreviere.

H. B. Wer in dem Kohlenreviere an der Ruhr gereist ist und aufmerksam die nicht schöne, aber vielfach recht interessante Gegend neben der Eisenbahn betrachtet hat, wird sich gewundert haben über die große Anzahl schief stehender Gebäude, unentwässerter Wiesen an einer, tief liegender Gräben an einer anderen Stelle. Die Eisenbahnen sind vielfach nachträglich aufgehöht, aus Einschnitten sind Dämme geworden, viele Stationsgebäude liegen tiefer als die Geleise, während sonst überall das Gegentheil der Fall ist; fast jedes Gebäude ist verankert und hat trotzdem Risse, viele andere haben sich bedenklich geneigt und werden nur durch die benachbarten Häuser vor dem Umsturze bewahrt. Alles dies sind Folgen von Bodensenkungen, die der Kohlenbergbau verursacht hat. In dem ganzen Striche, der von der Stadt Dortmund an sich in einer Breite von mehreren Meilen bis zum Rhein erstreckt, sind nur wenige einzelne Punkte, von denen man mit absoluter Bestimmtheit behaupten kann, daß ihre Höhenlage gegen den Meeresspiegel unverändert geblieben ist. Alles übrige Terrain ist in einer theils langsamen, theils schnellen sinkenden Bewegung schon begriffen oder in der nächsten Zeit derselben ausgesetzt. Entweder ist es die unmittelbare Einwirkung des Bergbaues, welche die Senkung verursacht, oder die mittelbare durch Wasserentziehung. Jene ist verschieden je nach der Lagerung der im Abbau begriffenen Flötze. Je flacher die Neigung der Kohlenschicht gegen den Horizont ist und je weniger tief sie unter der Erdoberfläche liegt, desto stärker sind die Einwirkungen der Senkung. Nun ist vielfach die Lagerung der Kohlenschichten nahezu horizontal und die Entfernung zwischen dem Flötze und der Oberfläche so gering, daß man die Schüsse im Bergwerke oben und das Rollen der Eisenbahnzüge unten ziemlich deutlich hören kann. Sobald daher die Absteifungen nach erfolgtem Abbau der Kohle herausgeholt werden, fängt die oberhalb liegende bis zur Erdoberfläche reichende Schicht an zu sinken und geht so weit herunter, bis die Sohle des Flötzes erreicht ist. Je stärker (mächtiger) also das Flötz ist, desto erheblicher wird die Senkung sein. Wird später ein tiefer liegendes Flötz darunter abgebaut, so geht die Senkung natürlich weiter. Daß hierdurch unter Umständen die Vorfluth verloren geht, aus schönen Wiesen und Weiden fieberverbreitende Sümpfe werden, in denen sogar Wildvögel sich einnisten, ist leicht denkbar; stehen Gebäude an solchen Stellen, so müssen diese, wenn nicht zufällig die Senkung eine ganz gleichmäßige ist, Risse und Unebenheiten erhalten, die das Bewohnen erschweren. In den Städten des

Kohlenreviers, namentlich in Gelsenkirchen, Essen u. a., giebt es viele Häuser, welche so stark geneigt sind, daß ein Kinderwagen im Zimmer von selbst ins Rollen kommt; trotz der angebrachten Verankerungen sind einzelne Häuser so zerstört worden, daß sie von den Bewohnern geräumt werden mußten. Die Besitzer der Bergwerke leisten selten freiwillig Ersatz für solche Schäden, weil ja doch die Möglichkeit vorliegt, daß andere Ursachen mitwirken; es kommt deshalb häufig zu langwierigen Processen und diese Kosten sind so hohe geworden, daß die Bergwerksbesitzer empfindlich darunter leiden, wie mancher Aktionär und Kuxenbesitzer zu seinem Schaden erfahren haben wird. Namentlich sind es die Grundbesitzer, welche unbequem werden. Sie begnügen sich in den allerseltensten Fällen damit, den Grubenverwaltungen ihren Schaden in Rechnung zu stellen, sondern verlangen, daß das Grundstück durch Auftragen geeigneten Bodens in den früheren ertragfähigen Zustand versetzt wird, selbstredend unter Entschädigung für die Zwischenzeit. Die Kosten jener Aufhöhung sind oft erheblich bedeutender als der Werth des Grundstückes an sich; eine Enteignung ist aber nicht angänglich und es bleibt daher den Zechen nichts Anderes übrig, als in den sauren Apfel zu beißen.

Die Senkungen gehen zwar allmählich vor sich, folgen aber dem Bergbaue selbst sehr rasch. Schon nach 14 Tagen kann sich sein Einfluß über Tage zeigen. Ein Abbruch unter Uferbildung erfolgt höchst selten, gewöhnlich geht die neue Oberflächengestalt ganz allmählich in die alte über und nur da, wo Wasserläufe in ihrem Gefälle verändert werden, macht sich das Fortschreiten der Senkung durch die Vorwärtsbewegung der Wasserlinie dem Auge bemerkbar, sonst ist die Bodenbewegung nur durch Nivellement festzustellen. Dieser allmähliche Uebergang ist ein Beweis der Elasticität der Erdkruste und eine Folge des Fehlens einer Gebirgsschicht über der kohlenführenden Schicht. Wo die Lagerung steiler ist, was auch im Ruhrrevier vorkommt, namentlich in der Nähe des Flusses, treten auch sogenannte „Tagesbrüche" ein, trichterförmige, plötzliche Einsenkungen von meistens engeren Grenzen, aber gefährlich durch ihre Tiefe und dadurch, daß ihr Eintritt ohne Vorzeichen erfolgt; ihres geringen Umfanges wegen kommen dieselben nicht weiter in Betracht, auch sind sie nicht charakteristisch für das Ruhrbecken, kommen vielmehr auch in anderen Gegenden vor.

Die eigentlichen Bodensenkungen haben dagegen einen so großen Umfang angenommen, daß sich Genossenschaften unter den Bergwerken gebildet haben, um gemeinschaftlich durch Anlage tiefer Entwässerungsgräben, die sich bis zur Emscher erstrecken, den üblen Folgen der Versumpfung für längere Zeit vorzubeugen. An anderen Stellen werden die Grubenbaue da, wo sich werthvollere Objekte über Tage befinden, mit den beim Abbau und Separationen gesammelten „Bergen" (todtes Gestein) wieder ausgefüllt, um den Senkungen vorzubeugen, ähnlich wie dies in Staßfurt geschieht.



Flötz-Querprofil (Maßstab 1 : 20 000).

Am sichersten kann man die abwärts gehende Bewegung der Erdoberfläche an den Eisenbahnen verfolgen. Hier sind die Steigungen und absoluten Höhen vom Bau her bekannt, jede Unterbrechung der regelmäßigen Steigung oder der Horizontalen macht sich dem Auge sofort bemerkbar. Die größte bisher beobachtete Senkung liegt bei Gelsenkirchen und beträgt 2,60 m; sie erstreckt sich auslaufend zu beiden Seiten auf ungefähr je 2300 m.

Dort, wo zwei Grubenfelder an einander stoßen, bleiben neben der Grenzlinie (Markscheide) Sicherheitspfeiler stehen, das heißt, die Kohle wird hier auf eine größere Breite nicht abgebaut, damit jede Grube gegen das Eindringen von Feuer oder Wasser aus der benachbarten Grube geschützt ist. An solchen Stellen tritt naturgemäß keine Senkung ein; wenn die daneben befindlichen Terrains niedergehen, bleiben hier Rücken stehen, die unter Umständen den Uebelstand noch vergrößern. Zuweilen werden Senkungen beobachtet an Stellen, unter denen gar kein Bergbau umgeht. Diese Erscheinung ist nur so zu erklären, daß die Bewegung unter dem sogenannten „Bruchwinkel" erfolgt, d. h. in der Senkrechten zur Neigung des Flötzes, wobei freilich auch das außerhalb des abgebauten Theiles liegende Terrain in Mitleidenschaft gezogen werden kann. In anderen Fällen ist die eingetretene Veränderung auch hiermit nicht zu begründen und es bleibt dann nichts übrig, als die Wirkung der Wasserentziehung anzunehmen; es kann ja auch leicht vorkommen, daß ein unterirdisches Wasserbecken durch den Bergbau angezapft und allmählich trocken gelegt wird, wobei die wasserführende Schicht an Dicke und Tragfähigkeit verliert. Im Ruhrbecken kommt, wie in Oberschlesien, ein Gemenge von Lehm und Sand vor, das hier „Fließ" genannt wird und durch Abtrocknung außerordentlich an Volumen verliert.

Die Bergschäden haben sich um so schneller vermehrt, je weiter der Bergbau nach Norden vorgedrungen ist. Bis in die Mitte der vierziger Jahre war das eigentliche Ruhrbecken Centrum der Kohlenindustrie; die Verfrachtung erfolgte auf der Ruhr bis zum Rhein; da die Lagerung dieser Flötze eine wesentlich steilere ist, auch die Ruhrsandsteinbänke darüber lagern, so hörte man wenig von Bergschäden. Mit dem Bau der Köln-Mindener und der übrigen Bahnen veränderte sich das Bild, der Mittelpunkt verschob sich weiter nördlich, die unsichere Ruhrschiffahrt wurde eingestellt, der Versand mit der Bahn trat in den Vordergrund und verdrängte jene fast vollständig, so daß heute nur noch höchst selten ein Kohlenschiff den Fluß passirt, auch nur, um ein an demselben belegenes industrielles Werk mit Brennstoff zu versorgen.

Aber gerade in jenen nördlicheren Mulden lagern die Kohlen flach; die deckende Schicht ist Mergel (siehe das beigefügte Profil), der nicht trägt, daher die Senkungen sich hier äußerst fühlbar machen. Im Jahre 1884 betrug die Steinkohlengewinnung im Ruhrgebiet 28 403 258 Tonnen = 568 065 160 Centner oder 2 840 326 Doppelwagen,

die doch mindestens 10 Millionen Kubikmeter Raum im Erdboden beanspruchen. Seitdem hat die Produktion noch zugenommen; es ist daher kaum zu verwundern, wenn die Phantasie des Verfassers einer Broschüre über den neuen Emskanal sich zu der Annahme versteigt, daß an Stelle des industriellsten deutschen Gebietes in absehbarer Zeit ein mächtiger Binnensee sich ausbreiten werde. Unmöglich ist es nicht, daß die jetzt schon vorhandenen Uebelstände zu Zuständen sich steigern, welche den Bewohnern die größten Schwierigkeiten in den Weg stellen. Sumpffieber sind schon heute keine Seltenheit und was jetzt mit großen Opfern gethan wird, um die Entwässerung nach der immer noch der Regulirung harrenden Emscher künstlich zu erhalten, kann doch nur für wenige Jahrzehnte helfen, nicht für Jahrhunderte. Der Streit zwischen dem vorhandenen Grundbesitz und der Industrie wird ein immer intensiverer werden zum Nachtheil der letzteren, so daß die jetzt schon mehrfach von den Zechen angewandte Methode, die Güter anzukaufen und zu verpachten, immer weitere Ausdehnung gewinnen muß. Eine der bedeutenderen Zechen hat seit fünf Jahren jährlich für 15 000 Mark Schaden allein an den Eisenbahnen angerichtet, die für die Wiederherstellung doch nur ihre Selbstkosten erstattet haben wollen und nur die nothwendigsten Regulirungsarbeiten vornehmen.

Noch schwieriger werden die ohnehin schon complicirten Verhältnisse, wenn es sich um Bergschäden an solchen Stellen handelt, wo nach dem früheren Berggesetze mehrere Zechen über einander Bergbau treiben. Während jetzt die Grenzen der Grubenfelder vertikale Ebenen sind, ist es nach dem alten Gesetze möglich gewesen, daß in zwei über einander liegenden Flötzen verschiedene Berechtigte arbeiten ließen. Wer in solchem Falle der Schuldige, ist oft kaum zu ermitteln, und die hierüber aufgestellten Theorien weichen nicht unwesentlich von einander ab.

Wir wollen wünschen, daß es den Bergtechnikern gelingen möge, Mittel und Wege zu finden, die eine blühende Industrie vor einer Zunahme der Schäden und Processe bewahrt. Eine im Jahre 1878 eingesetzte Kommission zur Regulirung der Bergschäden im Wege des schiedsgerichtlichen Verfahrens ist wenig in Anspruch genommen worden, durch wessen Schuld, wollen wir nicht untersuchen.

Die Caingangs-Indianer in der brasilianischen Provinz Paraná.

In der „Revista“ der Secção da Sociedade de Geographia de Lisboa, no Brazil (Tomo II, 1883) veröffentlicht Telemaco Morocines Borba einige interessante Notizen über die Caingangs-Indianer, welchen wir Folgendes entnehmen.

Unter den verschiedenen Eingeborenen, welche noch heute den westlichen und südlichen Theil der Provinz Paraná bewohnen, nehmen die Caingangs ohne Zweifel einen hervorragenden Platz ein; obwohl weniger wild wie die Botocuden haben sie sich noch bis heute nicht mit der Civilisation befreunden können, trotzdem manche Versuche zu diesem Zwecke angestellt worden sind. Lange Zeit hindurch haben sie dem Eindringen civilisirter Menschen in die von ihnen bewohnten Territorien ganz energischen Widerstand geleistet.

Sie führen den Namen Caingangs, für welchen man eine Erklärung nicht angeben kann; wenn man sie fragt, weshalb sie sich so nennen, antworten sie „Weshalb nennt ihr euch Portugiesen?“ (die Indianer dieser Provinz nennen alle civilisirten Menschen Portugiesen; sie allein sehen sich als wahre Brasilianer an), und wenn man ihnen erklärt, was Portugiese bedeutet, bleiben sie bei der Antwort, daß sie sich Caingangs nennen, weil dies eben ihr Name sei.

Für gewöhnlich sind sie unter dem Namen der Coroados, Tonsurirte, bekannt, weil sie ihr Haar so schneiden wie die katholischen Priester.

Die Caingangs behaupten, daß ihre Vorfahren die jetzigen Gebiete von Castro und Guarapuava bewohnten, von wo aus sie die Bewohner des Inneren und die auf der Straße von Rio Grande do Sul Durchziehenden angriffen. Sie wollten sich der Bevölkerung von Guarapuava widersetzen, griffen diese anfänglich an, wurden jedoch zurückgeworfen und verloren, nachdem die Bevölkerung größer geworden, in einem großen Kampfe viele Menschen; nach diesem Verluste gingen sie wieder zu ihrem alten Systeme über, indem sie verrätherischer Weise die unvorbereiteten Bewohner von Palmas und Guarapuava überfielen; trotzdem erlitten sie häufig große Verluste und die Repressalien der Einwohner in Verbindung mit den Kaziken Condã und Very, waren ihnen immer verhängnißvoll. 1856 und 1857 griffen die Leute des letzteren sie in ihren Ansiedelungen am Flusse Piquiry an, tödteten ihnen viele Krieger, nahmen andere gefangen und verbrannten ihre Ranchos.

Durch diese und andere Verluste entmuthigt, suchte ein großer Theil von ihnen die Freundschaft der Brasilianer zu gewinnen und stellte sich 1858 in der Militärkolonie Jathahy, in welcher damals der verabschiedete Major Thomas José Muniz Direktor war; dieser behandelte sie gut und ging auf ihre Friedenswünsche ein.

Die Regierung suchte sie in S. Jeronymo und S. Pedro Alcantará anzusiedeln; in S. Jeronymo leben noch heute viele von ihnen, friedlich und fleißig, Dank den Bemühungen des Paters Luiz de Cemitile; die von S. Pedro Alcantará sind, nachdem sie sich mit den verschiedenen Missionen erzürnt hatten, von dort weggezogen und leben jetzt friedlich in den Thälern des Tibagy und Ivahy. Diejenigen, welche noch jetzt nicht unterworfen sind, wenngleich sie keine Ueberfälle mehr ausüben, leben nomadisirend in den Wäldern des Piquiry, des unterem Ivahy und Iguassú.

Als Borba 1876 den Piquiry besuchte, hatte er Gelegenheit, sie in ihren Ansiedelungen näher kennen zu lernen. Er konnte bei dieser Gelegenheit erreichen, daß 25 von ihnen nach Jathahy kamen, wo er sie mit einigen Messern, Sensen und Aexten beschenkte, worauf sie zufrieden in ihre Ranchos zurückkehrten. Diese Indianer sind von kleiner Statur, groben Gesichtszügen, wohl proportionirt, doch häßlich, gut genährt, die Weiber mit großen Brüsten; der Kopf ist groß, die Stirn kurz, die Augen klein und schräg, die Oberbacken sehr hervorstehend; kleine Ohren, kleine, ein wenig stumpfe Nase, großer Mund, dicke Lippen, große, gut geformte Zähne,

kurzer Nacken, kleine Hände und Füße und dünne Finger. Männer wie Weiber reißen sich alle Haare am Körper aus, inbegriffen Augenbrauen und Wimpern; sie tragen das Kopfhaar tonsurirt wie die Mönche, mit einer großen kahlen Stelle im Mittelpunkte. Die Weiber sind bedeckt mit einem Schamgürtel, den sie aus einem selbstgefertigten Gewebe aus Fasern einer großen Nesselart herstellen. Die Männer gehen nackend, fast alle haben jedoch eine Art großer Decken, welche sie curú-cuchá nennen, ebenfalls aus Nesselfasern hergestellt; mit diesen tanzen sie bei ihren Festen und bedecken sich in kalten Nächten damit.

Die Caingangs leben in Banden von 50 bis 100 und mehr Individuen unter der Leitung eines Kaziken, dessen Macht jedoch fast Null ist. Nur durch Ueberredung und Sanftmuth, vor Allem durch Geschenke, kann der Kazike sich einigen Einfluß auf seine Genossen verschaffen; in dem Augenblicke aber, wo er sich dieser Mittel der Herrschaft nicht mehr bedient, steht er vereinsamt da und wird von Allen verlassen, selbst seine Kinder und Verwandten gehen von ihm fort und suchen sich einen freigebigeren und weniger despotischen Chef.

Während Kaziken meist diejenigen sind, welche am meisten arbeiten, sind sie doch zugleich die, welche am wenigsten besitzen, denn es ist Gebrauch unter diesen Leuten, daß sie niemals etwas verweigern dürfen, was man von ihnen fordert, und eine der größten Beleidigungen, welche man ihnen zufügen kann, ist es, wenn man sie knauserig nennt.

Es ist ein Volk von großem Unabhängigkeitsgefühl und sehr hochmüthig; sie gehorchen Niemandem; nur vermittels Geschenke und guter Worte kann man erreichen, daß sie irgend einen Dienst leisten. Ihre religiösen Begriffe sind sehr geringe; sie erkennen nur ein gutes Wesen an, welches sie Tupem nennen; dieses bringt sie in ein anderes Leben, in ein Land des Ueberflusses, mit reicher Jagd, wo sie leben ohne arbeiten zu müssen, nur große Antas (Tapir) jagend, welche sich ihren Pfeilen stellen, ohne daß sie nöthig haben, sie durch die Wälder zu verfolgen. Einige von ihnen, die schlaue Betrüger sind, geben vor, durch Träume mit Tupem in Verbindung zu stehen, welcher ihnen auf diese Weise gutes oder schlechtes Wetter vorhersagt, ihnen Gelegenheit zu glücklichen Jagden zeigt u. s. w. Dies sind meist alte Kaziken, welche sich dieses Mittels bedienen, um nicht von ihren Genossen verlassen zu werden.

Die Caingangs haben ein sehr feines Gesicht, Geruch und Gehör. Sie sehen in sehr großen Entfernungen und nichts ist ihnen leichter, als im Dickicht der Spur des Wildes, des Feindes oder ihrer Freunde zu folgen. Durch den Geruch erkennen sie die Annäherung einer Cobra oder anderer schädlicher Thiere; auf das Genaueste hören und unterscheiden sie das leise und schleichende Auftreten des Tigers.

Wie die anderen Indianer haben die Caingangs keine feste Wohnungen; sie verändern ihren Wohnsitz fast alljährlich, je nachdem ihnen die Existenzmittel ausgehen. Wenn sie ein an Wild und Honig reiches Gebiet finden, bauen sie sich 25 bis 30 m große Ranchos aus Palmblättern ohne irgend welche Abtheilungen; an zwei Enden werden kleine Oeffnungen gelassen, durch welche ein Mensch gebückt eben eintreten kann. Im Inneren zündet jede Familie ihr eigenes Feuer an. Männer, Weiber und Kinder schlafen durch einander auf, auf die Erde gestreuter Baumrinde, die Füße dem Feuer zukehrend. Sie reinigen ihre Wohnungen niemals; wenn sie schmutzig sind und voller Flöhe, so verbrennen sie dieselben und bauen sich neue.

Sie besitzen sehr wenige Geräthschaften; diese beschränken sich auf einen Kochtopf (cócran), ein Steinbeil (bêng), einen kleinen Reismörser (creio), dessen Stößel aus Stein gefertigt ist (crá), ein Sieb, einen Korb (quênho), einige durchschnittene Kürbisse, die als Teller dienen (rumiá), und kleine Splitter Feuerstein (toi), welche als schneidende Instrumente Verwendung finden. Diejenigen, welche in der Nähe der brasilianischen Dörfer wohnen, haben schon einige Geräthschaften der Weißen im Gebrauche.

Ihre Waffen bestehen aus dem Bogen (ui), Pfeilen (dou) und einer Lanze (uruq'ar'u), alles sehr gut aus sehr hartem Holze gearbeitet. Die Spitzen der Pfeile sind aus Affenknochen gemacht, manchmal sogar von Eisen. Wenn sie irgend einen verrätherischen Ueberfall unternehmen, so bedienen sie sich sehr starker Holzkeulen, welche sie bei den Erschlagenen liegen lassen. Die in S. Pedro de Alcantará Lebenden gebrauchen schon Feuerwaffen, welche ihnen der Missionsdirektor verkauft; sie sind ausgezeichnete Schützen und sowohl mit dem Pfeile wie mit der Flinte verfehlen sie selten ihr Ziel.

Zur Jagd vereinigen sich 10 bis 20 Männer und folgen, begleitet von einer großen Anzahl magerer Hunde, der Spur des Wildes, bis sie in die Nähe desselben gelangen; wenn sie es zu Gesicht bekommen und es flieht, so lassen sie die Hunde los und begleiten die Jagd mit großem Geschrei, bis sie das Wild erreicht und getödtet haben. Wenn es ein großes Wild ist, z. B. ein Anta (Tapir), so nehmen sie die Eingeweide aus, geben diese und das Blut den Hunden und legen das ausgeweidete Wild bis zum nächsten Tage in Wasser, dann bringen sie es in ihre Wohnung und braten es auf folgende Weise: Sie graben, der Größe des Wildes entsprechend, ein Loch in die Erde, füllen dies mit viel Holz und zünden es an; auf die glühenden Kohlen legen sie Steine und füllen darauf wieder viel Holz; wenn dieses gut in Gluth ist, hüllen sie das Thier mit der Haut in Palmblätter, decken das Ganze noch mit einer guten Menge Palmblätter zu, legen es auf die Kohlen und bedecken die Grube mit Erde. Am nächsten Tage graben sie das Fleisch aus, was dann herrlich gebraten ist und keinerlei Gewürzes bedarf, um als sehr schmackhafter Bissen verzehrt zu werden. Kleines Wild wird sogleich verspeist, nachdem es auf Kohlen oder an kleinen Bratspießen gebraten ist; bisweilen kochen sie es auch, nachdem es vorher etwas angeräuchert ist. Vögel fangen sie in Hütten oder mit Leimruthen. Sie nähren sich auch von Fischen, welche sie in parys fangen; es sind dies von einer Seite des Flusses zur anderen reichende Rohrgeflechte, in welche sie einen großen Korb aus Rohrgeflecht versenken, welchen sie mit zu diesem Zwecke gepflanzten Früchten, Bohnen, Hirse, Kürbis und Honig, füllen.

Im Essen sind sie sehr gefräßig; sie essen immer, wenn sie nur können, wenn sie jedoch nicht viel haben, sind sie auch mit Wenigem zufrieden und nehmen dann oft nur einen Mund voll. Sie setzen sich zum Essen alle zusammen in hockender Stellung nieder und essen mit den Fingern oder mit einem Stückchen Holz oder Rohr. Nach der Mahlzeit reinigen sie sich die Hände im Haare und gehen bald darauf zum Flusse, um sich den ganzen Körper zu waschen.

Da in den von ihnen bewohnten Gegenden das Wild sehr reichlich ist, essen sie nur das Fleisch derjenigen Thiere, welche ihrem Geschmacke am besten zusagen, wie vom Anta (oyôro), Affen (caiôre), Wildschweine (crong) und Gürtelthiere (okxa). Das Fleisch der Hirsche und vieler anderer Thiere lieben sie nicht. Sie genießen auch viele Waldkräuter, besonders eine große Nesselart und eine Art Alge oder Flechte mit sehr zarten Fäden, welche sich an den Steinen in den Flußeinbuchtungen findet.

Die Caingangs treiben Vielweiberei, meist jedoch nehmen sie nicht mehr wie vier bis sechs Weiber, und diese gewöhnlich aus derselben Familie. Die Männer heirathen nicht vor dem 18. bis 20. Jahre; wenn sie ein Kind oder junges Mädchen finden, was ihnen gefällt, so fordern sie es vom Vater und machen diesem ein kleines Geschenk. Wenn er auf den Wunsch eingeht, so schließt sich der Bräutigam der Familie der Braut an; ist die Braut schon ausgewachsen, so gehört sie ihm gleich ohne weitere Ceremonien; wenn die Braut jedoch noch Kind ist, muß der Bräutigam dem Schwiegervater alle nöthigen Dienste bei der Jagd, dem Ackerbau, Holzhauen u. s. w. thun, bis die Braut 10 bis 12 Jahre alt ist. Von da ab bleibt er entweder in der Familie des Schwiegervaters oder er nimmt sein Weib mit sich und sucht eine andere Familie, was jedoch selten geschieht. Es ist sehr selten, daß ein Mann seine Frau verläßt; die Weiber jedoch, wenn sie ausgewachsen sind, gehen öfter fort, um sich einen anderen Gefährten zu suchen. In diesem Falle verstecken sie sich sechs bis acht Tage im Dickicht; findet der Mann sie in den ersten Tagen und der Liebhaber ist nicht muthig, so empfängt er sicher eine gehörige Tracht Prügel und die Ungetreue geht in das von ihr verlassene Heim zurück; für sie hat es weiter keine Folgen, als daß der Mann noch zärtlicher gegen sie ist. Wenn die Weiber ihre Entbindung nahe fühlen, so gehen sie mit einer Freundin in den Wald; gleich nach der Entbindung gehen sie mit dem Neugeborenen ins Wasser und waschen sich und das Kind, dann gehen sie wieder in ihre Wohnung zurück, wo sie ihre gewohnte Arbeit wieder aufnehmen, als ob nichts passirt sei.

Die Männer behandeln ihre Frauen mit großer Sanftmuth; sie sind immer mit ihnen und den Kindern zusammen und besprechen ihre Geschäfte mit ihnen. Gegen die Kinder sind sie ausnehmend zärtlich, sie schelten oder strafen sie niemals. Resultat dieser unvernünftigen Liebe ist, daß die Kinder ihren Eltern wenig Achtung bezeigen; Borba hat selbst gesehen, daß sie ihre Väter mit Stöcken mißhandelten. Die Mütter tragen die kleinen Kinder immer auf dem Rücken, um den Kopf eine Schleife, um sie damit festzuhalten, und eingehüllt in die Decke (curú); sie nähren sie bis zum zweiten und vierten Jahre, meist bis sie ein anderes Kind haben.

Wird Jemand aus dem Stamme krank, so setzen sie ihn in die Nähe eines Feuers und reiben ihn mit dem Safte verschiedener Kräuter und Pflanzen ein; wird der Kranke schlimmer, so versammeln sich alle bei ihm, die Weiber beginnen zu weinen und die Männer sagen ihm, er solle noch nicht sterben, denn sie wollten ihn gut behandeln und ihm viele Geschenke machen. Wenn sie aber sehen, daß keine Hilfe mehr für ihn ist, versprechen sie ihm, ihn mit einer neuen Decke, schönem Bogen, Pfeilen und großen Muschelschnüren zu begraben und für seine Weiber und Kinder zu sorgen. Wenn er gestorben ist, wird er sogleich in liegender Stellung mit Decke, Bogen, Pfeilen und Axt in eine flache, mit Holz ausgefütterte Grube gelegt; seine Verwandten bereiten Wein und laden die Nachbaren ein, ihn zu begraben, was diese auch thun, indem sie in Körben Erde bringen und diese auf den Todten schütten, bis sich ein Grabhügel in Form einer Pyramide von 4 bis 6 m Höhe und 6 bis 8 m Basis gebildet hat.

Nach Beendigung dieses Liebesdienstes begeben sich Alle in die Wohnung des Verstorbenen, wo sie sitzend trinken und singen. Sobald sie anfangen animirt zu werden, erheben sie sich singend und tanzen nach dem Takte einer Art Cymbel (Xü) um ein großes Feuer herum. So fahren sie, bald sitzend, bald stehend, immer fort zu singen und zu trinken, bis der Wein zu Ende ist, dann gehen sie an den Fluß, sich zu waschen und schlafen darauf. Die Weiber, Kinder, Mütter und Geschwister beweinen den Todten noch viele Tage. Kinderleichen werden nicht unter pyramidenförmigen Grabhügeln beerdigt, sondern nur in ebener Erde eingescharrt. Die Musikinstrumente der Caingangs, wenn man sie als solche Gegenstände bezeichnen kann, welche kaum unharmonische und unbestimmte Töne von sich geben, sind: ein gebogenes Horn aus Holz oder Rohr (oaquerê), eine Flöte aus Rohr (coquô), eine Art Cymbel (Xü), Pfeifen aus Rohr und ein Instrument aus feinem Rohr mit einem durchlöcherten Kopfe am Ende, welches sie otorerô nennen.

Bei der Gastfreundschaft beobachten sie folgende Gebräuche. Wenn ein Fremder in eine Ansiedelung seines Stammes kommt, sucht er sich an dem Orte zu verstecken, wo die Bewohner gewöhnlich ihr Wasser holen, bis er irgend einen Verwandten oder Bekannten sieht; dann tritt er hervor und erzählt, wer er ist. Dies theilt nun der Betreffende den Anderen mit, welche sich auf den Empfang des Besuches einrichten. Der nächste Verwandte legt sich auf die Erde, bedeckt sein Gesicht mit der Decke (curú) und seine Frau bereitet ein Essen. Der Besuch tritt ein ohne ein Wort zu sagen und ohne Jemanden zu grüßen und legt sich neben den mit verdecktem Gesichte schon Liegenden. Die Frau stellt dann das fertige Essen vor die Beiden und sagt zu ihrem Manne, er möge mit seinem von fern hergekommenen Verwandten essen. Der Mann setzt sich und ladet den Anderen ein, mit ihm zu essen. Nach dem Essen erzählt der Besucher, woher er gekommen, was in seinem Hause geschehen und was er auf der Reise gesehen und erlebt hat. Wenn der Besucher den Tod irgend eines Verwandten zu berichten hat, ist dies für die Weiber Grund zu großen Wehklagen, und unter vielem Geschrei und mächtigen Thränenströmen suchen sie ihn zu trösten. Gewöhnlich werden bei diesen Besuchen ihre goio-fa-Feste (s. unten) aufgeführt.

Die Caingangs sind mit Allem, was sie in ihrer Wohnung haben, sehr freigebig; das erste, was sie thun, wenn Jemand zu ihnen kommt, ist, daß sie fragen, ob er Hunger habe; in Tagen des Ueberflusses fragen sie nicht einmal, sondern setzen, ohne etwas zu sagen, ihm Essen vor. Niemandem verweigern sie das Essen und selbst, wenn sie nur ganz wenig haben, theilen sie das Wenige mit dem Hungrigen.

Die Caingangs verstehen zwei Arten gegohrener Getränke herzustellen, deren Hauptbestandtheil die Hirse (nhára) ist; das nur aus Hirse und Wasser bereitete Getränk nennen sie goio-fa, wird demselben noch Bienenhonig zugefügt, so heißt es quequi. Zur Bereitung des goio-fa zerstampfen sie die Hirse, übergießen sie in großen hölzernen Gefäßen mit einer genügenden Quantität lauwarmen Wassers und lassen sie unter häufigem Umrühren mehrere Tage in der Nähe des Feuers stehen; nach beendigter Gährung ist das Getränk fertig. Nun werden die immer gern erscheinenden Nachbaren eingeladen, dann trinken, tanzen und singen sie Tag und Nacht, bis sie betrunken sind und der Wein zu Ende ist. Das goio-fa ist säuerlich, bitter und für einen civilisirten Gaumen von schlechtem Geschmacke; das quequi, welches, wie oben gesagt, mit Bienenhonig gemischtes goio-fa ist, schmeckt besser, berauscht jedoch leichter.

Wenn die Caingangs ihre Trinkgelage halten, essen sie nichts, erbrechen sich häufig und trinken dann weiter, bis sie umfallen. Wenn einer der Theilnehmer am Gelage in der Trunkenheit anfängt zu schreien und die übrigen zu be-

lästigen, so wird er von den Weibern fortgebracht und an Händen und Füßen festgebunden, bis er ruhig ist.

Aus der Hirse fabriciren sie noch ein anderes Getränk, eine Art dünnen Breis, welchen sie goio-cupri, weißes Wasser, nennen. Um dieses herzustellen, unterwerfen sie die Hirse einer leichten Röstung, indem sie dieselbe mit glühenden Kohlen vermischt in Körbe legen und diese in der Luft schwenken; hierauf wird die Hirse zerstampft und in große Thongefäße (cocrèn) gethan, diese werden in die Nähe des Feuers gestellt und mit Wasser gefüllt; am nächsten Tage schöpfen einige alte Weiber die Hirse heraus, zerkauen sie langsam und speien das Gekaute wieder in die Thongefäße. Nach 24 Stunden ist das Getränk fertig, welches nach Aussage der Caingangs sehr schmackhaft und kräftig ist.

Zur Herstellung von Feldern suchen sie nicht zu dicht bewachsene Stellen aus, schlagen die jungen Bäume nieder und zünden sie dann an. Die Feldarbeit wird von den Weibern besorgt; dieselben bedienen sich hölzerner Grabscheite, womit sie kleine Höhlungen machen, in welche der mit Speichel angefeuchtete Samen gelegt wird. Von den Nahrungsmitteln pflegen sie keine Vorräthe anzulegen; wenn sie etwas nöthig haben, holen sie es vom Felde. Von der frischen wie trockenen Hirse machen sie große Kuchen, welche, in die Blätter des Cacti gehüllt, in der Asche gebacken werden, sehr schmackhaft sind und sich lange halten; es ist dies auf Reisen meist ihr Nahrungsmittel.

Wenn die Caingangs reisen, haben sie keine Eile; für sie ist Reisen und Jagen dasselbe. Wo sie auf der Reise Wildspuren entdecken, verfolgen sie das Wild, bis sie es erlegt und gegessen haben.

In der Arbeit sind sie sehr faul; im Ueberflusse arbeiten sie selten, nur in den frühen Morgenstunden, ehe die Sonne anfängt heiß zu scheinen; den Rest des Tages verwenden sie zum Schlafen, den Nachmittag zum Herumschlendern. Trotzdem sie eine an Flüssen reiche Gegend bewohnen, verstehen sie von der Schiffahrt nichts und können nicht einmal Canoes bauen. Sie baden sich sehr gern, sind aber selten Schwimmer.

Als Schmuck und Zierrath haben sie bei festlichen Gelegenheiten eine Art Hemd (craninim) ohne Aermel und ganz offen, welches ihnen bis auf die Schenkel reicht; schöne Kränze vielfarbiger Federn (arangrotára), ihre großen Decken (curú-cucha), große Schnüre von weißen Muscheln oder Affenzähnen. Einige bestreuen sich, wenn sie schwitzen, mit einer Menge kleiner Federn, welche im Gesichte und am Körper hängen bleiben; die meisten streichen sich den ganzen Körper schwarz an und halten sich dann für sehr schön und ansehnlich. Als körperliche Uebung haben sie ein Spiel, welches sie caingiro (Spiel oder Vergnügen der Stöcke) nennen; es ist dies eigentlich mehr ein wirklicher Kampf, obwohl die hierbei empfangenen Verwundungen keine Feindschaft veranlassen. Dazu richten sie einen großen freien Platz her und schneiden eine Menge kurzer, dicker Stöcke, welche sie an zwei Endpunkten des Platzes niederlegen; dann fordern sie die Bewohner einer anderen Ansiedelung zu diesem Vergnügen auf; diese nehmen die Einladung immer an, schneiden sich gleichfalls eine Menge Stöcke und nähern sich, dieselben tragend, vorsichtig dem zum Spiele bezeichneten Platze; sobald sie ankommen, stellen sich die Anderen zum Kampfe; sie werfen sich nun gegenseitig unter großem Geschrei mit den Stöcken, bis eine der Gruppen unter großem Hohngeschrei der Gegner den Platz verläßt. Die Weiber, bedeckt mit einer Art Schild aus Baumrinde, sammeln die geworfenen Stöcke auf und legen sie an die Seite ihrer Kämpfer; wenn einer der Männer schwerer verwundet wird, bringen sie ihn fort und suchen ihn zu heilen. Bei diesen Gelegenheiten giebt es immer schwere Wunden, ausgelaufene Augen, zerschlagene Finger u. s. w. Nichts jedoch stört die Freundschaft unter den beiden Parteien; die, welche unter den ungünstigsten Umständen kämpften und am meisten mißhandelt wurden, werden als die Muthigsten und Lobenswerthesten angesehen (turumanim). Dieser Kampf wird auch bisweilen Nachts ausgeführt und heißt dann pingiro; hierbei werden die Stöcke an einem Ende angezündet und zu den sonstigen Wunden kommen noch Brandwunden hinzu. Alle ihre Spiele sind plump und grob.

Die Caingangs sind mittheilsam, vergnügt, neugierig, lieben sehr, ihnen unbekannte Dinge kennen zu lernen, erlernen mit Leichtigkeit das, was man ihnen zeigt, jedoch sind sie in geistigen Beschäftigungen wenig ausdauernd; sie halten selten, was sie versprechen und schämen sich durchaus nicht ihres Wortbruches. Um sie zum Gehorsam und zur Achtung zu bringen, ist es nöthig, daß man ihnen einen Beweis körperlicher Ueberlegenheit giebt; dann sind sie ebenso unterwürfig und lenksam, als sie vorher unverschämt und hochmüthig waren. Es ist Gebrauch, daß die Verwandten für eine einem der Ihrigen zugefügte körperliche Mißhandlung Ersatz oder Bezahlung fordern; in diesem Falle giebt man ihnen entweder irgend ein kleines Geschenk oder zahlt ihnen in derselben Münze wie dem Verwandten, in beiden Fällen gehen sie ruhig und zufrieden fort und benutzen die erste sich ihnen bietende günstige Gelegenheit, sich zu rächen.

Ihre Sprache ist sehr guttural und der der Guarani in Nichts ähnlich. Sie sprechen das l und das starke r nicht aus; von den Worten, welche Borba von ihrer Sprache kennt, sind zwei aus der Guarani-Sprache (pira = Fisch, und piraju = Goldfisch) und ein drittes (kifé = Messer) ist dem kico im Guarani ähnlich. Das j wird wie das spanische Jota ausgesprochen. Es ist die Meinung fast aller Autoren, welche über die Sprachen der brasilianischen Wilden geschrieben haben, daß in ihnen einige Buchstaben gänzlich fehlen, so das starke r, l und z. Auch Borba war bis vor Kurzem dieser Meinung; nachdem er jedoch Gelegenheit gehabt hat, einige Wilde vom Stamme der Chavantes kennen zu lernen, welche in den Campos novos der Provinz S. Paulo leben, hat er sich überzeugt, daß dieses Fehlen der Buchstaben nicht so ausnahmslos ist; in der Chavanti-Sprache findet sich das r, l und z, welches letztere wie das englische th ausgesprochen wird.

Kürzere Mittheilungen.

Eine Fahrt durch die Stromschnellen des Mekong [1]).

Der französische Schiffslieutenant Réveillère, welchem es früher geglückt ist, die Stromschnellen des Mekong mit dem Torpedoboote Nr. 44 zu passiren, hat neuerdings die gleiche gefährliche Fahrt mit zwei Dampfbarkassen zurückgelegt. Dem von ihm verfaßten, im „Journal officiel de Saigon" vom 2. August erschienenen Bericht über seine Fahrt entnehmen wir Folgendes: Wir verließen mit den beiden Dampfbarkassen „Préa-Patang" und „Etincelle", welche das Kanonenboot „Bouclier" schleppten, am 15. Juli Krattieh. Der „Bouclier" mußte in Samboc zurückbleiben und wir fuhren nach Sambor weiter, um dort einen eingeborenen Lootsen an Bord zu nehmen, welcher daran gewöhnt war, die Flüsse mit Fahrzeugen der Eingeborenen zu befahren; er wurde an Bord der von Réveillère befehligten „Préa-Patang" genommen. Da das Wasser nicht hoch genug war, um dem steilen Ufer zu folgen, mußte man den Weg durch die große Schnelle von Sambor nehmen, wo der Strom so stark war, daß man mit voller Kraft fahren mußte. Dies war sehr gefährlich, da sich Baumzweige in die Schraube verwickelten und man nur mit Mühe frei kommen konnte; noch in Sambor mußte man Reste von Zweigen und Aesten entfernen.

Der Lootse war, wie man sich überzeugen konnte, vollkommen sicher und es wurde mit ihm die weitere Reise besprochen, die aber an demselben Tage nur bis Ca-Prien fortgesetzt wurde, wo man in der Nacht während eines heftigen Sturmes vor Anker ging.

Dort fangen die eigentlichen Schwierigkeiten an, die Felsen werden zahlreicher, die Strömung heftiger, namentlich aber, und dies ist das Gefährlichste, nimmt die Zahl der Bäume, welche aus dem Flusse auftauchen, in sehr bedenklicher Weise zu. Durch den hohen Wasserstand dem Auge zum Theil entzogen, bilden sie Hindernisse, welche von den Eingeborenen kaum weniger als Felsenklippen gefürchtet werden.

Bei Tagesanbruch wurde die Reise fortgesetzt. Die Fahrt durch die Wirbel von Prasco war nicht besonders beschwerlich. Gegen 9 Uhr wurde dieses Dorf erreicht, dessen Häuptling bei der Fahrt des Torpedo Nr. 44 Réveillère als Führer gedient hatte; von letzterem hatte er einen Mantel als Belohnung empfangen, seine Landsleute aber hatten ihn bis auf das Blut gegeißelt, weil er das Land den Franzosen eröffnet hatte; er konnte sich noch glücklich schätzen, daß ihm nicht der Kopf abgeschnitten worden war.

Den Weg, den Nr. 44 genommen, hielt er für unmöglich; man entschloß sich also, der von Fesigny im vorigen Jahre eingeschlagenen Richtung zu folgen. Die Maschine wurde sorgfältig nachgesehen und der Mannschaft eine Stunde Ruhe gegönnt. Mit gutem Dampfdrucke befand man sich bald der ersten Schnelle gegenüber; zur Rechten hatte man starke Wirbel, die ganz von weißem Schaume bedeckt waren, links eine scharfe Felsspitze, die sich eben aus dem Wasser erhob. Einen Augenblick schien die „Préa-Patang" still zu stehen, der Macht des Stromes zu weichen; da erscholl das Kommando: „Oeffnet die Klappe ganz und schürt das Feuer." Die Barkasse überwand den Widerstand, sie kam langsam vorwärts, richtete sich auf — und die erste Schnelle war überwunden. Auch die „Etincelle" folgte. Der Zustand war nun eigentlich noch gefährlicher geworden; wäre es nicht geglückt, dies erste Hinderniß zu überwinden, so wäre allerdings der Eigenliebe des Kommandanten ein empfindlicher Schlag versetzt worden, jetzt aber hatte man zwei weitere Hindernisse vor sich und keinen Platz zum Wenden, so daß man, im Falle es nicht glückte, die zwei weiteren Schnellen zu überwinden, genöthigt gewesen wäre, mit dem Hintertheile voraus zurückzukehren, ein Verfahren, dessen Gefahr auf der Hand liegt. Auch das zweite Hinderniß wurde jedoch mit erhöhtem Dampfdrucke glücklich überwunden, ebenso das dritte gleich darauf folgende.

Man kam nun in furchtbare Strudel, in denen die arme Barkasse nach rechts und links geschleudert wurde, sie rollte wie in einem wüthend erregten Meere; endlich war auch dies überstanden. Es ist unerklärlich, wie die Bäume, welche die Fahrt so gefährlich machen, in einem derartigen Strudel Wurzel fassen und fortbestehen können, Bäume, von denen einzelne 4 Fuß im Durchmesser haben. Trotzdem sie beinahe blätterlos sind, sehen sie gesund aus; man sieht, daß das während der Ueberschwemmung unterdrückte Wachsthum ihres Blätterschmuckes nur ein langsames sein kann.

Da mit einem Male hielt die Barkasse plötzlich in ihrem Laufe inne, wie wenn sie auf eine Sandbank aufgelaufen wäre. Obwohl nun allerdings hier Raum zum Wenden vorhanden und die Lage also nicht so gefährlich war, wäre es doch schrecklich gewesen, hier umkehren zu müssen. Wieder wurde mit voller Kraft angedampft und wieder überwand das Schiff den Strom; da brachte der Maschinist die Schreckensbotschaft, daß das Wasser im Kessel in gefahrdrohender Weise abnehme; da es unmöglich war, hier mitten in einem Strome von fünf bis sechs Knoten und auf felsigem Boden vor Anker zu gehen, so mußte selbst auf die Gefahr einer Explosion hin die Fahrt fortgesetzt werden; es glückte im letzten Augenblicke noch, am Lande einen Ankerplatz zu finden. Als man die Feuer löschte, war auch das Wasser aus dem Kessel verschwunden. Der entstandene Schaden war bald wieder ausgebessert, vier Stunden später konnte man die Fahrt fortsetzen.

Da lag nun der Mekong, breit und ruhig; in der Ferne über Bananenpflanzungen flatterte die Tricolore (des Posten zu Siembac). Am 17. früh um 7 Uhr verließ die „Préa-Patang" den genannten Grenzposten. Jenseits lag das Gebiet der Laos, welches unter siamesischer Herrschaft steht, von rechtswegen aber zu Kambadscha gehört. Um 10 Uhr kam das Schiff nach Stung-Treng. Die Autoritäten, durch den Dolmetscher von der Ankunft unterrichtet, empfingen die Gäste freundlich. Der siamesische General, welcher die Streitkräfte der Provinz befehligte, kam mit dem Civil-Gouverneur, um die französischen Officiere zu begrüßen; seine Truppen, etwa 40 Mann, nur mit dem Sampot bekleidet, mit verrosteten Gewehren, denen Bajonnet und Hahn fehlte, waren in zwei Reihen aufgestellt; der General selbst hatte den Fremden zu Liebe Schuhe und Strümpfe angelegt, die ihm recht unbequem zu sein schienen; ein Ordensstern glänzte auf seinem alten Dolman und er trug die dem Franzosen so verhaßte Pickelhaube. Der General führte den französischen Officier an der Hand, wahrscheinlich weil er selbst es nicht wagte, vorauszugehen, andererseits wohl aber auch dem Franzosen den Vorrang nicht lassen wollte. Die prächtigen halbnackten Körper seiner Mannschaft versöhnten mit den Mängeln ihrer Ausrüstung.

Des niederen Wasserstandes wegen war es unmöglich, Ato-Peu zu erreichen. Nur den Wasserfällen Khong konnte noch ein Besuch abgestattet werden; ein Lootse, der das Fahrwasser dorthin gut kannte, wurde an Bord genommen und gegen Mittag die Fahrt durch ein Gewirre von Inseln

[1]) Vergl. oben S. 96.

und Inselchen angetreten. Bald kam man in einen engen Kanal mit dem Festlande zur Rechten, dem ausgedehnten, vom Wasser überströmten Walde zur Linken; nach einer scharfen Wendung versperrte ein mitten im Fahrwasser liegender Fels dasselbe beinahe gänzlich; nur eine schmale Durchfahrt von etwa 50 m Breite blieb übrig. Trotzdem dieselbe einen schrecklichen Anblick bot, glückte es doch, sie mit voller Kraft, aber ohne besondere Anstrengung zu passiren. Dies ist die Stromschnelle von Kohndinh. Nachdem die Fahrt noch einige Zeit lang in einem schmalen Kanale fortgesetzt war, kam man an eine große und schöne Erweiterung desselben, wo er ziemlich ruhig dahin fließt. Alle Schwierigkeiten schienen überwunden, als die „Etincelle" plötzlich auffuhr. Da sie einigen Schaden erlitten, mußte man an den Rückweg denken, was um so trauriger war, als man sich in der Entfernung von nur noch drei Stunden von den Katarakten von Khong befand.

Die Fahrt durch die Wirbel war aufregend, die „Préa-Patang" gerieth mit ihrem Hintertheile in einen Trichter von etwa 12 m Durchmesser, der wenigstens 1 m tief war; ein Augenblick der Spannung, ein starkes Rollen, dann war die Gefahr glücklich überwunden. Der Ansicht des Herrn Réveillère nach besteht eigentliche Gefahr nur bei der Bergfahrt, weil man bei derselben die verhältnißmäßig schwache Maschine über ihre Kräfte anstrengen muß und die Möglichkeit besteht, daß sie in dem entscheidenden Augenblicke ihre Dienste versagt.

Mit einer guten Maschine und der nöthigen Geschwindigkeit wird man mit Leichtigkeit den Weg zurücklegen, den die bescheidenen Dampfbarkassen gemacht haben; doch sollte man so schwache Fahrzeuge keiner solchen Gefahr wieder aussetzen.

Fastnacht-Gebräuche der Aymara-Indianer.

Ch. N. Auf dem Theile der Andinischen Hochebene, welche sich in Bolivien zwischen dem Titicaca- und dem Poopo-See ausbreitet, feiert die indianische (Aymara-) Bevölkerung die Fastnacht durch verschiedene Gebräuche, welchen sicherlich Reminiscenzen aus vorspanischer Zeit beigemengt sind.

Am Fastnachtssonntage begeben sich die Indianer, nachdem sie zuerst der Messe beigewohnt haben, auf den mitten im Dorfe liegenden Marktplatz, um Branntwein, Früchte und Blumen einzukaufen, die sie am folgenden Tage aufs Feld mitnehmen. Früchte und Blumen kommen aus den benachbarten warmen Thälern, da sie die rauhe Hochebene nicht zum Reifen und Blühen bringt. Am Montag ist die Ortschaft menschenleer, denn Groß und Klein befindet sich auf den Feldern; dort graben die Indianer zwischen zwei Furchen eine Vertiefung, in deren Umkreise weiße mit bunten Federn geschmückte Fahnen aufgesteckt werden. Der Boden der Vertiefung ist mit einer wollenen Decke ausgelegt, auf der man einen tüchtigen Haufen Coca — eine für alle diese Handlungen wesentliche Opfergabe —, Flaschen, silberne oder hölzerne Trinkgefäße und Thierfelle erblickt. Nachdem einige Cocablätter in die Furchen eingescharrt sind und die sie deckende Erde mit Branntwein benetzt ist, fangen die Indianer an, zahlreiche Becher auf die Gesundheit der Feldarbeiter, auf die zu erhoffende günstige Witterung und auf die Erhaltung und Vermehrung der kommenden Saaten zu leeren; der hauptsächliche Zweck der Libationen ist aber, das Eintreten der so schädlichen Nachtfröste zu beschwören. Bei Sonnenuntergang vereinigen sich die Bewohner der gleichen Gemarkung, die Männer mit um die Hüften geschlungenem Poncho, die Weiber mit den in phantastischer Weise übergeworfenen Decken, die Hüte mit Blumen bekränzt; in der einen Hand den Cocabeutel, in der anderen Hand die Flasche, ziehen sie unter dem Vortritt des eine mächtige Fahne schwingenden Fahnenträgers in zwei langen Reihen daher und führen beim Ton ihrer Rohrpfeifen und Trommeln lärmende Tänze auf. In vielen Wendungen, die man etwa unserem Cotillon vergleichen kann, bewegt sich der Zug dem Dorfe zu, wo sie tanzend und lärmend die Nacht verbringen.

Am Dienstag früh beschäftigen sich die Indianer mit ihren Schafheerden; die dabei beobachtete Ceremonie besteht darin, daß sie das schönste Lamm heraussuchen, ihm die Hörner, den Schwanz und den Rücken mit Bändern schmücken und es zwingen, einige Cocablätter zusammen mit einem Stückchen der scharfen Aschenpaste (lejia oder llipta), durch welche die Indianer den Cocagenuß erhöhen, zu kauen. Sie schütten ihm ferner etwas Branntwein ein; alles dies in der Meinung, eine zahlreiche Nachzucht dadurch hervorzurufen. — Am Nachmittage versammelt sich die Bevölkerung auf dem Marktplatze. Unausgesetzt ertönen die monotonen Melodien der von den Panderetas (eine Art von Castagnetten) begleiteten Rohrpfeifen.

Die Männer halten in der rechten Hand ihre Schleudern, in der linken Hand ein Tuch voller Lujmas. Beiläufig gesagt, führt diese ungemein schmackhafte Tropenfrucht auch den Namen Membrillo, d. h. „Quitte", mit welcher sie indessen nichts gemein hat. Die Lujma kann nur roh verzehrt werden; das etwas mehlige Fleisch umschließt einen Kern, der mit einer kleinen Roßkastanie täuschende Aehnlichkeit hat. Die Indianer fordern sich in der Reihenfolge zu zwei und zwei heraus, um sich mit Lujmas zu beschießen; hierfür stellen sie sich in einer Entfernung von etwa 7 m einander gegenüber auf; der Herausforderer bedeckt sich das Gesicht mit seinem Hute und dreht dem Schleuderer den Rücken zu; letzterer sendet ihm nun das Geschoß mit aller Wucht in den Nacken, wo es in Stücke zerschellen muß; trifft er ihn, so darf er ein Gläschen Branntwein leeren, fehlt er, so geht er leer aus. Sofort ist nun an dem anderen, d. h. an dem Geforderten die Reihe, und dauert das Spiel so lange, bis alle Lujmas aufgebraucht sind. Die liebe Jugend springt zwischen den Schleuderern durch, um die Ueberbleibsel der zerschmetterten Früchte aufzulesen; die Tanzenden sind unermüdlich und mit der zunehmenden Trunkenheit erreicht das lärmende Gewühl den Höhepunkt, wo jedes Pastorale zur widerlichen Orgie wird.

Am Aschermittwoch geht die Vertheilung der im nächsten Umkreise der Ortschaften gelegenen Ländereien vor sich. Der Contorno, wie er genannt wird, ist der Raum, der die Ortschaft auf eine Stunde im Umkreise umgiebt. Die umsichtige, wohlüberlegte und gewissenhafte Vertheilung dieser Ländereien zwischen allen Einwohnern und Insassen geht unter der Aufsicht des Corregidors, des Munizipalagenten und anderer Magistrate vor sich. Streitigkeiten, die bei dieser Gelegenheit selten vorkommen, werden von den Autoritäten bald beigelegt. Der Besitz und die Nutznießung dauern dergestalt nur eine kurze Zeit, nach deren Verlauf die Ländereien an die Gemeinde zurückfallen, um wieder neu zur Vertheilung zu gelangen. Wohl haben neuere Gesetze die Besitzverhältnisse auf den dem Staate gehörigen Ländereien, welche die indianischen Gemeinden vom Staate so zu sagen zu Lehen besaßen, einer nicht besonders glücklich durchgeführten Reform unterzogen, allein gewisse Einrichtungen, wie die vorstehende, sind bei dem konservativen Wesen der Indianer nicht so leicht auszurotten.

Aus allen Erdtheilen.

Europa.

— Der *„Allgemeine deutsche Kongreß zur Förderung überseeischer Interessen“* beschloß in seiner Schlußsitzung am 16. September in Berlin im Wesentlichen Folgendes: Schaffung einer Vertretung der deutschen Kolonialinteressen durch die Bildung eines Kollegiums von 25 Personen, welches die Schaffung eines Allgemeinen deutschen Verbandes zur Förderung überseeischer Interessen herbeiführen und die Vorbereitung zu einem in Berlin innerhalb der nächsten drei Jahre abzuhaltenden dritten Kongreß in Angriff nehmen soll. Der Kongreß beschließt, den Allgemeinen deutschen Kongreß zur Förderung überseeischer Interessen zu einer dauernden Institution zu erheben.

Der Kongreß erklärt sich für Schaffung direkter Dampferverbindungen mit Deutschland und die Einrichtung deutscher Bankinstitute für unsere kolonialen Unternehmungen.

Die auf die Erforschung der Naturprodukte in den deutschen Schutzgebieten, sowie der Sprachen und Sitten der Eingeborenen gerichtete deutsche Wissenschaft ist aus öffentlichen Mitteln zu unterstützen und sind die zur Erforschung Afrikas vom Reichstage bewilligten Mittel zur Erforschung der deutschen Kolonien und benachbarten Gebiete zu verwenden.

Der Kongreß beschließt eine Petition an den Deutschen Reichstag um Bewilligung der zur Schaffung der subventionirten afrikanischen Dampferlinien erforderlichen Geldmittel. Der Kongreß ersucht die Reichsregierung, zur Förderung des Studiums der afrikanischen Sprachen in Deutschland baldmöglichst geeignete Schritte zu thun.

Die deutsche Auswanderung soll nach Südamerika etwa südlich vom 25° südl. Br. gelenkt und das preußische Ministerialreskript vom 3. November 1859, welches dieser Auswanderung im Wege steht, soll beseitigt werden. Auch Südafrika wird namentlich in den Burengebieten für Auswanderung empfohlen.

Hilfeleistung durch Privatassociationen unter Staatsüberwachung für Auswanderungslustige in der Heimath und auf der Seereise. Ortskundige Fürsorge für neu einziehende Landsleute in überseeischen Gebieten.

Es ist eine nothwendige Aufgabe der deutschen Mission, ihre Arbeit den neuerworbenen deutschen überseeischen Gebieten zuzuwenden.

— In einer unter dem Titel *„Orometrie des Harzgebirges“* (Halle 1886, Tausch und Grosse) erschienenen Abhandlung unternimmt Dr. *Karl Leicher* die Ermittelung der orometrischen Verhältnisse des Harzgebirges. Er benutzt hierzu die im Maßstabe 1 : 100000 von der königl. preuß. geolog. Landesanstalt publicirte Höhenschichtenkarte und wendet zur Berechnung des Volumens nicht die Methoden von Sonklar und Leipoldt an, von denen die erste sich nur für Kammgebirge eignet, die zweite aber ihre vielfachen Mängel hat, sondern eine neue Methode, darauf basirend, daß der Verfasser unter Höhenstufe den Theil des Gebirges versteht, welcher zwischen den durch zwei auf einander folgende Isohypsen bestimmten ebenen Flächen liegt, daß er ferner diese Höhenstufe als abgestumpften Kegel im weitesten Sinne ansieht und hierauf, nachdem er durch das Planimeter das Areal der zugehörigen Isohypsen bestimmt hat, die bekannte Formel aus der Elementargeometrie für das Volumen eines abgestumpften Kegels anwendet. Zunächst ist es ihm darum zu thun, den *Harzrand* festzustellen. Hierzu bedient er sich hauptsächlich der geologischen Zusammensetzung des Gebirges und findet als mittlere absolute Höhe des Gebirgsfußes 261,63 m. Interessant ist bei der volumetrischen Berechnung des Harzes der Vergleich, den der Verfasser anstellt zwischen den Resultaten seiner Methode und den durch Legen von senkrechten Querschnitten erhaltenen. Er wendet beide Methoden auf den Theil des Harzes an, welcher, um den Brocken liegend, bis 2000 Pariser Fuß (649,68 m) herabreicht. Nach seiner Methode findet er dann für die mittlere absolute Höhe dieses Gebirgstheiles 772,16 m und nach der zweiten Methode ergiebt sich bei Zuhilfenahme von 57 Querschnitten 772,248 m. Eine solche überraschende Uebereinstimmung der Resultate beider Methoden wird sich selbstverständlich nicht bei jeder Anwendung derselben ergeben, sondern nur für solche Gebirge, für welche sorgfältig gearbeitete Höhenschichtenkarten mit Höhenstufen von geringer Mächtigkeit existiren. Das *Gesammtvolumen des Harzes* findet Dr. Leicher zu 1091,024 591 074 cbm, woraus bei einer Grundfläche von 2468,12 991 qkm sich als mittlere absolute Höhe des Harzgebirges der Werth von 442,045 m ergiebt. — Die sich dann anschließenden Gefällverhältnisse der Harzgewässer ergaben, daß den größten mittleren Fallwinkel die Ilse mit 3° 42′ 58,19″ besitzt. Hierauf folgen die übrigen Gewässer nach der Größe dieses Winkels geordnet, als: Holzemme, Radau, Ecker, Oker, Söse, Sieber, Wieda, Zorge, Thyra, Oder, Innerste, Bode, Selke und Wipper, welche einen mittleren Fallwinkel von nur 0° 22′ 42,8″ hat.

Eine Tabelle, in welcher die den einzelnen Höhenstufen zugehörigen oberen und unteren Grundflächen ihrem Areal nach, sowie ihr Höhenunterschied und das Volumen jeder Höhenstufe sich finden, gestattet, das Volumen des Harzes bi zu jeder Höhe herab zu verfolgen, sowie, falls sich Jemand der Mühe unterziehen wollte, die Rechnung zu kontrolliren, was bekanntlich bei den übrigen Methoden der volumetrischen Berechnung von Gebirgen so gut wie ganz ausgeschlossen ist.

— Von der unter *Alfred Kirchhoff's* Leitung erscheinenden *„Länderkunde der fünf Erdtheile“* liegen jetzt 12 prächtig mit Holzschnitten, Kärtchen und Phototypien geschmückte Lieferungen vor. Das von vorzüglichen Fachmännern bearbeitete Werk beabsichtigt bekanntlich nicht sowohl für den Geographen von Fach, als für den weiten Kreis der Gebildeten die Erde nach der Mannigfaltigkeit ihrer Ländergestalten umrißweise, doch streng wissenschaftlich zu schildern. Der Einleitung von Kirchhoff folgt eine Uebersicht über Mittel-Europa von Penck und dann eine hochinteressante Darstellung des Deutschen Reiches von demselben, welche den Hauptnachdruck auf die geologische Gestaltung, die Entstehungsgeschichte, Klima u. s. w. der geschilderten Gebiete legt. Die zahlreichen Kärtchen und Profile kommen dem Verständnisse sehr zu Hilfe.

— Die *Mohammedaner in Orenburg* haben ein sehr originelles Mittel ergriffen, um der Entwickelung der *Prostitution* unter ihren Glaubensgenossinnen zu steuern. Die mohammedanische Geistlichkeit, unterstützt von reichen Kaufleuten ihres Glaubens, hat sich mit Eifer der Sache angenommen. Nachdem die Erlaubniß des Ministeriums der inneren Angelegenheiten eingeholt worden war, wurde zur Ausführung geschritten. Durch die Polizei hatte man sich ein Verzeichniß der tatarischen, baschkirischen, kirgisischen und anderen mohammedanischen Mädchen verschafft, welche sich gewerbmäßig mit Prostitution befassen — es waren ihrer im Ganzen 200. An einem festgesetzten Tage nun versammelte sich auf dem Hofe der Hauptmoschee die mohammedanische Geistlichkeit und gleichzeitig wurden 20 Frauen mit verhülltem Antlitze unter Begleitung eines Polizeibeamten

herbeigeführt. Der Obergeistliche nahm das Verzeichniß und verlas erst die Namen der Anwesenden und dann den Beschluß der mohammedanischen Gesellschaft, welchen die Geistlichkeit und das Ministerium bestätigt hatten, Mittel zu ergreifen, die Laster unter der weiblichen Bevölkerung auszurotten, hielt eine längere Rede, in welcher er den Frauen ihr unordentliches und lasterhaftes Leben vorwarf und ihnen rieth, ein neues, und zwar ein Familienleben zu beginnen. Bei der Versammlung waren alte und junge, verehelichte und nicht verehelichte Tataren zugegen und ihnen wurde der Vorschlag gemacht, unter den Anwesenden sich eine Frau auszuwählen. An Liebhabern war kein Mangel: innerhalb einer halben Stunde hatten alle Bräute ihren Mann gefunden und es begann sofort die Trauung der einzelnen Paare. Ein reicher Kaufmann, Achmed Galiewitsch, schenkte jedem neuvermählten Paare 30 Rubel (60 Mark). Am anderen Tage wurden abermals 20 Mädchen herbeigeführt mit demselben Erfolge: alle erhielten 30 Rubel zur Aussteuer. Das dauerte nach der Korrespondenz im „Russischen Kourier" 10 Tage und schließlich waren alle 200 prostituirte Mädchen verheirathet.

(„Oestl. Rundschau" 1886, Nr. 22.)

Asien.

— Im August wird der „Neuen Zeitung" zufolge eine Anzahl Tarantschen, zehn Personen, Moskau und St. Petersburg besuchen und sich hernach zur Messe in Nishni Nowgorod begeben; Zweck der Reise ist, Handelsbeziehungen zwischen dem europäischen Rußland und den mittelasiatischen Gebieten anzuknüpfen.

— Der amerikanische Lieutenant Schütze, welcher persönlich die für Rettung der Jeannette-Mannschaft von Seiten der Regierung der Vereinigten Staaten von Amerika zugesagten Geschenke den betreffenden Personen überbracht hat, ist auf der Rückreise Anfangs August in Moskau eingetroffen. Er hat die an der Mündung des Olenek und der Lena sitzenden Eingeborenen besucht, ist nach Osten bis zur Indigirka gereist, um dem Tschuktschen Arara seine Belohnung zu überliefern, dann weiter nach Wiluisk gegangen, um den früheren Isprawnik von Kolymsk, Kotscharowsky, zu sprechen. Während seiner nur kurzen Reise hat er doch eine sehr beträchtliche Sammlung von allerhand Sachen zu Stande gebracht: tungusische Kleider, Hausgeräthe, Waffen, Modelle u. s. w. — Die von Lieutenant Schütze persönlich abgelieferten Geschenke sind kostbar und deshalb für Sibirien etwas Ungewohntes. Die beiden Isprawniks von Werchojansk und Kolymsk haben goldene Uhren und Medaillen erhalten. Den übrigen Personen, meist Eingeborene, hat er acht goldene und zwölf silberne Medaillen zum Tragen auf der Brust übergeben; die Medaillen haben die Inschrift „For courage and humanity". Außerdem hat er vertheilt: 13 sehr theure Gewehre, 1200 Rubel baares Geld und für 4000 Rubel verschiedene andere Gegenstände, z. B. Thee, Tabak, Kleider, Geschirre, Schmucksachen u. a. Im Ganzen sind 122 Personen belohnt und beschenkt worden.

(„Oestl. Rundschau" 1886, Nr. 32).

— Die Zeitung „Wladiwostok" meldet, daß das Gerücht über die Entdeckung reicher Naphtha-Quellen auf Sachalin sich bewahrheitet. Der Chef des Bezirkes von Alexandrowsk, Lindenbaum, hat persönlich die nördlich vom Baikalbusen befindliche Quelle aufgesucht. Naphtha-Proben sind nach Alexandrowsk gebracht worden.

Afrika.

— Ferdinand de Lesseps und Kommandant Landas, Roudaire's Nachfolger, halten noch immer an dem Gedanken, die südtunesischen Schotts in ein Binnenmeer zu verwandeln, fest, wie ersterer in der Sitzung der Académie des sciences vom 2. August d. J. erklärte. Vorläufig hat Landas am Wed Melah, an dessen Mündung später ein Seehafen für den projektirten Kanal angelegt werden soll, einen artesischen Brunnen erbohrt, welcher über 500 ha Landes bewässert und bereits Anlaß zur Erbauung einer kleinen Ortschaft gegeben hat. Ein zweiter Brunnen ist in Arbeit.

— G. A. Farini's Reisewerk, welches wir oben, S. 200 ff. ausführlich besprochen haben, ist soeben unter dem Titel „Durch die Kalahari-Wüste. Streif- und Jagdzüge nach dem Ngami-See in Südafrika" (Mit 46 Abbildungen und zwei Kartenskizzen. Leipzig, F. A. Brockhaus, 1886. Pr. 8 Mk.) in autorisirter deutscher Uebersetzung erschienen. Da wir das Buch bereits zur Genüge charakterisirt haben, so erübrigt nur, hinzuzufügen, daß die Ausstattung der Handlung, welche in Deutschland wohl den größten geographischen Verlag hat, durchaus würdig ist — von der Karte etwa abgesehen.

— Die portugiesische Expedition unter Major de Carvalho (vergl. „Globus" Bd. 49, S. 383) hat die Hauptstadt des Mnata Jamwo erreicht und mit demselben einen Vertrag abgeschlossen, durch welchen sich das Lunda-Reich unter den Schutz Portugals stellt. In Zukunft soll ein portugiesischer Resident in der Mussumba seinen Aufenthalt nehmen.

— Bei dem offenbar noch zu keinem endgültigen Abschlusse gediehenen Eingreifen der Franzosen in Madagaskar mögen manche unserer Leser sich gelegentlich über diese Insel rasch orientiren wollen. Dazu kann ihnen Prof. R. Hartmann's „Madagaskar und die Inseln Seychellen, Aldabra, Komoren und Maskarenen" („Das Wissen der Gegenwart", Bd. 47, Preis 1 Mark) gute Dienste leisten, weil es, nach den Quellen gearbeitet, Flora, Fauna, Ethnographie, politische Verhältnisse, Geschichte u. s. w. kurz und klar darlegt. Den Gedanken von einem einstigen Zusammenhange Madagaskars mit seinen Nachbarinseln, mit Theilen Asiens und Afrikas und selbst, unter Vermittelung des letzteren, mit Amerika erklärt Hartmann einstweilen noch für ein Bedürfniß für die speculative Seite der Wissenschaft; nur dadurch läßt sich nach dem heutigen Standpunkte unseres Wissens eine Erklärung für die Mannigfaltigkeit und für die geographische Zerstreuung der madagassischen Thiertypen geben. — Auch die schwierige Frage von der Abstammung der Howas wird eingehender erörtert. Es steht fest, daß auf Madagaskar eine „malayische" Einwanderung stattgefunden hat, deren Elemente sich theils in größerer Reinheit erhalten, theils mit Afrikanern vermischt haben. Aus rein physisch-anthropologischen, linguistischen und rein ethnographischen Gründen erklärt sich Hartmann mit O. Finsch für eine Herkunft der Howas aus Polynesien. — Interessant ist die Notiz (S. 112), daß die 100 Meilen nordwestlich von Madagaskar gelegenen Aldabra-Inseln 1882 von Norwegern in Besitz genommen und mit einigen Kolonistenfamilien aus Bergen besetzt worden sind.

Inhalt: A. Marche's Reisen auf Luzon und Palawan. IV. (Mit sieben Abbildungen.) (Fortsetzung folgt in einer späteren Nummer.) — Bodensenkung im Ruhr-Kohlenreviere. (Mit einem Profil.) — Die Caingangs-Indianer in der brasilianischen Provinz Paraná. — Kürzere Mittheilungen: Eine Fahrt durch die Stromschnellen des Mekong. — Fastnacht-Gebräuche der Aymara-Indianer. — Aus allen Erdtheilen: Europa. — Asien. — Afrika. (Schluß der Redaktion: 17. September 1886.)

Redakteur: Dr. R. Kiepert in Berlin, S. W. Lindenstraße 11, III Tr.
Druck und Verlag von Friedrich Vieweg und Sohn in Braunschweig.



Mit besonderer Berücksichtigung der Anthropologie und Ethnologie.
Begründet von Karl Andree.
In Verbindung mit Fachmännern herausgegeben von
Dr. Richard Kiepert.

Braunschweig — Jährlich 2 Bände à 24 Nummern. Durch alle Buchhandlungen und Postanstalten zum Preise von 12 Mark pro Band zu beziehen. — 1886.

Das Land der Bagas und der Rio Nuñez.

(Nach dem Französischen des Schiffslieutenants Coffinières de Nordeck.)

I.

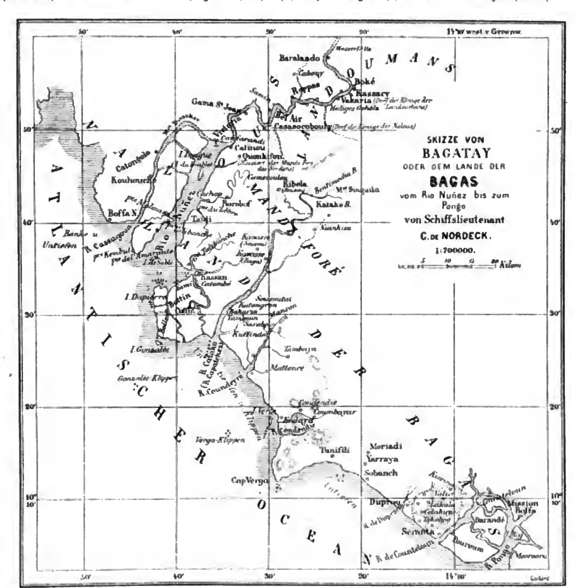
Einer der wichtigsten Flüsse des ausgedehnten französischen Kolonialbesitzes in Senegambien ist der Rio Nuñez; obwohl er aber schon lange den Franzosen gehörte — wie überhaupt Senegambien deren älteste Kolonie ist —, so übten dieselben dort ihre Macht nur wenig aus und ließen die Eingeborenen sich ruhig unter einander bekämpfen. Neuerdings aber mußten sie sich etwas eingehender mit den dortigen Zuständen beschäftigen, wozu sie das Besitzergreifungsfieber anderer Mächte veranlaßte, und um in dem mörderischen Klima keine Truppen unterhalten zu müssen, schlugen sie den Ausweg ein, den König der Nalous als Oberhaupt aller dortigen Häuptlinge anerkennen zu lassen.

Nördlich vom Kap Verga, unter 10° 35′ nördl. Br. und 14° 45′ östl. L. von Greenwich, ergießt sich der Rio Nuñez mit einer sehr breiten Mündung in den Atlantischen Ocean; aber die Einfahrt wird durch eine fortlaufende Reihe von Klippen, Sandbänken und Untiefen etwas erschwert. Dafür fehlt hier die Barre, welche bei so vielen westafrikanischen Strömen zu passiren ist: zu allen Zeiten des Jahres können große Schiffe in den Rio Nuñez einlaufen. Die Strömungen sind dort sehr heftig und erreichen während der Syzygien eine Geschwindigkeit von ca. 9 km in der Stunde; noch 40 Seemeilen stromaufwärts bei der Faktorei Bel-Air, beträgt der Fluthunterschied 7 m. Das Klima ist sehr ungesund, namentlich im November und December, und zu jeder Zeit gehört dieses Gebiet zu den heißesten der Erde. Dennoch ist der Rio Nuñez stets viel besucht worden, und merkwürdiger Weise ist am Oberlaufe des Flusses mehr Gesittung zu Hause als am Unterlaufe, vielleicht in Folge des Klimas. Früher fand hier starker Sklavenhandel statt, den die Schwarzen noch heute fortsetzen, wenn auch im Geheimen; ein Sklave gilt zwei Ochsen und ein Ochse 50 Franken. Der legitime Handel findet in den Monaten December bis Mai statt und dabei werden die Landesprodukte, Reis, Kautschuk, Palmöl und Erdnüsse, gegen billige und wenig haltbare Stoffe, Eisenwaaren u. s. w. eingetauscht. Nicht verschwiegen soll werden, daß die englische Konkurrenz den Franzosen viel zu schaffen macht.

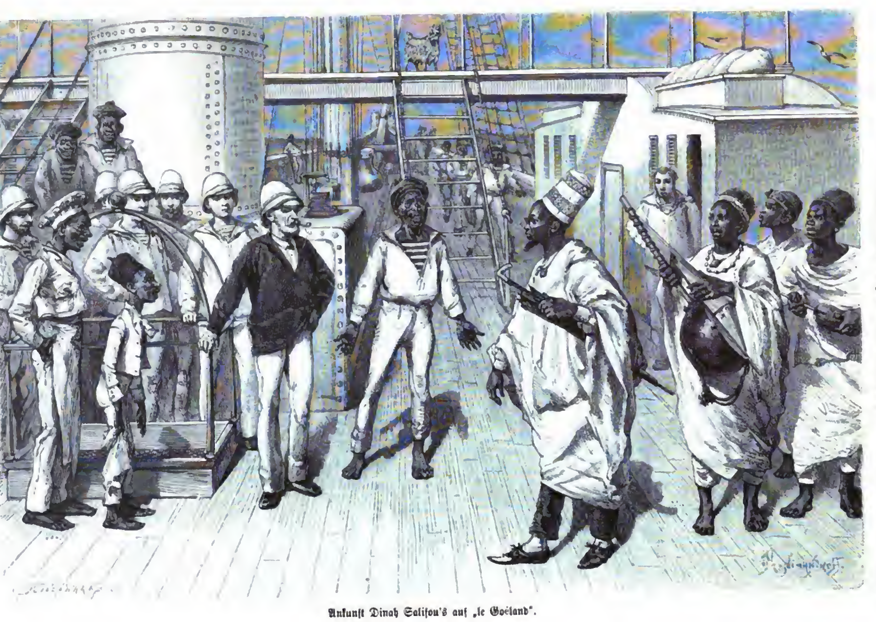
Der oberste und zugleich für jetzt einzige französische Posten am Rio Nuñez ist Bolé; von dort aus erreicht man in einer drei- bis vierstündigen Bootfahrt Wasserfälle, welche von der Quelle nicht mehr weit entfernt sind. Von Bolé an kann der westwärts fließende Strom kleine Schiffe tragen; bei Noppas beginnen die Untiefen und der im Allgemeinen gegen Südwesten gerichtete Lauf beschreibt mehrere gewaltige Krümmungen. Bei Victoria verbreitert er sich plötzlich zu fast 5 km, wird bei Petit-Talibouche etwas eingeengt und öffnet sich dann wieder weit zum

Meere. Der gesammte Lauf wird nicht über 120 km lang sein.

Die ganze Niederung ist von zahllosen Flüssen, Flußarmen und Creeks, dort Marigots genannt, durchschnitten, in welchen die Richtung der Strömung je nach Ebbe und Fluth beständig wechselt; manche liegen bei Ebbe trocken, so daß zwischen ihren mit Mangrovewäldern bedeckten Ufern nur ein schmaler Schlammstreifen zurückbleibt. Dieses traurige Gebiet wird nur von Krokodilen und weißen Reihern bewohnt. Wenn man aber mit steigender Fluth auf einem leichten Boote bis an das Ende eines solchen Wasserlaufes vordringt, so erblickt man mitunter andere Bäume, als die endlosen Rizophoren, nämlich schlanke Palmen und riesige Wollbäume, deren unterste Zweige die höchsten Palmen noch beschatten. An solchen Stellen findet man fast mit Bestimmtheit Einwohner, am unteren Strome Bagas, weiter hinauf die Nalous, bei Boké die Landoumans und schließlich an der Quelle des Rio Nuñez die Fulahs, deren Land sich bis zum oberen Senegal hin erstreckt, welcher nur noch 30 Tagemärsche vom oberen Nuñez entfernt ist.



Zu Anfang des Jahres 1885 befand sich am linken Ufer des Nuñez, dort wo er sich zu einem Aestuarium erweitert, ein Dorf Catinou, wo sich unter Anführung eines gewissen Bokar Räuber festgesetzt hatten und die Umgegend plünderten. Zwei französische Avisos zerstörten das Nest, während ein dritter, der von Lieutenant Coffinières de Nordeck befehligte „Goéland“, dazu zu spät kam; ihm blieben aber noch diplomatische Unterhandlungen mit den verschiedenen Stämmen der Eingeborenen, welche den König der Nalous, Youra Towel, als ihr Oberhaupt anerkennen sollten; ferner war die Grenze zwischen den Landoumans und den Nalous, um welche seit längeren Jahren gekämpft worden war, festzusetzen, und schließlich das ganze Gebiet unter französischen Schutz zu stellen. Alles das gab natürlich zu interessanten Studien über die Eingeborenen willkommenen Anlaß. „Le Goéland“, ein Räderdampfer mit 80 Mann Besatzung, lag vor dem Dorfe Camsarandi vor Anker, dort wo der Rio Nuñez sich verbreitert und nach Westen der Marigot Dissaker von ihm sich abzweigt. Ringsum waren Mangrovewälder zu sehen, nur gegen



Ankunft Dinah Salifou's auf „le Goëland".

Südwesten die Ile du Diable und einige Bäume des Dorfes Petit-Talibonche. Am linken Ufer liegt dort das Haus des französischen Zollpostens, von welchem aus man bis auf den Ocean hinausschaut, daneben ein mit schönen Bäumen bewachsener Hügel und an dessen Fuße die englische Faktorei Victoria, vor welcher Pirogen auf die einzuladenden Waarenballen warteten. Niedliche graue Affen kamen ungescheut bis zum Landeplatze herab und holten sich die aus den schlecht verschlossenen Säcken herausfallenden Erdnüsse. Gegenüber auf dem linken Ufer, etwas stromauf, liegen die von riesigen Bäumen beschatteten Ruinen des Räuberdorfes Catinou, wo sich Geier mit den letzten Resten der Gefallenen zu schaffen machten. Auch Cassarandi, das hinter der Faktorei Victoria liegt, war zerstört worden; doch hatten sich seine Bewohner rechtzeitig geflüchtet. Victoria selbst ist der Schlüssel zum ganzen Flusse; dasselbe und Boké sind die beiden strategischen Positionen des Landes. Man könnte es zum Ausgangspunkte einer Eisenbahn nach dem oberen Senegal und Niger machen, wenn man wollte; englische Dampfer legen schon jetzt regelmäßig dort an.

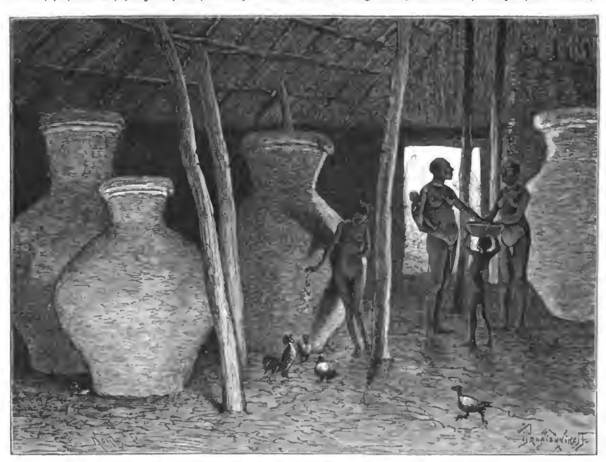
Lieutenant Coffinières de Nordeck erging sich gerade mit M. de Beeckmann, dem Chef des Bezirkes Rio Nuñez und seinem zweiten Offizier, M. de Roquemaurel, auf Deck seines Avisos, als er eine Reihe von Pirogen auf denselben zukommen sah, allen voran eine gewaltige Pinasse aus einem Stücke, in welcher fast nackte Schwarze knüppelartige Ruder handhabten und mit Geschrei und tollen Verdrehungen auf die Bänke sprangen. Vorn saßen zwei Männer und



Häuser von Petit-Talibonche.

bearbeiteten Tamtams; hinten spreizte sich eine Gruppe von ansehnlichen Herren in merkwürdig zusammengestoppelten Kostümen, von Regenschirmen beschattet. Ein Neger spielte das bekannte, von Afrika nach Südamerika übertragene Instrument, welches aus kleinen, neben einander und über Kalebassen, die als Resonnanzboden dienen, befestigten Holzstäben besteht und hier Balafon, sonst Marimba heißt; das Getöne derselben ist den Mandingos besonders angenehm, und man hört es überall auf den Flüssen Westafrikas, wenn die Piroge eines großen Häuptlings vorüberfährt. Außerdem sangen „Griottes“ das Lob ihres Gebieters. Dieser große Aufzug verkündete, wie M. de Beeckmann erklärte, das Nahen des Prinzen Dinah Salifou, des präsumptiven Erben des Königs der Nalou, Youra Towel. Kurze Zeit darauf stieg der Prinz an Bord, indem er seinen Regenschirm zuspannte, und begrüßte den wachhabenden Matrosen, der wenig geneigt schien, in dem Ankommenden eine wichtige Persönlichkeit zu erkennen. Inzwischen ist Dinah Salifou durch den etwa im Juli 1885 erfolgten Tod von Youra Towel in der That König der Nalous und Bagas, Schutzherr der Mandi-Foré, Freund und Schützling der Franzosen geworden. Sehen wir ihn uns näher an. Zu Ehren des Besuchs hatte er einen Regenschirm unter dem Arme, auf dem Kopfe eine hohe, schräg nach hinten gerückte Kappe, auf dem Leibe ein weißes Hemd, eine Cravatte, schwarze Hosen, Schuhe, Strümpfe und zu allem Ueberflusse noch eine blaue Brille, durch deren Schuld er bei der Ankunft den Quartiermeister für den Komman-

danten des Schiffes hielt. Ueber das Ganze hatte er eine rosafarbene, goldgestickte Art Dalmatica von der Form des senegalischen Bubu geworfen, welche seiner Erscheinung ein wenig Würde verlieh. Der Bubu ist die allgemeine Männertracht in Senegambien und selbst auf der Reise leicht herzustellen; man nimmt ein Bettlaken, schneidet in der Mitte ein Loch hinein, durch welches der Kopf gesteckt wird, näht die beiden zu jeder Seite herabhängenden Zipfel mit einem Nadelstiche zusammen und bringt vorn eine senkrechte Tasche von der Größe eines Sackes an. Unter diesem Bubu trägt man in Senegambien allgemein ein Hemd, bei den Nalous aber nur eine Hose, während der Prinz beides angelegt hatte. Aber abgesehen von seiner wunderlichen Tracht hatte er ein sehr feines Gesicht, zierliche Füße und Hände und ein Benehmen wie ein Gentleman; französisch zu sprechen wurde ihm schwer, dagegen beherrschte er das Englische, das Nalou und das Sousou. Sousou wird in dem Gebiete südlich vom Rio Nuñez bis Sierra Leone fast durchgängig gesprochen und ist für Reisende in diesem Gebiete fast unentbehrlich. Bei seinen Verhandlungen mit den Eingeborenen mußte Coffinières de Nordeck seine Ansicht zunächst einem Wolof klar machen, welcher dieselbe in stundenlangem Bemühen einem zweiten Dolmetsch auf Sousou vortrug, der sie dann seinerseits in das Baga übersetzte. Zuweilen waren aber noch mehr Dolmetscher erforderlich, um ein Palaver zu Ende zu führen, und alsdann mußte man sich wohl hüten, eine überflüssige Phrase zu gebrauchen, um die Verhandlungen nicht ins Endlose auszudehnen. Dinah



Inneres eines Hauses in Petit-Talibouche.

war indessen Dank seiner Bildung im Stande, seine Gedanken, die er in Wolof, Sousou oder Nalou wiedergab, in schlechten arabischen Charakteren niederzuschreiben, wie er sich denn auch zum Islam bekannte, von dessen Riten er indessen wenig wußte. Doch trug er um den Hals zahlreiche Amulette (Gris-gris) und machte mit großem Ernste seine Salams. Im Uebrigen war sein Ansehen in letzter Zeit sehr gewachsen, seitdem die Räuberdörfer am unteren Rio Nuñez zerstört worden waren; jetzt durchzog er triumphirend diese Gebiete, welche er früher nicht hatte betreten dürfen. Während des Aufenthaltes des „Goëland“ ließ er auch den Nalou-Häuptling der nördlich der Nuñez-Mündung gelegenen Insel Bossa kommen, um seine Unterwerfung kund zu thun. Derselbe hieß Baly und brachte zwei seiner Söhne mit, um ihm als Zeugen zu dienen und den Verhandlungen zuzuhören, damit man nach seinem Tode wisse, was vorgegangen sei. Mit großem Erstaunen erfuhr er, daß er bereits seit fast 20 Jahren, nämlich kraft eines Vertrages vom 28. November 1865, unter französischer Herrschaft stehe. Er erhielt eine französische Flagge, die er als „gri-gri France“ (französischen Talisman) bezeichnete, und einige Flaschen Rum und unterzeichnete Alles, was man von ihm verlangte; dann fuhr er wieder ab, indem er die Flagge wehen ließ und sich über den Rum hermachte, während seine Söhne ruderten. Das war de Nordeck's erste diplomatische Verhandlung, über welche selbst Dinah lachen mußte.

Am 21. April 1885 unternahm „le Goëland“ mit Dinah und einigen seiner Unterhäuptlinge an Bord eine

Rundfahrt bei den Bagas am unteren Rio Nuñez und warf zuerst beim Dorfe Petit-Talibonche, der Nordgrenze von Bagatay oder Baga-Land, Anker. Die Gegend war bis dahin selbst den benachbarten Nalous fast unbekannt gewesen; selbst in Victoria hatte man die dortigen Eingeborenen für nichts als ganz echte, nackte, kriegerische Wilde erklärt. Als man sich aber auf einem vielfach gewundenen Marigot dem Orte genähert und die ersten Bewohner desselben, welche nach Negerart beim Anblicke der Weißen schreiend entflohen, zu Gesicht bekommen hatte, bemerkte man mit Erstaunen alle Anzeichen einer verhältnißmäßig vorgeschrittenen Civilisation. Jenseits eines freien Platzes, den drei weithin sichtbare und darum als Merkzeichen dienende Bäume überragen, gelangte man in das Dorf und erblickte auf den Schwellen der Häuser — diesen Namen verdienen die Wohnungen mehr, als den von Hütten — nur unbewaffnete, friedfertige Leute, welche eigens ihre Bubus, Kappen und sonstigen Kleidungsstücke angelegt hatten, während die Weiber, von einer Schnur um die Hüften abgesehen, völlig nackt einhergingen. Die Häuser waren etwa 20 m lang und 10 m breit, aus Lehm gebaut und standen, wohl zum Schutze gegen die winterlichen Regen, jedes auf einer kleinen Erhöhung; sie waren alle nach demselben Modell errichtet, mit einem starken Dache aus Reisstroh, welches auf außen herumlaufenden langen symmetrisch aufgepflanzten Pfählen ruht, so daß es das Haus schützt, ohne es zu berühren. Der First befindet sich etwa 10 m vom Boden. Straßen giebt es nicht, die Wohnungen liegen vielmehr vereinzelt, doch anscheinend diejenigen einer und derselben Familie gruppenweise zusammen; ein Wachtgebäude, wie bei den Pahuin am Gabun, oder eine heilige Hütte oder dergleichen ist nicht vorhanden. Zwischen den außen herumlaufenden Pfählen ist eine niedrige, mitunter sorgsam gearbeitete Mauer gezogen, so daß ein großer luftiger Umgang oder Vorraum entsteht, von welchem aus eine Drückerthür in das Innere führt, das keine Fenster hat, sondern sein spärliches Licht durch den freien Raum zwischen Dach und Wänden erhält. Diese Einrichtung hat den Vortheil, daß sie die in dem flachen Lande so zahlreichen Moskitos abhält. Betritt man den Innenraum, so erstaunt man über die dort befindlichen riesigen Thonkrüge von mehr als 3 m Höhe, welche zur Aufbewahrung des Getreides dienen; trotzdem sie nicht auf der Drehscheibe gefertigt, sondern nur in der Sonne getrocknet sind, sind sie von großer Regelmäßigkeit.

Fetische, welche die Kopfform der Eingeborenen von Petit-Talibonche nachahmen.

In ein solches Haus wurden die Franzosen von dem Dorfhäuptling Krouman geführt und zum Niedersetzen auf bedenklich wackeligen Sesseln eingeladen, worauf in Gegenwart aller Männer des Gebietes das Palaver begann. Die Einwohner hatten sehr intelligente, nicht häßliche Gesichter; die Farbe ist ein gelbliches Braun. Sehr charakteristisch ist, daß ihr Hinterkopf in der direkten Verlängerung des Halses liegt, was sehr deutlich zu sehen ist, da sie ihre Schädel rasiren. Kinn oder Gesicht bildet durch den Unterkiefer einen rechten Winkel mit dem Halse, und diese Eigenthümlichkeiten, durch welche sie sich leicht von den Wolofs und Nalous unterscheiden lassen, treten auch in ihren sonst ziemlich primitiven Holzschnitzereien deutlich hervor.

Die Verhandlungen, an denen die Weiber keinen Theil hatten, verliefen ziemlich glatt, denn ohne Zaudern erkannte Petit-Talibonche die französische Oberhoheit an, während es etwas mehr Mühe kostete, die Einwohner zur Unterwerfung unter König Youra Towel zu bewegen. Dann zerstreuten sich die Theilnehmer und brachten zum Verkaufe, was sie an Lebensmitteln besaßen, namentlich Hühner und Bananen, wofür sie als Bezahlung nur Tabakblätter, kein baares Geld annehmen. Das Dorf mag etwa 300 bis 400 Einwohner zählen, welche Reis und Palmöl produciren; sein Ackerland ist nicht sehr ausgedehnt, da es auf der einen Seite vom Flusse, auf der anderen von einem Mangrovesumpfe eingeengt wird. Zum Schlusse führte der Häuptling den Fremden, um sie zu ehren, die Simons vor; so heißen die Mitglieder eines in jenen Gebieten weit verbreiteten religiösen Geheimbundes, über welchen weiter unten noch näher berichtet werden soll. Eine lebhafte Bewegung ging durch das Dorf; die jungen Leute eilten in den Wald, die Frauen flüchteten sich nach allen Seiten, Hornmusik ertönte und jagte die Wildtauben von den Bäumen und schließlich erschienen Vermummte auf dem Platze, allen voran Ponda-Ponda, die Frau des großen Geistes, eine Gestalt von mehr als Lebensgröße, mit einem riesigen Holzkopfe und langem Rocke aus Rohr. Eine im Inneren verborgene Person setzte die Puppe in tanzende Bewegung; sehr respektirt scheint dieselbe nicht zu werden, denn alle Jungen des Dorfes tummelten sich um sie herum und standen mit ihr auf ziemlich vertrautem Fuße. Leider konnten die Franzosen das Ende des Festes nicht abwarten, da sie die eingetretene Fluth benutzen mußten, um ihr Schiff wieder zu erreichen; man versprach ihnen also, die Simons ein anderes Mal zu zeigen.

Die Omumborombonga-Sage der Herero (Ova-herero) und ihre ethnologisch-mythologische Bedeutung.

Von Missionar **H. Brincker.**

So geringfügig die Sage der Herero, daß sie nämlich von dem Baume Omumborombonga abstammen, erscheinen mag, so wichtig möchte dieselbe sich doch erweisen, wenn wir dieselbe näher kennen lernen und bei dieser Gelegenheit einen prüfenden Blick werfen erstens auf unsere Sage selbst, und zweitens auf die gewöhnlich aus dergleichen Produkten deducirten Ueberreste einer sogenannten Urreligion, die man unter jedem heidnischen Volke und Stamme ganz bestimmt finden will.

Um uns nun nicht lange bei Vorbemerkungen und scribentirendem Gerede aufzuhalten, lassen wir den Wortlaut der Sage, so wie sie von einem kompetenten Herero in seiner Sprache aufgezeichnet ist, hier direkt folgen mit der unter jedem Worte beigefügten Uebersetzung und geben dann unter Nr. 1 und 2 unsere Bemerkungen dazu.

Die Omumborombonga-Sage.

Kuza ovandu va za m'omumborombonga, u ri k'okooko, n'ouo omuti
Man sagt Menschen sie kommen aus dem Omumborombonga, er ist im Kaoko, und er ein Baum

omunene tjinene, nu u n'ondovi, n'ouo mbua kuala ovandu. N'ovandu tji ve
großer sehr, und er hat ein Loch, und er es der geboren die Menschen. Und Menschen wenn sie

ja p'omumborombonga mbui, ve tunga omaruo nave jambere ko nave
kommen an Omumborombonga diesen, sie errichten Feuer(Opfer-)stellen und sie opfern da und sie

kumbu kuno. Nu ingui ngua kapita uriri u koka a ha kapita n'omundu
beten zu ihm. Und der welcher vorbeigeht ohne er stirbt er nicht vorbeigehe mit (einem) Menschen

rukuao; k'a tukana tje ja pomuti mbo. Tjiva ve jamba ko ovindjendje
wiederum; nicht er flucht, wenn er kommt an Baum diesen. Einige sie opfern da Stränge gläserner

n'omihanga ave tua m'omututu uomuti mbo, nu tjiva ve zepa ozomeva,
und eiserner Perlen sie (dieselben) legend in Höhlung Baumes dieses, aber einige sie schlachten Opferthiere,

kuza nai. Nete tji tu zuva, tu zuva, kutja oposio jomerakokuvare nguina
man sagt so. Und wir so wie wir hören, wir hören, daß da an der Seite der See dort

k'okaoko ku rukua ok-omuudjavara. N'ozonjanda kuza za za moruuua
im Kaoko es wird genannt da omundjavara. Aber das Kleinvieh man sagt sie kommen aus einem Felsen

n'ozongombe n'ovinamuinjo mbi ri m'ovandu. N'ovina mbi vi hungirua
und Rinder und Lebewesen, welche sind unter Menschen. Aber Dinge diese sie werden geredet

okumbiko. —
(erzählt als ein) Mysterium. —

1. Anmerkungen zum Wortlaute dieser Sage.

Es geht aus dem Wortlaute dieser Sage hervor, daß nicht jeder Omumborombonga-Baum im Lande eo ipso Anspruch hat auf die mythische Verehrung, die diesem Anthropogenerator früher zu Theil wurde, sondern nur ein ganz bestimmter, sehr großer, im Kaokolande gedachter Baum dieses Namens ist hier gemeint. Es ist ein Irrthum, wenn man angiebt, die Herero zollen einem jeden Omumborombonga, wo er vorkommt, diese Verehrung. Eine solche Species kann höchstens einen Herero an den imposanten pater hominum, nach der Vorstellung im Kaoko sich findend, erinnern, daher wohl früher andächtige Herero im Vorübergehen einen Büschel Gras auf die untersten Zweige hingen oder einen Stein an seinen Stamm legten mit den Worten: minikua, tate, sei gegrüßt, unser Vater! Oben genannte Opfer würden sie einer solchen Species nie und nimmer bringen. Jetzt ehrt auch der Herero die Species nicht mehr mit dem Gruße und einem Büschel Gras, denn er hat im Allgemeinen alles bischen Glauben verloren, ohne einen neuen dafür angenommen zu haben. Man kann, ohne zu übertreiben, sagen, daß ein Herero heute nur noch an seine Rinder und sein Vieh glaubt.

Ueber das Kaokoland hinaus geht die Rückerinnerung der ältesten Herero nicht mehr, was ein Zeichen dafür sein möchte, daß sie sich daselbst lange aufgehalten haben müssen, ehe sie durch ewigen Hader und Uneinigkeit unter einander und gegenseitige Beraubung getrieben, bis in ihr jetziges Wohngebiet gelangten. Trotzdem sehen sie noch immer das Kaokoland als ihre ursprüngliche Heimath an, wonach sie dann und wann noch Heimweh fühlen und jenes Land als ein glückseliges und heiliges preisen. Daß demnach im Kaoko der eigentliche Omumborombonga stehen muß, bedarf keiner Erklärung. Wo aber, ist Niemandem bekannt.

Der wirkliche hier in Betracht kommende Omumborombonga muß ein ondovi und omututu, d. i. ein Loch und eine Höhlung im Inneren haben, wohin fromme Wanderer ihre Opfergaben, bestehend in Strängen von Glas- und Eisenperlen unter Gebeten und Segen für die geliebten Rinder ꝛc. legten. Es mag in früheren Zeiten wohl öfters vorgekommen sein, daß besonders fromme Herero einen okuruo (pl. omaruo), d. i. Opferstelle oder Altar bei dem richtigen Omumborombonga zurichteten und

einiges Opfervieh (ozomeva) dabei schlachteten, wobei der Baum den Genuß vom Mist aus den Eingeweiden und den Geruch vom Braten des Fleisches hatte, alles Genießbare aber in den Bauch der Opfernden ging. Heutzutage würde das nun freilich jedem Herero lächerlich vorkommen. Ihr immer mehr zunehmender Geiz hat sie dahin gebracht, daß sie nur noch bei den drückendsten und unabwendbarsten Uebeln es übers Herz bringen, von ihrem lieben Vieh zu schlachten, und auch dann müssen sie sich erst durch ein allgemeines Echauffement dazu bringen lassen. Freiwillige aus Deisidämonie entspringende Opfergaben würde, vorausgesetzt sie kämen an den richtigen Baum, derselbe wohl kaum mehr erhalten. Was mag der Grund hiervon sein? Meistens wohl folgender: Die sogenannten civilisatorischen Faktoren sind im Herero- (und auch im Gr.-Nama-) Lande so alle Grundlagen der socialen gesunden Entwickelung des Landes und Volkes zerstörend und verwüstend aufgetreten, haben so gesetzlos und habsüchtig ca. 25 Jahre lang unter unseren Stämmen durch Ausrottung alles heidnisch-biederen Sinnes gehaust, das ganze früher so wildreiche Land durch systematisches Abschießen und Morden zu einer wildlosen heulenden Wüste gemacht, daß man jetzt, nachdem diese barbarischen Civilisatoren, ihre Rechnung nicht mehr findend, sich ein wenig zurückgezogen, im Blicke auf den Zustand vor 25 Jahren vor Staunen nicht weiß, was man sagen soll. Diese systematische, durch Habsucht und Mordlust eingegebene Verwüstung hat die Eingeborenen ganz ins Bockshorn gejagt und vornehmlich der Ausbreitung des Christenthums mehr geschadet, als man für gewöhnlich annimmt. Die Herero z. B. haben aus dieser ostensibeln Habsucht den Schaden gehabt, daß sie ihr altes bischen Deisidämonie verloren und dafür erst recht die Hab- und Gewinnsucht aus dem ff gelernt haben und vielleicht noch besser ausüben, wie sie es je an dem Vorbilde einiger Europäer gesehen.

Es fragt sich nun ferner, was man unter dem Ausdrucke verstehen soll: oposio jomerakokuvare nguina k'okaoko ku rakua ok-omundjavara, die Seite (Ufer) der See dort im Kaoko wird genannt omundjavara? Dieses Wort kommt in der Herero-Sprache nicht weiter vor, auch läßt sich nicht mit unumstößlicher Gewißheit sagen, das und das ist der Sinn desselben. Das Verbum ist wahrscheinlich tjava-ra, sich dann und wann unter Wasser tauchen, das durch das Präfix omu-III zu omu-ndjavara geformt ist. Das Suffix-ra wäre hier, wie in zuva-ra, hörbar werden, sich hörbar machen, intransitiv-reflexiv. (Siehe über diesen Punkt unser Herero-Wörterbuch mit grammatico-syntaktischen Principien, Berlin.) Die Bedeutung des Wortes wäre demnach: eine sandige Gegend, die dann und wann unter Wasser gesetzt wird, a posteriori Ueberfluthung. Dies ist der Fall an der Mündung des Kunéne, der wegen der hohen Dünen seine Hochfluthen nicht direkt ins Meer werfen kann, sondern am Ufer entlang weit ausbreitet. Zuweilen muß diese Wassermasse eine große Strecke Landes an der Küste überschwemmen und in einen undurchdringlichen Schlamm verwandeln. Bei gewöhnlichem Wasserstande des Kunéne sickert sein Wasser unter dem Sande hindurch ins Meer oder verdunstet in den stehenden Lagunen zwischen den Dünen. Diese Strecke mögen die Herero mit Ok-omundjavara meinen und im Allgemeinen dabei an eine große Fluth, Ueberfluthung, gedacht haben. Ihr Heimatheland Kaoko denken sie daher mit einer Ueberfluthung eines gewissen Theiles desselben zusammen, wie sie die Mündungsgegend des Kunéne ihnen jeweilig vor Augen legte.

Die Version, daß nicht allein ozonjanda, Kleinvieh, sondern auch ozongombe n'ovinamuinjo mbi ri m'ovandu, Rinder und alle Lebewesen, welche unter den Menschen sind, aus einem oruuua, platten Felsen, kommen, scheint nach anderen alten Herero dahin geändert werden zu müssen, daß die Rinder aus den otutavi, Aesten des Baumes, stammen sollen, somit mit den Herero einen und denselben paterfamilias haben. Es wäre daher die ungemein große Liebe der Herero zu ihren Rindern wohl zu begreifen.

Die Worte: ovina mbi vi hungirua ekumbiko, Dinge diese sie werden erzählt (als ein) Mysterium, eigentlich als arcani disciplina, deuten an, daß diese Sage früher als eine religiöse Geheimlehre, nur von den Alten gekannt und unter gewissen Umständen mitgetheilt, unter den Herero existirte, daß es im Allgemeinen nicht erlaubt war, danach zu fragen und die alten Herero immerhin mit einiger Zurückhaltung diese Sage dem danach Fragenden verrathen haben mögen. Gewöhnlich bekommt man bei der Frage danach die Antwort: Ka tu v i i, nicht wir es wissen.

2. Enthält diese Sage irgend welche Spuren einer Urreligion oder eines historischen Vorganges?

Bei der Beantwortung dieser Frage müssen wir im Gedächtniß behalten, daß die Herero gar keine Reminiscenzen über das Kaokoland hinaus haben, in welchem sie, wie schon erwähnt, früher längere Zeit sich aufgehalten haben müssen. Dort haben ihre wenigen, meist unbedeutenden alten Sagen ihren Herd. Dort ist auch ihr Mukuru, der (durch die Mission apotheosirte) Ur-Herero, der Sage nach begraben. Dort findet sich irgendwo auch der kolossale Omumborombonga-Baum, dessen innere Höhlung so groß sein soll, daß wenigstens alle Herero darin Platz haben. Ebenso ist dort (nach der Sage der Herero) die große Fluth gewesen, wovon einige noch zu erzählen wissen, deren Vorfahren wohl Augenzeugen einer großen Ueberschwemmung des Kunéne (vergl. im vorigen Abschnitte das über omundjavara Gesagte) gewesen sein mögen. Diese Fluthsage mag durch eine frühere Sage, die durch diese in Vergessenheit gerieth, ersetzt worden sein. Die betreffende Fluth soll auch im Kaoko nach dem Meere zu und so furchtbar gewesen sein, daß die Herero auf die Berge fliehen mußten und nach einigen Erzählern ihre Rinder bis auf eine Kuh und einen Stier verloren, worauf sie heute noch mit Vergnügen hinweisen, wenn sie sagen: „Wenn wir auch Alles verlierend (etwa durch die raubenden Nama) nur eine Kuh und einen Stier übrig behalten, werden wir nach einer Reihe von Jahren wieder Rinder besitzende reiche Herero sein.“ Diese Fluth soll zugleich (der Sage nach) zwei weiße Menschen (ob Schiffbrüchige?) gebracht haben, die lange unter den Herero im Kaoko gelebt haben und unter ihnen gestorben sein sollen. Sie sollen die Stammväter der heller gefärbten Herero sein.

Es gehört nicht viel Phantasie dazu anzunehmen, daß wir hier, wenn auch noch so entfernten Nachklängen einer einst lebendiger und bekannter gewesenen Reminiscenz eines gewissen historischen Vorganges, der einen der tiefsten Eindrücke auf das Gemüth der Ueberlebenden gemacht haben muß, begegnen, ohne geradezu den Weg derer einzuschlagen, die dergleichen Produkten wer weiß was für Reste einer Urreligion haufenweise andichten und noch immer vorhandene und gewußte Bekanntschaften der wahren Uroffenbarungen Gottes auch unter den tiefst gesunkenen Völkern sich findend wähnen.

Wir haben schon anderswo hervorgehoben (in „Ueber den Organismus der Linguae-Bantu speciell in den Dialekten Otjiherero und Oshindonga“ u. s. w.), daß die Progenitoren der Bantu allem Anscheine nach bald nach ihrer Trennung von den Völkern Vorderasiens, welche an die Uroffenbarungen Gottes verhältnißmäßig glaubten, jede

Erinnerung an Gott und seine Werke geflissentlich vermieden und in dem Grade ins Fleisch versanken, daß Gott an ihnen als an Neokainiten ein neues bleibendes Kainszeichen, die Ausdrückung des Negertypus, machen mußte, um sie in die entferntesten Erdtheile zu drängen, wo sie ihr Wesen, ohne anderen, noch nicht so tief gefallenen Völkern gefährlich zu werden, treiben konnten [1]). Den Stämmen, die in die trockenen Theile Afrikas und anderer Länder gedrängt wurden, ging überhaupt jeder Begriff einer Wasserfluth verloren, bei ihnen würden wir wohl vergebens nach der Sage einer großen Fluth suchen. Diese möchte sich nur finden bei solchen Stämmen, die Augenzeugen von einer großen Ueberschwemmung gewisser Länderstrecken (wie die alten Herero an der Kunéne-Mündung dergleichen gesehen) gewesen sind, wodurch in ihnen die alten Nachklänge echter Ursagen wieder wachgerufen wurden.

Wir dürfen ferner doch auch wohl annehmen, daß unter diesen Neokainiten dann und wann bei passenden Gelegenheiten die Frage entstand: Woher kommen wir, überhaupt alle Menschen? Diese Frage hatte als solche nichts zu thun mit Gottesfurcht und Suchen nach Gott, das ja die Bantu so sehr haßten. Auch in diesem Punkte könnte ein gewisser Rest einer einst bekannt gewesenen Urtradition von den Alten her von Geschlecht zu Geschlecht bewahrt worden sein, und so recht auf Bantuweise sich derselbe zu der Entstehung der Sage geformt haben, daß die Menschen aus einem Baume (in unserem Falle aus dem fabelhaften Baume, der Species Omumborombonga angehörend) stammen (va za m'omuti). Zu den κατ' ἐξοχήν-Menschen sind nach Hererobegriffen aber nur die Schwarzen und die Hottentotten zu rechnen; die Weißen, überhaupt alle Europäer (ovi rumbu [2]), werden nicht mit dem Menschen bezeichnenden Präfixe ova- (wie in ova-ndu = Menschen) beehrt, sondern stehen unter der Dinge und Sachen bezeichnenden Klasse mit dem Präfixe ovi- (wie in ovi-rumbu = gelbe, fahle Dinge, Sachen).

Es mag nun ein gut Stück von durch geschichtliche Thatsache begründeter Tradition in unserer Sage liegen, die die Bantu-Stämme durch alle Jahrtausende mit sich geführt und in den frühesten Zeiten nach Maßgabe ihres Begriffsvermögens kultivirt haben mögen. Wo bei ihren steten Wanderungen ihnen ein ausnehmend großer Baum mit einer Höhlung entgegen trat, mag derselbe die von den Alten gehörte Sage wieder auferweckt und in dem dann gegenwärtigen Geschlechte die Ehrfurcht vor dem Menschen-, speciell Bantu-Vater aufs Neue wach gemacht haben. Dieser

[1]) Wir drucken diesen Satz und einige andere, wie sie der Herr Verfasser geschrieben hat, ab, ohne dafür die Verantwortung übernehmen zu können. Red.

[2]) Eigenthümlich und nicht sehr ästhetisch lautet bei den Herero die jüngere Sage über die Entstehung der ovirumbu. Eine schwangere Frau (nach Einigen eine Nama-Frau) kam an einen oruuua, platten Felsen, und fand in einer Vertiefung des Felsens außer der Regenzeit etwas gelblich aussehendes Wasser. Ei, sagte die Frau, woher kommt doch wohl jetzt in der heißen regenlosen Zeit das Wasser? Das kann nicht mit guten Dingen zugehen. Sie bekam aber solche Lust, das Wasser zu trinken, daß sie nicht widerstehen konnte und trank. Nachdem sie alles Wasser aufgetrunken, wurde sie eines männlichen Löwen ansichtig, der ihr zurief: O Frau, du hast meinen Urin getrunken; deine Kinder werden von nun an meine Farbe haben. Sie gebar darauf einen otjirumbu, einen gelben Menschen, d. h. einen Europäer. Von ihr stammen nun alle anderen ovirumbu ab und sind deshalb auch, wie die Nama, ovatua, d. h. ungesetzmäßig, niedrig geborene Menschen. Der Löwe selbst wird auch par excellence otjirumbu (im Anredefalle tjirumbu) genannt. Der Herero mag in der Erscheinung des Europäers etwas Löwenartiges bemerkt haben, was ihn zu dieser Fabelbildung veranlaßt hat. Uebrigens spielen in den Herero-Fabeln Löwen, die sich in schöne Jünglinge verwandelt, mit denen herumschweifende Herero-Mädchen sich eingelassen, eine große Rolle. Diese Sage wird für sehr alt ausgegeben, ist aber in Wirklichkeit kaum 40 Jahre alt.

Wie übrigens Sagen unter den heidnischen Stämmen entstehen, die antiquarisches Aussehen haben, aber nichts destoweniger ganz neueren Datums sind, möge folgende Herero-Sage beweisen, die zwischen 1840 und 1850 entstanden ist.

Kuza ovandu, ovakazendu n'ovarumendu rukuru va ongerue m'ondjuo
Man sagt die Menschen, Frauen und Männer vor Alters sie versammelt wurden in einem Hause

one'ne nu indino omu va riri nu ka-ave riri omahoze. N'ovarumendu ave
großen und nun darin sie weinten und nicht sie weinten Thränen. Und Männer sie

tja: vakazendu, eṉe tji mamu koka, ka mu nakukotoka, neṯe tji matu
sagten: Frauen, ihr wenn ihr werdet sterben, nicht ihr werdet zurückkehren, aber wir, wenn wir werden

koka, matu kotoka. Nu indino omukazendu n'omurumendu va pataganene.
sterben, wir werden zurückkehren. Und nun eine Frau und ein Mann sie zankten sich.

Omukazendu ua tjere: eṉe ovarumendu mu tja: ovakazendu tji mave koka,
Die Frau sie sagte: ihr Männer ihr sagt: Frauen wenn sie werden sterben,

kave nakukotoka, n'ovarumendu tji mave koka, mave kotoka;
nicht sie werden zurückkehren, aber Männer wenn sie werden sterben, sie werden zurückkehren;

nambano matu is' okurira eṉe opu mu ha kotoka rukuao. Ovakazendu
nun jetzt werden ablassen zu weinen ihr damit ihr nicht zurückkehrt auch. Frauen und

n'ovarumendu opu mave zu kutja ka ve nokukotoka rukuao.
Männer daher sie kommen, daß nicht sie zurückkehren wieder.

Die Erklärung dieser Sage ist diese. Das große Haus ist ein Versammlungslokal der ersten Missionare. Diese sind die Männer, die den Frauen (= den Heiden) drohen, daß sie nicht wieder auferstehen werden. Das Weinen ohne Thränen bedeutet Singen. Die Frauen suchen sich aber zu rächen, indem sie drohen zu striken, d. h. nicht mehr singen wollen. So kommt es, daß auch noch keiner der verstorbenen Missionare wieder auferstanden = zurückgekehrt ist, was den Heiden ein Grund sein soll, nicht „glauben“ zu brauchen. Im Allgemeinen haben die außen wohnenden Herero-Heiden die Botschaft des Evangelii so aufgefaßt, wie diese Sage es ausdrückt. — Sagenkundige Männer könnten leicht in die Versuchung kommen, den Herero ein gewisses Maß von Auferstehungsglauben, nach dieser Sage, zu vindiciren.

Baum wird nicht immer der Species Omumborombonga angehört haben, sondern kann auch ein Baobab oder ein anderer gewesen sein.

Auf die unmittelbaren Nachkommen Ham's hatte Gottes Hand, wie es scheint, wenig Eindruck gemacht. Nur das Mittel der Erhaltung ihres Vaters blieb ihnen wohl einigermaßen im Gedächtnisse. Die Baum-Arche wurde in den je länger je mehr abwärts gehenden Gedanken der Bantu-Hamiten der Erzeuger von ihnen, wodurch sie ihren ferneren Standpunkt religiöser Gesinnung genügend charakterisirten. Noch heute ist es ein Grundzug ihres Wesens, die offenbare Hand Gottes zu verkennen, ja bis auf die letzte Spur zu vergessen, hingegen die von Gott gebrauchten Mittel zu vergöttern und zu suchen, dieselben sich durch Zauberei geneigt und unterthänig zu machen. Omuti, Baum, Strauch, ist aus diesem Grunde wohl auch der Name für jede Art von Pharmakon geworden, das der von Uebeln geplagte Bantu-Mensch suchte und zum Theil auch fand. Omuti, Medicin, ist daher das opus operatum der ozonganga (Medicinmänner) früheren Schlages, mit dem sie, weil keine hinlängliche Kenntniß der Wirkungen der omiti, Pflanzen-Medicinen, besitzend, Manchen zu Tode gebracht.

Es bleibt nun einer gesunden Kritik überlassen, in obiger Sage so viel und so wenig von Resten einer sogenannten Urreligion und eines für uns unumstößlich dastehenden Ereignisses zu suchen und zu finden, als es ihr immerhin beliebt. Wir haben hiermit das Unsere gethan.

Naturprodukte Mesopotamiens und deren Export.

Von Dr. L. E. Browski in Mossul.

I.

Reichthum und Volkswohlstand der von der Natur so gesegneten Euphrat- und Tigrisländer, die im klassischen Alterthume eine bedeutende Rolle spielten, sind, dank der türkischen Mißwirthschaft, in stetem Niedergange begriffen. Endlos dehnt sich heute die dürre Steppe, wo einst weit und breit üppige Fruchtfelder grünten, so daß die Sage sogar einen Theil des Paradieses hierher verlegte, und zahllose Ruinen bezeichnen nur noch mehr oder weniger deutlich die Stätten ehemals blühender Städte und Dörfer. Die Wälder und Auen an den Ufern der beiden Ströme und in den Gebirgen wurden seit jeher, so weit sie zugänglich waren, was zum Glück eben nicht überall der Fall ist, ohne Sorge um die Zukunft erbarmungslos niedergehauen, so daß schon heute in den größeren Städten des Landes der Preis des Brennholzes — vom Stamm- und Bauholze gar nicht zu reden — ein für die meisten Leute unerschwinglicher ist, und an der Sonne gedörrter Schaf- und Kameeldünger an dessen Stelle allgemein in Verwendung steht.

Die dereinst nicht unbedeutende Industrie des Landes liegt ganz darnieder; fast könnte man sagen, es giebt gar keine mehr, denn beinahe alle Bedürfnißartikel der Bevölkerung vom Fes bis zur Schuhsohle und den darin befindlichen Holzstiften, sowie dem Garn, womit sie genäht sind, vom Zündhölzchen bis zum kupfernen Koch- und Speisegeschirr sind importirte Waaren. Verhältnißmäßig bedeutend ist nur noch die Fabrikation von buntem Saffianleder zu Mossul und in einigen Gebirgsdistrikten weben die Kurden einen groben, wellig marmorirten Kleiderstoff aus Schafwolle oder Angoraziegenhaar, Aba genannt, der jedoch keineswegs auch nur für ihren eigenen Bedarf ausreicht. Es kann demnach von Industrieprodukten des Landes schlechterdings kaum die Rede sein. Dagegen sind einige Naturprodukte noch immerhin in Bezug auf Quantität und auch Qualität sehr bemerkenswerth.

Darunter ist vor Allem die Schafwolle und das Angoraziegenhaar zu nennen.

Die Schafe, die fast den einzigen Besitz und Reichthum der Nomadenvölker ausmachen, gehören durchwegs der großen Fettschwanzrasse an. Bezüglich der Qualität der Wolle unterscheidet man zwei Arten von Schafen: die kurdische und arabische. Letztere wird in der Wüste gezüchtet und ist feiner in der Wolle als die kurdische, die in den Gebirgen heimisch ist. Die ebendaselbst vorkommende Angoraziege liefert hier ebenso vorzügliches Haar wie in ihrer Heimath und Anatolien. Die Gesammtzahl dieser Thiere ist weder genau bekannt, noch auch nur annäherungsweise zu schätzen. Die Regierung erhebt wohl alljährlich per Stück 3 Piaster Steuern, doch nur von solchen Besitzern, welche dieselben gutwillig bezahlen oder zu schwach sind, um sie zu verweigern. Die großen Beduinenstämme, Schammar, Anesi, Montefik und andere, deren Schafreichthum sich allein nach Millionen beziffert, prügeln die türkischen Steuerexekutoren, falls sie sich etwa einmal einfallen ließen, auf der Bildfläche der Wüste zu erscheinen, einfach durch und jagen sie fort, oder werfen ihnen im günstigsten Falle den hundertsten Bruchtheil ihrer Forderung vor die Füße. Die türkische Autorität in Mesopotamien steht eben auf sehr schwachen Füßen und verfeindet sich nicht gern einer solchen Kleinigkeit wegen mit ihren widerhaarigen „Unterthanen“. Auch die Beduinen selbst bemühen sich dann ihrerseits ab und zu, diese ihre Illoyalität wieder gut zu machen; sie erfreuen und besänftigen das Herz und Gewissen des betreffenden General-Gouverneurs durch einen „Backschisch“, zumeist eine kostbare Vollblutstute.

Es werden alljährlich geradezu enorme Quantitäten von Schafwolle exportirt und gehen zum größten Theile über Bassora und Bombay nach England oder in geringer Menge über Aleppo nach den Häfen des Mittelmeeres, vorzüglich nach Marseille.

Der hiesige Einkaufspreis stellt sich verschieden, je nachdem er im Voraus oder erst bei Uebernahme der Waare bezahlt wird. Der Beduine braucht im Herbst Geld, um alle seine Bedürfnisse an Lebensmitteln und Kleidern für den Winter zu decken. Er kommt dann — gewöhnlich der Schech als Vertreter des ganzen Stammes — nach einer größeren Stadt und erhält von den ihm bekannten Kaufleuten den annäherungsweise berechneten Betrag für die im nächsten Frühlinge von ihm zu liefernde Wolle im Vorhinein. In diesem Falle stellt sich der Durchschnittspreis eines Vließes auf 2 bis 3 Piaster (99 Piaster = 1 Napoleondor), der eines Angoraziegenvließes auf 7 bis 10 Piaster. Bei diesem Modus ist irgend ein Risiko für die Kaufleute

selbst so gut wie nicht vorhanden, denn der nach unverdorbene Wüstensohn, der allerdings Straßenraub und Plünderung benachbarter Dörfer als Sport betreibt, ist im Handel durchaus ehrlich. Später im Frühlinge, beim Verkaufen der Wolle gegen Baarzahlung kostet das Vließ durchschnittlich 4 bis 5 Piaster, bei besonders reger Nachfrage auch noch mehr.

Die Wolle wird dann vermittels Kameelen nach Mossul oder Bagdad gebracht, daselbst im Tigris durch Schlagen mit hölzernen Schlägeln gewaschen, wobei deren Fett unbenutzt verloren geht, sodann in große Säcke festgetreten und auf die Tigrisdampfer zum Weitertransport verladen.

Der gesammte Wollexport Mesopotamiens liegt zur Zeit in den Händen einheimischer Kaufleute, deren nur wenige über namhaftes Betriebskapital verfügen. Ich glaube in der Annahme nicht zu irren, daß Deutschland die für seine Textilindustrie erforderliche Wolle keineswegs in hinreichenden Quantitäten selbst producirt und daher einen großen Theil des Bedarfes vom Auslande zu beziehen genöthigt ist, und zwar, wie sehr wohl begreiflich, zu ziemlich hohen Preisen, zumeist wohl aus dritter oder sogar vierter Hand.

Es ist nun nachgerade zu verwundern, daß in einer Aera lebhafter Handelsbestrebungen, in welcher man im deutschen Vaterlande mit lobenswerther Energie auf direkte Handelsverbindungen mit überseeischen Ländern hinarbeitet und sich dabei sogar mitunter zu einzelnen recht abenteuerlichen und nahezu ans Absurde grenzenden Versuchen und Unternehmungen herbeiläßt, Niemand daran denkt, ein Wenig auch solchen Projekten nahezutreten, deren leichte und sicher gewinnbringende Realisirbarkeit ohne alle Gefahr und über jeden Zweifel erhaben ist. Als ein solches sei heute nur die Errichtung eines Exportunternehmens in Mesopotamien hervorgehoben, das sich jedoch keineswegs auf Wolle allein zu beschränken hätte, sondern auch noch mit einigen anderen, in Europa sehr geschätzten hiesigen Landesprodukten nebenbei vortheilhaft befassen könnte, die in einem nächsten Artikel behandelt werden sollen.

Kürzere Mittheilungen.

Gleerup's Reise durch Afrika[1]).

Der Held dieser neuen Durchkreuzung Afrikas, P. E. Gleerup, ist in Chicago im Jahre 1860 geboren; seine Eltern sind Schweden, er selbst wurde in Lund erzogen und 1879 zum Officier ernannt. Im Jahre 1883 veranlaßte ihn sein abenteuerlicher Geist, in den Dienst der Congogesellschaft zu treten; schon am 14. November schiffte er sich zu Liverpool ein, um seiner neuen Bestimmung zu folgen. Gleich nach seiner Ankunft wurde er nach Vivi geschickt, von wo aus er verschiedene Recognoscirungsreisen machte, im April 1884 wurde er Chef der Station Kimpoko, von wo er jedoch bald nach der Station an den Stanleyfällen versetzt wurde, wo er Anfangs 1885 ankam und die Araber Tippo Tip's dort häuslich niedergelassen fand; die Erinnerung an die Unruhe, welche der erste Bericht über diese Thatsache in Europa verursachte, wird manchem unserer Leser noch frisch im Gedächtniß sein; viele wollten in Tippo Tip schon einen zweiten Mahdi oder wer weiß was sonst noch sehen und prophezeiten aus diesem Grunde schon der Unternehmung des Königs der Belgier einen baldigen Untergang. Jetzt weiß man, was man von dieser rein commerciellen Unternehmung zu halten hat, und gerade die Reise des Lieutenants Gleerup hat in dieser Hinsicht manches Licht verbreitet.

Die Station an den Fällen ist sehr gut eingerichtet; hübsche Häuser für die Chefs und das untergeordnete Personal sind durch prächtige Pflanzungen in Zusammenhang gebracht und die verschiedensten Fruchtbäume entwickeln sich ganz vorzüglich. Heute befinden sich vier Europäer dort, und Kapitän van Gèle ist auf der Reise dorthin begriffen, um die Leitung des Distrikts zu übernehmen. Während der Zeit, daß Gleerup sich dort befand, sind die guten Beziehungen mit der einheimischen Bevölkerung und den Arabern nicht ein einziges Mal gestört worden.

Am 28. December brach Lieutenant Gleerup, der sich einer Expedition Tippo Tip's, welcher sich sehr entgegenkommend zeigte, angeschlossen hatte, von der Station nach Njangwe auf. Die Expedition bestand aus etwa 20 Männern und einigen Frauen und Kindern in vier Booten, hatte den Zweck, Elfenbein nach Njangwe zu schaffen, und war so gut wie unbewaffnet. Man gebrauchte zehn Tage, um die Stanleyfälle, deren Zahl bekanntlich sieben beträgt, zu passiren. Der unterste derselben liegt ein wenig stromaufwärts von der Station; mit den angrenzenden Schnellen unterbricht er die Schiffahrt auf etwa 4 km. Von hier bis zum sechsten bei Hochwasser passirbaren Katarakt befindet sich ein 40 km langer Theil des Flusses, welcher befahrbar ist, ebenso zwischen dem sechsten und dem fünften Katarakt ein Stück von 35 km Länge. Die obersten fünf liegen so nahe bei einander, daß man sie kaum von einander unterscheiden kann; eigentlich darf man hier nicht von Fällen sprechen, es sind, namentlich am linken Ufer, gefährliche Schnellen, durch welche jedoch am rechten Ufer verschiedene Kanäle hindurchführen, welche die Eingeborenen ohne große Schwierigkeit passiren. Gleerup schlug den Landweg ein, während die Araber auf dem Wasserwege die Hindernisse überwanden.

Die ganze Gegend ist wunderschön und namentlich durch reichen Pflanzenwuchs und die verschiedenartigsten, bunten Blumen ausgezeichnet. Gleich oberhalb des ersten, obersten Katarakts an der Mündung des Leopold haben die Araber auf dem rechten Congoufer eine Niederlassung gegründet, welche sie **Kibongo** nennen. Von hier aus führt der Weg durch eine Gegend, welche bisher nur Stanley passirt hat; die Angaben beider sollen gut mit einander übereinstimmen. Die Reise war leicht; während Stanley neun Jahre früher den Widerstand der Eingeborenen zu überwinden hatte, machte Gleerup die Erfahrung, daß der Verkehr durchaus frei ist, vermuthlich in Folge der Furcht, welche die Araber einflößen. Sie haben längs des Flusses eine Reihe von kleinen Posten errichtet und dann gegenüber der Liramündung eine zweite große Station **Liba Riba**; auch hier findet man prächtige Anpflanzungen von Reis, Bananen und Fruchtbäumen und überall wurde Lieutenant Gleerup von den Arabern auf das Freundlichste empfangen.

In diesem Theile seines Laufes empfängt der Congo von rechts her den an der Mündung etwa 900 m breiten **Lowa**, der mit seinen Zuflüssen wahrscheinlich das ganze noch unbekannte Gebiet zwischen dem Congo und dem Muta-Nzige-See entwässert; da zwischen dem See und der Flußmündung ein Höhenunterschied von 500 m besteht, ist es wahrscheinlich, daß der Fluß nicht befahrbar ist; nach den

[1]) Nach „Le Mouvement Géographique", III, Nr. 18.

Mittheilungen Tippo Tip's wird das Land von einer ackerbauenden, freundlichen Bevölkerung, die im Besitz großer Heerden ist, bewohnt.

Weiter aufwärts wird die Fahrt noch durch zwei Gruppen von Fällen erschwert und zwar zuerst durch die Ukassafälle. Zwei nahe bei einander gelegene Felseninseln liegen im Flußbette und lassen am linken Ufer einen ruhigen Kanal offen, welchen nur zum Theil ein kleiner Fall von 15 bis 30 cm Höhe versperrt. Am rechten Ufer hat der Fluß eine Breite von 700 m, welche auf eine Entfernung von 2 km ganz von Strudeln und Wirbeln eingenommen wird. Zur Regenzeit bereiten diese Fälle der Schiffahrt jedoch kein Hinderniß. Eine Tagereise weiter aufwärts traf man auf einer Insel im Fluß auf das von den Arabern sorgfältig unterhaltene Grab des am 1. December 1884 verstorbenen Reisenden L. Amelot, welcher allein und mit ungenügender Ausrüstung versucht hatte, denselben Weg, wie nach ihm Gleerup, zurückzulegen.

Gleerup ist der erste, welcher den jetzt folgenden Theil des Flusses gesehen hat; denn Stanley zog 1876 von Njangwe durch die Wälder von Uregga und erreichte den Congo erst bei dem Dorfe Kampuzu. Zwei Tagereisen oberhalb Ukassa stößt man auf neue Fälle, denen der Reisende den Namen „Wester" gegeben hat; sie nehmen etwa 4 km Länge ein, sind jedoch nicht bedeutend genug, um den Weg ganz zu versperren; Gleerup hat sie längs des Ufers fahrend passirt. Am 25. Januar 1886 wurde Njangwe erreicht, nachdem die Reisenden noch zwei Abtheilungen von Arabern, welche flußabwärts fuhren, begegnet waren.

Njangwe hat sich, seitdem Stanley dort gewesen, sehr entwickelt und wird vielleicht von etwa 10000 Seelen bewohnt. Die Ankunft eines Europäers erregte die Neugierde der Bewohner im hohen Maße; man bewies demselben jedoch die größte Aufmerksamkeit, von der er aber nur wenig Vortheil ziehen konnte, da er an einem Gallenfieber erkrankte. Doch schon am fünften Tage vermochte er die Reise nach dem Tanganika anzutreten, wurde jedoch in Kasongo, der südsüdöstlich von Njangwe gelegenen Residenz Tippo Tip's länger aufgehalten. Auch dieser Ort hat sich sehr vergrößert; während Livingstone von einem kleinen Dorfe spricht, zählt die von prächtigen Pflanzungen umgebene Stadt jetzt über 8000 Einwohner; Gleerup blieb 12 Tage bei dem Sohne Tippo Tip's, welcher ihn auf das Freundlichste empfing und unterstützte. Am 11. Februar setzte der Reisende, von einem Führer und 18 Trägern begleitet und gut ausgerüstet, seine Reise fort. Beiläufig wollen wir bemerken, daß am oberen Congo Muschelgeld, an den Stanleyfällen eiserne Aexte, zu Njangwe und in Manjema Taschentücher und in Udschidschi Perlen das gebräuchlichste Bezahlungsmittel sind.

Ebenso wie seine Vorgänger (Livingstone, Cameron, Stanley und Wißmann) preist Gleerup die Schönheit des Manjema-Landes, nur die Bevölkerung ist in Folge der arabischen Raubzüge nicht mehr so dicht wie früher. Der Marsch durch diese Landschaft dauerte einen Monat. Die Araber haben hier 4 bis 5 Posten, welche eigentlich als Schulen für die weiblichen Sklaven dienen, welche dort zu 50 bis 75 in landwirthschaftlichen Arbeiten unterwiesen werden. Der Weg durch Manjema endet in Mtowa am Tanganika-See, von wo die protestantische Mission seit einem Jahre nach der gegenüber gelegenen Insel Kavala verlegt ist; bei den freundlichen Missionaren Hore und Swan blieb der Reisende zwei Tage, dann fuhr er in 33 Stunden auf ihrem Segelschiffe (mit der Zusammensetzung ihres Dampfers waren sie damals noch beschäftigt) nach Udschidschi. Auch dieser Ort hat sich so entwickelt, daß er jetzt über 8000 Einwohner zählt; viele arabische Karawanen ziehen in verschiedenen Richtungen durch das Land, auch traf man zwei von Zanzibar kommende französische Missionare. Am 29. März wurde die Reise fortgesetzt, in Urambo dem traurigen Nachfolger Mirambo's ein Besuch gemacht, und zu Tabora am 27. April die sehr blühende französische Mission erreicht. Gleerup schloß sich einer der nach der Küste ziehenden Elfenbeinkarawanen an; unterwegs traf man noch andere Gesellschaften, welche dem gleichen Ziele zueilten, so daß manchmal 2000 Personen im Nachtlager vereinigt waren. In Mpuapua, einer protestantischen Mission, traf man den französischen Reisenden Revoil, der am Fieber darniederlag und nun nach Zanzibar mitgenommen wurde. Den deutschen Unternehmungen verspricht Gleerup bei hinreichender Ausdauer günstige Resultate, wie das Beispiel der Missionsniederlassungen beweist. Ueberall fand der Reisende einen freundlichen Empfang und erreichte am 25. Juni Zanzibar. Wenn die Reise Gleerup's auch mit Ausnahme eines kleinen Theiles des Congo keine unbekannten Gegenden berührt hat, so beweist sie doch, wie sehr die Civilisation in jenen Gegenden fortgeschritten ist, und gewiß haben wir von ihm noch interessante Mittheilungen über Land und Leute zu erwarten.

Aus allen Erdtheilen.

Europa.

— Der Bergwerksbetrieb in Oesterreich im Jahre 1885 ergab nach dem statistischen Jahrbuche des Ackerbauministeriums nach Abzug der verhütteten Erze für die Bergbau- und Hüttenproduktion einen Werth von 66590488 Gulden ö. W., um 4395167 Gulden weniger als im Jahre 1884 und zwar die Bergwerksproduktion 49,56 Millionen (gegen 1884 um 0,33 Millionen weniger), die Hüttenproduktion 28,59 Millionen (um 3,13 Millionen weniger als 1884). Die Abnahme war eine Folge geringerer Eisenproduktion; an Kohlen wurde mehr gefördert als im Vorjahre, doch sanken die Grubenpreise.

— Frankreich in Wort und Bild. Seine Geschichte, Geographie, Verwaltung, Handel, Industrie, Produktion, geschildert von Friedrich v. Hellwald. (Leipzig, Schmidt u. Günther.) Heft 34 bis 43 bringen zunächst den Schluß der Schilderung der Bretagne, wobei wir die interessanten Aufzeichnungen des Verfassers über die eigenthümlichen Sitten und Gebräuche der Bretonen erwähnen möchten; zu den interessantesten gehören jene Gebräuche, welche Brautwerbung, Hochzeit, Taufe und Begräbniß betreffen. Sodann folgen die Schilderungen der Vendée und Poitou, von Marche und Limousin mit den interessanten Städten Poitiers, Limoges, La Rochelle u. s. w.; sowie den Schlössern, die zum Theil an sehr bekannte Namen erinnern, wie Schloß Larochefoucauld, Schloß Pompadour u. s. w. Darauf folgt der Anfang der letzten Abtheilung des Werkes, nämlich Südfrankreich, das der Verfasser mit einer Charakteristik der Franzosen in Nord und Süd einleitet, wobei er die großen Verschiedenheiten beider Völkerschaften, der Nordfranzosen und der Südfranzosen hervorhebt, die er als „zwei ganz verschiedene Rassen" bezeichnet. Die Schilderung von Südfrankreich beginnt mit der Provinz Guyenne, und begegnen wir gleich sehr bekannten Namen, wie Roquefort mit seiner berühmten Käsefabrikation, Cahors, Périgueux, den Hauptort der Landschaft des Périgord und Haupthandelsort der ebenfalls welt-

berühmten Trüffeln, die jetzt jährlich im Werthe von 16 bis 20 Millionen Franken gezüchtet werden. Sodann folgt die bedeutende Handelsstadt Bordeaux mit ihrer großartigen Weinausfuhr, die im Jahre 1883 bis auf 362 Millionen Franken stieg. Dann folgt die Schilderung der Provinzen Gascogne und Béarn, welche dem Verfasser Gelegenheit zu einer Charakteristik der Basken giebt, den Nachkommen der alten Iberer, einer der merkwürdigsten Völkerreste Europas. Die bekannten Badeorte Biarritz und Pau werden uns in lebhaften Farben beschrieben.

— Ueber die Lavendel-Industrie im Massiv des Ventoux macht Henri Laval „in „Arch. de Pharm." einige interessante Mittheilungen. Zwei Lavendelarten kommen auf dem Mont Ventoux vor, der eigentliche Lavendel (Lavandula vera) und der Aspic (L. spica); ersterer tritt in größerer Höhe auf als letzterer. Beide bedecken eine Oberfläche von etwa 11 000 ha, wovon 8000 den Gemeinden und 3000 Privatbesitzern gehören. Man sammelt die Pflanzen im Juli und August. Um diese Jahreszeit begeben sich Männer, Frauen und Kinder in die Berge. Zur Zeit der stärksten Thätigkeit beträgt ihre Zahl über 1200. Mittels einer Sichel schneiden sie die Pflanzen oberhalb des beblätterten Theiles ab und tragen sie in schweren Bündeln auf dem Kopfe hinab nach Bedoin, Villes, Sault oder anderen Fabrikationscentren. Im Allgemeinen ist das Sammeln in den Gemeindeländereien frei; einige Gemeinden erheben aber eine Abgabe von 1 Franc pro Jahr.

Man schätzt das Gewicht frischen Lavendels, welcher jährlich gesammelt wird, auf 1 700 000 kg. Hiervon werden 1 200 000 kg destillirt und liefern 6000 kg Essenz, welche im Mittel mit 12 Francs verkauft wird; das macht hierfür eine Einnahme von 72 000 Francs. Von dem Reste der Pflanzen werden die Blüthen entfernt und gereinigt. Man gewinnt so 150 000 kg Blüthen, welche im Mittel mit 16 Francs pro 100 kg verkauft werden. Das macht im Ganzen 24 000 Francs. Hierzu noch die obigen 72 000 Francs gerechnet, ergiebt sich eine Gesammteinnahme von etwa 100 000 Francs. Die Destillation geschieht sowohl durch Dampf wie am Feuer. Beide Methoden ergeben etwa die gleichen Quantitäten. L. spica ist reicher als L. vera, da von ihm 160 kg genügen, um 1 kg Essenz zu geben, während man von L. vera 200 kg braucht. Die Essenz ist fast ganz in den Blüthen enthalten; die Stengel und Blätter enthalten davon nur geringe Mengen von schlechterer Qualität.

— Weibliche Artele. An vielen der Halteplätze der Dnjepr-Dampfböte existiren seit langer Zeit Arbeiterartels, welche ausschließlich aus Mädchen bestehen. Dieselben sind verpflichtet, bei der Ankunft und dem Abgange der Dampfer zugegen zu sein und Trägerdienste zu verrichten. Sie tragen Holz und Steinkohlen vom Ufer aufs Schiff, stellen die Landungsbrücke her und binden das Schiff mit Tauen ans Ufer; außerdem verrichten sie allerlei Gänge, um sowohl für den Schiffsrestaurateur als auch für das Publikum Einkäufe und Besorgungen zu machen. Die Mädchen, welche Mitglieder der Artels sind, gehören meist zur Familie der besseren Bauern und neue Mitglieder werden nur mit großer Auswahl aufgenommen. Sobald ein Mitglied sich verheirathet, so wird ein anderes Mädchen in den Artel aufgenommen, aber nur unter allgemeiner Einwilligung der übrigen. Die Mitglieder der Artels erscheinen nur zu bestimmten Zeiten am Halteplatz der Dampfer, während der übrigen Zeit beschäftigen sich die einzelnen in ihrem eigenen Haushalte. Jedes Mitglied erhält außer dem monatlichen Sold (3 Rubel = 6 Mark) noch eine besondere Bezahlung für das Tragen des Heizmaterials, so daß jedes Mitglied („Schwester") während des Sommers etwa 60 bis 75 Rub. (120 bis 170 Mk.) verdient. Einige dieser Mädchenartels existiren nun schon länger als 20 Jahre; die Mitglieder haben oftmals gewechselt, weil sie sich verheiratheten, aber die Ordnung und Einrichtungen der Artels sind stets dieselben geblieben. Die Dampfschiffsinhaber geben den Mädchenartels unbedingt den Vorzug vor den gewöhnlichen Arbeiterartels, weil die Mädchen pünktlicher bei der Arbeit und nüchterner sind und eine geringere Löhnung beanspruchen.

(„Oestl. Rundschau", 1886, Nr. 29 nach der „Kiewljänin".)

Asien.

— Vom 15. Mai bis 15. September 1887 wird in Jekaterinburg am Ural eine sibirische Ausstellung für Gewerbe und Wissenschaft stattfinden; für Anthropologie und Ethnographie Sibiriens wird eine besondere Abtheilung existiren.

— Die Turkestaner Zeitung erhielt von dem Entomologen und Reisenden G. J. Grumm-Grshimailo aus der Stadt Osch folgenden Brief: Ich hatte die Absicht, schon am 1. (13.) April aus Margelan auszurücken, allein der späte Frühling und viele andere Umstände, vor Allem die Unmöglichkeit, so früh ins Gebirge eindringen zu können, veranlaßte mich, meine Abreise bis zum 20. April (2. Mai) zu verschieben. Meine Reiseroute geht von Osch zum Naryn bis nach Kaschgar, dann über Pamir und Alai zum Ursprunge des Flusses Ak-Bura und zurück nach Osch. — Der Frühling ist hier in Fergana ungleich später als in Taschkent eingetreten: die Fruchtbäume sind noch kahl und in den Bergen liegt noch Schnee und heute ist schon der 19. April (1. Mai). Ende Februar und zu Beginn des März fiel in den Bergen so viel Schnee, daß die Karawane am Terek-davan-Paß Halt machen mußte. Um im tiefen und lockeren Schnee den Weg festzutreten, wurde eine Heerde Jaks (tibetanische Ochsen) vorausgeschickt. Im März gab es Ueberschwemmungen und Lawinen, welche einzelne Aule (Dörfer) verschütteten. Alles deutet darauf hin, daß der Sommer in Alai und Pamir heuer so kalt sein wird wie im vorigen Jahre, als der Reisende Lidski im Juli auf dem Alai-Gebirge durch einen Schneesturm überrascht wurde. — Ich hoffe während meiner Exkursion neue Gründe für meine Behauptung zu finden, daß es möglich sei, den Alai, Pamir, die ostbucharischen Vorberge und den Hindukusch in ein Gebirgssystem zusammenzufassen, das zu dem Tiën-schan keine Beziehung hat. Jenes Alai-Pamir-System war, als die Thierwelt hier auftrat, vollständig getrennt vom Tiën-schan. Der zwischen Tiën-schan und Pamir existirende Verbindungszug hat sich erst in allerletzter Zeit erhoben. Zu diesem Resultate der Scheidung und Trennung des Alai-Pamir vom Tiën-schan ist auch Prof. J. Muschketow gekommen, im Gegensatze zu Prof. v. Richthofen, welcher zum Tiën-schan-System außer dem Ala-tau und dem Alexander-Gebirge noch den Alai und Pamir hinzurechnet. Meine Exkursion soll namentlich untersuchen, wie sich Flora und Fauna auf jener Verbindungskette zwischen den Tiën-schan und dem Hindukusch (mit Alai und Pamir) verhält. („Oestl. Rundschau" 1886, Nr. 22.)

— Ethnographische Untersuchungen an Kirgisen. In der Sitzung der Ostsibirischen Abtheilung der k. R. geograph. Gesellschaft in Omsk am 29. Mai machte Herr M. A. Schestakow einige Mittheilungen über seine Forschungen, welche er während des Winters im Kreise Omsk an Kirgisen anstellte. Schestakow bereiste 24 Aule, machte anthropologische Erhebungen (aber keine Messungen) an 125 Individuen und sammelte statistische Notizen in 50 Jurten; außerdem notirte er mancherlei über Sitte, Aberglauben, Sprüchwörter u. s. w. Die Kirgisen halten sich nach Schestakow für Mohammedaner und zwar für Sunniten; sie alle sind gar keine Fanatiker und die Mehrzahl derselben erfüllt nur äußerliche Forderungen (Gebete, Fasten). Die früheren tatarischen Mullas bemühten sich freilich, die Kirgisen zu Fanatikern zu machen, allein das ist anders geworden, seit die Mullas eingeborene Kirgisen sind. Dieselben werden wegen ihres Verstandes, ihrer Abstammung und der genauen Erfüllung der alten Gebräuche geachtet. Die Kir-

gisen haben angefangen, den Nutzen der Bildung einzusehen, und es giebt kaum einen Aul, in welchem man die Kinder nicht im Lesen, Schreiben und den Grundlehren des Islam unterrichtete. Neben den Vertretern des Islam, den Mullas, haben sich Reste des Schamanenthums und dessen Vertreter, die Baksas, erhalten. Der Baksa repräsentirt eine besondere Gattung von Zauberern oder Schamanen, welche jederzeit ihr Wesen treiben, nicht tanzen, keine Trommel schlagen, aber durch Spielen auf einem Instrumente sich begeistern. Das Instrument, Kobys oder Kobus genannt, ist eine Art Guitarre, von Rauch geschwärzt, denn es stammt von den Voreltern, wie der Beruf eines Baksa selbst. Die Baksas heilen auch Kranke durch Beschwörungen, und diejenigen, welche dabei besonders rasen, werden vom Volke für die wirksamsten gehalten. Außer ihnen giebt es unter den Kirgisen auch noch sogenannte Duanas. Ein solcher geht gewöhnlich in einer Mütze aus Schwanenfell einher; der Hals des Schwanes hängt wie ein Schwanz herab, der Kopf ist aus Korallen, Kauris u. s. w. zusammengesetzt. Der Duana kann niemanden heilen; er bettelt auch nicht, aber man giebt ihm Almosen. Er und der Baksa sind Feinde; beide halten sich nie in einem und demselben Aule auf. Außerdem giebt es besonders heilige Mullas, welche die Verrückten heilen sollen. („Oestl. Rundschau" 1886, Nr. 28.)

— Die „St. Petersburger Zeitung" meldet, daß in letzter Zeit die Kolonisation der Provinz Kuldscha durch die Chinesen solche Fortschritte mache, daß der dortige russische General-Gouverneur darum nachgesucht hat, auch das anstoßende russische Gebiet (Semiretschje = das Land der sieben Ströme) durch Heranziehung größerer Mengen russischer Einwanderer in verstärktem Maße kolonisiren zu dürfen. Um das zu Ansiedelungen geeignete Terrain zu vermehren, soll das Land künstlich bewässert werden.

— Ueber die Bunge'sche Expedition erfährt man Folgendes: Am 26. Februar hat Baron Toll den Ort erreicht, wo das Mammut (vergl. oben S. 95) gefunden wurde; er hat dem Dr. Bunge gemeldet, daß keinerlei Weichtheile desselben erhalten seien, daß aber die Hoffnung vorhanden sei, interessante Thatsachen in Betreff der Konservirung jener antediluvianischen Thiere im Boden Sibiriens zu erfahren.

— Um die Insel Sachalin besser zu bevölkern und zu kolonisiren, ist bestimmt worden, daß alle Frauen und Mädchen, welche in Rußland zur Zwangsarbeit in Sibirien verurtheilt worden sind, mit ihren Kindern nach Sachalin befördert werden sollen. Ebenso werden diejenigen Frauen der schon nach Sachalin verschickten Männer, welche sich bereit erklärt haben, ihren Männern in die Verbannung zu folgen, gleichfalls nach Sachalin gesandt werden. — Es sind gegenwärtig im Ganzen mehr als 300 Frauen und Mädchen, welche zum Theil in Moskau noch im Gefängnisse sich aufhalten, aber demnächst nach Odessa und mit dem Dampfschiffe „Kostroma" nach Sachalin transportirt werden sollen. Unter den verurtheilten weiblichen Individuen ist die Hälfte verheirathet, aber kein einziger Ehemann hat sich bereit erklärt, freiwillig seiner Frau nach Sachalin zu folgen. — Die erste Partie von Frauen, welche ihren Männern oder nahen Anverwandten freiwillig in die Verbannung nach Sachalin folgten, ist am 14./26. August aus dem Moskauer Centralgefängnisse abgefertigt. („Oestl. Rundsch." 1886, Nr. 32 u. 34.)

— Die „Oestliche Rundschau" hat aus Gumbum von Potanin Nachricht erhalten, voraussichtlich die letzte aus der Mongolei, da die Reisenden Ende März Gumbum, wo sie den Winter verbrachten, verlassen und nach Irkutsk zurückkehren wollten. Ihr Weg geht von Gumbum über Donkyr zum Kuku-nor, von da über den Nan-schan zum chinesischen Städtchen Su-tschen, weiter längs den Ufern des Flusses Jedsin-gol, woselbst Mongolen wohnen, bis zur Grenze Sibiriens. — M. M. Beresowski verbrachte den Winter, wie wir bereits meldeten, in Si-tschuan, woselbst er unter den Tanguten weilte und jagte. Ende Februar langte er in Gumbum an, wo die Expedition schon mit Vorbereitungen zur endlichen Rückkehr, mit dem Ankaufe von Pferden und Kameelen beschäftigt war. Die Mitglieder der Expedition sind gesund und hoffen im Herbste in Irkutsk zu sein. („Oestl. Rundschau" 1886, Nr. 26.)

— Weiter wird gemeldet, daß die Expedition Potanin's bereits in der Stadt Donkyr eingetroffen sei. Von hier wird der eine Begleiter Potanin's, M. M. Beresowski, mit neuen Mitteln ausgerüstet, noch im Mai nach Gansu zurückkehren, sobald er seine Sammlungen nach Irkutsk abgefertigt haben wird. Die übrigen, Potanin und Frau, sowie A. W. Skassi, marschiren direkt nach Irkutsk: ihre Karawane besteht jetzt aus 19 Kameelen, 15 Pferden, 2 Eseln und 13 Knechten, außerdem geleiten sie bis Su-tschen vier chinesische Soldaten und zwei chinesische Beamten. Anfang April waren in Donkyr am Tage noch 18° C., aber am Kuku-nor lag noch tiefer Schnee. In der letzten Zeit hat sich zu Potanin ein Engländer, der Missionar Parker, gesellt, der bereits zehn Jahre in China lebt, mit einer englisch erzogenen Chinesin verheirathet ist und als ausgezeichneter Kenner des Landes gilt. Er reist mit Potanin bis Su-tschen und will dann nach Chami, Kaschgar, Jarkent, Chotan, Urumtschi, Kobdo und Uljässutai weiter. Parker beschäftigt sich insbesondere mit der Verbreitung der heiligen Schrift. („Oestl. Rundschau" 1886, Nr. 27.)

— Dr. Pekelharing, Professor der Medicin an der Universität zu Utrecht, ist von der niederländischen Regierung ersucht worden, sich nach Asien zu begeben, um die Natur der unter dem Namen Berri-Berri bekannten Krankheit zu studiren; er wird die Reise im nächsten Monat antreten. Uebrigens hat, wie in dem in Japan erscheinenden „The Sei-I Kwai Medical Journal" mitgetheilt wird (nach der Uebersetzung in der „Medical Press"), ein Arzt in Japan die Bakterien entdeckt, welche Kakké (Berri-Berri) verursachen und Dr. Wallace Taylor hat diese Untersuchungen fortgesetzt. Das Blut gab saure Reaktion und verursachte, durch Einspritzung einer Ratte mitgetheilt, Lähmung der Hinterfüße. Er erklärt die Krankheit für ansteckend, ferner daß alle anderen Erscheinungen der Erkrankung der Verdauungswerkzeuge untergeordnet sind.

Afrika.

— Der Congo fährt fort, seine Opfer zu kosten: Nr. 18 des „Mouvement Géographique" brachte die Nachricht, daß Graf Posse in Boma verstorben sei; Nr. 19 meldet den Tod zweier Belgier, Delatte und Eycken. Letzteren befiel in der Falls-Station, welche bisher für besonders gesund galt, eine schwere Dysenterie. — Sehr ungünstig spricht sich neuerdings Schiffslieut. G. Bove, welcher von der italienischen Regierung nach dem Congo geschickt worden ist, über dessen Klima und Zukunft aus, und wenn dem entgegengehalten wird, daß er bisher nur den unteren Stromlauf kennen gelernt habe, so ist doch geradezu vernichtend, was Prof. Lenz von Stanley-Falls aus nach Wien schreibt (Mitth. der k. k. Geogr. Ges. 1886, S. 339): „Das Congobecken, wie überhaupt das ganze tropische Afrika, ist und bleibt einmal ein für Europäer ungesundes und gefährliches Land, man mag das zu beschönigen suchen, wie man will, es nutzt Alles nichts. Ich halte jeden Versuch, auch nur ein Wort zu Gunsten des Klimas zu sagen, für gewissenlos und verbrecherisch, nur geeignet, unerfahrene Leute hierher zu locken, wo sie neben Enttäuschungen aller Art auch noch Leben und Gesundheit aufs Spiel setzen. Es ist ganz gleichgültig, ob das Land am Meere liegt oder im Inneren, ob der Platz hoch oder tief gelegen ist, es ist und bleibt ein ungesundes Klima, und Jeder, der mit heiler Haut diese Länder verläßt, kann von Glück sagen." Dieser

Ausspruch läßt allerdings an Deutlichkeit nichts zu wünschen übrig.

— Die Baseler Missionsgesellschaft hat unter Mitwirkung des Auswärtigen Amtes von der Londoner Baptisten-Mission die Station Victoria am Südfuße des Kamerun-Gebirges für 2000 Pfd. St. angekauft, so daß diese, bisher unter englischem Schutze stehende Enklave nunmehr zum deutschen Besitze zu rechnen ist. Schwere Arbeit werden die Baseler Missionare dort vorfinden, denn ein nichtswürdigeres Gesindel als die Bewohner Victorias giebt es weit und breit nicht. „Eine Gesellschaft — schreibt H. Zöller, Die deutsche Kolonie Kamerun, I, S. 112 —, die von Weißen und von unverdorbenen Schwarzen so sehr verachtet wird, wie dieses Missionsgesindel, würde man in Westafrika kaum mehr wiederfinden. Zu allen kleinen Schlechtigkeiten und Niederträchtigkeiten im Charakter der schwarzen Rasse sind nun noch diejenigen der weißen Rasse hinzugekommen. Das Tragen von Amuletten und andere Seiten des Fetischdienstes sind heute noch ebenso im Schwunge wie früher. Das Christenthum der Leute beschränkt sich auf jene Baptisten-Hymnen, deren nicht näher zu bezeichnende Abfassung — aus Gründen des Anstandes wollen wir sie bloß „höchst kindlich“ nennen — im Vereine mit dem blödsinnigen Abplärren jedes feinere Gefühl beleidigen muß.“

— In der eben erschienenen zweiten Nummer der „Größeren Aufsätze“ (1886), welche die Niederländische Geographische Gesellschaft veröffentlicht, sind einige Bemerkungen des Herrn J. Büttikofer über das Buch des Kolonel Wauwermans „Libéria, Histoire de la fondation d'un état nègre libre“ enthalten, deren Inhalt hier eine kurze Erwähnung finden möge. Herr Büttikofer, dessen Reisen in Liberia der „Globus“ im 46. Bande ausführlich gedacht hat, weist zunächst darauf hin, daß Oberst Wauwermans, der selbst nie in Liberia gewesen, einmal Alles in viel zu rosenfarbenem Lichte betrachtet, dann aber das, was in Gesetzen und Bestimmungen festgesetzt ist, für die Wirklichkeit nimmt, mit einem Worte, Büttikofer glaubt von dem, was er früher über die Zustände in Liberia gesagt, nichts zurücknehmen zu können. Allerdings machen einzelne Bemerkungen, die bei Wauwermans vorkommen, auf den unbefangenen Leser einen überraschenden Eindruck, wenn er z. B. sagt: „Die Bürger von Liberia sind vollständig von den Pflichten durchdrungen, welche ihnen durch die Gründung der Kolonie hinsichtlich der Wiedergeburt Afrikas und der Befreiung der Negerrasse auferlegt sind.“ Man denke nur einen Augenblick daran, was wohl dazu gehört, eine solche Idee zum Bewußtsein eines ganzen Volkes, sei es auch des gebildetsten der Welt, zu bringen, vielleicht werden dann sich einige leise Zweifel darüber erheben, ob die in dem angeführten Satze ausgedrückte Meinung in Liberia so ganz vollständig allgemeines Eigenthum geworden ist. Büttikofer hebt weiter einige Bemerkungen über das Schulwesen und die Industrie hervor, wo seiner Ansicht nach Wauwermans viel zu günstig urtheilt; zum Schluß, und dies ist mit das Wichtigste, vertheidigt er seine Karte gegen die ihr durch Wauwermans gemachten Vorwürfe und die, wie er meint, willkürlich an derselben angebrachten Verbesserungen.

— Von dem an der ganzen Küste West-Afrikas eingeführten Bergreis (Riz Antavo) berichtet, wie wir der „Gartenflora“ entnehmen, ein französischer Missionar P. Camboué von Madagaskar. Er schildert besonders die Bedürfnißlosigkeit dieses Reises in Bezug auf künstliche Bewässerung und Vorarbeiten zur Pflanzung desselben. Die Eingeborenen auf Madagaskar thun weiter nichts, als daß sie ein Stück Wald herunterschlagen und verbrennen, und dann den Reis säen, indem sie mit einem Stocke den Boden etwas ritzen und darauf den Samen in die aufgelockerte Stelle streuen. Der Missionar empfiehlt den Bergreis zum Anbau in Algier, Tunis und vielleicht auch in Südfrankreich, wo im Allgemeinen die Arbeitskräfte für gründliche, moderne Bodenbearbeitung fehlen. Auch für unsere neuen Länder in den heißen Gegenden dürfte er zu empfehlen sein, etwa für den Unterhalt des schwarzen Personals, zu welchem Zwecke man neuerdings auch umfassende Versuche damit im Congo-Staate am Stanley-Pool zu machen gedenkt. Der Reis führt sich bei allen wilden Völkern, die ihn noch nicht kennen, außerordentlich leicht ein, was z. B. mit den großkörnigen Sorghum-Arten durchaus nicht der Fall ist.

Australien.

— Eine von der Victorian Squatting Company ausgesandte, aus fünf Personen bestehende Gesellschaft kehrte Anfang Juli vom Cambridge Golf an der Nordküste von Australien zurück. Sie hatte auf den Cambridge Downs ein welliges Terrain erforscht, welches mit schönem nahrhaftem Grase und mit Eukalyptenwald bestanden war. Zwei nicht unbedeutende Flüsse wurden entdeckt, die man Lorimer und Drysdale benannte. Ausdauernde Creeks, Lagunen und Wasserlöcher existirten ebenfalls; Fische und Wild gab es in Menge. Eingeborene waren zahlreich und schlank und kräftig gebaut, manche über 6 Fuß hoch.

— Wir haben früher (Bd. 49, S. 46 und 191) auf eine Expedition David Lindsay's hingewiesen, welche derselbe Ende Oktober 1885 unternahm. Es handelte sich dabei zunächst um die Durchkreuzung des unbekannten Gebietes zwischen 24° und 27° südl. Br. und 135° und 138° östlich von Gr., welches auf den Karten noch einen weißen Fleck bildet. Unter seinen Begleitern befindet sich auch der frühere preußische Artillerie-Lieutenant Hermann Dittrich als Botaniker und Sammler. Wir entnehmen einem Briefe, welchen der letztere unter dem 10. Mai 1886 im westlichen Queensland, von der Rocklands Station am Lake Mary in 20° 6′ südl. Br. und 138° 20′ östl. v. Gr. aus, an eine australische Zeitung sandte, Folgendes: „Nachdem wir im Januar ungefähr 200 Miles (322 km) über eine denkbar schlechte Wüste von Sandhügeln gereist waren, erreichten wir Dalhousie Springs in 26° 26′ südl. Br. und 135° 45′ östl. v. Gr. und verloren hier zu unserem großen Bedauern eines unserer Kameele an einem bösen Fußleiden. Wir zogen dann nördlich an den Finke R. und von da über Sandhügel an den Todd R. (24° 16′ südl. Br. und 135° östl. von Gr.) und in die Mc. Donnell Ranges. Im Todd fanden wir leider keinen Tropfen Wasser. Der ganze Distrikt bot ein trostloses Bild der Dürre, und es schien, als wäre seit wenigstens zwei Jahren kein Regen gefallen. Wir wollten dann ein Wasserloch im Giles Creek, welcher in 25° 35′ südl. Br. und 134° 40′ östl. von Gr. in den Todd mündet, aufsuchen, aber es gelang uns nicht. Unsere Kameele mußten, mit Gepäck stark beladen und unter einer entsetzlichen Hitze, sieben Tage lang ohne einen Trunk Wasser marschiren. Unsere Hunde, welche bei ihrer Erschöpfung zuletzt auf den Kameelen transportirt wurden, krepirten sämmtlich und unser Afghane ward vom Sonnenstich befallen. Wir befanden uns in einer sehr kritischen Lage und es fehlte wenig daran, so hätten wir ein neues schwarzes Blatt für die Entdeckungsgeschichte Australiens geliefert. Glücklicher Weise stießen wir im letzten Augenblicke auf zahlreiche Spuren von Thieren, welche in eine enge Schlucht führten. Wir folgten der Fährte und gelangten an einen unbedeutenden Lauf von gelblich trübem Wasser, welches uns jedoch viel besser schmeckte als das schönste Lagerbier und den Kameelen nicht weniger. Die Mc. Donnell Ranges hielten uns mehrere Wochen fest, und als wir uns dann endlich höchst mühsam durch sie hindurchgewunden hatten, kamen wir an den Plenty R. (22° 58′ südl. Br. und 135° 50′ östl. von Gr.). Hier begannen unsere Leiden von Neuem, denn der sogenannte Fluß enthielt keinen Tropfen Wasser. Wir mußten also ins Gebirge zurückkehren und waren so glücklich, in einem Felsenloche ein wenig Wasser von recht schlechter Beschaffenheit zu entdecken. Damit ver-

sehen, setzten wir unsere Reise fort und gelangten an den Marshall R. (22° 52′ südl. Br. und 135° 35′ östl. von Gr.), wo wir zahlreiche Eingeborene antrafen und auch gutes Wasser fanden. Es war eine trostlose Gegend, welche wir passirt hatten, für irgend einen Kulturzweck schwerlich je zu verwenden. Wir waren jetzt noch 175 Miles (282 km) von der Station Lake Nash, wenige Miles von der Westgrenze der Kolonie Queensland gelegen, entfernt, wo wir mit der civilisirten Welt wieder in Verbindung treten sollten. Der Weg dahin führte von Neuem über unbekanntes, völlig werthloses Land, über welches wir zwar unter vielen Schwierigkeiten, jedoch glücklich hinwegkamen. Leider hatten wir dabei ein zweites Kameel verloren, so daß ihre Zahl jetzt auf zehn reducirt war, — viel zu wenig für acht Personen und deren Gepäck. Am 3. April 1886 erreichten wir Lake Nash und fanden Briefe und Zeitungen für uns vor. Von hier aus ließ ich das dritte Packet getrockneter Pflanzen über Burketown an den Baron von Müller in Melbourne abgehen. Die Saison war für botanische Sammlungen eine sehr ungünstige. Viele Pflanzenexemplare waren so trocken, daß sie nach wenigen Tagen wie Staub aus einander fielen. Ich hoffe, daß der Carpentaria-Golf-Distrikt eine bessere Ausbeute gewähren werde. Mr. Lindsay ist mit seinen Begleitern gegenwärtig 100 Miles (161 km) westlich von hier (d. h. Rocklands Station) mit Landvermessung beschäftigt. Ich bin jetzt mit meinem alten Beltana-Reitkameele allein und, theils für wissenschaftliche Zwecke, theils zum Vergnügen, auf der Reise nach Burketown in 17° 47′ südl. Br. und 139° 31′ östl. von Gr. und nach dem Carpentaria-Golf begriffen. Ich verlasse morgen, den 11. Mai, Rocklands Station und reise nordöstlich in der Richtung auf Gregorytown in 18° 50′ südl. Br. und 139° 20′ östl. von Gr., wo mir die Gebrüder Watson hoffentlich Pferde leihen werden, um nach Burketown zu kommen. Ich gedenke nach Verlauf von sechs bis sieben Wochen bei Corella Lagoon, westsüdwestlich von hier, wieder mit der Lindsay-Gesellschaft zusammenzutreffen."

Lieutenant H. Dittrich hat sich auf der ganzen Reise als ein tüchtiger Buschmann und Explorer bewährt und die Gesellschaft einmal von einem fast sicheren Untergange gerettet. Er besitzt Unerschrockenheit, Muth und Intelligenz und wäre ganz der Mann, eine Expedition unter schwierigen Verhältnissen zu leiten. Wir denken dabei an eine Expedition in Neu-Guinea. H. Greffrath.

— Unter den australischen Kolonien ist **Victoria** die erste, welche ihre **Bevölkerung** über eine **Million** hinausgebracht hat. Am 1. Juli 1851 wurde bekanntlich der Port Phillip-Distrikt mit nur 76000 Seelen von Neu-Süd-Wales getrennt und zu der selbständigen Kolonie Victoria erhoben. Am 31. December 1885 war ihre Bevölkerung auf 991 875 und am 31. März 1886 auf 1 001 756 gestiegen. Ihr zunächst steht Neu-Süd-Wales, dessen Seelenzahl sich Ende 1885 auf 980 573 und am 31. März 1886 auf 992 875 belief. Dann folgen Queensland mit 326 916 (am 31. December 1885) und Südaustralien mit 317 242 Ende März 1886. In Südaustralien hat sich die Bevölkerung, in Folge starker Auswanderung, in den ersten drei Monaten des Jahres 1886 um 2527 vermindert.

Südamerika.

— In der Mittheilung über die **Goldlager in Patagonien** (s. oben S. 61) ist erwähnt, daß selbst bis zur Südspitze des Welttheiles schon sehr lange goldhaltige Mineralien gefunden worden seien. Auch Musters erzählt, daß er während seines Aufenthaltes im Punta Arenas bei einem Kaufmann Proben von Gold von den Ufern eines benachbarten Stromes gesehen habe. Wie reich Feuerland an Gold ist, geht aus dem Berichte eines Goldwäschers hervor, der seit einiger Zeit an einem Zuflusse der Bahia Inutil, Namens Santos Ossa, thätig ist. Am ergiebigsten sei jedoch der Santa Maria, wo jetzt eine ganze Anzahl Unternehmer von vielen Arbeitern waschen ließen. Am Rio del Oro sei nun gleichfalls eine Goldwäscherei. Es wird beklagt, daß nicht mehr Unternehmer kommen, „von dieser wilden Insel das Gold zu holen". Auch andere Metalle seien vorhanden und die Ausbeutung versprechender, als am Cabo Virjines, wo das Wasser fehle. Auf Feuerland sind noch die Kasten mit vergitterten Böden, eine jener ursprünglichen Einrichtungen der australischen und kalifornischen Goldwäscher, in Anwendung.

— Demnächst wird Dr. **R. A. Philippi** in Santiago de Chile, dessen Sohn die Hochebene des früheren Südbolivien, von Antofagasta de la Sierra bis Tarapacá und dem Fluß Camarones, der jetzt die Nordgrenze von Chile bildet, bereist hat, eine Abhandlung über die daher erhaltene botanische Ausbeute und dann auch Näheres über diese weniger bekannte Hochebene selbst veröffentlichen. Nach einer vorläufigen Mittheilung ist dieselbe 3000 bis 4000 m und darüber hoch, es liegen auf ihr 30 bis 40 oder mehr große und kleine Salzseen, und dazwischen sind wohl 20 theils erloschene, theils noch rauchende Vulkane zerstreut, von welchen drei oder vier höher als der Chimborazo sind. Die ganze ungeheuere Hochebene ist fast nur mit Trachytlavaströmen bedeckt und eine eigentliche Gebirgskette und eine Hochgebirgsnatur, eine Theilung der Anden in parallele Ketten mit tieferen Thälern, schwierigen Pässen u. s. w. giebt es nicht. Man könnte in jeder beliebigen Richtung reisen, ja meist ohne Schwierigkeit fahren, wenn man überall Wasser fände. Auf der bereisten Strecke ist viel mehr Pflanzenwuchs — und in vielen Thälchen sogar ziemlich reiche Viehweiden —, als auf der westlichen von Philippi 1854 durchzogenen Linie.

Polargebiete.

— **Die Eisverhältnisse im nördlichen Polarmeere.** Von den zu Anfang des Sommers nach dem nördlichen Polarmeere abgegangenen norwegischen Robben- und Walroßfängern sind Ende August bereits mehrere wieder mit sehr kleiner Beute nach Hammerfest zurückgekehrt. Wie die Schiffer übereinstimmend berichten, hat dies seinen Grund in den äußerst ungünstigen Eisverhältnissen. Vom Frühjahre bis zu den letzten Tagen des August mußten die Fangfahrzeuge in einer Entfernung von fünf bis acht Meilen von Spitzbergen theils des Packeises und theils des ununterbrochen herrschenden starken östlichen Windes wegen hin und her kreuzen. Das Packeis erstreckte sich von Hoven Island bis nach Foreland, und sowohl der Storfiord und Homsund, wie der Bellsund und Isfiord waren in diesem Sommer durchaus unzugänglich. Als auch Ende August keine Anzeichen vorhanden waren, daß sich das Packeis zertheilen werde, und somit keine Aussicht war, zu den gewöhnlichen Fangrevieren zu kommen, mußten sich die angesammelten 20 Fahrzeuge endlich entschließen, nach Hause zurückzukehren.

Inhalt: Das Land der Bagas und der Rio Nuñez. I. (Mit vier Abbildungen und einer Karte.) — H. Brincker: Die Omumborombonga-Sage der Herero (Ova herero) und ihre ethnologisch-mythologische Bedeutung. — Dr. L. E. Browski: Naturprodukte Mesopotamiens und deren Export. I. — Kürzere Mittheilungen: Gleerup's Reise durch Afrika. — Aus allen Erdtheilen: Europa. — Asien. — Afrika. — Australien. — Südamerika. — Polargebiete. (Schluß der Redaktion: 24. September 1886.)

Redakteur: Dr. R. Kiepert in Berlin, S. W. Lindenstraße 11, III Tr.
Druck und Verlag von Friedrich Vieweg und Sohn in Braunschweig.



Mit besonderer Berücksichtigung der Anthropologie und Ethnologie.
Begründet von Karl Andree.
In Verbindung mit Fachmännern herausgegeben von
Dr. Richard Kiepert.

Braunschweig | Jährlich 2 Bände à 24 Nummern. Durch alle Buchhandlungen und Postanstalten zum Preise von 12 Mark pro Band zu beziehen. | 1886.

Das Land der Bagas und der Rio Nuñez.

(Nach dem Französischen des Schiffslieutenants Coffinières de Nordeck.)

II.

Der nächste Ausflug galt dem Dorfe Coffin südlich von der Mündung des Rio Nuñez an einem Marigot gelegen, der von Grand-Talibondche und Kassan aus nach Süden führt und eine größere, ihrerseits wieder mehrfach getheilte Insel vom Festlande abschneidet. Dinah Salifou wollte sich zuerst nicht in diese Gegend wagen, da sein Feind Carimou, der Sohn des kürzlich getödteten Bokar, sich nach Kassan geflüchtet hatte, und er in volles Feindesland zu gerathen fürchtete; schließlich aber entschloß er sich zu der Fahrt, welche auf einem Walfisch- und einem anderen Boote bei eintretender Fluth unternommen wurde. Als Ruderer wurden wegen der Hitze nur Schwarze verwendet; Theil nahmen Dinah, der Dolmetsch, der Lotse Seymou, Schiffsfähnrich Martel, de Beeckmann und Lieutenant de Nordeck, alle mit Revolvern bewaffnet. Am Boden der Fahrzeuge lagen außerdem Lebensmittel, Flinten und einige Instrumente.

Die Seekarten nennen den Golf südlich von der Mündung des Nuñez, in welchen die Expedition jetzt hineinfuhr, Caméchade, ein Name, der an Ort und Stelle ganz unbekannt ist; die Eingeborenen nennen ihn vielmehr Marigot von Grand-Talibondche. Ueberhaupt tragen die meisten Wasserläufe dieser Gegend keine eigenen Namen, sondern heißen nach der bedeutendsten Ortschaft, welche an ihnen liegt.

Glücklich passirten die beiden Boote die von Klippen und Felsbänken besetzte Einfahrt des Marigot und erreichten um 11 Uhr einen Punkt, wo sich derselbe in drei gleich ansehnliche Arme theilt, die nach Norden, Osten und Süden in das Land hineinführten; auf den Seekarten waren dieselben noch nicht verzeichnet, so daß man sich also in einem völlig unbekannten Gebiete befand. Der nördliche führte nach Grand-Talibondche, der östliche nach Kassan, beides Punkte, welche Dinah Salifou vermeiden wollte, so daß nur der südliche zur Fortsetzung der Fahrt übrig blieb. Der Wind hatte sich gelegt, die Segel waren gerefft und in Zeltform über den Booten ausgespannt, die Flaggen aufgehißt worden, und mit Hilfe der Ruder fuhr man nun auf dem schönen, von Mangrovedickicht eingefaßten, etwa 200 m breiten Gewässer dahin. Bald begegnete man einer großen, von sonderbar kostümirten Eingeborenen besetzten Piroge. Dieselbe wurde von etwa 10 Knaben gerudert, welche einen kurzen, aus Rohr gefertigten, bauschigen Rock, wie unsere Ballettänzerinnen, trugen. Das waren Simons, Mitglieder jener religiösen Sekte, von welcher am Rio Nuñez beständig die Rede ist; sie sind es, welche an den jungen Leuten beiderlei Geschlechts die Beschneidung vollziehen. Die ersten fünf bis sechs Monate nach dieser Ceremonie tragen die Betreffenden den eben beschriebenen kurzen Rock. Sie leben dann in kleinen Gruppen unter der Obhut von älteren Lehrmeistern im Walde, dürfen nur Nachts in die Dörfer kommen und müssen ihre Ankunft durch Hörnerklang melden. Nach dieser Lehrzeit werden sie unter die Zahl der Erwachsenen aufgenommen. Nur ein bestimmter Theil von ihnen wird darauf in die Mysterien der Religion der Simons eingeweiht; so bilden sie

eine Gesellschaft, welche über ihre Gebräuche und selbst über die Namen ihrer Mitglieder das tiefste Geheimniß bewahren muß. Frauen sind von der Theilnahme ausgeschlossen und müssen selbst, sobald die Simons in einem Dorfe sich



Ein Boot mit Simons.



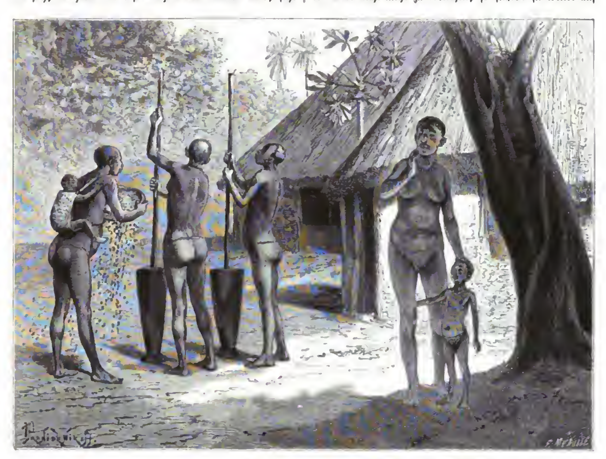
Landschaft beim Dorfe Catombe.

zeigen, die Flucht ergreifen. Sobald sie erscheinen, geschieht es nur in Verkleidungen, welchen sie ein möglichst schreckliches Aussehen zu geben suchen. Niemals unternimmt ein Häuptling irgend etwas Wichtiges, ohne sie zu Rathe

zu ziehen; ihr Oberhaupt ist allmächtig, Niemand darf vor ihm aufrecht stehen und er weiß mit Giften Bescheid, deren er sich in seinem eigenen Interesse und in dem seiner Gesellschaft bedient. Auf keine Weise kann man sich trotz der Vermummungen Zutritt zu ihren Versammlungen verschaffen, wenn man nicht Simon ist; dazu dienen gewisse Passirwörter, die man kennen muß. Wenn ein Häuptling einem Europäer einen ganz besonderen Beweis seiner Freundschaft geben will, so kann er nichts Besseres thun, als ihm einige jener Geheimwörter mittheilen, welche ihm bei jeder Gelegenheit Achtung und Ansehen verschaffen.

Die Simons, mit welchen unsere Expedition zusammentraf, hatten ein ziemlich harmloses Aussehen und zeigten sich, nachdem der erste Schreck überwunden war, sehr entgegenkommend, indem sie den Reisenden über Coffin Auskunft gaben und ihnen einen Führer stellten. Sie erzählten auch, daß Carimou, der Feind Frankreichs, sich in Kassan befände und alle vorbeifahrenden Pirogen plünderte; erst letzthin habe er ein Boot mit acht Leuten überfallen und letztere in die Sklaverei verkauft.

Im Besitze des Führers setzte die Expedition ihre Fahrt, von der Fluth getrieben, ruhiger fort, passirte eine Biegung und erreichte eine Art malerischer Stromschnelle; zur Linken beschattete ein prächtiger Wald von Palmen und Magnolien das Dorf Catombe, von wo einige Eingeborene an das Ufer herabkamen und die Franzosen zum Landen aufforderten. Da sie aber fürchteten, Coffin vor Beginn der Ebbe nicht mehr zu erreichen, so fuhren sie weiter auf

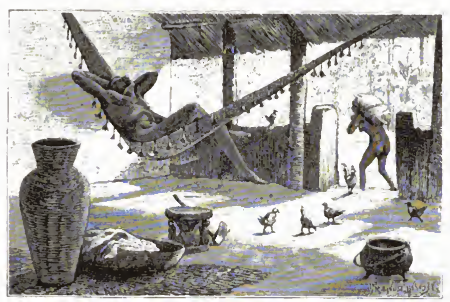


Weiber im Dorfe Coffin.

dem Marigot, welcher mit seinen unendlichen Mangrovewäldern und seiner, nur selten von einem aufgeschreckten Sumpfvogel unterbrochenen Todtenstille langweilig zu werden begann. Zeigte sich einmal ein großer weißer Fischadler, so war dies für Alle eine angenehme Unterbrechung. Als man gegen Mittag zur Rechten einige Palmen bemerkte, glaubte man sich schon am Ziele, aber es war ein Irrthum. Eine Stunde später erst konnte man landen und sah im Süden die hohen Bäume des Dorfes Coffin, wohin man zu Fuß sich begab. Es war die Stunde, wo die Sonne am heißesten brannte und Alles schlief, der Eingeborene in der Hütte, das Wild im Walde; wo Alles den Schatten sucht, und nur die Kaimans sich in der Sonnenhitze am Lande ergehen; so eilte man, um nicht einem Sonnenstiche zu verfallen, so rasch es anging, über gut bestellte Felder nach dem Dorfe, ohne sich dort, wie Dinah Salifou wünschte, erst durch einen Boten anmelden zu lassen. Zuerst traf man auf eine kleine Schaar unbewaffneter Eingeborenen, welche erklärten, daß das Gerücht von der französischen Expedition schon zu ihnen gedrungen sei. Coffinières de Nordeck gab sofort Befehl, die Häuptlinge der umliegenden Dörfer zu versammeln, und betrat dann das Dorf, welches etwa eben so groß wie Petit-Talibonche sein mochte und auf einer fast rings von Wasserläufen umgebenen Erhöhung liegt. Die Einwohner schienen über die Ankunft der Fremden nur wenig erstaunt zu sein; sie trugen sich ebenso, wie die früher gesehenen Bagas. Die Weiber hatten in ihrer Nase meistens einen kleinen Ring und an der Hüftschnur

eine Anzahl sonderbarer Gegenstände, wie Carabinerhaken, Vorlegeschlösser, Schlüssel und andere wenig als Schmucksachen geeignete Kurzwaaren, befestigt. Den Kopf hatten sie alle rasirt und nur wenige kurze Haare in ziemlich regelmäßigen, rautenförmigen Mustern stehen lassen, welche auf dem Rücken in blauen Tatuirungen ihre Fortsetzung fanden. Fast bei allen war der Rand des Ohres mit sechs oder sieben Löchern durchbohrt, in welchen kleine Päckchen gelben Reisstrohes steckten, die sich von der braunen Haut hübsch abhoben. Da sie beim Vorübergehen der Fremden meist lachten, so konnten diese beobachten, daß sie die oberen Zähne spitz zugefeilt hatten, wie die Pahnin am Gabun; viele aber hatten, eine Seltenheit bei Negern, angestockte Zähne. Die Franzosen beobachteten sie auch bei ihren bescheidenen Mahlzeiten, die sie in irdenen Töpfen zubereiteten, von denen mehrere Fabriken im Dorfe bestanden. Ihre Nahrung besteht aus Korn, das in einem plumpen Holzmörser mittels 2 m langer Stöcke zerstampft wird. Oft trugen die Weiber bei diesem Geschäfte auf ihrem Rücken in einer Matte ein kleines Kind, das durch das Stampfen in seinem süßen Schlummer nicht gestört wurde. Negerkinder weinen selten; wenn sie es hier zu Lande öfter als sonst thaten, so lag der Grund in den zahlreichen Sandflöhen, welche hier vorkommen und unter den Fußnägeln schmerzhafte Wunden verursachen.

Die Häuser des Dorfes glichen denen von Petit-Talibonche; einige waren jedoch mit einer Stange versehen, die einen Fetzen weißen Zeuges trug. Es ist das ein Aushängeschild der Händler; dieselben sind Agenten von Handlungshäusern am Rio Nuñez und von Herkunft alle Wolofs. Auf Anordnung Dinah's wurde den Franzosen ein Haus mit zwei Zimmern eingeräumt, welches ganz den schon beschriebenen glich. Die Erbauer dieser Häuser sind die Weiber, und zwar beginnen sie mit der Scheuer, d. h. den großen Krügen zur Aufbewahrung des Reises, die in manchen Dörfern von so gewaltigen Dimensionen sind, daß man, um leichter zu dem Inhalte gelangen zu können, Thüren darin anbringt. Wenn diese Krüge aus Stroh und Flußschlamm



Vorhalle eines Hauses im Dorfe Coffin.

fertig gestellt sind, läßt man sie in der Sonne gut trocknen und errichtet dann ringsum aus geknetetem Schlamm die Wände des Hauses; darauf werden ringsherum die das Dach tragenden Pfeiler aufgerichtet und zuletzt die Bedachung selbst angebracht. Dann wird in der Vorhalle eine Hängematte aufgehängt, an der Thür ein Gris-gris angebracht, das meist nur in einer Flasche mit einem mit arabischer Schrift versehenen Papiere besteht und drinnen ein Bett mit Moskitovorhang aufgestellt, von wo aus der Hausherr seine Weiber commandirt, welche der Einfachheit halber auf Matten auf der Erde schlafen. In eine der Ecken wird als Hausgötze ein kleiner hölzerner Fetisch gestellt, wie sie ähnlich auf den Marquesas-Inseln geschnitzt werden.

Während die Franzosen diese Beobachtungen machten, waren sie selbst Gegenstand der Neugier der Einwohner. Ein Mann mit einer langen Flinte wurde sogar so zudringlich, daß man ihn fortweisen ließ. Da Dinah Salifou seit der Ankunft verschwunden war, so gerieth Coffinières de Nordeck in Unruhe und ließ ihn suchen; mit heitererem Gesichte als gewöhnlich erschien Dinah und theilte seinen Freunden mit, daß der Mann mit der Flinte ein Spion seines Feindes Carimou sei, der selbst nach Coffin gekommen sei; man hatte ihn beobachtet, wie er sich den Franzosen auf kaum 50 m genähert hatte. Coffinières erstaunte über Dinah's Ruhe und Gleichgültigkeit und meinte, er hätte sie von Carimou's Anwesenheit benachrichtigen sollen, damit sein Todfeind hätte ergriffen werden können. Aber Dinah erklärte, daß er dies absichtlich nicht gethan habe, damit die Franzosen keinen Verstoß gegen die Gesetze der Bagas begingen. Bagatay gilt nämlich in diesen Ländern als ein Asyl, wo man nicht kämpfen darf, und aus diesem Grunde wird man niemals einem bewaffneten Baga begegnen. Eben darum hatten früher die Bagas das Gebiet von Kassan den räuberischen Bewohnern von Camsarandi und Catinou eingeräumt, damit sie dort ihre Gefangenen in Sicherheit bringen konnten. Als jene Dörfer dann zerstört wurden, siedelten die Ueberlebenden ganz nach Kassan über, wodurch sich die Existenz dieses Naloudorfes mitten unter den Bagas erklärt. Noch ein anderes Beispiel dieses Asylrechtes lernte Coffinières kennen. Dinah hatte in dem Dorfe seine Schwester Mahmadi, die Wittwe des Häuptlings Bundu,

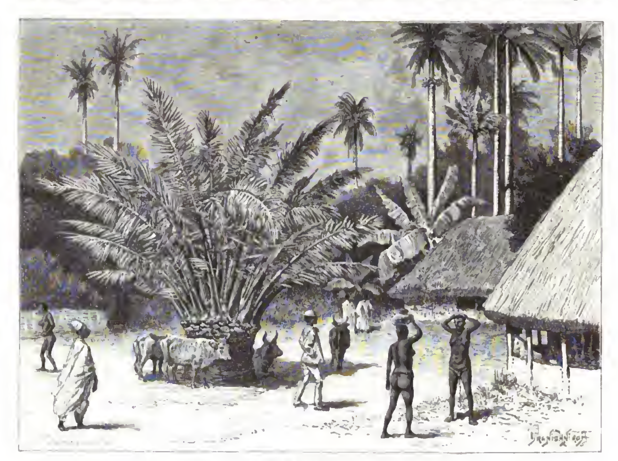


Landeplatz von Grand-Talibonche.

den er im vorhergehenden Jahre getödtet hatte, gefunden; nach den Landesgesetzen hätte die Unglückliche den Sohn ihres Mannes, eben jenen Carimou, heirathen müssen, aber sie wollte sich dieser Sitte nicht unterwerfen und hatte sich mit ihrem Kinde zu den Bagas geflüchtet, worauf Carimou geschworen hatte, sie bei der ersten Gelegenheit zu tödten. Coffinières versprach ihr nun, sie zu schützen und sie zu ihrem alten Vater, dem Könige Youra Towel, nach ihrer Heimath Casafocobouly, der Hauptstadt der Malous, zu bringen.

Mit hereinbrechender Nacht führten die Weiber einen Tanz auf, der anständiger zu sein schien, als sonst in Negerländern; aber die Tänzerinnen selbst waren so häßlich, daß das Vergnügen des Zuschauens nur ein sehr mäßiges war. Die erste Hälfte der Nacht brachte einen heftigen Tornado, gegen dessen Regenfluthen das Strohdach wacker Stand hielt, der folgende Tag ein längeres Palaver mit verschiedenen Häuptlingen der weiteren Umgegend, worauf am Nachmittage die Weiterreise nach Grand-Talibonche erfolgte. Schiffsfähnrich Martel, der das Fieber hatte, wurde mit der Schwester Dinah's und deren Sohn an Bord des „Goéland“ zurückgeschickt.

Erst als die Ebbe eingesetzt hatte, näherte man sich auf einem vielgewundenen kleinen Marigot seinem Ziele, blieb aber zuletzt im Schlamme stecken und mußte, wenn man nicht die Nacht im Boote bei den Moskitos zubringen wollte, durch den tiefen Morast ans Land waten. Dort warteten ihrer schon, durch einen Boten benachrichtigt, die



Platz in Grand-Talibonche.

Aeltesten von Grand-Talibonche. Auch ein Engländer vom schönsten Negerschwarz, aber in tadelloser Kleidung, hatte sich eingefunden, bot ihnen auf Englisch seine Dienste an und ließ ihre beschmutzten Kleider durch seine Frau mit Schwamm und Handtuch reinigen. Die Lage des Dorfes war eine prächtige, namentlich wegen der riesigen Bäume, deren Größe im Vergleich zu einigen Hütten am Ufer des Marigot ganz besonders hervortrat; Simons, welche Hörner bliesen und Fackeln schwingend umherliefen verliehen der Landschaft etwas Phantastisches. Die Aeltesten empfingen die Franzosen mit den besten Absichten, gaben ihnen eine Ehrenwache mit und wiesen ihnen eine sehr bequeme Hütte zum Quartier an. Grand-Talibonche ist eine kleine Stadt von etwa 1000 Einwohnern, welche sich wie die Bagas kleiden; doch scheinen die Weiber etwas gefallsüchtiger zu sein als anderswo, denn sie verzieren ihre Hüftschnur mit kleinen Perlen; die Häuser sind schöner als sonst, bilden regelmäßige Straßen und Plätze und liegen in schöner landschaftlicher Umgebung. Bemerkenswerth ist die Reinlichkeit der Einwohner, welche die Anfertigung von Geschirr und von Palmöl fabrikmäßig betreiben; in Grand-Talibonche sind nicht weniger als fünfzehn Händler ansässig, deren Häuser durch weiße Fähnchen an hohen Bambustangen kenntlich gemacht sind. In den Straßen herrschte ein Leben, wie in einem großen Mittelpunkte; hier brachten Weiber Bündel abgeschnittener Maisähren und stellten sie senkrecht in Pallisaden-Verzäunungen, dort gingen andere mit Gefäßen von sehr zierlicher Form, um Wasser zu

schöpfen. Die Männer dagegen thaten zum größten Theile nichts, und nur einige zeigten sich mit einer festen Liane in der Hand, mit deren Hilfe sie die Palmstämme erklettern. Unglücksfälle in Folge des Reißens dieser Lianen verlaufen meist tödtlich; Coffinières de Nordeck brachte während seiner Reise deren mehrere in Erfahrung. Die Neger stiegen auf solche Weise so gern auf die Kokospalmen, daß böse Zungen behaupten, sie stammten durch Vermittelung der Affen von dort her. Grand-Taliboucbe besitzt übrigens große Palmenanpflanzungen, die seinen Reichthum ausmachen und von gut gebahnten Wegen nach allen Richtungen hin durchzogen werden.

Am nächsten Mittag fand ein großes Palaver statt; als dasselbe beendet war, konnte man auf das Steigen der Fluth schließen aus den zahlreichen Frauen, welche mit Körben und Netzen versehen sich eilig auf den Fischfang begaben. Da nahm auch Coffinières von seinen neuen Mitbürgern Abschied und kehrte, mit einigen Fetischen beschenkt, an Bord seines Aviso zurück, ohne daß Carimon ihn anzugreifen wagte, als er bei Kassan vorbeifuhr.

Naturprodukte Mesopotamiens und deren Export.

Von Dr. L. E. **Browski** in Mossul.

II. (Schluß.)

Die beiderseitigen Uferländer des oberen Tigris und des großen wie kleinen Zab, die Gebirge von Zakho, Hekiari, Dohok, Imädie, Musuri und Rowandus, lauter weltentlegene Gegenden, deren viele noch kaum eines Europäers Fuß betreten hat, sind in ihren höheren Regionen fast durchgehends ziemlich dicht mit der Färber- oder Galleneiche (Quercus tinctoria) bestanden, an deren Zweigen sich bekanntlich in Folge eines Stiches der Gallenwespe die Galläpfel entwickeln, die von den einheimischen Kurden gesammelt und verkauft werden. Der Stapelplatz hierfür ist die Stadt Mossul am Tigris, gegenüber den Ruinen des alten Ninive. Auf allen europäischen Handelsplätzen sind die „Galläpfel von Mossul" wohlbekannt und von Fachleuten als die besten geschätzt. Sie sind groß, dunkel gefärbt, fein bestäubt und haben einen hohen Gehalt von reinem Tannin.

Es ist sehr zu bedauern, daß diese Eichenart an allen leicht zugänglichen Stellen, um die Städte mit Brennholz zu versorgen, fortwährend schonungslos niedergehauen und für deren Nachwuchs nicht weiter gesorgt wird, so daß die Bestände von Jahr zu Jahr sich merklich lichten und die Zeit nicht mehr allzufern ist, wo die Galläpfel aufhören werden, einen bemerkenswerthen Exportartikel des Landes zu bilden.

Die Waare wird von Mossuler Kaufleuten durch ihre Agenten gegen baar aufgekauft, auch wohl zuweilen gegen verschiedene importirte Artikel eingetauscht, sodann nach der Größe sortirt, in Hanfsäcke gefüllt und auf dem Seewege über Bassora nach England versendet, woselbst sie fast vollständig verbraucht wird, so daß die auf dem Kontinente unter dem Namen „Mossul-Galläpfel" zuweilen im Handel vorkommenden in Wirklichkeit nur sogenannte „Levantiner" sein dürften, die aus Anatolien und Syrien stammen und über Beirut oder Smyrna nach den Häfen des Mittelmeeres gehen.

Die Rinde der als Brennholz verwendeten Färbereiche würde wohl zur Gewinnung einer guten Lohe unbedingt sehr geeignet sein, denn sie ist durchwegs sogenannte Glanz- oder Spiegelrinde, von höchstens 20- bis 25jährigen Stämmen, die überdies zumeist im Frühlinge gefällt werden, zu welcher Zeit bekanntlich deren Gerbstoffgehalt am größten ist. Sie wird nicht exportirt und merkwürdiger Weise auch im Lande selbst zum Gerben gar nicht verwendet, sondern hat an sich als wenig geschätztes Brennmaterial nur einen sehr geringen Werth. Die Holzhändler würden ohne Zweifel gegen eine äußerst geringe Entschädigung gern bereit sein, all ihr Eichenholz abschälen zu lassen.

Der im Lande sehr reichlich vorhandene Summach (Rhus) gelangt gleichfalls nicht zur Ausfuhr, doch wird er in der einheimischen Gerberei des Saffianleders ausschließlich verwendet.

Dieser Summach wird hier zu Lande keineswegs etwa wie anderwärts in Plantagen kultivirt, sondern wächst in verschiedenen Arten wild an vielen Orten des Landes. Die noch nicht verholzten Schößlinge und die Blätter der Pflanze werden eingesammelt, an der Sonne getrocknet, dann auf sehr primitiv konstruirten Mühlen zu einem grün-gelben Pulver gemahlen und schließlich gesiebt. Weitaus nicht der fünfte Theil der in Mesopotamien wild wachsenden Rhusarten wird verbraucht; der große Rest geht unbenutzt verloren.

Da bei dem Transporte dieser Gerbemittel, namentlich derjenigen, deren Gehalt an reiner Gerbsäure ein relativ geringer ist, oft 60 bis 70 Proc. an Stoffen, die so gut wie werthlos sind, hunderte von Meilen mit verfrachtet werden müssen, so dürfte sich die einfache Exportation dieser Rohmaterialien, wie Eichenrinde und Summach auch wohl kaum lohnen. Anders würde sich dagegen die Sache stellen, wenn man es hier verstände, die in diesen Rohmaterialien enthaltene Gerbsäure auf rationelle Weise zu extrahiren, was bis jetzt nicht der Fall ist. Dieses Produkt, ein concentrirter Extrakt, würde dann allerdings die Transportkosten auch nach den entferntesten Plätzen sehr wohl vertragen.

Einen wesentlichen Exportartikel bilden auch noch getrocknete Thierhäute aller Art, zumeist Kuh-, Büffel-, Schaf- und Ziegenhäute, letztere beiden zum Theil roh, zum Theil etwas angegerbt, um zum großen Theil als fertiges Leder — zumeist aus Frankreich — wieder zurück zu kommen, denn im ganzen Lande giebt es keine einzige Lohgerberei!

Die in großer Menge zur Ausfuhr gelangenden Fuchs- und Marderfelle sind fast durchweg nur von geringer Qualität.

Fast überall in den oben genannten Bergen, in deren höheren Regionen die Galleneiche wächst, findet sich in den tiefer gelegenen Thälern, wild wachsend, häufig ausgedehnte, dichte Wälder bildend, der Wallnußbaum, an dessen Stämmen sich häufig krankhafte, knorrige Auswüchse von

mitunter geradezu enormer Größe entwickeln. Das Innere derselben zeichnet sich durch bedeutende Härte und einen sehr schönen Maser aus und dient, mittels einer eigenen, sinnreich konstruirten Maschine in dünne Platten geschnitten, bekanntlich zum Belegen verschiedener Luxusmöbel. Einst lieferten die Gebirgsländer zwischen dem oberen Tigris und dem Hochlande von Iran ungeheure Mengen dieses kostbaren Holzes. Ausschließlich waren es französische Handelshäuser, die ihre Agenten hierher sandten, ja mitunter förmliche Expeditionen ausrüsteten, um die Gebirge danach zu durchsuchen und auszubeuten. Damals war diese Waare („loupe") an Ort und Stelle noch für einen Spottpreis zu haben, da die Kurden nicht zu begreifen vermochten, daß diese unscheinbaren Knollen und Klötze, die im Kamine nicht einmal recht brennen wollten, überhaupt irgend einen Werth haben könnten. Man pflegte ihnen den ganzen Baum abzukaufen, der ja, da er schon einmal krankhaft afficirt war, ohnedem nicht mehr viel taugte, schnitt die brauchbaren Auswüchse ab und ließ ihn liegen.

Die einzige und oft recht bedeutende Schwierigkeit lag nur in dem Transporte dieser mitunter sehr schweren Stücke aus dem wilden, gänzlich unwegsamen Gebirgslande bis an das Tigrisufer, von wo dieselben dann erst leicht mittels „Kellek" (Floß aus aufgeblasenen Bocksschläuchen) bis Bagdad und weiter zu Schiff nach Europa verfrachtet werden konnten.

Gegenwärtig sind alle jene Gebiete, die nur irgendwie mit Mühe und Noth zugänglich waren, nahezu völlig ausgebeutet, so daß die Franzosen, die sonst mit jedem jungen Jahre in den Thälern der kurdischen Hirten sich einzufinden pflegten, seit geraumer Zeit nicht mehr erschienen sind. Hier und da bringt nur noch ein Mossuler Kaufmann, der in die Gebirge zieht, um Galläpfel und Angoraziegenhaar einzukaufen, gelegentlich einige Stücke mit, die dann über Bassora nach Marseille gehen.

Obwohl das Land Mesopotamien vermöge seiner Bodenbeschaffenheit und seines Klimas sehr wohl im Stande wäre, bedeutende Quantitäten einer vorzüglichen **Baumwolle** zu produciren, ist doch die gegenwärtige Ausbeute eine verhältnißmäßig nur geringe, die zumeist von der einheimischen Textilindustrie, sowie zur Füllung der landesüblichen Matratzen und Kissen fast vollständig aufgebraucht wird.

Besagte Textilindustrie ist übrigens, nebenbei bemerkt, eben nicht sonderlich hoch entwickelt. Da der Faden ausschließlich von der Bevölkerung des flachen Landes, den Fellachs, ohne Spinnrad aus freier Hand gesponnen wird, so ist er, ungleich in der Stärke und knotig, zur Erzeugung halbwegs glatter und feiner Gewebe nicht geeignet. Die Kunstfertigkeit, jene feinen „Musseline", die einst Marco Polo hier gefunden und beschrieben, die von der Stadt Mossul als deren Haupterzeugungs- und Stapelplatz ihren Namen erhalten hatten, zu weben, ist nunmehr längst versunken und vergessen. Es wird eben nur noch eine Art grober und knotiger Zeltleinwand auf höchst primitiv konstruirten Webestühlen hergestellt und von den Eingeborenen zu Leibwäsche verwendet. Nach besonders feuchten Jahren und guten Ernten ergiebt sich allerdings noch ein überschüssiger Rest von Baumwolle, der dann über Bagdad oder Trapezunt nach Europa geht.

Wie gesagt, wäre das Land im Stande, weit größere Mengen Baumwolle hervorzubringen, als dies gegenwärtig der Fall ist. Der Grund, warum diese nutzbringende Pflanze in so geringem Umfange cultivirt wird, liegt in der Schwierigkeit der Bodenbewässerung, deren sie zu ihrem Gedeihen so sehr bedarf. Von März bis November (incl.) sind die atmosphärischen Niederschläge in Mesopotamien gleich null, und das hundertgradige Thermometer steigt dabei im Hochsommer auf 65 bis 70 Grade, so daß dann ohne Wasser jedwede Vegetation ersterben, jeder Halm rettungslos verdorren muß. Es werden demnach entweder am Ufer der Ströme, oder an davon entfernter belegenen Grundstücken über einem mächtigen Brunnen zwei gabelförmige Pfähle eingerammt. Darüber liegt eine in der Mitte trommelförmig erweiterte Welle, auf welcher ein langer Strick läuft. An dem einen Ende desselben ist ein aus Kuhhaut gefertigter großer Sack befestigt, der hinab ins Wasser taucht, an das andere wird ein Maulthier gespannt. Der Betrieb dieses häßlichen Apparates ist nun ebenso einfach als unpraktisch und lächerlich. Das arme Maulthier und dessen aus zwei bis drei Arbeitern bestehende Bedienungsmannschaft mühen sich Tag und Nacht erbärmlich daran ab und vermögen im Schweiße ihrer Angesichter nur ein verhältnißmäßig geringes Wasserquantum zu fördern, das jedoch schon zur Hälfte wieder in den Strom oder Brunnen zurückfließt, während noch der weit offene Lederbeutel an dem langen Stricke langsam schwingend emporbaumelt. Der Rest, der nun glücklich oben anlangt, versickert des Weiteren noch theilweise ganz nutzlos in den oft langen Leitungsgräben, so daß der Nutzen dieser Thier- und Menschenquälerei für die Plantage nur ein verhältnißmäßig höchst minimaler ist. In Mesopotamien, Arabien und Syrien wird eine solche Vorrichtung B'kra genannt. Sie ist in diesen Ländern bereits seit Jahrhunderten, ohne inzwischen auch nur die geringste Modifikation oder Verbesserung erfahren zu haben, im Gebrauche.

Eine Pumpe, durch einen einpferdekräftigen Dampfmotor betrieben, würde mindestens ebenso viel leisten, als etwa 30 dieser B'kras zusammen und dabei weniger Betriebskosten verursachen als eine einzige derselben, da die Maulthiere verhältnißmäßig hoch im Preise stehen und sich bei dieser Arbeit ungemein rasch abnützen und unbrauchbar werden.

Leider sind die Leute zur Anschaffung von Maschinen überhaupt nicht zu bewegen. Im Banne eines heillosen Fatalismus befangen, der sie nachgerade Alle zu Idioten gemacht, überlassen es Mohammedaner, Christen wie Juden in wenig löblicher Uebereinstimmung unentwegt ihrem respektiven guten Gott allein, für sie ohne, oder fast ohne ihr eigenes Zuthun zu sorgen, der nur dann, wenn es ihm gerade beliebt, seinen Geschöpfen Segen und Ueberfluß spendet, den in dürren Sand gestreuten Samen zu hundertfältiger Frucht gedeihen läßt — ohne Pumpen und Maschinen. Welch ein Unterschied zwischen dem Einst und Jetzt dieses Landes, und den Menschen, welche es bewohnen!

Vor dreitausend Jahren war Mesopotamien ein blühender Garten, von tausendfach verzweigten Bewässerungskanälen durchzogen, deren Spuren an vielen Stellen noch immer deutlich erkennbar sind. Am Tigrisstrande lebte damals in herrlichen Städten, den größten, bedeutendsten jener Zeit, ein thatkräftiges Geschlecht voll Lebenslust und Kunstsinn, dessen Produkte wir heute noch an und unter den Trümmern von Babylon und Ninive staunend bewundern. Heute dagegen ist dieses Land fast eine weite Wüste, welche ihre spärliche Bevölkerung, die in geistiger und körperlicher Stumpfheit und Schlaffheit, scheinbar ihres elenden Daseins müde, ein trauriges Leben dahinlebt, nur noch nothdürftig zu ernähren vermag.

Siedelungsgeschichte der cimbrischen Halbinsel[1]).

In dem vorliegenden 8. Hefte der „Forschungen zur deutschen Landes- und Volkskunde" unternimmt Professor Jansen zu Kiel einen Versuch, die Ansiedlungen Nordalbingiens in ihrer Bedingtheit durch Natur und Geschichte nachzuweisen. Nachdem er in der Einleitung zunächst die allgemeinen Sätze über Wanderung von Volksstämmen und Besiedelung von Ländergebieten angeführt hat, schildert er in dem ersten Hauptabschnitte „Lage und Bodengestalt der cimbrischen Halbinsel". Unter der letzteren versteht er die mittlere der drei Ausbuchtungen der niederdeutschen Küste und setzt ihre südliche Begrenzung durch eine Linie fest, welche man zwischen Hamburg und Lübeck direkt zieht oder auf einem Umwege längs der unteren und mittleren Bille mit der Trave oder endlich von Lauenburg längs der Delvenau, des Steknitzkanals und der Wakenitz nach Lübeck. Von Bedeutung für die cimbrische Halbinsel ist vor Allem ihre Küstenlinie. Während die Westküste mit flacher Abdachung sich in die Nordsee verliert und durch vorgelagerte Untiefen fast unzugänglich ist, erhebt sich die Ostküste höher über dem Meere, zeigt keine Untiefen und bietet in den tief ins Land einschneidenden Förden vortreffliche Häfen. In letzterer Hinsicht wird aber Jütland wieder überragt durch Schleswig und Holstein. Obwohl der Boden der cimbrischen Halbinsel eben und einförmig ist, so zeigt er doch einige wichtige Abschnitte und Unterschiede. Durch die ganze Halbinsel zieht sich der flache, von einzelnen Erhebungen durchsetzte Heiderücken, welcher in Jütland von einem breiten Flugsandstreifen eingefaßt wird. Das höhere, buchten- und seenreiche Hügelland längs der Ostküste verbreitert sich in der Mitte und verschwindet im letzten Drittel der Halbinsel fast ganz. Das besonders in Schleswig-Holstein die Westküste bildende Marschland zeigt im Allgemeinen die Grenze an zwischen Alluvium und Diluvium. Näher bezeichnet wird diese Linie durch die Lage größerer und älterer Ortschaften wie Tondern, Husum, Heide, Itzehöe rc. bis Hamburg. Die Grenze zwischen dem Geschiebesand und Geschiebethon ist vielfach durchsetzt. Nördlich vom Liimfjord herrscht Geschiebethon, südlich davon bis zum Mariagerfjord Geschiebesand vor. Bis über den Randersfjord südwärts wechseln dann Lehm und Sand. Erst hierauf folgt, wesentlich den höheren Ostrücken zusammensetzend, der Geschiebethon, dessen Westgrenze etwa zwischen Hamburg und Bergedorf die Elbe erreicht. Die Marsch ist eigenthümlich nach Stoff und Form, letzteres durch ihren völlig wagerechten Horizont, bedingt durch eine eben solche Oberfläche, ersteres durch jenen, Klai genannten, fetten und schweren Thonboden, der durch seine Unergründlichkeit bei Regen- und Thauwetter dem Verkehr äußerst hinderlich, wegen seiner Fruchtbarkeit aber ein wahrer Segen für das Land ist. Der breite Mittelstreifen zwischen Marsch und Geschiebethon ist zusammengesetzter und besteht wesentlich aus Süßwasseralluvium, durchsetzt von Heide- und Geschiebesand. Diese Dreitheilung der Bodenzusammensetzung spiegelt sich wieder in dem äußeren, landschaftlichen Bilde. Der Mittelstreifen mit seinen öden Heiden steht im grellen Gegensatze zu dem mit Wiesen und Saaten bedeckten Marschlande im Westen und den mit herrlichen Buchenwäldern bestandenen Höhen im Osten, wo zu den Wiesen- und Getreidefeldern noch die das Naturbild belebenden Flußthäler, Seen und Förden kommen.

Die Marschniederung greift in zwei größeren Einbuchtungen tief in das Land hinein, die früher Meerbusen bildeten. Die große Niederung der Elbmarsch dringt zunächst zwischen Itzehöe und Horst bis Kellinghusen vor, von da theils nordöstlich bis Segeberg, theils nördlich bis Rendsburg an der Eider. Hier vereinigt sie sich zugleich mit der zweiten Marschniederung, welche längs der Eider nordöstlich bis zur oberen Schlei und nördlich bis unweit Flensburg sich ausdehnt. Hiernach wird das Gebiet des Geschiebesandes in Holstein in ein südöstliches Plateau (das alte Stormarn) und in ein nordwestliches geschieden, das wiederum durch die Gieselaue und Holstenaue in zwei Theile gespalten wird, welche von den Dithmarschen und Holsten eingenommen wurden. Die Erhebungen des Bodens steigen aus diesen Niederungen theils allmählich, theils steil an, letzteres besonders längs der nördlichen Ufer der Flüsse und Moore sowie der Marschgrenzen. So erreicht z. B. das Nordufer der Elbe im Baursberg bei Blankenese 319 Fuß Höhe. Von den übrigen zerstreut liegenden Erhebungen des Mittelrückens sind noch zu erwähnen der Kisdorfer Wohld (bis 272 Fuß), der Klausberg in der Segeberger Heide, die Boostedter Berge rc. In Schleswig erreicht der wellenförmige Boden des Mittelrückens im Steensberg 308 Fuß Höhe, während in Jütland im Allgemeinen Ebene vorherrscht. Zugleich nimmt hier der Flugsand fast die ganze Westküste ein und überdeckt die Nordspitze gänzlich. Der aus Geschiebethon bestehende Ostrand bildet ein durch Seebecken und Förden, Wiesenniederungen und tiefe Thalspalten unterbrochenes Hügelland. Die höchsten Erhebungen finden sich an den breitesten Stellen der Halbinsel, nämlich der Bungsberg (554′) zwischen Lübeck und der Hohenwachter Bucht und in der Mitte Jütlands die Eiersbavnehöi (547′). Die übrigen größeren Erhebungen schwanken zwischen 300 und 400 Fuß.

Die Wasserscheide zwischen Nord- und Ostsee geht von dem Rücken zwischen Steknitz und Delvenau in nordwestlicher Richtung auf den Bockberg und die Mitte des alten Alsterkanals zu. Dann zieht sie nördlich bis Bornhöved und westlich ausgreifend bis dicht an die Kieler Förde. Hierauf begleitet sie die Ostküste und springt in die durch die Fördeneinschnitte gebildeten Halbinseln nach Osten vor. Im nördlichen Jütland erlischt immer mehr, je weiter nach Norden, eine Scheidung des Wasserablaufes in Ost und West, und tritt hier eine Entwässerung nach allen vier Hauptrichtungen ein. In Folge dieses Verlaufes der Wasserscheide können sich nur nach Westen längere und zahlreichere Flüsse entwickeln, unter denen die bedeutenderen sind: Delvenau, Bille, Alster, Stör, Eider. Nach Osten finden sich nur längere Flüsse auf den Verbreiterungen der Halbinsel, in Holstein die Trave und Schwentine und in Jütland die Gudenaa. Zahlreicher als die Flüsse finden sich im Osten die Seen, von denen viele bereits durch Vermoorung verschwunden resp. in Wiesengründe verwandelt sind oder noch im Stadium der Vermoorung sich befinden.

[1]) „Poleographie der cimbrischen Halbinsel" von Prof. Dr. K. Jansen, Heft 8 der „Forschungen zur deutschen Landes- und Volkskunde", Stuttgart 1886, Verlag von J. Engelhorn.

Alle diese hydrographischen Elemente bedingen eine Zerschnittenheit des Bodens, die sich auch in der Geschichte durch die Bildung und Abgrenzung der vier Herzogthümer des Landes kund giebt, so daß der Verfasser mit Recht sagen kann: „Als Ganzes erscheint die cimbrische Halbinsel kaum aus dem Meere emporgetaucht, im Einzelnen auf Schritt und Tritt durch Wasser oder die verschiedenen Zwischenformen zwischen Festem und Flüssigem zerschnitten."

Auf der im Vorhergehenden geschilderten Lage und Gestaltung der cimbrischen Halbinsel beruht auch ihr Wegenetz. Vor Allem unterscheidet sich eine Längsstraße von einer Querstraße. Die letztere mußte wegen des Verkehrs in der Längsrichtung der Ostsee nach den Handelsstädten der Niederlande der Basis so nahe als möglich liegen. Daher geht sie von Lübeck die Trave entlang nach dem Fahrwasser der Elbe bei Hamburg. Behufs bequemeren Verkehrs wurden denn auch frühzeitig Versuche gemacht, eine Wasserstraße in dieser Richtung herzustellen. So entstand der Kanal zwischen Steknitz und Delvenau, sowie der bald wieder verlassene Alsterkanal zwischen Alster und Beste. Die Längsstraße zieht im Wesentlichen in Südrichtung von Kolding oder Hadersleben nach Hamburg und folgt dem Westrande des Geschiebethons, hierbei die Fördenspitzen streifend oder überschreitend. Auf ihr liegen die Ortschaften: Schleswig, Rendsburg, Jevenstedt, Hohenwestedt, Hohenaspe, Itzehöe, Steinburg, Elmshorn, Uetersen und Wedel. Von Schleswig ging eine Zweigroute über Eckernförde, Kiel ꝛc. nach Lübeck und von da über Mölln nach Lauenburg, theils auch der mecklenburgischen Küste entlang. Weiter zweigte sich eine Seitenstraße ab von Rendsburg nach Lübeck. Der als zweite Längsstraße zu betrachtende Seeweg längs der Ostküste fand in Kiel sein Ende und trat dann als Landweg auf, um über Neumünster nach Hamburg zu führen. Geringeren Verkehr besaß die westliche Küstenstraße von Hamburg über Itzehöe, Meldorf, Lunden, Tondern ꝛc. nach Aalborg. Weiter bestanden noch einige unbedeutende Querstraßen, so Lübeck-Meldorf, entweder über Segeberg und Itzehöe oder Segeberg und Neumünster. Weiter sind zu erwähnen die Straßen Heiligenhafen-Oldenburg-Hamburg, entweder über Neustadt oder Eutin, Kiel-Flemhude, Schleswig-Husum, Flensburg-Tondern, Apenrade-Tondern. In Jütland sind noch als Querstraßen zu nennen: Lemvig-Viborg-Randers-Grenaae, Aarhus-Ringkjöbing und Horsens-Veile. Fridericia-Kolding verbindet schon die Eisenbahn mit dem Hafen Esbjerg.

Im zweiten Hauptabschnitte berichtet der Verfasser über die „Bevölkerung, Städte und Staaten der cimbrischen Halbinsel". Bereits die Fundorte der Steingräber und Riesenbetten, Urnenfelder und Alterthümer aus der Stein-, Bronze- und Eisenperiode zeigen, wie der Mensch den Osten der Halbinsel dem Westen entschieden vorzog.

Von dem Lande, an dessen Küsten der Bernstein gefunden wird, hat zuerst Pytheas aus Massilia seinen Zeitgenossen berichtet; dann tritt die cimbrische Halbinsel deutlicher in der Geschichte hervor, als die Cimbern 113 v. Chr. an der römischen Nordgrenze anlangten. Wahrscheinlich wurden dieselben durch große Ueberschwemmungen zum Verlassen ihrer fruchtbaren Marschgebiete veranlaßt, jedenfalls deutet aber ihre große Volkszahl auf dichte Besiedelung unserer Halbinsel hin. Die Züge römischer Feldherren zur See gegen deutsche Stämme lassen ferner auch eine große Vertrautheit mit der Schiffahrt bei den letzteren voraussetzen. Tacitus berichtet zuerst ausdrücklich, daß in unserer Halbinsel die Cimbern wohnten, ebenso die Angeln und Jüten. Eine große Volksentleerung der Halbinsel trat ein, als 449 n. Chr. unter Hengist und Horsa zahlreiche Bewohner nach Britannien zogen. Ersetzt wurden dieselben durch nachdrängende Jüten aus Norden und slavische Wagiren aus Ost und Südost. In diese Zeit fällt die Gründung der Orte Dahme, Grube und Wessek. In der Folgezeit dringen die Slaven weiter vor und gründen Plön, Lütkenburg, Krempe, ferner Pretz, Lübeck, Ratzeburg und Segeberg. Nachdem im 8. Jahrhundert Lübeck Sitz der wagrischen Fürsten geworden ist und die Slaven auf der Wakenitz-Delvenau-Linie bis zur Elbe vorgedrungen sind, wird ihr Weiterschreiten verhindert durch die fränkische Monarchie. 734 besiegt Karl Martel den Friesenfürsten Bobo, 785 wird zu Meldorf die erste christliche Kirche gebaut und Hamburg unter Karl dem Großen zum Stützpunkte für weitere Operationen gegen die Nordalbingier und Dänen gemacht. Im Anschluß an diese Feldzüge entstanden dann die Orte Münsterdorf, Heiligenstedten und Schenefeld, sowie Buchhorst bei Lauenburg. Ein Grenzgürtel von Befestigungen, der Limes Saxonicus, zog sich ferner von der Schwentine über Segeberg zur Trave.

Auch nach Schleswig kam 826 das Christenthum von Westen. 850 wurde die erste Kirche zu Schleswig, 860 die zweite zu Ripen erbaut. In Jütland scheint Viborg älteste Kultusstätte und Residenz gewesen zu sein. Zum Schutz gegen die Dänen richtete Heinrich I. zwischen Eider und Schlei die dänische Mark ein, welche unter Otto I. und Otto II. noch erweitert und befestigt wurde. Hiermit hören die Feldzüge deutscher Könige gegen die Dänen auf. Die Obotriten fallen aus Südost in die dänische Mark ein, verbrennen 983 Hamburg und finden nur Widerstand an Itzehöe und der Bokelnburg. Das Heidenthum geht siegreich aus diesem Kampfe hervor, so daß das Bisthum Oldenburg fast ein Jahrhundert verschwindet. Ende des elften Jahrhunderts tritt auch zum ersten Male die Dreitheilung der Bevölkerung Holsteins auf, nämlich in die Tedmarsgoi (Dithmarschen), Holcetae (Holsten) und Sturmaren, welche die angesehensten waren.

Die Entscheidung des Kampfes des Kaisers mit der Kirche und Fürstengewalt im zwölften Jahrhundert und der partikulare Zeitgeist kam auch der cimbrischen Halbinsel, besonders ihrem Süden zu Gute. Das durch Heinrich von Badwide zurückeroberte Wagrien wurde mit Friesen, Holländern und Westphalen besiedelt und das Bisthum Oldenburg mit dem Bischofssitz Lübeck wieder eingerichtet. Auch in Schleswig und Jütland entwickelt sich unter den Waldemaren ein kolonisatorisches Leben. Neben Ripen entfalten sich Tondern, Hadersleben, Apenrade ꝛc. zu blühenden Handelsstädten. Ebenso treiben neben Viborg die Städte Aarhus und Aalborg ausgedehnten Handel, denen sich bald Kolding und Horsens anschließen. Nach der Aechtung Heinrich's des Löwen dringen die Dänen vor, und Friedrich II. muß an Waldemar II. alles Land jenseits der Elbe und Elde abtreten. Jedoch schon 1227 wird das Dänenthum durch die Schlacht bei Bornhöved in seine alten Grenzen zurückgedrängt, gleichzeitig gehören von dieser Zeit an Hamburg und Lübeck, namentlich letzteres, mehr sich selbst an, können sich frei entfalten und ihre günstige Lage ungehindert ausnutzen. Dem Aufblühen dieser beiden Städte war förderlich der allgemeine Drang des Germanenthums, die Ostsee zu einem deutschen Binnenmeer zu machen. Ende des 13. Jahrhunderts war die Ostseeküste bis Livland in deutschem Besitz, und ein ungeahnter Handelsverkehr entwickelte sich auf ihr, dessen Mittelpunkt Lübeck wurde, der Sitz der Hansa für mehrere Jahrhunderte. Der Durchgangsverkehr des Ostseehandels von Lübeck über Hamburg nach den Niederlanden mußte auch Hamburg emporblühen

lassen. An neuen Ortschaften entstehen um diese Zeit Kiel, Neustadt, Heiligenhafen, Veile, während Apenrade, Flensburg, Eckernförde und Kolding das Stadtrecht erhalten. Das Gleiche geschieht mit Tondern, Hjörring, Meldorf, Krempe, Ratzeburg 2c. Die gleichzeitig in großer Zahl erfolgende Gründung von Klöstern giebt Anlaß zur Anlage weiterer Siedelungen und Kirchen, so daß im Anfang des 14. Jahrhunderts die Besiedelung der cimbrischen Halbinsel als abgeschlossen anzusehen ist. Die folgenden Jahrhunderte werden im Wesentlichen ausgefüllt durch den Kampf des Deutschthums mit dem Dänenthum. Bald hat das eine, bald das andere die Oberhand, bis endlich, nachdem durch Säkularisirung der Kirchengüter als Folge der Reformation sich eine Menge kleiner Herrschaften gebildet hatten, Schleswig-Holstein Ende des 16. Jahrhunderts in zwei Hauptheile zerfiel, in einen königlich-dänischen und einen herzoglich-gottorpischen. In beiden Theilen fanden zur Hebung des Wohlstandes neue Stadtgründungen statt. So entstanden Glücksburg, Glückstadt, Friedrichstadt, Fridericia 2c., während Orte wie Wandsbeck und Wyk auf Föhr zu Städten oder Flecken emporkamen. Im 18. Jahrhundert wird endlich fast ganz Schleswig-Holstein von Dänemark in Besitz genommen.

Erst mit dem Jahre der Julirevolution beginnt für den Südtheil der cimbrischen Halbinsel eine bessere Zeit. Das bereits 1624 von Christian IV. eingerichtete Postwesen erfährt eine bedeutende Erweiterung, indem auf der ersten 1831 vollendeten Chaussee Altona-Kiel 1832 die erste tägliche Diligence eingerichtet wird, welcher bereits 1844 die Eisenbahn folgt. Bald kamen weitere derartige Verkehrserleichterungen, die aber erst zu ihrer jetzigen Ausdehnung gelangen konnten, als man die anmaßenden Dänisirungsversuche zurückzuweisen 1848 begann und 1864 vollendete, ganz im Sinne des den Holsten unvergeßlichen Uwe Jens Lornsen. Wenn auch die Dänen mit ihrem energischen Willen dem Ostseehandel andere Wege vorzuschreiben beabsichtigen durch Anlage von Häfen an der westjütischen Küste, so gelingt ihnen dies nur für den Handel mit England. Den Handel nach den Niederlanden, Frankreich und den Rhein aufwärts nach der Schweiz kann Dänemark den Städten Hamburg und Kiel niemals nehmen. Welche Bedeutung der neu zu erbauende Nord-Ostseekanal für den Handel, namentlich für die Wege desselben haben wird, läßt sich jetzt noch nicht sagen. Wie sehr aber der Verkehr zugenommen hat, läßt sich am besten mit Zahlen beweisen. Von 1834 bis 1884 ist die Zahl der durch Eisenbahnen und Posten beförderten Personen von rund 3000 auf rund 10 Millionen gestiegen, also, wenn man auch ein drei- und mehrmaliges Zählen derselben Personen auf der Eisenbahn berücksichtigt, eine Steigerung um etwa das Tausendfache. In gleicher Weise ist die Zahl der Briefsendungen von 1 165 763 im Jahre 1833 auf 56 Millionen im Jahre 1884 gestiegen.

Zum Schluß bringt der Verfasser noch Einiges über Wortdeutung und Rechtschreibung und plädirt unter Anderem für die Schreibweise Lübek, Meklenburg, Sild, anstatt mit ck und y.

Die Yuma-Indianer in Süd-Californien.

Von **Johann A. Spring** (Tucson, Arizona).

In einem Umkreise von etwa zehn englischen Meilen um das am Coloradoflusse gelegene Städtchen Yuma herum leben meist nahe am Flußufer in kleineren oder größeren Ansiedelungen die Yuma-Indianer. Der ganze Stamm zählt vielleicht noch 2000 Seelen; für ihren Unterhalt sind sie vollständig auf sich selbst angewiesen: sie haben keinen Agenten, keine Reservation und beziehen keinerlei Unterstützung von der Regierung, sondern leben in kleinen Gütergemeinschaften friedlich und ruhig dahin.

Das Klima der von ihnen bewohnten Gegend überhebt sie großer Wohnungs- und Kleidungssorgen und die jährliche Ueberschwemmung des Coloradoflusses gewährt ihnen für den größten Theil des Jahres reichliche Nahrung; wie der Nil in großem Maßstabe durch periodisches Uebertreten seine Ufer befruchtet, so bewässert in kleinem Maße der durch den im Norden schmelzenden Schnee anschwellende Colorado unzählige Vertiefungen, die sich größtentheils auf dem westlichen Ufer befinden. Hier bleibt das Wasser bis Anfangs Juli stehen; der Fluß tritt dann in sein natürliches Bett zurück, das zurückbleibende Wasser verdunstet schnell, eine etwa zolldicke befruchtende Decke von schlammigem Boden zurücklassend. Jetzt kommt der Yuma mit einer selbst verfertigten Hacke oder auch nur mit einem zugespitzten Stocke, macht kleine Gruben in die lockere, durchwässerte Erde, legt Mais-, Kürbis-, Melonenkerne und Bohnen hinein, deckt dieselben zu und überläßt seine Saat einer gütigen Vorsehung, d. h. in seinem Falle dem Sonnengotte, den seine Vorfahren wenigstens eifrig verehrten. Dieser entspricht denn auch vollständig den kühnsten Hoffnungen: schon nach acht Tagen schießt und sprießt die Saat in kräftigem Wuchse und mit ganz erstaunlicher Ueppigkeit hervor. In ganz kurzer Zeit entwickeln sich die Pflanzen und erzeugen die schönsten Früchte; centnerschwere Kürbisse und fünfzigpfündige Wassermelonen sind hier durchaus nichts Seltenes; auch das Welschkorn und die Bohnen gedeihen vortrefflich. Auf die primitivste Weise, auf den Schultern und Köpfen seiner Weiber, heimst der Yuma seine Ernte ein: Bohnen und Mais werden in großen, aus Weiden geflochtenen Körben unter Dach gebracht, Melonen und Kürbisse haufenweise im Freien aufgestapelt. Viele der letzteren werden in lange Streifen zerschnitten und an der Sonne getrocknet; in diesem Zustande heißen sie bichicores und können, wie unser getrocknetes Obst, Jahre lang aufbewahrt werden.

Wie schon bemerkt, leben die Yumas in kleinen Gütergemeinschaften, welche je von allen Gliedern einer Familie gebildet werden. Herrscht Ueberfluß, so werden Alle satt; tritt Mangel ein, so leiden Alle darunter; theils in überdachten Gruben, theils in luftigen Hütten lebend, unterwerfen sich Alle den Anweisungen des ältesten männlichen Familienmitgliedes; Zank und Streit kommt nie oder doch äußerst selten vor. Während die Anpflanzung im Wachsthum begriffen ist, wird täglich ein Familienmitglied zu ihrer Bewachung befohlen, um das hier frei herumstreifende

Vieh abzuwehren. Im geschlechtlichen Umgange herrscht die größte Freiheit; Heirathen werden ohne irgend welche Ceremonien geschlossen, doch erwartet und erhält meistens der Vater des Mädchens eine Vergütung in Vieh oder Ponies.

Von allen anderen mir bekannten Indianern zeichnet sich der Yuma vortheilhaft durch seine Ehrlichkeit aus; er hat sowohl im Städtchen, wie auch auf den umliegenden Farmen überall freien Zutritt; nur wenn die größte Noth des Hungers im Januar und Februar ihn dazu drängt, erlaubt er sich einen diebischen Kniff, um zu Nahrung zu gelangen: er treibt dann ein Thier, das zu der Heerde eines in der Nähe wohnenden Viehzüchters gehört, in einen möglichst weit von der Farm gelegenen Sumpf, wo es von selbst nicht wieder herauskommen kann; dann begiebt er sich zu dem Eigenthümer und benachrichtigt ihn von dem Zustande seines Thieres; dieser, gewöhnlich ein kürzlich angesiedelter Amerikaner (mexikanische Viehzüchter werden selten von diesem Manöver betroffen), läßt sich das Thier beschreiben, das wohlweislich als werthlos dargestellt wird und wirklich nie viel werth ist; er findet gewöhnlich den Ort zu weit, die Sache nicht der Mühe werth, schenkt dem Yuma das Thier und giebt ihm vielleicht noch ein gutes Mittagessen für seine gehabte Mühe.

Unreinlich und faul sind diese Indianer im höchsten Grade; sie arbeiten nie mehr als durchaus nothwendig, um sich vor Hunger zu schützen und die wenige Kleidung, welche sie brauchen, anzuschaffen. Da sie stets schläfrig und in der Auswahl ihrer Lagerstätte durchaus nicht wählerisch sind, sich also unter jeden beliebigen Baum in den heißen Sand hinlegen, sich äußerst selten, im Winter gar nicht, baden oder waschen, und massenweise in buntem Durcheinander die Nacht zubringen, so sind sie meistens voll Ungeziefer, welches dann durch das vollständige Bepflastern des Kopfhaares mit einer lehmigen Masse zerstört wird. Da der Coloradofluß und die angrenzenden Wasserlachen von Fischen wimmeln, so brauchte der Yuma eigentlich nie zu hungern; doch versteht er vom Fischfang mit Angel und Netzen sehr wenig, sondern er schießt die Fische mit ganz einfachen, unbefederten Pfeilen, wenn dieselben gegen Sonnenuntergang an die Oberfläche des Wassers kommen. Im Winter ist ihm dazu das Wasser zu kalt, denn da er keine Boote besitzt, muß er zu erwähntem Zwecke hineinwaten. Ueberhaupt ist der Yuma ein ausgezeichneter Bogenschütze; mit Pfeil und Bogen durchstreift er die Gegend, tödtet Hasen, Kaninchen, Wachteln, Tauben und anderes kleines Wild; Feuerwaffen besitzt er keine oder doch äußerst wenige. Während neun Monaten des Jahres trägt der Yuma keinerlei Kleidung, abgesehen von einem Lendentuche, das vorn und hinten bis auf die Knie herunterhängt; während des Winters wickelt er sich in eine wollene Decke und in Ausnahmefällen sieht man auch ältere, schwächliche Männer in abgetragenen, erbettelten Beinkleidern. Männer wie Weiber tragen ihr Haar über der Stirn kurz abgeschnitten; das übrige fällt in dichten, schwarzen Massen bis auf die Schultern, wird bei ersteren auch öfters in zwei lange Zöpfe geflochten; Alle tragen Halsschmuck von farbigen Glasperlen. Die Weiber bekleiden sich mit einem stark ausgeschnittenen, kurzen Hemdchen mit 3 bis 4 Zoll langen Aermeln und einem aus buntem Kattun verfertigten Rocke. Die nackten Schultern und Arme bedeckt ein bunter Ueberwurf; die Lieblingsfarbe der Yumas ist unstreitig roth und orangegelb.

Die Männer sind meist hochgewachsene, schlanke und schön proportionirte Gestalten mit starken Schenkeln und großen Füßen, doch sind ihre Waden, wie die der Weiber, nur wenig entwickelt; die letzteren haben zierliche, sehr kleine Hände und Füße, in der Jugend volle starke Busen, die jedoch schon im 30. Jahre zu welken beginnen und sich dann schnell in zusammengeschrumpfte, längliche Beutel verwandeln. Mit 11 bis 12 Jahren ist das Mädchen mannbar, mit 35 ein altes runzeliges Weib. Neben dem sehr heißen Klima mag dazu allerdings der Umstand beitragen, daß das Weib alle Arbeit, Jagd und Saat ausgenommen, verrichten muß, während die großen, faulen Schlingel sich schlafend im Sande wälzen. Die Gesichtszüge beider Geschlechter sind nicht unschön, deren Ausdruck jedoch stumpf und fast durchweg nichtssagend.

Die Behandlung der Kranken bei diesen Indianern kann ich nur eine barbarische Quälerei nennen. Als Yuma noch Garnisonsplatz war, nahmen sich die Aerzte ihrer und ihrer oft sehr ekelhaften syphilitischen Krankheiten an und verabfolgten ihnen unentgeltlich Medikamente, die dankbar angenommen und gebraucht wurden; die intelligenteren Glieder des Stammes suchen auch jetzt noch in schwierigen Krankheitsfällen, wie sie sich Rath und Hilfe von den Aerzten des Städtchens oder anderen weißen Einwohnern verschaffen können, doch sind dieses Ausnahmen; gewöhnlich wird die Kur von einem Medicinmann und von alten Weibern unternommen, die durch Kneten des Unterleibes und allerlei abgekochte Kräuter das Uebel zu beseitigen suchen.

Der Yuma scheint von dem Grundsatze auszugehen, daß der Sitz und die Ursache fast aller innerlichen Krankheiten der Magen ist, in dem sich die unverdaute Nahrung zu einem Knäuel zusammengeballt hat und bald Durchfall, bald Verstopfung erzeugt. In beiden Fällen wird zur Knetkur Zuflucht genommen. Ist der Patient noch ein Kind in zartem Alter, so begnügen sich die alten Weiber damit, den Unterleib und die Magengegend mit ihren knöchernen Fäusten zu bearbeiten, ohne auf das Wimmern und die reichlich fließenden Thränen der armen Kreaturen zu achten. Anders verhält sich die Sache, wenn der oder die Kranke eine erwachsene Person ist; in diesem Falle knetet der Medicinmann mit Fäusten, Ellbogen und Knien auf dem Unterleibe des Patienten herum. Dieser krümmt und windet sich und stöhnt, daß es einen Stein erweichen könnte, doch da er von Anderen festgehalten wird, muß er wohl ausharren. Nach der Knetung wird der Patient umgedreht und die Kur auf dem Rücken durch Klopfen mit den Knöcheln der gekrümmten Hand am unteren Theile des Rückgrates fortgesetzt. Dabei wird stets strengste Diät gehalten, d. h. Enthaltung von aller Nahrung, so daß es oft fraglich ist, ob der oder die so Behandelte an der Krankheit, an der Knetkur oder am Hungertode gestorben. Auf jeden Fall sterben Viele, sehr Viele.

Ist nun der Patient nach dieser martervollen Behandlung ins Jenseits gegangen, so wird er lang ausgestreckt, gewaschen und gekämmt und die Vorbereitungen zur Verbrennung der Leiche werden getroffen. Die Yuma sind meines Wissens die einzigen von allen ihren Stammverwandten, die ihre Leichen durch — freilich sehr primitive — Cremation zerstören. Es wird eine etwa 7 Fuß lange, 3 Fuß breite und 2 Fuß tiefe Grube gegraben, deren Seiten mit trockenen Holzstämmen belegt werden, etwa wie man das Innere eines Brunnens auskleidet; auf den Boden der Grube kommt eine etwa sechszöllige Schicht von trockenen Spänen, Kleinholz oder Zweigen zu liegen und auf diese wird die Leiche gebettet; den Männern wird ihre Kleidung, Bogen und Pfeile und eine ansehnliche Quantität Welschkorn zur Wegzehrung mitgegeben, den Weibern anstatt der Waffen ein irdener Krug (olla) und ein Mahlstein (metate). Jetzt wird über den Körper ein Haufen Mosquitoholz (Prosopis Juliflora), das hier in großer

Menge wächst, geschichtet, welcher eine Höhe von etwa 4 Fuß über dem Erdboden erreicht und den Rand der Grube rings herum um etwa einen Fuß überragt. Dabei wird sorgfältig Acht gegeben, daß an zwei entgegengesetzten Ecken der Grube je ein Zugloch gelassen wird, damit das Feuer bis auf den Boden gelange und Alles verzehre. Unter allgemeinem Wehklagen und Weinen wird nun der Scheiterhaufen an zwei Orten zugleich angezündet und brennt bald lichterloh. Ein oder mehrere Thiere des Verstorbenen, meistens ein einziger Pony, werden nun herbeigeführt und auf der östlichen Seite des brennenden Haufens abgeschlachtet, während die Weiber unausgesetzt Hände voll Welschkorn in das Feuer werfen und dabei Klagerufe ausstoßen. Das verzehrende Element hat den Körper erfaßt und das schmorende Fleisch verbreitet einen sehr unangenehmen Geruch. Nach etwa zwei Stunden ist Alles vorbei; da das Mosquitoholz eine intensive Hitze erzeugt, bleibt außer einigen Knochen nur ein verhältnißmäßig geringes Quantum Asche, welche sorgfältig gesammelt, in die Grube geworfen und mit Erde zugedeckt wird.

Merkwürdig ist das Weinen und Wehklagen der Yumas in so fern, als die dabei erzeugten Töne denen von uns beim Lachen hervorgestoßenen Lauten vollkommen ähnlich sind, so daß man sich durch die reichlich fließenden Thränen und schmerzverzerrten Gesichtszüge überzeugen muß, daß Trauer und Seelenschmerz vorhanden.

Nach der stattgehabten Verbrennung werden die Thiere verspeist und dann rüstet sich die kleine Gemeinde zum Aufbruch, denn niemals wird eine Yumafamilie in der Nähe der letzten Ruhestätte eines ihrer Angehörigen wohnen bleiben. Die Hütten werden abgebrochen und überhaupt alle Wohnungen dem Erdboden gleichgemacht; alles Tragbare wird unter die verschiedenen Mitglieder vertheilt und die nomadische Karawane setzt sich in Bewegung, um ein neues Lager zu suchen, was ja in dieser wilden, unbebauten Gegend keine Schwierigkeiten darbietet. Kein Kreuz [1]), kein Stein, kein Hügel bezeichnet die Stelle, wo die Gebeine und die Asche des Verstorbenen ruhen.

Es ist eine große Seltenheit, einen Yuma zu Pferde anzutreffen; er besitzt überhaupt im Vergleich mit seinen Stammverwandten, den Papago- und Pima-Indianern, eine verschwindend kleine Anzahl von Thieren; desto besser ist er zu Fuß bestellt und deshalb zu Botendiensten auf große Distanzen sehr geeignet. Ein von Yuma nach Castle Dome (38 engl. Meilen Entfernung) abgesandter Yuma wird in längstens acht Stunden zurückerwartet; kommt er nach Ablauf dieser Zeit nicht, so kommt er gewiß nicht bis zum folgenden Tage, denn keine Macht der Erde kann den Yuma dazu bewegen, freiwillig während der Nacht zu reisen. Der Grund davon liegt in seinem Aberglauben.

[1]) Die Yuma-Indianer wurden zu verschiedenen Malen von katholischen Missionaren besucht und Jahre lang von denselben in der christlichen Religion unterrichtet.

Sowie die Landbevölkerung fast aller europäischen Länder sich über den Kuckuck unzählige Märchen und Sagen erzählt und ihm allerlei zauberhafte Attribute beimißt, so hat auch der Yuma-Indianer vor diesem Vogel, den er tecoloto nennt, einen gewaltigen Respekt [1]). Wenn während der periodischen Ueberschwemmung des Coloradoflusses die Yumas am Abend sich vor ihren Hütten versammeln, johlen, spielen, tanzen und singen im Vorgenuß der reichlichen Ernte, die das segenspendende Naß ihnen in Aussicht stellt, geben sie sich ganz der ausgelassensten Freude hin. Plötzlich tönt das gefürchtete „ku-ku! ku-ku!" des gefürchteten Vogels von einem Baumgipfel herab und rasch wie der Blitz verschwinden Männer, Weiber und Kinder in ihren Gruben und Hütten, wo sie sich zitternd und zagend in die kleinsten Winkel verkriechen. Selbst ihre Hunde, die erblaßten Gesichter und zitternden Glieder ihrer Herren bemerkend, werden von der allgemeinen Panik ergriffen und suchen heulend mit eingeklemmten Schwänzen ein sicheres Versteck.

Es sind verbürgte Fälle vorhanden, daß einzelne Yumas, die sich durch hohen Botenlohn verleiten ließen, bei Nacht einen Gang zu machen, durch den Schrei dieses Vogels so von Angst und Furcht überwältigt wurden, daß sie ihrer Sinne beraubt, im Sande hockend, aufgefunden wurden und seit jener verhängnißvollen Stunde verrückt geblieben sind. Wenn der Kuckuck-Ruf in der Nähe eines Lagers gehört wird, so bedeutet er, daß der zuletzt Verstorbene im Jenseits entweder an Kälte oder Hunger leidet; die nächsten Anverwandten suchen deshalb seine letzte Ruhestätte beim ersten Tagesgrauen auf (ein Einzelner würde um keinen Preis hingehen) und verbrennen daselbst einige Decken und ein Quantum Nahrungsmittel, um die durch des Vogels Stimme angedeuteten Bedürfnisse des Dahingegangenen zu befriedigen. Pfeile und Bogen werden nie zum zweiten Male gespendet, indem der Glaube herrscht, daß diese Waffen im Jenseits unfehlbar (ma-ki) sind.

Also sind die Yumas Spiritualisten. Weiteres aus dem Seelenleben dieser Indianer war mir unmöglich zu erfahren, theils aus Mangel an Sprachkenntnissen beiderseits, theils wegen ihrer Verschlossenheit; doch so viel läßt sich behaupten, daß die häufigen andauernden Versuche, sie zu Christen zu bekehren, theils an ihrem Aberglauben, theils an ihrem Stumpfsinn vollständig gescheitert sind. Ob die katholischen Schwestern mit ihrer kürzlich errichteten Indianerschule, wo sie Kinder nicht nur unterrichten, sondern auch bekleiden, ernähren und erziehen, bessere Erfolge haben werden, wird die Zeit lehren.

[1]) Auch im Inneren von Mexiko fand ich viele Indianerstämme, denen der Schrei dieses Vogels eine grenzenlose Furcht einflößt; die dort meistens spanisch sprechenden Indianer haben das Sprichwort:

Cuando canta el tecoloto
Et Indio se muere.
Wenn der Kuckuck schreit,
Stirbt der Indianer.

Nekrologe.

— Am 15. März starb in Caloundra bei Brisbane **William Landsborough**, dessen Name mit der Erforschung Australiens verknüpft ist. Sein Vater war ein schottischer Naturforscher von Ruf. 1860 entdeckte Landsborough den Oberlauf des Thompson River, 1861 die Quellen der Flüsse Gregory und Herbert. Dann übernahm er die Führung einer Expedition zur Aufsuchung von Burke und Wills und kreuzte den ganzen Kontinent vom Golf von Carpentaria bis Melbourne. Weitere Reisen in Queensland unternahm er 1864 bis 1865 und 1867 bis 1868. Später erhielt er in Anerkennung seiner Leistungen eine Beamtenstelle und 2000 Pfd. St. von dieser Kolonie.

— Dr. Ferdinand Heinrich Müller, außerordentlicher Professor der Geographie an der Universität Berlin, geboren am 2. Mai 1805, starb daselbst am 8. April d. J. Sein Hauptwerk ist das 1840 bis 1852 erschienene „Die deutschen Stämme und ihre Fürsten oder historische Entwickelung der Territorialverhältnisse Deutschlands im Mittelalter".

— Am 13. April 1886 starb im Haag im Alter von 58 Jahren D. Maarschalk, zuletzt General-Inspekteur und Chef der Staatseisenbahnen auf Java. Nachdem er über 30 Jahre lang mit wenigen Unterbrechungen in Indien thätig gewesen, hatte er im Jahre 1880 seine Pensionirung nachgesucht und seinen Aufenthalt dauernd in der Heimath genommen. In jungen Jahren als Genieofficier nach Java gekommen, verließ er den Militärdienst im Jahre 1868 als Oberstlieutenant, vollendete dann die in Privatbesitz befindliche Eisenbahn von Samarang nach Solo und Djokja und von Batavia nach Buitenzorg, sagte sich aber schon im Jahre 1872 von der Gesellschaft los. Nachdem er noch einen Entwurf zu Hafenanlagen für Batavia gemacht hatte, ging er 1873 nach Europa, kehrte aber schon 1875 nach Indien zurück, um den Dienst der Staatseisenbahnen zu organisiren. Dank seiner Energie und Ausdauer glückte es ihm, viele Hindernisse zu überwinden, sowie das unter seinen Befehlen dienende Personal zu organisiren und durch sein eigenes Beispiel zu den größten Anstrengungen anzufeuern. Wer in den Eisenbahnen einen Faktor der Entwickelung namentlich für halbkultivirte Länder sieht, wird gern anerkennen, welche Bedeutung Maarschalk für Java besitzt.

— Louis Simonin, französischer Reisender, geboren zu Marseille am 22. August 1830, gestorben zu Paris am 15. Juni 1886. In seiner Eigenschaft als Bergingenieur hat er zahlreiche Missionen in Nordamerika, im Mittelmeerbecken und im Indischen Ocean ausgeführt und eine Reihe von Werken verfaßt, darunter „L'Etrurie et les Etrusques" (1866); „Aux pays lointains" (1867); „La Toscane et la Mer Tyrrhénienne" (1868); „Le Grand Ouest des Etats Unis" (1869); „L'Homme Américain" (1870); „A travers les Etats-Unis" (1875); „Le Monde Américain" (1876); „Les Grands Ports de Commerce de la France" (1878).

— Hermann Abich, hervorragender Geolog und Orientreisender, geboren 11. December 1806 zu Berlin, gestorben 2. Juli 1886 zu Wien. Er studirte in Berlin, unternahm seit 1833 eine eingehende Untersuchung der italienischen Vulkane, wurde 1842 als Professor der Mineralogie nach Dorpat berufen und 1844 von der russischen Regierung nach dem Ararat gesendet, an dessen Abhängen ein verheerender Bergsturz erfolgt war. Diese Reise wurde für sein weiteres Leben entscheidend. Gefesselt von der Schönheit des Kaukasus und den Riesenvulkanen Armeniens, kehrte er während der nächsten 28 Jahre immer wieder dorthin zurück. Erst spät fing er an, seine Beobachtungen in einem großen Werke zusammenzufassen, zu welchem Zwecke er 1877 nach Wien übersiedelte. Von seinen „Geologischen Forschungen in den kaukasischen Ländern" (Wien 1878, 1882) sind aber nur die ersten beiden Bände erschienen. Von seinen früheren Arbeiten sind unter anderen zu nennen: „Erläuternde Abbildungen geologischer Erscheinungen, beobachtet am Vesuv und Aetna 1833 und 1834" (Berlin 1836); „Ueber die Natur und den Zusammenhang vulkanischer Bildungen" (Braunschweig 1841); „Ueber die geologische Natur des armenischen Hochlandes" (1843); „Ueber Orographie von Daghestan" (1847); „Vergleichende geologische Grundzüge der kaukasisch-armenischen und nordpersischen Gebirge" (St. Petersburg 1858); „Geologische Beobachtungen auf Reisen zwischen Kur und Araxes" (St. Petersburg 1867).

— „Le Mouvement Géographique" vom 11. Juli 1886 meldete aus Marseille den Tod von M. Moustier, eines Agenten des dortigen Hauses Verminck in der Faktorei Bokeh am Rio Nuñez, welcher 1879 im Auftrage seines Chefs mit Herrn Zweifel zusammen von Sierra Leone aus die bekannte Expedition nach dem Kuranko-Gebiete ausführte und die Quelle des Niger auffand.

— Mit Robert Flegel, der am 11. September d. J. in Braß an der Nigermündung wohl weniger der Dysenterie als der herben Enttäuschung und dem Kummer über das Mißlingen seiner großen Pläne erlag, ist der letzte und einer der besten und eifrigsten Sendboten der Afrikanischen Gesellschaft in Deutschland aus dem Leben geschieden. Eduard Robert Flegel war am 1. (13.) Oktober 1855 zu Wilna geboren, trat 1869 in eine Rigaer Buchhandlung ein, siedelte 1872 nach München über, wo er die Handelsschule besuchte, und nahm 1875 eine Stelle in der Gaiser'schen Faktorei zu Lagos (Guinea) an, wo er drei Jahre blieb. 1879 bestieg er das Kamerun-Gebirge und wandte sich nun ganz der Afrikaforschung zu. Zuerst besuhr er 1879 im Anschluß an eine Expedition der Church Missionary Society den mittleren Benuë und nahm denselben auf; dann ging er 1880 in Dienst der „Afrikanischen Gesellschaft in Deutschland" nach Nupe und Sokoto, durchwanderte 1881 das Gebiet zwischen Bida und Loko und in den folgenden Jahren bis 1884 die Landschaften Zaria, Kororofa, Muri und Adamaua. Das Gebiet der südlichen Zuflüsse des Benuë erschien ihm als ein besonders begehrenswerthes und für Kolonisation geeignetes und, um die Mittel zu einer solchen aufzubringen, ging er im Oktober 1884 nach Deutschland zurück, wo er schwer erkrankte. Mit mehreren Begleitern und neuen Mitteln versehen, kehrte er sieben Monate später (April 1885) nach dem Benuë zurück, stieß aber überall auf Widerstand seitens der englischen National African Company, welche sich inzwischen durch Vermittelung des Reisenden Joseph Thompson in Besitz der Uferländer gesetzt hatte (vergl. „Globus", Bd. 48, S. 368; Bd. 49, S. 287). In Deutschland waren seine Absichten nicht verstanden worden; der Vertrag mit England vom 2. August 1885 (s. oben S. 208) räumte letzterem gerade diejenigen Landschaften ein, welche Flegel deutschem Unternehmungsgeiste hatte erschließen wollen, und so mußte er, gebrochen an Leib und Seele, nach der Küste zurückkehren. In ihm verlieren wir einen der eifrigsten, uneigennützigsten Pioniere, der sich um die Erforschung Afrikas wohl verdient gemacht hat. Die wichtigsten seiner Berichte und Karten veröffentlichten die „Mittheilungen der Afrikanischen Gesellschaft in Deutschland" seit 1881; der Haupttheil seiner geographischen Arbeiten, namentlich über Adamaua, sieht indessen noch der Publikation entgegen.

— Paul Soleillet, der bekannte Afrikareisende, geboren 29. April 1842 in Nimes, gestorben 11. (?) September in Aden in Folge der auf seinen vielfachen Reisen erlittenen Strapazen. Seit 1865 bereiste er Algerien und drang 1873 bis 1874 bis zur Oase Ain-Salah vor, welche bis dahin nur von Laing und Rohlfs besucht worden war. Damals faßte er den Plan zu einer transsaharischen Eisenbahn zur Verbindung Algeriens mit dem Senegal, stieß aber, als er sich 1878 nach letzterem begab, auf den Widerstand der Behörden und wurde Ende 1880 dort sogar gefangen genommen. Nun verlegte er den Schauplatz seiner Thätigkeit nach Ostafrika, nahm Obok für Frankreich in Besitz, knüpfte Verbindungen zwischen seinem Heimathlande und Schoa an, dessen König Menilek ihm besonderes Vertrauen schenkte. Er verfaßte eine Reihe von Werken, unter denen hervorzuheben sind: „Exploration du Sahara Central" (1874); „Les Explorations de Paul Soleillet racontées par lui-même" (1881); „Voyages en Éthiopie" (1885) und „Une exploration en Éthiopie" (1886). Im Ganzen ist er weniger als wissenschaftlicher Geograph, denn als ein Pionir des Handels und der Civilisation aufgetreten.

Aus allen Erdtheilen.

Europa.

— Nachtrag zum Artikel: „Monolithische Denkmale im Mittelrheinlande." Herr Dr. Paul Wislicenus, Generalsekretär des deutschen Bildungsvereins, bringt in einem Schreiben an Dr. C. Mehlis, d. d. Zürich, 23. September 1886, folgende nachträgliche Bemerkungen zur angeregten Sache. „In Nr. 12 des laufenden Globus-Bandes sehe ich soeben einen Ihrer so anregenden Artikel (Monolithische Denkmale vom Rheinlande), welcher mich zu folgender Mittheilung veranlaßt: In Bartenstein (Ostpreußen) stehen neben der Kirche zwei Steinsäulen von nahezu Menschenhöhe, oben spitz, mit roh eingemeißeltem Mund und Augen; auch sind durch vertiefte Striche Arme und Hände angedeutet. Auf dem kleineren steht in Charakteren des 15. Jahrhunderts ein Name, den ich „Gusteridda filia Waidewuthi" las. Für den ersteren Namen stehe ich nicht ein, für den letzteren jedoch unbedingt, ebenso für das Wort filia. Die Inschrift ist jedenfalls erst spät eingemeißelt, um die Gestalt zu erklären. — Bei Christburg (Westpreußen) ward eine etwas kleinere Gestalt gefunden, in gleich roher Ausführung, auch mit Andeutung der Arme und Hände, an der Seite ein Schwert mit Kreuzgriff. Die Gestalt ist an der Ecke des früheren Klosters (jetzt Schulhaus) eingemauert. Die Leute deuten sie als Götzen und nennen sie in Folge eines Scherzes der Lehrertochter „Potrimpos". Der Kreuzgriff des Schwertes gilt ihnen für ein Kreuz, die Hand für eine Krebsscheere, sie meinen einen Fischgott gefunden zu haben. Diese Steinmänner sind nichts Anderes als Grenzsteine; der „Potrimpos" stellte einfach einen Ritter vor und bezeichnete die Grenze des Christburger Dominiums im Mittelalter. Die Steine kommen in Ostpreußen massenhaft vor, stehen meist an Acker- oder Gemeindegrenzen, und finden sich auch in Weißrußland häufig. Das Volk nennt sie Mönneken- oder Männekensteene, also Mönchs- oder Mönnleinsteine. Sie haben meist Mannsgröße, spitzen Kopf und Mannsgesicht. Die Deutung der Bartensteiner Steine als Waidewuth und seine Tochter gehört dem späten Mittelalter oder der Reformationszeit an. Waidewuth war der letzte Herzog der Preußen, welcher tapfer kämpfend gegen den Orden fiel.

— Neben der Kreuzotter leben in Deutschland noch vier andere, aber unschädliche Schlangenarten, nämlich die Ringel- und die Würfelnatter (Tropidonotus natrix und tessellatus), die Aesculapnatter (Coluber Aesculapii) und die Schlingnatter (Coronella laevis). Von diesen Nattern ist die Ringelnatter die gewöhnlichste. Die Würfelnatter findet sich nur in den Rheingegenden. Die Aesculapnatter trifft man in einzelnen Theilen unseres Landes, wie in Thüringen, im Harze und am Rheine, z. B. bei Schlangenbad; einige haben auf Grund dieses zerstreuten Vorkommens angenommen, daß die Schlangen, als dem Aesculap geweihte Thiere, von den Römern in die von ihnen angelegten Badeorte eingeführt worden seien. Die Schlingnatter endlich ist durch einen großen Theil Deutschlands verbreitet. Diese Schlange wird zuweilen mit der Kreuzotter verwechselt, und einige ihrer Spielarten sehen der letzteren in der That sehr ähnlich. Wie nun Dr. Notthaft in Frankfurt a. M. kürzlich festgestellt hat, besteht zwischen der Verbreitung dieser beiden Schlangen ein ganz eigenthümliches Verhältniß. Wo nämlich die Kreuzotter häufig und allgemein verbreitet vorkommt, da fehlt die Coronella, und wo letztere am zahlreichsten auftritt, findet sich wiederum jene nicht. Die Kreuzotter fehlt z. B. im Rheingebiete von Basel bis Koblenz, im größten Theile der Reichslande (ausgenommen ist die Umgegend von Metz, links der Mosel), und der Rheinprovinz, sowie in einem beträchtlichen Stücke von Westphalen. In dieser ganzen otterfreien Landschaft ist die Schlingnatter allgemein verbreitet. Dagegen fehlt die letztere völlig oder beinahe ganz in Pommern, Westpreußen, Mecklenburg, am Unterlaufe der Weser, im Fichtelgebirge, in einem großen Theile der Provinz Brandenburg und anderen Gegenden. Und in diesen Gebieten tritt wieder die Kreuzotter meist sehr zahlreich auf. Was die Ursache dieser eigenthümlichen Vertheilung ist, läßt sich vorläufig noch nicht erkennen; Dr. Notthaft sucht sie in der allgemeinen klimatischen Beschaffenheit der Gegend. Zum Theil spielt die Thatsache mit, daß die Kreuzotter mehr an einen bestimmten Grad von Feuchtigkeit und Kühle gebunden ist als die Coronella. Jedenfalls ist es nach den erhaltenen Ergebnissen jetzt nicht mehr erlaubt anzunehmen, wie vielfach geschieht, daß die Kreuzotter in den Rheingegenden lediglich ausgerottet sei, während sie früher daselbst recht wohl existirt habe; es ist dies so wenig glaublich, wie die Annahme, die Schlingnatter sei in Mecklenburg oder Pommern in Folge gänzlicher absichtlicher Vertilgung verschwunden.

— Der Tabaksbau in Rußland umfaßte im Jahre 1885 im

			Desjätinen Baufläche
europ. Theile mit Polen	136 816	Pflanzungen mit	45 029
westlichen Sibirien	4 952	„ „	524
westlichen Kaukasus	10 777	„ „	1 764

im Ganzen also 152 545 Pflanzungen (gegen 135 704 im Vorjahre) mit 57 317 Desjätinen Baufläche (um 5848 Desjätinen mehr als 1884). Der Ertrag wurde im Jahre 1885 auf 3 114 099 Pud (gegen 2 272 494 Pud im Jahre 1884) geschätzt.

— Die Einfuhr an Salz nach Rußland betrug in den Jahren

1864 bis 1868	durchschnittlich pro Jahr	9 833 000 Pud
1869 „ 1873	„ „ „	11 539 000 „
1874 „ 1878	„ „ „	11 498 000 „
1879 „ 1883	„ „ „	10 028 000 „
im Jahre 1884 dagegen nur		5 330 000 „

und in der Zeit vom 1. Januar bis 1. November 1885 gar nur 1 926 000 Pud gegen 4 213 000 Pud für dieselbe Zeit des Vorjahres.

Asien.

— Prof. Heinrich Kiepert hat sich, um gewisse Lücken seiner großen, seit Jahren vorbereiteten Karte von Kleinasien auszufüllen, nach Konstantinopel und dem westlichen Kleinasien begeben. In ersterer Stadt hat er in verschiedenen Ministerien sehr werthvolle Bereicherungen der kleinasiatischen Karte zur Einsicht erhalten und theils selber kopirt, theils das Versprechen bekommen, daß ihm Kopien überschickt werden würden. Auch hat er in griechischen Kreisen durch einen Vortrag im Hellenikos Syllogos auf eine bessere Erforschung dieses alten Kulturlandes hinzuwirken gesucht. Am 10. September begab sich Prof. Kiepert dann nach Asaki und Panderma an der Südküste des Marmarameeres und von da quer durch die noch unerforschte Gebirgslandschaft nach Bergama (Pergamon), wo er am 16. September anlangte. Die Route führte über Jönen am gleichnamigen Flusse, dem antiken Aisepos, nach der Provinzialhauptstadt Balikesri, zwischen welchen Orten antike Reliefs und Inschriften gefunden wurden, weiter noch Jorindi, in dessen Nachbarschaft

gleichfalls antike Ruinen, sowie Kupfer-, Zink- und Antimongruben liegen, und nach Bergama, dessen Umgegend im vergangenen Sommer durch Rittmeister von Diest eine sachgemäße Aufnahme erfahren hat. Kiepert's nächstes Ziel soll das Tmolosgebirge östlich von Smyrna bilden.

— Transbaikalien ist so reich an Mineralquellen, daß dieselben für die ganze Welt ausreichen würden, — so schreibt wenigstens die „Revue scientifique". Die verschiedenen Wässer besitzen medicinische Eigenschaften, die eine große Anzahl von Krankheiten zu heilen vermögen. Der Charakter der Quellen ist sehr verschieden; es giebt Stahlquellen, Säuerlinge, alkalinische und Schwefelquellen 2c. Ihre Temperatur variirt zwischen 43° und 2° R. Bis jetzt sind sie noch nicht einer Analyse unterworfen worden, aber ihre Wirksamkeit ist nicht zweifelhaft, da sie seit lange erprobt ist. Die Eingeborenen behandeln sich dort selbst und zugleich auch ihr Vieh; Heerden von Schafen, Kühen und Pferden, die von Hautkrankheiten ergriffen sind, machen in diesen Gegenden richtige Kuren durch. Auf einer verhältnißmäßig kleinen Oberfläche kennt man 34 Mineralquellen, und in jedem Frühjahre werden neue entdeckt. Die bekannten Quellen befinden sich nahe bei bewohnten Ortschaften, aber einige sind schwer zugänglich. Die Wasser von Daratomsk und Turkinsk sind die einzigen, welche bequem eingerichtet sind. Man kann dort Wohnung und Unterhalt bekommen, dank der Verwaltung, welche die Quellen in Pacht hat. Einige besitzen zahlreiche Sonderbehausungen, welche Privatleute sich haben herstellen lassen; aber im Allgemeinen sind die Besucher genöthigt, sich mit den Hütten der Einheimischen zu begnügen.

Afrika.

Emin Bey (Dr. Schnitzler) hält nach den letzten Nachrichten, die über Zanzibar nach Aegypten gelangten, noch immer einen Theil der äquatorialen Provinzen mit 3000 Soldaten für die ägyptische Regierung besetzt; er befindet sich in Wadelai am oberen Nil (2° 47′ nördl. Br.), ist aber außer Stande, sich den Weg nach der Küste zu erzwingen, da ein feindlicher Häuptling ihm den Durchmarsch nach Süden hin versperrt. Ihm darthin Hilfe zu bringen, dürfte für die Aegypter, bezw. die Engländer in Aegypten, schwer, wenn nicht unmöglich sein. — Dr. Junker, sein Reisegefährte, scheint dagegen so gut wie gerettet zu sein; er soll sich in Msalala im Süden des Victoria Nianza befinden, von wo er bald Tabora und die große Karawanenstraße nach der Ostküste zu erreichen vermag.

— Einer Besprechung des Cecchi'schen Reisewerkes „Da Zeila alle frontiere del Caffa" durch Prof. Paulitschke in der „Oesterreich. Monatsschrift für den Orient" (XII, Nr. 9) entnehmen wir Folgendes über das Vasallenverhältniß König Menilek's von Schoa zum König Johannes von Abessinien. Die Unterwerfung geschah am 20. März 1878 auf dem Boden von Schoa, welchen Johannes mit einer Armee von etwa 78000 Mann betreten hatte, während Menilek nur etwa 30000 bei sich hatte. Als Menilek vor dem Zelte des Johannes vom Maulthiere gestiegen war, berührte er mit der Stirn die Erde und betrat das Innere des Zeltes. In diesem Momente erdröhnten 20 Kanonenschüsse, zum Zeichen, daß die Unabhängigkeit Schoas gefallen sei. Johannes erwartete in großem Staate, Krone und Scepter zur Rechten, den Vasallen, erwiderte höflich dessen Gruß und reichte ihm die Hand. In einer zweistündigen Verhandlung wurde vereinbart: 1) daß Menilek fortan den Titel negus-negest (König der Könige) nicht mehr führen sollte, sondern bloß negus (König) von Schoa; 2) daß die Grenzen Schoas gegen Norden der Baschilö, gegen Westen der Abai und gegen Osten und Süden der Hawasch bilden sollte; 3) daß die Staatsreligion Schoas die gleiche sein sollte wie jene Abessiniens; 4) daß Schoa jährlich ein- oder auch mehrmal einen zu vereinbarenden Tribut zahlen sollte; und 5) daß Menilek in Debra Breahan anstatt in Litsche residiren sollte. Die Herrscher beschenkten einander bei dieser Gelegenheit reichlich. — Der dritte Punkt der angeführten Vereinbarungen wurde für die katholische Mission in Schoa verhängnißvoll, weil Menilek den Missionaren den ferneren Aufenthalt in seinem Lande verbot.

Nordamerika.

— Lieutenant Schwatka, welcher die Alaska-Expedition der „New-York Times" befehligt (vergl. oben S. 112), berichtet aus Sitka, daß er die Icy-Bay (unmittelbar südlich vom St. Elias-Berge) vermessen und einen großen, dort mündenden Fluß, der den Namen Jones erhielt, entdeckt, sowie den St. Elias-Berg von Süden bis 7200 Fuß über dem Meere — der Berg selbst ist nach Dall 5950 m hoch — erstiegen habe, wobei rother Schnee in großen Massen passirt wurde. Von Gletschern wurden namentlich drei gefunden, welche die Namen Agassiz, Guyot und Tyndall erhielten; die Dicke des ersteren wurde auf etwa 1000 Fuß geschätzt. Schwatka will nun versuchen, den Berg von Norden oder Osten zu besteigen.

Vermischtes.

— Vor uns liegt die zehnte und vorläufig letzte Lieferung von „Hölzel's Geographischen Charakter-Bildern für Schule und Haus", welche uns zunächst einen Theil des Giants Causeway (basaltische Steilküste) in Irland vorführt. Im Begleittexte behandelt Toula neben der Landschaft auch die vulkanische Bildung des Basalts und erzählt uns die Geschichte der Lehre vom Basalt, die schon vor 230 Jahren anhebt, als der Engländer Trembley 1656 die Basalte am Rhein mit den irländischen verglich. — Es folgt ein Bild der Puszta Hortabágy bei Debreczin (Begleittext von V. v. Haardt), mit ihrer eigenthümlichen Vegetation, einer Pferdeheerde, dem Ziehbrunnen, der Schäferhütte u. s. w. und zuletzt der Große Cañon des Colorado in den Vereinigten Staaten (Begleittext von Toula), ein großartiges Bild aus jenem wunderbaren Gebiete in Arizona und Utah, über welches Balduin Möllhausen 1858 als einer der Ersten Nachricht gegeben, und welches dann Major J. W. Powell seit 1867 eingehend erforscht hat. Das Bild zeigt uns die Stelle, wo sich der Colorado am tiefsten (über 1500 m) in das System fast genau horizontaler Schichten des der Steinkohlenformation entsprechenden Kalk- und Sandsteins eingegraben hat. Mit diesen drei Bildern ist diese prächtige Sammlung indessen noch nicht ganz abgeschlossen; es sollen jedenfalls später noch einzelne Supplement-Bilder in zwanglosen Heften erscheinen. Zuvor aber sollen Verkleinerungen (20 × 15 cm) der bisher erschienenen 30 Bilder zu billigem Preise (ca. 20 Pfennig das Stück) veröffentlicht werden, welche dem Schüler in die Hand gegeben werden sollen und ihm eine Uebersicht der hauptsächlichsten Oberflächenformen unserer Erde vermitteln werden, wie sie anschaulicher und lehrreicher nicht zu denken ist. Freilich wird der Preis des Ganzen seine weite Verbreitung, die ihm von Herzen zu wünschen ist, etwas beeinträchtigen.

Inhalt: Das Land der Bagas und der Rio Nuñez. II. (Mit sechs Abbildungen.) — Dr. L. C. Browski: Naturprodukte Mesopotamiens und deren Export. II. (Schluß.) — Siedelungsgeschichte der cimbrischen Halbinsel. — Johann A. Spring: Die Yuma-Indianer in Süd-Californien. — Nekrologe. — Aus allen Erdtheilen: Europa. — Asien. — Afrika. — Nordamerika. — Vermischtes. (Schluß der Redaktion: 11. Oktober 1886.)

Redakteur: Dr. R. Kiepert in Berlin, S. W. Lindenstraße 11, III Tr.
Druck und Verlag von Friedrich Vieweg und Sohn in Braunschweig.



Mit besonderer Berücksichtigung der Anthropologie und Ethnologie.
Begründet von Karl Andree.
In Verbindung mit Fachmännern herausgegeben von
Dr. Richard Kiepert.

Braunschweig | Jährlich 2 Bände à 24 Nummern. Durch alle Buchhandlungen und Postanstalten zum Preise von 12 Mark pro Band zu beziehen. | 1886.

Das Land der Bagas und der Rio Nuñez.

(Nach dem Französischen des Schiffslieutenants Coffinières de Nordeck.)

III. (Schluß.)

Zu weiteren Verhandlungen im Inneren von Bagatay begab sich der „Goéland“, da der in das Herz des Landes führende Catako-Fluß für ihn nicht schiffbar war, den Rio Nuñez stromauswärts, weil Coffinières beabsichtigte, zu Lande von Casasocobonly aus den Catako zu erreichen. Die Fahrt von Victoria bis zur französischen Faktorei Belair nimmt bei günstiger Fluth nur zwei Stunden in Anspruch. Unterwegs passirt man einige senegalische Faktoreien, darunter das wichtige Gama-Saint-Jean, aber auch Schiffstrümmer auf den Sandbänken, welche gerade hier der Schiffahrt sehr gefährlich werden. Bei Casasocobonly, dessen Einwohner herausströmten, um ihren Prinzen Dinah zu begrüßen, fuhr man vorbei, weil der Strom zu heftig war, und ankerte vor Belair, dessen Direktor, ein alter Kapitän Guichard, so recht der Typus eines in Westafrika Ansässigen, sich mit seiner reichen Erfahrung dem Lieutenant zur Verfügung stellte. Die Faktoreien gleichen einander fast alle; eine Pallisade umschließt Magazine und ein kleines Wohnhaus, wo die Angestellten es nicht verschmähen, die Zeit zwischen zwei größeren Geschäftsabschlüssen mit Detailverkauf auszufüllen. Davor ein Landeplatz für die Schiffe. Nachts werden die Thore geschlossen, und ein Wächter feuert von Zeit zu Zeit sein Gewehr, das er möglichst voll stopft, ab, um etwaige Diebe zu verscheuchen. Der Handel vollzieht sich in sehr einfacher Weise und zwar meist in natura. Nach der Reisernte vertauschen die Schwarzen ihren Ertrag gegen Stoffe und andere europäische Produkte, haben dann im Winter nichts zu essen, müssen sich darum an das mühselige Sammeln von Palmnüssen machen und erhalten dann für letztere den vor einigen Monaten verkauften Reis zurück. Und dieses von Seiten der Neger kindische, für die Faktoreien aber sehr einträgliche Geschäft wiederholt sich in gleicher Weise Jahr für Jahr.

Zwischen Victoria und Sierra Leone fährt ein kleiner, der Compagnie Sénégalaise gehöriger Dampfer hin und her; ebenso läuft dort allmonatlich ein zwischen Dakar und Sierra Leone verkehrender Dampfer an, welcher nach einander alle Flüsse des südlichen Senegambiens besucht. Das geschätzteste Produkt des Landes ist der sogenannte Rio-Nuñez-Kaffee, kleiner von Korn als der Mokka und von ausgesuchtem Wohlgeschmacke; seines Namens ungeachtet kommt er weniger am Rio Nuñez als besonders am Pongo vor. Ferner glauben Viele, daß die Kola-Nuß am Rio Nuñez sehr verbreitet sei; sie findet sich allerdings dort in Menge, doch kommt der größte Theil der Früchte von Mellacorée. Coffinières glaubt der erste zu sein, der über diese Pflanze nach Autopsie berichtet hat; seine mit Zeichnungen nach der Natur versehene Arbeit wurde 1885 in der Académie de médecine verlesen.

Kola ist ein Susu-Wort, welches die von den Gelehrten Sterculia acuminata genannte Pflanze bezeichnet; Baillon rechnet sie zur Familie der Malvaceen und der Unterabtheilung der Sterculeen. Am Senegal heißt sie Guru oder Nguru. Die Schwarzen vom Senegal, Niger, Salum, Gambia u. s. w. und überhaupt im ganzen Hinterlande von Sierra Leone schätzen die Nuß und ihre Eigenschaften

so hoch, daß sie in Bakel mit einem Franken das Stück bezahlt wird, während man zu Benty in Mellacorée, dem Mittelpunkte ihrer Produktion, 400 für 5 Franken haben kann. Dank dieser kostbaren Nuß trotzt der Reisende dem Durste wie dem Fieber; sie gilt als ein Universalmittel. Der Baum selbst gilt für heilig; wer ihn beschädigt, ist nicht selten dem Tode verfallen. Es giebt zwei Arten, solche mit rothen, und andere mit weißen Nüssen. Wenn ein Häuptling dem Reisenden nach einem Palaver weiße Nüsse zusendet, so ist das ein Zeichen freundlicher Gesinnung, rothe aber bedeuten Feindschaft. Die meisten Bäume hat Coffinières in Mellacorée und auf der Insel Timbo gesehen; äußerlich haben sie nichts sehr Auffälliges an sich: der Baum ist gewöhnlich 15 bis 20 m hoch, seine Aeste sind ziemlich schlank und seine Blätter gleichen denen des Nußbaumes ein wenig. Die Früchte wachsen in Büscheln am Ende der Zweige und werden im November und besonders im December eingesammelt. Der Baum liebt eisenhaltigen und vulkanischen Boden und vermeidet Sümpfe; Gebiete mit starken Winterregen sind ihm besonders günstig. Die runzeligen Schoten des Kolabaumes enthalten je fünf bis sechs der kastanienähnlichen Früchte; das violette oder weiße Fruchtfleisch ist mit einer weißlichen Hülle überzogen, welche an der Luft schnell braun wird. Im Lande selbst heißt der Baum „Goldbaum“ und er verdient diesen Namen, denn wo er wächst, herrscht Ueberfluß, weil die Neger seine Frucht so außerordentlich lieben. Meist betreiben Frauen den Handel mit den Nüssen; sie gehen von den Produktionscentren aus und reisen oft sehr weit, um ihre Waare zu verkaufen. Um sie gut zu erhalten, legen sie dieselbe in Wasser, das alle acht Tage erneuert werden muß, oder besser noch in feuchte Erde, was den Früchten einen bitteren, für die Liebhaber angenehmeren Geschmack giebt. Europäer können dieser Panacee der Schwarzen meist keinen Geschmack abgewinnen.

Von Belair aus besuchte Coffinières zwei benachbarte Dörfer der Nalons, Catongron und Samia. Männer und Frauen waren in denselben anständig gekleidet. Die Häuser sind rund, von der Form der Bienenkörbe, aber mit einer offenen Vorhalle, welche dem Besitzer erlaubt, die frische Luft zu genießen, ohne von Sonne oder Regen belästigt zu werden; im Inneren finden sich oft europäische Möbel. Unter den Bewohnern gab es auch Fulahs oder Bewohner von Futa, welche dem französischen Offieier Früchte der wenig bekannten Nerepflanze gaben; dieselbe dient der Bevölkerung am oberen Niger, Senegal und Nuñez zur Nahrung und ebenso den dort verkehrenden, aus Sklaven bestehenden Karawanen — jeder Sklave in einer solchen muß in Mellacorée eine Last von 65 kg Salz tragen. Nere — ein Nalon-Wort — ist eine Akazienart, die im ganzen Lande wächst; das Blatt ist 50 cm, die Schote 20 cm lang. Letztere sitzen zu je Vieren zusammen und jede enthält ein citronengelbes Stärkemehl von ziemlich gutem Geschmacke.



Frucht des Kola-Baumes.

Das Dorf Belair besitzt eine Eigenthümlichkeit, welche an der westafrikanischen Küste ziemlich selten ist, nämlich Fabriken. Eine derselben ist eine Schmiede, eine Art Schuppen, wo sich eine Anzahl Wolofs in ihrem nationalen weißen Bubu sich um einen rohen Ambos niedersetzen und ein Stück rothglühenden Eisens mit ihren leichten Hämmern bearbeiten, während einer von ihnen zwei Bocksfelle abwechselnd zusammenpreßt und dadurch ein kleines Holzkohlenfeuer anfacht. Meist aber hockt diese Gesellschaft unbeschäftigt da. Eine zweite Fabrik, welche gleichfalls von Wolofs (Schwarzen von St. Louis) betrieben wird, betreibt die Saffiangerberei und liefert z. B. sehr hübsch verzierte, billige Säbelscheiden.



Der Kola-Baum.

Der Vollständigkeit halber sei erwähnt, daß auf dem Belair gegenüberliegenden Flußufer sich hübsche Ebenen ausdehnen, wo sich der Europäer an der Jagd auf Antilopen und ganz kleine, wahrscheinlich einheimische Wachteln, wie sie ähnlich am Gabun vorkommen, erfreuen kann.

Nachdem Coffinières den König der Landoumans zu sich hatte bescheiden lassen, um dessen Grenzansprüche gegenüber denjenigen der Nalous zu regeln und den mehrjährigen Krieg zwischen beiden zum Abschlusse zu bringen, begab er sich nach Casasocobouly, um den kranken König Youra-Towel zu besuchen, und dieser Ausflug gab ihm Gelegenheit, die höchste Civilisation am ganzen Flusse kennen zu lernen. Das Dorf ist mit Pallisaden umgeben, in welchen durch Wolfsgruben vertheidigte Ausfallthüren für die Krieger angebracht sind; innerhalb der Pallisaden finden sich noch Lehmmauern mit Schießscharten. Jede hervorragende Persönlichkeit hat seine Hütten mit einer großen Mauer umgeben, welche die Grenzen seines Besitzthums anzeigt.

Der König Youra-Towel hatte zu Ehren des Besuches die Uniform eines französischen Schiffsfähnrichs angelegt, die Coffinières vervollständigte, indem er ihm zu seiner großen Befriedigung ernsthaft seine Degenquaste um den Hals hing und ihn darauf abzeichnete. Der arme Mann hatte im Kampfe mit den Landoumans ein Auge verloren und war glücklich, als er erfuhr, daß der Krieg mit denselben nun beendigt sei; doch fügte er hinzu, er sei schon zu alt und werde bald sterben, was auch in der That nach einigen Monaten der Fall war. Youra-Towel war der dritte Sohn des Königs Towel, der um 1830 regierte; als dieser starb, folgte ihm zuerst der älteste Sohn Salifou, dann der zweite Lamenaba und dann endlich Youra; auf ihn würde dann sein jüngster Bruder Carimou gefolgt sein,



Thor von Casasocobouly.

wenn derselbe nicht schon vor ihm gestorben wäre. Erst nachdem diese ganze Generation erschöpft ist, greift man auf den ältesten Sohn des ersten Nachfolgers von Towel zurück, nämlich auf Dinah Salifou; dann würde dessen Bruder dem Alter nach folgen u. s. f. Von Interesse war auch eine Hütte, in welcher Youra-Towel eine seiner Lieblingstöchter hatte begraben lassen; es war das erste Mal, daß Coffinières bei afrikanischen Negern ein monumentales Grab zu sehen bekommen hatte.

Einige Tage später entschloß sich der Herrscher der Landoumans, Menga Sera, der Einladung des französischen Officiers Folge zu leisten und sich an Bord des Aviso zu begeben, wo Coffinières seine Aussöhnung mit den Nalous zu Stande brachte. Als Grenze wurde der Marigot von Cabong festgesetzt, einem Dorfe, das seit vielen Jahren zwischen beiden Stämmen streitig gewesen war. König Sera hatte zu dieser Gelegenheit einen schön gestickten Hausrock angelegt, welchen die Griottes des Prinzen Dinah in allen möglichen Tonarten besangen. Griottes sind die ständigen Sänger von Fürsten oder reichen Negern, welche eine Klasse für sich bilden und z. B. nicht das Recht haben, das Haus eines freien Mannes zu betreten. Dabei besitzen sie oft große Reichthümer in Folge der Geschenke, die sie ihren Patronen durch Schmeicheleien abpressen. Ihre Loblieder haben etwa folgende Form. „Erinnerst Du Dich Deines Vorfahren Towel? Du hast ihn nicht gekannt, ich auch nicht; er lebte im Dunkel der Zeiten. Meine Großväter haben mir gesagt, daß er ihnen niemals weniger als eine Kalebasse gab! Und Dein Vater Salifou! Der war erstaunlich! Einmal, ich erinnere mich genau, gab er mir

zwei Kalebassen! Und Du, edler Herr, Prinz Dinah, Nachfolger so vieler großer Vorfahren, Du hast einen Vertrag geschlossen mit dem heldenmüthigen Menga Sera, der einen so schönen Rock trägt! Ihr beide werdet mir wohl vier Kalebassen geben! Weniger könnt ihr ja nicht." Das wird in einer monotonen Melodie und zum Klange einer primitiven Guitarre vorgetragen.

Der Abschluß des Vertrages nahm mehr als 24 Stunden in Anspruch; dann folgte Coffinières der Einladung de Beeckmann's, zur Erholung seinen Posten Boké zu besuchen, wohin er sich in Gesellschaft des Dr. Laborde im Walfischboote begab. Trotzdem Fluth war, dauerte es länger als vier Stunden, ehe man das Ziel erreichte. Der Posten liegt auf einem, mit wohlgepflegten Gärten bedeckten Hügel und ist ringsum mit einer Hecke stachlicher Cactus umgeben; drinnen befindet sich ein schöner, mit Citronen- und Orangenbäumen bepflanzter Hof, den ein Denkmal René Caillé's ziert, jenes berühmten Franzosen, welcher von hier aus zu seiner Reise nach Timbuktu und Algerien aufbrach. Hier war auch der Ausgangspunkt, von wo aus der Gouverneur-Lieutenant Jean Bayol seine interessante Reise nach Timbo unternahm. Boké enthält auch eine Succursale der „Compagnie Sénégalaise", wo die Frau des Dolmetschers Coffinières über die Werthschätzung unterrichtete, welche die französischen Fünffrankenstücke mit dem Bilde des Herkules und zweier jugendlicher Nymphen in Afrika finden: diese Stücke werden für mehr als sieben Franken aufgekauft und dann als Schmuck verwendet. Auch einem Tanze der Simons wohnte Coffinières bei, wo junge, wenig bekleidete Mädchen, eine Art Lichtschirm auf dem Kopfe, zierliche und wohlanständige Pas machten, während später Männer in sonderbaren Vermummungen wilde Verrenkungen zum Besten gaben und scheußlich dazu brüllten. Etwas später gab ein Häuptling zu Ehren seiner am Tage zuvor verstorbenen Schwester einen solchen Tanz, wobei die Tänzer sangen und so das Orchester ersetzten.


Menga Sera, Häuptling der Landoumans.

Mit Bedauern verließ Coffinières zuletzt Boké, diesen verhältnißmäßig civilisirten Ort und kehrte auf demselben Wege nach dem „Goéland" zurück, wobei er einen berühmten Fetischwald passirte, welcher den Tod jedes Königs verursacht, der mit unverhülltem Haupte bei ihm vorbeizufahren versucht. An Bord angelangt, stellte er schließlich die Mandifore unter französischen Schutz; dieser Stamm bewohnt im Inneren ein noch fast ganz unbekanntes Gebiet und ist aus Sklaven der Landoumans entstanden, welche die Nalons gefangen genommen, freigelassen und in ihrem Lande angesiedelt haben. Um die Bedeutung aller dieser Verträge würdigen zu können, beachte man Folgendes.


Eingang zum Posten Boké.

Die Küste Senegambiens verläuft bis zum Grünen Vorgebirge in nordsüdlicher, von da bis Sierra Leone in nordwest-südöstlicher Richtung. Beim Rio Cacheo nimmt die der Küste parallele und etwa 10 bis 15 Wegstunden breite sandige Region ein Ende; dringt man weiter in das Innere ein, so gelangt man zu einem erdigen, theils sandigen, theils thonigen, vielleicht 50 Stunden breiten Gürtel, der eben ist und bei einem etwa 80 m hohen Absturze der Grenze des großen Plateaus von Futah endet. Diese Steilmauer, welche das flache Land mit Meeresklima von dem

innerafrikanischen Hochlande trennt, ist von St. Louis am Senegal mindestens 80 Stunden entfernt; sie zieht sich fast genau von Norden nach Süden hin und endet am Meere bei Kap Verga, südlich von Rio Nuñez. Dieser Fluß aber ist, wie schon gesagt, zu jeder Jahreszeit für große Schiffe zugänglich, hat starke Gezeiten und keine Barre, so daß die dort einlaufenden Fahrzeuge unmittelbar bis in jenes Gebiet gelangen können, welches man von jedem anderen Flusse aus erst mit großer Mühe erreicht. Darum könnte auch, wie erwähnt, Victoria der Ausgangspunkt einer großen Verkehrsstraße nach dem oberen Niger und Senegal, der wahre Beginn der Eisenbahn nach Timbuktu werden, deren Herstellung freilich noch lange auf sich warten lassen wird.

Aber auch wenn sich an der Einfahrt zum Rio Nuñez ein stattlicher Leuchtthurm erhöbe und den europäischen Dampfern den Weg wiese, würde das auf die Bagas, diesen viel verläumdeten, aber friedlichen, arbeitsamen Stamm von einfachen Sitten, von geringem Einflusse sein. Denn für Europäer ist ihr flaches, mit Mangrovewäldern bedecktes Gebiet ein für alle Mal unbewohnbar. Nur durch Vermittelung der Nalous, unter deren Oberherrschaft sie zum Theil seit 1884 stehen, könnten sie an dem allgemeinen Verkehre theilnehmen. Die Nalous sind intelligent; im vorigen Jahrhundert wohnten sie besonders am Rio Cassini nördlich vom Rio Nuñez, an welchem sie jetzt hausen und an den sie ihre Interessen mehr und mehr knüpfen. Den Cassini, wo einst die Residenz ihrer Könige stand, haben sie fast ganz verlassen; dort ist die beste Gegend für die Jagd in ganz Senegambien, z. B. auf Elephanten.

Bei Kap Verga beginnt das Bergland, Conndeyré genannt, das im Norden von dem so schwierig zu befahrenden Rio Cataho, dem Hauptflusse der Baga, begrenzt wird. Dort herrscht als unabhängiger Häuptling Menga Lahir, dessen wilde Unterthanen sich europäischen Ideen nicht so bald anbequemen werden. Weiter südlich sind die Bagas weniger schlimm und gleichen etwa ihren Stammesgenossen am Rio Nuñez; in Dubreka, dem Südende von Bagatay, gehorchen sie dem Susu-Könige Bale Demba, der eine Frau ihres Stammes geheirathet hat. Dieses Volk steht also unter verschiedenen Häuptlingen; aber überall ist es dasselbe, einfach, ackerbauend, seine eigene Sprache redend und dem Kriege abhold, darum aber stellenweise den Häuptlingen von kriegerischeren Stämmen des Inneren unterthan. Das schlechte Klima des von ihnen bewohnten Landes schützt sie aber vor allgemeiner Unterjochung und verbürgt ihnen ihre Erhaltung.

An der Eisenstraße und auf dem alten Rothenberge.

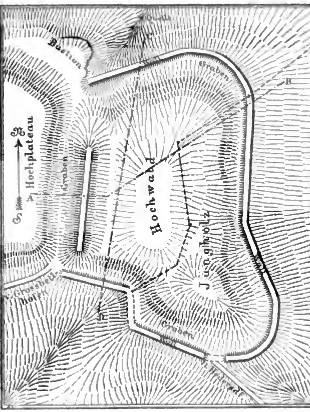
Von Dr. C. **Mehlis**[1]).

Es war am letzten Charsamstag, als sich im Nebel eines Frühmorgens eine prähistorische Expedition von Lauf bei Nürnberg aus nach dem Norden bewegte. An Heuchling, diesem Orte mit bajuwarischem Namen, vorüber, führte der Weg über Berg und Thal nach dem am Hochrande der Keuperebene gelegenen Oertchen Höfles. Bald wurde der sumpfige Schwarzenbach überschritten und ein schattiger Kiefernwald nahm am Eichelberge die Wanderer auf. Von Nordosten her schneidet den Wald eine alte Straße, die Eisenstraße genannt. Sie führt als sandiger Fuhrweg mitten durch eine Grabhügelgruppe, welche wir jetzt nahe einer sumpfigen Lichtung erreichen. Südlich der alten Eisenstraße konstatiren wir in Kürze fünf Tumuli, von welchen einer umgegraben sich zeigt, ein anderer die stattliche Höhe von 3 m aufweist. Rechts der Straße liegen hier zwei Grabhügel. Die Gruppe wird bereits im 7. Jahresberichte des historischen Vereins für Mittelfranken erwähnt, doch ist über ihre Ausgrabung Nichts bekannt. Hier bietet sich der prähistorischen Forschung ohne Zweifel ein fruchtbares Operationsfeld und zwar um so mehr, da diese Hügel an der uralten Verkehrsstraße liegen, welche die Donau bei Wien über Regensburg und Forchheim mit dem Norden Deutschlands verband. In einem Capitular Karl's des Großen nämlich vom Jahre 805 (vergl. Monumenta Germaniae historica III. Tom. p. 133) wird eine alte Verkehrsgrenze oder Grenzstraße zwischen Frankenland und dem Gebiete der Slaven und Avaren mit folgenden Worten erwähnt: de negotiatoribus, qui partibus Sclavorum et Avarorum pergunt quousque procedere cum suis debeant id est partibus Saxoniae usque ad **Bardaenowic** et ad **Schezla** et ad **Magadoburg** et ad **Erpesfurt**, et ad **Halazstat** et ad **Foracheim** et ad **Breemberga** et ad **Ragenisburg** et ad **Lauriacum**. Et ut arma et brunias non ducant ad venumdandum. — Hier werden also folgende Städte als Endpunkte des erlaubten Handelsverkehres bezeichnet: Bardaenowic = Bardewick, Schezla, Magadoburg = Magdeburg, Erpesfurt = Erfurt, Halazstat = Hallstatt bei Bamberg, Foracheim = Forchheim, Breemberga, Ragenisburg = Regensburg, Lauriacum = Lorch a. d. Donau. Für unsere Gegend erscheint von besonderer Wichtigkeit **Breemberga**, das zwischen Regensburg und Forchheim fallen muß, also wahrscheinlich in das Defiléegebiet der Pegnitz, wo die Straßen von der Oberpfalz und von Oberfranken zusammenliefen, zu setzen sein wird. Die Eisenstraße selbst zieht von Forchheim über das Hochplateau südlich von Gräfenberg und der prähistorischen Befestigung auf der „Katz“ vorüber, geht weiter nach SO über Bullach, Simonshofen, Schnaittach und wird sich über Kersbach nach Hersbruck gezogen haben. Hier bei Haderichsbrucca befand sich ein uralter Flußübergang an einer Pegnitzfuhrt. Die Eisenstraße nahm nun ihre Richtung an der Houbirg und der Havechesburg vorüber (vergl. „Globus“, Jahrg. 1886, Bd. 49, Nr. 17) nach SO über die Karolingischen Orte Lauterhofen, Kastel, Hohenburg, Kalmünz nach Stadt am Hof. Das räthselhafte Breemberg, dessen Schreibung in den Handschriften noch dazu unsicher ist und als Brebemberg, Bremberg &c. erscheint, muß entweder bei Schnaittach oder bei Hersbruck gelegen haben. Ob es mit **Noremberg** = Nürnberg zu identificiren sei, muß dahingestellt bleiben. Jedenfalls bildete der Ort einen natürlichen Haltepunkt und Verkehrsplatz zwischen Forchheim und Regensburg. Aber wo? Das wissen bis jetzt nur die Götter! Längs der Straße wurden besonders Eisengegenstände, dann Stoffe, Schmuck u. s. w. um den

[1]) Nach einem in der Naturhistorischen Gesellschaft zu Nürnberg, Ostern 1886, gehaltenen Vortrage.

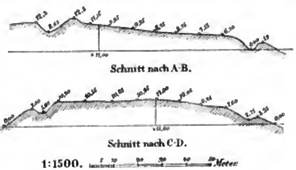
Honig, das Pech, das Vieh, die Sklaven der Wenden und Avaren umgetauscht. Man kann die Bedeutung dieser Handels- und Zollstraße dem des Limes gleichsetzen, der ja nach Cohausen's Forschungen nichts Anderes als eine Zollschranke vorstellte.

Von der Eisenstraße aus wandern wir durch sumpfiges Terrain nach Norden, durchziehen junge Kiefernwaldungen und sehen auf einer Blöße Kleinbellhofen vor uns liegen. Hinter diesem Oertchen erhebt sich zwischen den Ufern des Rottenbaches und des Schnaittachbaches ein zum Theil bewaldeter Doppelkegel. Das ist der alte Rothenberg, von dem zuerst Forstmeister Pöhlmann berichtet hat. Zur Linken dehnt sich ein wallartiger Höhenzug, von dessen Kamme die Häuser des Lillinghofes herniederglänzen. Am Ende dieser Kette sehen wir oberhalb Unterrüsselbach deutlich die steile Höhe liegen, auf welcher der Ringwall der „Katz" sich erhebt. Vor uns zur Linken und Rechten breitet sich eine wohl angebaute Ebene fruchtbaren Geländes aus. Wir machten nach dem nahen Großbellhofen einen nothwendigen Fouragezug, trafen aber außer saurem Biere, schlechtem Wasser, magerem Käse nichts Bemerkenswerthes an. Hierauf nahmen wir den bis zur Höhe mit Hopfenplantagen, Obstbäumen, Fruchtfeldern und Wiesen wohl angebauten alten Rothenberg oder Reißberg von der Südwestseite. Die Schichtungen bestehen aus stark eisenschüssigen Lagern des Dogger, der Unterlage des weißen Jura [1]). Ob vielleicht aus diesen Eisensandflötzen bereits in vorhistorischer Zeit Eisen hergestellt ward? Das Material in Eisenberg in der Pfalz war kein besseres. Eisenschlacken, welche ich an diesem Tage in der Quelle nordöstlich vom alten Rothenberg auffand, scheinen diese Vermuthung zu bestätigen. Der andere westliche Theil des alten Rothenberges, von dessen Gipfel sich eine weite Rundsicht bis nach Nürnberg, dem Steigerwald, dem Jura bei Neumarkt, Thalmässing, sowie den Höhen von Gräfenberg, Hilpoltstein, Betzenstein, Hohenstein sich dem überraschten Auge darbietet, ist wohl angebaut und mit Kirschbäumen bepflanzt, welche Tausende von Bienen umsummen. Ein schmaler Grat trennt das westliche Plateau vom östlichen, steil nach Nordosten und Süden abfallenden Gipfel. Wir beschreiten den Grat und stoßen auf einen etwa 2 m hohen Erdwall, der in einer Neigung von 31° nach außen abfällt. Hinter ihm umläuft die ganze Ostspitze des alten Rothenberges ein wohl erhaltener Graben, hinter dem sich das eigentliche Kernwerk erhebt und zwar in einer Höhe von 4 bis 8 m und einer Neigung von 37° bis 70°. Wir umgehen nun den ganzen Wall und gelangen an die Nordseite. Hier legt sich eine bastionartige Ausbeugung vor und schützt den durch ein romantisches, wasserreiches Thälchen von Bühl heraufführenden Aufgang.



Maafsstab 1:1500.

Ringwall auf dem alten Rothenberge nordwestlich von Schnaittach.



Schnitt nach A-B.

Schnitt nach C-D.

1:1500. Meter.

Bei A wird die Anlage der Befestigung, eines sogenannten Ringwalles, am deutlichsten. Das westliche Plateau ist von der Bergnase durch einen hier jetzt noch 8 bis 9 m tiefen Graben abgetrennt. Die Erdwände gehen jetzt noch fast senkrecht hinab. Dem Graben gegenüber erhebt sich über das Plateau des Kernwerkes ein Frontwall oder Absatzwall in einer Länge von circa 40 m und einer Höhe von 1,70 m über dem Inneren der Befestigung. Links und rechts erscheint der Wall abgewaschen. Nach einer Durchgrabung besteht der Wall aus reinem, wahrscheinlich innen abgehobenem Lehm fast ohne Zugabe von Findlingssteinen; der übrige Theil des Kernwerkes ist weder nach Süden, noch nach Osten, noch nach Norden durch einen weiteren Erdaufwurf geschützt. Der steile Berghang macht an diesen Seiten einen künstlichen Schutz unnöthig. Es stellt sich demnach dies Refugium also konstruirt dar: Man hob in Zeiten, wo man auf solche Erdwälle angewiesen war, rings um diese abgelegene, hochblickende Bergnase einen tiefen Graben aus. Das Erdreich warf man nach außen und gewann so als zweites Annäherungshinderniß den Außenwall der Contreescarpe. Auf der am meisten bedrohten inneren Seite, gegenüber dem nach Westen fortlaufenden

[1]) Vergl. Dr. Hagen im „Führer für Hersbruck und Umgebungen".

Bergplateau, warf man einen zweiten, dies Plateau überragenden Wall auf. So war dieser Raum nach allen Seiten abgesperrt, und verhältnißmäßig sicher konnten in ihm Mensch und Vieh sich bergen.

Die Raumverhältnisse dieses Ring- oder Burgwalles, von dessen Existenz die Geschichte nichts hinterlassen hat, stellen sich nach den Vermessungen der Herren Otto Krell und Vernett also dar: Umfang = 382 m, höchste Länge bei C bis D = 130 m, Breite = 65 bis 85 m, Flächeninhalt des Kernwerkes ca. 9000 qm.

Der tiefste Punkt des Schutzwerkes liegt bei B, wo also der Nullpunkt der vertikalen Differenz liegt. Die Höhenmaße verhalten sich im Schnitte A bis B und C bis D also, wenn wir die Contreescarpe mit C, den Graben mit G, das Kernwerk mit K bezeichnen:

	C	G	K	
1) bei A	12,3 m	3,65 m	12,8 m	(fällt bis 6,50 m)
2) „ B	1,9 „	0,0 „	6,50 „	(steigt „ 12,8 „)
3) „ C	7 „	5,95 „	10,30 „	(„ „ 11 „)
4) „ D	3,35 „	2,75 „	7,60 „	(„ „ 11 „)

Die größte Differenz liegt also bei A, wo der Graben 8,70 m tief, und bei B, wo das Kernwerk 6,50 m hoch liegt. Die durchschnittliche sonstige, jetzige Differenz zwischen Grabensohle und Rand des Innenwerkes beträgt nur 4 bis 5 m.

Für primitive Schutz- und Angriffswaffen, um die Wirkungen von Lanze, Pfeil und Schleudersteinen zu verstärken, beziehungsweise am meisten abzuschwächen, genügten solche Dimensionen, welche ohne Zweifel bei der Anlage stärker waren, als jetzt nach dem Abschwemmungsprocesse von längeren Jahrhunderten.

Durch Grabungen an den Stellen, wo vom inneren Plateau die Wege nach Großbellhofen und Hedersdorf führen, suchte ich archäologische Anhaltspunkte für die Zeit der Erbauung dieses Refugiums zu gewinnen. Allein außer rothem Sande und einer natürlichen Rollkugel bot sich dem Prähistoriker Nichts dar. Nichts! Nicht einmal ein Pfeifenrohr von Julius Cäsar, ein prähistorisches Küchenmesser oder eine moderne Maultrommel à la Erlenhüll! Es war ein reiner Jammer für den Mann des Spatens, der mit Bestimmtheit im unverfälschten Dialekte erklärte: „Herr Dokter, dô finnes nit dei Wour, wei Sie's souchen!“ [1]).

Zur Chronologisirung des Baues sind wir daher einstweilen auf die architektonischen Kriterien des Refugiums angewiesen. Wir haben hier eine fast geniale Verbindung des prähistorischen Absatzwalles mit der römischen Anlage von Wall und Graben. Einen solchen Absatzwall finden wir von Quadern erbaut am „Heidenschuh“ nahe dem Trifels in der Pfalz; eine römische Anlage im Kernwerke der Buschelkirche bei Thalmässing. Als römische und germanische Befestigungskunst in den Anfängen der nachchristlichen Zeit sich verband, damals konnte dieses Mischwerk hier vor uns entstanden sein. Etwa in die Zeit vom 7. bis 9. Jahrhundert, in die bajuwarisch-karolingische Periode, muß demnach die Erbauung dieser Specula oder Warte, die zugleich als Refugium, als Zufluchtsort der umwohnenden bajuwarischen Bevölkerung oder einem fränkischen Gravio, einem Burggrafen diente, versetzt werden. Bestimmtere Anhaltspunkte über die Zeit, in welcher diese „Burg“, ferner nach Osten die „Katz“ und wohl auch die Havechesburg auf der Südseite der Houbirg zur Vertheidigung benutzt ward, gewährt uns die Nachricht des fränkischen Chronisten Fredegar, Kap. 75. Dort erzählt er, daß im Jahre 631 die Winidi auf Befehl des Böhmenkönigs Samo im Grenzlande wütheten, oftmals die fränkische Grenzbefestigung (limes) überschritten, das Reich der Franken und besonders Thüringen und die Nachbargaue stark verwüsteten. Gegen Wenden und Czechen hatten die fränkischen Könige im Osten des Reiches demnach eine eigene Grenzwehr, einen „limes“ errichtet. Zu demselben gehörten vor Allem, wie zum römischen Limes, Kastelle, in welche sich die Landbewohner zurückziehen konnten und von wo aus die Landesvertheidigung geleitet werden konnte. Dieser Limes mußte aber in der späteren Merovingerzeit gerade hier in die Gegend der Katz und des Rothenberges fallen, denn hier grenzten zur Karolingerzeit der slavische Ratanzgau und der bajuwarische Nordgau an einander [1]). Noch in späterer Zeit war dies Gebiet als Landgrafschaft Auerbach direkt dem Reiche unterstellt. Katz und Rothenberg [2]), sowie Houbirg gehörten also in historischer Zeit dem Limes an, welchen die Frankenkönige gegen die Einfälle der Ratanz- und Mainwenden, sowie der Böhmenherrscher lange Zeit vertheidigten, bis die Grenzmarken gesicherter an das Fichtelgebirge und den Böhmerwald vorrückten.

Als die Edelinge späterer Zeit mehr Platz brauchten und Steine zur Wölbung von Zwinger, Wall und Graben und Schildburg-Absatzwall nöthig hatten, zogen sie auf das gegenüberliegende Felshaupt, wo jetzt die Wälle der Bergveste „Rothenberg“ stehen, hinüber. Um 1250 wird der Rothenberg zuerst urkundlich erwähnt [3]). Bis zur Salierzeit mögen hier vom Ringwalle aus die lanzenschwingenden Kriegsknechte der Franken Hab und Gut der flüchtenden Hofleute gegen die Angriffe der vom Jura einbrechenden Mainwenden vertheidigt haben.

Wir nehmen Abschied von der reizenden Höhe mit ihrem sonnigen Ausblicke auf Au, Thal und Berg und schreiten hinab zum Lochhofe nach Südosten. Dort finden wir auf wasserreichen Waldwiesen die blauen Glockenkelche der Gentiana verna, einer alpinen Gentiane. In Hedersdorf, am Fuße des alten Rothenberges, hören wir vom Wirthe die Sage, daß früher dort oben der Rothenberger gewohnt habe; aus Mangel an Steinen habe er den Berg verlassen und sei auf den gegenüberliegenden, die jetzige Veste „Rothenberg“ gezogen. Ob hier eine alte Tradition zu Grunde liegt, oder eine Zuthat der erklärungssüchtigen Zopfzeit zu wittern ist, mag unentschieden bleiben!

Wir bestiegen von hier aus die immer morscher werdenden Wälle der Veste Rothenberg, winkten dem nahen Hohensteine einen freundlichen Gruß zu und stiegen hinab nach dem romantisch zwischen Glatzenstein und Veste Rothenberg gebildeten Kersbach. Im Walde zwischen Kersbach und Speikern hat vor ca. 50 Jahren Oberst v. Gemming eine Reihe von Grabhügeln mit Erfolg untersucht. Es fanden sich hübsche Gefäße germanischer Art, Bronzezierrathe und Eisenwaffen. Erst jüngst (Sommer 1886) legte bei Speikern die anthropologische Sektion zu Nürnberg einen Tumulus bloß, in welchem sich ein eisernes Haumesser der Hallstatter Periode neben vielen rothen Grabgefäßen und Bronzeschmuck befand. Auch Spuren prähistorischer Erdwerke sind hier am Teufelsgraben zu konstatiren. Am

[1]) „Da finden Sie nicht die Waare, welche Sie suchen.“

[1]) Vergl. Spruner's „Historischer Atlas“ (1. Aufl.) Blatt 12 und 13.

[2]) Vergl. Spruner a. a. O. Blatt 15; später gehörte dies Gebiet zu Nürnberg und zur Oberpfalz.

[3]) M. Fuchs: „Die Bergveste Rothenberg.“ Ansbach 1848, S. 3 bis 4. Fuchs leitet Rothenberg von „reuten“, „roten“ ab. Wir möchten seinen Namen entweder mit dem slavischen Hrod-, Hrad = Burg, wie in Belgrad, Hradschin in Verbindung bringen, oder mit den „rothen“ Eisensteinflötzen, woher auch der Name Röttenbach = „rother Bach“.

Waldessaume bei Speikern blicken noch einmal zu uns herüber die beiden hochragenden Wächter des Schnaittachthales, links der bewaldete Kegel des „alten“, rechts das befestigte Plateau des „neuen“ Rothenberges, monumentale Erinnerungen an vorhistorische und historische Zeiten, an die Kämpfe mit den Slaven und an die Feindschaften zwischen Fürsten und Städten im deutschen Reiche.

Hier am Eingange zum breiten Thale nahe den Ufern der Pegnitz wird uns der Zweck dieser beiden Befestigungen klar. Das Schnaittachthal führt vom Herzen des Nordgaues über Hilpolstein an die Gestade der Wiesent und des Mains. Dieser Thalweg war direkter, als der über Nürnberg und Forchheim führende. Ein vom Norden her einbrechender Feind mußte hier im Schnaittachthale Widerstand finden und an der Ecke des Pegnitzthales oberhalb Hersbruck, sonst konnte er ungehindert nach Südosten bis in die Umgegend von Regensburg, nach Südwesten in die weite Keuperebene von Nürnberg plündernd und sengend sich ergießen. Deshalb mußte hier auf dem „alten“ Rothenberge in den wilden Zeiten, wo Grenzschutz von Nöthen ward, ein schirmendes Erdwerk entstehen. Und später, als die Grafen von Vohburg[1]) ein „steinernes Haus“ zum Schutze der Grenzmarken erbauen wollten, da wählten sie dazu das gegenüberliegende Felsenhaupt, das breit und hoch wie eine natürliche Hochburg dem alten steinarmen Rothenberge gegenüber lag. So entstand auf dem jetzigen Rothenberge die gewaltige, aus Quadersteinen gethürmte Veste, nachher lange Jahrhunderte der Zankapfel zwischen den Pfalzgrafen und den Böhmenkönigen, bis die Veste seit 1478 der Sitz eines eigenen Burggrafen und einer Gemeinschaft von 44 Rittern unter pfälzischer Hoheit ward[1]). Später war sie bis zur Erstürmung im Jahre 1703 den Nürnbergern ein Dorn im Auge[2]).

Zu einem Stündchen gelangen wir, die Pegnitz überschreitend, nach Ottensoos, dem Otunsuaza, dem Sitze des Otto, vom Jahre 903. Vielleicht sah damals noch der alte Ottositz die Mannen der fränkischen Grenzburg vom „alten“ Rothenberge beim vollen Humpen zechen und oftmals schwer beladen am Teufelsgraben vorüber zur finsterblickenden Höhe gen Abend heimziehen. — Bei uns geht die Entrückung schneller! Das eilende Dampfroß führt uns in Bälde hinein in die weitgedehnte Ebene, in deren Mitte sich langgedehnt Noris erhebt: „Die wirthliche Stadt am Fuße des ragenden Burgfels.“

[1]) Vergl. Fuchs: „Die Bergveste Rothenberg“ S. 4. Später kam die Burg in den Besitz der Nürnberger Burggrafen, der Zollern.

[1]) Vergl. Fuchs: a. a. O., S. 5 bis 9.

[2]) Vergl. Fuchs: a. a. O., S. 21. Seit 1838 ist der Rothenberg verlassen. Letzter Kommandant war der genannte Archäologe Oberst v. Gemming.

Die Gletscher der Vereinigten Staaten.

I.

Ko. Die Existenz von Gletschern innerhalb der Vereinigten Staaten ist bis vor zwei Decennien eifrigst bestritten worden und Zusammenhängendes ist über dieselben bis in die neueste Zeit überhaupt nicht veröffentlicht worden. Mit um so größerer Freude begrüßen wir darum die im fünften Berichte der U. S. Geological Survey enthaltene erschöpfende Arbeit des Geologen Russell[1]), aus welcher einige Auszüge unseren Lesern wahrscheinlich nicht unwillkommen sein werden.

Gletscher finden sich im Gebiete der Vereinigten Staaten, von Alaska abgesehen, heute nur in der Sierra Nevada, auf den Hochgipfeln der Cascade Range und an einigen wenigen Punkten in den Rocky Mountains; ein paar Stellen mit ewigem Schnee finden sich auch in den Bergen des Großen Beckens. Im Großen und Ganzen sind nur schwache Ueberreste der ehemaligen ausgedehnten Gletschermassen vorhanden und kein einziger Gletscher kann wirklich bedeutend genannt werden; die wichtigsten gehören der Sierra Nevada an.

Dieses Gebirge, bei weitem das großartigste in ganz Nordamerika, erreicht seine größte Höhe zwischen Owens Lake und Lake Tahoë, also zwischen 36° und 38° 30′ nördl. Br. Hier liegt die High Sierra der californischen Geologen, das Hochgebirge par excellence, eine wildzerrissene Masse von rauhen Piks, schmalen Kämmen und steilen Felshängen mit unzugänglichen Abgründen dazwischen. Das Hochland erreicht seine höchste Erhebung im Süden, wo Mount Whitney bis zur Montblanchöhe (14 448 Fuß) aufragt. Mount King und Mount Humphreys, die sich nördlich anschließen, sind kaum weniger mächtig; außerdem erheben sich in der Nähe des Lake Mono noch eine Menge Piks über 13 000 Fuß, wie Mount Lyell, Mount Ritter, Mount Dana, Towers peak und andere. Weiter südlich nimmt das Gebirge rasch an Höhe ab und erreicht am Tehichipi-Paß etwas nördlich vom 35. Breitengrade sein Ende. Nördlich vom Mount Whitney liegt die eigentliche, fast unzugängliche High Sierra, welche ihren wilden Charakter beibehält bis zum Sonora-Paß und selbst bis zum „Juwel des Gebirges“, dem Lake Tahoë. Soweit die Sierra aus hellem Granit besteht, ist sie schwach bewachsen und erscheint in einem kalten, grauen Tone. Um Lake Mono dagegen bestehen die Gipfel aus metamorphischen Sedimentgesteinen, durchbrochen von Granitadern; hier nimmt die Landschaft einen reichen, bunten Ton an, welcher besonders im Hauptthale südlich vom Mount Dana mitunter an die Gemälde der alten Holländer erinnert. Hier liegen eine Anzahl Gletscher, welche zum Theil den Mono-See, zum Theil den Tuolumne, Merced und San Joaquin speisen. Noch sind sie bei Weitem nicht alle erforscht; bei der Expedition von 1883 wurden von den erstiegenen Gipfeln aus eine ganze Anzahl kleiner Eismassen gesehen, die noch der Erforschung harren. Alle liegen in einer durchschnittlichen Meereshöhe von 11 500 Fuß, nur an der Nordseite vom Mount Ritter reicht einer bis zu 11 000 Fuß herab. Alle sind klein; der größte, der am Mount Lyell, ist noch nicht eine englische

[1]) Israel C. Russell, Existing Glaciers of the United States. In Fifth Annual Report U. S. Geological Survey, p. 305—355, plates 32—55.

Meile lang und wenig breiter; die meisten liegen in tiefen Zirken an der Nordseite der Hochgipfel, und alle fließen nordwärts mit einziger Ausnahme des Gletschers am Osthange der Minarets und am Mount Ritter. Diese Eismassen dürften die südlichsten in den Vereinigten Staaten sein, wenn nicht die Flecken ewigen Schnees, welche Johnson an den Quellflüssen des Owen River fand, sich als wirkliche Gletscher ausweisen.

Hochinteressant sind die Gletscher am Mount Dana. Die Bergmasse am Westrande des Mono-Sees ragt etwa 5000 bis 6000 Fuß über dem Meeresspiegel empor; Sturm und Schnee haben sie in eine Menge einzelner Gipfel zerfressen, von denen Mount Dana mit 13 227 Fuß am meisten in die Augen fällt, obschon in der Bergwildniß zwischen dem See und dem Meere eine ganze Anzahl ähnlicher Bergmassen zu finden sind. Mount Dana fällt nach Norden hin steil in eine enge, nordwärts führende Schlucht ab, welche die amerikanischen Geologen den Gletscher-Cañon genannt haben. In früheren Zeiten war diese ganze Schlucht von Eismassen erfüllt, welche dem großen Gletscher des Leevining Creek und mit diesem dem Mono-See zuflossen. Heute ist nur noch eine Eismasse von ungefähr 2000 Fuß Länge vorhanden, welche den gegenwärtigen Dana-Gletscher bildet.

Steigt man den Dana-Creek herab bis zu seiner Einmündung in den Tuolumne und diesen wieder hinauf, so trifft man an dessen Quelle unmittelbar auf den Lyell-Gletscher, aus welchem der Fluß entspringt. Der Berg selbst, 13 217 Fuß hoch, steht den prachtvollsten Bergen des Berner Oberlandes an wilder Größe nicht nach. Von ihm und seinem nur wenig niedrigeren Nachbar Mount Mac Clure (13067 Fuß) ging in der Eiszeit ebenfalls ein gewaltiger Gletscher aus, der an den steilen Abhängen, welche die Terrassen des oberen Thales trennen, prachtvolle Eiskaskaden gebildet haben muß; seine Spuren finden sich noch etwa 2500 Fuß über dem heutigen Flußbette. Auch von ihm ist heute nur noch ein kleiner Rest übrig. Genau ebenso sind die Verhältnisse am Cañon des Parker Creek, dessen Gletscher heute der kleinste ist, aber ganz auffallend große concentrische Moränen gebildet hat; freilich sind sie immer noch klein im Vergleiche zu den mächtigen Ablagerungen, welche der Parker Creek-Gletscher an seiner Einmündung in die Ebene des Mono-Sees aufgehäuft hat.

So klein diese Eismassen sind, müssen sie doch unbedingt als echte Gletscher angesehen werden. Jeder von ihnen hat sein Firnfeld, das sich scharf gegen die eigentliche kompakte Eismasse absetzt; Spalten sind vorhanden, mitunter über 100 Fuß tief, das Eis zeigt deutliche Bandstruktur mit Schmutzbändern, am Parker Creek-Gletscher fanden sich auch prächtige Gletschertische, von denen einer auf 8 Fuß hohem Postamente einen Block von 34 Fuß Länge, 23 Fuß Breite und 10 Fuß Dicke trug. — Der Lyell-Gletscher trug an seinem unteren Ende eine Unmasse von kleinen Eispyramiden. Diese schwankten in ihrer Höhe von wenigen Zoll bis zu drei Fuß; an ihrem Nordfuße lag jederzeit ein Stein von 5 bis 6 Zoll Durchmesser oder eine Hand voll Kiesel oder Schmutz, meist etwas in die Gletscherfläche eingesunken; der Nordabhang ist konkav und besteht aus festem Eis, während der Rest der Pyramide poröser ist. Sie können nur in der Weise entstanden sein, daß der durch die Sonne erwärmte Stein beim Einsinken durch sein Schmelzwasser eine Fläche kompakten Eises bildet, welche dem Abschmelzen besser widersteht als das gewöhnliche poröse Gletschereis. — Keiner der Gletscher zeigt eine Mittelmoräne, da sie heute alle nur einfache Eisströme bilden; Randmoränen sind dagegen in den meisten Fällen vorhanden, Endmoränen immer und stets auffallend groß. Die Endmoräne des kleinen Dana-Gletschers ist ungefähr 1000 Fuß lang, 30 bis 40 Fuß breit und gegen 100 Fuß hoch; die am Lyell-Gletscher und am Parker Creek sind noch bedeutender. Die Bewegungsgeschwindigkeit zu bestimmen, hatte Russell keine Gelegenheit. John Muir fand am Mac Clure-Gletscher in 1872 das Maximum der Bewegung nächst dem Centrum mit 47 Zoll in 46 Tagen, also ungefähr einen Zoll täglich.

Die Gletscher der Sierra Nevada sind gegenwärtig offenbar nicht in der Zunahme begriffen. Als Muir sie 1872 für die Wissenschaft entdeckte, war der Gletscher am Mount Mac Clure ungefähr eine halbe Meile lang und ebenso breit, der am Mount Lyell eine Meile lang und breit. Bei den späteren geologischen Aufnahmen der California Survey scheinen die Gletscher vollkommen übersehen worden zu sein, vielleicht weil damals mehr Schnee lag; noch in dem 1882 erschienenen Berichte wird die Existenz von Gletschern in der Sierra Nevada unbedingt geleugnet. Es kommt ganz entschieden darauf an, zu welcher Zeit man das Gebirge besucht; erst im Nachsommer treten die Gletscher in ihrer Natur deutlich hervor, und so mag es gekommen sein, daß sie bis in die neueste Zeit übersehen wurden.

Jedenfalls sind die heutigen Gletscher nur schwache Ueberreste der ungeheuren Eismassen, welche in einer geologisch zu reden nicht fernen Zeit die sämmtlichen Hochgipfel der Sierra Nevada bedeckten und ihre Gletscherzungen durch alle Thäler hinabsandten. Die nach Westen gerichteten waren größer; offenbar waren schon damals die Niederschläge auf der Westseite stärker als auf der Ostseite. Der große Tuolumne-Gletscher in Verbindung mit dem vom Mount Dana herabkommenden Eisstrome erfüllte den Cañon auf mindestens 30 bis 40 englische Meilen in einer Höhe von 2000 bis 3000 Fuß. Gleich mächtige Eisströme durchzogen die Thäler des Merced und des San Joaquin. Hier findet man überall Reste von Randmoränen, Rundhöcker und geglättete Felsen; ihre genauere Ausdehnung wird eben erforscht. Die nach Osten gerichteten Gletscher zeichnen sich meistens dadurch aus, daß ihre Moränen über die Mündung der Cañons hinausreichen und in der Ebene des Mono-Sees mächtige Parallelwälle bilden. An der Mündung des Bloody Cañon sind diese sogar doppelt; ein Paar wendet sich südwärts, dann scheint der Gletscher sich bis in den Cañon zurückgezogen und sich beim Wiedervordringen nördlicher gewandt zu haben, so daß ein neues Moränenpaar entstand. Eine ähnliche Erscheinung findet sich am Ausgange von Parkers Creek Canon. Der Gletscher von Nash Creek hatte an seiner Ausmündung noch eine Mächtigkeit von 1500 Fuß; eine Felsenmasse spaltet ihn hier und verursacht ganz eigenthümliche Erscheinungen, die ein genaueres Studium verdienen. — Der Bericht giebt eine äußerst interessante Karte der heutigen Gletscher und eine auf durchsichtiges Papier gedruckte Skizze der früheren, die eine sehr bequeme Vergleichung gestatten.

II.

Einen wesentlich anderen Charakter bieten die Gletscher in der Cascade Range. Wenn schon dieses Gebirge eigentlich die direkte Fortsetzung der Sierra Nevada durch Oregon und Washington Territory bildet, ist es doch von wesentlich jüngerer Bildung und der Hauptmasse nach aus recenten vulkanischen Gesteinen zusammengesetzt. Dieses vulkanische Gebiet beginnt noch etwas südlich von der Nordgrenze Californiens und gerade hier stehen die prachtvollsten Berge ganz Amerikas. Noch ist die Gegend nur ungenügend erforscht, und wahrscheinlich stehen hier noch eine ganze An-

zahl erloschener Vulkankegel, welche den bis jetzt bekannten ebenbürtig sind.

Einer der bekanntesten Berge ist Mount Shasta, 14451 Fuß hoch. Hier wurden Gletscher schon bei der ersten Besteigung gefunden, welche Clarence King mit verschiedenen Mitgliedern der geologischen Expedition zur Erforschung des 40. Breitengrades ausführte. Er fand schon auf dem kleinen Shasta, einem sekundären Kegel dicht unter dem Gipfel an seiner Nordwestseite, einen Gletscher von drei englischen Meilen Länge mit prachtvollen Eiskaskaden und großer Endmoräne. Vom Hauptgipfel gingen drei Gletscher aus, der größte 4½ Miles lang und 2 bis 3 Miles breit, aber alle drei auf den Nordabhang beschränkt. Das Jahr 1870 war zur Erforschung der Gletscher ganz ungewöhnlich günstig; noch niemals seit der Besiedelung der anschließenden Thäler hatte man den Hochgipfel so von Schnee entblößt gesehen wie damals. In allen Schluchten fand man an der Schattenseite noch Eisstreifen gletscherartigen Gefüges, die gewöhnlich von Schnee verhüllt sind. Ein größerer Gletscher erfüllte eine Schlucht an der Ostseite und senkte sich mit einem durchschnittlichen Fall von 28° in prächtigen Eiskaskaden abwärts, trotzdem bedeckten ihn herabgestürzte Steinmassen fast ganz, eine Erklärung für die auffallend starken Moränen dieser Gletscher; am unteren Ende entsprang ein echter Gletscherbach mit milchigem Wasser aus einem prächtigen Gletscherthore. Den größten Gletscher fand man auf der Nordseite, wo ein kolossales Firnfeld an seinem unteren Rande sich in eine Menge von Eisströmen theilt, die mindestens 1800 bis 2500 Fuß dick sind. Alte Moränen reichen bis zu 8000 Fuß herab und haben dort ein Plateau gebildet, das ganz aus Moränenmaterial besteht.

Eine genauere Erforschung des Shasta wurde durch Gilbert Thompson im Auftrage der U. S. Geological Survey 1882 vorgenommen. Den Forschern fiel zunächst der Unterschied gegen die Gletscher des Nevada auf. Die Gletscher des Shasta bergen sich nicht in Schluchten und im Schatten von Felswänden, sondern liegen frei am Abhange des Kegels, dem vollen Sonnenbrande ausgesetzt. Außer einigen Firnflecken und kleinen Eismassen an schattigen Stellen lassen sich fünf stärkere Gletscher unterscheiden, welche die Namen Whitney, Konwakiton, Wintum, Hotlum und Bolam erhielten. Der Konwakiton-Gletscher reicht bis auf die Südostseite hinüber und erfüllt eine geräumige Mulde am oberen Ende einer Schlucht, durch welche ein wasserreicher Strom herabrauscht. Der untere Gletscherrand liegt bei 12000 Fuß, die Oberfläche beträgt etwa 320000 Quadrat-Yards.

Der Wintum-Gletscher ist erheblich größer, ungefähr 2000000 Quadrat-Yards; er bildet zwei prachtvolle Eiskaskaden am Steilhange, verengt sich dann in einer Schlucht zu einem echten Eisstrome und reicht bis zu 8000 Fuß herunter, sein Abfluß macht gleich nach seiner Entstehung einen Sprung von 400 Fuß Höhe, eine der prachtvollsten Kaskaden im ganzen Gebirge. — Etwas weiter nördlich, durch ein paar rauhe Felsenvorsprünge geschieden, liegt der Hotlum-Gletscher, der nur bis zu 10000 Fuß herabreicht. Er bildet keinen größeren Gletscherbach, sondern hat eine Menge Abflüsse, welche den unterliegenden Abhang unterminiren und sehr gefährlich machen. — Den Haupttheil der Nordseite nimmt der Bolam-Gletscher ein, welcher sehr bedeutende Eismassen zu führen scheint; seine Endmoräne liegt bei 10000 Fuß, während der Whitney-Gletscher bis zu 9500 Fuß herabreicht.

Auch von dem dreigipfeligen Mount Rainier oder Tachoma ist schon lange bekannt, daß er Gletschermassen trägt; die Forschungsexpedition des Lieutenants Kautz im Jahre 1857 fand ihren Weg durch einen Gletscher gesperrt. Genauere Angaben machte Emmons, welcher den Berg im Jahre 1870 bestieg. Er fand den Berg mit großen Gletschermassen bedeckt, von denen der Cowlitz, welcher dem Columbia zufließt, und der Nisqually, der Puyallup und der White River, welche direkt in Puget Sound münden, gespeist werden. Sein Gipfel besteht aus drei Spitzen, von denen die östliche die beiden anderen um einige hundert Fuß an Höhe übertrifft. Er ist ein prachtvoller, fast kreisrunder Krater, dessen Tiefe ewiger Schnee erfüllt; seine Außenwand ist vielleicht auf 60 Fuß Höhe bloß, dann bedeckt ihn ein Schneemantel, der in körniges Eis übergeht und mindestens 2000 Fuß tief ununterbrochen hinabreicht. Dann springen einzelne Felsenmassen vor und trennen die Gletscher des Nisqually, des Cowlitz und des White River von einander, die als Eiskaskaden noch gegen 3000 Fuß weiter steil, stellenweise fast senkrecht, herabfallen und dann erst in die eigentlichen, weniger steil abfallenden Gletscher übergehen; von den zwischenliegenden Bergspornen senken sich kleinere Eisströme herab, von denen aber manche eigene Abflüsse haben und somit als selbständige Gletscher angesehen werden müssen.

Der Nisqually ist von den drei Hauptgletschern der schmalste und am meisten gewundene; er strömt im Ganzen südwestlich und südlich und ist an seinem Ende noch ungefähr 500 Fuß dick. In seinem oberen Laufe, wo er weichere, vulkanische Gesteine durchschneidet, ist er ziemlich glatt, aber sobald er in das Gebiet des härteren Syenits tritt, zeigt er eine Menge Spalten. Der Cowlitz-Gletscher, welcher dem vorigen im Ganzen parallel läuft, aber weniger gewunden ist, hat in seinem ganzen Laufe Eiskaskaden und Spalten. Beide Gletscher reichen in die Waldregion herab und sind von schönen Waldungen von Picea nobilis und Pinus flexilis umgeben. Der Cowlitz hat eine starke Mittelmoräne, welche den starken Zuflüssen von dem östlichen Berghange ihre Entstehung verdankt. Hier trennt ihn ein mächtiger Bergsporn, welcher sich gegen 3000 Fuß über die Gletscherfläche erhebt, von der Gletschermasse des White River. Nach beiden Seiten senken sich sekundäre, kleinere Gletscher herab, welche an den steilen Abstürzen meist als senkrechte Mauern von mehreren hundert Fuß Mächtigkeit endigen, ohne sich mit dem Cowlitz zu vereinigen. Westwärts nach dem White River-Gletscher senken sich von dem Bergsporn vier kleinere Gletscher, zwei größere entspringen in einer länglichen Mulde unter dem Kamme, welcher den Sporn mit der Hauptbergmasse verbindet; die Hauptmasse des Gletschers senkt sich direkt vom Kraterrande nach Nordosten, anfangs 4 bis 5 Miles breit, dann auf 1½ Miles verschmälert, aber mindestens 10 Miles lang. Er hat sich ein tiefes Bett in die Lavamassen des Berges eingeschnitten und trägt zwei stärkere Mittelmoränen, deren Ursprungsstellen als schwarze Felsenmassen hoch oben erkennbar sind; wo der steile Abhang sich zu verflachen beginnt, theilt der Gletscher sich in zwei Hälften, deren Abflüsse sich erst 15 bis 20 Miles weiter vereinigen. Im Ganzen konnte die Expedition am Mount Rainier zehn selbständige Gletscher unterscheiden, obwohl sie nicht den ganzen Berg untersuchte und gewiß noch einige Eismassen der Beobachtung entgingen. Wenn man bedenkt, daß der Berg ein isolirter, erloschener Vulkankegel ist, so erscheint die Zahl seiner Gletscher gewiß merkwürdig genug.

Am Mount Hood wurden Gletscher zuerst 1866 von Prof. A. Wood beobachtet; eine genauere Beschreibung gab 10 Jahre später Arnold Hague. Er fand auf der Spitze einen Krater, dessen größerer Durchmesser eine halbe

Mile betrug, umgeben von einem scharfen, stellenweise nur 2 Fuß breiten Rande, der nach innen etwa 450 Fuß, nach außen gegen 2000 Fuß hoch steil abfällt. Drei Gletscher nehmen hier ihren Ursprung, die Quellen dreier bedeutender Flüsse, des White, des Sandy und des Little Sandy, welche also alle drei ihre Namen von den Eigenschaften des Gletscherwassers entlehnen. Der Gletscher des White River entspringt an der Ostseite des Kraters und wendet sich südöstlich; er ist etwa eine viertel Mile breit, zwei Miles lang und reicht gegen 500 Fuß in die Waldregion hinein; eine breite Spalte durchschneidet ihn hoch oben in seiner ganzen Breite und war damals nur an einer einzigen Stelle mittels einer Eisbrücke zu passiren. Eine andere Spalte schnitt scharf durch blaues Eis von mindestens 200 Fuß Dicke; überall zeigten sich kleinere Spalten und Höhlen und die echte Gletscherstruktur war im Eise deutlich erkennbar. Ein hoher kahler Felsrücken, welcher den Krater in zwei Hälften theilt, trennt den genannten Gletscher von dem des Sandy River; der des Little Sandy nimmt seinen Ursprung am Westabhange. Die Gesteinsmassen, welche die drei Gletscher und ihre Abflüsse alljährlich ins Thal führen, sind bei dem weichen vulkanischen Gestein geradezu kolossal. Spuren älterer Gletscher lassen sich sehr weit verfolgen; namentlich nordwärts dem Hood River zu und längs des Sandy bis zu seiner Mündung in den Columbia lassen sich die von ihnen tief eingeschnittenen trogartigen Thäler durch die trachytischen Lavaströme erkennen.

Außer an den drei genannten Kegelbergen sind Gletscher noch mit voller Sicherheit nachgewiesen durch Colman 1869 am Mount Baker, durch Diller 1883 am Mount Jefferson, Diamond Peak und an den Three Sisters, deren gewaltige Bergmasse wahrscheinlich die bedeutendsten und interessantesten Gletschermassen im Gebiete der Vereinigten Staaten, Alaska ausgenommen, enthält. Sie bedürfen noch genauerer Erforschung. Mount Tielson und Mount Scott waren gletscherfrei, dagegen werden wohl noch manche bis jetzt nicht besuchte Kegelberge der Cascade Range Gletscher tragen. Jedenfalls sind die Gletscher dieser Bergkette nicht so unbedeutend, wie man gewöhnlich annimmt, und sie können an wilder Großartigkeit und landschaftlicher Schönheit getrost mit den berühmtesten Gletschern der alten Welt rivalisiren.

III.

Das große Becken zwischen der Sierra Nevada und den Wasatchbergen wird von einer ganzen Anzahl Bergketten durchschnitten, deren Höhe von 10 000 bis 13 000 Fuß schwankt. Sie sind dürr und wüstenartig, wie das ganze Becken, die Thäler meist spärlich mit dem Sage-bush bewachsen oder auch ganz kahl, die Berge fast immer völlig kahl. Es ist schwer, sich ein ungünstigeres Klima für Gletscherbildung zu denken und doch hat W. Eimbeck am Jeff. Davis eine Masse ewigen Schnees gefunden, die beinahe ein Gletscher genannt werden könnte. In der Eiszeit trugen alle diese Berge ausgedehnte Gletscher; ein geringer Klimawechsel würde auch heute wieder ausreichen, um neue sich bilden zu lassen.

Jeff. Davis, von den Indianern Tuburrit genannt, auch unter den Namen Union, Lincoln und Wheelers Peak bekannt, ist mit 13 100 Fuß Höhe einer der höchsten Punkte im ganzen Becken; er erhebt sich gegen 8000 Fuß über die Thäler östlich und westlich, nach Norden und Süden setzt er sich in eine der wildesten Bergketten des ganzen Gebietes fort. Er gehört noch zu Nevada, liegt aber nahe der Grenze von Utah. Eine tiefe Kluft am Kamme, oben gegen 4000 Fuß weit und mindestens 2000 Fuß tief, hat den langen, einst gerundeten Rücken in zwei Spitzberge zerschnitten; in ihrer Tiefe liegt eine Eismasse von ungefähr 1500 Fuß Länge, 200 Fuß Breite und etwa 20 bis 30 Fuß Dicke, in circa 11 500 Fuß Höhe und in einem Winkel von 50° geneigt. Moränen sind heute nicht mehr vorhanden, aber etwa eine Mile tiefer in dem von der Schlucht auslaufenden Cañon liegt eine Endmoräne, welche die frühere Ausdehnung dieses Gletschers anzeigt.

In den Rocky Mountains kannte man zwar schon lange die Spuren ehemaliger Gletscher; man wußte auch, daß Sierra Blanca im südlichen Colorado und einige Berge in Central-Colorado das ganze Jahr hindurch Schnee und Eis trugen, aber eigentliche Gletscher sind erst 1878 bekannt geworden. Auch heute noch kennt man keinen Gletscher südlich von Central-Wyoming. Zuerst entdeckte wirkliche Gletscher der Geologe Holmes, Mitglied der Hayden'schen Expedition, und zwar in den Wind River-Bergen und am Fremonts Peak. Ein sehr trockener Sommer begünstigte in 1878 die Erforschung und hatte den Schnee beinahe völlig aufgezehrt. Unter dem fast senkrecht abstürzenden Nordabhange am Wind River lag eine Eismasse von etwa 2400 Fuß Breite und einer Mile Länge, vor der Sonne geschützt durch einen fast senkrechten Kamm, der vom Hauptberge ausläuft; das ganze Amphitheater ist bis oben hinauf geglättet und auch die von ihm ausgehende Schlucht zeigt alle Spuren der ehemaligen Ausfüllung durch einen Gletscher. An wenigen Stellen sind die Spuren ehemaliger Vergletscherung so deutlich wie hier. Von einem Plateau in der durchschnittlichen Höhe von 12 000 Fuß ergossen sich Eisströme nach allen Richtungen in die Thäler hinein; sie haben sich nach und nach zurückgezogen, aber ihre Bahnen sind noch überall deutlich erkennbar; manche von ihnen erstrecken sich 20 Miles weit und zeigen eine ehemalige Mächtigkeit von über 1000 Fuß.

Weiterhin liegen eine ganze Anzahl kleiner Gletscher am Nordabhange von Fremonts Peak, ebenfalls in einem tiefen, fast kreisrunden Amphitheater, das aber damals nicht genauer untersucht werden konnte. Auch an den Teton Mountains sind noch winzige Gletscherreste vorhanden, ebenso in den tiefen Schluchten, welche von Mount Moran nach dem Jackson-See hinunterziehen. Endlich hat neuerdings Prof. Pumpelly erheblich stärkere Gletscher an den Quellbergen des Flathead River beobachtet, und allem Anscheine nach wird man sie im nördlichen Montana und im britischen Nordamerika in größerer Ausdehnung entwickelt finden.

Der Besitz der Vereinigten Staaten an Gletschern hat einen enormen Zuwachs bekommen durch den Erwerb von Alaska. Die Natur dieses Landes bedingt es, daß seine meisten Gletscher sich in den südlichen Grenzgebirgen finden; in dem flachen nördlichen Theile beobachtet man ewiges Eis nur an ganz wenigen Stellen, von denen nachher die Rede sein wird. Die echten Gletscher liegen sämmtlich in Schluchten und Zirken, wie die in der Sierra Nevada, aber sie sind unvergleichlich ausgedehnter und großartiger, entsprechend der nördlicheren Lage und dem feuchteren Klima. Leider haben die Specialforschungen hier noch kaum begonnen. Eisklippen, die vom Meere aus sichtbar waren, bemerkte schon Belcher bei der Reise des „Sulphur“; am Fuße des Mount Elias bestand ein Theil des Strandes von Icy Bay aus Eis, ungefähr 20 Fuß hoch. Aehnliche Eisklippen fand Vancouver am Strande von Prince William Sound, an Stephens Passage und an der Küste gegenüber Admiralty Island. Auch nördlich und westlich von Point Converdeen entdeckte er zwei Buchten, deren Hintergrund von Eismassen gesperrt wurde. Genauere Forschungen stellte aber zuerst 1863 William P. Blake

an den prachtvollen Gletschern des Stikine River bei Sitka an. Diese Eisfelder liegen sämmtlich am rechten Ufer des Flusses, der zur Zeit der Schneeschmelze etwa 125 Miles weit schiffbar ist; innerhalb der ersten 60 bis 70 Miles zählt man vier große und mehrere kleinere. Der erste erfüllt eine steil abfallende Schlucht nur zwei Miles vom Ufer entfernt und sieht aus wie eine ungeheure Eiskaskade; er greift seine Umgebung sehr stark an, seine Ränder zeigen überall frisch abgebrochene Felsstücke. Der zweite Gletscher ist bedeutend größer und dringt mit geringerer Neigung bis ans Ufer vor, wo er immer noch 1½ Miles breit und etwa 150 Fuß hoch ist; eine Moräne schützt ihn vor dem Angriffe des Flusses. Er scheint aus einem breiten Seitenthale hervorzutreten; alte verwachsene Moränen dehnen sich weithin aus und bilden eine ausgedehnte Hügellandschaft. Eine genauere Erforschung war leider unmöglich; die Indianer weigerten sich, das Eis zu betreten, da in früheren Zeiten einmal einer ihrer Häuptlinge auf diesem Gletscher umgekommen sei. Ein paar bedeutende Gletscherbäche brechen aus dem Eisfuße hervor und stürzen nach kurzem Laufe in den Stikine. Weiterhin liegen der Bernardo- und der Orlebar-Gletscher, von denen Russell Abbildungen nach Photographien giebt.

Nördlich von der Mündung des Stikine liegen noch eine ganze Anzahl von Gletschern, welche die Küste erreichen; so namentlich am Taka River, an Glacier Bay und am Lynn Kanal; ihre Lage ist meistens auf der Dall'schen Karte angegeben. Auf dem Wege vom Lynn Kanal nach dem Yukon-Thale beobachtete Schwatka allein bis zum Lake Lindeman vier größere Gletscher. Noch zahlreicher sind sie an den wilden Bergen nördlich von Croß Sound, aber bekannt sind bis jetzt nur die der Küste zugewandten, welche Dall auf der Karte der Coast Survey verzeichnet hat. Eine ganze Anzahl wurden auch bemerkt am Südabhange der Kette, welche Mount Vancouver und Mount Elias verbindet; an dem noch ganz unbekannten Nordabhange werden sie auch schwerlich fehlen. Auf der Kenai-Halbinsel wurden vier größere Gletscher notirt, auf Alaska beobachtete Dall noch einen solchen unter 162° westl. L., selbst auf Unalaschka entdeckte Davidson noch einen echten Gletscher in 2000 Fuß Höhe. Die Gletscher im Binnenlande sind noch völlig unbekannt.

Dall, der neun Sommer auf die Erforschung Alaskas verwandte, macht bereits darauf aufmerksam, daß die Gletscher von Alaska unter sehr verschiedenen Formen auftreten. Die einen füllen große Plateaumulden aus und werden nur bemerkt, wenn sie solche Dimensionen annehmen, daß sie über die Ränder überfließen. Andere füllen ausgedehnte Thäler, fließen auch nach bestimmten Richtungen, haben aber keine Seitenmoränen und häufig auch keine Endmoräne; wieder andere stürzen als steile Eiskaskaden durch steile Schluchten herab. Weiter findet man typische Gletscher mit Firnfeld, Seiten- und Endmoränen und endlich noch gewissermaßen todte Gletscher, deren Quellen versiegt sind und die sich in diesem Klima haben auch ohne Zufluß erhalten können. Außerdem finden sich aber an der Nordküste in der Umgebung von Kotzebue-Sound förmliche Eisflötze, geschichtete Eismassen mit Zwischenlagern von Thon und Sand, hier und da überlagert von Thonmassen mit Knochen von Bos latifrons, Ovis montanus, Pferden und anderen Säugethieren. Die Lager erstrecken sich am Kotzebue-Sound und am Eiskap auf eine große Entfernung hin, hier und da unterbrochen durch Hügel von Kohlenkalkstein, die aber weder Gletschereis tragen, noch Spuren ehemaliger Vergletscherung zeigen; das Eis ist von einer Erdschicht einige Fuß stark bedeckt, welche auffallend nach thierischer Materie riecht. Diese Decke ist nirgends unterbrochen oder zerrissen; eine Bewegung des Eises findet also sicher nicht statt und es handelt sich hier um Eismassen, welche älter sind als die Periode des Mammuth und ganz dasselbe Verhältniß zur Erdoberfläche haben wie andere geschichtete Gesteine auch.

Kürzere Mittheilungen.

Radde's Reise an der russisch-persischen und russisch-afghanischen Grenze.

Nach der „St. Petersburger Zeitung" hat Mitte Juli d. J. der bekannte Reisende Dr. G. Radde seine neue Expedition vollendet, die sich auf die Erforschung des russisch-persischen und russisch-afghanischen Grenzgebietes erstreckt.

Nach verschiedenen Exkursionen, welche Radde mit seinem Begleiter Dr. Walter von Aschabad aus Ende Mai nach dem Kopet-Dagh und der neuen russisch-persischen Grenze unternahm, setzten sie ihre Forschungen nach Osten fort. Gegen Pfingsten (Mitte Juni) trafen sie in Karybend ein, von wo aus sie nach Merw aufbrachen. Unweit von Dart-Kuyu hatte Dr. Walter das Unglück, das rechte Bein zu brechen, so daß er nach dem Militärlazareth in Aschabad gebracht werden mußte. In Merw traf Radde mit dem bekannten Minen-Ingenieur Kontschin zusammen, welcher vom Amu-Darja kam. Beide setzten die Reise in das Thal von Pendsch-deh fort, indem sie den Murghab aufwärts reisten. Man besuchte hierbei die Ruinen des alten Merw und setzte dann die Reise auf dem linken Ufer des Murghab fort. Die Natur ist in diesen Gebieten äußerst einförmig. Das rechte Ufer dieses Wasserlaufes ist ähnlich dem der Wolga hoch und besteht aus mehr thonigen als sandigen Dünen der aralokaspischen Formation. Was man „Wälder" des Murghab und Tedschend nennt, rechtfertigt nicht den Sinn, welchen man diesem Ausdrucke beilegt; denn beide Ufer zeigen nur einen schmalen Saum von isolirt stehenden Pappeln (Populus diversifolia) und dichtem Buschwerke, unter welchem Tamarix vorherrscht. Die Pappel zeichnet sich dadurch aus, daß, ihrem Alter entsprechend, die Form ihrer Blätter sich ändert, so daß man Zweifel hegen kann bezüglich der Identität der Art. Sie erreicht keine große Höhe, hat mehrere, fast an der Wurzel entspringende Aeste und bald spitze, bald ovale, gezähnte oder ungezähnte, lederartige Blätter von grünbläulicher bis grüngrauer Färbung. Sie wächst am Flußufer, zuweilen im Flußbette selbst, ist aber auf den steilen Uferhöhen nicht zu finden. An einigen günstig gelegenen Stellen wechselt sie mit der gemeinen Ulme ab. Außer diesen beiden Bäumen bemerkt man in diesen Gegenden nur zwei Gehölzarten. Auf dem Kopet-Dagh und auf den Balkanbergen Juniperus excelsa, wenig belaubt, aber bis zwei Daumen dick und gegen 30 Fuß hoch, und auf den Molassefelsen des oberen Tedschend und auf den alten Sanddünen an der afghanischen Grenze Pistacia vera, mit ihren ölreichen Früchten. Dieser Baum zeichnet sich durch seinen verkümmerten Wuchs, die Ausbreitung seines Blätterdaches und seine glänzenden, lederartigen Blätter aus. Im nördlichen Chorassan mit seiner brennend heißen Sonne giebt die Pistazie den besten Schatten, namentlich gilt dies für das Gebiet zwischen Merutschak und Pul-i-Chatun.

Im ganzen Gebiete des Murghab litten die Reisenden viel von der Hitze, namentlich aber im Thale von Pendsch-

deh. Wochen lang zeigte gegen 2 Uhr Nachmittags das Thermometer in der Sonne 55 bis 58° C. und erhob sich sogar zweimal über 60° C., während Schattentemperaturen von 40 bis 43° C. gewöhnlich waren. Hierzu kamen noch die heißen, periodisch auftretenden Nordwinde, welche glühend heißen Sand aus der Wüste Karakum brachten. Dieselben erhoben sich Nachmittags und wehten ungeschwächt bis gegen Mitternacht, so daß man Tag und Nacht keine Ruhe fand.

In sanitärer Hinsicht hat Sary-Jazy eine mehr als ungünstige Lage. Mitte Juni war die Krankenzahl des dort garnisonirenden Jäger-Bataillons schon eine beunruhigende. Der Typhus forderte täglich seine Opfer, während Dysenterie und Geschwürkrankheiten mehr und mehr sich ausbreiteten.

Die Nacht des 21. Juni verbrachte die Expedition auf dem Schlachtfelde von Kuschk, und zwar auf den von den Afghanen eingenommenen Positionen. Man bemerkte noch Kleidungsüberreste dieser Asiaten, Fragmente von Schuhwerk sowie ihrer Pelzmützen.

Am folgenden Morgen erreichten die Reisenden Tachta-Bazar, von wo aus Herr Kontschin Ausflüge nach den Höhlen am rechten Murgbabufer und nach Merutschak unternahm. Inzwischen traf Radde die Vorbereitungen zur Fortsetzung seiner Reise längs der afghanischen Grenze. Die Gegend zwischen dem Murghab und dem Tedschend ist die trostloseste, welche Radde bei seinen vielen Reisen längs der russischen Grenze jemals angetroffen hat. Selbst die Grenze der Mongolei ist viel besser. Die Brunnen von Ak-Robat mit ihrem salzigen Wasser finden sich mitten in einer Einöde ohne jegliches menschliche Wesen, so daß die Karawane Wasser und Futter auf ihrem Wege für die Pferde mitführen mußte. Während des Tages beobachtete man Temperaturen von 50 bis 53° C., während in der Nacht das Thermometer auf 15° C. fiel.

Am 30. Juni erreichte die Expedition die Pässe von Zulfagar und nach einem anstrengenden Marsche in der Nacht den Tedschend, wo sie von dem afghanischen Posten angehalten wurden. Einige Auseinandersetzungen ordneten jedoch diese Angelegenheit zu beiderseitiger Befriedigung, so daß Radde am rechten Ufer des Tedschend die Reise fortsetzen konnte und bald Pul-i-Chatun erreichte, den bestgelegenen Ort der ganzen Gegend. Hier bekamen Radde und Kontschin leichte Fieberanfälle, die sie zu einer dreitägigen Rast nöthigten. Während des folgenden Marsches nach Serachs wurden diese Anfälle immer heftiger, so daß endlich Radde zwölf Stunden lang auf den Sanddünen im heftigsten Delirium liegen blieb. Mit der größten Mühe erreichten die Reisenden Serachs, wo sie vom Baron Salza, dem Befehlshaber des daselbst stationirten ersten kaukasischen Jäger-Bataillons aufs Liebenswürdigste aufgenommen wurden.

Die Rückreise nach Karybend erfolgte zu Wagen und am 14. Juli war die Expedition wieder in Aschabad.

Einige Tage später sollte ein Ausflug unternommen werden, um die Gipfel des Kopet-Dagh zu erforschen und den etwa 10 000 Fuß hohen Schach-Schach zu besteigen. Ob man hierauf die Reise weiter nach dem persischen Gebiete fortsetzen würde, hing zum Theil von dem Gesundheitszustande der Reisenden ab, welcher durch die erneuten Fieberanfälle sehr angegriffen war. Hinsichtlich der botanischen Ausbeute wird wohl diese Reise aber erst nächstes Frühjahr ausgeführt werden, da Ende Juli die gesammte Vegetation schon versengt war.

Mount Pitt in Oregon.

Ko. In Nr. 4 des „Bulletin of the California Academy of Sciences“ giebt Herr **Emmons** einen interessanten Bericht über diesen prachtvollen Vulkankegel, welcher sich 9718 Fuß hoch erhebt. Derselbe ist einer der südlichsten unter den erloschenen Vulkanen, welche auf dem Kamme der Kaskade Range zerstreut stehen und einen charakteristischen Zug in der californischen Landschaft bilden. Während seine höheren Brüder, **Mount Hood, Mount Shasta** und **Mount Rainier**, längst genauer untersucht und beschrieben wurden, blieb der im südwestlichen Oregon gelegene Mount Pitt fast unbekannt, und man wußte von ihm kaum mehr, als daß er ein erloschener Vulkan sei; erst 1875 wurde er von Herrn Emmons zum ersten Male genauer untersucht.

Mount Pitt bildet einen regelmäßigen Kegel, man mag ihn betrachten, von welcher Seite man will: seine Seiten erheben sich mitunter bis zu einem Winkel von 35°. Da er gerade auf dem Kamme der Cascade Range steht, beträgt die relative Höhe nördlich und südlich nur 3857, resp. 4968 Fuß, nach Westen dagegen fällt er fast 7000 Fuß hoch zur Rancherie Prärie ab. Der ganze ungeheure Kegel besteht aus einer Anhäufung von Schlacken und Blöcken, aus welcher nur an wenigen Punkten festes Gestein hervorragt. Ein großer Krater ist an der Nordostseite des Gipfels zu erkennen; der größere Theil des Randes ist heruntergebrochen, der heutige Gipfel bildet einen Theil der Kraterwand, die beiden stehen gebliebenen Ränder fallen fast senkrecht ab, doch läßt sich längs des südlichen Randes der Gipfel noch am leichtesten ersteigen. Dieser Krater muß einen Durchmesser von etwa einer halben Meile gehabt haben. Ein zweiter noch größerer Krater von etwa dreiviertel Meilen Durchmesser befindet sich an der Nordseite; in ihm hält sich der Schnee alljährlich den ganzen Sommer hindurch; er wandelt sich in eine Firnmasse mit tiefen Spalten um, wird aber nicht zum eigentlichen Gletscher, wie auf den höheren Bergen derselben Kette.

Im August 1875 lag auch an der Südseite des Gipfels noch Schnee, aber im September pflegt er hier zu verschwinden. — Etwas tiefer unten läßt sich ein dritter kleinerer Krater erkennen. Reste kleinerer Lavaströme sind überall nachweisbar, doch sind sie meistens sehr verwittert und meist in unregelmäßige Haufen von Blöcken verwandelt.

Eine Ausnahme bilden nur zwei Lavakegel, von denen der eine auf der Westseite etwa 2000 Fuß unter dem Gipfel emporragt, der andere weiter südlich und etwa 300 Fuß weiter oben. Bei einer Höhe von etwa 200 Fuß stehen beide schräg und unverwittert da, wie sie gebildet wurden, ohne Sand und Schlacken, riesige Felsmassen mit Blöcken, deren Kanten und Brüche so frisch sind, als kämen sie eben aus dem Steinbruche; weder ein Krater noch ein abfließender Lavastrom sind erkennbar; offenbar handelt es sich hier nicht um einen parasitischen Kegel, wie bei anderen Vulkanen, sondern um einen inneren Ausbruch festeren Gesteines, den die Verwitterung nach und nach bloßgelegt hat.

Das Gestein des ganzen Berges besteht ausschließlich aus Basalt; doch ist dasjenige, welches die Basis bildet, viel fester und dichter, als das mehr porphyrartige des Gipfels; in diesem finden sich in der dunkel-blaugrauen Grundmasse zahlreiche winzige weiße Feldspathkrystalle, und hier und da größere Krystalle von Pyroxen und einzelne Olivinkörner; die zahlreichen Bläschen sind häufig mit Eisenoxyd gefüllt, das durch die Verwitterung prächtige bunte Farben annimmt. Die älteren Basalte sind heller und für das bloße Auge gleichmäßig; der Feldspath ist stets Plagioklas, nie Orthoklas. Allem Anscheine nach hat Mount Pitt nur eine einzige Eruptionsperiode gehabt. Für die Bestimmung der Epoche, in welcher dieses geschehen, bieten die Angaben des Herrn Emmons keinen Anhalt.

Die Mondombé.

Ueber die **Mondombé** berichtet **P. J. van der Kellen** in Briefen an „Het Nieuws van den Dag“, denen wir Folgendes entnehmen. Dieselben gehören zur Bantu-Rasse. Man muß diese in Mossamedes und Benguella einheimische Rasse nicht mit anderen, häufig in Mossamedes angetroffenen Negern verwechseln, welche als Träger im Ver-

kehre mit dem Inneren gebraucht werden und sich durch ihre Kleidung sowohl wie durch die Sprache von den eigentlichen Eingeborenen unterscheiden. Diese Neger von Mossamedes, die man auch in kleinen Gruppen, z. B. in der Serra de Chella und zu Quillengues, aber stets abgesondert von den wahren Mondombé, antrifft, sprechen Nihimbi, eine der des Damara-Landes beinahe gleiche Sprache. Wahrscheinlich sind es Flüchtlinge aus dem Damaralande und, da die Bewohner des letzteren nach alten Ueberlieferungen wieder aus der Gegend des Zambesi verdrängt sind, dürfte man wohl annehmen, daß das eigentliche Vaterland dieser Stämme am genannten Flusse zu suchen ist.

Die wirklichen Mondombé, die auch Humpata und Umgegend bewohnen, findet man in einem ziemlich großen Gebiete; in Quivungo, wo sie an die Mullondos, einen in Sprache und Sitte ganz verschiedenen Stamm, stoßen, hat van der Kellen ihre Grenze erreicht. Wenn man von Quillengues in der Richtung nach Benguella weiterreist, kommt man erst Tage lang durch einen unbewohnten Landstrich und wenn man endlich an dem zuletzt genannten Orte, sowie zu Catumbella wieder Menschen sieht, bemerkt man bald, daß sie zu anderen Stämmen gehören, die weit aus dem Inneren kommen, um Handel zu treiben; es scheint selbst aus der Vergleichung mancher ethnographischen Gegenstände sich zu ergeben, daß die Neger vom Okovango ihre Handelszüge bis hierher ausdehnen. Auch die von Hombe kommenden Neger zeigen in mancher Beziehung starke Unterschiede mit den Mondombé; im Allgemeinen wird man den Landstrich von der Westküste bis zum 15. Grade östl. L. und zwischen dem 13. und 15. Grade südl. Br. als den Wohnsitz des eben genannten Stammes im engeren Sinne annehmen können.

Es ist für den Forschungsreisenden am leichtesten, die Geräthschaften, die Kleidung, den Schmuck eines fremden Stammes zu beschreiben, viel schwerer ist es, über Sitte und Gewohnheiten, und noch schwerer, über die religiösen Ansichten Bericht zu erstatten; van der Kellen beschränkt sich daher vorläufig darauf, einige kurze Mittheilungen über die zuerst erwähnten Punkte zu machen.

Wenn ein Europäer zuerst mit den Negern in ihrem eigenen Lande in Berührung kommt, wird seine Aufmerksamkeit wohl zunächst durch die Kleidung erregt; bei den Mondambé bemerkt man sofort, daß Alles, was sie anhaben, mit Fett bestrichen ist, ein Umstand, der mit ihrer Abneigung gegen den Gebrauch von Wasser im engen Zusammenhange zu stehen scheint. Die Kleidung ist sehr einfach, sie besteht, sowohl bei Männern als bei Frauen, aus zwei um die Taille mit einem Gürtel befestigten Fellen, eins vorn und eins hinten; der Gürtel ist entweder aus Leder und dann flach, oder aus Därmen zusammengedreht und mit Fett bestrichen. Bei den Männern sind die Felle sehr kurz und reichen nur bis über die Knie, bei den Frauen ist namentlich das hinten getragene Fell länger und beide sind häufig mit Perlen und Muscheln verziert. Es gilt bei den Frauen für schön, beim Gehen dem Unterkörper eine drehende Bewegung zu geben, die sich natürlich den Fellen mittheilt. Die Männer gleichen gewöhnlich einem wandelnden Arsenal, ein Beil, ein Messer ein oder zwei Keulen, eine Lanze und gewöhnlich noch ein Feuersteingewehr bilden ihre Bewaffnung; sind sie jung und daher noch nicht reich genug, ein solches zu kaufen, so ersetzen sie es durch Bogen und Pfeile.

Das Beil besteht aus einem etwa einen halben Meter langen Stiele, der nach oben dick zuläuft und nach rückwärts gebogen ist und ferner aus einem in demselben befestigten kurzen, schmalen Keile, der 5 bis 6 cm breit und 9 bis 10 cm lang ist. Auffallend ist es, wie die Neger in verhältnißmäßig kurzer Zeit mit diesem augenscheinlich so unbrauchbaren Instrumente dicke Aeste abzuhauen verstehen. Bei einer zweiten Art von Beilen ist der Keil etwas länger und breiter, der Stiel häufig mit Kupfer beschlagen und schön geschnitzt; dieselben dienen ausschließlich im Kriege; namentlich die Waffen der Könige (Sobas) zeichnen sich durch künstliche Bearbeitung aus; derartige Beile werden bei ihnen hoch geschätzt und würden nur mit großen Opfern einzutauschen sein. Alle Beile werden entweder mit dem Stiele in dem Gürtel oder mit dem Keile auf der Schulter getragen.

Das Messer, welches nie in dem Leibgurte fehlt, ist jetzt gewöhnlich europäisches Fabrikat. Wenn sie es selbst verfertigen, ist die Klinge zweischneidig und lanzenförmig, nie breiter als 2 bis 4 cm und von verschiedener Länge. Dasselbe wird mehr als Jagd- denn als Kriegswaffe, und zwar besanders zum Wurfe gebraucht. Sie haben wenigstens zwei derselben, häufig noch mehrere, bei sich, um, wenn sie eins oder einige weggeworfen haben, nicht ohne Waffen zu sein. Lange Keulen dienen zur Vertheidigung. Die Lanze, meist in der Länge von 4 Fuß, ist gewöhnlich ganz von Eisen, die Spitze von ovaler Form ist 15 bis 16 cm lang und 5 bis 6 cm breit, der eiserne Stiel ist in etwa $^3/_4$ der Länge mit einem Ochsenschwanze überzogen, während der unterste Theil ganz bloß bleibt. Häufig findet man unter der Spitze eine oder auch mehrere Spiralen von Kupferdraht angebracht, jede derselben bedeutet, daß ein Feind mit der Lanze erlegt ist. Die Lanze ist eine scharfe und in den Händen eines Mondombé gefährliche Waffe, da sie mit derselben sehr behende umzugehen wissen; sie ist auch die eigentliche Kriegswaffe. Bogen und Pfeile werden jetzt nur noch selten gefunden; ersterer ist etwa $1^1/_2$ m lang und mit einer starken Sehne von Leder versehen. Die Pfeile müssen in Jagd- und Kriegspfeile unterschieden werden; der Unterschied besteht darin, daß die ersteren nie vergiftet sind und nicht immer eiserne Spitzen haben, was beides bei den Kriegspfeilen stets der Fall ist. Erstere haben verschiedene Formen und scharfe oder stumpfe hölzerne Spitzen; die eisernen Spitzen sind theils keil-, theils lanzenförmig. Die Art des gebrauchten Giftes ist unbekannt, doch soll es sehr schnell wirken.

Außer den Waffen findet man beinahe bei allen Mondombé und zwar bei beiden Geschlechtern einen Artikel allgemein verbreitet, nämlich ein Schnupftabakshorn, welches auch am Gürtel getragen wird. Gewöhnlich ist dasselbe aus einem Thierhorne verfertigt, manchmal auch aus dickem Rohr und dann gewöhnlich künstlich ausgeschnitten. Oben an demselben ist ein kleiner Riemen befestigt, an welchem ein Stopfen hängt, der zum Verschluß des Behälters dient. Das Schnupfen wird bei diesem Stamme sehr leidenschaftlich betrieben; selten nur wird man einen Mondombé müßig sehen, ohne daß er sich den Genuß einer Prise gönnte oder wenigstens mit einem, gleichfalls am Gürtel getragenen eisernen Pfriemen den Tabak aufstocherte; leider hinterläßt dieser Genuß Spuren, denn bei den meisten sind Nasenspitze und Oberlippe leicht gelb gefärbt. Selten nur gebrauchen sie Tabak in anderer Weise, und wenn sie rauchen, so thun sie dies nur in Nachahmung des von den Europäern gegebenen Beispieles. Die dazu nöthigen Pfeifen verfertigen sie jedoch selbständig, indem sie dieselben entweder aus dem „Rothklipp“ bohren, oder sie aus demselben Materiale, das zu ihren Töpfen dient, brennen; ein Rohrhalm vollendet die Pfeife, die manchmal noch mit Riemen, Perlenschnüren &c. verziert wird.

Ihre Schmucksachen haben manchmal noch einen besonderen, inneren, auf Aberglauben beruhenden Werth; zu den gewöhnlichen Gegenständen gehören kupferne und eiserne Armringe und bei den Frauen auch die Beinringe, welche spiralförmig und etwa 10 bis 20 cm lang sind; bei den Männern findet man manchmal an einem Arme 20 bis 30 eiserne oder kupferne Ringe. Auch die kupfernen Knöpfe und ähnliche Artikel, welche im Haare getragen werden, gehören hierher.

Aus allen Erdtheilen.

Europa.

— In Monaco sind nach einer Mittheilung von Millière an den „Naturalista Siciliano“ in diesem Jahre eine Anzahl exotischer Schmetterlinge gefangen worden (Papilio Troilus, Cingras und Ajax), die in Amerika zu Hause sind. Troilus, dessen Raupe in den südlichen Vereinigten Staaten auf dem Fenchel lebt, scheint sich sogar eingebürgert zu haben, denn es wurden im Laufe einer Woche fünf Exemplare gefangen. Millière nimmt an, daß die Puppen durch irgend einen Zufall, vielleicht an Farbhölzern befestigt, in den Hafen von Monaco gekommen und dort ausgeschlüpft sind. — Derselbe Autor nimmt an, daß die großen Oleanderschwärmer (Deilephila Nerii) und Weinvögel (Deilephila celerio), welche in Südfrankreich alljährlich, weiter nördlich nur in warmen Jahren zur Beobachtung kommen, über das Meer zugeflogen sind; ihre Raupen entwickeln sich nur dann zum Schmetterling, wenn die Verpuppung so früh erfolgt, daß sie noch vor Winter ausschlüpfen können. Puppen zu überwintern ist selbst bei der größten Vorsicht niemals gelungen.

— Auf der Messe zu Nishnij-Nowgorod betrug im Jahre 1885 der Werth der Zufuhr 186 164 858 Rubel; verkauft wurden Waaren im Werthe von 167 793 948 Rubel; unverkauft blieben Waaren für 18 370 910 Rubel. Gegen das Jahr 1884 wurde um 18 851 043 Rubel weniger zugeführt und um 31 254 183 Rubel weniger verkauft.

— Die internationale geodätische Konferenz, welche am 20. Oktober d. J. sich in Berlin versammelt, wird sich damit beschäftigen, in welcher Weise die in Rom und Washington im Jahre 1883 und 1884 gefaßten Beschlüsse am besten sich ausführen lassen. Die Zählung der Meridiane von Greenwich als dem ersten wird durchgesetzt werden. Anders ist es aber mit der Einführung der internationalen Normalzeit, da hier praktische, in das gewöhnliche Geschäftsleben eingreifende Umstände Schwierigkeiten bereiten werden. Um endlich das Projekt einer internationalen Uebersicht des ganzen Erdkreises zu fördern, wird beantragt werden, in Berlin ein geodätisches Central-Bureau zu errichten.

— Die erfolgreiche Kultur der Ramé oder Boehmeria nivea (chinesischer Hanf), welche seit 1884 durch Professor Schnetzler auf dem Champ-de-l'Air bei Lausanne betrieben wird, ist eine interessante Thatsache, besonders hinsichtlich der geographischen Verbreitung dieses Gewächses. Während die Heimath desselben China und Sumatra ist, ist es schon gegen 30 Jahre in den südlichen Distrikten der Vereinigten Staaten und Frankreichs angebaut und kürzlich in Algier eingeführt worden. Es besteht nun aber ein ganz bedeutender Temperaturunterschied zwischen Lausanne und den asiatischen Gegenden Asiens, wo die Ramé wild gefunden wird. Während die chinesischen Breiten sich zwischen 15° und 35° bewegen und hier vorübergehend im Norden ab und zu auch einmal Frost vorkommen kann, ist die Breite von Lausanne 46° 31' und die mittlere Jahrestemperatur 9,5° C. Im letzten Winter widerstanden aber die Pflanzen einer Temperatur, die 121 Stunden lang unter Null lag und ein absolutes Bodenminimum von — 12,5° C. anzeigte. Es liegt also hier ein Beispiel seltener Widerstandsfähigkeit von Gewächsen gegen Temperaturextreme vor.

— Die Albanesen bedienen sich bekanntlich noch jetzt fast ausschließlich der Feuersteinflinten und die Verfertigung von Flintensteinen und Feuerzeugsteinen ist bei ihnen heute noch in Blüthe. Während aber die westlichen Nationen schon zeitig gelernt haben, den Steinen durch ein paar Schläge mit passenden Instrumenten die nöthige Form zu geben, sind die Albanesen der alten Methode der neolithischen Zeit treu geblieben und ihre Steine von manchen alten Gräberfunden kaum zu unterscheiden. Herr Arthur J. Evans hatte Gelegenheit, in Joannina einen alten Albanesen zu beobachten, der diese Industrie noch betrieb, und berichtet darüber in der Märzsitzung der englischen Anthropological Society. Der Albanese saß mit untergeschlagenen Beinen auf dem Boden und schlug zuerst mit einem großen Eisenhammer ein Stück von einem Feuersteinknollen ab, dann nahm er einen kleineren Hammer mit Stiel und gab mit schnellen, wunderbar geschickten Schlägen dem Splitter zunächst die nöthige rundliche oder viereckige Form; schwächere, ausschließlich mit der scharfen Kante des Hammers geführte Schläge auf den Rand gaben rasch die Schneide, und der Feuerstein war fertig. Sein Rohmaterial bezog der Albanese aus der Nähe des Dorfes Dobro, etwa zwei Stunden von Joannina. Der Reisende ließ sich dorthin führen, suchte aber umsonst nach Spuren einer prähistorischen Industrie. In Albanien hat man bis jetzt überhaupt nur auffallend selten alte Feuersteingeräthe gefunden, fast nur in Norddalmatien; die vorkommenden Celte und Aexte sind aus Nephrit oder Diorit. Heutzutage ist der Hauptsitz der Feuersteinfabrikation Albaniens in Valona und dem benachbarten Dorfe Draschowitza am Abhange der Akrokeraunischen Berge, wo aber das nöthige Rohmaterial in einigen Fuß Tiefe gegraben werden muß. Zum Gebrauch als Feuerzeug faßt man sie in reich verzierte bleierne Halter, welche nur die Schneide frei lassen und sehr hübsch aussehen; auch die Feuersteine sind stets an beiden Flächen bearbeitet.

Asien.

— Reformen und öffentliche Arbeiten, die in Europa so selbstverständlich sind, daß Niemand davon spricht, gehören im Türkischen Reiche zu den außerordentlichen Erscheinungen, von denen man mit Interesse Notiz nimmt. Dahin sind die Straßenbauten in Syrien zu rechnen, welche neuerdings in Angriff genommen worden sind (vergl. Die Warte des Tempels, 1886, Nr. 30); es sind die Straßen 1) von Akka der Küste entlang nach Beirut; 2) von Akka über Tiberias nach dem Hauran; 3) von Haifa nach Nazareth; 4) von Haifa nach Jenin; 5) von Nazareth nach Akka; 6) von Nazareth nach Jenin; 7) von Safed nach dem Dschisr Benat Y'akub (Jordanbrücke südlich vom See Merom) und 8) von Safed nach Akka. Ferner wurden türkische Schulen gebaut in Nazareth, Saffurieh, Rehneh und Meshhad bei Kana und ein neues Serail (Regierungsgebäude) in Akka. Die warmen Quellen bei Tiberias erhalten eine neue Fassung und ein neues achteckiges Badegebäude, und in Haifa ist eine neue, 23 m lange und 6 m breite eiserne Landungsbrücke errichtet worden, bis heute die einzige an der ganzen syrischen Küste. Auch soll die längst geplante Brücke über den Kison zwischen Haifa und Akka jetzt erbaut werden.

Afrika.

— Am 21. August ist in Las Palmas die Kommission angekommen, welche die Geographische Gesellschaft zu Madrid nach Afrika gesandt hatte und die aus dem Geniehauptmann Julio Cervera, dem Professor des naturgeschichtlichen Museums Dr. Francisco Quiroga, dem Generalkonsul Felipe Rizzo und zwei Rif-Mauren aus Ceuta bestand. Dieselbe war am 16. Juni von der Faktorei am Rio de Oro aufgebrochen und am 24. Juli aus der westlichen Sa-

hara kommend, ohne Lebensmittel und Kleidung in elendem Zustande daselbst wieder angekommen. Während der Reise hatten die Mitglieder viel von den Leiden der Wüste wie von den Belästigungen der Araber zu erdulden. Mehrfach waren sie in Todesgefahr und hatten Hunger und Durst bei einer Hitze von 57° C. im Schatten und 65° C. in der Sonne zu ertragen. In einem Dorfe des Stammes Uled-Bu-Sba, etwa 425 km von der Küste, wurden die Reisenden sechs Tage lang eingesperrt und mußten ein hohes Lösegeld zahlen, bis sie eine Unterredung mit dem Stammesoberhaupte Dehvan-Azman bewilligt erhielten, der die öde Gegend von Abrar besitzt. Cervera machte diesem Häuptling, welcher sich Uld-el-Aidda nannte, und den von allen Seiten herbeigekommenen Stammesfürsten Geschenke, bestehend in Stücken Leinwand, Beuteln, Spiegeln, Tabak, Zucker, Thee, Seife, Parfümerien, seidenen Taschentüchern, Spieldosen, Photographien, arabischen Büchern und anderen Gegenständen. Die Mitglieder der Expedition verdanken wesentlich ihr Leben den Diensten des Arabers Hadsch Abd-el-Kader aus Ceuta, sowie der Vorsicht, bei dem Nachtlager und während des Mittagsmahles gut bewaffnete Wachen auszustellen. Die Kommission hat zahlreiche astronomische und meteorologische Beobachtungen gemacht und reiche Sammlungen für das Studium der Geologie und Naturgeschichte des bereisten Landes zusammengebracht. Auch hat sie Pläne und Skizzen des Terrains gesammelt, und Hauptmann Cervera verspricht sich gewisse Erfolge von den Verhandlungen, welche er mit den arabischen Häuptlingen geführt hat. Die gesammelten Daten lassen erkennen, daß das Gebiet von Abrar, welches man so reich und bevölkert wähnte, nichts anderes ist als ein Theil der Wüste, ohne Vegetation, ohne Fluß, ohne andere Einwohner als nomadisirende Horden, die in der größten Armuth leben.

— Italienische Zeitungen melden, daß Marquis Gaetano Benzoni mit zwei Officieren und einem Ingenieur nach Afrika abreisen wird, um von Assab aus in Harrar einzudringen. Der Reisende hält diesen Weg für seine Zwecke für sicherer als den von Zeila, welchen bekanntlich der verstorbene Graf Porro eingeschlagen hatte. (Vergl. „Globus“ Bd. 49, Nr. 19, S. 303.)

Nordamerika.

— Ueber den viel umstrittenen Lenape-Stein hat sich neuerdings de Nadaillac in einer Sitzung der Pariser anthropologischen Gesellschaft ausgesprochen. Der Stein ist ein sogenannter Gorget Stone, eine Art Amulet oder Orden, wie man sie mitunter in Gräbern auf der Brust von Skeletten findet, 15 cm lang und an der dicksten Stelle etwa 4 cm dick, mit zwei Löchern zum Durchziehen von Schnüren; er trägt vollkommen erkennbar die Zeichnung des Kampfes zwischen vier Indianern und einem Elephanten oder Mammuth oder auch Mastodon. Der Stein wurde von einem Arbeiter Namens Hansell auf einem Acker in Bucks Cty. Pa. gefunden und zwar im Jahre 1872; er behielt ihn ein paar Jahre und verkaufte ihn 1881 zusammen mit einer Anzahl Pfeilspitzen und anderen Alterthümern für $2\frac{1}{2}$ Dollars, einen Preis, der eine Fälschung sehr wenig wahrscheinlich macht. Die Darstellung bezieht sich jedenfalls auf eine bei den Indianern weit verbreitete Sage von einem Kampfe ihrer Vorfahren mit riesenhaften Säugethieren, bei welchem dieselben nur durch die direkte Intervention des großen Geistes und seiner Blitze gerettet wurden. Der Verfertiger des Steines kannte offenbar ein elephantenartiges Thier, aber wann hat es gelebt? Nadaillac hat Gelegenheit gehabt, auch die beiden Elephant. pipes zu prüfen, welche in Louisa Cty., Jowa, gefunden worden sind, und gerade der Umstand, der vielfach gegen deren Echtheit angeführt wird, erscheint ihm als ein Beweis dafür. Den Thieren fehlen nämlich die Stoßzähne; ein Fälscher hätte diese gewiß nicht weggelassen. Er bringt aber noch einige andere Beweise dafür bei, daß die Amerikaner schon in der vorcolumbischen Zeit ein elephantenartiges Thier kannten; in den Ruinen von Uxmal sind am Palaste der Nonnen und noch mehr an der Casa Grande de Zayi Elephantenrüssel als Verzierungen angebracht, und auf einem der Basreliefs von Palenque trägt der Oberpriester auf seinem Haupte einen Kopfputz, der offenbar einen Elephanten mit Rüssel und Stoßzähnen darstellt. Außerdem hat Graf Sartiges im Museum von la Paz in Bolivien zwei neuerdings gefundene Vasen gesehen, welche ebenfalls mit Elephanten verziert sind. Trotzdem spricht sich Nadaillac sehr vorsichtig aus und erklärt es nur für möglich, daß der Lenape-Stein in die vorcolumbische Zeit und vielleicht noch erheblich weiter zurückreicht. Leider fehlt es noch immer an einer sachmännischen Untersuchung darüber, ob die Gravirung mit Feuersteinen oder mit Metallinstrumenten vorgenommen worden ist.

— Im Julihefte des „American Antiquarian“ macht Proudfit auf den engen Zusammenhang zwischen den Mounds und gewissen kreisförmigen Vertiefungen aufmerksam, die man früher als „Circles“ bezeichnete und die sich besonders in ausgedehnteren Befestigungswerken oft in größerer Anzahl finden. Es sind kreisförmige Vertiefungen von 20 bis 60 Fuß Durchmesser und einer Tiefe von gegenwärtig noch 3 bis 4 Fuß. Proudfit sieht in ihnen die Grundlagen der Wohnungen der Erbauer der Vertheidigungswerke und schlägt für sie den Namen Lodges (wörtlich „Hütten“) vor. Nachgrabungen zeigten, daß ihr Boden meistens $1\frac{1}{2}$ bis 2 Fuß hoch mit Humus bedeckt ist, doch läßt sich daraus kein Schluß auf ihr Alter ziehen, denn, wie der Autor sehr richtig bemerkt, die Anhäufung des humosen Bodens geht an verschiedenen Stellen sehr verschieden schnell voran und bei trockenem Wetter kann ein Sturm in kurzer Zeit an geschützten Stellen förmliche Staubwehen aufhäufen. Größere Bäume hat man in den Lodges niemals gefunden, allem Anscheine nach sind sie erst in verhältnißmäßig neuerer Zeit verlassen worden und es unterliegt für den Verfasser keinem Zweifel, daß die Lodge-dwellers mit den Mound-builders und mit den Vorfahren der heutigen Indianer identisch sind.

— Die jüngsten Erdbeben in Nordamerika scheinen noch nicht zur Ruhe gelangt zu sein. Erst am 27. und 28. v. M. wurden zu Charleston und an anderen Orten des Südens Erdstöße deutlich gespürt. Das Gleiche beobachtete man zur selben Stunde in Columbia, Augusta und Savannah.

Inhalt: Das Land der Bagas und der Rio Nuñez. III. (Schluß.) (Mit fünf Abbildungen.) — Dr. C. Mehlis: An der Eisenstraße und auf dem alten Rothenberge. (Mit einer Karte und zwei Profilen.) — Die Gletscher der Vereinigten Staaten. I., II. und III. — Kürzere Mittheilungen: Radde's Reise an der russisch-persischen und russisch-afghanischen Grenze. — Mount Pitt in Oregon. — Die Mondambé. — Aus allen Erdtheilen: Europa. — Asien. — Afrika. — Nordamerika. (Schluß der Redaktion: 17. Oktober 1886.)

Redakteur: Dr. R. Kiepert in Berlin, S. W. Lindenstraße 11, III Tr.
Druck und Verlag von Friedrich Vieweg und Sohn in Braunschweig.



Mit besonderer Berücksichtigung der Anthropologie und Ethnologie.
Begründet von Karl Andree.
In Verbindung mit Fachmännern herausgegeben von
Dr. Richard Kiepert.

Braunschweig Jährlich 2 Bände à 24 Nummern. Durch alle Buchhandlungen und Postanstalten zum Preise von 12 Mark pro Band zu beziehen. 1886.

Kanab und das Kaibab-Plateau in Arizona.

(Nach dem Französischen von M. Albert Tissandier.)

I.

[Die Abbildungen nach Zeichnungen des Reisenden.]

Der Süden des Mormonenstaates Utah und das Kaibab-Plateau in Arizona, wunderbare Gegenden, welche A. Tissandier im Juni 1885 bereist hat, sind den Amerikanern selbst noch fast unbekannt; sie wissen darüber kaum das, was Major Powell, der gelehrte Direktor des „Geological Survey", veröffentlicht hat. 15 Jahre hindurch hat derselbe zahlreiche Forschungsreisen durch dieses Land unternommen und mit Hilfe von M. Thompson und anderen Geologen prachtvolle geologische Karten desselben entworfen. Ihm verdankte auch Tissandier die Mittheilungen, welche ihm den hochinteressanten Ausflug ermöglichten.

Von Salt Lake City führt die Eisenbahn in 13 Stunden nach Milford, eine Fahrt, die solchen in anderen Ländern wenig gleicht. Wenn man das Thal und die Ufer des Salzsees hinter sich hat, erblickt man nur noch trockene Sandwüsten. Die Stationen, bei denen der Zug hält, sind höchst ursprünglich; die bedeutendste darunter, Juab mit Namen, besteht nur aus fünf bis sechs Holzhütten. Außer Tissandier befand sich nur noch ein einziger Reisender, M. Lund, im Zuge. Als der Tag sich seinem Ende zuneigte, nahmen Beide mit dem Kondukteur und seinen Gehilfen ihr Mahl neben dem Gepäckwagen ein. Die Vorräthe waren sehr bescheiden, wurden aber freundlich dargeboten, und die Bezahlung dafür war mäßig genug. Um 9 Uhr Abends war Milford erreicht, wo ein kleines Bretterhaus als Hôtel fungirt, und um 7 Uhr am nächsten Morgen bestiegen die beiden Reisenden einen federlosen Postwagen, der sie nach Silver Reef bringen sollte. Auf dem kaum erkennbaren Wege erhob sich ein unerträglicher Staub. Zahlreiche Heerden, welche während des ganzen Jahres sich selbst überlassen bleiben, weiden in diesen Einöden; verendet eine Kuh oder ein Hammel vor Hunger und fällt auf der Straße nieder, so giebt sich Niemand die Mühe, ihn bei Seite zu schaffen. Der Wagen biegt etwas aus und der Kadaver bleibt liegen, bis er zerfällt. Sonst bewohnen noch Hasen diese Gegend, die, von den Pferden aufgeschreckt, sich unter den mageren Salbeibüschen mit den bläulichen Blättern verstecken, dann chip monks, kleine reizende Erdeichhörnchen, und ab und zu herumirrende Wölfe. Von den schönen Blumen, welche die Ebenen wie die blauen Berge am Horizonte bedecken, war vor Staub wenig zu sehen.

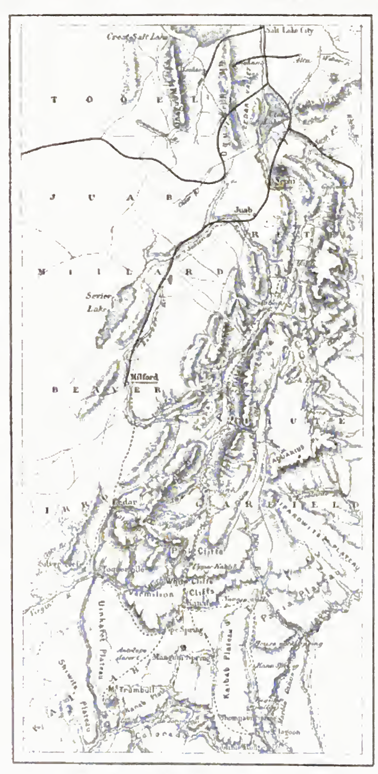
Nach zwölfstündiger, ziemlich reizloser Fahrt erreichte man das Mormonendorf Cedar City, das den Reisenden wie eine Oase in der Wüste erschien. Der Ort besitzt aber auch schöne Straßen mit prächtigen Bäumen, niedliche Häuser aus Ziegelsteinen und mit Hecken umgebene Gärten voller Gemüse und Obstbäume. Ueberall sprudeln von den Bergen im Osten muntere Bäche herab und vereinigen sich zu einem rauschenden Flüßchen. Ein großer Berg rothen Sandsteins überragt das Dorf, das von Feldern und Wiesen umgeben ist. M. Lund, selbst Mormone und mit allen

Einwohnern bekannt, führte seinen Gefährten alsbald zum Bischof des Ortes, welcher die wenigen, dort hindurchkommenden Reisenden aufnimmt und bewirthet. Die eine seiner beiden Frauen, offenbar die ältere, eine intelligente und gebildete Dame, wartete bei Tische auf. Das äußerst reinliche Haus beherbergt auch das Telegraphenbureau; im Salon ein schöner Kamin, darüber eingerahmt die religiöse Tagesordnung der Familie, auf dem Tische Zeitungen, überall Teppiche. Gegen Abend spielten die jungen Töchter des Bischofs die Orgel; ein Knecht in sauberer Kleidung trat ins Zimmer und sang mit ihnen geistliche Lieder. Auch in anderen Mormonenhäusern, die Tissandier besuchte, herrschte dieselbe Ordnung, dieselbe peinliche Sauberkeit und derselbe Komfort, wie man es in solchem abgelegenen Dorfe kaum erwarten sollte.

Schon um 3 Uhr Morgens machten sich die beiden Reisenden wieder auf den Weg und erreichten um 1 Uhr Silver Reef, den Eingang zu der großartigen Felslandschaft von Utah; ihr und derjenigen von Kaibab läßt sich in der That Nichts in Europa zur Seite stellen. Das Präriegras wächst hier auf sandigem Boden von den lebhaftesten Farben, wie Grün, Weiß, Rosa, Goldgelb &c. und die meist aus Sandstein bestehenden Berge sind ähnlich gefärbt. Alle diese verschiedenen Töne, welche zum Theil ohne irgend einen Uebergang neben einander stehen, bringen eine ganz sonderbare, unbeschreibliche Wirkung hervor. Im grellen Sonnenlichte ist der Eindruck ein vollständig phantastischer, unwahrscheinlicher, und das um so mehr, als auch die Vegetation ein nicht minder sonderbares Aussehen hat: dunkelgrüne Cedern, bläuliche Salbei und die funkelnden Blüthen des Monats Juni lassen die merkwürdige Färbung der Berge erst recht hervortreten.

In Silver Reef hielt sich Tissandier einen Tag auf; es ist ein kleines Städtchen von etwa 400 Einwohnern, welches in Folge der vor einigen Jahren stattgefundenen Entdeckung von Silberminen, und darunter einige ziemlich bedeutende, aufgeblüht ist. Eine derselben, an deren Direktor Allen der Reisende empfohlen worden war, war ca. 83 m tief und ihre Entwickelung betrug 400 m; binnen sechs Jahren hat sie schon 18 Mill. Dollars abgeworfen. Eine Tonne Erz liefert einen Gewinn von 25 Dollars. Das Mineral findet sich besonders in fossilen Schichten von Wasserpflanzen; gediegenes Silber in kleinen Blättchen kommt in den Schichten von clay shale (Thon) vor. Die Mine liegt in dicken Bänken grünen und weißen Sandsteins.

Hier in Silver Reef erhielt Tissandier einen neuen Begleiter, einen der französischen Sprache mächtigen Kanadier, der ihn nach Kanab bringen sollte. Kaum majorenn geworden, hatte derselbe sein Vermögen durchgebracht, war dann Walfischfänger und zuletzt Bergmann geworden, kam in San Francisco zu Reichthum, verlor binnen wenigen Jahren wiederholt Alles durch Minenspekulation,

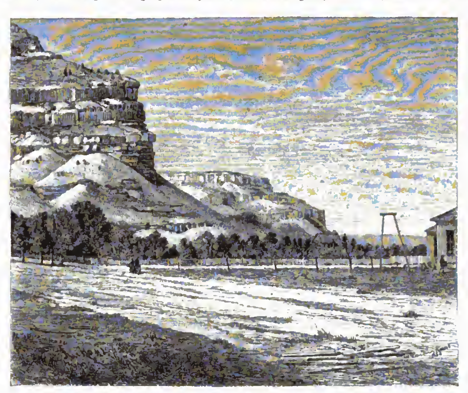


Karte des Gebietes zwischen Salt Lake City und dem Colorado River.

wurde wieder einfacher Arbeiter und war damals Wagenvermiether, ohne die Hoffnung aufzugeben, ein viertes Mal wieder reich zu werden. Sein Wagen war ebenso schlecht wie derjenige, welcher den Reisenden nach Silver Reef brachte, und der Weg um nichts besser als vorher; dafür aber führte er beständig durch eine prächtige Landschaft am Virgin River aufwärts, deren rosenfarbene und silbergraue Felsen zu tausenderlei phantastischen Figuren und Zacken zerspalten sind. Jenseits der zwischen Blumen und Bäumen versteckten Häuser des Dorfes Toquerville beginnt wieder die Einöde, welche den ganzen Tag über andauert. Dann führte der Weg in südöstlicher Richtung an den Vermilion Cliffs entlang, einer langen Bergkette, oder besser Gebirgsrand von rothem Sandstein, dessen großartige Scenerien von dem Mondlichte feenhaft erleuchtet werden. Erst gegen Mitternacht machen die von einer fünfzehnstündigen Fahrt ermüdeten Pferde vor Pipe Spring, einer ganz vereinzelten Farm, Halt, wo die Reisenden trotz der vorgerückten Stunde noch Unterkunft fanden.

Gegen Mittag des folgenden Tages erreichten sie Kanab, an einem fast stets trockenen Flusse gelegen, der während der Schneeschmelze gewaltig anschwillt und das Land weit und breit mit seinen Gewässern überdeckt. Hohe rothe Sandsteinfelsen überragen den Ort im Norden, während nach Süden hin sich die Steppe ausdehnt, so weit das Auge reicht.

Es wohnen dort etwa 500 Seelen. Jedes Haus liegt in einem Garten, der mit Hecken gelber Rosen umgeben ist, und die Straßen sind mit Akazien eingefaßt. Eine oben offene, mehrere Kilometer lange Leitung führt das Wasser des Kanab River in die Stadt und gestattet den Anbau von Gemüsen und Früchten. Die Mormonen lieben ihre Gärten und verwenden auf sie große Sorgfalt; selbst einige Weinreben gedeihen in denselben, liefern aber nur ein mäßiges Produkt, auf das die Besitzer nichtsdestoweniger als auf die Frucht ihrer Arbeit und ihres unablässigen Kampfes gegen die Dürre nicht wenig stolz sind.



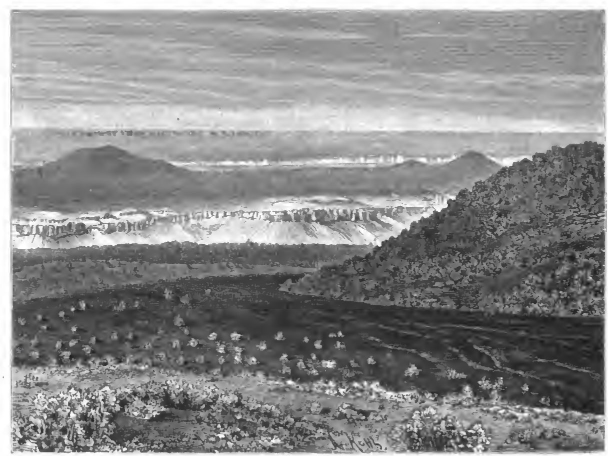
Straße in Kanab. Dahinter die Vermilion Cliffs.

Der Empfang, den Tissandier in Kanab fand, war mißtrauisch und unfreundlich, weil die Mormonen in ihm irgend einen Beamten der Vereinigten Staaten vermutheten, der zur Unterdrückung der Bigamie einen der Ihrigen zu verhaften gekommen wäre. Erst ein Empfehlungsbrief Powell's an Nathan Adam, den in Aussicht genommenen Führer, beruhigte die Leute und verschaffte dem Reisenden Unterkunft, welcher von hieraus die großen Cañons zu besuchen vorhatte.

Sein erster Ausflug richtete sich nach dem Mount Trumbull und den Toroweap-Schluchten. Es ist das eine Reise von sieben Tagen durch Einöden, wo es große Schwierigkeiten hat, Wasser zu finden. In dem einzigen Laden Kanabs versah man sich mit Conserven, Kaffee, Thee u. s. w. und nahm vier Pferde mit, je eines für den Reisenden, Nathan, dessen Sohn und das Gepäck. Sobald man Kanab verlassen hat, spielt sich das tägliche Leben des Reisenden folgendermaßen ab. Man steht um 4 Uhr auf, nimmt um 5 auf dem Erdboden das Frühstück, bestehend aus Speck, conservirtem Lachs, Wasser und Brot, das täglich dreimal, zu jeder Mahlzeit, gebacken wird. Die Pferde, welche jeden Abend in Freiheit gesetzt werden, müssen sich ihr Futter selbst suchen; vorsichts halber, damit sie sich nicht zu weit entfernen, bindet man ihnen die Vorderbeine mit Lederriemen zusammen. Waren die Pferde eingefangen, so war die nächste Sorge, eine Quelle zum Füllen der Schläuche und Tränken der Thiere zu finden; mitunter blieb man aber auch den ganzen Tag ohne Wasser und mußte sich, da das aufbewahrte Wasser in der Hitze rasch verdirbt, mit etwas Kaffee begnügen. Nachmittags wurde Halt gemacht und gegen 7 Uhr legte man sich, in die Decken

gewickelt, im Walde oder mitten in der Sandwüste zum Schlafen nieder.

Von Kanab kehrte man zuerst nach Pipe Spring zurück, weil sich dort eine der wenigen süßen Quellen befindet. In der Umgegend der Farm werden große Heerden durch Cowboys (Kuhjungen) geweidet; aber deren Zahl soll vor 15 Jahren größer gewesen sein als jetzt. Der Grund davon ist, daß die Thiere beim Abweiden der Gräser die Wurzeln derselben mit ausreißen, so daß die Prärie sich nicht wieder bestocken kann und die Wüste an Ausdehnung gewinnt. Zahlreiche Thierskelette, welche auf den Wegen herumliegen, zeugen für die Richtigkeit jener Angabe. Andererseits sollen auch die ehemals in Menge vorhandenen Antilopen und wilden Pferde sich mehr und mehr nach anderen Gegenden hinziehen oder im Sande umkommen. Bei Pipe Spring verließ man den hohen Felsrand der Vermilion Cliffs, schlug eine südwestliche Richtung ein und befand sich bald in der echten, kahlen Wüste, in deren weichem, staubigem Sande die Pferde nur langsam vorwärts kamen. Jeder Luftzug wirbelte den Sand in die Höhe. Und trotzdem blühten jetzt im Juni, büschelweise zusammenstehend, zahlreiche Blumen; freilich nimmt deren Pracht rasch ein Ende, und wenig später ist Alles von der Sonne verbrannt. Auch auf einzelne Antilopen und einen Trupp wilder Pferde von etwa 50 Stück traf man. Erst gegen Ende des Tages hatte man das sandige Gebiet überwunden und näherte sich dem Mount Trumbull. Nun bedecken Laven den Boden und legen Zeugniß ab von den



Laven des Mount Trumbull.

Umwälzungen längst vergangener Jahrtausende. Jener Vulkan ist lange erloschen und fast alle seine Krater sind jetzt mit Wäldern hundertjähriger Fichten bedeckt, während sie früher das ganze Uinkaretplateau mit ihren kolossalen Lavaströmen überfluthet haben. Auch unter dem Pflanzenteppich und den Wurzeln des Waldes stößt man auf mächtige Bänke des basaltischen Gesteins, das durch den Einfluß der Zeit verwittert und zerstört ist. Weiterhin findet man eine Art Lavameer von jüngerem Ursprung, das noch nicht von Vegetation überzogen ist, und auf welchem nur einiges dürftige Eichengestrüpp mit Mühe fortkommt. Ueber diesen Lavaerguß von tiefschwarzer Farbe erhebt sich ein mit spärlichem Grün bedeckter Berg, und in der Ferne erscheinen die von der sinkenden Sonne beleuchteten Cañons von Kanab wie riesige lichterfüllte Spalten des Hochplateaus. Ganz merkwürdig ist der Gegensatz zwischen ihnen und den pechschwarzen Laven, und ihre Helligkeit läßt die auffallenden Umrisse der Vulkankegel des Mount Trumbull nur um so schwächer hervortreten.

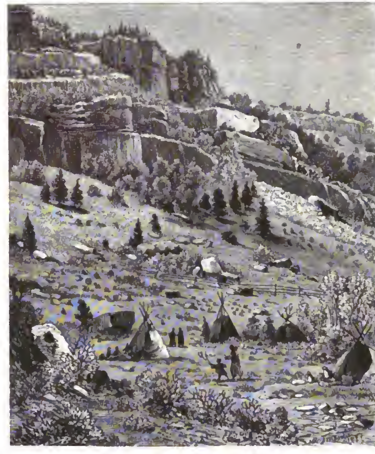
Mühselig war der Abstieg von hier in das lange, sandige und schmale Thal Toroweap unweit der Cañons, das beiderseits von gewaltigen Felsen in den buntesten Farben eingeschlossen wird. Da die Pferde dort zu Lande meist unbeschlagen sind, so verletzen sie sich leicht an den scharfen Laven und müssen vorsichtig und langsam am Zügel geführt werden. Auf einem ausgedehnten Sandsteinplateau von gerundeten Formen, die der winterliche Schnee zerfressen hat, am Fuße einer alten Ceder, von Agaven, die bis 4 m Höhe erreichen, Kaktus, Blumen und



Das Plateau Toroweap und der große Colorado-Cañon.

alten Bäumen umgeben, brachte man die Nacht zu und kletterte nach kurzer Ruhe weiter zu Thal, oft auf Händen und Füßen kriechend oder über breite Spalten springend. Endlich hatte man die großartigen Felsklippen Toroweap, an deren Fuße der Colorado fließt, unter sich: ein gewaltiger Anblick, diese 600 bis 800 m tiefen Erosionsspalten, die von senkrecht abstürzenden Wänden oder riesigen, bis zum Strome sich hinabsenkenden Stufen gebildet werden. Mit staunenden Augen mustert der Reisende vom Plateau aus diese Felsmassen, welche in Form von Vorgebirgen mit den sonderbarsten Umrissen über der Tiefe sich erheben. Man ist zu Umwegen ohne Ende genöthigt; aber bei jedem Schritte, bei jeder Bewegung ändert sich der Ausblick in der wunderbarsten Weise.

Dies Cañongebiet des Colorado liegt zum größten Theile im nördlichen Arizona und setzt sich nordwärts bis nach Utah hinein fort. Seine Länge beträgt von NW bis SO etwa 180 englische Meilen und seine Breite von NO bis SW etwa 125; seine Oberfläche etwa 16 000 Quadratmiles. Der Colorado, der seinen spanischen Namen von dem röthlichen Lehme in seinen Gewässern führt, fließt mitten hindurch; die Thäler, welche er sich hier gegraben hat, heißen Marble Cañon und Grand Cañon. Der nördliche Theil des Gebietes, der allein bis jetzt gut bekannt ist, zerfällt in sechs scharf bestimmte Theile. Da sind zuerst die „Terrassen", gewaltige Plateaus, dem Miocän und unteren Eocän angehörig, dann die wunderbar schönen „Etagen", schroff unterbrochen durch hohe, in Stufen endigende Klippen; dann folgen von Westen nach Osten die Plateaus Shiwits, Uinkaret, Kanab, Kaibab und Paria, welche durch tiefe Schluchten in nordsüdlicher Richtung von einander getrennt werden. Kaibab ist das höchste, Paria das niedrigste: alle sind sie noch fast unbekannt. Hier sieht man etagenartig über einander lange, senkrechte Felsmauern sich erheben, an denen man die einzelnen Gesteinsschichten (der Steinkohlenformation entsprechende Kalk- und Sandsteine) aufs Klarste studiren kann. Das Ganze ist von einer unbeschreiblichen Größe und Feierlichkeit, dabei von einer überraschenden Genauigkeit der Umrisse und Schärfe der Linien.


Indianerlager im Walde von Kaibab.

Wegen Wassermangels mußte Tissandier bald nach Kanab zurückkehren und wollte von da aus das Plateau Kaibab besuchen; aber sein Führer Nathan weigerte sich, ohne Begleitung eines Ute-Indianers die dortigen Urwälder zu betreten, und so beschloß der Reisende, zunächst ein etwa eine starke Tagereise entferntes Lager dieses Stammes aufzusuchen. Man fand dasselbe bei Mangum Spring südöstlich von Kanab und am Fuße des Kaibabplateaus gelegen; es waren acht oder neun Zelte auf einer sonnigen Lichtung, in denen etwa 20 Indianer mit ihren Frauen und einigen Kindern hausten. Die Zelte bestanden nur aus Baumästen, die in Pyramidenform zusammengestellt und mit einem schlechten Stücke Zeug oder einem Thierfelle bedeckt waren. Im Walde daneben standen zwei etwas bessere Hütten von Amerikanern, welche gleichfalls dort mit Frauen und Kindern wohnten und einiges Vieh besaßen.

Um die Quelle benutzen zu können, beschloß Tissandier gleichfalls dort zu lagern.

Die Ilongoten.

Nach dem Spanischen des Don Ramón Jordana y Morera und Don Maximino Lillo [1]).

Von F. Blumentritt.

Die Ilongoten sind im Allgemeinen robuste, dabei schlanke und überaus kräftige Leute, eher von hoher als niedriger Statur und ausgestattet mit einem sehr scharfen Sehvermögen, wie dies schon bei Wilden zu sein pflegt. Ihre Haut ist dunkelkupferbraun, wie bei den christlichen Indiern [1]),

[1]) D. Ramón Jordana y Morera. Bosquejo geográfico é histórico-natural del Archipiélago filipino. Madrid, Imp. de Moreno y Rojas, 1885. S. 69 u. ff.

[1]) Die Eingeborenen malayischer Abkunft werden, wenn

von denen sie sich in den übrigen physischen Eigenthümlichkeiten nicht unterscheiden. Die Männer tragen das Haar lang nach Frauenart. Die Ilongotinnen gleichen auch den christlichen Indierinnen, nur sind sie von kleinem Wuchse und schmutzig und nichts weniger als lieblich von Ansehen. Beide Geschlechter haben viel von Hautkrankheiten zu leiden, wie denn ihre Haut mit Flechten und ekelhaften Schuppenbildungen besäet ist.

Vom Standpunkte der Moral sind die Ilongoten die verkommensten Wesen, die man sich vorstellen kann. Ihnen ist jede Idee der Liebe zu ihresgleichen unbekannt; weder hegen sie irgend ein menschliches Gefühl, noch kann ihr elendes und hartes Herz für irgend eine edle That sich begeistern. Ueber alle Maßen feige, lechzend nach dem Blute ihrer Feinde, ohne Erbarmen gegen ihre wehrlosen Opfer und rachsüchtig von Geschlecht zu Geschlecht, gewähren sie Niemandem Gastfreundschaft, ja sie reiben sich selbst wechselweise auf. Sie besitzen demnach die lasterhaftesten Neigungen, bis auf den Hang zum Rauben, der ihnen wunderbarer Weise vollkommen fremd ist.

In ihrem häuslichen Leben finden sich viele Berührungspunkte mit den christlichen Indiern. Das Material für ihre Häuser liefern ihnen Rohr, die Nipa-Palme (Nipa fruticans, Thnb.), Cogon-Gras (Saccharum Königii, Bl.) und verschiedene Gramineen und Cyperaceen oder die Anajao-Palme (Livingstona rotundifolia, Mart.); der Boden besteht aus einem vorzüglich verbundenen Bejuco (Rotang), während die Seitenwände gewöhnlich mit Baumrinde bekleidet sind. Die Hütten stehen auf Pfählen, und, um das Fällen, Herbeischaffen und Einrammen derselben zu ersparen, pflegen sie sich vier passende Bäume auszusuchen, die zunächst aller Aeste beraubt werden, die in den Bauplan nicht hineinpassen, dann wird in ziemlicher Höhe die Hütte auf diesen vier Baumstämmen erbaut, welche immer nur kleine Raumverhältnisse aufweist. Trotzdem wohnt in jeder dieser Behausungen eine ganze Familie zusammen mit ruppigen Hunden, ohne daß auch der geringste Schein von Reinlichkeit bemerkbar würde; eine Folge hiervon ist, daß beim Betreten einer solchen Hütte einem ein widerlicher Gestank in die Nase fährt, welcher auch ihren Bewohnern und allen ihnen gehörigen Gegenständen eigenthümlich ist.

Der Hausrath beschränkt sich auf ein Kupfergefäß, eine Art Pfanne aus Eisen, einen aus Cocosschalen hergestellten und mit einem hölzernen Stiele versehenen Schöpflöffel, eine hohle Cocosnuß als Trinkgefäß und einen Wasserbehälter, welcher in einem mächtigen Stück Bamburohr besteht. Auf dem Fußboden der Hütte wird durch Aufschüttung von Erde ein Feuerherd hergestellt, auf welchem sie ihre Speisen kochen, wobei ihnen zur Bereitung von Reis oder Mais als Kochgefäße derbe Knotenstücke von Bamburohr dienen. Brauchen sie künstliche Beleuchtung, so verwenden sie Harz dazu, und um das Feuer selbst zu erzeugen, reiben sie zwei Rohrstücke so lange, bis sie in Brand gerathen. Einige an dem Dache oder an den Wänden aufgehängte Bejuco-Körbe, einige Hirschgeweihe und eine Anzahl von Wildschweinskiefern im Verein mit einem Hirschfell, das ihnen als Bett dient, vollenden ihre gesammte Wohnungseinrichtung.

Ihre Nahrung ist eine gesunde; sie setzt sich zusammen aus dem Wildpret, das ihnen die Wälder liefern und das sie gebraten verzehren, ferner aus Fischen, die sie in den Flüssen und Tümpeln fangen, ferner aus Reis, Mais, Camote (Convolvulus Batatas, Bl.), Gabe (Colocasia antiquorum, Schott., Araceae) und anderen Pflanzen und Knollen, die sie massenhaft anbauen. Zur Jagd bedienen sie sich der Pfeile und Hunde, für welche sie eine große Vorliebe besitzen, die sie aber trotzdem in Schmutz und Hunger verkommen lassen; ferner benutzen sie Netze, geflochten aus Stoffen, die sie der Rinde verschiedener Bäume abgewinnen; diese Netze werden dann auf dem Wildwechsel aufgestellt. Mit den Hunden wird das Wild aufgescheucht, welches dann durch die Netze zu brechen sucht, sich aber darin verfängt, um dann schließlich durch die Hunde oder einen Lanzenstoß das Ende zu finden. Bei aller Indolenz, die sie im Allgemeinen aufweisen, verwenden sie doch genug Sorgfalt auf ihre Felder, besonders aber auf den Tabak, welcher trotz seiner minderen Qualität, die eine Folge der Verwendung von schlechtem Samen ist, nicht ganz zu verachten ist und der auch einen gangbaren Artikel im Handelsverkehr mit den christlichen Pueblos bildet.

Spiele und Schrift sind ihnen unbekannt, auch besitzen sie nur dürftige Kenntnisse in der Tonkunst, wie sie denn keine anderen Musikinstrumente aufzuweisen haben, als eine Art Pfeife und ein Stück Bambu, das auf der Längsseite mit Sehnen bespannt ist, welche mit den Fingern angeschlagen werden und so Töne ohne Klang und Wohllaut von sich geben. Nach dem Schalle dieser Instrumente schreien und tanzen sie ohne Geschmack und ohne Sinn für Takt und Rhythmus.

Vor dem Wasser fürchten sie sich; sagt man doch ihnen nach, daß kein einziger von ihnen des Schwimmens mächtig wäre, ein Umstand, welchem in vielen Fällen die christlichen Indier ihre Rettung zu danken hatten. Sie kennen keine Industrie und ihre ganze Handfertigkeit findet nur Anwendung beim Aufbau ihrer Hütten, der Bereitung von Sehnen, der Herstellung ihrer Waffen und Verfertigung von Zeugen aus Baumrinde, mit welchen sie aus Mangel an Webstoffen die Blößen ihres Körpers bedecken.

Wie die Igorroten, so glauben auch sie an ein höchstes Wesen, den Schöpfer alles Existirenden, ohne aber irgend welchen Ritus oder Gottesdienst zu kennen. Alle ihre religiösen Ceremonien beschränken sich darauf, der Gottheit ein Schwein oder Huhn zu opfern, welches Opferthier sie nach ihrer Weise schmücken, und das dann von den Opfertheilnehmern aufgezehrt wird, nachdem vorher gewisse Tänze aufgeführt und Rufe, die der Feier entsprechen, ausgestoßen worden sind. Dagegen verhöhnen sie die Christen als Götzendiener, da diese, wie sie sagen, viele Götter, die sie sich nach Gutdünken aus Holz verfertigt, anbeten.

Polygamie ist bei ihnen nicht gebräuchlich. Wer eine Ehegefährtin erlangen will, einigt sich am ersten besten Orte mit seiner Auserwählten, worauf sofort von den Eltern der Beiden Verhandlungen wegen der Heirath geführt werden. Die Eltern der Braut setzen einen Kaufpreis für selbe fest, der gewöhnlich in einer gewissen Stückzahl von Vieh oder Hühnern besteht, außerdem pflegt die Schöne selbst noch einige Köpfe von Christen oder Feinden ihrer Familie zu fordern. Wenn diese Forderungen, welche nicht immer genau nach dem Wunsche der Braut in Erfüllung gehen können, mehr oder minder getreu befriedigt werden, so wird der Hochzeitstag festgesetzt; zur Festlichkeit selbst werden die Freunde und Verwandten der beiden Familien geladen, die in dem geräumigsten Hause (der Rancheria?) sich versammeln; hier wird unter gewissen Ceremonien ein Schwein oder Huhn geschlachtet und dann tanzen und lärmen sie nach ihrem alten Brauche. Hierauf erklären die Eltern der Brautleute im Angesicht der Festgäste, daß von nun an die beiden jungen Leute mit einander ehelich verbunden wären,

sie Heiden (infieles) oder Christen (cristianos) sind, von den Spaniern indios genannt; jene, welche dem Islam huldigen, führen den Namen Moros.

womit die Feier nach der Verzehrung der aufgetragenen Speisen ein Ende findet. Stirbt einer der Ehegatten, so steht dem überlebenden Theile es frei, sich ein neues Ehegespons zu suchen. Es scheint, daß die Weiber ihren Gatten strenge die Treue bewahren und daß die ledigen Mädchen auf ihre Keuschheit achten und sie zu schätzen wissen. Bei einer Geburt wird die Hilfe erfahrener Frauen in Anspruch genommen; am fünften Tage wird dem Neugeborenen der Name gegeben, den die bei dem Geburtsakte assistirenden Personen festsetzen. Während der fünf Tage, welche zwischen der Geburt und dem Feste der Namensgebung verstreichen, beschäftigt sich der glückliche Vater mit der Jagd, um mit dem Wildpret den Geladenen aufzuwarten, welche aus den nächsten Anverwandten bestehen. Von diesen wird zunächst das Geschlecht des Neugeborenen sichergestellt und hierauf erst der Name mitgetheilt, den er fürder tragen sollte. Damit und mit verschiedenen Gesängen und Tänzen wird die Feier beschlossen.

Wenn jemand schwer erkrankt, so werden zunächst Arzneien angewendet, die aus Kräutern, denen man bestimmte Wirkungen zuschreibt, bestehen; dann werden im Chorus Bittgesänge angestimmt, welche die Genesung des Erkrankten erflehen; wenn der Kranke stirbt, so beweint man ihn 24 Stunden lang, während welcher Frist von den Leidtragenden — zur Linderung ihres Schmerzes — alles aufgezehrt wird, was man an Lebensmitteln vorfindet. Dann wird eine Grube am Fuße der Hütte gegraben und darin die Leiche, in Tücher gehüllt — falls solche vorhanden sind, was nicht sehr häufig der Fall zu sein pflegt — bestattet.

Die Männer tragen, wie schon oben erwähnt wurde, das Haar lang wie die Weiber und flechten es zu einem Zopfe zusammen, der nach Frauenart durch ein schmutziges Stück Zeug zusammengeknüpft wird[1]). Sie tragen auch Halsbänder und um den Leib eine Anzahl von Messingdrähten und ähnlichen Schmuckgegenständen, als Reihen von Samenkörnern, Früchten und Glasperlen u. a. m.; ebenso legen sie um das Armgelenk fest anpassende Reifen von vergoldetem Kupfer- oder Messingdraht. Sie bedienen sich keines anderen Kleidungsstückes als eines sehr schmalen Stückes Zeug, das sie zwischen den Beinen hindurch ziehen und an den Schnüren oder den Drahtstreifen vorn und hinten befestigen, womit sie sich zu umgürten pflegen. Diejenigen von ihnen, welche ein sehr entwickeltes Schamgefühl (?) besitzen, pflegen noch Pantalon-Beinkleider, eine Jacke oder Camisa[2]) und ein Salacot[3]) zu tragen, welche Bekleidungsstücke sie sich um viele tausend Tabaksblätter von den Christen einhandeln. Die Weiber tragen gleich den Christinnen einen Rock oder Tapis[4]), doch bleiben die Beine und der Oberkörper vollständig nackt. Sie schmücken sich in derselben Weise wie die Männer und sind ebenso wie diese im Gebrauche der Waffen geübt. Einige Frauen besitzen auch eine kurze und enge Saya[4])

[1]) Man vergleiche über die Tracht der Ilongoten die betr. Tafeln in dem Prachtwerke: Dr. A. B. Meyer. Album von Philippinentypen. Dresden 1885.

[2]) Die Camisa der philippinischen Eingeborenen ist ein gewöhnlich kurzes Hemd, das zugleich die Stelle einer Jacke vertritt und über den Hosen getragen wird. Die Camisa der Weiber ist noch kürzer; man vergleiche übrigens die Abbildungen in dem oben erwähnten Album und in F. Jagor's Reisen in den Philippinen. Berlin 1873.

[3]) Hut von der Form eines Kugelsegments, vergl. die Abbildungen bei Jagor u. A. B. Meyer.

[4]) Die Saya, der Sarong der Malayen von Holländisch-Indien, besteht in einem nach Art eines Frauenrockes um die Hüfte und die Beine geschlungenen Stücke Zeug; der Tapis ist ein Stück Tuch, das um den oberen Theil der Saya geschlagen wird.

und eine Weiber-Camisa, doch sind dies nur wenige, nicht als ob sie keine Freude an diesen Gewandstücken besäßen, nein, vielmehr hindern ihre weitere Verbreitung die hohen Preise, für welche sie von den Christen verkauft werden. Die Knaben und kleinen Mädchen gehen splitternackt einher und führen bereits die ihnen zukommenden Waffen, von welchen sie sich auch nicht einen Augenblick trennen, sobald sie hinlänglich Kraft erlangt haben, sie zu tragen. Auch die Erwachsenen gehen immer bewaffnet einher, auch wenn sie sich nur auf eine kurze Strecke von ihrem Hause entfernen — ein untrüglicher Beweis des gegenseitigen Mißtrauens, das unter ihnen herrscht. Die Weiber unterstützen ihre Männer bei der Bestellung der Felder, bei der Jagd und selbst im Gefecht.

Der kriegerische Geist der Ilongoten äußert sich nicht nur gegen die Christen, sondern auch in Fehden unter einander. Der nichtigste Vorwand genügt, um einen Streit zwischen einer aus 15 bis 20 Familien bestehenden Rancheria mit einer anderen von gleicher Größe oder überlegenen Einwohnerzahl zu entzünden. Von Anklagen geht man zu Drohungen über, und von diesen zur Legung eines Hinterhaltes, denn sie kämpfen niemals Mann gegen Mann. Die Folge hiervon pflegt der Tod eines oder mehrerer Menschen zu sein, und da, sobald einmal ein Kopf abgeschnitten ist, die Rancheria des Getödteten Blutrache nehmen muß, so nimmt die Fehde kein Ende, indem sie von Geschlecht zu Geschlecht sich vererbt, ohne daß man jemals die Zahl der (abgeschnittenen) Köpfe vergißt, für die man Revanche zu üben hat. Dieser grausame Krieg währt gewöhnlich so lange, bis beide Rancherias so gut wie aufgerieben sind, worauf die wenigen Ueberlebenden sich einer anderen Tribus anschließen, ohne deshalb die Vendetta aufzugeben, so lange noch ein Nachkomme ihrer Gegner existirt. Private Streitigkeiten zweier Familien werden ebenso abgethan (wie jene der Rancherias), ohne daß die übrigen Angehörigen der Rancheria daran Theil nehmen. Wenn es aber gilt, gegen die Christen und ihre Nachbaren, die Dumagas[1]) zu kämpfen, so vereinigen sich Freunde und Feinde, ohne an eine gegenseitige Genugthuung zu denken.

Die Rancherias der Ilongoten liegen tief und trefflich versteckt im Inneren der Wälder und auf den Gipfeln der Berge, so daß sie sowohl zum Ausfall als auch wegen des schweren Zuganges und ihrer durch die Natur erleichterten Vertheidigung als vorzüglich angelegt erscheinen. Trotzdem ist immer genug Ackerland für Bestellung ihrer Saaten vorhanden. Die Bewohner jener Rancherias, welche in der unmittelbaren Nähe der christlichen Pueblos liegen, stehen in direkter Verbindung mit den Bürgern der letzteren, mit denen sie Handelsbeziehungen unterhalten, die Insassen der entlegeneren Rancherias aber sind kaum jemals in irgend eine Beziehung zu den civilisirten Indiern, ja nicht einmal mit vielen Leuten ihrer eigenen Rasse getreten. Die Neigung, jeden Verkehr mit den Christen zu fliehen, ist den Ilongoten angeboren und sie würden ihn vollständig abbrechen, wenn sie ihn nicht unbedingt nothwendig hätten, um Eisen für ihre Waffen und andere Waaren zu erlangen, die ihnen ihre Wälder nicht liefern können.

Auf eine eigenthümliche Weise messen sie die Zeit. Die Tage theilen sie in Viertel, je nach der Höhe der Sonne

[1]) Dumaga, Dumaya und (das Richtigste:) Dumagat werden die Negritos der Nordostküste Luzons genannt; doch findet man in älteren Werken diesen Namen auch für die Bewohner einzelner Küstenstriche der Bisayer-Inseln und Mindanaos verzeichnet; der Name kommt von dagat = Meer her und dürfte so viel wie Küstenbewohner bedeuten.

über dem Horizonte, ein, für die Nacht aber giebt es kein Zeitmaß. Die Dauer des Mondes, die Mondphasen, bilden einen Monat und 12 solche Monde bilden einen Zeitabschnitt, der einem Jahre entspricht. Da sie nur unvollkommene Begriffe vom Zahl- und Rechnungswesen besitzen, so greifen zwei Leute, die sich für einen bestimmten Tag zusammenbestellt haben, zu folgendem Mittel: sie nehmen ein Stück Bambus und machen so viele Brüche darein, als Tage bis zu jenem der Zusammenkunft zu zählen sind, jeden Tag reißen sie einen Bruchtheil ab, und sind auf diese Weise stets unterrichtet, wann der vereinbarte Tag da ist. Um eine größere Zahl von Gegenständen zu bezeichnen, zählen sie die Finger der Hände und geben der Summe einen Namen, dazu rechnen sie die Zehen der Füße und geben der Gesammtsumme wieder einen anderen Namen, auf diese Weise bekommen sie einen Begriff von der Ziffer 1000, die zu kennen für ihren Handel mit den Christen nothwendig ist, da die Tabakblätter in Päckchen zu 1000 Stück ge- und verkauft werden.

Vor den Spaniern fürchten sie sich sehr und ungeheuer ist ihre Angst, wenn sie einen Soldaten zu Gesicht bekommen. Die einzige Waffe, welche ihnen Furcht einflößt, ist das Feuergewehr, denn im Gebrauch der blanken Waffen halten sie sich für überlegen. Sie schreiben der Gewehrkugel die Eigenschaften des Blitzstrahles zu und glauben, daß sie auch hinter einem Felsen versteckt dennoch vom Geschoß ereilt werden könnten. Sobald sie mit einem Missionar oder sonst einem Spanier zusammenkommen, sind sie dem Augenscheine nach unterwürfig und geben tausend Betheuerungen ihres Gehorsams zum besten; dies währt aber nur so lange, als Geschenke unter sie vertheilt werden; wenn diese versiegen, dann ist es auch mit ihrer Unterwürfigkeit zu Ende, einer nach dem anderen verschwindet auf Nimmerwiedersehen, ohne der gegebenen Versprechen jemals wieder zu gedenken.

Sobald ihre Späher eine günstige Gelegenheit, einem Christen den Kopf abzuschlagen, gemeldet haben, so treten sie an einem bestimmten Tage zusammen und setzen den Ort fest, wo sich alle jene, die an dem Zuge theilnehmen wollen, einfinden sollen. Sie überzeugen sich dann von der Zahl der geladenen Expeditionsmitglieder, deren es nie unter 80 bis 100 giebt; der Arrangeur hat dann die Pflicht, genau bis auf die geringste Kleinigkeit herab alles anzugeben, was Hoffnung auf einen glücklichen Ausgang verspricht. Er bezeichnet ferner den Ort, wo der Hinterhalt zu legen ist, theilt die Zahl der Christen mit, welche dort vorübergehen würden, beschreibt deren Waffen, malt die Sicherheit des Triumphes aus und schwört zuletzt, daß, wenn seine Angaben sich als unwahr erweisen, er den ersten Besten, der ihnen in den Weg käme, und wäre es auch der eigene Vater, tödten würde; diesen Eid nehmen ihm die Theilnehmer an der Kopfjagd ab, da sie nicht umsonst ausgezogen sein wollen. Wenn dies letztere eintritt, so pflegt die Expedition mit der Ermordung ihres Veranstalters zu enden; es sind daher die umsichtigen Vorbereitungen begreiflich, die bei Veranstaltung eines solchen teuflischen Zuges getroffen werden. Ist endlich die Gelegenheit günstig, so raffen sie alle Waffen, über die sie verfügen können, zusammen; es sind dies der Campilan, die Lanze, Bogen und Pfeile und der Schild. Der Campilan ist ein Haumesser in Form eines Machete-Säbels, ungefähr $1^1/_2$ Fuß lang; sie erhalten diese Waffe im Handelsverkehre mit den Christen. Die Ilongoten machen durch Abschleifen die Klinge schmäler, schleifen sie dann mit Sorgfalt wieder scharf zu und ersetzen den ursprünglichen Griff durch einen neuen, den sie aus Kupfersplittern alter Kupfergefäße herstellen und, um die Waffe besser führen zu können, mit Lappen umwickeln, die mit einer feinen Sehne umbunden sind, an deren Ende ein zum Fischfange bestimmter Angelhaken herabhängt; die Klinge wird in einer hölzernen Scheide geborgen, an dieser eine Art Säbelgurt befestigt, den sie um den Leib sich binden. Der Schaft ihrer Lanzen ist 2 bis 3 m lang und aus dem Holze der Palma brava (Corypha minor, L.) hergestellt; er läuft in eine eiserne Spitze von wechselnder Größe und Form aus, indem dieselbe bald ein spitz verlaufendes Oval, bald eine Harpunenform mit einfachen oder doppelten Widerhaken repräsentirt. Der Bogen besteht gleichfalls aus dem Holze der Palma brava, besitzt eine Länge von ungefähr 2 m, ist vollkommen geglättet und in der Mitte dicker als an den Enden; die Sehne wird von einem starken Gewebe aus Baumrinde gebildet. Der Schaft der Pfeile besteht aus einem fingerbreiten Rohre, an das an dem einen Ende ein kurzes Stück Holz angesetzt ist, an welchem die Eisenspitze befestigt ist, deren Größe und Form verschieden sind. Das andere Ende ist immer mit zwei halben Federn versehen, damit der Pfeil besser dirigirt werden könne, und besitzt dort überdies noch einen Einschnitt, welcher beim Abschießen an die Sehne gedrückt wird. Die Ilongoten gebrauchen zweierlei Pfeile, die einen zur Jagd, die anderen für den Krieg. Die Eisenspitze der letzteren ist von verschiedener Länge; es giebt welche, die 1 dcm lang, während andere überaus klein sind. Die äußere Form ist bald die eines Blattes, bald die einer Harpune, mitunter befestigen sie an der Basis Dornen, um die Wunde schmerzlicher zu machen, doch ist ihnen der Brauch fremd, die Pfeile zu vergiften. Die Jagdpfeile sind den Kriegspfeilen ähnlich, nur ist die Spitze breit und mit Widerhaken versehen und besitzt an dem unteren Ende eine Verlängerung, welche in eine Höhlung des Schaftes hineinpaßt. Daran wird die Pfeilspitze vermittels Umschnürung mit feinen Sehnen befestigt, welche die erwähnte Verlängerung der Pfeilspitze und den Schaft mit einander verbinden und in einer Linie erhalten. Jener Dornfortsatz der Pfeilspitze dient auch dazu, letztere mit dem Schafte durch eine Masche aus grobem Bindfaden zu verbinden: Dringt der Pfeil in den Leib des Wildes ein, so löst sich die Masche auf, der Schaft fällt zu Boden, die Harpune bleibt aber im Leibe stecken. Das Wild schleppt auf der Flucht den Schaft nach, dessen Nachzerren durch das dichte Gestrüpp ihm durch die in der Wunde festsitzende Spitze große Schmerzen bereitet und seinen Lauf hemmt, so daß es leicht in die Hände der Jäger fällt. Der Schild wird aus einem porösen und glatten Holze verfertigt und ist dunkelroth angestrichen; er mißt 1 m in der Länge und etwa 3 dcm in der Breite und besitzt eine Handhabe in der Mitte der Innenseite. Er dient dazu, vor den Pfeilen und Hieben des Gegners sich zu decken, wenn der äußerst seltene Fall eintritt, daß es zu einem richtigen Kampfe kommt.

Ausgerüstet mit den beschriebenen Waffen, den Kopf mit einem Stück Zeug als ihrem Unterscheidungszeichen umwickelt, und versehen mit Mundvorrath schleichen sie sich vorsichtig durch das Dickicht, bis sie in der Nähe des Ortes, wo der Hinterhalt gelegt werden soll, angelangt sind. Zunächst spähen sie von den Gipfeln der Bäume aus und wenn sie die Ueberzeugung erlangt haben, daß sie ungesehen geblieben sind und wenn kein fremdes Geräusch zu hören ist, dann theilen sie sich in zwei Horden, deren jede zu einer der beiden Seiten des Waldpfades[1]) sich versteckt, wo sie

[1]) Die Philippinen haben nur wenige für Fuhrwerk passirbare Straßen aufzuweisen, meist sind die Ortschaften nur durch Reitpferde und Fußsteige mit einander verbunden, letztere sind gewöhnlich so schmal, daß die Reisenden nur im „Gänsemarsch" selbe begehen können. Von einem solchen Fußsteige (Senda) ist hier die Rede.

den Vorübermarsch der Christen erwarten. Jede der Horden theilt sich in drei Rotten. Die erste, bewaffnet mit Campilan und Schild, hockt sich drei bis vier Schritte vom Pfade entfernt und versteckt hinter dem Cogongrase nieder, die zweite nimmt eine ähnliche Stellung nur weiter nach hinten zu ein, ihre Waffe ist die Lanze; die dritte Rotte hockt noch weiter rückwärts, um, wenn nöthig, mit Pfeil und Bogen einzugreifen. In dieser Stellung verharren sie Stunden lang, ohne das geringste Geräusch zu verursachen oder eine Bewegung zu machen, nachdem sie jede Fußtapfe, die ihre Anwesenheit verrathen könnte, vertilgt haben. Endlich erscheinen die Wanderer, gewöhnlich 12 oder mehr an der Zahl, bewaffnet in ähnlicher Weise wie die Wilden; ohne die Nähe der Gefahr zu ahnen, marschiren sie sorglos einer hinter dem anderen einher, da die Beschaffenheit des Steiges keine andere Marschordnung gestattet. Das scharfe Gehör der Ilongoten vernimmt sofort die Annäherung von Menschen, demgemäß macht sich die ganze Bande zum Angriff bereit. Dieser findet statt in demselben Augenblicke, wo der letzte der Wanderer in das Centrum des Hinterhaltes getreten ist. Da mit einem Male erschallt wildes Geschrei. Die Christen voller Bestürzung ergreifen die Flucht und werfen alles, was sie tragen, weg und ohne einen Versuch, sich ihrer Waffen zu bedienen, halten sie nicht eher in ihrem rasenden Laufe ein, als bis sie mindestens eine Legua Entfernung zwischen sich und dem Schauplatze des Ueberfalles haben. Nun erst blicken sie sich verstört an und brechen in Ausrufungen und Wehklagen aus, bemerken erst jetzt den Verlust eines oder mehrerer Genossen und setzen unverweilt den Marsch bis zu dem nächsten Pueblo fort, wo sie von dem Vorfalle Bericht erstatten und gewöhnlich von irgend einer kühnen That, die sie ausgeführt, erzählen, auf welche aber nie zu schwören ist. Die Flucht der Christen begünstigt sehr die Absichten der Ilongoten; denn da diejenigen, welche die ersten sind, auch zuerst die Flucht ergreifen, so ist es für die letzten schwer, zu entkommen und dem tödtlichen Schlage auszuweichen. Der Unglückliche, der sich durch einen — gewöhnlich in die Schultergegend versetzten — Lanzenstich getroffen fühlt, fällt sofort zu Boden und hiermit beginnt das Siegesfest der Ilongoten und ein grausames Martyrium des Schlachtopfers. Alle umringen den Unglücklichen unter großem Freudengeschrei und unter ausgelassenen Tänzen, wobei einer nach dem anderen mit seiner Lanze in den Körper desselben sticht. Wenn noch eine Spur von Leben an dem Armen zu merken ist, so naht sich einer der Angreifer, haut ihm den Kopf ab und wirft ihn hoch in die Luft, worauf alle sich beeifern, ihn zu erhaschen, da jener für den Tapfersten sich hält, dem es gelingt, das abgeschlagene Haupt aufzufangen. Manchmal lassen sie das letztere bei dem entseelten Rumpfe liegen, manchmal aber schleppen sie es nach ihrer Rancheria, um dort ihr gräßliches Siegesfest fortzusetzen. Die christlichen Indier behaupten, daß die Ilongoten die Sitte üben, das Herz und die Leber ihrer Schlachtopfer aufzuessen, und zwar so lange diese bluttriefenden Beutestücke noch zucken; diese Behauptung ist aber bis zum heutigen Tage nicht erwiesen worden.

Dieselben Bräuche befolgen sie auch in Fehden gegen jeden anderen Feind. Sie erbarmen sich Niemandes, im Gegentheil, sie schwelgen in dem Vergießen des feindlichen Blutes bis zu dem Grade, daß nicht ein Zoll breit Zwischenraum zwischen den Wunden übrig bleibt, bis das Fleisch von den Spitzen ihrer Lanzen zerfetzt ist; ja sie schlagen noch mit dem Campilan die Knochen in Splitter. Aber bei all ihrer Wildheit und bei all dem Vertrauen, das sie in die Undurchdringlichkeit ihrer Waldwildnisse setzen können, genügt es, daß sie den Knall eines Feuergewehres vernehmen, um sofort ohne eine Spur von Widerstand in eiliger Flucht sich zu zerstreuen.

Jede Hütte liegt auf einer Anhöhe, die theils wegen der steil abfallenden Felsen, theils wegen der Dichtigkeit des sie umgebenden Waldes schwer zugänglich ist und zu der man auf einem geschlängelten und steilen Fußsteige gelangen kann, den sie mit eingerammten Stacheln (Fußangeln) und ähnlichen im Grase versteckten Vertheidigungsmitteln ausstatten, damit die Angreifer schmerzhafte Wunden an den Füßen sich zuzögen und so kampfunfähig würden oder gar einem noch schlimmeren Loose anheimfielen. Da sie bei Tag und bei Nacht wachsam sind, so ist es unmöglich, sie zu überraschen, und wenn die Behörden ein Truppencorps abschicken, um sie für ein begangenes Verbrechen zu züchtigen, so entfliehen sie eiligst auf versteckten Pfaden in das angrenzende Walddickicht, von wo aus sie die Verfolger beobachten, ja sogar anrufen, ohne daß es möglich wäre, sie zu erwischen. Die Soldaten feuern dann einige Schüsse ab ohne jedes Resultat oder wenigstens, ohne daß man weiß, ob eine Kugel getroffen oder nicht, und wenn sie den Angriff fortsetzend nach unsäglichen Beschwerden endlich den Weg zu dem Ilongotenschlupfwinkel gefunden haben und in den Wald eindringen, wohin die Ilongoten sich neuerdings zurückgezogen hatten, so finden sie Alles verlassen, so daß sie sich damit begnügen müssen, die Hütten zu verbrennen, deren Verlust für jene leicht zu tragen ist.

Jede Rancheria ernennt den Häuptling aus den hervorragendsten ihrer Mitglieder; dieser schlichtet alle vorfallenden Streitfälle, wobei er mitunter auch mit dem Bejucorohr dreinschlägt. Trotzdem wird seine Autorität nicht immer geachtet und es ereignet sich häufig, daß seine Befehle nicht ausgeführt werden und man, um Geschehenes zu legitimiren und Streitigkeiten beizulegen, an das Recht des Stärkeren appellirt. Das größte Ansehen genießt die väterliche Gewalt der Greise, aber gerade diese sind es, welche am ersten darauf achten, daß die ererbten Bräuche und Anschauungen sich unversehrt weiter erhalten und so ihren Stamm in dem Zustande der niedrigsten Barbarei erhalten.

Slavische Gebräuche beim Hausbau.

Von **Fr. Hubad** in Graz.

I.

Wie interessant es auch wäre, die Einrichtung des slavischen Hauses genauer festzustellen, so ist dies doch für einen einzelnen Menschen bei den geringen Vorarbeiten und dem weit zerstreuten Materiale nicht möglich. Die historische Entwickelung der Hauseintheilung nachzuweisen ist aber geradezu unmöglich, da die Slaven größtentheils nur Holzbauten aufführten, von denen natürlich keine Spuren erhalten sind; wollte man dagegen die steinernen Ueberreste

aus alter Zeit, die ohnehin nur spärlich sind, allein zu Grunde legen, würde man sich derselben Gefahr aussetzen, der man anderswo wirklich unterlegen, daß man nämlich das, was nur den Begüterten, an einen feineren Lebensgenuß Gewöhnten zukam, auf die Allgemeinheit des Volkes übertrüge, was natürlich in vielen Fällen zu falschen Schlüssen führen würde.

Die vergleichende Sprachforschung kann in diesem Falle nur den Umstand bestätigen, daß die ältesten Häuser aus Holz gebaut waren, und bietet sonst nur die Namen der einzelnen Räume des Hauses dar, deren Vergleichung vor Allem die Thatsache zu Tage bringt, daß die ursprüngliche Anlage des Hauses bei den verschiedenen Völkern dieselbe war.

Bei aller Einfachheit, welche das Haus des gemeinen Volkes auszeichnet, leistet es demselben doch dieselben Dienste, wie dem Reichen sein Palast, und selbst den bekannten Spruch: „Mein Haus ist meine Burg", drückt der Südslave fast ebenso aus, wenn er sagt: Moja kucica, moja slobodica.

In Gegenden, wo die ursprünglichen Hauscommunionen noch bestehen, hat natürlich das Haus noch eine erhöhte Bedeutung, doch bildet selbst in Gegenden, wo diese nicht mehr bestehen, das Vaterhaus für alle Familienmitglieder, auch wenn dieselben nach dem bürgerlichen Gesetzbuche kein Anrecht mehr darauf haben, den Mittelpunkt. Es könnte nur in seltenen Ausnahmen der Fall eintreten, daß ein schon abgefertigtes Familienglied im Falle der Noth im Vaterhause nicht mehr die liebevollste Aufnahme fände.

Das neue Haus soll nicht allein den Familiengliedern Schutz und Obdach gewähren, es ist bestimmt, auch die Schutzpatrone derselben zu beherbergen, mögen sie nun kirchliche Heilige sein, deren Bilder beim Einzuge mitgebracht werden, oder noch als echte und rechte Hausgeister, Götter und Genien (russisch dêduška domovyj oder kurz domovoj; ruthenisch did, d'od, did'ko; böhmisch šetek, hospodáříček; slovakisch bnožik 2c.) für das Wohl ihrer Schutzbefohlenen die Sorge übernehmen. Es bildet noch immer, wie in alten Zeiten, zugleich die Verwahrungsstätte für die Gottheit. Darum erfordert schon die Wahl des Bauplatzes besondere Aufmerksamkeit, von der freilich in den modernen Bauordnungen kein Paragraph mehr spricht.

In Rußland begiebt sich daher der Hausvater mit der Hausmutter heimlich an den auserlesenen Platz, sie hauen einem Hahn den Kopf ab und vergraben ihn an der Stelle, wo die vordere Ecke (perednji ugolj) des neuen Hauses stehen soll. Oder man legt auf diese Stelle einige Scheidemünzen und etwas Gerste, damit im neuen Hause Geld und Brot immer im Ueberflusse vorhanden sei. Auch fügt man wohl etwas Wolle und Weihrauch hinzu, damit Vieh und Menschen gesegnet würden. In Volhinien legt man ein Stück Brot, Salz und eine Hand voll Gerste dorthin. Diese Dinge läßt man ein oder zwei Tage an Ort und Stelle liegen und beobachtet, ob alles daselbst verbleibt, wie es hingelegt worden, oder man legt auch wohl an die Stellen, wo sich die vier Ecken erheben sollen, Brotstücke; bleibt alles am Orte, so ist es ein gutes Zeichen, im entgegengesetzten Falle muß man eine neue Baustelle suchen [1]).

Durch diese ausgelegten Dinge erscheint der ganze Umfang des Hauses bestimmt. Die vordere (Haupt-) Ecke des Hauses ist natürlich von der größten Bedeutung, denn dort steht der Tisch, an welchem sich die Familienglieder zum gemeinsamen Mahle versammeln, dort hängt in der Ecke das heilige Kreuz und an dessen Seiten die Heiligenbilder, dort in der Ecke ist der Ehrenplatz, dorthin setzt man den Gast, welchen man ehren will, dort ist der Sitz des Familienoberhauptes, so lange er sein Anwesen nicht seinem Sohne übergiebt. Darum sagt ein slavisches Volkslied von dem Vater, der das Haus seinem Sohne übergeben, er sei hinter dem Tische hervor in den Winkel „hinter den Ofen übersiedelt".

Knistert oder kracht es in der Hauptecke, so bedeutet dies Unglück für den Hausvater oder es wird in kurzer Zeit Jemand aus der Familie sterben. Knistert oder kracht es dagegen in der hinteren (Ofen-) Ecke, so wird bald Jemand das Haus verlassen müssen (Afanasjev, II, p. 113). Dort hängen die zu Ostern geweihten Weidenruthen und Ostereier; auf den Tisch werden die Weihnachtskuchen (kutja, uzvara, bei den Slovenen kuc-krub) gelegt, vor den Heiligenbildern, welche dort hängen, verneigt sich in Rußland jeder Eintretende. Darum darf auf der Bank Niemand so liegen, daß er seine Füße in diese Ecke streckte, denn es wäre eine Sünde. Dieser Glaube herrscht auch bei den Slovenen [1]). Hinter den Heiligenbildern sitzen nach russischem Volksglauben die Seelen der Verstorbenen, bis der Leib beerdigt wird [2]). Unter der Hauptecke des Hauses wurden in der Heidenzeit die Todten begraben [3]).

Eine andere Stelle im Wohnzimmer, der Hauptecke gegenüber, ist von ebensolcher Wichtigkeit. Dort stand früher der Herd, die Opferstätte der Familie, dort steht jetzt der Ofen. Die Wichtigkeit des Feuers für das menschliche Leben ist einleuchtend; dort wurde es in alten Zeiten Tag und Nacht unterhalten. Darum hat sich der Ofen in der Bedeutung als Opferstätte bis auf den heutigen Tag erhalten. Im Möllthale in Kärnten sprechen die „Hàzácher" (Heuzieher) bei ihrer Ankunft an der Feuerstätte den Gruß: „Gelobt sei Jesus Christus, Heu und Hàzácher!" und die andere Partei antwortet: „In Ewigkeit, sind wir auch willkommen!" Dann werfen sie ein Büschchen Heu in die Luft und sprechen: „dô hoat der wint sein tál, eur láss uns s' andre mit Glück und hál" [4]).

Um den Schratl bei guter Laune zu erhalten, muß man ihm nach dem Volksglauben der Deutschen in Steiermark Speisen auf den Ofen stellen [5]). Nach der Meinung der Slovenen in Steiermark soll man ihm auf das Fenster Hirsebrei geben [6]).

In Böhmen sollen Braut und Bräutigam beim Eintritte in ihr neues Haus zuerst in den Rauchfang sehen, oder soll die Braut drei Haare in den Kamin werfen, oder sich vor dem Herde verneigen, um vor Bangigkeit geschützt zu sein und den Hexen die Macht über ihre Kinder zu benehmen [7]).

Ebenso verrichtet die Braut bei den Slovenen in Steiermark bei dem Eintritte in ihre neue Heimath ein Gebet vor dem Herde und wirft Münzen in den Ofen, ehe sie sich zum Hochzeitsmahle setzt [8]). Wenn der Wind heult, fliegt nach böhmischem Volksglauben Melusina mit ihren Kindern durch die Luft, da muß man Mehl und Salz in den Ofen werfen [9]). Ebendaselbst werfen die Kinder den ersten Zahn,

[1]) Afanasjev, poetičeskija vozzrênija Slavjan na prirodu. II, p. 109, 110.

[1]) Letopis matice slovenske, Laibach 1881, S. 147.
[2]) Afanasjev op. c. II, p. 112.
[3]) Kotljarevskyj, o pogrebalnyh obyčajah jazyčeskih Slavjan. Moskva 1868, p. 226.
[4]) Zeitschrift für deutsche Mythologie und Sittenkunde. IV, S. 300.
[5]) Ibid. S. 298.
[6]) Pajek, črtice iz duševnega žitka štajerskih Slovencev. Laibach 1884. S. 228 f.
[7]) Grohmann, Aberglauben aus Böhmen. S. 122.
[8]) Pajek, a. a. O. S. 271.
[9]) Grohmann, a. a. O. S. 2.

welcher ihnen ausfällt, über den Kopf hinter den Ofen und sprechen: „Tu máš babo (oder liško, oder auch myško) kostený, — Dej mi za to železný“ = Da hast du Weib (pec = der Ofen ist im Böhmischen weiblichen Geschlechtes) oder „Füchslein“, oder auch „Mäuschen“ einen knöchernen — Gieb mir dafür einen eisernen [1]). Die Hausschlange (had hospodařík) haust unter dem Ofen [2]). Beim Brotbacken soll man drei Erbsen oder ein Strumpfband in den Ofen werfen, damit das Brot nicht verderbe [3]). Verdorbenes Brot soll beim Erhitzen des Ofens verbrannt werden [4]). Wer etwas sucht und kann es nicht finden, streue Salz auf den heißen Ofen [5]).

Ein Märchen aus Galizien „Der Teufel in der Hütte“ erzählt: „Es war eine Hütte, in welcher Niemand leben wollte; Jedem, der sich in derselben ansiedelte, starben die Kinder, darum blieb sie leer. Da kam ein Armer in die Hütte und sprach: ‚Guten Tag demjenigen, welcher in diesem Hause wohnt!‘ — ‚Was willst du?‘ antwortete ihm der Hausgeist. — ‚Ich bin arm, habe weder Hof noch Dach‘, klagte der Ankömmling. — ‚Bleibe hier‘, sprach der Hausgeist; ‚trage nur der Frau auf, sie möge jeden Sonntag den Ofen neu schmieren und auf die Kinder Acht geben, daß sie nicht auf den Ofen kriechen.‘ Da siedelte sich der Arme in der Hütte an und lebte mit seiner Familie ruhig in derselben. Als er einmal Abends über seine Armuth klagte, kam der Hausgeist aus dem Ofen und gab ihm einen Kessel voll Geld [6]).“ Ebenso erzählt man in Galizien und Polen von einem unsichtbaren Diener Iskrzycki (das Fünkchen), welcher bei einem Hausherrn im Ofen seinen Sitz aufschlug und alle häuslichen Arbeiten verrichtete [7]).

Auch nach dem Glauben der großrussischen Bauern hat der Domovoj (Hausgeist) seinen Sitz hinter oder unter dem Ofen.

Bei den Südslaven sind Betheuerungen und Eide mit Berufung auf den Herd gebräuchlich. „So wahr das Herdfeuer nicht mit meinem Blute ausgelöscht werden möge“; „So wahr der Giebel des Daches nicht auf den Herd fallen soll“ und andere [8]). Bei Theilungen des Vermögens der Hauscommunion wird daher genau bestimmt, wem „Haus und Herd“ zufallen soll [9]). Die Kleinrussen sprechen darum, wenn sie etwas Ungeziemendes sagen sollten: „Ich möchte es sagen, wenn es keinen Ofen in der Hütte gäbe [10]).“

Doch genug von diesen Anführungen, eine genaue Schilderung der Heiligkeit des Herdes würde ein ganzes Buch füllen.

Von besonderer Wichtigkeit ist ferner die Schwelle des Hauses. Diese bildet die Grenze der Wirksamkeit der Penaten; wer die Schwelle überschreitet und in das Haus eintritt, tritt unter den Schutz der Hausgötter; daher wird das Kind nach der Taufe vom Vater auf die Hausschwelle gelegt und dadurch geheiligt; im Perm'schen Gubernium sagt das Sprichwort: „Du hinter die Schwelle, der Teufel aber fort [1]).“ Darum begrüßen sich die russischen Bauern nicht über die Schwelle, und geben einander nichts über dieselbe; wer sich beim Schreiten über dieselbe nicht bekreuzt, hat ein großes Unglück zu befürchten. An manchen Orten darf man sich auf die Schwelle nicht setzen [2]), bei den Slovenen schickt es sich nicht, darüber hinaus zu sprechen. Die Schwelle spielt auch bei der Todtenbestattung eine wichtige Rolle. Das russische Märchen „Nečistoj“ [3]) erzählt: In einem Dorfe kam die Jugend zusammen, um den heiligen Andreas [4]), den Erstgenannten (Pervozvannyj) zu feiern. Da erschien auch ein unbekannter Fremdling, ließ Wein und Speisen auftragen und unterhielt sich besonders mit Marusja. Er gab sich für einen Handlungsdiener eines reichen Kaufmannes aus der Stadt aus und trug Marusja Herz und Hand an. Das Mädchen willigte ein und erzählte alles der Mutter. Diese rieth ihr, bei der nächsten Gelegenheit dem Bräutigam beim Abschiede einen Faden unbemerkt an den Knopf zu binden und dann langsam den Knäuel abzuwinden, um zu erfahren, wohin er gehe. Marusja that es. Der Faden führte zu einer Kirche. Da dieselbe geschlossen war, holte das Mädchen eine Leiter, schaute zum Fenster hinein und bemerkte, daß ihr Bräutigam einen Todten aß, welcher in der Kirche lag. Athemlos kam sie nach Hause, erzählte aber der Mutter nichts. Am folgenden Tage kam der Bräutigam wieder und fragte sie beim Abschiede, ob sie gestern an der Kirche gewesen und gesehen habe, was er gethan. Marusja leugnete es. „Darum muß Morgen dein Vater sterben“, sprach der böse Geist und verschwand. So geschah es auch. Auch auf weiteres Befragen leugnete das Mädchen, an der Kirche gewesen zu sein und den Bräutigam beobachtet zu haben, darum starb die Mutter und auf die dritte Verweigerung sollte das Mädchen selbst sterben. Da rieth ihr eine alte Frau, sie möge zum Popen gehen und ihn bitten: „Wenn ich sterbe, grabet unter der Schwelle des Hauses eine Grube und traget meinen Körper nicht durch die Thür, sondern durch diese Grube hinaus und begrabet mich an einem Kreuzwege, wo sich zwei Straßen kreuzen.“ So geschah es. — Nach einiger Zeit fuhr ein Bojarensohn an Marusja's Grabhügel vorüber und fand auf demselben eine wunderschöne Blume, wie er noch keine gesehen. Er ließ sie ausgraben und in einen schönen Blumentopf setzen. Der Diener bemerkte aber, daß sich die Blüthe um Mitternacht in ein wunderbar schönes Mädchen verwandelte. Er erzählte es dem Herrn; dieser hielt eine Nacht Wache und packte das Mädchen bei der Hand. Da sie so schön war, heirathete er sie, doch stellte sie ihm die Bedingung, daß sie durch vier Jahre in keine Kirche gehen dürfe; der Mann war es zufrieden. Als ihm aber einst Gäste den Vorwurf machten, daß seine Frau nie in die Kirche ginge, befahl er ihr, mit ihm dorthin zu gehen. Da saß, allen anderen unsichtbar, der böse Geist auf dem Fenster und fragte neuerdings, ob sie damals an der Kirche gewesen sei und ihn beobachtet habe. Da sie es wieder leugnete, drohte ihr der Geist mit dem Tode ihres Mannes und ihres Sohnes. Marusja erhielt aber von dem alten Weibe Weihwasser und Wasser des Lebens. Am folgenden Tage starben der Mann und der Sohn, der Geist erschien wieder und stellte die zwei Fragen. Da gestand sie es, besprengte den Geist mit Weihwasser und derselbe zerfiel in Staub; darauf be-

[1]) Grohmann, a. a. O. S. 111.
[2]) Grohmann, a. a. O. S. 78.
[3]) Grohmann, a. a. O. S. 103; Časopis českeho museum. 1853, p. 483.
[4]) Grohmann, ibid; Časopis 1855, p. 52.
[5]) Grohmann, S. 229; Časopis 1855, p. 328.
[6]) Afanasjev, a. a. O. II, p. 68.
[7]) Afanasjev, ibid. II, p. 69.
[8]) Vuk Stefanović Karagjić, Srpske narodne poslovice. p. 305, 9.
[9]) Bogišić, Zbornik sadašnjih pravnih običaja u južnih Slovena; p. 558, 337.
[10]) Afanasjev, a. a. O. II, p. 30.

[1]) Afanasjev, a. a. O. II, p. 114.
[2]) Afanasjev, a. a. O. II, p. 114.
[3]) Der böse Geist; Afanasjev, narodnyja russkija skazki VI. Moskva 1861, p. 326 ff., übersetzt in Ralston's-russian folk. tales. London 1873, S. 10 ff. the fiend.
[4]) 30. November.

spritzte sie den Mann und den Sohn mit dem Wasser des Lebens und dieselben wurden wieder lebendig. Aehnlich sagt die sterbende Ibronka in einem slovakischen Märchen[1]): „Liebe Nachbaren! wenn ich sterbe, traget meinen Leichnam nicht über die Schwelle durch die Thür und lasset mit meinem Sarge nicht dreimal auf die Schwelle schlagen, sondern lasset unter der Schwelle eine Grube graben und ziehet den Sarg durch dieselbe hinaus. Spannet das Pferd, welches im Stalle steht, vor den Wagen, und begrabet mich an der Stelle, wo das Pferd mit mir stehen bleibt.“

Dieser Zug des Märchens hat seinen historischen Hintergrund, denn im Alterthume wurden die Todten auch im Hause selbst, unter der Schwelle, dem Fußboden oder der Hauptecke begraben; bei den Kleinrussen finden noch heutzutage die Leichen ungetaufter Knaben ihre letzte Ruhestätte unter der Hausschwelle[2]). An diesem Orte dachte man sich auch den Aufenthalt der Hausgeister, da dort der Wirkungskreis ihrer Thätigkeit begann.

In einer späteren Entwickelungsperiode hörte die Bestattung im Hause auf, der Todte durfte jedoch nicht zu der Thür hinaus, zu welcher die Lebenden aus- und eingingen. Man legte also in der Wand, welche hinter dem Kopfe lag, ein Stück nieder und trug ihn hier rückwärts hinaus. Für die germanischen Stämme finden wir dies bei Weinhold[3]) nachgewiesen. Man suchte also dem Todten die Rückkehr unmöglich zu machen. In ähnlicher Weise durfte nach römischem Volksglauben derjenige, welcher, nachdem er todt gesagt worden, nach Hause zurückkehrte, nicht durch die Thür eingehen, sondern mußte beim Impluvium einsteigen[1]).

Aehnliches finden wir bei den Slaven. „Als Vladimir in Berestov gestorben war (15. Juli 1015), verheimlichte man seinen Tod, denn Svjatopolk war in Kiev. In der Nacht entfernte man den Fußboden, wickelte den Todten in Teppiche, ließ ihn an Stricken hinunter und führte ihn in die Kirche[2]). Nach dem Chronisten soll dies aus Furcht vor Svjatopolk geschehen sein, doch ist dies nicht richtig, da nach seiner eigenen Erzählung „Menschen ohne Zahl“ die Leiche besichtigten und das Leichenbegängniß öffentlich gefeiert wurde. Es wirkte demnach hier die heidnische Vorstellung ein, welche in der Folgezeit immer mehr verblaßte, aber noch zu Anfang des XVII. Jahrhunderts es dahin führte, daß die Leiche des Boris Godunov, welcher als Zauberer angesehen wurde, durch ein zu diesem Zwecke in der Wand ausgebrochenes Loch aus der Gruft geworfen wurde[3]). Zauberer und an Seuchen Gestorbene sollen deshalb durch ein Fenster aus dem Hause geschafft werden. Wenn unter den Kindern große Sterblichkeit herrscht, glauben die Mazuren das Uebel dadurch bannen zu können, daß die gestorbenen Kleinen nicht durch die Thür, sondern durch das Fenster hinausgebracht werden[4]).

Diese Beispiele beweisen es zur Genüge, wie wichtig die Schwelle des Hauses ist; wir werden es demnach auch begreifen, daß es wohl nicht der Zufall allein war, weshalb Libuscha bei der Gründung Prags die Stadt nach der Schwelle benannte.

[1]) Pavol Dobšinský, prostonárodnie slovenské povesti. Thurocz St. Marton 1880, I, p. 83—89. Krek im Kres II. Klagenfurt 1882, S. 442 ff.

[2]) Kotljarevskyj, O pogrebalnyh obyčajah jazyčeskih Slavjan. Moskva 1868, p. 34, 226.

[3]) Altnordisches Leben. Berlin 1856, S. 476. Zeitschrift für deutsche Mythologie. IV, S. 280.

[1]) Plutarch, quaest. Rom. V. Vergl. Liebrecht, Zur Volkskunde. Heilbronn 1879, S. 397. Rochholz, Deutscher Glaube und Brauch. Berlin 1867, II, S. 170 ff.

[2]) Chronica Nestoris ed. Miklosich. Wien 1860, cap. 47, p. 79, 80.

[3]) Kotljarevskyj, op. cit. p. 124.

[4]) Töppen, Aberglauben der Mazuren. Danzig 1867, S. 112. Kotljarevskyj, op. cit. p. 125.

Kürzere Mittheilungen.

Die Untersuchung der Nordsee durch das Kanonenboot „Drache“.

Die Untersuchungsfahrten S. M. Knbt. „Drache“ in den Sommern 1881, 1882 und 1884 hatten den Zweck, die Lücken, welche hinsichtlich der Kenntniß, namentlich der physischen Verhältnisse der Nordsee bestanden, und welche selbst durch die auf Veranlassung der Kommission zur Untersuchung der deutschen Meere im Jahre 1872 angestellten Fahrten der „Pommerania“ nicht ganz geschlossen waren, nach Möglichkeit auszufüllen. Die vorliegenden Ergebnisse[1]) haben dieses Ziel in befriedigender Weise erreicht. Das Beobachtungsgebiet des „Drache“ erstreckte sich besonders über den Theil der Nordsee, welcher bisher am wenigsten erforscht war, also auf den centralen Theil und die tiefe Rinne südlich von Norwegen. Die Beobachtungen selbst bestanden in solchen über die Temperatur des Wassers an der Oberfläche, in gewissen Tiefen und am Grunde, ferner in Messungen des specifischen Gewichtes des aus diesen Tiefen geschöpften Wassers. Weiter wurde der Salzgehalt bestimmt, Strombeobachtungen nach Richtung und Stärke angestellt und namentlich den Gezeitenströmungen große Aufmerksamkeit zugewendet. Die chemischen Untersuchungen des Nordseewassers setzten sich zusammen aus der Bestimmung von Sauerstoff, Stickstoff und Kohlensäure, letztere besonders im neutral- und sauer-gebundenen Zustande. Endlich wurden noch die Meeresgrundproben einer geologisch-mineralogischen Untersuchung unterworfen.

Die Resultate dieser Beobachtungen, welche sich im Text, sowie den beigegebenen Tabellen, Tafeln und Kartenbeilagen der vorliegenden Publikation deutlicher angegeben finden, als es hier geschehen kann, sind etwa die folgenden.

Zunächst ist der Nordsee hinsichtlich ihrer physikalischen Verhältnisse eine größere Selbständigkeit zuzuertheilen, als dies bisher geschehen ist. Das oceanische Wasser, im Norden von England eindringend, sperrt das Nordseebecken gegen polare Ströme ab; ebenfalls von Norden bringt das salzige atlantische Wasser unvermischt fast bis in den centralen Theil der Nordsee vor, sinkt in Folge der winterlichen Abkühlung zu Boden und conservirt diese geringe Temperatur auch im Sommer. Namentlich in den oberen Schichten und längs der Küsten mischt sich das salzige oceanische Wasser mit den Süßwasserzuflüssen der benachbarten Landmassen und wird mit diesem Süßwasser in zwei Hauptströmen nordwärts geführt, nämlich längs der eng-

[1]) Die Ergebnisse der Untersuchungsfahrten S. M. Knbt. „Drache“ in der Nordsee in den Sommern 1881, 1882 und 1884. Veröffentlicht vom Hydrographischen Amt der Admiralität. Berlin 1886, Mittler u. Sohn.

lischen und längs der deutschen-jütischen Küste. Beide Ströme treffen sich zwischen 3° östl. v. Gr. und der norwegischen Küste und gehen dann nach dem norwegischen Nordmeere weiter. Beide Ströme unterscheiden sich besonders darin, daß der norwegische Küstenstrom besser seine charakteristischen Eigenschaften beibehält als der englische, namentlich was die Mischung zwischen dem Wasser des Oberstromes mit dem des Unterstromes betrifft.

Die Gezeitenerscheinungen erklären sich unter Zuhilfenahme der Konfiguration des Nordseebodens dadurch, daß aus NW, von den Shetlandsinseln, eine Fluthwelle eindringt, die an der Steilküste von Norwegen nach SW reflektirt wird. Beide Bewegungen bedingen ein Fortschreiten der Fluthwelle von N nach S, so daß westöstliche Linien gleicher Fluthzeit entstehen müssen. Südlich der Dogger-Bank giebt der daselbst von Flamborough Head bis Helgoland sich erstreckende Kanal dann Veranlassung zur Bildung einer stationären Welle mit großem Fluthwechsel an den gegenüberliegenden Küsten. Das Heranziehen einer Fluthwelle, welche durch den Kanal in die Nordsee eindringt, ist hiernach nicht mehr zur Erklärung dieser Hochfluthen nöthig, zumal schon Thomson aus anderen Gründen die völlige Bedeutungslosigkeit des englischen Kanals für die Fluthverscheinungen der Nordsee gezeigt hat.

Der im Nordseewasser enthaltene Sauerstoff wurde nach Volumprocenten der gesammten Gasmenge bestimmt. Es fand sich für Sauerstoff aus 25 Oberflächenwasserproben ein Minimum von 33,59 Proc., ein Maximum von 34,43 Proc. und ein Mittelwerth von 33,95 Proc. Die Pommeraniafahrten hatten für letztere Größe 33,93 Proc. ergeben. Für 24 Tiefwasserproben bis etwa 300 m Tiefe stellten sich obige Zahlen als kleiner heraus, es fand sich sogar ein Minimum von 25,20 Proc. Begünstigt wird das Auftreten solcher geringen Mengen Sauerstoff jedenfalls durch die Bestandtheile des Meeresbodens, besonders wenn derselbe aus leicht oxydirbaren Substanzen gebildet wird.

An Kohlensäure ergab sich, abgesehen von einem mit viel Süßwasser verdünnten Oberflächenwasser, als Minimum 48,84 mg und als Maximum 54,56 mg in 1 Liter Nordseewasser und in neutral gebundenem Zustande. Als Mittelwerth ergab sich aus 67 Beobachtungen 52,66 mg. Für den durch die norwegischen Expeditionen untersuchten Nordtheil des Atlantischen Oceans stellt sich nach Tornöe diese Zahl zu 52,82 mg. Nach Bestimmung des gesammten Kohlensäuregehaltes ergab sich als Subtraktionsrest für die sauer gebundene Kohlensäure ein Minimum von 35,48 mg, ein Maximum von 52,08 mg und ein Mittel von 43,78 mg. Tornöe fand für letzteren Werth 43,70 mg. Die Angaben über den Kohlensäuregehalt der Wasserproben, welche während der Fahrten der „Gazelle" im Jahre 1874 bis 1876 geschöpft wurden, übergehen wir; sie stimmen mit den Beobachtungen in der Nordsee darin überein, daß mit der Tiefe der Gehalt an Kohlensäure zunimmt.

Bei der Untersuchung der Meeresgrundproben sollte festgestellt werden, in wie weit die in denselben enthaltenen Gesteinsbrocken aus älteren Gesteinsbildungen der umgebenden Festländer herrühren, dann aber auch, wie sich unter Berücksichtigung der beigemengten kalkigen, thonigen und sandigen Bindemittel wie organischen Bestandtheile die Bildung von Schichtgesteinen im Allgemeinen erklären lasse. Die chemische Untersuchung erstreckte sich im Anschluß an die norwegischen Forschungen auf die Bestimmung des Gehaltes an Kalk- und Bittererdecarbonaten. Die 35 zur Verfügung stehenden Proben ließen sich in zwei Gruppen bringen. Die erste charakterisirte sich als quarzig-sandig, war locker gebunden und hatte eine hellgraue, weiße oder röthliche Färbung. Die zweite Gruppe war sandig-thonig, fest gebunden, im feuchten Zustande plastisch und von dunkler bis schwarzgrauer Farbe. 26 Proben gehörten der ersten Gruppe an. Eigentliche kalkige, dem Globigerinenschlamm entsprechende Ablagerungen fehlten den Proben, jedenfalls wegen der geringen Meerestiefe (im Maximum nur 317 m). Bemerkenswerth ist ferner, daß der größte Theil des Nordseebodens einen sandigen Charakter besitzt, der nur an einigen Stellen einer thonigen Beschaffenheit weicht, wie z. B. in der norwegischen Rinne. Ihren Ursprung haben diese sandigen Sedimente, wie ihre mineralogische Zusammensetzung beweist, besonders im Urgebirge Norwegens. Außerdem liefern auch die schottischen Gesteine Material für die Oberdecke des Nordseebodens.

Als besonders instruktiv ist zum Schluß die große Anzahl von Karten und Tafeln anzuführen, die dieser Abhandlung beigegeben sind. Die ersteren stellen dar die Tiefenverhältnisse, den Salzgehalt und das specifische Gewicht für die Oberfläche, für 30 m Tiefe und größere Tiefen resp. Meeresgrund, ferner den Sauerstoffgehalt an der Oberfläche wie im Tiefenwasser und eine Uebersicht der Strömungen. Die fünf Tafeln stellen graphisch die Aenderungen von Salzgehalt und Temperatur mit der Tiefe, sowie die Strömungen dar.

Das westliche Kaschgar und das Chanat Kungut.

Ueber den westlichen Theil der Provinz Kaschgar liegen neuere Daten vor, die sich auf die Forschungen des Lieutenant Gronbtschewsky stützen. In geodätischer Hinsicht hat derselbe gewissermaßen die Arbeiten des Hauptmann Kuropatkin vom Jahre 1867 mit denen verknüpft, welche im letzten Jahre vom Lob-Noor bis Kotan und Aksu seitens des General Prshewalski angestellt worden sind. Die von Gronbtschewsky ausgeführte Aufnahme vervollständigt und verbessert nicht nur die von Forsyth vom Jahre 1873 bis 1874, sondern umfaßt auch noch den Raum, welcher Ferghana von Kaschgar und diese Stadt vom Engpaß von Suiok trennt.

Außer diesen geodätischen Arbeiten hat der junge Reisende eine große Anzahl authentischer Daten über die innere Organisation und die wirthschaftliche Lage dieses Landes gesammelt, obwohl er sowohl mit den chinesischen Behörden wie der Ungunst des Herbstwetters während seiner Reise schwer zu kämpfen hatte. Nach Gronbtschewsky ist die Stellung der Chinesen in Kaschgar eine mißliche. Nachdem sie durch die bekannte Revolution um die Mitte dieses Jahrhunderts vertrieben waren, kehrten sie 1877 nach dem Tode Jakub-Chans zurück und unterwarfen leicht die durch den Bürgerkrieg geschwächte mohammedanische Bevölkerung in Kaschgar. Die von Jakub-Chan eingeführten Steuern wurden durch die Chinesen vermehrt und aufs Rücksichtsloseste und bei jeder Gelegenheit erhoben. So besteht neben den verschiedenen Abgaben in Naturalien und baarem Gelde in Kotan sogar eine Steuer von 2½ Rubel für jedes Mädchen, welches sich verheirathet. Jeder Gouverneur, selbst der Bezirksvorsteher, hat das Recht über Leben und Tod, und jeder noch so unbedeutende Beamte kann zur Anwendung der Folter schreiten, welche bei jeder gerichtlichen Untersuchung ausgeübt wird. Körperliche Züchtigung ist durch kein Gesetz beschränkt und schreckt man selbst vor tausend und mehr Stockschlägen nicht zurück.

Der Reisebericht Gronbtschewsky's enthält ferner eine große Anzahl statistischer Daten über Kaschgar, sowie eine Beschreibung des kleinen Chanats Kungut, welches dieser Reisende als der erste Europäer besucht hat. Dieses Chanat liegt südlich des Pamir und jenseits der Kette des Mustag und wird bewässert durch den Oberlauf des Kungut, eines Nebenflusses des oberen Indus. Vom Siri-kul aus gelangt man nach dem Kungut durch den Pamir-Taghdumbasch, von wo aus man leicht den Mustag auf drei sehr gangbaren Pässen überschreiten kann, dem Kaklik, dem Myn-Teke und dem Hundiurab. Der Weg von Tasch-Kurgan über den Siri-kul nach Myskar, dem ersten kungutanischen Orte, wird von den Karawanen in sechs bis sieben Tagen und bis nach Baltit, der Hauptstadt des Chanats, in zwölf bis dreizehn Tagen zurückgelegt. Fußgänger legen diese Wegstrecken etwa zweimal schneller zurück als die Karawanen.

Das Chanat liegt in einem engen Thale auf dem rechten Ufer des Kungut, dessen andere Seite zum Chanate von Nogar gehört, das dem Maharadschah von Kaschmir tributär ist. Obgleich Ackerbau getrieben wird, ist das Land doch äußerst arm. Man zählt nur 28 Dorfschaften, von denen die Hauptstadt etwa 500 Hütten resp. Feuerstätten besitzt. Die Gesammtbevölkerung des Chanats beläuft sich auf etwa 20 000 Menschen. Die Dörfer sind terrassenförmig auf dem Abhange der Felsen gebaut und wegen der Einfälle der Bewohner von Nogar befestigt, welche ebenso kriegerisch und beutelustig sind wie ihre Nachbaren.

Der gegenwärtige Chan von Kungut heißt Hassan; seine Würde ist erblich. Auch giebt es einen Vizir, und im Falle der Gefahr bewaffnet sich die gesammte Bevölkerung. Die Sprache ist eine dem Lande eigenthümliche, doch versteht man auch persisch.

Der Handel ist der in einem armen und wilden Lande übliche. Das Geld ist den Bewohnern unbekannt und Bezahlung erfolgt mit Goldstaub, wenn es nicht mit Sklaven, d. h. zum Tode Verurtheilten, deren Strafe in Sklavendienst umgewandelt ist, oder mit nogarischen Gefangenen geschieht. Viehzucht findet sich so gut wie gar nicht, höchstens einige Jaks und Schafe, sowie etwa 200 Pferde ist das Ganze, was man davon findet. Das Klima ist hingegen prächtig. Man findet hier den Theestrauch, ebenso den Reis, die Weinrebe, den Granatapfel, die Pfirsiche und Aprikose. Die Frauen allein kultiviren den Boden in dieser Weise.

Bis zum Jahre 1885 zahlte das Chanat von Kungut dem Kaiser von China jährlich einen Tribut von acht Goldtafeln, welche ein Abgesandter nach Kaschgar trug. Seit dem Frühjahr 1885 ist aber das kleine Chanat dem Kaiserreiche Indien unterthan.

Aus allen Erdtheilen.

Asien.

— Paul Bert, der französische Generalresident in Tonking und Annam, hat — vielleicht etwas zu früh — in Hanoi eine „*Tonkinesische Akademie*“ errichtet, um Geschmack für Literatur und Wissenschaften zu erwecken und die zerstreuten Ueberreste einstigen Glanzes zu sammeln, alte Denkmäler zu erhalten, moderne abendländische Wissenschaft durch Uebersetzung und Auszüge zu verbreiten, einheimische Werke ins Französische zu übersetzen, Bibliotheken zu errichten, eine monatlich erscheinende Zeitschrift herauszugeben und Verbindungen mit europäischen und amerikanischen Orientalisten-Gesellschaften anzuknüpfen. Die Akademie soll aus 40 Mitgliedern und einer unbeschränkten Anzahl von Correspondenten bestehen.

— Im Hafen von *Honkong*, berichtet die „China Mail“, war von einem englischen Seemanne eine *Schildkröte* gefangen worden, deren Breite und Länge drei, resp. vier Fuß betrug. Das Thier wurde einige Tage ausgestellt, wie es schien, zum großen Verdrusse der chinesischen Arbeiter, welche schließlich eine ansehnliche Summe zusammenbrachten, um dasselbe los zu kaufen. Das Geld wurde bezahlt und das Thier ihnen überliefert. Es wurde in ein Boot gebracht und unter dem Abfeuern von Schwärmern seinem Elemente überliefert. Die vergnügten Arbeiter hatten auch geweihte Kerzen auf einem Brette, auf welchem auch Weihrauch verbrannt wurde, befestigt und angezündet, und dieses Brett gleichzeitig mit der Schildkröte dem Wasser übergeben. Man hat sich vergeblich bemüht, den Grund der Verehrung, welcher der Schildkröte gezollt wurde, in Erfahrung zu bringen; man war nicht im Stande, mehr als einige unbedeutende Worte aus den Leuten herauszulocken.

— In den Bergen von *Yün-nan* kommt nach A. Franchet eine merkwürdige *Orchidee*, das Cypripedium arietinum vor, welches bisher nur aus Canada und den benachbarten Gegenden der Vereinigten Staaten bekannt war. Diese Thatsache liefert einen neuen Beweis für den *einstigen Zusammenhang der amerikanischen und der ostasiatischen Flora*, von dem sich jetzt nur noch die Spuren vorfinden.

Afrika.

— Zu den ausgedehnten südafrikanischen Diamantenfeldern am Vaal River und in der Umgegend von Kimberley sind seit Beginn dieses Jahres reiche *Goldfelder* getreten, um englischem Spekulationsgeiste neue Wege zu eröffnen. Dieselben liegen im Osten von *Transvaal* zwischen dem Crocodile River im Norden und dem Komati River im Süden und etwa da, wo die Höhen der Drakensberg-Berge sich in Terrassen zu der niedrigeren Kette des Lebombo herabsenken. Das goldführende Gestein bilden Quarzadern, die in Thonschiefern, Sandsteinen und Konglomeraten eingelagert sind und vertikal von Ost nach West streichen. Das Hauptgebiet der Goldgewinnung ist am Kaap River und seinem Nebenflusse, dem Queens River, gelegen, woselbst sich jetzt in kurzer Zeit die Städte *Barberton* und *Eureka City* gebildet haben, wo früher kaum eine Hütte stand. Erstere Stadt hat gegenwärtig gegen 2000 Einwohner, 300 Häuser, 4 Hotels &c., sowie eine Zeitung, den „Barberton Herald“. Eureka City ist in stetem Aufblühen begriffen und das Minen-Centrum der Zukunft. Hier sowohl wie in Barberton und Umgebung haben sich eine Menge von Aktiengesellschaften in weiter Ausdehnung der Goldfelder bemächtigt und bauen das goldführende Gestein mit allen Hilfsmitteln der Technik ab. Von Monat zu Monat steigt aber die Anzahl jener Gesellschaften, da immer neue Felder entdeckt werden. Neben den erwähnten Fundorten von Gold, welche gewöhnlich „De Kaap Goldfields“ genannt werden, sind nun noch weitere entdeckt worden. So fand man ein Goldfeld im Herzen von Transvaal, etwa 35 Meilen südlich von Pretoria. Die Goldadern laufen auch hier von Ost nach West und finden sich in einem Konglomerat, das die Bouren wegen seines Aussehens „Banket“ nennen, worunter gewöhnlich eine süße Speise ähnlich unseren Zuckermandeln verstanden wird. Verschiedene Kapitalisten haben auch hier sich das Recht zum Abbau des goldführenden Gesteins erworben. Zugleich hat auch die Regierung von Transvaal einige Theile dieses Goldfeldes als Staatsbesitz erklärt. Auch in Betschuanaland, in der Nähe von Mafeking, sind goldhaltige Quarzadern entdeckt und Proben des Gesteins zur Untersuchung nach Kapstadt gesandt worden. Endlich sind noch die Goldfunde zu erwähnen, welche in den letzten drei Monaten in der Kap-Kolonie selbst gemacht worden sind. Der Golddistrikt findet sich bei *Knysna*, und wird hier das Metall im Alluvium gefunden. Obgleich hier die Funde nicht *sehr* groß sind, sind doch auf diesen Feldern gegen 200 Personen beschäftigt, die genügende Ausbeute erzielen. Zum Schluß sei noch bemerkt, daß nach Barberton, also nach den zu Anfang erwähnten Goldfeldern, zwei Wege führen. Der eine geht von Kapstadt bis Kimberley mittels Eisenbahn und von hier über Pretoria nach Barberton mittels des bekannten „coach“ (Post-

kutsche). Der zweite benutzt vom Hafen von Durban bis Ladysmith die Eisenbahn und von hier bis Barberton, etwa 280 Meilen weit, den „coach".

Inseln des Stillen Oceans.

— Eine merkwürdige kleine Insel ist White Island, welche in geographischen Werken kaum erwähnt wird. Sie gehört zur Kolonie Neu-Seeland und liegt in 37° 29' südl. Br. und 177° 10' östl. v. Gr. und so ziemlich im Centrum der Bay of Plenty an der Ostseite der Nordinsel. Ihre Entfernung von der Küste beträgt 45 km. Sie bildet die östliche Grenze des ausgedehnten Gürtels vulkanischer Aktion, welcher sich von dem erloschenen Vulkane Mount Egmont in 39° 18' südl. Br. und 174° 5' östl. v. Gr. durch die Seen Tongariro, Taupo und Rotomahana nach Whale Island in 37° 50' südl. Br. und 176° 59' östl. v. Gr. und den anliegenden felsigen Klippen hinzieht. Sie erhebt sich 265 m über den Meeresspiegel und hat einen Umfang von ungefähr 5 km. White Island ist ein noch thätiger Vulkan. Die Basis des Kraters hat ein mit dem Meere ziemlich gleiches Niveau und mißt 2 bis 5 km im Umkreise. Im Centrum des Kraters steigt eine 90 m weite heiße Quelle auf, welche ihre Dampfwolken über 600 m hoch emporsendet. Am Rande desselben zeigen sich zahlreiche kleine Geiser, die wie Maschinen unter Hochdruck pfeifen und ihre Dämpfe und was sonst mit solcher Stärke und Schnelligkeit auswerfen, daß ein in den Strudel geworfener Stein sogleich wieder in die Luft geschleudert wird. Hier und da bemerkt man auch kleine Seen mit schwefligem Wasser, aber in ruhigem Zustande. Die ganze Insel ist so erhitzt, daß sich nur mit Schwierigkeit darauf gehen läßt. Kein Thier, kein Insekt kann darauf athmen und leben. Vom Rande des Kraters herab erscheint die Insel wie eine Wiese mit prächtigem Grün und sich schlängelnden Wasserbächen, aber wenn man näher kommt, erkennt man, daß es der reinste krystallisirte Schwefel ist. Eine Analyse des dortigen gelben Schwefels hat 99,9 Proc. und die des grünen 62,5 Proc. reinen Schwefels ergeben. Die meiste unreine Beimischung ist schwefelsaurer Kalk oder Gyps. White Island ist Privateigenthum, und eine Kompagnie ist jetzt in der Bildung, welche die Schwefellager ausnutzen will.

— Carl Hager: Die Marschall-Inseln in Erd- und Völkerkunde, Handel und Mission. Nebst einem Anhange: die Gilbert-Inseln. (Leipzig, Lingke 1886. 8°. 157 Seiten mit Karte.) Eine recht hübsch geschriebene Uebersicht unserer Kenntniß von der schon seit 1878 im Schutzverhältniß zu Deutschland stehenden Inselgruppe, von der einst Chamisso seine idyllischen Schilderungen des Lebens der Südsee-Insulaner entnahm, und wo jetzt die deutschen Handelsinteressen täglich größere Bedeutung gewinnen. Der Hafen Jaluit verspricht mit der Zeit einer der wichtigsten Stützpunkte der deutschen Handels- und Plantagengesellschaft zu werden, da die Kokospalme auf den niederen sandigen Inseln vorzüglich gedeiht. Von der Mission, die jetzt ausschließlich in den Händen von Havaiiern liegt, weiß der Verfasser nichts sonderlich Rühmenswerthes zu berichten; der Dollar ist den Herren wichtiger als der Glaube. — Die Gilberts- oder Kingsmill-Inseln, die nur durch einen 200 Seemeilen breiten Kanal von den Marschallinseln getrennt sind, sind besser bewaldet und dichter bewohnt als diese, die Bevölkerung kräftiger, aber auch wilder. Im Handel nimmt das chinesische Haus Ong Chong in Sydney die erste Stelle ein, dann kommen die Deutschen, doch wird ihre Stellung schwierig, da die Inseln bekanntlich nach dem Vertrage zwischen England und Deutschland in die englische Machtsphäre fallen. Ko.

Nordamerika.

— In den neuen Territorien Nordamerikas entdeckt man jeden Tag Naturwunder, von deren Existenz man vorher kaum eine Ahnung hatte. Die Gebirge Californiens besitzen bekanntlich die schönsten Panoramen, von denen seit Kurzem der See Tahoe die Aufmerksamkeit auf sich lenkt. Derselbe liegt dicht auf der Grenze der Staaten Californien und Nevada in einer Höhe von 6216 Fuß über dem Weltmeere. Seine Länge beträgt 25 Meilen, seine Breite 12 bis 14 Meilen und die mittlere Tiefe etwa 1700 Fuß. Die Berge seiner Umgebung steigen 2000 bis 5000 Fuß auf. Von der Stadt Tahoe hat man einen prächtigen Ueberblick. Zur Rechten entdeckt man in etwa 12 bis 15 Meilen Entfernung die Rubiconberge, die sich bis zu 9280 Fuß über dem Meere erheben, den Berg Tallac mit 9715 Fuß, den Berg Ralton mit 9140 Fuß und den Pyramiden-Pik mit 10050 Fuß Höhe. Zur Linken erheben sich die fast ebenso hohen Monument Mountains und endlich die Sand Mountains etwa 2500 Fuß über den Seespiegel. Nach der Seite von Nevada zu dehnt sich die Gebirgskette von Tahoe aus, deren höchste Gipfel zur Rechten der Pik Jof mit 10037 Fuß und zur Linken der Pik von Genoa mit 19137 Fuß Höhe sind.

Vermischtes.

— Der tertiäre Mensch will immer noch nicht zu ruhiger Anerkennung kommen. Im vorigen Jahre hat Prof. Sergi in Rom Menschenreste beschrieben, welche Prof. Ragazzoni in Castenodolo bei Brescia in Schichten gefunden hat, welche dem unteren Pliocän, vielleicht sogar dem oberen Miocän angehören. Topinard, der Herausgeber der „Revue d'Anthropologie", hat vor Kurzem den Fundort in Begleitung des Entdeckers besucht, kann sich aber den Ansichten der italienischen Forscher nicht anschließen. Die Schichtenfolge der Gegend von Castenodolo ist folgende: 1) Diluvium, 2) rother Lehm, 3) erratisches Geschiebe, 4) Konglomerat, 5) gelber Sand, 6) verschiedenfarbiger Thon, 7) grauer Sand, 8) gelber Sand, 9) blaugrüner Lehm, 10) Muscheln und Korallen, 11) unterer gelber Sand. Die Menschenreste, welche einer Frau und einem Kinde angehört haben, liegen in der neunten Schicht; auch in der zehnten sind im Jahre 1860 Menschenknochen gefunden worden. Aber der Fundort liegt nicht in der Ebene, sondern am Abhange eines Hügels, dessen Höhe das Konglomerat (4) bildet, und an welchem das Ausgehende der Schichten steil abbricht. Die Wände der Grube selbst, in welcher man beim Graben nach Kalk die Reste fand, zeigen keinerlei Schichtung, sondern nur einen gleichmäßigen Lehm, und eine Bestattung der Leiche in verhältnißmäßig moderner Zeit ist durchaus nicht ausgeschlossen. Sie wird sogar wahrscheinlich durch den Erhaltungszustand der Knochen. Plastischer Thon wie der, in welchem die Leichen von Castenodolo gelegen haben, erleidet durch Eindringen von Wasser und Wiederaustrocknen ewig wiederholte Verschiebungen, welche die ohnehin erweichten Knochen verschieben und verdrücken und die Lage der einzelnen Knochen eines Skelettes zu einander bis zur Unkenntlichkeit verändern; die Knochen von Castenodolo zeigen davon keine Spur; die Wirbelsäule ist vollkommen intakt und die einzelnen Rippen befinden sich in ihrer normalen Lage; eine Hand ist sogar mit allen Knöchelchen der Phalangen in halber Beugung erhalten. Das deutet gerade nicht auf ein hohes Alter und Topinard dürfte Recht haben, wenn er annimmt, daß die Knochen unter allen Umständen der historischen Epoche zuzurechnen sind.

Inhalt: Kanab und das Kaibab-Plateau in Arizona. I. (Mit fünf Abbildungen.) — F. Blumentritt: Die Ilongoten. — Fr. Hubad: Slavische Gebräuche beim Hausbau. I. — Kürzere Mittheilungen: Die Untersuchung der Nordsee durch das Kanonenboot „Drache". — Das westliche Kaschgar und das Chanat Kungut. — Aus allen Erdtheilen: Asien. — Afrika. — Inseln des Stillen Oceans. — Nordamerika. — Vermischtes. (Schluß der Redaktion: 25. Oktober 1886.)

Redakteur: Dr. R. Kiepert in Berlin, S. W. Lindenstraße 11, III Tr.
Druck und Verlag von Friedrich Vieweg und Sohn in Braunschweig.



Mit besonderer Berücksichtigung der Anthropologie und Ethnologie.
Begründet von Karl Andree.
In Verbindung mit Fachmännern herausgegeben von
Dr. Richard Kiepert.

Braunschweig | Jährlich 2 Bände à 24 Nummern. Durch alle Buchhandlungen und Postanstalten zum Preise von 12 Mark pro Band zu beziehen. | 1886.

Kanab und das Kaibab-Plateau in Arizona.

(Nach dem Französischen von M. Albert Tissandier.)

II. (Schluß.)

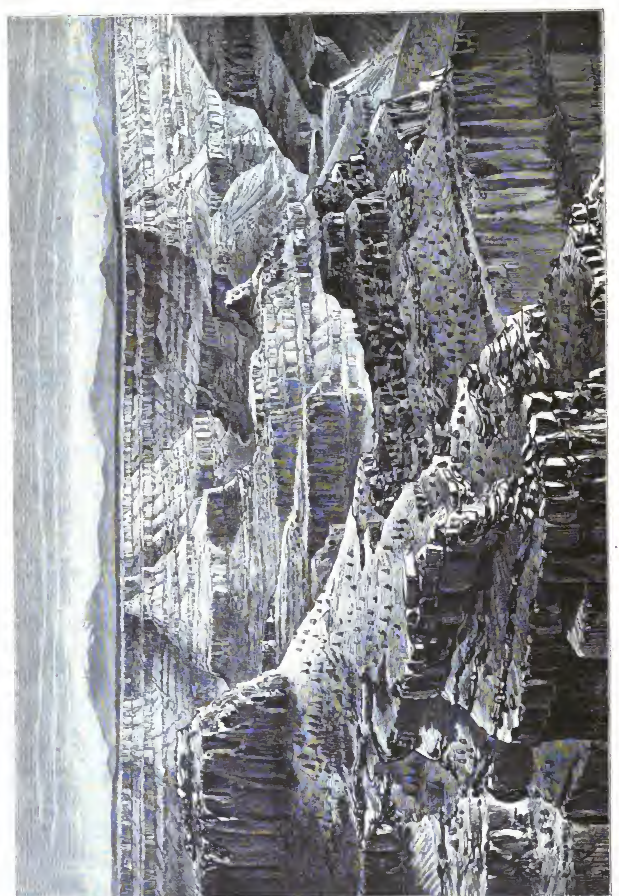
[Die Abbildungen nach Zeichnungen des Reisenden.]

Mit den Indianern mußte der Reisende, schon um von ihnen einen Führer zu erhalten, in näheren Verkehr treten; noch am selben Abend kamen die Männer zu ihm hinüber, um sich an seinem Feuer zu wärmen, von seinem Brote und seinem Kaffee zu kosten. Mehrere von ihnen waren jung und wohlgestaltet, und zwei oder drei hatten das Gesicht bemalt, wie Clowns in einem Circus; der Grund bestand aus gelbem Oker, zwischen Augenbrauen und Lid ein zinnoberrother Strich und auf beiden Backen ein ebensolcher Fleck von der Größe eines Fünffrankenstückes. Ihr Typus war sehr charakteristisch: das Gesicht etwas flach, mit stark ausgeprägten Backenknochen, große Augen, dunkel goldgelbe Färbung, ähnlich wie diejenige altflorentinischer Bronzen, prachtvolle rabenschwarze Haare, welche bis auf die Schultern herabfielen und zu langen, mit rothen Baumwollfäden durchflochtenen Zöpfen vereinigt waren, wie sie ähnlich die alten Gallier trugen. Um den Hals hatten sie einige Schnüre Glasperlen geschlungen. Ihre Kleidung war von europäischem Schnitte, aber schlecht gehalten, theilweise sogar zerlumpt; sie bestand durchweg nur aus Hosen und Hemde von geblümtem Kattun nebst einer kleinen rothen Mütze von orientalischer Form.

Am nächsten Morgen suchte Tissandier ihr Lager auf und lernte ihre Frauen kennen, welche durchaus nicht zu den Schönheiten gehörten. Ihre Haare sind zwar prachtvoll und ihre Augen funkelten wunderbar, aber die Züge sind welk und verblüht, so daß es schwer ist, ihr Alter zu errathen. Da die schwierigsten Arbeiten, namentlich diejenigen, welche mit dem Lagerleben zusammenhängen, auf ihren Schultern ruhen, so verblühen sie, ehe sie noch das zwanzigste Jahr erreichen. Eine von ihnen trug ihren Säugling, dessen kleines Gesicht gleichfalls schon mit Oker gefärbt war, in einer Art Tragekorb auf dem Rücken; der kleine eingeschnürte Körper steckte aufrecht in demselben und nur der Kopf guckte heraus und wurde in Stirnhöhe durch ein Weidenband festgehalten, welches ohne Zweifel die Erschütterungen beim Gehen abzuschwächen bestimmt ist.

Müssig gingen diese Indianer, so lange wenigstens Tissandier bei ihnen sich aufhielt, nicht. Mit Hilfe der Frauen zerlegten einige einen Ochsen und ließen die Fleischstreifen auf einem Felsen in der Sonne trocknen; andere flochten Körbe zu eigenem Gebrauche, und die Frauen, die in große, lange Mäntel aus zusammengenähten Hasenfellen gekleidet waren, unterhielten Feuer bei den Zelten. Niemals sahen sie es gern, wenn ihre Kinder sich neugierig dem zeichnenden Franzosen näherten und riefen sie dann jedesmal anscheinend ängstlich zurück; eine der Mütter verweigerte auch, wie es schien, aus abergläubischer Furcht, die Erlaubniß, als Tissandier ihr Kind abzuzeichnen wünschte.

Gegen einen Tageslohn von $1^{1}/_{4}$ Dollar verstand sich ein junger Indianer dazu, den Reisenden zu führen. Diese zweite Exkursion in die Urwälder des Kaibab-Plateaus



Der große Cañon und der Mount San Francisco.

dauerte dreizehn Tage und bot die großartigsten und interessantesten Landschaften, die man nur sehen kann. Gebahnte Wege giebt es dort natürlich nicht; nur ein Indianer, welche wie die Brieftauben einen Sinn mehr als andere Sterbliche, den Orientirungssinn, besitzen müssen, kann sich dort zurecht finden. Ohne Unterlaß ging es bergauf und bergab zwischen hundertjährigen Tannen hin, durch dichtes Unterholz und über gefallene Stämme weg. Zuweilen wurde es unter dem Laubdache so dunkel, daß man die Nacht schon gekommen glaubte, und stellenweise war das Gebüsch so dicht, daß der Reisende seine Begleiter auf wenige Schritte Entfernung nicht zu erblicken vermochte. Ab und zu stieß man auf Gerippe von Hirschen oder Rehen und auf Stellen, deren Wald von den Indianern niedergebrannt worden war. Das Vorwärtskommen war für Pferde und Menschen gleich schwierig; alle Augenblicke mußten erstere über gefallene Baumstämme springen oder, wenn dieselben zu groß waren, sie mühselig umgehen, und die Reisenden konnten zahllose Schrammen an Gesicht und Händen und Löcher in den Kleidern nicht vermeiden.

In solcher Weise führte der Marsch in genau südlicher Richtung durch die Wälder dahin, als der indianische Führer an einer lichteren Stelle plötzlich einen Schrei ausstieß und mit dem Finger auf ein wunderbares Panorama hinwies. Da lagen die großen Cañons vor ihnen und dahinter am Horizonte der noch mit Schnee bedeckte San Francisco-Berg und der Red Butte. Wie geblendet und verzaubert machte Tissandier Halt vor diesem Gewirre sondergleichen von über einander gethürmten Mauern, riesenhaften Amphitheatern, Thürmen, Zinnen und Burgen, welche wie von Titanenhänden errichtet schienen. Wenn man eine solche Landschaft betrachtet, glaubt man sich von der Erde entrückt; die Einbildungskraft wird ohnmächtig gegenüber der Unermeßlichkeit solcher Scenerien, solcher phantastischer Plateaus und Felsenmauern, die in den buntesten, stets wechselnden Farben leuchten. Und dasselbe Gefühl des Erstaunens hält Tage lang an!

Zunächst gelangte man nach **Thompson Springs**, wo große, Mormonen gehörige Schafheerden das zu dieser Jahreszeit wenig üppige Gras abweiden und truppweise zu großen Salzblöcken hinziehen, welche von ihren Besitzern hier und da für sie niedergelegt werden. Dann bog die kleine Karawane nach Südosten ab und erreichte **Sublime Point**, einen der höchsten Punkte des Kaibab-Plateaus (2600 m über dem Meere). Hier bilden die das Coloradothal begrenzenden Felsen eine Art Vorgebirge, von wo aus man das ganze Cañongebiet von Arizona, das Kwagonet Valley, den Tempel Siwa's und andere Felsbildungen übersieht. Durch die riesigen Spalten hindurch sieht man hier und da in einer Tiefe von mehr als 1500 m die Gewässer des Colorado sich schlängeln.

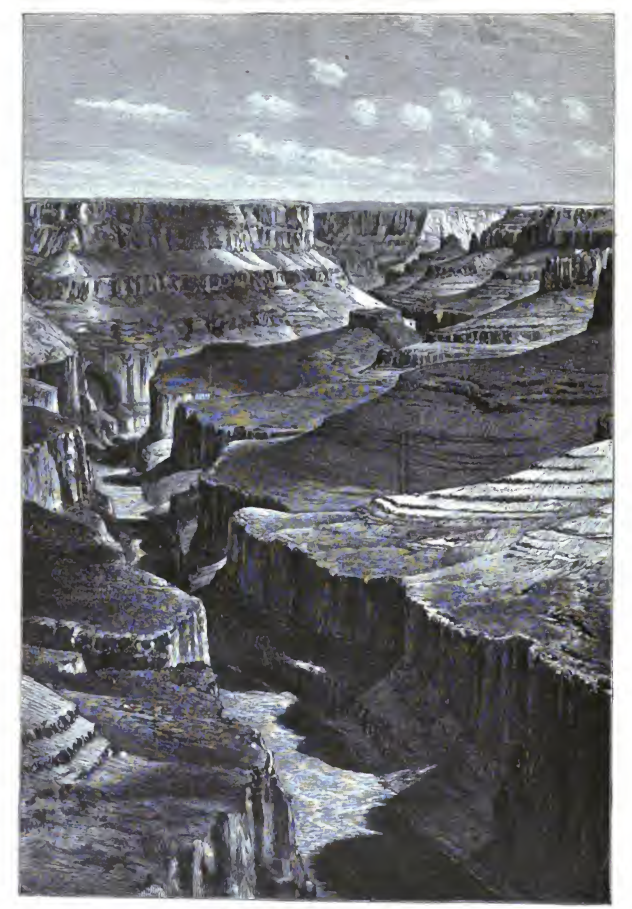
Da Tissandier alle diese Naturwunder mit Muße studiren wollte, so schlug er für drei Tage am Ufer eines reizenden kleinen, von schlanken Weißpappeln und alten Tannen umgebenen Sees, des Forest Lagoon, sein Lager auf; von dort aus konnte er leicht die ganze Umgegend durchstreifen und die hervorragendsten Aussichtspunkte besuchen. Nicht das wenigst Anziehende an diesem Punkte waren die prächtig gefiederten Vögel, welche zwischen den Blumen, Cedern und Erdbeerbäumen umherflatterten, darunter die Pyranga ludoviciana mit gelbem Körper, rothem Kopfe und schwarzen Flügeln, und zahlreiche Kolibris, deren Anwesenheit sich durch das leise Schwirren ihrer Flügel verrieth. Während Tissandier sein Skizzenbuch füllte, ging der Indianer mit seiner alten Steinschloßflinte auf die Hirschjagd und erlegte auch einige Thiere, die er im Nu abledderte; er behielt nur das Fell, das er an die Mormonen verkaufte. Natürlich bereicherte das Wildpret den für gewöhnlich dürftigen Küchenzettel der Expedition.

Von Forest Lagoon ging die Reise in nördlicher Richtung durch fast undurchdringliche Wälder hinab in das **Pagump Valley**. Dort traf man auf zwei junge Amerikaner, welche seit zwei Jahren mit einem Cowboy allein in der Wildniß lebten und sich mit der Zucht von Pferden und Rindvieh beschäftigten. Für sie war es ein interessantes Ereigniß, als ein Indianer, ein Mormone, ein Franzose und vier Pferde plötzlich in ihrem einsamen Thale erschienen, und sie waren glücklich, wieder einmal mit Menschen plaudern zu können, welche wie durch Zauberei aus den 500 bis 600 m über ihnen gelegenen Wäldern Kaibabs herabgestiegen waren. Als die beiden Amerikaner die Zeichnungen Tissandier's sahen, waren sie entzückt und forderten ihn auf, bei ihnen zu rasten; sie wollten ihm einen „Schatz" zeigen — darunter verstanden sie die Marble Cañons, welche der mormonische Begleiter nicht kannte — und ihm statt seiner ermüdeten Pferde, welche der Ruhe bedurften, andere leihen. Der Franzose nahm das Anerbieten an, und alsbald verschwand auch der Indianer, weil er merkte, daß seine Führung nicht weiter nöthig sei, ohne sich zu verabschieden oder sein Geld zu fordern. Der Mormone hatte ihm gesagt, er könne es sich gelegentlich in Kanab abholen, und das genügte ihm.

Man braucht einen starken Tag, um von Pagump Valley aus die Marble Cañons zu besuchen. Ihr Anblick gehört zu den großartigsten auf der ganzen Reise. Diese Cañons unterscheiden sich von den anderen durch ihre größere Oede und Trockenheit; solche Wüstenei, wie dort, findet man auf Erden selten wieder. Am selben Abend war man wieder in der aus Baumstämmen errichteten Hütte der Amerikaner zurück; am folgenden Morgen wurden ihre 1800 Stück Rindvieh und 80 Pferde besichtigt. Die Leute hatten Glück; in jenem Jahre waren 500 Kälber geboren worden. Wenn das so fortdauerte, hofften sie nach einigen weiteren Jahren ihres Einsiedlerlebens sich mit einer genügenden Anzahl Dollars nach einer großen Stadt zurückziehen und Tissandier's Besuch in Paris erwidern zu können.

Von Pagump Valley kehrte Tissandier in nördlicher und zuletzt westlicher Richtung nach Kanab zurück; etwa auf dem ersten Drittel des Weges lagerte er bei Kane Spring. Als er dort eines Morgens gegen 4 Uhr an einer von schönen roth und gelb gefärbten Felsen eingefaßten Quelle mit dem Anziehen beschäftigt war, hörte er plötzlich Schreien und Wiehern: etwa hundert frei daherlaufende Pferde, von einem Cowboy geführt, kamen im Galopp nach der Quelle und kehrten, nachdem sie ihren Durst gestillt, in derselben Gangart zu ihren Weiden zurück. Der Anblick war packend: diese wilde feurige Heerde, die malerische Landschaft, dazu die aufgehende Sonne — eine originelle, Amerika eigenthümliche Scene.

Der Cowboy bat um die Erlaubniß und erhielt sie, die Reisenden ein Stück Weges begleiten zu dürfen, um seine Thiere brauchte er sich nicht zu kümmern. Bald darauf erschien eine kleine Truppe berittener Indianer, darunter Tissandier's Führer, welche zu beiden Seiten ihres Sattels große Töpfe hängen hatten; sie füllten dieselben mit frischem Wasser und schafften sie nach ihrem Lager, das irgendwo in der Wüste und wie immer im vollen Sonnenschein aufgeschlagen war. Auf ihr Verlangen zeigte ihnen Tissandier seine Zeichnungen, welche sie zum Lachen und zu endlosen Gesprächen veranlaßten, schenkte ihnen auch etwas Mehl und Kaffee, worauf sie davonritten, ohne sich

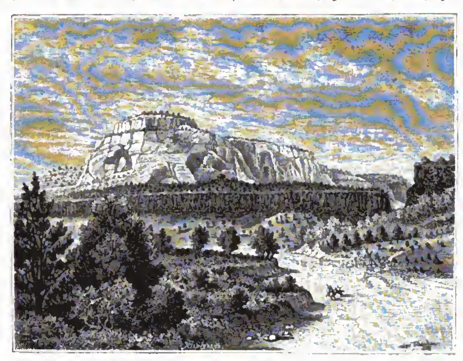


Der Marble Cañon bei Pagump Valley.

auch nur zu dem geringsten Abschiedsgruße herbeizulassen; das ist bei ihnen nicht Brauch.

Von Kane Spring hatten Tissandier, sein Mormone Nathan und der Cowboy fünf Stunden durch schattenlose Wüste zu reiten, ehe sie House Rock, die nächste einsame Quelle, erreichten; dort befindet sich eine Hütte, wo ein alter Mann und ein Knabe wohnen, um Vieh zu hüten und den wenigen vorbeikommenden Cowboys Gastfreundschaft zu gewähren. Der folgende Marsch führte bis Navajo Well, einer Art natürlichen Cisterne, die mit schlechtem Regen- oder Schmelzwasser gefüllt ist, die aber trotzdem, weil es weit und breit keine andere Quelle giebt, von allen Vögeln der Umgegend aufgesucht wird. Schon als sich der Reisende ihr gegen Sonnenuntergang näherte, erkannte er ihre Nähe aus der Menge von Raben und Turteltauben, welche dorthin zur Tränke flogen. Als er zuerst für die Pferde Wasser schöpfte und dann etwas wartete, um für sich selbst einen klareren Trunk zu erhalten, kamen wohl an hundert Tauben, durch seine Anwesenheit und sein Zögern beunruhigt, bis auf 10 m an ihn heran. Da immer neue Vögel hinzukamen und er sich möglichst wenig bewegte, um sie nicht zu erschrecken, so war er bald von großen Schaaren der zierlichen Thiere umgeben, bei denen der Durst die Furchtsamkeit überwand. Willig räumte er ihnen schließlich den Platz. Es war das die letzte Nacht, die er in Arizona verweilte, und eine der schönsten dazu: in der Ferne die rothen Sandsteinmauern, am Himmel die Mondsichel, zwischen den Blumen und Salbeibüschen die klagenden Turteltauben und das Geklingel der Pferdeglocken.

Von Kanab aus kehrte Tissandier auf einem anderen, direkteren Wege, als auf dem er gekommen war, nach Salt Lake City zurück, und zwar in nördlicher Richtung über Panguitch durch das Thal des Sevier River. Der Pfad folgt dem, im Juni fast ganz ausgetrockneten Kanab-Flusse aufwärts; sein mit feuchtem Sande angefülltes Bett wird beiderseits von hellgelben Sandsteinabhängen eingefaßt, über



The White Cliffs.

welchen orangefarbene, theilweise mit dunklen Cedern und bläulichem Salbeigebüsche bewachsene Hügel ansteigen. Weiterhin treten Mauern von rothem, weißgeadertem Sandsteine auf, zuletzt die White Cliffs, mächtige runde Felsen von leuchtend weißer Farbe, an deren Fuße sich eine lange Bank vulkanischen Gesteines entlang zieht.

Von Panguitch aus unternahm Tissandier einen Ausflug in die, das fruchtbare Thal umgebenden Berge, vorbei bei ausgedehnten Bauen von Präriehunden. Das Terrain besteht hier aus Sandstein von beinahe apfelgrüner Farbe, welcher sich stellenweise in Gestalt von hohen, kahlen Hügeln erhalten hat. Wind, Schnee und Regen haben in dieses wenig widerstandsfähige Gestein tausend Bäche und Gänge gegraben und es nach allen Richtungen hin in der wunderbarsten Weise zerfressen und ausgehöhlt. Oft sind Sandsteinsäulen stehen geblieben, auf deren Spitze ein Haufen nierenförmiger Steine liegt, und die nach und nach zusammenstürzen. Was Gestaltung und Färbung anlangt, so kann man sich kaum etwas Sonderbareres vorstellen, als dieses Gebiet grüner Felsen, welche so scharf gegen die rothen, waldbedeckten Abhänge des Hintergrundes abstechen. Zahlreich sind hier auch Klapperschlangen vertreten, deren Biß von den Mormonen nicht sonderlich gefürchtet und leicht mit Branntwein kurirt wird.

Ueber die Mormonen äußert sich Tissandier zum Schlusse in sehr anerkennender Weise. Er rühmt ihr einfaches, pastorales Leben, ihren Trieb nach Bildung, ihre Glaubenstreue; von ihrer Polygamie gilt ihm zufolge dasselbe, wie von derjenigen der Türken: der gemeine Mann begnügt sich hier wie dort mit einer Frau, und es würde seine Kräfte weit übersteigen, deren zwei zu ernähren. Ihm gegenüber waren sie gastfreundlich und entgegenkommend, zeigten sich milde gesinnt und ziemlich unterrichtet, und die meisten interessirten sich für Alles, was auf Civilisation Bezug hat. Er wird stets mit Vergnügen an den Verkehr mit ihnen zurückdenken.

Slavische Gebräuche beim Hausbau.

Von **Fr. Hubad** in Graz.

II. (Schluß.)

Ist einmal der richtige Platz gewählt, so erfordert die Ausführung des Baues wieder besondere Sorgfalt. Die Russen glauben, das Haus werde auf das Haupt irgend eines, welcher in demselben wohnen soll, gebaut, darum wird irgend ein Thier geschlachtet und unter dem Grundsteine vergraben. Aus demselben Grunde mag der so weit verbreitete Glauben herstammen, daß derjenige, welcher sich ein neues Haus baut, bald sterben muß.

An einigen Orten sprechen die Zimmerleute in Rußland beim ersten Schlage mit dem Beile den Namen irgend eines Thieres aus und glauben, dasselbe verdorre darauf. Die Arbeitsleute werden darum auch gut bewirthet, damit sie das Haus nicht auf das Haupt des Hausherrn bauen. Die Bulgaren glauben dagegen, daß ohne „Talasam" [1]) ein Haus nicht bestehen könne; sie suchen daher mit der Schnur den Schatten eines vorübergehenden Menschen zu messen, welchen sie dann einmauern. Ein solcher Mensch stirbt bald und zeigt sich dann als Geist in dem Hause. Er ist der „Talasam". Doch genügt es auch, den Schatten eines Thieres zu messen und einzumauern; oder man hilft sich damit, daß man den Grundstein mit dem Blute eines schwarzen Hahnes, einer schwarzen Henne oder eines Lammes bestreicht [2]).

Unter den Slovenen und den benachbarten Deutschen haben die Maurer die Gewohnheit, daß sie an einem Neubau vorübergehende Leute durch das Ausspannen der Senkbleischnur aufhalten oder auch wohl mit derselben umwickeln, wofür ihnen der Betreffende ein Trinkgeld geben muß. Der Grund dafür ist uns nicht bekannt, doch dürfte er wohl in dem oben erwähnten Volksglauben begründet sein.

Wie weit verbreitet übrigens der Glaube war, daß die Festigkeit von Neubauten nur dadurch erzielt werden könne, daß in den Grund ein Mensch eingemauert werde, ist aus den Forschungen Grimm's, Tylor's, R. Andree's u. A. [3]) genügend nachgewiesen.

Bei den Rumänen lebt dieser Glaube ebenfalls noch. Die Sage von Manoli [4]) erzählt: Der Fürst der Wlachen, Nyagon Woda, der Gerechte, wollte die Sitten seines Volkes mildern. Der Patriarch Niphon rieth ihm, Klöster und Kirchen zu bauen. Darum berief der Fürst den Baumeister Manoli. Nachdem derselbe viele Gotteshäuser gebaut, sollte er an der Stelle, wo einst ein Ahnherr Nyagon Woda's als Märtyrer für den christlichen Glauben gestorben, eine Basilika bauen. Die Dämonen ließen jedoch die Vollendung des Gotteshauses nicht zu; als die Basilika bis zum Dache vollendet dastand, versank sie spurlos in den Boden.

Manoli begann den Bau von Neuem und forschte nach Mitteln, denselben zu erhalten. Da offenbarten ihm die Dämonen, das Werk werde für alle Zeiten stehen, wenn das erste Weib, welches sich ihm nahe, im Grunde eingemauert werde. Als erstes Weib erschien die Geliebte des Baumeisters, Anica. In seinem Ehrgeize läßt sie Manoli einmauern. Bald gewinnt jedoch bei ihm die Liebe die Oberhand, er will Anica befreien; da erscheint ihm jedoch der Dämon unter Donner und Blitz, Manoli fällt bewußtlos nieder und flüchtet endlich in den Wald. Nach längerer Zeit kehrt er zurück und findet das Werk durch übernatürliche Kräfte vollendet. Da Anica durch Manoli's Schuld gestorben, verurtheilt ihn der Fürst, daß er lebendig in den Thurm der Basilika eingemauert werden sollte. Der Baumeister fertigt sich aber ein Paar Flügel und schwingt sich in die Luft, um zu entfliehen. Da hört er jedoch aus der Kirche Anica's Stimme, es dunkelt ihm vor den Augen, er stürzt als Leiche zu Boden. Am Fuße der Kirche quoll eine Quelle hervor (Anica's Thränen); wo Manoli's Leichnam lag, entstand dagegen ein schwarzer Stein (der harte Mann).

Die schönste slavische Sage, welche diesen Stoff behandelt, ist unstreitig die serbische von der „Gründung Scutaris [1])": Drei leibliche Brüder Mrljavčević, der König Vukašin, der Herzog Uglješa und Mrljavčević Gojko, bauten durch drei Jahre mit dreihundert Meistern an der Stadt Scutari an der Bojana, doch konnten sie nicht einmal die Grundmauern fertig bringen, denn was die Meister bei Tage erbauten, zerstörte bei Nacht die Vila. Im vierten Jahre rief die Vila aus dem Berglande dem Könige Vukašin zu: „Strenge dich nicht an, du kannst die Grundmauer nicht fertig bringen, noch weniger aber die Stadt erbauen, so lange du nicht einen Stojo und eine Stojana [2]), welche als Bruder und Schwester diese Namen führen, findest und sie in die Grundmauer einmauerst." Da schickte der König seinen Diener Desimir mit sechs Saumlasten Waaren aus, er möge zwei solche Geschwister beschaffen, sie entweder rauben oder kaufen. Nach drei Jahren kehrte der Diener unverrichteter Sache zurück. Da rief Vukašin den Maurermeister Rado und begann den Bau mit dreihundert Maurern von Neuem. Doch auch jetzt gelang es nicht. Da ließ sich die Vila wieder vernehmen: „Ihr seid drei leibliche Brüder, jeder von euch hat eine treue Gattin; jene, welche morgen früh an die Bojana kommt und den Arbeitern das Frühstück bringt, mauert in den Grund ein und ihr werdet den Bau vollenden können."

Die drei Brüder beriethen sich und kamen überein, nach dem Gebote der Vila zu handeln, doch sollte keiner von ihnen seiner Frau etwas davon sagen, sondern es dem Zufalle überlassen, welche das Loos treffen würde. Aber Vukašin und Uglješa brachen ihr Versprechen und theilten es ihren Frauen mit. Als die Frühstückszeit herankam, ging die

[1]) Schutzgeist.

[2]) Afanasjev, a. a. O. II. p. 83, 84. Bei den Türken sollen bis in unsere Zeiten beim Baue von Befestigungen Kinder eingemauert worden sein. Vergl. Liebrecht, Zur Volkskunde. Heilbronn 1879, S. 286.

[3]) Grimm, Deutsche Mythologie. 4. Ausg. II, S. 956 ff. Tylor, Anfänge der Kultur. I, S. 104 ff. R. Andree, Ethnographische Parallelen und Vergleiche. S. 20 ff.

[4]) Manoli, rumänische Volkssage, erzählt von A. Forstenheim. Wien, Verlag von K. Konegen.

[1]) Vuk Stefanović Karagjić, Srpske narodne pjesme. II. p. 115.

[2]) Stojo, auch Stojan und Stojana, sind etymologisch von stojati, stati abzuleiten und bedeuten Standfest.

Frau Vukašin's, an welcher die Reihe war, das Frühstück zu den Arbeitern zu tragen, zu ihrer Schwägerin, der Gemahlin Uglješa's und bat sie, das Frühstück zu besorgen, da sie Kopfweh hätte. Diese gab vor, eine wehe Hand zu haben und wies sie an die Gattin Gojko's. Diese sagte ihr gerne zu, wenn jene nur ihr Kind baden und die Leinwand waschen wollte [1]). Als Gojko seine junge Frau herankommen sah, ergriff ihn Mitleid um seine treue Gattin und seinen erst einen Monat alten Sohn; Thränen brachen ihm hervor. Da trat seine Frau zu ihm und fragte ihn leise, warum er weine. Da erwiderte ihr Mann, er hätte einen goldenen Apfel gehabt, der ihm nun in die Bojana gefallen sei, darum sei er so traurig. Da traten die beiden Schwäger herzu, führten sie auf den Bauplatz, die Arbeiter umzingelten sie und begannen sie einzumauern. Anfangs hielt sie es für einen Scherz, als ihr aber die Mauer schon bis an den Gürtel reichte, begann sie zu bitten, man möge sie nicht „so jung und grün“ einmauern. Da jedoch keine Bitten fruchteten, wandte sie sich an den Meister Rado, rief ihn vor Gott als Bundesbruder an und bat ihn, er möge eine Oeffnung für ihre Brust lassen, damit ihr Söhnlein Jovo saugen könne. So geschah es, und der Meister ließ auch eine Oeffnung für die Augen frei. Darauf brachte man den Sohn und sie säugte ihn. Eine Woche lang hörte man noch ihre Stimme; darauf verstummte sie, für das Kind aber floß die Milch noch ein ganzes Jahr.

So weit das Lied. An der Mauer fließt aus zwei Oeffnungen eine weiße Flüssigkeit hervor; Frauen, welche keine Muttermilch haben oder Schmerzen in der Brust spüren, trinken sie mit Wasser gemischt als Arznei.

Mehr verschwommen zeigt sich dieser Glaube in der serbischen Erzählung von dem Bau der Drinabrücke in Višegrad [2]). Dieselbe wurde von einem bosnischen Vezir gebaut. Als sie fertig war, wuchs plötzlich das Wasser an, trieb Baumstämme herbei und zerstörte die Brücke. So geschah es auch zum zweiten Male. Als man den Bau zum dritten Male begann, sagte dem Baumeister ein Mann im Traume, er möge sich in der ersten Nacht nach Vollendung der Brücke unter dieselbe stellen und, wenn das Wasser heranbrause und die Baumstämme herbeitreibe, mit dem Beile auf etwas (was das war, weiß Vuk nicht zu sagen) schlagen und die Brücke werde stehen bleiben. Der Meister that so und hörte aus der Finsterniß eine Stimme: „Es stehe! wie heute so immerdar.“ Das Wasser fiel wieder und die Brücke blieb stehen.

In dieser Erzählung erscheint der Glaube an die Nothwendigkeit eines Opfers schon verschwunden, doch herrscht unter den Serben der Glaube noch jetzt, man könne keinen größeren Bau aufführen, wenn nicht ein Kind eingemauert werde. Selbst Erwachsene gehen nicht gerne zu einem Baue, da man auch den Schatten eines Menschen einmauern könne und derselbe dann sterben müsse [3]). Ein solcher Mensch geht als „sjenovit“ (schattenlos) herum, bis er stirbt. Nach dem Volksglauben giebt es auch starke Bäume (Buchen, Eichen u. dergl.), welche sjenovit sind, d. h. eine solche Kraft haben, daß derjenige, welcher sie umhaut, lange Zeit siecht oder auch stirbt. Wenn also ein Holzhauer befürchtet, es mit einem solchen Baume zu thun zu haben, kann er sich vor Schaden nur dann bewahren, wenn er mit der Axt, mit welcher er den Baum gefällt, auf dem Strunke einer Henne den Kopf abhackt.

[1]) Nach einer Variante hatten sich die Schwägerinnen unter verschiedenen Vorwänden entfernt und kamen nicht zu rechter Zeit zurück. Als nun die Mutter der Gattin Gojko's das Frühstück forttragen wollte, ließ es die Tochter nicht zu, da es vor Gott und den Menschen eine Schande wäre, wenn eine alte Frau, die eine junge Tochter hätte, sich so anstrengen müßte, und trug das Essen selbst an die Bojana.

[2]) Vuk Stefanović Karagjić, Srpske narodne poslovice, p. 241.

[3]) Vuk Stefanović Karagjić, Srpski rječnik. s. v. sjenovit.

Die Russen erzählen von Novgorod, daß die Aeltesten, als Slavensk verödet war und man eine neue Stadt gründen wollte, nach altem Brauch vor Sonnenaufgang Boten nach allen Seiten ausschickten, damit dieselben das erste lebende Wesen, welchem sie begegnen würden, einfangen sollten. Sie begegneten zuerst einem Kinde, fingen es und mauerten es in den Grund der Burg, welche sie deshalb Dětinec nannten [1]).

Aehnliche Sagen finden sich unter den Slaven, besonders bei den Serben, noch mehrere; besonders wird dergleichen von Brücken erzählt. Unter den Slovenen ist ein Schwank bekannt, nach welchem ein Liebhaber, dessen Geliebte jenseits des Flusses wohnte und der einen weiten Umweg machen mußte, um über die Brücke zu ihr zu gelangen, dem Teufel die Seele des Ersten versprach, welcher darüber gehen sollte, wenn ihm der Böse eine Brücke, die gerade zur Geliebten führen sollte, bauen möchte. Der arme Teufel plagte sich die ganze Nacht mit der Arbeit, vollendete sie auch rechtzeitig; als aber der Bursche zuerst darüber gehen sollte, ließ er einen Hahn (oder eine Katze) vor sich auf die Brücke und betrog auf diese Weise den Bösen um seinen Lohn. Ebenso geht noch heute die Sage, der Mörtel, mit welchem die alten Burgen, deren Ruinen noch jetzt stehen, gebaut worden, sei mit Menschenblut zubereitet worden; doch überwiegt nun die Neigung, diese Art der Mörtelbereitung bildlich zu fassen und auf die grausame Unterdrückung der Bauern mit Frohnarbeiten zu deuten.

Ist endlich der Bau beendet, so erfordert es mancher Vorsicht, um nicht schon beim Einzuge das Glück und den Segen zu verscherzen. Wer in eine neue Wohnung einzieht, trage zuerst Brot und ein Heiligenbild oder Brot und Salz in dieselbe [2]). In Rußland herrscht die Gewohnheit, daß man den Freunden und Bekannten bei einer Uebersiedelung Brot und Salz schickt. Bei den Weißrussen bringen die Gäste zu den Freunden, welche in eine neue Wohnung ziehen, Roggen, Gerste und Schafwolle; dieses Getreide wird auf den Tisch gestreut, die Wolle aber, mit einigen Scheidemünzen, in den Ofen geworfen [3]).

Der Einzug in ein neugebautes Haus gestaltet sich natürlicher Weise noch viel feierlicher. Vor Allem muß man das Feuer aus dem alten Hause mitnehmen. Die Mutter des Hausherrn oder eine andere alte Frau heizt im alten Hause den Ofen und kehrt die glühenden Kohlen in die „pečurka“ (die Vertiefung für dieselben). Dann bereitet sie einen reinen Topf und ein weißes Tuch. Wenn die Sonne gerade im Mittag steht, kehrt sie die Kohlen in den Topf, bedeckt denselben mit dem Tuche, öffnet die Thür, wendet sich gegen die „hintere Ecke“ (wo der Ofen steht) und spricht: „Ich bitte um die Gnade, ‚děduška‘ (Hausgeist), zu uns ins neue Haus (zu kommen).“ Darauf begiebt sie sich mit dem Topfe in das neue Haus, wo der Hausherr und die Hausfrau den „děduška“ unter dem offenen Hausthore erwarten. Die alte klopft an den Thorpfosten und fragt: „Sind die Gäste willkommen?“ Der Hausherr antwortet mit einer tiefen Verbeugung: „Wir bitten um die Gnade, děduška, auf den neuen Wohnsitz (zu kommen).“

[1]) Afanasjev, poet. vozzr. II, p. 85.

[2]) Časopis česk. museum 1853, p. 472. Grohmann, a. a. O. S. 104, 243.

[3]) Afanasjev, poet. vozzr. II, p. 119.

Nun tritt die Alte ein; vor ihr trägt der Hausherr Brot und Salz, hinter ihr schreitet die Hausfrau. Drinnen stellt die Alte den Topf nieder, nimmt das Tuch herab und beutelt dasselbe in jeder Ecke aus, als wollte sie den Hausgeist auslassen und leert schließlich die Gluth in die Vertiefung des Ofens. Der Topf wird dann zerschlagen und in der Nacht unter der Hauptecke eingegraben[1]. Im Gubernium von Kur haut man einem Huhne auf der Schwelle des neuen Hauses den Kopf ab und vergräbt denselben unter die Hauptecke[2].

In Kamjenec Podolski geschieht der Umzug in das neue Haus oder in die neue Wohnung auf folgende Weise: Der Hausherr und seine Frau schreiten neben einander voraus und halten beide das Brot und das Salz, die Kinder folgen ihnen nach und beten, wenn sie auf der Schwelle stehen: „Hausherr, Hausherrlein, nimm uns in dein Kämmerlein, sitze ruhig hier und vertreib uns nicht, wir wollen nur einen Theil der Hütte für uns, das Uebrige ist für dich[3].“

Wenn die Entfernung des neuen Hauses zu groß ist, als daß man das Feuer mitnehmen könnte, nimmt man den Ofenhaken oder andere Attribute des Herdes mit. So thun es nach Afanasjev die Landleute, welche aus dem Gubernium von Smolensk in andere übersiedeln. Doch werden auch in diesem Falle den obigen ähnliche Gebräuche beobachtet. In der Nacht, wenn die Plejaden hoch stehen, nimmt das älteste Familienmitglied ein unangeschnittenes Laib Brot, legt es unter einer Verbeugung in die Mitte des alten Hofes und bittet den Hausgeist, mit Brot und Salz und Zufriedenheit in die neue Heimath zu kommen.

Im Grubernium von Perm übersiedelt man bei Nacht, wenn die Hähne das erste Mal krähen, in die neue Behausung. Die Hausfrau deckt den Tisch und stellt Brot und Salz auf denselben, der Hausherr zündet vor den Heiligenbildern eine Kerze an und Alle beten eine Weile. Darauf nimmt der Hausvater das Heiligenbild vom Hausaltare und steckt es in den Busen, geht zum „golbec“, zu der Umzäunung in der Nähe des Ofens, innerhalb welcher sich die Thür, welche in den Keller unter dem Fußboden führt, findet, öffnet die Thür, verbeugt sich und spricht: „Nachbarlein, Brüderlein, wir gehen in das neue Haus; wie wir im alten gut und glücklich gelebt, so werden wir auch im neuen leben; du mein lieber Freund und meine Familie.“ Er nimmt darauf einen Hahn und eine Henne auf die Arme, die Hausmutter aber Brot und Salz und den Backtrog, die anderen Familienmitglieder dagegen andere Gegenstände und ziehen fort. Im neuen Hause läßt der Hausvater zuerst den Hahn und die Henne ins Zimmer und wartet, bis der Hahn im neuen Hause kräht, dann tritt er selbst ein, stellt das Heiligenbild auf den Hausaltar, öffnet den „golbec“ und sagt: „Komm hervor, Nachbarlein, Brüderlein!“ Die ganze Familie wendet sich nun gegen die Hauptecke und betet; nach dem Gebete deckt die Hausmutter den Tisch, stellt Brot und Salz darauf, heizt im Ofen ein und beginnt zu kochen[1].

[1] Afanasjev, a. a. O. II, p. 115.
[2] Afanasjev, a. a. O. II, p. 84.
[3] Književnik, III. Agram 1866, S. 427 Anm.

Aehnliche Gebräuche finden sich in anderen groß- und weißrussischen Gubernien; der Aelteste aus der Familie nimmt in eine Hand das Heiligenbild, in die andere dagegen ein Stück Brot und spricht: „Děduska-domovoj! ich bitte deine Gnaden, mit uns in die neue Heimath (zu kommen), nimm Brot und Salz von uns; wir haben dich gern.“ Ins neu gebaute Haus bringt man zuerst ein unangeschnittenes Laib Brot und etwas Salz oder Mehl mit frisch angemachtem Teige, einen Hahn, eine Henne und eine Katze. Wenn man die Katze in die neue Behausung läßt sagt man: „Siehe da, Hausherr, ein gewaltiges Thier (kommt) in den reichen Hof!“ Dann treten die Hausgenossen ein und verrichten vor dem Heiligenbilde, vor welchem eine Kerze brennt, ein Gebet[2].

Kräht der Hahn in dem neuen Hause bald, so bedeutet dies Glück und Segen. Im Gubernium von Twer übernachtet der Hahn die erste Nacht im Zimmer, damit sein Krähen die neue Behausung verkünde.

Ob man an dem neuen Wohnorte glücklich sein werde, können die Russen auch auf andere Weise ermitteln. Der Hausvater bleibt auf der Schwelle stehen und rollt ein Brotlaib ins Zimmer. Bleibt dasselbe auf der unteren Rinde liegen, wie es beim Backen im Ofen gelegen war, so bedeutet dies Glück, das Gegentheil aber Unglück. Darum erwähnt ein Sbornik auch diesen von den Moralisten des vorigen Jahrhunderts verpönten Aberglauben mit den Worten: „Und sie gehen in das neue Haus mit einer schwarzen Katze und einem schwarzen Huhne und öffnen den Backetrog und rollen drei Laibe hinein und beobachten, wie sie auf dem Boden liegen bleiben[3].“

Wir wollen nur noch beifügen, wie die Grenzsteine gesetzt werden. In Böhmen gräbt man die Grube mit einer hölzernen Haue und streut auf den Grund derselben Kohlen von Lindenholz, untermischt mit Agen und Kalk. Der Stein selbst wird mit Kalk bestrichen oder wenigstens ein Kreuz darauf gemacht. Schließlich ziehen sich die Anwesenden bei den Ohren und schlagen sich mit Haselruthen, damit die Leute der Grenzen wegen nicht processiren[4].

Die Slovenen in Steiermark werfen auf den Grund der Grube Topfscherben und zerschlagene Ziegel und der jüngste von den Anwesenden muß sich hineinstellen, welchem nun einer der Aelteren plötzlich in die Haare fährt und ihn ordentlich durchbeutelt, damit er den richtigen Standort des Grenzsteines ja nicht vergesse[5].

[1] Afanasjev, a. a. O., p. 117.
[2] Afanasjev, ibid. Im slovenischen Volksmärchen läßt das Mädchen, welches in einem verwünschten Schlosse übernachtet, die Katze miauen, den Hund bellen und den Hahn krähen, um gesichert zu sein. Kres, Klagenfurt, 1884. S. 29.
[3] Afanasjev, a. a. O., II, p. 119 und Anmerkung. In einigen Dörfern nimmt man auch das Kehricht aus dem alten Hause mit ins neue, da man dasselbe nicht auf den Hof werfen, sondern im Ofen verbrennen muß.
[4] Grohmann, a. a. O., S. 231.
[5] Pajek, a. a. O., S. 97.

B. C. Henry's Reise im südlichen China und auf Hainan.

I.

Wenn wir die zahlreichen Eintragungen überblicken, welche sich in den Katalogen der Bibliotheken unter der Ueberschrift „China" finden, sollten wir meinen, daß trotz der ungeheuren Ausdehnung des himmlischen Reiches dort kaum noch ein unbekanntes Fleckchen bestehen könnte; in Wirklichkeit ist dies jedoch anders; selbst bei nur flüchtigem Durchblättern der Inhaltsverzeichnisse bemerken wir schon, daß die meisten über China handelnden Bücher sich immer mit denselben, öfter betretenen Gegenden beschäftigen. Selten nur finden wir eine Ausnahme und zu diesen seltenen Ausnahmen gehört das Buch, dessen Titel unten angegeben ist[1]. Von Canton aus hat der Verfasser, ein Geistlicher, das Flußdelta besucht, ist dann den Bambu- und den North River, beides Zuflüsse des West River oder Si-Kiang, hinaufgefahren, ist in den Lo-Fow-Bergen herum gewandert und hat endlich einen großen Theil von Hainan durchkreuzt.

Das Delta bildet mit seiner ungeheuren Bevölkerung einen für gewisse Theile Chinas so typischen Distrikt, daß wir einige Worte über dasselbe sagen wollen. Durch seine wunderbare Fruchtbarkeit ist es im Stande, nicht nur den in mehreren großen (14 über 100 000 Bewohner zählenden) Städten und in zahlreichen Dörfern zusammengedrängten Menschen, sondern auch den Schaaren von Hausthieren, unter welchen Legionen von Enten zu nennen sind, reichlich Unterhalt zu gewähren. Letztere werden in großen Booten, eigentlich schwimmenden Käfigen, von einem Orte zum anderen geführt, um ihre Nahrung auf den Reisfeldern zu suchen. Die Eier werden künstlich ausgebrütet, wozu die nöthigen Einrichtungen in beinahe allen Städten des Landes vorhanden sind. Wenn die Thiere ausgekrochen sind, werden sie an die Besitzer der Boote verkauft, deren Mancher Hunderte und Tausende dieser Vögel unterhält. Die Eigenthümer ziehen dann mit den Enten im Lande umher; sobald eine Stelle erreicht ist, welche einen reichen Ertrag an Futter verspricht, werden die Käfige geöffnet und schreiend und quackend zieht die ganze Schaar nach den morastigen Feldern. Insekten, Würmer, Schnecken und andere Schalthiere belohnen ihre Anstrengung; die Enten sind übrigens sehr gut gezogen, gehorsam folgen sie dem Boote, wenn es seine Fahrt fortsetzt und wenn der Abend kommt, kehren sie über das ausgelegte Brett in ihren Käfig zurück, wobei sich jede bestrebt, nicht die letzte zu sein, da derselben eine Tracht Schläge sicher ist. In allen Richtungen ist der Distrikt von Kanälen durchschnitten, so daß beinahe jeder Punkt zu Wasser erreicht werden kann. Ein anderer Theil des Deltas ist der Kultur der Maulbeerbäume und der Seidenzucht gewidmet. Wenn man den Westfluß verläßt, passirt man Kong-num, ebenfalls einen Ort von mehr als 100 000 Seelen, und kommt dann in das Land der Palmen.

Es ist eine besondere Palmenart, die Livistona Chinensis, welche das Material zur Fabrikation der Palmfächer liefert, und diese Industrie verdient schon aus dem Grunde eine besondere Beachtung, weil sie diesem Distrikte eigenthümlich ist und man vergebliche Versuche gemacht hat, sie in andere Distrikte zu verpflanzen; die Palme gedeiht eben in anderen Gegenden nicht so, wie man es wünschte, obwohl sie als Zierpflanze vorkommt. Hier in dem Lande, wo es ihr wohl zu gefallen scheint, bedeckt sie beinahe den ganzen Distrikt; sie wächst auf hohem sowohl, wie auch auf niedrigem Boden, am besten jedoch auf letzterem, längs der Flüsse und Kanäle. Man pflanzt auf einem Acre 600 bis 6000 Pflanzen; erstere bringen nur grobe, letztere viel feinere Blätter, welche die sogenannten Glasfächer liefern; von jedem Baume gewinnt man jährlich 5 bis 15 Blätter. Die Bäume fangen zwischen dem siebenten und achten Jahre an zu tragen; sie werden manchmal mehrere hundert Jahre alt, ohne daß eine Abnahme der Produktion zu bemerken wäre. Der Handel mit Palmfächern blüht hauptsächlich in San-ui, einer Stadt von mehr als 250 000 Einwohnern, wo im Jahre 1278 die Sung-Dynastie ihren Untergang fand.

Versetzen wir uns mit einem Male von hier nach dem Lien-tschau-Flusse im Norden der Provinz, einem Zuflusse des North River, und zwar nach der Stadt Sam-kong, welche auf der Grenze des Gebietes der Iu liegt. Männer und Frauen, welche diesem Stamme angehören, sind regelmäßige Besucher des Marktes, um die Erzeugnisse ihrer Berge, frisch gepflückte Blätter einer groben Theesorte, Geflügel, Mais, verschiedene Pflanzen zu verkaufen, und getrocknetes Ochsenfleisch, Tabak und Stoffe mit zurückzunehmen. Sie sind größer als die Chinesen, scheeren den Kopf nicht und tragen das Haar, Männer sowohl wie Frauen, lang in einen Wulst zusammengeknotet. Ihre Farbe gleicht der der Chinesen sehr, manche sind jedoch kupferfarben; der Bartwuchs ist nur spärlich. Die Frauen sind sehr klein, viele von ihnen dick, ihr Anzug ist dem der Männer ähnlich; ein Jäckchen mit engen Aermeln und über die Brust gefaltet, am Halse offen, Beinkleider, die nur bis zum Knie reichen; bis zum Knöchel ist der Fuß mit einem Stück verzierten, etwa einen halben Zoll breiten Bandes so umwickelt, daß die Verzierungen in harmonischer Weise zur Geltung kommen. Männer und Frauen tragen keine Schuhe und erstere auch keine Hüte, dagegen tragen manche der Frauen einen sonderbaren Kopfschmuck, eine Art hoher Papiermütze, welche den Haarwulst umgiebt. Die Männer scheinen auf das Haar größere Sorgfalt zu verwenden als die Frauen, manche kämmen es nach hinten, legen es in symmetrische Falten und schmücken es mit Kernen der Oelfrucht und Hahnenfedern. Männer sowohl wie Frauen haben schwere silberne Ohrringe und Halsbänder. Sie zeichnen sich durch große Stärke aus und sind im Stande, ungeheure Lasten zu tragen. Ihr Gebiet ist für den Fremden eine verbotene Frucht, die Autoritäten waren ausdrücklich aufgefordert, darüber zu wachen, daß Henry keinen Versuch machte, die Grenze zu überschreiten. Dies kleine Gebiet hat für den Ethnologen ein besonderes Interesse, wiewohl die Nachrichten über die Iu ziemlich spärlich sind. Die besten Berichte findet man in dem Buche eines gewissen Tschil-nga, eines sehr gelehrten Mannes, welcher unter der Ming-Dynastie lebte und der, weil er

[1] Ling-Nam or Interior Views of Southern China, including Travels in the hitherto untraversed Island of Hainan by B. C. Henry. (London, S. W. Partridge and Co., 1886.)

einer gegen einen höheren Beamten begangenen Unhöflichkeit wegen mit Schlägen gestraft wurde, sich in das Gebirge zu den Ju flüchtete, wo er eine Frau ihres Stammes heirathete. Er giebt sehr viele Einzelheiten über den Stamm, doch leider ist sein Buch sehr selten. Im Verlaufe der Zeit sind sie immer weiter zurückgedrängt worden und jetzt auf das hohe, theilweise unzugängliche Gebirge beschränkt, von wo aus sie vielfach Ausfälle gegen ihre Bedränger gemacht haben.

Nach alten Berichten wird der Ursprung der Ju folgendermaßen angegeben: „In der Zeit des Kaisers Shao-hing unter der Sung-Dynastie, 1131 bis 1163, brachte ein aus Kwang-si zurückkehrender Beamter, Liao, Ju-Sklaven mit, welche er am Fuße der Berge ansiedelte, um das Land dort zu bebauen; nach und nach vermehrten sie sich zu acht starken Stämmen und breiteten sich immer weiter aus, bis sie sich in 24 kleinere Abtheilungen auflösten und sich mehr zerstreuten. Sie lebten ganz vom Ackerbau, einzelne jedoch unternahmen Raubzüge, von denen die Chinesen sehr litten, bis es im Jahre 1688 den vereinten Anstrengungen der Beamten dreier Provinzen glückte, sie zu unterwerfen. Eine Stadt Lien-shan wurde gegründet und 36 Militärposten errichtet.“

Hinsichtlich ihrer Sitten und Gebräuche wird noch Folgendes erzählt: „Am dritten Tage des dritten Monats im Jahre feiern sie das Reisfest (wörtlich ‚Danksagung für den Reis zu essen‘); der sechste Tag des sechsten Monats heißt ‚Danksagungsfest für die Erde und die Götter‘, und der fünfzehnte Tag des zehnten Monats ‚Halle der Fröhlichkeit und des Gesanges‘. Alle Stämme schlachten dann Schweine und Schafe. Die Trommeln werden gerührt, Gongs geschlagen und alle singen im Chor. Männer und Frauen essen zusammen. Jünglinge und Mädchen sind beinahe ganz frei, die Paare finden sich und sind dann verheirathet. Diese Leute ersteigen einen Berg ebenso leicht, wie sie sich in der Ebene bewegen, sie schlafen ebenso gut in einem geschlossenen Raume, wie in der offenen Luft. Jedes Jahr kommen einige derselben, um der alten Sitte zu genügen, nach der Stadt Lien-tschan, um Tribut zu bringen; sie werden mit Wein, Oelkuchen und Salz beschenkt. Jeder empfängt seinen Theil vor der großen Halle und bricht dann wieder auf. In ihrer Kleidung verwenden sie die hellgrüne Farbe mit Vorliebe. Dieselbe wird mit Flockseide in fünf Farben verziert.

Männer und Frauen binden die Haare auf und tragen schwere silberne Ohrgehänge und ebensolche Halsbänder. Wenn die jungen Leute mannbar werden, legen sie rothe Unterkleider an und befestigen die Federn eines weißen Hahns in ihrem Haar. Die Frauen tragen einen nach oben sich verjüngenden, dreispitzigen Turban. So ist der Anzug der Ju-Leute.“

Aus einem anderen Berichte wird noch Folgendes mitgetheilt: Zeuge von gestreiftem und gefärbtem Hanf, in denen die grüne und rothe Farbe vorherrschen, und Hahnenfedern zum Schmuck der Haare werden für schön gehalten. Sie sind wild und grausam, aber außerordentlich abergläubisch. Ein Genuß für sie ist es, ihre Feinde zu tödten. Hunger ertragen sie gut und man sagt, daß sie die Sohlen der Kinder, welche zu laufen anfangen, mit glühendem Eisen oder heißen Steinen brennen, um sie hart zu machen und sie dadurch in Stand zu setzen, ohne sich wehe zu thun, durch das Dickicht und über Dornen zu gehen. Das Gerücht sagt, daß unter ihnen mitten in den Bergen viele reiche Leute leben, welche sich in feines Zeug kleiden und eine gewisse Behaglichkeit genießen. Sie kennen keine geschriebene Sprache und besitzen daher auch keine Litteratur, wenige nur verstehen Chinesisch und die Schulen, die man bei ihnen zur Verbreitung dieser Sprache eröffnet hat, haben keinen bedeutenden Erfolg erzielt.

Ihre Sprache scheint ganz verschieden von allen chinesischen Dialekten zu sein.

Die Chinesen betrachten sie mit einer gewissen Verachtung, nennen sie Ju-tsai und Ju-mui und erzählen allerlei merkwürdige Geschichten über ihre Stärke, Waidmannskunst und Grausamkeit und auch, daß sie zu den geschwänzten Menschen gehören. Sie sollen einander treu beistehen und sehr gastfrei sein, so sehr, daß der Gast, so lange er an einem Orte verbleibt, auch bei demselben Gastfreunde verweilen muß, um ihn nicht zu beleidigen. Ueber ihre Zahl ist man im Ungewissen, die Angaben schwanken zwischen 50 000 und einigen Hunderttausenden.

Der Thee und das Theetrinken in Sibirien[1]).

Chr. H. Vor einiger Zeit lasen wir in den Tagesblättern eine Notiz über den Theeverbrauch auf der Erde; das führte uns auf verschiedene Gedanken und giebt uns hier Veranlassung, vom Theetrinken in Sibirien zu reden. Wir (Sibirier) haben uns immer für die stärksten und für sehr leidenschaftliche Theetrinker gehalten. Wir lieben nicht nur den Thee, nein, in Sibirien wird das Theetrinken fast als eine heilige Handlung angesehen. Das Mittagsessen ist lange nicht so wichtig als das Theetrinken. Man ißt im Allgemeinen in Sibirien sehr viel: zu einem sibirischen Mittagsessen gehört, wie Jemand sich auszudrücken beliebte, der Magen eines Mastodon und die Verdauung eines Krokodils. Der Mensch inmitten des billigen Fleisches und billigen Mehles sorgt für seinen Magen insbesondere wohlwollend und gütig — er hat eben hier nichts anderes. Aber das Mittagsessen ist nur zur Befriedigung des thierischen Bedürfnisses gegeben; der Thee dagegen ist das Dessert, eine Leckerei, ein Genußmittel. Eine gute Hausfrau ist beim Theebereiten am Samowar (Theemaschine) wie in einem Heiligthume. Es gehört zu den nothwendigsten Eigenschaften einer Hausfrau, daß sie es versteht, den Thee zu bereiten. Viele kennen das Vergnügen des Theetrinkens, wenn eine liebenswürdige Wirthin den Thee freundlich einschenkt, wenn sie eine angenehme Stimmung beim Gaste erzeugt, indem sie ihm Glas auf Glas credenzt, den Thee seinem Geschmacke anpassend, und wie viele haben das Unbehagen gespürt, wenn die Hausfrau das Theeschenken als eine schwere Last betrachtet, wenn sie es nur mit Widerwillen ausübt, wenn sie ihnen ein Glas geschmacklosen kalten oder zu starken oder zu schwachen Thee einschenkt, wobei sie nicht genügend zum Weitertrinken nöthigt.

Das kann einen echten Theetrinker zur Verzweiflung bringen. Das Theetrinken hat in einer patriarchalischen

[1]) Auszüglich nach dem Russischen der „Oestlichen Rundschau“ (1886, Nr. 19).

Familie seine bestimmten Normen und Formen; es giebt eine besondere Etikette des Theetrinkens. Die Hausfrau bietet dem Gaste nach dem ersten Glase Thee das zweite an; der Gast lehnt ab: er deckt das Glas zu und thut ein Stück Zucker oben darauf. Endlich nach weiterer Nöthigung entschließt er sich, noch ein Glas zu trinken. Nach dem zweiten Glase wiederholt sich die Ceremonie und so geht es fort. In allen sibirischen Dörfern kennt man genau die große Vorliebe aller Durchreisenden für den Thee und setzt Jedem ohne viel zu fragen den mit siedendem Wasser gefüllten Samowar hin. Man sagt wohl scherzend, die an der Heerstraße wohnenden Sibirier leben davon, daß sie Thee ausschenken. Der Thee ist in Sibirien nicht allein in den Städten, sondern auch auf dem Lande bei begüterten Bauern zu finden; der Besitz eines Samowars ist bei den Wohlhabenden selbstverständlich, aber auch die Armen haben mitunter ihren Samowar. Wer im europäischen Rußland in irgend einem Dorfe, das nicht am Wege liegt, bei einem Bauern einen Samowar verlangt, dem antwortet man, daß nur ein einziger Samowar im ganzen Dorfe bei Schenkwirthen oder beim Kaufmann existirt, der Bauer hat keinen. In Sibirien ist das anders: jeder Bauer hat seinen Samowar und selbst der ärmste setzt alles daran, einen solchen zu besitzen. In den Städten, in den sogenannten Einfahrten (einfache Wirthshäuser), bei den großen Kaufleuten und den kleinen Händlern ist das Theetrinken durchweg stark im Schwunge — es kennt gar kein Maß; man trinkt bis zur Uebersättigung, wenn man damit sich übersättigen könnte, allein es ist eben ein Getränk, welches man zum bloßen Vergnügen und deshalb ohne Maß trinkt. Mit Verwunderung sieht man, daß unter den Strahlen der brennenden Julisonne die Leute in den Einfahrten, in den Poststationen, oder auch zu Hause um den glühendheißen Samowar herumsitzen und den heißen Trank statt einen kühlenden schlürfen. Aber daran ist eigentlich nichts Wunderbares, weil die von dem heißen Thee erregte starke Wasserausscheidung durch die Haut das Gefühl der Hitze mäßigt und den Durst eher stillt, als ein kühlendes Getränk.

Sobald der erste Morgen graut, steht bereits der Samowar auf dem Tische; man trinkt Thee und ißt dazu allerlei Backwerk, Kuchen, Fleischpasteten und dergleichen: das ist das Frühstück. Leute, welche mit Arbeiten beschäftigt sind, unterlassen es gewiß nicht, um die Mitte des Tages zum zweiten Male Thee zu trinken; zwischen 6 bis 7 Uhr nach dem Mittagsessen ist das Theetrinken obligatorisch für Alle. Wenn man beobachtet, wie viel in Kaufmanns- und Kleinbürgerfamilien im Theetrinken geleistet wird, so kann man in Versuchung kommen zu glauben, die Magen jener Leute seien wie Fässer ohne Boden. Der allerheißeste Thee schafft ihnen keine Hitze, bringt sie nicht in Schweiß, im Gegentheil alle fühlen ein gewisses Behagen und eine angenehme Gemüthsstimmung beim Trinken. Bei jeder Bewirthung giebt es Thee. Man bietet dem Gaste ein Glas Branntwein und sofort ein Glas Thee an. Es ist sehr wahrscheinlich, daß durch den Theegenuß das Branntweintrinken in Sibirien etwas eingeschränkt worden ist, jedoch noch lange nicht beseitigt. Das Theetrinken ist so sehr in alle Kreise hineingedrungen, daß es zu einer wahren Leidenschaft geworden ist, es ist ein Bedürfniß, ein Komfort, nach welchem Alle streben. Nicht selten ist es, daß bei jungen Eheleuten oder bei allmählich in bessere Verhältnisse gelangenden Personen es als ein Ideal des Glückes und des Wohlergehens gilt, sich einen Samowar kaufen zu können. Irgend ein Kleinbürger beginnt etwas zu verdienen und sofort träumt er davon, wie er sich jetzt komfortabel einrichten wolle, er kauft sich einen **zweiten** Samowar, dann einen **dritten**. Gestalt und Größe des Samowars nimmt allmählich zu. Und siehe da, eine Familie, welche sich auf dem Gipfel ihres Glückes befindet, besitzt einen Schatz von 12 glänzenden Samowaren. Kupfergeschirre und eine Theemaschine gehören zur Mitgift.

Die mittleren und niederen Volksklassen in Sibirien trinken den Thee ungesüßt, doch nehmen sie ein kleines Stückchen Zucker in den Mund (man nennt das „**den Zucker zubeißen**"); das geschieht aus Sparsamkeitsrücksichten, denn der Zucker ist sehr theuer. Man versüßt den Thee auch mit Honig, mit eingemachten Früchten, und in Transbaikalien benutzt man statt des Zuckers chinesischen Kandis. Diese Sparsamkeit hat Veranlassung gegeben zu dem Scherzworte, daß man in Sibirien Thee trinke und dabei den Zucker nur **betrachte**, oder daß ein Stück Zucker an einem Bindfaden über dem Tische aufgehängt sei, damit jeder nach Gutdünken mit der Zunge daran lecken könne. Arme Leute trinken den Thee ganz ohne Zucker, das Bedürfniß nach Süßigkeit ist bei ihnen gar nicht entwickelt. Der Thee wird auch oft mit Milch getrunken, woran kein Mangel ist, allein der echte Theetrinker setzt niemals Milch zu, damit er nur recht viel trinken kann.

Unter den Eingeborenen von Ostsibirien ist eine ganz besondere Theebereitung im Gebrauche. Man kocht den Thee mit Mehl, Milch, Butter und Salz und nennt das **karymschen Thee** oder **Saturan**: er ist nicht gerade schmackhaft, aber recht nahrhaft. Auf der Reise oder auf Expeditionen ist er unersetzlich. Man benutzt dazu aber den sogenannten **Ziegelthee**. Die Eingeborenen kochen ihn in kupfernen Kesseln; der Samowar ist nur ein Bedürfniß der Kulturmenschen. Wann der Samowar übrigens zum ersten Male aufgetaucht ist, weiß Niemand — es wäre nicht ohne Interesse, darüber nachzuforschen. Man pflegt zu sagen, der Samowar ist eine russische Erfindung. Ist das wahr? In welchem Jahrhundert trat der Samowar in Rußland auf? In China giebt es ein dem Samowar ähnliches Gefäß, welches jedoch zu ganz anderem Zwecke benutzt wird. — Es wäre auch interessant zu erfahren, wann das Theetrinken in Rußland in Gebrauch gekommen. Bei einzelnen der russischen Sektirern (Raskolniki) gilt auch heute noch das Theetrinken als eine Sünde; je weniger unter anderem der Gebrauch von Spiritnosen stattfindet, um so mehr trinken sie Thee, so z. B. sind die Molokanen und Skotschen große Verehrer desselben.

In Sibirien trinkt man meist Thee aus **Kjachta**; gefälscht wird er nicht; hier existiren große Theekenner und große Theeliebhaber. Im Hause eines Theehändlers wird der Thee nach seinen verschiedenen Sorten geordnet; es geschieht das mit großer Sorgfalt unter Anwendung einer außerordentlichen Sauberkeit; die Atmosphäre ist geschwängert vom Thee-Aroma. Russische Kaufleute, welche nach China gewandert sind, haben daselbst angefangen, Thee zu verarbeiten. Die Geschichte dieser russischen Faktoreien in China ist interessant. Kürzlich starb in China der bekannte russische Theehändler **Ponomarew**, welcher eine Methode erfunden hat, auch die besseren Theesorten in gleicher Weise, wie den Ziegelthee, in gepreßtem Zustande herzustellen. Die russischen Kaufleute in China führen ein angenehmes Leben — sie werden dort mehr zu Europäern, als sie es in Sibirien waren: sie sprechen fremde Sprachen, lesen ausländische Zeitungen und stehen im Durchschnitt auf einer höheren Bildungsstufe als ihre Mitbrüder in Irkutsk oder in Kjachta. — Die Ursache davon liegt in ihrer steten Berührung mit anderen Europäern in den Häfen Chinas. Etwas ganz anderes ist es in **Kjachta**: hier herrscht weder asiatische noch orientalische Kultur, hier fehlt auch der

chinesische Einfluß. Hier ist noch alt-russisches patriarchalisches Leben zu finden mit allen seinen Schattenseiten.

Der Thee ist früher nach Sibirien und nach Rußland nur durch Vermittelung der Händler über Kjachta gekommen; jetzt hat der dortige Handel in Folge des vermehrten Transportes des Thees zur See bedeutend abgenommen.

Lange Wagenzüge mit Theeballen beladen, gingen früher von Kjachta aus und schleppten sich durch Sibirien und weiter bis nach Moskau; der Transport der Theeballen war ein Erwerbszweig, welcher Viele ernährte; aber diese Art der Beförderung äußerte auch in anderer Weise ihren Einfluß auf die Kultur und die Entwickelung der Menschen. Jene Leute, welche den Thee beförderten, durchzogen ganz Rußland bis nach Moskau, sie erlebten viel, brachten viel Neues nach Hause, Gutes wie Schlechtes; der Theetransport war aber auch sehr vortheilhaft; den Personen wurde die Möglichkeit gewährt, sich etwas zu sparen, aus Fuhrbauern wurden mitunter Kaufleute.

Bei der früheren Art und Weise, den Thee zu transportiren, gab es eine sehr eigenthümliche Methode, sich in Sibirien Thee auf sehr wohlfeile Weise zu beschaffen; doch artete sie mitunter in Raub aus, welcher den Theehändlern großen Schaden brachte. Das System gründet sich auf die Gewohnheit und das Recht der die Theetransporte begleitenden Aufseher, sich zu vergewissern, ob die Theeballen (welche Zibik genannt werden) wirklich Thee enthielten. Man benutzt dazu einen bestimmten Kontrol-Apparat, bekannt unter dem Namen „Sawok"; es war ein langer hohler Stab, welcher durch den Fellüberzug des Theeballens gestoßen wurde und mit welchem man einige Prisen Thee herausholen konnte. Die Aufseher mißbrauchten dieses Kontrolmittel, die Fuhrbauern benutzten es gleichfalls, um sich in den Besitz von Thee zu setzen; man konnte mit Leichtigkeit von einem großen Theetransporte an jedem Orte, wo derselbe Halt machte, einige Pfund Thee sammeln, welche sofort an Ort und Stelle verkauft wurden. — Allmählich ist dies Raubsystem aus der Mode gekommen; aber die an der Heerstraße Wohnenden haben sich so sehr an den Gebrauch des billigen Thees gewöhnt, daß sie, als die Theepreise stark stiegen, zu allerlei anderen Kräutern griffen, um dadurch den Thee zu ersetzen.

Man glaubt gewöhnlich, daß in Rußland mehr Thee als irgend anderswo konsumirt wird; allein diese Auffassung wird durch Zahlen widerlegt. Das dort verbrauchte Theequantum ist im Vergleiche mit anderen Staaten, China und Japan ausgenommen, unter Berücksichtigung der Einwohnerzahl sehr gering. In England beträgt der Theekonsum im Jahre durchschnittlich 5 Pfund auf den Kopf, in Kanada und Neufoundland 3 Pfund, in Nordamerika $1^1/_3$ Pfund, in Rußland dagegen nur $^1/_3$ Pfund. Der bedeutende Theekonsum in England wird zum Theil erklärt durch die große Billigkeit des Thees; ein Pfund kostet nur 1 bis 2 Schilling (1 bis 2 Mark), in Rußland muß der Bauer für den schlechtesten Thee $1^1/_2$ Rubel (ca. 3 Mark) bezahlen. Es verhält sich mit dem Theekonsume wie mit dem Branntweingenusse in Rußland; es wird im Einzelnen mehr getrunken als in den außerrussischen Ländern, aber im Durchschnitt ist das Quantum auf den Kopf doch geringer.

Kürzere Mittheilungen.

Ueber die Europäer auf der portugiesischen Westküste Afrikas.

Der holländische Reisende van der Kellen hat nach langer Unterbrechung wieder einmal von sich hören lassen (Nieuws v. d. Dag, 21. September); seine Mittheilungen beziehen sich theils auf die Buren, theils auf die Portugiesen.

Was erstere betrifft, theilt er mit, daß im December v. J. der Kommandant der Buren, Gerrit van de Merwe, in Begleitung von Gerrit Alberts nach der Kapstadt gegangen ist, um Transvaal und den Oranje-Freistaat zu besuchen. Die Buren von Humpata haben durchaus keine Lust, nach Transvaal zurückzukehren; im Gegentheil verräth sich in der südafrikanischen Republik eine gewisse Neigung, dem gegebenen Beispiele zu folgen und nach Humpata zu ziehen. Verschiedene kleine Züge deuten darauf hin, daß die Ausgewanderten sich mehr und mehr in der neuen Heimath zu Hause fühlen, Heirathen mit Portugiesen sowohl wie mit englischen Katholiken sind vorgekommen.

Was die Verhältnisse der portugiesischen Besitzungen betrifft, so entnehmen wir den Berichten v. d. Kellen's Folgendes. Die Ausdehnung des Landes ist ungeheuer, die Oberfläche des portugiesischen Gebietes wird auf mehr als 800000 Quadratkilometer geschätzt; die Angaben über die Stärke der Bevölkerung weichen sehr von einander ab, man hört zwei, aber auch neun Millionen nennen. Wenn man selbst die höchste Angabe annehmen wollte, würde man für den Quadratkilometer eine Bevölkerung von nur 11 Seelen erhalten. Das ausgedehnte Gebiet ist in drei Provinzen getheilt, Angola, Benguela und Mossamedes. Der Gouverneur hat seinen Sitz in San Paulo de Loanda, dem Hauptorte der erstgenannten Provinz, die Untergouverneure residiren in San Felipe de Benguella und in Mossamedes. Die Ortsobrigkeiten sind Officiere der Kolonial-Armee, welche die höchste Gewalt — bürgerliche sowohl als militärische — in Händen haben. Es scheint, daß sie außerdem auch Handelsgeschäfte betreiben; wenigstens giebt v. d. Kellen an, daß er einige dieser Herren angetroffen hat, die drei oder vier Geschäftshäuser besitzen, so daß es erklärlich ist, wenn für die Amtsgeschäfte nicht viel Zeit übrig bleibt.

Es wird auch zuweilen sowohl über den despotischen Druck, den die Beamten ausüben, als auch über ihre Nachlässigkeit und Bequemlichkeit geklagt. Sie bekümmern sich im Allgemeinen nur um die weiße Bevölkerung, die Schwarzen werden ihrem eigenen Schicksale überlassen. Die Neger bezahlen gar keine, die Weißen nur sehr geringe Steuern, die hohen Ein- und Ausfuhrzölle sind die hauptsächlichsten Einnahmequellen, durch welche die Ausgaben gedeckt werden.

Das Vertheidigungswesen der Kolonie kann nicht sehr gerühmt werden. Beinahe die ganze koloniale Armee besteht aus schwarzen Soldaten, namentlich Eingeborenen, die sich des einen oder anderen Vergehens schuldig gemacht haben und zur Strafe in den Soldatenrock gesteckt worden sind. Daß auf solche Soldaten kein Verlaß ist, hat neuerdings wieder der sogenannte Hombe-Krieg gezeigt.

Hombe oder Humbe ist ein Fort, welches an dem Vereinigungspunkte des Caculavar mit dem Cunene liegt. Im November 1885 wurde zu Humpata gemeldet, daß die Neger das Fort angegriffen hätten. Alle Weißen hatten sich dorthin zurückgezogen, ihre Wohnungen waren ausgeplündert und verbrannt worden. Bei den Belagerten war Mangel an Munition eingetreten und sie sahen sehnsüchtig nach Hilfe

aus. Natürlich verbreitete sich auch manches übertriebene Gerücht; so sollten alle Weißen getödtet sein, und wenn auch die Uebertreibung leicht erkannt wurde, war doch die Lage wirklich ernst genug. Die Europäer, Portugiesen sowohl wie Fremde, haben sich aus Eigennutz die Schwarzen zu erbitterten Feinden gemacht. So lange die Sklavenjagden und die Sklaverei, diese Krebsschäden des afrikanischen Lebens, trotz des ernsten Kampfes, welchen die portugiesische Regierung gegen dieselbe führt, wenn auch in verdeckter Form, fortdauern, bleibt der Schwarze der natürliche Feind des Weißen und ein gutes Verhältniß zwischen beiden kann sich nicht herausbilden. Trotzdem haben die Kaufleute kein Bedenken getragen, um die Wette den Schwarzen immer bessere Waffen zu verschaffen und sie so für die wenigen Weißen, denen sie doch nicht freundlich gesinnt sind, immer gefährlicher zu machen.

Das Rauben und Morden in der Gegend von Humbe dauerte fort, da die Regierung keine Mittel besaß, der Sache ein Ende zu machen, und immer mehr Negerstämme nahmen an demselben Theil. In dieser Noth traten die Buren für die Regierung ein, wie dies schon vorher bei der Umballa-Expedition der Fall gewesen war. Sie entsetzten Humbe, doch als sie abmarschirt waren, wurde der Ort aufs Neue von den Negern bedrängt. Die Regenzeit hat bis jetzt (der Brief ist vom März) es nicht erlaubt, entscheidende Schritte zu thun; die Absicht besteht, im Mai einen neuen Zug dorthin zu unternehmen.

Ein Theil der Schwierigkeiten, welche die portugiesische Regierung in Afrika zu überwinden hat, entsteht durch das Benehmen der im Inneren der Besitzung lebenden Kolonisten. Der größere Theil derselben besteht aus Personen, welche aus Brasilien eingewandert sind; andere sind zur Strafe dorthin geschickt oder sind Nachkommen solcher Verbannten. Indem sie immer weiter ins Innere vordrangen, begründeten sie die großen Pflanzungen (Fazendas) und Branntweinfabriken, die man hier so häufig findet. Orte wie Huila, Capangombe, Hombe u. s. w. haben ihnen zum Theil ihr Aufblühen zu verdanken. Früher lag eine Haupteinnahmequelle für sie im Aufkaufen oder Einfangen von Sklaven, doch seit der Krieg in Amerika dieses Feld brach gelegt hat, betreiben sie mehr Plantagenwirthschaft und Handel in Landesprodukten, sowie namentlich Branntweinfabrikation. Dieser zuletzt genannte Industriezweig ist ganz unentbehrlich, da Branntwein das beliebteste Tauschmittel für den Handel ist, indem die Mandombe den „Omewa Malulu", den Branntwein, sehr lieben. Derselbe wird meistens aus Zuckerrohr bereitet.

Diese Leute leben gewöhnlich in sehr großen Gebäuden, welche der starken Mauern wegen, die zum Schutze gegen die Schwarzen nöthig sind, ein festungsähnliches Aussehen haben. Auf den Fremden wirkt das Innere sehr überraschend; zwischen den Mauern halten sich außer den Menschen auch die Hausthiere auf, einige roh bearbeitete Möbel machen den ganzen Hausrath aus und der größte Theil des Raumes dient als Waarenlager. Um die Häuser liegen die Anpflanzungen, welche immer von Negern, die gewöhnlich in der Zahl von 150 bis 200 auf der Plantage anwesend sind, bearbeitet werden; obwohl ihre Stellung kontraktlich gesichert ist, kann man sie für nicht viel mehr als Sklaven ansehen. Wie wir schon angedeutet haben, ist trotz des ernsten Willens der portugiesischen Regierung die Sklaverei mehr dem Namen nach als in Wirklichkeit abgeschafft.

Eigenthümlich ist es, daß dieselben portugiesischen Kolonisten, welche den Schwarzen mit Härte behandeln, gegenüber ihren weißen Brüdern, welcher Nation dieselben auch angehören mögen, zuvorkommend und opferbereit sind und dem Fremden die unbeschränkteste Gastfreiheit entgegen bringen.

Selten sieht man im Inneren eine europäische Frau; die Kolonisten leben gewöhnlich mit einer schwarzen Haushälterin; die Sittlichkeit steht im Allgemeinen auf einer geringen Stufe. Auch dem Trunke sind beide Geschlechter ergeben, was zu unangenehmen Scenen führt, die leider nicht Ausnahme, sondern Regel sind. Allerdings trifft das hier Gesagte nur bei den im Inneren wohnenden Kolonisten zu, an der Küste stehen dieselben auf einer viel höheren Stufe. Auch der Unterricht läßt im Inneren viel zu wünschen übrig; außer der Schule der Mission Catholique trifft man keine andere derartige Einrichtung. Wenige haben es daher auch bis zum Lesen und Schreiben gebracht.

Glaciale Erscheinungen im Hartgebirge[1]).

II.

Gelegentlich eines längeren Sommeraufenthaltes im Herzen der pfälzischen Wasserscheide zu **Johanniskreuz**, wo sich nach allen Seiten die Thalungen des Schwarzbaches, Erlenbaches, der Burgalb, der Mooralb u. A. grüßen und scheiden, hatte Verfasser Gelegenheit, eine Reihe von Erosionserscheinungen zu beobachten, welche sich mit der Kraft der gewöhnlich wirkenden Atmosphärilien nicht erklären lassen. Zwei Thalwände besonders regen zu solchen Zweifeln und anderweitigen Erklärungsversuchen an. Das eine Thal liegt ca. $3^1/_2$ km südlich von Johanniskreuz und schneidet in das Gebirgsmassiv in südöstlicher Richtung ein, um über den Schacherhübel zur dortigen höchsten Erhebung des Hartgebirges, dem „hohen Heltersberg" (696 m) und dem „Eichkopfe" (610 m) zu führen. Das enge, romantische Thal führt den bezeichnenden Namen „Teufelsloch" und sein Wasser geht zur Burgalb. Ueber dem Rande des Thaleinschnittes befindet sich nach O hin eine allmählich anschwellende Höhe, das Pferdsbrunneneck (570 m), welche plateaumäßig in langsamem Ansteigen zum Fuße der oben genannten Höhen führt.

Die Ostwand dieses Thaleinschnittes ist nun mit gewaltigen, über einander gestürzten Felsblöcken (Buntsandstein) bedeckt. Sie sind vielfach von tiefen Schrammen gefurcht und an den Ecken abgerundet. Dieselben befinden sich keineswegs im Niveau ihres Lagers, sondern sind schief über einander gethürmt, viele stehen umgekehrt oder wenigstens auf der Schmalkante. An manchen Stellen sind fünf, sechs Felstrümmer hoch über einander gestürzt, so daß sich den Blicken ein wahres **Felsmeer** bietet. Am Fuße eines nach W ausgebeugten Thaleckes hat sich in einer Länge von ca. 150 m eine wahre Moräne gebildet, welche aus den hoch oben herabgefallenen Felsblöcken besteht (dieselbe ist auf der bayerischen Generalstabskarte angedeutet, Blatt Kaiserslautern). Die ganze Wand hat eine Länge von ca. 1 km. Die gegenüberliegende Thalseite trägt nur ganz vereinzelte Blöcke. Die Neigung der Hänge beträgt 30 bis 40°.

Eine zweite derartige Erscheinung findet sich im sogenannten **Karlsthale**. Dasselbe bildet das unterhalb und südwestlich von **Trippstadt** gelegene, von SO nach NW ziehende Durchbruchsthal der **Mooralb**. Auf die Länge eines Kilometers zwischen dem oberen Eisenhammer des Freiherrn von Gienanth (von hier soll Schiller den Stoff zu seiner Ballade: „Der Gang nach dem Eisenhammer" genommen haben) und der malerisch vorspringenden Burgruine Wilenstein ist der Nordosthang des Thälchens von gewaltigen, über einander liegenden Felsblöcken bedeckt, welche oftmals mit ihren unregelmäßig über einander gestürzten Massen, Höhlen und Grotten sperrende Riegel und hochragende Thürme bilden (vergl. August Becker: Die Pfalz und die Pfälzer, S. 656 bis 657). Wie im „Teufelsloch" überwölben schlanke Buchen die enge Felsschlucht, so daß kein Sonnenstrahl hineinzudringen vermag. A. Becker sagt wörtlich über das Karlsthal: „Man sieht hier jenes seltsame Naturspiel, die Oefen der Salzach, am Paß Lueg, zwischen Golling und Werfen im kleinen Maßstabe." Die Blöcke sind vielfach von Rinnen gefurcht und an den Ecken abgerundet. Auch

---

[1]) Vergl. oben S. 173.

vom oberen Rande des Karlsthales schwillt das Plateau im Hadeswalde mäßig an bis zu einem Höhenpunkte von 435 m. Die Steigung des Thalhanges übersteigt 40° nicht.

Beide Felsmeere bieten als Analogon die Thatsache, daß die Blöcke weder von ihrer jetzigen Unterlage durch Erosion ausgewaschen sein können — sie liegen ja vielfach über einander — und daß dieselben ebenso wenig durch die Wasser des Teufelsloches und der Mooralb längs der Thalfurche hinabgewälzt wurden. Dann müßte zumeist der Längsdurchmesser der parallelepipedischen Blöcke parallel dem des Thaleinschnittes liegen. Das ist aber nicht der Fall, sondern zumeist umgekehrt steht ihr Durchmesser senkrecht auf der Thallinie. Beide Thatsachen beweisen strikte, daß diese Blöcke weder von einer lokalen Auswaschung, noch von der Thalerosion an ihre jetzige Stelle bewegt werden konnten. Sie entstammen vielmehr von den Rändern der im Teufelsloch nach O, im Karlsthal nach W gelegenen Hochfläche. Von dieser aus wurden sie durch eine mächtige elementare Gewalt zum Rande des Hochplateaus und dann den Hang hinab gestürzt, um jetzt im wilden Durcheinander den Forscher zu reizen, den Aesthetiker zu entzücken. Von diesen zwei Hochplateaus gehen jetzt trotz der außerordentlich dichten Bewaldung mit mächtigen Buchen und Eichen so schwache Wasserrinnsale aus, daß selbst bei der Annahme einer verdoppelten Niederschlagsmenge die Kraft dieser Wassermenge unmöglich hätte eine dieser Hunderte von Centnern schweren Felsmassen bewegen können. Zur Erklärung dieser „Felsmeere" müssen daher von uns glaciale Erscheinungen angezogen werden. Wie in der Vorderpfalz der 683 m hohe Kalmit, so war auch im Herzen der Hart der mittlere vom Winterberg bei Niederbronn (577 m) über den Eschkopf (610 m) bis zum Harteskopf bei Hochspeyer (453 m) ziehende mittlere Gebirgszug in seinen Hochtheilen vergletschert[1]). Die Eismassen erodirten bei ihrem Vor- und Rückgange ihre Unterlage, die obersten Sandsteinmassen, und schoben diese als einzelne Blöcke bis zum Rande des Hochplateaus vor. Dort stürzten sie dieselben nach und nach in die Tiefe der Gebirgsspalten hinab, welche schon vor der Eiszeit aus tektonischen Gründen entstanden waren. Diese „Felsmeere" sind demnach als die Reste ehemaliger Stirnmoränen der mittleren Hartgletscher anzusehen, welche früher auf den Hochplateaus des Gebirges lagen und allmählich durch das vorrückende Gletschereis in die Tiefen des Teufelsloches und des Karlsthales vorgeschoben wurden.

Es ist selbstverständlich, daß sich ähnliche glaciale Erscheinungen im Hartgebirge öfter vorfinden müssen. Allein nur in der Mitte der Pfalz umlagert die Hochgipfel des Gebirges ein Plateau, von welchem aus die ehemaligen Moränen in die nahen Thalspalten geschoben und dort bei der geringen Wassermenge der Gegenwart erhalten wurden. An anderen Stellen rollten entweder die von Moränen herrührenden Blöcke nach allen Seiten aus einander und fielen unten der zermalmenden Kraft der Bäche zum Opfer, wie zumeist in der Vorderpfalz am Ostrande der Hart, oder aber, wie auf dem — außerdem zu niedrigen — Muschelkalkplateau des Westrichs südlich von Landstuhl-Hamburg, verhinderte die Muldenform der Hochplateaus die Bildung der nur auf mäßig abgedachtem Terrain zur Entstehung kommenden Stirnmoränen.

Dürkheim, Oktober 1886. Dr. C. Mehlis.

[1]) Vergl. Lepsius: „Die oberrheinische Tiefebene und ihre Randgebirge." S. 47.

Die Gletscher Australiens.

R. von Lendenfeld berichtet in „Nature" vom 30. September d. J. über seine Forschungen, die er in Bezug auf vorhandene Gletscherspuren in den Australischen Alpen im vorigen und diesem Jahre angestellt hat. Nachdem er zunächst die Gletscherperiode Neu-Seelands besprochen und die hierauf bezüglichen Untersuchungen kurz erwähnt hat, kommt er auf Australien selbst zu sprechen. Er führt hierbei kurz die Resultate an, zu denen frühere Forscher hinsichtlich einer etwa früher in Australien vorhanden gewesenen Gletscherepoche gekommen waren und entwirft dann ein ausführliches Bild der Physiographie der Australischen Alpen. Diese Darstellung bringt neben dem geologischen Bau noch die Höhenverhältnisse dieses denudirten, jetzt mehr plateauartigen Gebirges und endlich auch Einiges über den Niederschlag und das Klima überhaupt. Danach schneit es in den Australischen Alpen im Winter ganz beträchtlich. Zugleich bildet sich eine (auch in unserem Schwarzwalde beobachtete) Erscheinung heraus, daß nämlich der im Winter vorherrschende Westwind den Schnee von den Westgehängen über das Gebirge wegträgt und an der Ostseite ablagert. Diese Schneemassen verschwinden niemals ganz im Sommer, so daß man in den Australischen Alpen in einer Höhe von 6500 Fuß ewigem Schnee begegnet. Die ausnehmend reine und durchsichtige australische Luft bietet der nächtlichen Ausstrahlung kein Hinderniß, so daß es häufig in der Nacht, selbst im Sommer, von 5000 Fuß Höhe ab friert. R. von Lendenfeld beobachtete selbst auf dem Mount Kosciusco im Januar 1885 (unserem Juli entsprechend) strengen Frost, während im benachbarten Tieflande intensive Hitze herrschte. Es liegen also in den Australischen Alpen die Verhältnisse so, daß bei etwas kälterem und feuchterem Klima hier sicher noch in der Gegenwart Gletscher angetroffen werden müßten.

„Es scheint daher", sagt v. Lendenfeld, „sehr verwunderlich, daß die älteren Forscher über die australische Vergletscherung ein Urtheil abgegeben haben, ohne die Alpen selbst zu prüfen. Denn wenn keine Gletscherspuren im Tieflande gefunden werden, so können sie doch in den Alpen gefunden werden; und wenn Gletscherspuren sich im Tieflande finden, um wie viel ausgeprägter müssen sie dann erst im Gebirge vorkommen." Der Verfasser unternahm deshalb im Jahre 1885 und 1886 zwei Expeditionen in die Australischen Alpen. Auf der ersten besuchte er die Kosciusco-Gruppe und bestieg den Mueller-Peak sowie den Mount Townsend und in diesem Jahre bestieg er den höchsten Berg in Viktoria, den Mount Bogong, in Begleitung des Herrn James Stirling, Bezirksvorsteher von Omeo. Auf beiden Reisen kam der Verfasser durch bisher völlig unbekannte Gebiete, besonders nördlich vom Mount Bogong. Ueberall fand er Gletscherspuren in Menge und in einem genügend erhaltenen Zustande, um sie ohne Zweifel als solche zu erkennen. Auf den Thalseiten der Zuflüsse des Snowy River, welcher die östlichen Gehänge des Kosciuscoplateaus entwässert, fand er eine Menge sogenannter roches moutonnées in Höhen von über 5800 Fuß und hoch oben über den Thalsohlen. Auch in einigen Theilen des Tafellandes wurden derartige Gebilde gefunden. Besonders gut erhalten waren sie im Wilkinson-Thal, dessen oberer Theil zwischen Mount Townsend und Mueller Peak gelegen ist. Der Boden des oberen Theiles dieses Thales ist eine breite und flache Ebene, etwa 6260 Fuß über der See. Die umgebenden Hügelränder sind bis auf etwa 800 Fuß über dem Thalboden durch Gletscherthätigkeit abgetragen, wobei die obere Grenze dieser Eisthätigkeit so deutlich angezeigt ist, wie in vielen Thälern der Europäischen Alpen, und dadurch auch die Dicke dieses prähistorischen Eisstromes klar angegeben wird. Auf den südlichen Gehängen des Mount Bogong und ebenso auf den Vorsprüngen der nördlichen Gebirgsseite werden erratische Blöcke aus Basalt gefunden, welche nur durch Eisthätigkeit hierher geschafft worden sein können. In dem Thale des Mountain Creek, nördlich des Mount Bogong, findet sich auch eine große und gut erhaltene Endmoräne in einer Höhe von 2800 Fuß, und einige Spuren anderer Moränen noch weiter thalabwärts. Diese große Moräne ist sorgfältig durch v. Lendenfeld und Stirling untersucht worden, wobei sich ergab, daß sie aus Felstrümmern verschiedener

Art in wirrem Durcheinander zusammengesetzt ist. Sie erstreckt sich von einer Thalseite zur anderen und wird nahe der Mitte durch den Mountain Creek durchbrochen.

Diese beiden Forschungsreisen in die Australischen Alpen zeigen daher deutlich, daß dereinst diese Gebirge vergletschert waren und die Entdeckung der erwähnten Moräne in Verbindung mit Stirling's Untersuchungen im Livingstone-Thale beweisen, daß die Eisströme der Gletscherperiode Australiens zu sehr niedrigen Höhen herabgereicht haben müssen. Bis 2000 Fuß sind in verschiedenen Theilen der Alpen Gletscherspuren gefunden worden, ebenso in den hohen Gebirgen bei Adelaide. Von C. Wilkinson und anderen hervorragenden australischen Geologen wird daher behauptet, daß eine niederschlagsreiche Periode in der Miocän-Epoche bestand, und es ist außer Zweifel, daß eine gleiche Periode in der Gegenwart gleichzeitig eine neue Vergletscherung bedingen würde.

Ob endlich die Vergletscherung Australiens und die Neu-Seelands zu gleicher Zeit stattgefunden hat, ist schwer zu entscheiden, denn die bessere Erhaltung der Ritzen in Neu-Seeland ist nur dem dort vorkommenden härteren Gestein zuzuschreiben, welches den klimatischen Einflüssen besser widersteht als der schnell verwitternde Granit der Australischen Alpen. Ob endlich die Vergletscherung Australiens mit der Europas gleichzeitig war, muß späteren Forschungen zur Entscheidung überlassen werden.

Aus allen Erdtheilen.

Europa.

— Der „Staatsanzeiger für das Königreich Württemberg" berichtet: In den letzten Tagen (des September) war auf Einladung Württembergs eine Kommission der Uferstaaten des Bodensees in Friedrichshafen versammelt. In Folge einer Anregung des Bodensee-Vereins (in erster Linie des Grafen Eberhard von Zeppelin in Konstanz) sollte eine gemeinsame Arbeit der Uferstaaten zur Erforschung des Sees in Beziehung auf seine Bodengestaltung, die physikalischen und chemischen Eigenschaften seines Wassers und die Tiefenfauna eingeleitet werden. Seit 1826 war in dieser Richtung nichts mehr geschehen. Damals hatte der Kommissar der Landesvermessung, v. Gasser, eine Reihe von Bodensee-Profilen im Auftrage der württembergischen Regierung gemessen. Alles was die Litteratur des Bodensees über Tiefe und Gestalt des Beckens giebt, beruht auf diesen Messungen, so insbesondere die Angabe der größten Tiefe von 276 m zwischen Friedrichshafen und Romanshorn. Auch die neueste Beschreibung von Württemberg war lediglich auf Gasser's Messungen angewiesen. Dieser allzu dürftigen Kenntniß des größten deutschen Sees soll nun abgeholfen werden. Die Kommission fand schon einen tüchtigen Anfang vor in den Arbeiten des eidgenössischen topographischen Bureaus, welches für Zwecke der Siegfried'schen Karte der Schweiz (im Maßstabe 1:25000) längs des ganzen Schweizer Ufers und noch weit in den See hinein in den letzten Jahren eine große Zahl von Lothungen hat ausführen lassen (etwa 25 auf den Quadratkilometer). Bei diesem Stande der Sache einigten sich die Delegirten rasch zu dem Antrage an ihre Regierungen, es möge jenes Bureau gebeten werden, die Lothungen am Schweizer Ufer auf den ganzen See auszudehnen und eine Originaltiefenkarte herzustellen. Außerdem einigte man sich dahin, daß auf gemeinschaftliche Kosten Untersuchungen über Temperatur, Lichtdurchlassung, Tiefenfauna &c. angestellt werden, in der Art, wie Prof. Forel (an der Akademie Lausanne) im Genfer See in mustergiltiger Weise dies gethan hat. Wir dürfen somit hoffen, daß nach Verlauf weniger Jahre eine Karte und eine Reihe wissenschaftlicher Arbeiten vorliegen werden, welche unsere Kenntniß vom See in ganz anderer Weise als bisher erscheinen lassen wird.

— Eine sorgfältige Berichtigung hat kürzlich die hydrographische Karte des Genfer Sees durch Hornlimann erhalten, welcher Tiefenmessungen mittels der Stahldrahtmethode vorgenommen hat. Es ist hiernach ersichtlich, daß zwischen Lutry, Ouchy, Evian und La Tour-ronde der Seeboden absolut horizontal ist. Auf Entfernungen von 2 km und mehr betrugen die Differenzen bezüglich der Tiefe 10 bis 15 cm, eine Größe, welche sich zwischen den Grenzen der Beobachtungsfehler bewegt. Die tiefste Stelle wurde auf der Linie angetroffen, welche die Mündung des Flon unterhalb Lausanne mit der Kirche von Evian verbindet. Dieselbe betrug 310 m (etwa 1034 engl. Fuß), und liegt die Stelle gegen 7 km von der Schweizer und 5 km von der Savoyer Seite entfernt. Der Seeboden liegt hier 219 engl. Fuß über dem Weltmeere.

— Vice-Admiral Thomasset reichte kürzlich bei der französischen Regierung ein Gesuch ein um Concessionirung einer Gesellschaft, welche aus Paris eine Hafenstadt zu machen beabsichtigt, so daß große Schiffe direkt bis Paris kommen könnten. Der Kanal, welcher dem Laufe der Seine folgt, würde doppelt so breit sein als der Suez-Kanal. Der Hafen würde zwischen St. Denis und Poissy liegen. Die Kosten der Arbeiten betragen 110 Millionen Francs. Die Gesellschaft nimmt die Unterstützung des Staates nicht in Anspruch, sondern nur eine Concessionsdauer von 99 Jahren und das Recht der Einhebung gewisser Durchfahrttaxen für die Zeit der Concession. (Allgem. Zeitung vom 9. Okt.)

— Alexander de Rothe, ein Ingenieur, welcher unter Lesseps beim Bau des Panama-Kanals thätig gewesen ist, hat den Regierungen von Dänemark und Schweden das Projekt eines unterseeischen Eisenbahntunnels unter dem Sunde zwischen Malmö und Kopenhagen vorgelegt. Der Tunnel soll eine Gesammtlänge von 12 km haben, von denen drei zwischen Amager und die kleine Insel Saltholm und neun zwischen Saltholm und Schweden zu liegen kommen. Das zu durchbrechende Gestein ähnelt sehr dem in dem Kanale zwischen England und Frankreich und soll der Ausführung des Unternehmens keinerlei Schwierigkeiten bereiten. Die Baukosten sind auf 30000000 Francs berechnet worden. Die schwedische Regierung nimmt ein großes Interesse an diesem Plane, während Dänemark gegenwärtig sich noch ablehnend verhält. Jedoch hegt Herr de Rothe Hoffnungen auf einen glücklichen Ausgang der Verhandlungen. Der Tunnel würde von der größten Wichtigkeit für die zukünftige Handelsverbindung zwischen Schweden und Norwegen sowie weiterhin von Rußland mit dem ganzen Kontinente sein, da beladene Eisenbahnwagen alsdann vom Norden Norwegens, Schwedens oder Finnlands herab bis zu dem Südende Italiens gefahren werden könnten.

(Chamber of Commerce Journal, Sept. 1886.)

Asien.

— Der russische Ingenieur Myschenkow hat 230 Werst von Schir-Abad und 30 Werst vom Amu-Darja entfernt eine Fundstätte von Naphta in ebener und günstiger Gegend entdeckt.

— Die sibirische Universität in Tomsk, deren Eröffnung auf einen unbestimmten Zeitraum verschoben wird, verfügt gegenwärtig über ein Stipendienkapital von 80000 Rubel, von deren Zinsen 15 Stipendiaten erhalten werden können.

— A. Sibirjakow hat einen neuen Dampfer erworben, welcher im nächsten Frühjahre den Jenissei und Angara befahren wird.

— Der Obi-Jenissei-Kanal wird nicht vor Frühjahr 1887 beendet sein; das Tundragebiet der letzten 3 Werst bietet außerordentliche Schwierigkeiten.

— Die russische Presse schreibt der Aufhebung des Freihafens von Batum den Umstand zu, daß auf dem großen Jahrmarkt von Nishnij-Nowgorod im Verhältniß zum vorigen Jahre doppelt so große Einkäufe für Transkaukasien gemacht worden sind.

Afrika.

— Im „Boletim Official do Governo Geral da Provincia de Moçambique" (24. Juli 1886) finden sich Einzelheiten einer portugiesischen militärischen Expedition, welche zur Bestrafung eines Angriffes der Eingeborenen ausgerüstet wurde, den dieselben gegen den Kapitän Paiva Andrada ausgeführt hatten, und wobei der einzige weiße Begleiter desselben seinen Tod fand. Indem wir von den politischen Resultaten der Expedition absehen, erfahren wir aus dem Berichte, daß das durchwanderte Land, welches sich bis an die östliche Grenze des Betschuanalandes erstreckt, als ungesund anzusehen ist, wobei man jedoch berücksichtigen muß, daß das Tiefland unmittelbar nach der Regenzeit durchzogen wurde. In diesem Gebiete giebt es aber trotzdem einige Erhebungen, welche gesunde Oertlichkeiten für Ansiedlung darbieten. Es ist jenes niedrige ebene Land, welches an die Berge angrenzt, auf denen der Pungwe, Bozi, Sabi und deren Nebenflüsse ihre Quellen haben. In allen diesen Tieflandflüssen wird alluviales Gold gefunden, und Major Moura sagt in seinem Berichte, daß dies den einzigen Handelsartikel mit den Eingeborenen bilde. Das Gold dieser Tieflandflüsse wird von dem höheren Lande durch Auswaschen der goldführenden Adern herabgeführt worden sein. Ueberreste alter Minen werden dort gefunden, so daß kein Zweifel ist, daß ehemals das Gold auch bergmännisch, nicht nur durch Waschen, gewonnen wurde. Gegenwärtig besitzen die Eingeborenen jedoch keine Kenntniß der früheren Verhältnisse und wenden die letztere Methode an. Viele Jahre der Unbeständigkeit und feindlicher Einfälle scheinen die Eingeborenen schrecklich demoralisirt zu haben, so daß es wünschenswerth ist, hier bald durch eine geordnete Regierung Verbesserungen zu schaffen.

— Vom Congo kommen bittere Klagen über Scherereien, welche dem Handel aus den von der Regierung neuerdings eingeführten Ausfuhrzöllen erwachsen. Es sind weniger die Zölle selbst, als die Art und Weise der Erhebung und das Personal, über welches geklagt wird. Auch mit der Sicherheit soll es durchaus nicht gut bestellt sein; früher war man auf Selbsthilfe angewiesen und fand es deshalb ziemlich leicht, sich den nöthigen Respekt zu verschaffen, auch ohne Gewalt; jetzt will die Regierung die Ordnung aufrecht erhalten, hat aber keine Mittel dazu. Die Behauptung des „Mouvement Géographique", daß die Regierung fünf Dampfer auf dem oberen Congo habe, hat sehr erheiternd gewirkt, da man weiß, daß der „En avant" allein noch übrig und in sehr betrübendem Zustande ist.

Australien.

— Der „Weiße-Insel-Vulkan" in der Planty-Bai an der Nordküste Neuseelands befindet sich gegenwärtig in Thätigkeit und stößt eine mächtige Feuer- und Rauch-Säule aus, die gegen 100 Fuß Höhe erreicht (vergl. oben S. 304).

— Ende Juni ist eine von 10200 selbständigen Kolonisten des nördlichen Queensland unterzeichnete Petition an die Königin von England abgegangen, mit der Bitte, daß der Norden von Queensland von Cape Palmerston in 21° 30' südl. Br. und 149° 30' östl. von Gr. ab zu einer besonderen Kolonie erhoben werde.

Inseln des Stillen Oceans.

— Nach einem Telegramme aus Melbourne hat am 5. Oktober ein vulkanischer Ausbruch auf der zur Tonga-Gruppe gehörenden Insel Niapu stattgefunden. Zwei Drittel der Insel sind vollständig mit vulkanischer Asche überdeckt.

Nordamerika.

— Für den amerikanischen Forst-Kongreß ist eine Uebersicht verfaßt worden, welche die Ausdehnung des Waldlandes in den Vereinigten Staaten sowie die Anzahl Acre an Wald zeigt, welche jährlich vernichtet wird. Danach hat es den Anschein, als ob Amerika keineswegs so stark bewaldet ist, wie man gewöhnlich annimmt, und wenn man den Waldreichthum procentisch vertheilt, so kann es sich mit vielen europäischen Ländern nicht vergleichen. Das Gesammtareal der Vereinigten Staaten beträgt 1856077400 Acre und hiervon sind nur 440990000 Acre oder etwa 23 Proc. bewaldet, wobei ein beträchtlicher Theil des Holzes in gebirgigem Gebiete und außer allem leichten Erreichen liegt. 297650000 Acre bilden Ackerland und nicht weniger als 1115430400 Acre sind unbenutztes und wüstes Land, alte Felder &c., unbebaut und frei von Wald. Wenn man den Holzverbrauch berechnet, so erfordert er nicht weniger als 15000000 Acre oder ein Areal gleich dem von Vermont, New Hampshire, Connecticut und Rhode Island, um den Bedarf an Eisenbahnschwellen zu decken. Der amerikanische Holzverbrauch zur Feuerung entblößt in jedem Jahre 30000000 Acre von Wald. Der Verlust durch Waldbrände betrug im Jahre 1880 genau 10274089 Acre und im Mittel jährlich rund 10000000 Acre. An Bauholz werden jährlich etwa 28000000000 Raum-Fuß geschlagen, wodurch etwa ein Areal Wald größer als das des Staates New Hampshire bloß gelegt wird. Im Ganzen sind die Wälder der Vereinigten Staaten in einer Abnahme begriffen, die jährlich etwa 50750000 Acre beträgt, was etwa einem Raume gleich kommt von der Größe der Neu-England-Staaten zusammen mit New Jersey und Maryland.

— Die Nachrichten aus Amerika über Erdstöße dauern fort. So wurden in Summerville am 28. September verschiedene Stöße wahrgenommen, und in Mexiko wurde in der Nähe von Chimalapa ein hoher Berg durch unterirdische Kräfte in zwei zerspalten. Endlich ist der Vulkan Colima in Jahresfrist zum dritten Male thätig. Auch auf den Shetlands sind nach Berichten aus Lerwick in der Nacht zum 5. Oktober Erdstöße beobachtet worden.

Inhalt: Kanab und das Kaibab-Plateau in Arizona. II. (Schluß.) (Mit drei Abbildungen.) — Fr. Hubad: Slavische Gebräuche beim Hausbau. II. (Schluß.) — B. C. Henry's Reise im südlichen China und auf Hainan. I. — Der Thee und das Theetrinken in Sibirien. — Kürzere Mittheilungen: Ueber die Europäer auf der portugiesischen Westküste Afrikas. — Glaciale Erscheinungen im Hartgebirge. II. Von Dr. C. Mehlis. — Die Gletscher Australiens. — Aus allen Erdtheilen: Europa. — Asien. — Afrika. — Australien. — Inseln des Stillen Oceans. — Nordamerika. (Schluß der Redaktion: 23. Oktober 1886.)

Redakteur: Dr. R. Kiepert in Berlin, S. W. Lindenstraße 11, III Tr.
Druck und Verlag von Friedrich Vieweg und Sohn in Braunschweig.



Mit besonderer Berücksichtigung der Anthropologie und Ethnologie.

Begründet von Karl Andree.

In Verbindung mit Fachmännern herausgegeben von

Dr. Richard Kiepert.

Braunschweig | Jährlich 2 Bände à 24 Nummern. Durch alle Buchhandlungen und Postanstalten zum Preise von 12 Mark pro Band zu beziehen. | 1886.

Victor Giraud's Reise nach den innerafrikanischen Seen 1883 bis 1885.

V.[1])

(Sämmtliche Abbildungen nach Skizzen und Photographien des Reisenden.)

Die Lebensmittel in dem kleinen Orte der Landschaft Konde waren bald aufgezehrt, weshalb sich Giraud gezwungen sah, schon am 7. April aufzubrechen; am folgenden Tage stieß man auf Eingeborene in größerer Zahl, deren einer eine Kuh weither herbeitrieb, die er gegen ein Doppelgewehr vertauschen wollte. Dieser Vorfall erweckte bei Giraud den Gedanken, allmählich eine kleine Heerde anzuschaffen und dieselbe auf der weiteren Reise mitzuführen.

Am 9. April kam man an zahlreichen Dörfern vorbei, die zierlich auf dem Abhange der Berge, von Bananengruppen beschattet, lagen. Früchte trugen diese Pflanzen leider noch nicht, wohl aber sammelten sich Legionen von Moskiten, die Plage des Landes Konde, unter ihnen.

Die Dörfer, die hübschesten, welche Giraud seit seiner Abreise von der Küste gesehen, verdienen wohl eine nähere Beschreibung. Die Häuser stehen in Gruppen von sieben bis acht, jedoch durch große Zwischenräume von einander getrennt, zusammen. Zwischen ihnen ist der festgestampfte Boden trotz der Regenzeit in gutem Zustande. Die Hütten sind klein, etwa 3 m hoch und nur 2 m im Durchmesser; die Wand, in Form eines umgedrehten, abgestumpften Kegels, ist aus zwei Reihen Bambu gemacht, deren Zwischenräume mit faustgroßen Stücken von gebranntem Thon ausgefüllt sind; das konische Dach besteht aus regelmäßig angebrachter Matete, über welche eine Lage von in der Sonne getrocknetem Thon gedeckt ist, auf welcher wiederum eine dichte, starke Schicht Stroh liegt. Innen sind Wand und Schwelle so sorgfältig mit Thon verklebt, daß man denselben für Putz halten sollte. Das ganze Gebäude steht auf einer Erhöhung von harter Erde, die sich zum Schutze gegen Ueberschwemmung ca. 20 cm über den Boden erhebt.

Hier hörte man endlich einmal vom Njassa-See sprechen, der von den Mitgliedern der Karawane schon mehr oder weniger als etwas Sagenhaftes betrachtet zu werden anfing. Der weitere Marsch auf den schlüpfrigen Abhängen war trostlos; man folgte einem starken Gießbache, der sich plötzlich in einer gähnenden Oeffnung des Felsens verlor und den man an der anderen Seite als 50 Fuß hohen Wasserfall herabstürzen sah. Endlich gegen 10 Uhr erblickte man eine weiße Linie in dem fernen Nebel, es war der so sehr ersehnte Njassa. Doch es waren noch viele Schwierigkeiten zu überwinden, ehe man dieses nächste Ziel erreichen sollte. Gegen Mittag kam man an einen neuen Gießbache an, der zwischen so steilen Ufern dahintobte, daß man keinen Lagerplatz finden konnte und trotz des strömenden Regens den Uebergang bewerkstelligen mußte; erst mit dem Einbruche der Nacht hatte der letzte Träger dies Hinderniß überschritten und konnte man sich der wohlverdienten Ruhe überlassen. Da man das Bedürfniß nach Ruhe hatte und die Eingeborenen viel von einem gewissen Makula, dessen Dorf am nördlichen Ende des Sees liegen sollte, sprachen, entschloß sich Giraud, sich dorthin zu wenden. Am folgen-

[1]) Fortsetzung von Seite 55 dieses Bandes.

den Tage stieß man auf neue, noch schönere und größere Dörfer, die gut bevölkert waren; sie erinnerten an die halbcivilisirte Küste. Eine Menge Eingeborener hatte sich der Karawane angeschlossen, so daß die Länge des Zuges wohl 2 km betrug, und immerwährend kamen neue Leute an, welche einen furchtbaren Lärm machten. Ein großer Häuptling, Muakepesi, kam Giraud entgegen, ein junger, stattlicher Mann mit langer und gerader Nase, kleinem, wohlgeformtem Munde mit dünnen Lippen, aber mit in Folge des Hanfgenusses mattem Auge. Sein Kopf war lang und schmal, seine Haut roth, und die Locke auf seinem Haupte erinnerte an einen Indianer Nordamerikas. Seine scheinbare Gleichgültigkeit bildete einen starken Gegensatz gegen die lebhaften Gebärden seiner Umgebung; leicht unterstützt von den Armen zweier seiner ebenfalls nackten Gefährten betrachtete er Giraud mit listigen Augen.

Diese Wakonde sind ein schöner Menschenschlag. Ein kleines Geflecht von Kupferdraht umgiebt die Lenden, daran befestigt ist ein etwa zwei Finger breiter Zeugstreifen, der ganze Körper und die hervorspringenden Theile des Gesichtes sind mit rother Farbe bemalt; Knöchel und Handgelenke umgeben ebenfalls zwei bis drei Ringe von Kupferdraht.

Von dem Dorfe Muakepesi's sah man am nächsten Morgen, als man die dichten und dunkeln Bananenpflanzungen durchschritten hatte, welche den Ort etwa 1 km weit rings umgeben, den Njassa. Die Sträucher stehen zu fünf oder sechs zusammen und zwischen ihnen wird ein Zwischenraum von 4 bis 5 m gelassen, um den Pflanzen freies

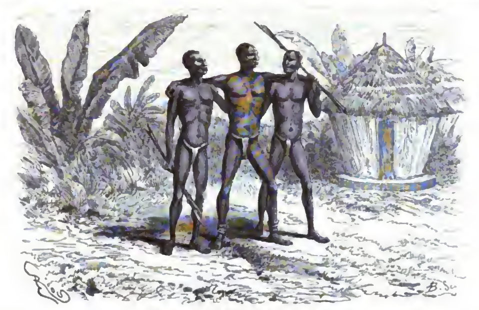


Ein Dorf in Konde.

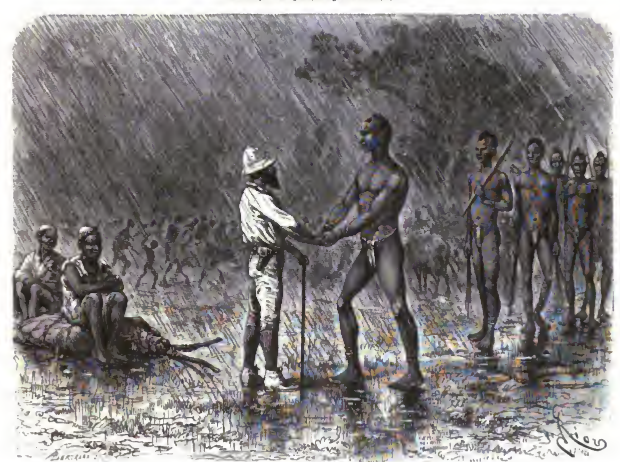
Wachsthum zu gewähren. Der geebnete Boden wird jeden Morgen sorgfältig gereinigt. Die kleinen Hütten, welche unter diesem mächtigen Pflanzenwuchse fast verschwinden, zeichnen sich durch untadelhafte Sauberkeit aus; um dieselben wachsen magere Ficus, deren Bast den Grundstoff für die Zeuge der Eingeborenen liefert. Das wenig zahlreiche Vieh wird in besonderen, ziemlich niedrigen Schuppen untergebracht.

Der Njassa-See war noch etwa 15 Meilen in südlicher Richtung entfernt und leuchtete wie ein Spiegel von Stahl. Der Höhenunterschied zwischen ihm und dem Reisenden, welcher etwa 300 m betrug, vertheilte sich treppenförmig auf einer sanft geneigten, mit Wiesen und Gebüsch bedeckten Fläche, der eigentlichen Landschaft Konde. Links hob sich der verschwimmende Kamm des Livingstone-Gebirges von den Regenwolken des grauen Himmels ab; gegenüber lagen die Berge von Missuku, am westlichen Ufer des Sees, welcher wie ein ungeheurer Strom sich in nebliger Ferne zu verlieren schien. Diese letztere Kette versperrte die Straße nach Westen, und die Träger, an die bequemere Straße nach Tabora gewöhnt, fingen bei ihrem Anblicke von Neuem an zu jammern. Fünfzig Führer wohl boten sich an, um den Weg zum Makula zu zeigen; nur noch vier fuhrtbare Flüsse seien zu passiren, sagten sie. Schon zwei Stunden jedoch nach dem am 12. April erfolgten Ausbruche von Muakepesi stand man vor einem zwar nicht sehr tiefen, aber 30 m breiten Gewässer. Das Bett mit seinen vielen Geröllsteinen war nur ein Chaos von Strom-

schnellen und kleinen Wasserfällen. Die Leute legten ihre Lasten ab und setzten sich nieder, indem sie ruhig abwarteten, welche Maßregeln für den Uebergang getroffen werden würden. Es bestand keine Möglichkeit, das Boot, welches



Ankunft des Häuptlings Muakepesi.

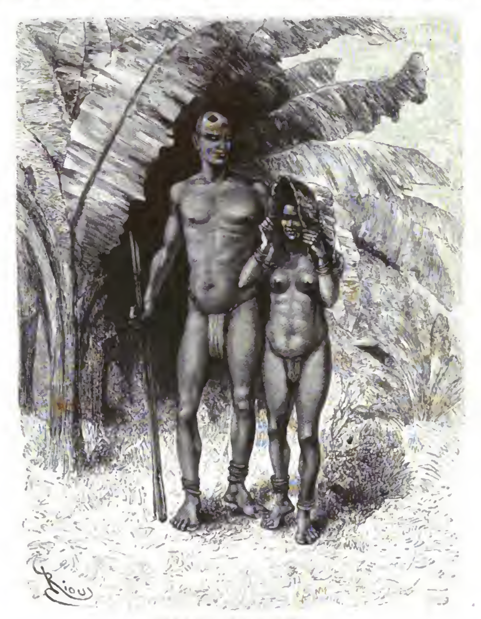


Begrüßung mit Makula.

Giraud mit sich führte, zu gebrauchen; er beabsichtigte daher, ein paar am Bache stehende Bäume nieder zu hauen und als Brücke benutzen zu lassen. „Fünfzig Mann, um die Aeste zu entfernen, alle Anführer, um die Bäume zu fällen“,

lautete der Befehl. Die Führer gingen frisch an die Arbeit, bald erzitterte der große Stamm; einen Augenblick noch blieben seine oberen Aeste in den nächsten Bäumen verwickelt, dann fiel er mit Getöse in den Strom und sein Wipfelende legte sich vor einen im Flusse befindlichen Felsen; leider reichte er aber nur bis zur Mitte des Stromes und es blieb nichts Anderes übrig, als auf dem anderen Ufer einen zweiten Baum zu fällen und so eine Verbindung herzustellen; die Schwierigkeit bestand nur darin, dorthin zu gelangen.

Einige Versuche, den wirbelnden Strom zu passiren, waren resultatlos geblieben und hatten den kühnen Leuten, welche sie machten, nur Beulen und Wunden eingetragen, ein dritter Versuch endlich glückte. Die Brücke war hinlänglich stark, um sie nöthigenfalls im Trabe zu passiren. Die glückliche Vollendung der Arbeit hatte den Leuten so viel

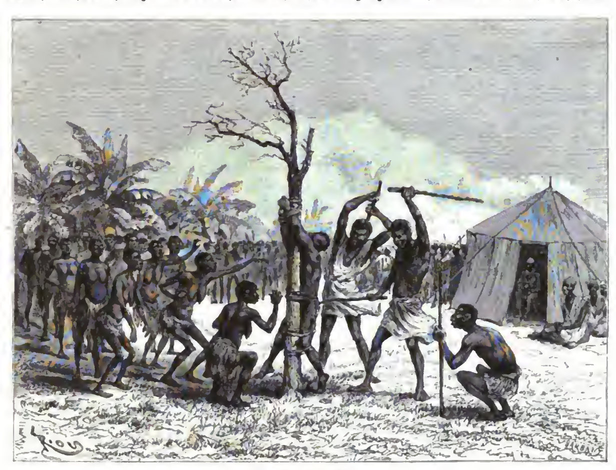


Mädchen und Mann aus Konde.

Vergnügen verursacht, daß sie anfingen, das Kunstwerk mit Geländern auszuschmücken; als aber alle hinüber gegangen waren, betrachteten sie ihre Arbeit noch einmal, um sie dann zu zerstören, damit die Eingeborenen nicht Nutzen davon ziehen könnten. Am 13. April zog man durch ausgedehnte Waldungen. Alle waren erschöpft durch die unaufhörlichen Regengüsse und die im Schlamme zugebrachten Nächte. Fünf an Dysenterie erkrankte Leute mußten getragen werden, zehn andere schleppten sich mit Mühe nach, Giraud selbst wurde einige Male ohnmächtig. Am 14. April war es wieder nöthig, eine Brücke zu schlagen, und nachdem noch eine Meile im strömenden Regen zurückgelegt war, erreichte man ein großes Dorf, wo man am 15. April auszuruhen gezwungen war. Am 16. April wurde die Reise fortgesetzt; drei weitere Flüsse waren zu passiren, die, je mehr man sich dem Njassa näherte, desto breiter wurden; unter ihnen befand sich einer, dessen Breite 60 m betrug. Jetzt in der Ebene hatte man glücklicher Weise mit ruhigem Wasser zu

thun; die Leute passirten es trotz der vielen Krokodile schwimmend, während die Waaren in dem Boote übergesetzt wurden. Zahlreiche Dörfer bedeckten die Ufer; die Eingeborenen waren gutmüthig, aber verlogen, wenigstens insofern, als ihrer Aussage nach das ersehnte Makula am Ufer eines jeden folgenden Flusses liegen sollte und stets wieder in die Ferne rückte.

Die Zahl der Kranken nahm immer mehr zu, so daß die ganze Karawane dem Untergange oder der Auflösung nahe schien; mit Mühe schleppten sich die Leute in Gruppen von 8 bis 10 Personen, über einige Kilometer Längenausdehnung zerstreut, noch fort. Keine andere Nahrung als rohes Mehl war ihnen geblieben. Endlich am 17. April befand sich die Expedition noch 4 km von Makula; ein kurzer Halt mußte gemacht werden, um sich auf einen feierlichen Einzug vorzubereiten. Zwanzig Krieger waren von dem Häuptling der Expedition entgegen geschickt worden, um ihr einen großen Napf geronnener Milch anzubieten, eine eigenthümliche Erscheinung in Afrika, wo alle Welt Geschenke zu erhalten wünscht, wo es jedoch zu den Seltenheiten gehört, wenn solche angeboten werden. Der Pfad führte längs des rechten Ufers des zuletzt überschrittenen Flusses, theils über ausgedehnte sumpfige Weiden, theils durch lange Bananen-Alleen an Wohnhäusern vorbei, deren Bewohner sich schreiend zusammenschaarten und die Zahl der Neugierigen vermehrten. Die Dörfer dehnten sich, dem



Bestrafung eines Diebes.

Flußlaufe folgend, in die Länge aus; das letzte Dorf war wohl 3 km lang, wiewohl die Bevölkerung kaum 1500 Seelen betrug.

Endlich erreichte der Zug einen großen, freien Platz, wo Makula die Reisenden erwartete. Sobald der Häuptling Giraud von weitem erblickte, kam er mit feierlichem und würdigem Schritte auf ihn zu, nahm seine Hand, schüttelte sie, wie wenn er ihm den Arm ausrenken wollte — er hatte, wie er sagte, diese Art der Begrüßung von einem Engländer gelernt — und versprach jede Hilfe zu leisten, die in seiner Macht liege. Makula besitzt eine stattliche Länge von etwa 1,90 m; er erschien ganz nackt und ganz roth gefärbt. Auf kräftigen Schultern ruhte ein Stiernacken, ein breites, lächelndes, selbst unter Umständen sympathisches Gesicht. — Sein Dorf liegt nördlich vom Njassa-See; man merkte beinahe dessen Existenz nicht, so schwer ist es, sich in diesem verlorenen Winkel eine Uebersicht über die Umgebung zu verschaffen. Noch 3 km Weges, der mit tiefem Schlamme bedeckt war, trennte die Expedition von der Residenz des Häuptlings. Die kleine Ebene von Konde hat eine prächtige Lage; ganz verloren in diesen Bergmassen steigt sie allmählich vom See an bis zu dem Gebirgsknoten, in welchem sich die Livingstone-Kette und die Missuku-Berge vereinigen. Ausgedehnte Weideflächen, mit 2 m hohen Pflanzen bedeckt, nehmen abwechselnd mit Hochwald die Flächen ein. Die Bananen, welche in großer Menge an den Flußufern wachsen, genügen, mit dem Ertrage der Kuhheerden die ganze Bevölkerung zu ernähren. Man findet kaum einige Kulturen; etwas Mais, ein paar Erdnüsse, Bataten, kurz etwas von Allem.

Die Wakonde sind das glücklichste Völkchen, das man sich denken kann; eine typische Erscheinung im guten Sinne war Makula. Ein freundlicher Mensch, der gern lachte; kaum im Stande, einen Gegenstand zehn Minuten lang ernsthaft zu nehmen, schien er ruhiger und weniger streitsüchtig als die meisten seiner Leute zu sein. Er müßte kein Afrikaner gewesen sein, wäre er nicht auch etwas diebisch und lügnerisch gewesen.

Sechs Monate früher wohnte er noch am Seeufer, die Ueberschwemmung aber hatte ihn von dort vertrieben; leicht genug ist es ja in Afrika, sich an anderer Stelle niederzulassen, die Gründung einer Stadt erfordert hier kaum acht Tage. Das neue Dorf, welches rund um den Platz zerstreut lag, wo Giraud sein Lager aufgeschlagen hatte, besaß eine sehr große Ausdehnung; die immer sehr kleinen Hütten hatten verschiedene Formen, bald wie sie oben schon beschrieben wurde, bald viereckig und länglich, mit flachem Dache. Letztere erreichten 70 bis 80 m Länge, bei nur 1,50 m Höhe und sind hauptsächlich für das Vieh bestimmt; sie erinnerten an die Dörfer des Landes Uhehe.

Die Wohnung Makula's, in deren Nähe das Zelt Giraud's aufgeschlagen war, glich denen seiner Unterthanen; sein Harem war etwas weiter entfernt, an einem Ende des von der Expedition in Besitz genommenen, offenen Platzes. Der Häuptling schickte eine Milchkuh und einen Stier als Gastgeschenk, wurde aber gebeten, solche fürstliche Geschenke zu unterlassen, da man nicht im Stande sei, sie in würdiger Weise zu erwidern. Makula verließ am ersten Tage das Zelt Giraud's nicht und am Abend wurde letzterer sogar mit einem Besuche der Königin-Mutter beehrt, welche in Begleitung von 50 Frauen erschien, um ihn darauf aufmerksam zu machen, daß es passend sei, ihr ebenfalls Geschenke zu geben, wie ihr Sohn erhalten habe. Im Gefolge befanden sich einige kaum aufgeblühte, dreizehn- oder vierzehnjährige Mädchen; in diesem Alter kann man noch von einem schönen Geschlechte sprechen; später — und die Königin selbst gab ein abschreckendes Beispiel davon — werden die Frauen sehr häßlich. Uebrigens ist ihr Loos, wiewohl in diesem Lande verhältnißmäßig günstig, immerhin ein schweres. Sie müssen, soweit es nöthig ist, den Acker bepflanzen, aus Ficus-Fasern Zeug weben, welches, obwohl es äußerlich der Packleinwand gleicht, doch sehr fein ist, müssen ferner Töpferarbeit verrichten und die Töpfe bemalen. Die Sorge für das Vieh liegt den Kindern ob, welche außerordentlich geschickt sind, ihre manchmal störrischen Untergebenen zu leiten und zu melken. Die Männer begnügen sich damit, vor den Hütten sitzend die Schäfte ihrer kleinen Lanzen zu poliren und ihre Pfeife zu rauchen, wobei sie nur von Zeit zu Zeit durch heftiges Husten unterbrochen werden; zur Abwechslung machen sie einmal in Abtheilungen von 50 bis 60 einen Dauerlauf, der sich 4 bis 5 km weit erstreckt. Die Reinlichkeit und die Sorgfalt, welche sie auf ihren Körper verwenden, ist wirklich überraschend. Ihr Kopfputz spottet wegen seiner großen Verschiedenheit jeglicher Beschreibung, jedoch hat das Rasirmesser eine hervorragende Stelle bei Anordnung desselben. Der eine hat nur ein kleines Büschel Haare auf dem Scheitel stehen lassen, der andere drei unregelmäßig vertheilte Locken, der eine rasirt den halben Kopf, der andere zwei Drittel desselben. Das hierzu gebrauchte Instrument ist ein ganz kleines, eisernes Dreieck, an dessen einer Seite sich ein 10 cm langer Griff befindet; der nächste beste Stein genügt, um es zu schärfen.



Der Kuhhirt der Expedition.

Am dritten Tage hörte der Regen auf, die Strahlen der Sonne brachen durch und unter ihrem wohlthuenden Einfluß erholten sich die Kranken bald. Alles wurde wieder hergerichtet und in Erwartung der Weiterreise, zu der Giraud selbst sich noch zu schwach fühlte, folgte er seinem getreuen Hassan auf die Büffeljagd. Auch in Afrika wird der Büffel von einem Vogel begleitet, der seine Nähe verräth; derselbe ist etwas kleiner als eine Lerche, gewöhnlich schwebt er schreiend über dem Büffel, von Zeit zu Zeit setzt er sich jedoch auf seinen Rücken, um, wie es scheint, dort Insekten zu suchen. Der Büffel ist übrigens das einzige Thier, welches man in Konde in der Nähe der Wohnungen findet; diejenigen Felder, welche nicht von tüchtigen Zäunen umgeben sind, haben sehr von diesen Thieren zu leiden; nicht nur genügen zwei oder drei derselben, um ein großes Feld abzuweiden, sondern mehr noch schaden sie dadurch, daß sie mit ihren plumpen Füßen Alles zertreten.

Am Abend war Ball im Lager. Alle Leute von Zanzibar lieben den Tanz sehr und, da sie so lange keine Gelegenheit gehabt hatten, sich diesem Vergnügen hinzugeben, überließen sie sich demselben jetzt bis zu Tagesanbruch. Makula stand in einer Ecke ganz allein und suchte sich die Pas der Fremden, die er bewunderungswürdig fand, einzustudiren. „Ehe ein Monat vergeht, soll mein Volk diesen Tanz auch können“, sagte er voll Entzücken.

Schon seit seiner Ankunft hatte Giraud von der Gegenwart eines zweiten Weißen in der Gegend sprechen hören; immer-

während erzählten ihm die Eingeborenen von demselben und erst Makula sagte ihm die Wahrheit, nämlich, daß derselbe schon seit einem Jahre wieder abgereist sei. Bis dahin wußte man in jedem Dorfe etwas Näheres über ihn mitzutheilen; hier hatte er einen Elephanten, dort einen Büffel getödtet. Eines Tages erlaubten sich die Eingeborenen sogar den Scherz, einige der Ihrigen mit Stoffen von Mozambique als Angehörige einer Karawane zu kleiden, welche dann Giraud begrüßten und, als mit europäischen Sitten vertraut, ihm die Hand schüttelten. Sie wurden aber sofort erkannt, der Reisende zerriß einem derselben das Gewand, die rothe Farbe, mit der er sich bemalt hatte, wurde unter allgemeinem Gelächter sichtbar, Giraud aber, der sich ärgerte, schlug mit seinem Stocke tüchtig darauf los. Im Allgemeinen betrachtet man in Konde den Weißen als einen Dummkopf, der seine Zeit damit verliert, Elephanten und Büffel zu jagen und der wahrscheinlich zu Hause Hungers stirbt, da er in einem Lande, wie sie glauben, seine Nahrung suchen muß, wo er so häufig sein Leben verliert.

Eine andere Begegnung war ernsthafter. Zum ersten Male hatte man sich über einen Diebstahl zu beklagen; man wandte sich an Makula und bat um Abhilfe; doch derselbe erwiderte Giraud: „Strafe du mir selbst die Schuldigen; ich vermag nichts über mein Volk.“ Am 20. April wurde ein Dieb auf frischer That erwischt, entfloh aber wieder. Die Leute Giraud's verfolgten ihn; aber seine Landsleute standen ihm bei. So kam es zum Streite, in



Blick auf das nördliche Ende des Njassa-Sees.

welchem die Leute von Zanzibar von den Waffen Gebrauch machten und auf Seiten ihrer Gegner zwei Personen verwundet wurden. Vorläufig wurde der Friede geschlossen und der Dieb verurtheilt, 30 Hiebe am Pfahle zu erhalten; namentlich die Frauen stießen die heftigsten Verwünschungen gegen den Delinquenten aus und feuerten die Exekutoren immer von Neuem zu heftigerem Schlagen an, bis Giraud der widerlichen Scene ein Ende machte. Den ganzen Abend blieb das Dorf verlassen, gegen 4 Uhr Morgens erschienen fünf bewaffnete Häuptlinge aus den Nachbardörfern; sie berathschlagten vor der Hütte Makula's. Das Ergebniß, welches letzterer mittheilte, war, daß nach der Ansicht der Anderen Blut geflossen sei; wohl habe der Fremde das Recht gehabt, den Dieb zu tödten, müsse aber den Blutpreis zahlen. Makula selbst mahnte zum Aufbruch, der auch nothwendig wurde, da die Häuptlinge den Frauen verboten hatten, Lebensmittel an die Fremden zu liefern. Derselbe erfolgte am 21. April. Man schlug, zum Theil bis an die Knie im Wasser, den Weg nach NNW ein; erst am folgenden Tage kam man auf etwas besseren Boden und erreichte gegen Mittag das Dorf Uangua, am großen Flusse Ruisi, einen elenden Ort mit wenigen Hütten und kleiner Bevölkerung. Der von Makula mitgegebene Führer wußte schon hier den Weg nicht mehr zu finden. Der Versuch, den Uebergang über den ziemlich breiten und stark angeschwollenen Fluß auf einem Fahrzeuge der Eingeborenen zu bewerkstelligen, führte beinahe den Verlust eines der Begleiter herbei und man entschloß sich, es am 24. April mit

dem eigenen Boote zu wagen. Es war nicht ganz mühelos, das andere Ufer zu erreichen, die erste Fahrt kostete beinahe drei Stunden; Nachmittags fiel das Wasser und die Sache wurde leichter. Am Abend erreichte man ein wenigstens ebenso elendes Dorf, wie das, wo man am Tage vorher übernachtet hatte.

Seit fünf Tagen schon hatte ein Löwe die kleine Bevölkerung desselben in Schrecken gesetzt und noch in der letzten Nacht hatte er eine unglückliche Frau aus einer Hütte geraubt und sie im Dickicht verzehrt. Die verstümmelten Reste, der Kopf und ein Bein, erregten Entsetzen. Nach den Mühen des Tages noch zur Sicherung des Lagerplatzes einen Palissadenzaun zu erbauen, war eine Unmöglichkeit; man suchte also so gut, wie es anging, ein Unterkommen in den verlassenen Hütten zu finden, zu deren Schutze die Eingeborenen Dornsträucher rundum angebracht hatten, die zum Theil bis auf die Dächer hinaufreichten.

Giraud war gegen ein Uhr im Begriff, unter dem Gesumme der Moskitos einzuschlafen, als plötzlich ein sehr bezeichnendes Knistern ihn aufschreckte; keine 100 m von ihm stand eine Hütte in hellen Flammen. „Das Feuer! der Löwe! An die Gewehre!“ tönte es durch einander. Die Flammen, welche die Dornen verzehrten, loderten wohl 7 bis 8 m hoch empor; das Feuer züngelte schon am Dache herauf; zwei Unglückliche waren dort zurückgeblieben, halb erstickte Seufzer antworteten dem ermuthigenden Zurufe; endlich im Augenblicke, als das Dach zusammenbrach, sprangen, Dämonen gleich, zwei Gestalten mit der Flinte in der Hand durch die Gluth. Erst nach einigen Minuten konnten sie erzählen, was sich ereignet hatte. Der Löwe war dreimal gegen die Thür gesprungen und, da sie im Dunklen sich ihrer Flinten nicht bedienen konnten, hatten sie unkluger Weise die Dornen durch hinaus geworfene Feuerbrände in Brand gesteckt. Die deutlich erkennbaren Spuren des Löwen bewiesen auch dem Ungläubigsten seine Existenz.

Am folgenden Tage (20. April) erreichte man nach kurzem Marsche das Dorf Zonguö, wo ein Fluß desselben Namens zu überschreiten war.

Das plötzliche Steigen und Fallen der Ströme in dieser Gegend ist merkwürdig; am 20. April fand man die steilen Uferränder wenigstens 1 m vom Wasser frei, aber doch noch mit frischem Schlamme bedeckt, ein Beweis, daß der Fluß binnen 24 Stunden um so viel gefallen war. Die ganze Gegend bot das Bild einer schrecklichen Verwüstung durch das Wasser dar, die Pflanzungen waren, ebenso wie der Viehbestand, entsetzlich mitgenommen. Kein Thier war mehr zu sehen, selbst die Ziegen waren verschwunden; kaum hier und da erblickte man einen Eingeborenen. Nach und nach stellten sie sich schüchtern wieder ein. Ein kleiner Junge, welchen Makula dem Reisenden mitgegeben hatte, war im Verkehre mit ihnen sehr nützlich; derselbe, jetzt zum Kuhhirten gemacht, besaß eine merkwürdige Geschicklichkeit, die Heerden zu leiten. Ein Wink von ihm genügte, um die Kühe zum Gehorsam zu bringen, was um so wunderbarer war, als alle diese Thiere aus verschiedenen Gegenden zusammengekauft waren; zwei derselben stammten sogar aus Uhehe. Manchmal saß der kleine Hirt in einem Winkel, von allen seinen Thieren umgeben, welche mit ihrer dicken Zunge sein gelocktes Haupt liebkosten. Nur dem Hirten gegenüber waren sie zahm, während andere Leute sich ihnen nur mit Gefahr nähern konnten.

Am 27. April betrat man auf einem gut gehaltenen Fußwege wieder das Gebirge. Auf den letzten Ausläufern der im W an den Njassa stoßenden Bergketten, inmitten hochstämmiger Bäume, traf man nur ausnahmsweise auf eine Elephantenspur, im Uebrigen schien alles Leben erstorben; die Eingeborenen nannten es denn auch „ein todtes Land“. In einer Seehöhe von beinahe 1000 m, bei prächtiger Witterung, erholten sich die Kranken bald. Noch höher (1400 m) kam man am folgenden Tage, wo man auf einem kleinen ebenen Platze inmitten steiler Abhänge ein Dorf von fünf oder sechs Hütten antraf; auf der einen Seite fiel das Gebirge unter einem Winkel von 60° ab, auf der anderen stieg die mit kurzem Grase bedeckte Bergwand beinahe senkrecht auf; rechts und links in tief eingeschnittenen Rinnen murmelten Gebirgsbäche, hier und da auf einem kleinen Vorsprunge befand sich eine Anpflanzung von Zuckerrohr. Wie die Kühe und das Boot diese Stelle erreicht haben, weiß Giraud nicht zu sagen; genug, daß sie glücklich oben anlangten. In der Ferne sah man noch einmal den Spiegel des Njassa, den man schon für immer verlassen zu haben meinte.

B. C. Henry's Reise im südlichen China und auf Hainan.

II. (Schluß.)

Im Allgemeinen hatte Henry sich über die Chinesen nicht zu beklagen; eine unangenehme Haltung nahmen nur diejenigen an, welche aus den Vereinigten Staaten zurückgekehrt waren und eine Abneigung gegen Fremde von dort mitgebracht zu haben scheinen. Wir wollen ihm jedoch nicht weiter auf seinen Reisen auf dem Festlande folgen, sondern gleich zu seinen Zügen auf Hainan, dem zweifellos interessantesten Theile des Buches, kommen. Die Insel ist erst seit Eröffnung des Hafens von Hoi-hau etwas bekannter geworden; die britische Marine nahm ihre Küsten auf, die Konsularbeamten beeiferten sich, Mittheilungen über die Insel zu machen, jedoch das Innere blieb bis jetzt ganz unbekannt.

Erst im Jahre 1882 und später gelang es einem Dänen, Herrn C. C. Jeremiassen, der jetzt als unabhängiger Missionar dort thätig ist, sich mit dem Inneren bekannt zu machen und die Insel in verschiedenen Richtungen zu durchkreuzen; mit ihm hat Henry im Oktober und November 1882 das Innere durchwandert, und dieser Reise verdanken wir den wichtigen Bericht, aus dem wir Einiges hier folgen lassen. Wir fangen gleich mit den Mittheilungen über die Bewohner an. In räumlicher Beziehung bilden die Hakkas einen Uebergang zwischen den chinesischen Küstenbewohnern und den Aboriginern. Vor etwa 120 Jahren kamen zwei Leute dieses Stammes nach Hainan und traten den Weg ins Innere an, wo sie herrenloses Land in Besitz nahmen. Als es ihnen gut ging, ließen sie ihre Familien nachkommen; bald folgten andere Leute ihres Stammes, so daß sich eine kleine Kolonie bildete, die sich immer mehr entwickelte, so daß sie jetzt ein Gebiet von

über 600 (engl.) Quadratmeilen einnimmt, welches mit 20 000 Hakkas bevölkert sein soll. Sie haben ihre eigene Sprache und die heimathlichen Sitten bewahrt und sich durch kluges Benehmen auf guten Fuß mit ihren Nachbarn zu stellen gewußt. Nicht mit diesen zu verwechseln sind die San-hak (neuen Hakkas), welche vor etwa 20 Jahren ins Land kamen, unruhige Leute, welche zu vielen Streitigkeiten Anlaß geben. Die Ueberreste derselben schlossen sich zum Theil plündernden Banden der eingeborenen Le an.

In einzelnen Distrikten findet man Loi, welche sich sichtlich von den Chinesen und von den Aboriginern (Le) unterscheiden. Sie halten ihre eigenthümliche Sprache energisch fest, wiewohl sie beinahe vollständig von Chinesen umgeben sind. Henry glaubt, daß sie Nachkömmlinge der Miao-tze sind, die schon vor Jahrhunderten aus Kwangtung und Kwang-si gekommen sind und als Vermittler zwischen Chinesen und Le dienen sollten. Der Name Loi scheint ihm anzudeuten, daß sie mit den Le in innige Verbindung getreten sind, vielleicht einen Stamm derselben in sich aufgenommen haben. In Nam-fung, der letzten chinesischen Stadt nach dem Inneren zu, sah er die ersten Le, etwa zwanzig an der Zahl, Männer und Frauen, welche zum Markt kamen. Sie gehörten theils zu den Shang (wilden Le), theils zu den Shul (zahmen Le). Alle hatten ihr Haar mitten auf dem Kopfe zu einem Knoten vereinigt, einzelne trugen noch einen zweiten Knoten am Hinterkopf, und alle sahen unordentlich aus. Einer der Männer hatte eine Flinte; alle trugen kleine längliche und enge Körbe, darin das unentbehrliche Holzmesser, Feuerstein und Zunder und andere Gegenstände. Die Frauen waren ohne Ausnahme mit blauen Streifen an Wangen, Stirn und Kinn, Händen, Armen, Beinen, zum Theil auch auf Brust und Rücken tatuirt. Sie trugen kurze Jacken, die mit dicken, starken Fäden zusammengebunden waren, und kurze eng anschließende Röcke, die kaum bis an die Knie reichten. In den Ohren trugen sie Stücke von Rehknochen, die einen viertel Zoll im Durchmesser hatten. Das Haar war von der Stirn zurückgestrichen und mit einem Kamm zusammengehalten, der Kopf mit einem ausgefranzten Tuche bedeckt. Manche der jüngeren Frauen waren trotz der Tatuirung recht hübsch. Die Le kauften gestickte Börsen, Ledertäschchen, bunten Zwirn und Perlen, namentlich aber Eisengeräthschaften von den Chinesen, von denen sie schrecklich betrogen wurden. Einige Notizen aus einem von Henry mitgetheilten chinesischen Bericht über die Le mögen den auf seinen persönlichen Erfahrungen beruhenden Mittheilungen vorausgeschickt sein.

In der Mitte des Landes zwischen hohen Bergen wohnen die wilden Le mit den Thieren des Waldes, rund herum die zahmen Le; erstere sieht man nur selten. Die Heirathen werden zwischen Mann und Frau abgemacht, der Mann zeichnet dann nach einem in seiner Familie üblichen Muster Tatuirungen auf das Gesicht der Frau, damit sie nach dem Tode von seinen Ahnen als zu ihnen gehörig erkannt wird; vor der Verlobung werden auch noch die Hände tatuirt und den Abend vor der Hochzeit noch ein besonderes, vom Manne angegebenes Zeichen im Gesichte angebracht, wodurch sie zu seinem ausschließlichen Eigenthum erklärt und verhindert wird, einen anderen Mann zu heirathen. Im Allgemeinen werden Blumen, Insekten oder Fische durch die Tatuirung nachgebildet; nie darf die Operation an Sklavinnen vorgenommen werden. Alle Le-Frauen besitzen ein Stück lackirtes Holz mit Schriftzügen in ihrer Sprache, die jedoch Niemand entziffern kann, da sie den Krümmungen eines Wurmes ähnlich sind. Der ganz aus Rottan gemachte Bogen verläßt die Hand des Mannes selten; die Waffen der wilden Le sind sehr stark, sie haben außer den Bogen auch Lanzen und tragen Bruststücke, die aus Knochen, und Helme, die aus der Rinde eines wohlriechenden Holzes gemacht sind.

Wenn Jemand Tscham-hieng (Aquilaria agolochum), das kostbarste unter ihren wohlriechenden Hölzern, zu kaufen wünscht, läßt er zunächst einen zahmen Le kommen, der als Führer zum Lande der wilden Le dienen muß. Dann werden allerlei in den Augen der Le wohlgefällige Geschenke vorbereitet, darunter namentlich eiserne Geräthschaften, Nadeln, Pfeile, Schmuck etc. Der Bote wird in jedem Dorfe folgendermaßen bewirthet: ein Ochse wird durch einen Pfeilschuß getödtet, seine Haut wird als Kessel gebraucht und das Fleisch vor den Augen der Gäste in derselben gekocht; vor jedem der letzteren wird ein Napf mit gepfeffertem Wein niedergesetzt; wer denselben nicht trinken kann, weist ihn unter dem Vorwande zurück, er sei desselben nicht würdig. Die zahmen Le fungiren auch bei den Raubzügen der wilden als Führer; bei solcher Gelegenheit werden Männer, Frauen und alle Habe weggeschleppt. Sie laufen sehr schnell, nur die Frauen, welche durch ihre Röcke in der freien Bewegung gehindert sind, werden zuweilen gefangen. Im 6. und 12. Monat, der Mitte des Sommers und der Mitte des Winters, begehen sie Feste und dann werden auch die Heirathen gefeiert, welche zwischen den Jünglingen und Mädchen an den lauen Frühlingsabenden, die sie mit Musik und Tanz zubringen, verabredet werden. Die Eltern haben nur die Hochzeitsgeschenke herzugeben und die Feierlichkeit nach den alten Gebräuchen der Le zu begehen. Ist die Zeit gekommen, so muß die Braut den Kopf bedecken, ihr Anzug wird geordnet und sie dem an der Thür stehenden Bräutigam übergeben, welcher sie auf den Rücken nimmt und nach Hause trägt. Die Tänze dauern in mondhellen Nächten bis zum anderen Morgen. Bei einem Todesfalle drücken sie ihre Trauer durch das Verschlingen von rohem Fleisch aus; für den Todten wird ein Baumstamm ausgehöhlt und als Sarg benutzt. Wenn ein Hausvater stirbt, geht seine Gewalt bei einzelnen Stämmen auf den Sohn, bei anderen auf die Wittwe über. In Krankheitsfällen nehmen sie manchmal zur Beschwörung der bösen Geister ihre Zuflucht.

Es giebt noch andere Stämme derselben Rasse, die wilden Kis genannt, die selbst von den wilden Le gefürchtet werden. Das Gebiet derselben ist fruchtbar und gut bevölkert. Wenn Jemand zu ihnen kommt und freundlich an dem ihm bereiteten Mahle Theil nimmt, nehmen sie dies hoch auf; wenn er dies nicht thut, fühlen sie sich beleidigt und suchen sich zu rächen.

Ueber die Le-Mutter, die große Ahne des Stammes, berichtet dieselbe Quelle: Im Westen der Stadt Kingtschau-fu stand früher einmal ihr Tempel. Die Ueberlieferung sagt, daß der Geist des Donners ein Ei in die Berge brachte, aus dem eine Frau erstand, und weiter, daß ein Mann aus Kau-lui (Annam) über das Meer kam, wohlriechende Kräuter zu suchen und daß aus der Heirath der Beiden Kinder und Enkel in großer Zahl hervorgingen. Das war die Le-Mutter, die erste Ahne des Stammes. Ursprünglich gehörten die Le also zu den Vögeln und Thieren; da sie aus einem Ei stammten, war ihre natürliche Anlage verschieden von der menschlicher Geschöpfe, so daß von den ältesten Zeiten bis auf die Gegenwart sie unbeeinflußt blieben von der königlichen Civilisation.

Gehen wir nun zu den Erfahrungen über, welche Henry selbst gemacht hat. Wir finden ihn wieder in dem ersten Ledorfe, Ta-man-ten genannt; der erste Anblick des Ortes zeigte, daß man sich unter einem fremden Volke befand;

das Gatter war geschlossen und eingedenk des empfangenen Rathes, warteten die Reisenden, bis einer der Bewohner sie zum Eintritt aufforderte. Das Haus, welches die Fremden aufnahm, war größer und geräumiger als jedes, welches man vorher angetroffen hatte; alle sind so ziemlich nach demselben Muster gebaut und sehen einem umgekehrten Boote ähnlich. Die Zusammensetzung eines solchen Gebäudes ist ziemlich einfach: zwei Reihen hölzerner Säulen aus hartem, gutem Bauholz werden in die Erde eingegraben, Querhölzer verstärken dieselben. Junge Zweige und Aeste werden darauf angebracht, die sich vereinigen, um die Dachfirste zu bilden. Eine dichte Lage von Dschungelgras dient, um das Ganze einzudecken. Die 3 bis 4 Fuß hohen Seitenwände werden aus geflochtenem Bambu gemacht und das Strohdach greift einige Fuß weit über dieselben hinaus, bis es beinahe den Boden berührt, wodurch geräumige Umgänge um das Haus hin gebildet werden, wo Hunde, Ziegen und andere Vertreter des Thierreiches ein gutes Unterkommen finden. An der Giebelseite ladet eine den ganzen Tag offen stehende Thür zum Eintritt ein, Fenster sind der Natur der Sache nach nicht nöthig. Manchmal ist der innere Raum durch aus Bambu geflochtene Wände in besondere Abtheilungen getheilt. Der Flur bestand aus Erde, die aber gut festgestampft und sorgfältig unterhalten war. Auf einer Seite waren Bambu-Betten, die sich etwa einen Fuß über dem Boden erhoben. Da das Haus gegen einen Hügel gebaut war, befand sich der Haupteingang auf der Hügelseite. Auf der entgegengesetzten Seite sprang das Dach 8 bis 10 Fuß vor und beschattete eine Art Plattform, von welcher aus man einen entzückenden Ueberblick über die Landschaft hatte. Etwa 20 Häuser dieser Art bilden das Dorf Ta-man-teu. Die Bevölkerung wich in ihrem Aeußeren zum Theil von der früher gegebenen Beschreibung ab, z. B. rasirten die Männer ihre Köpfe, ohne jedoch den Zopf zu tragen.

Spät am Abend kam der Eigenthümer des Hauses zurück und begrüßte seine Gäste sehr freundlich. Die Leute lebten sehr einfach und schienen nur wenig Bedürfnisse zu haben, welchen sie leicht genügen können. Den Salzfisch, der ihnen als Gastgeschenk angeboten wurde, nahmen sie gern, und man konnte sehen, daß dies etwas Ungewöhnliches für sie war. Obwohl sie ziemlich viel Federvieh halten, schienen sie sich weder von diesem, noch von den Eiern trennen zu wollen; letztere wollten sie ausbrüten lassen, ersteres wurde für kranke oder alte Leute aufbewahrt. An den Wänden hingen starke, zum Fangen von Wild bestimmte Netze, die etwa vier Fuß hoch und mehrere hundert Fuß lang waren; daneben Bogen und Pfeile, Speere und Messer und manche Jagdtrophäen, nämlich die Kiefer der erlegten Thiere.

Nachdem die Träger einige Schwierigkeiten gemacht hatten, wurde die Reise fortgesetzt, einige Le dienten als Führer; ihre Hilfe war sehr nöthig, da es sonst unmöglich gewesen wäre, sich in dem Gewirre der vielen sich kreuzenden Pfade zurecht zu finden.

In den steilen Hügeln, die das Thal, durch welches der Weg führte, einfaßten, wohnte ein besonderer Stamm, die Miao; sie sind entweder unvermischte Nachkommen der vom Festlande gekommenen Miao oder ein Gemisch von Miao und Le, haben aber einen besonderen von den Le unabhängigen Stamm gebildet.

Das Urtheil der Nachbaren über sie ist sehr verschieden, manche nennen sie grausam, rachsüchtig und erfahren in der Bereitung gefährlicher Gifte, mit denen sie ihre Feinde sicher aus dem Wege zu schaffen wissen; andere wieder sagen, daß sie friedlich und ruhig in ihrem Hochlande leben. Alle Nachrichten kommen jedoch darin überein, daß sie sehr scheu und zurückhaltend sind und sich selbst unter einander sehr abschließen. Der Boden im Thal schien sehr fruchtbar zu sein, der Pflanzenwuchs war sehr üppig. Bald gelangte man an die erste Hügelreihe, die einen malerischen Ausblick auf die durchwanderte Ebene bot. Nachdem dieselbe überschritten war, traf man sehr gut bebaute Felder, die von tüchtigen Zäunen umgeben waren; in den Ecken befanden sich Fallen für Schweine und andere Thiere, welche die Anpflanzungen zerstören. Eine solche Falle, im Zaune selbst angebracht, gleicht einem großen Käfig; die Oeffnung liegt etwa sechs Zoll über dem Boden; anfänglich ist die Falle breit, wird aber immer enger und der Boden besteht da aus starken Stangen, in deren Zwischenräume die Füße des Thieres gerathen. Selbst der stärkste Eber, des Gebrauches seiner Füße beraubt, ist nicht im Stande, sich aus der Falle zu befreien. Auch im nächsten Dorfe wurde die Reisegesellschaft, dank den Bemühungen ihres Le-Führers, freundlich empfangen.

Der Reis, den die Le bauen, ist vom Regen abhängig, künstliche Bewässerungen kennen sie nicht; außerdem bauen sie vortrefflichen Mais. Am Abend kamen Vertreter der verschiedenen Familien in großer Zahl zum Besuche, ohne daß dadurch das Hauswesen sehr gestört worden wäre; alle nahmen am gemeinschaftlichen Mahle Theil. Dieses innigere Familienleben, welches bei ihnen zu bestehen scheint, wird ihnen von den Chinesen zum Vorwurfe gemacht, die das Zusammensein von Männern und Frauen für unmoralisch erklären.

Sie haben eine sehr liebenswürdige Weise des Grüßens, indem sie die Arme ausstrecken, so daß die Fingerspitzen der geöffneten Hände einander beinahe berühren und dann mit einladender Gebärde letztere bewegen. Beim Abschiede wird die geöffnete Hand nach oben bewegt, beim Geben eines Geschenkes sucht der Empfänger seine Unwürdigkeit durch eine ablehnende Bewegung auszudrücken.

Auch hier war die Kleidung sehr verschieden; viele der Leute trugen chinesisches Kostüm. Die Stoffe für einheimische Kleidung werden von den Frauen selbst gewebt, sind etwa $1^1/_2$ Fuß breit und so stark, wie schweres Grasleinen, zuweilen in hübschen Farben. Diejenigen Frauen, welche besonders kurze Röcke trugen, hatten eigenthümliche Verzierungen in der Gestalt von Schlüsseln in den Ohren.

Neben den Häusern lagen die Büffel in ihrem Schlammbade, zahlreiches Federvieh — aber nicht zum Verkaufe — bevölkerte die Höfe und halbverhungerte Hunde trieben sich unter den Menschen umher und knurrten sie an und bissen nach ihnen. Die Reise wurde fortgesetzt und in dem von etwa 20 Familien bewohnten Dorfe Kap-hau bei dem Häuptlinge Halt gemacht. Man kam hier etwas zu spät, um einem Feste beizuwohnen, zu dem Freunde und Verwandte durch öffentlichen Anschlag mit der Bemerkung eingeladen waren, jeder möge vier Pfund Schweinefleisch, vier Pfund Wein und etwas Geld für Weihrauch mitbringen. Wie überall wurde man auch auf der weiteren Reise mit größter Gastfreundschaft behandelt. In beinahe jedem Dorfe traf man zwei oder drei chinesische Kaufleute, die das Volk „Meister" nennt.

Bei solchen Reisen ist die Geldfrage eine sehr unangenehme. Kupfer-Kash ist das einzige Geld, welches Verwendung findet, ist aber ungeheuer schwer, beim Einwechseln von Silber wird sehr viel verloren. Das am meisten begehrte Tauschmittel, Opium, wollten die Reisenden grundsätzlich nicht anwenden. Leider scheint durch die Chinesen der Gebrauch desselben unter den Le Verbreitung zu finden und nur ihre Armuth kann die Leute dagegen schützen. In

Loi-ban, wo der Regen die Reisenden zwei Tage lang festhielt, kamen wie gewöhnlich zahlreiche Besucher von benachbarten Orten, um sie zu sehen; auch hier wieder hatte man Gelegenheit, sich von der Freundlichkeit und Ehrlichkeit der Le zu überzeugen.

Die Mehrzahl derselben war ziemlich groß und, wie es schien, kräftig und gesund. Außer Ackerbau wird auch Viehzucht getrieben.

Allmählich waren die Reisenden in die Berge gelangt. Wie schon öfter der Fall, vertheilten sie an Kranke Arzneimittel und nahmen auch verschiedene zahnärztliche Operationen vor; die Le waren dabei sehr geneigt, von ihrer Hilfsbereitschaft Gebrauch zu machen.

So war endlich der Fuß des großen Gebirges im Centrum der Insel erreicht, dessen Höhe auf 5000 bis 6000 Fuß geschätzt wird; da die Reisenden aber den Fehler begangen hatten, bei einem Chinesen Unterkunft zu suchen, der sie hinter das Licht führte, konnten sie ihren Zweck, die große Bergkette zu überschreiten, nicht erreichen. Auf dem Rückwege wurden andere Distrikte besucht, wo der Nachtheil, den der lebhaftere Verkehr mit den Chinesen den Le bringt, deutlich zu erkennen war.

Henry ist auf dieser Reise bis etwa zur Mitte der Insel vorgedrungen. Zu bedauern ist nur, daß er diese Gelegenheiten nicht zu gründlicheren topographischen Aufnahmen, Höhenmessungen u. dergl. benutzt hat.

Die Regelung der deutschen Auswanderung.

Von Dr. Emil Jung.

Die Auswanderung Deutscher ins Ausland muß beschränkt, sie muß wo möglich unnöthig gemacht werden dadurch, daß man den hier Unzufriedenen ein behaglicheres Loos schafft, indem man die Produktionskraft des Landes steigert, so daß die jetzt überschüssigen Kräfte in einer entwickelteren und absatzfähigeren Industrie volle lohnende Verwendung finden, welche in ihnen den Wunsch, die Heimath mit der Fremde zu vertauschen, nicht aufkommen läßt. Das sind die Hoffnungen Vieler und die Verwirklichung dieser Hoffnungen scheint ihnen durch unseren Kolonialbesitz mit Sicherheit angebahnt.

Gleich England soll Deutschland die große Werkstatt für alle Nationen werden, und unter dem rastlosen Getriebe der Maschinen, dem Klange der Hämmer und dem Rauch der Essen hofft man eine Bevölkerung aufwachsen zu sehen, welche das Doppelte unserer heutigen Bevölkerungsziffer zu erreichen vermag. Ich kann mich mit der Aussicht auf eine solche Zukunft unseres Volkes nicht befreunden. Nicht in dieser Weise werden wir in dem Wettbewerbe der Nationen siegen, nein, wir werden unfehlbar überflügelt werden und zwar nicht nur durch das Gewicht der Zahlen, unser Volk selbst wird an physischer Kraft einbüßen, was es numerisch gewinnt und die Horazische Prophezeihung von dem Herabsinken seines Volkes nach der Stufenfolge der Generationen auch an uns zur traurigen Wahrheit werden.

Eine Auswanderung ist nicht nothwendig ein Unglück. Sie wird im Gegentheil zu einer positiven Quelle großer Vortheile, wenn der geistige und wirthschaftliche Zusammenhang zwischen den Ausgewanderten und den Zurückgebliebenen erhalten bleibt. Aber auch ohne dies Moment bietet sie solchen Naturen, welchen die heimischen Verhältnisse zu eng sind, Raum genug, ihre überschäumende Thatkraft zu erproben und da, wo keine socialen Vorurtheile die Berufswahl beschränken, das richtige Feld für ihre geistigen und körperlichen Anlagen zu finden. Gerade aus solchem hier spröden Stoffe haben sich im Auslande oftmals die vortrefflichsten Männer herangebildet.

Aber es ist nicht gleichgültig, wohin der deutsche Auswanderer zieht. Es ist nicht gleichgültig, ob er im Auslande sich zu unseren Freunden gesellt oder ob er ins feindliche Lager übergeht, ob er seine alte Stammeseigenthümlichkeit und Stammesanhänglichkeit bewahrt, oder ob er sie wie ein ausgetragenes Kleid abstreift und sich in dem Aufputze einer fremden Nationalität gefällt.

Daß mit dem alten Systeme des laissez faire, laissez aller auch in Bezug auf die Auswanderungsfrage aufgeräumt werden müsse, diese Ansicht bricht sich in unserem Volke immer mehr Bahn. Wohl nur wenige noch sind es heute, welche den Satz zu verfechten wagen, daß der Auswanderungslustige in der Wahl seines Zieles der beste Richter sei, daß man seine Entschließungen durch keine hemmenden Fesseln einschränken dürfe. Wenn unsere Landsleute das alte Vaterland zu verlassen wünschen, weil die materiellen und socialen Verhältnisse, unter denen sie aufwuchsen, ihnen nicht mehr behagen, weil sie nach einem lohnenderen Arbeitsfelde ausschauen, als das, welches die Heimath ihnen zu bieten vermag, so sind wir hier, wo die Solidarität aller Deutschen auf der ganzen Erde mehr und mehr erkannt wird, nicht länger gewillt, unserer Theilnahme an dem Geschicke der Scheidenden ein Ziel zu setzen, sobald ihr Fuß den deutschen Boden verlassen hat. Ja wir gehen noch weiter und wünschen eine prophylaktische Thätigkeit auszuüben, damit sich die Hoffnung des Auswanderers möglichst schnell und vollständig verwirkliche, damit auch das Band, was ihn so lange an uns geknüpft hat, nicht zerrissen werde, sondern vielmehr, auch über das Meer reichend, weiter fortbestehe.

Und damit sich dieser Wunsch erfülle, sehen wir uns nach Ländern um, deren Klima und Boden dem Deutschen eine gedeihliche Entwickelung versprechen und in welchen, das liegt uns ganz besonders am Herzen, sein nationales Bewußtsein den ihn umgebenden Einflüssen zu widerstehen vermag. Solche Gebiete glaubte man gefunden zu haben, als der erste Freudenrausch über den Erwerb unserer afrikanischen und australischen Kolonien den Sinn selbst ruhig Denkender arg verwirrte. Wir wissen jetzt alle zu unserem Bedauern, daß wir sie dort nicht zu suchen haben, daß wir sie nur in solchen Ländern finden können, welche bereits in den festen Händen anderer Völker liegen. Unsere Auswanderung wird nach wie vor in die Fremde ziehen müssen.

Aber zwischen den Ländern, welchen unsere Landsleute zustreben, besteht eine große Verschiedenheit. Während sie sich hier schnell dem vorgefundenen Volkselement assimiliren und in ihrer äußeren Lebensweise wie in ihrem Denken und Fühlen sich von der alten Heimath abwenden, ja derselben oft in schroffer Feindlichkeit gegenübertreten, bewahren sie dort treu die angestammte Sprache und Sitte und heben inmitten der fremden Nationalität stolz ihr Haupt als Deutsche empor, im schönen Gegensatze zu ihren abtrünnigen

Brüdern, denen es als die Summe aller Ehren gilt, für Angehörige der fremden Nation angesehen zu werden.

Zwei Gebiete sind es vornehmlich, denen sich unsere überseeische Auswanderung zuwendet. Das eine, die Länder mit englischer Zunge begreifend, hat seit langer Zeit die Hauptmasse des deutschen Emigrantenstromes an sich gezogen und ihm strebt auch noch heute weitaus der größte Theil aller Europamüden zu. Das andere, von romanischen, d. h. portugiesischen und spanischen Völkern bewohnt, ist bisher nur von einem verhältnißmäßig kleinen Bruchtheile der deutschen Auswanderung aufgesucht worden. Und doch ist gerade dies letztere Gebiet für uns das verheißungsvollste, denn es sichert uns nicht nur ein fröhliches und kräftiges Gedeihen unserer Landsleute, wir finden hier auch die sichere Bürgschaft dafür, daß sie uns als Deutsche erhalten bleiben.

Daß der große amerikanische Staatenbund so lange eine übermächtige Anziehungskraft auf alle Europamüden ausübte, ist natürlich. Sein staunenswerther wirthschaftlicher Aufschwung, gegründet auf die Entwickelung einer Produktion des Landbaues, der Viehzucht, der Montanindustrie, die ganz ohne Gleichen dasteht, konnte nicht verfehlen, als mächtiger Magnet zu wirken. Dazu kamen verwandtschaftliche Verbindungen zwischen Fortgegangenen und Daheimgebliebenen, durch welche die letzteren häufig und in großen Zahlen nachgezogen wurden. Barg sich auch unter der allgemeinen Prosperität viel individuelles Elend, ging auch ein sehr erheblicher Procentsatz derer kläglich zu Grunde, welche mit oft überschwänglichen Hoffnungen das Land der Verheißung betraten, so war doch die Summe solcher, welche hier vortrefflich gediehen, lange Zeit eine so große, daß die in verführerischen Farben gemalten Anpreisungen einer zahlreichen Auswanderungs-Agentenschaar immer willige gläubige Ohren auch bei solchen fanden, die ohne entsprechende Energie, Tüchtigkeit und Rücksichtslosigkeit in dem allgemeinen Ringen um materiellen Gewinn unbedingt den Kürzeren ziehen mußten. Alle Bedingungen, welche den Kampf ums Dasein in den altgewohnten heimischen Geleisen drückend erschwerten, traten ihnen dort in verschärftem Maße feindlich entgegen. So ging denn drüben häufig selbst die bescheidene Existenz verloren, welche der Heimathswechsel in eine behaglichere, glänzendere umgestalten sollte. Ueber Tausende und Abertausende ist so das Rad der Zeit zermalmend hinweggerollt. Aber nur selten und vereinzelt drang die Kunde von solchen Unglücklichen in weitere Schichten der alten Heimath. Wie beim Lottospiele hört man immer nur von den glänzenden Treffern, die zahlreicheren Nieten wurden mit Vorbedacht verschwiegen. Dafür sorgte ein gut bezahltes Agententhum, das wie ein Netz noch heute ganz Deutschland überspannt.

Ich berühre hier einen sehr wunden Punkt unseres heutigen Auswanderungswesens, das einer schleunigen Reform auf das Dringendste bedarf. Hoffentlich wird eine wiederholt in Aussicht gestellte Gesetzgebung hierin endlich Wandel schaffen und an Stelle gewinnsüchtiger, im Solde fremder Land- und Schiffahrtsgesellschaften stehender Personen nur solchen Männern die Berechtigung zur Auswanderungs-Vermittelung ertheilen, welche durch ihren Charakter sowohl, als durch Hinterlegung ausreichender Kapitalien die befriedigende Gewähr geben, daß sie das Interesse der Auswanderer nicht zu deren Schaden ihrem eigenen und dem ihrer Auftraggeber nachstellen.

Diesem einflußreichen Agententhume ist es zum nicht geringen Theile zuzuschreiben, daß die Südhälfte Amerikas bei der großen Masse unserer Bevölkerung noch immer in so üblem Rufe steht. Die bekannte v. d. Heydt'sche Verordnung, welche den heißen Norden und den gemäßigten Süden in eine Kategorie warf, kam für ihre Zwecke wie gerufen. Sie haben diesen officiellen Schnitzer so wacker ausgebeutet, daß es erst nach langem Ringen dem Centralvereine für Handelsgeographie möglich geworden ist, die Freunde unserer Kolonialpolitik davon zu überzeugen, daß in Südamerika, insbesondere in den südlichen Provinzen des Kaiserreiches Brasilien, der Deutsche, insonderheit der deutsche Landmann, eine Heimath finden kann, wie nirgendwo sonst außerhalb des eigenen Vaterlandes, und daß hierher vor allem unsere deutsche Auswanderung zu lenken sei. Denn nicht nur bieten ihm hier Klima und Boden alle Bedingungen zu einem physischen und wirthschaftlichen Gedeihen, er vermag auch inmitten einer portugiesisch oder spanisch redenden Bevölkerung seine Nationalität Generationen hindurch zu bewahren, während in Nordamerika selbst von den Eingewanderten schnell ein großer Theil ihrer Stammeseigenthümlichkeiten wie ihrer Sprache entkleidet wird.

In diesem Untergehen des Deutschthums in einer fremden Nationalität haben viele ein Unglück nicht sehen können. Selbst ein so patriotisch gesinnter Mann, wie Friedrich Kapp, erblickte darin nichts weiter als eine geistige Auferstehung; aus einer Vermählung der deutschen mit der englisch-amerikanischen Nationalität erwartete er eine Generation vollkommener und höher als beide, die Welt werde durch einen solchen Absorptionsproceß nur gewinnen. Die Rolle, welche deutsche Kraft und deutscher Geist bei diesem Proceß spielen sollten, hat man mit einem wenig schönen, aber treffenden Worte gekennzeichnet und ich meine, wir Deutschen sind zu gut dazu, um in der Auffrischung fremder degenerirender Völker aufgebraucht zu werden.

Nicht zu diesem Ende haben unsere Geistesheroen auf den Gebieten von Kunst und Wissenschaft die Siegespalme errungen, haben unsere ruhmreichen Krieger Deutschlands Einigkeit und Größe mit ihrem Heldenblute erkauft. Wir sind kein alterndes, überlebtes Volk, wie sie jenseits des Meeres wähnen. Ich meine, was wir jetzt sind und haben, es ist nur der erste Schimmer der Morgenröthe einer großen Zukunft, der sicherlich ein glorreicher Tag folgen wird, wollen wir nur uns und unserem Volke treu bleiben.

Und wir rechnen zu uns nicht nur die, über welche der deutsche Adler seine mächtigen Schwingen breitet, mehr noch als zu jener Zeit, da zum ersten Male das Lied vom deutschen Vaterlande durch die begeisterten Gemüther rauschte, zählen wir heute alle zu uns, welche, wo auch immer sie leben mögen, mit uns eines Stammes, einer Sprache sind. Aber nicht im Sinne eines begehrlichen Chauvinismus!

Wie wir treu und fest zu unserem angestammten Herrscherhause stehen, so mögen auch unsere Brüder außer dem Reiche treu und fest stehen zu den Gewalten, denen sie untergeordnet sind! Noch immer waren die Deutschen, wohin sie auch ihre Schritte lenkten, die besten Hüter von Ordnung und Recht, oft genug haben sie die Bürgertugenden erst unter die wilden Völker gebracht, unter denen sie ihre Kulturmission begannen und immer und allerwegen hat sich der Deutsche durch seine unverrückbare opferfreudige Loyalität ausgezeichnet. Wir wollen daran nicht rütteln! Mögen wir verschiedenen politischen Gemeinwesen angehören, verschiedenen Gesetzen gehorchen, ein geistiges Band soll uns alle umschlingen in dem Bewußtsein, daß wir alle die Söhne einer großen Mutter sind, und in dem festen Willen, daß wir es alle bleiben wollen.

Die Zeiten, in welchen man sich schämte, ein Deutscher zu heißen, sie sind glücklicherweise vorüber. Heute giebt es unter den Völkern der Erde keinen stolzeren Namen als

den unserigen. Mögen wir dessen immer eingedenk sein! Aber noch haftet manches aus der alten Zeit, wo man die fremden Götzen anbetete, was heute auf eine Entschuldigung nicht mehr Anspruch machen darf. Ein schönes Reformationswerk ist begonnen auf allen Gebieten künstlerischer und industrieller Thätigkeit, wir sind bestrebt, unser Leben äußerlich und innerlich immer mehr so zu gestalten, daß es mit unseren nationalen Eigenthümlichkeiten im Einklange steht. Unsere Sprache reinigt sich mehr und mehr von den fremden Zuthaten, mit denen eine jahrhundertelange Abhängigkeit vom Auslande, eine pedantische Nachahmung der Alten sie verunziert hat. Möge sie in immer vollkommener Reinheit erklingen, damit kein fremder Mißton ihren herrlichen Wohllaut länger störe!

Und indem wir so den Sinn für das Volksthümliche, für unsere besondere deutsche Eigenart mehr und mehr wecken, geben wir unseren auswandernden Landsleuten ein Rüstzeug mit, wie es ihnen seit langem leider gefehlt hat. Man hat die deutsche Auswanderung mit einem Heere verglichen, wohl ausgerüstet und aus streitbaren Männern bestehend, welches, sobald es die Grenze überschritten, zum Feinde übergeht. Aber der Vergleich hinkt auf beiden Füßen! Nicht Heere waren es, welche unter tüchtiger Führung zusammengehalten und mit genauer Kenntniß des Bodens, den sie betraten, ihr Vaterland verließen, vielmehr führerlose Haufen, ohne Organisation, ohne Leitung, jedes Individuum meist nur von dem einen Wunsche beseelt, für sich möglichst große materielle Vortheile zu erringen. Wie sie sich von dem alten, immer noch geliebten Boden losrissen, weil ihnen mannichfache wirkliche oder eingebildete Widerwärtigkeiten den Aufenthalt verleideten, gleichgültig, ob das Band zerriß, das sie an ihr Volk fesselte, ja wohl oftmals dasselbe absichtlich zerreißend, so ließ sie auch das Heimathsland theilnahmlos ziehen und niemand daheim war gewillt, den Abtrünnigen den Weg in die Fremde zu ebenen, ihnen draußen beizustehen. So floß diese Auswanderung Jahrzehnte lang dahin, einem mächtigen Strome vergleichbar, der in die Wüste getreten, sich in unzählige Zweige zerspaltet und ohne eine Spur zu lassen, endlich namenlos verschwindet.

Die Erkenntniß der Verpflichtung, welche die Daheimbleibenden haben, den Fortziehenden beizustehen, das Bewußtsein, daß auch die im fremden Lande lebenden Brüder uns noch immer zugehören, sie ist erst spät erwacht, aber nun auch mit einer Macht, welche bei uns allen in dem Worte gipfelt: Wir wollen von ihnen nicht lassen, wie sie von uns nicht lassen! Wir wollen auch nicht einen missen!

Und dahin muß gerade unsere Arbeit gehen, daß wir sie stärken in ihrem nationalen Bewußtsein, damit sie den sie umringenden fremden Einflüssen siegreich Widerstand leisten können. Und darum sollte es unser Bestreben sein, den jetzt vielfach verästelten Strom in ein einziges Bett zusammenzufassen, so daß sich auf dieser breiten Bahn ein Verkehr zwischen Heimath und Fremde entwickele, der in gegenseitiger Ergänzung und Befruchtung beiden zum Vortheile gereiche und deutsche Stammesart segenbringend immer weiter verbreite.

Kürzere Mittheilungen.

Aus dem Leben der Mondombé[1]).

Mit Recht sagt van der Kellen, der in seinen Briefen aus dem südwestlichen Afrika an „Hat Nieuws van der Dag" seine interessanten Mittheilungen fortsetzt, daß man den Ansichten, welche bei Naturvölkern über die höheren Mächte und über den Einfluß, den man denselben auf die menschlichen Schicksale zuschreiben darf, bestehen, eine hervorragende Stelle einräumen muß. Der Animismus ist wohl überall die Grundlage; alles, was mit den Sinnen wahrgenommen werden kann, besitzt auch eine Seele, die aber nicht an ihre Wohnung gebunden ist und sich sowohl von derselben loslösen, als auch in einen anderen Körper übergehen kann. Hieraus will van der Kellen die Entwickelung des Gottesdienstes ableiten, welche, wie er sagt, bei von der Natur reicher ausgestatteten Rassen Formen der Verehrung des höchsten Wesens erzeugt hat, die reich an poetischer Schönheit sind und sich mit einer hohen Entwickelungsstufe vertragen; andere Stämme dagegen, und zu diesen muß man die Mondombé rechnen, haben sich kaum über die ersten Anfänge erhoben.

Sie besitzen nicht einmal die aus Holz und Stein geformten Götzenbilder, die man bei den Kongo-Negern antrifft, und über die Frage, wie die Welt eigentlich entstanden ist, scheinen sie sich keine Sorge zu machen. Etwaige dahinzielende Fragen beantworteten sie mit einem Achselzucken und meinten endlich, sie wüßten nur, daß die Sonne da sei, und darum dächten sie, es sei auch immer so gewesen.

Obwohl nun Alles, was sie in ihrer Umgebung sehen, in ihren Augen beseelt ist, besitzen doch die einzelnen Geister durchaus nicht die gleiche Macht; je mächtiger man sie sich denkt, je größeren Einfluß, sei es im Guten, sei es im Bösen, sie haben, um so größere Verehrung zollt man ihnen; man sucht zu ihnen in Beziehungen zu treten, um ihre Gunst zu erwerben, um ihren Zorn abzuwenden. Von der Kenntniß der Mittel, welche dazu dienen, auf die Geister Einfluß zu üben, ist Niemand ausgeschlossen; aber bejahrte Leute wissen, wie man im Allgemeinen glaubt, mehr von den Zaubermitteln und Zaubersprüchen und sind im Gebrauche derselben geübter. Greise sind in der öffentlichen Meinung die größten Zauberer und ihrer Macht wegen sehr gefürchtet.

Es giebt aber auch Zauberkünste, die in gewissen Familien forterben. So z. B. ist das Regenmachen eine besondere, dem Könige (oder Sobe) und seinen Nachfolgern eigenthümliche Gabe, die diesen Würdenträgern großen Vortheil abwirft, da sie sich den Regen theuer bezahlen lassen.

Gegen die Macht der Zauberer sucht man sich zu schützen. Solche Gegenmittel werden zum Theil am Körper getragen und dienen wohl auch gleichzeitig als Schmuck. Im letzteren Falle kommen sie in verschiedenen Formen, namentlich als Anhängsel vor; so werden z. B. kleine Antilopenhörner gebraucht, die manchmal mit Kräutern oder Haaren gefüllt sind; sie gewähren namentlich gegen Raubthiere Schutz. Thatsächlich scheinen sie in dieser Hinsicht eine große Wirkung zu äußern, da die Mondombé es verstehen, ihnen schrille Töne zu entlocken. Auch eine gewisse Wurzel, an einem Riemen um den Hals getragen, soll zu demselben Zwecke dienen; Nachts, ehe man sich schlafen legt, wird ein Stück der Wurzel abgebissen, dies auf ein grünes Blatt ausgespuckt, welches dann mit der Wurzel ins Feuer geworfen wird; wenn Blatt

[1]) Vergl. oben S. 285.

und Wurzel gleich von den Flammen ergriffen und verzehrt werden, legt der Mondombé sich ruhig nieder: kein wildes Thier wird ihm etwas anhaben. Wenn es erklärlich ist, daß die Bewohner dieser wasserarmen Gegenden dem Sobe große Opfer bringen, um sich Regen zu verschaffen, so ist es andererseits nur natürlich, daß man sehr grausam gegen die Personen vorgeht, welche in dem Rufe stehen, den Regen durch Zauberkünste zu verhindern. Wer dabei ertappt wird, ist ohne Gnade dem Tode verfallen.

Van der Kellen fand einmal in dichtem Gebüsche das ziemlich vollständige Skelett eines Negers. Zwei runde Löcher im Schädel deuteten darauf hin, daß er eines gewaltsamen Todes gestorben war, sie schienen durch zwei Keulenschläge verursacht zu sein; der Umstand, daß die Leiche nicht begraben war, schien anzuzeigen, daß er eines Verbrechens wegen die Todesstrafe erlitten hatte, da nur in diesem Falle der Körper nicht bestattet wird. Unser Berichterstatter, dessen Neugierde erregt war, erkundigte sich nach den näheren Umständen und hörte von einem alten Neger folgende Geschichte: Ein junger Mann hatte vom Vater seiner Geliebten eine abweisende Antwort erhalten und darum den Versuch gemacht, das ganze Land durch ein Zaubermittel dem Verderben Preis zu geben, indem er demselben für immer den Regen entziehen wollte. Sein Mittel hatte darin bestanden, daß er einen mit Sand und Wasser gefüllten Topf so lange auf das Feuer gesetzt hatte, bis die Flüssigkeit verdampft war; darauf hatte er den Inhalt über seinen Kopf und seine Schultern ausgeleert. Dem allgemeinen Glauben nach wird in einem Lande, wo eine Person lebt, die sich diesem Verfahren unterworfen hat, nie mehr Regen fallen. Das einzige bestehende Gegenmittel wurde gebraucht und der Mann auf Befehl des Sobe von Huilla getödtet, wodurch der Zauber seine Kraft verloren hat. Der Schädel, dem der Unterkiefer und wie gewöhnlich die vier oberen Schneidezähne fehlen, befindet sich jetzt in Holland.

Auch die Eingänge ihrer Wohnungen verzieren die Mondombé mit allerlei sonderbaren Gegenständen, die Schutz gegen Unheil bieten sollen. Schädel von Rindern, die auf lange Stangen gesteckt werden, nehmen hierbei eine hervorragende Stelle ein. Wenn eine Leiche bestattet wird, schlachtet man auch einige Rinder, deren Schädel mit vielen anderen Gegenständen auf das Grab gelegt werden.

Wenn auch der natürliche Tod als nicht unmöglich betrachtet wird, ist man doch im Allgemeinen geneigt, jeden Sterbefall einem bösen Zauber zuzuschreiben. Einem Mitgliede der in Trauer versetzten Familie wird alsdann der Auftrag, den Zauberer zu entdecken. Dazu bedient er sich einiger Knochen, welche, wie Würfel nach sicheren Regeln geworfen, den Mörder andeuten.

Gewöhnlich entsteht dadurch eine Art Krieg zwischen der Familie des Verstorbenen und der des Beschuldigten. Die Feindlichkeiten beschränken sich meistens darauf, daß beide sich tüchtig zu bestehlen suchen. Den Frieden muß die schwächere Partei gewöhnlich mit einigen Rindern erkaufen; dann werden festliche Mahlzeiten gehalten, an welchen Jeder theilnehmen darf, der Lust dazu hat; bei denselben spielt das Bier eine Hauptrolle. Beinahe immer kommt es dabei zu Streitigkeiten, und andere Familien gerathen in Feindschaft, was wieder zu neuen Versöhnungen und neuen Schlemmereien Veranlassung giebt. Die Sobes scheinen sich um derartiges nicht zu bekümmern.

Die Mondombé leben von Ackerbau und Viehzucht. Die am meisten angebauten Gewächse sind Mais und Massambale. Letzteres besitzt ein viel feineres Korn als der Mais und wird namentlich gebraucht, um die Onghella zu bereiten. Es ist dies ein sehr starkes Bier, welches gebraut wird, nachdem man die Körner hat keimen lassen. Wenn man am Ende des Sommers viel Honig hat, mischt man denselben dem Biere bei, welches dann als eine besondere Leckerei gilt. Auch findet man bei ihnen viele der „eßbaren Kalebassen", welche sie Métangas nennen.

Ihre gesellschaftlichen Zustände beschreibt van der Kellen folgendermaßen. An der Spitze des Ganzen steht der Sobe mit unumschränkter Gewalt. Seine eigenen Kinder besitzen nie Ansprüche auf den Thron, sondern es folgt ihm der älteste Sohn seiner ältesten Schwester. Dem Fürsten stehen die Rathsherren (Sekulas) zur Seite; sie sind die ältesten des Stammes, die Patriarchen der Familie und die Anführer im Kriege. Auch dem Sekula folgt im Falle seines Ablebens der älteste Sohn seiner Schwester in seiner Würde.

Die Heirath findet nach freier Wahl statt; doch muß der Bräutigam stets für seine Braut einen Ochsen bezahlen; die meisten Mondombés haben mehr als eine Frau, doch die Armen müssen sich mit nur einer begnügen. Die Frau ist dem Manne dienstbar, sie bearbeitet das Feld, während der Mann müßig geht. Durch ihre Haartracht deutet sie an, in welcher Lebensperiode sie sich befindet. Junge, noch nicht heirathsfähige Mädchen tragen das Haar mit langen falschen Flechten, während an den Beinen eine große Anzahl von aus dünnen Zweigen geflochtenen Ringe angebracht werden. Wenn sie mannbar geworden sind, werden die Ringe abgenommen, die falschen Zöpfe entfernt und das Haar mit rothem Lehm auf dem Schädel in einen Wulst zusammengeklebt; verheirathen sie sich, so werden daraus zwei Wülste quer über den Schädel gemacht; bekommen sie Kinder, so kehren viele zu der Mode der langen falschen Flechten zurück.

Im Winter, wenn es nicht regnet, wohnen die Mondombé in kleinen Dörfern zusammen; in der Regenzeit zerstreuen sie sich und wohnen mit der Familie in der Nähe ihrer Felder, um dieselben zu bebauen. Sie bedienen sich bei der Bearbeitung des Ackers einer Art selbstgefertigter eiserner Schippe. Die Eisenindustrie ist beinahe die einzige, die man hier findet. Sie graben das Eisen selbst aus den zahlreichen Eisengruben und schmelzen es in Lehm, indem sie es stark mit kleinen Blasebälgen erhitzen. Auch in der Verfertigung von Lanzen, Messern und anderem Eisenwerk sind sie sehr geschickt.

Im übrigen hat die Industrie wenig zu bedeuten; wenn man die ethnologische Sammlung, die in ihrem Lande gemacht wurde, mit dem vergleicht, was man bei anderen Stämmen angetroffen hat, so wird man eingestehen müssen, daß man es mit einem der am weitesten zurückgebliebenen afrikanischen Stämme zu thun hat, der, was Kunstgeschmack und Gewerbefleiß betrifft, hinter manchen anderen Negerstämmen weit zurückbleibt. Auch die Buren, mit denen van der Kellen zusammengetroffen ist, haben ihm die Ansicht ausgesprochen, daß sie in ganz Afrika keinen so dummen, so wenig civilisirten und so wenig streitbaren Stamm kennen, wie die Mondombé.

Die Fundstätte der Dinoceratiden in Wyoming.

Ko. Die merkwürdige Klasse riesenhafter Säugethiere, welche die amerikanischen Forscher, wie Marsh, Cope etc. neuerdings bekannt gemacht haben, wurde bekanntlich bis jetzt nur an einer einzigen Stelle aufgefunden, in einem dem Eocän angehörenden ausgefüllten Seebecken in Wyoming. Ueber diese interessante Stelle giebt Professor Marsh[1]) folgende Details:

Die Dinoceratiden, von denen manche die Größe unserer Elephanten erreichten, scheinen in großer Menge nur an dem Ufer eines Tropensees gelebt zu haben, welcher heute von den oberen Verzweigungen des Green River, eines Zuflusses

[1]) Professor O. C. Marsh: The gigantic Mammals of the order Dinocerata. In: „Fifth Report U. S. Geological Survey", p. 245—302.

des Colorado, entwässert wird. Weder sonst in Nordamerika, noch irgendwo in der alten Welt hat man jemals eine Spur dieser Klasse gefunden. Das Seebecken ist nach und nach durch die von den Wasatch-Bergen und von der Uinta-Kette, aber auch von den Windriver-Mountains herabgeschwemmten Sedimente ausgefüllt worden; sein Durchmesser beträgt gegen 100 Miles. Während es zu seiner jetzigen Höhe (6000 bis 8000 Fuß über dem Meere) emporgehoben wurde, haben die hindurchströmenden Flüsse einen guten Theil der älteren Sedimente durch den Colorado weggeführt, und so ist ein wild zerrissenes Gebiet entstanden, ein echtes Bad land, mit wunderbar gestalteten ausgefressenen Klippen, Spitzbergen und Säulen. Hier finden sich ungeheure Massen von Thierknochen, und die der Dinoceratiden fielen durch ihre Größe schon den ersten Besuchern auf. Marsh war der erste Forscher, welcher 1870 dieses gefürchtete Gebiet besuchte; er fand nicht nur den Typus von Tinoceras anceps, sondern auch die Reste der interessantesten fossilen Säugethierfauna, die jemals beobachtet worden ist, darunter die Vorfahren unseres Pferdes, des Tapirs und des Schweines, welche für die Entwickelungslehre von solcher Wichtigkeit geworden sind; auch Verwandte der Lemuriden, Insektivoren, Carnivoren, kleine Beutelthiere und die seltsame, ausgestorbene Ordnung der Tillodonten, die keinerlei Verwandte mehr in der lebenden Welt hat. Der See scheint außerdem reich an Krokodilen, Schildkröten, Eidechsen und Fischen gewesen zu sein, und es muß ihn eine tropische Flora mit Palmen und Baumfarren umgeben haben.

Die Entdeckung blieb nicht unbenutzt; Jahr für Jahr wurden Forschungsexpeditionen abgesandt, und so kam schließlich ein kolossales Material zusammen, das sich mit geringen Ausnahmen im Yale College befindet und von Marsh in einer klassischen Monographie bearbeitet worden ist. Die Funde gehören einem bestimmten Horizont im amerikanischen Eocän an, das, wie Marsh bemerkt, sehr wahrscheinlich nicht unbedingt gleichzeitig mit dem europäischen Eocän ist, sondern vermuthlich etwas älter, so daß man annehmen kann, daß die Eocänfauna der alten Welt wenigstens theilweise ihren Ursprung in Nordamerika genommen hat und durch Einwanderung von dort aus gebildet worden ist. Die Süßwasserablagerungen von Wyoming zerfallen deutlich in drei Unterabtheilungen mit ganz verschiedenen Faunen; für die unterste ist Coryphodon charakteristisch, für die mittlere Heliobatis und die Dinoceratiden, welche aber auf die jüngere Hälfte, die sogenannte Bridger Series, beschränkt sind, für die oberste Diplacodon. Die Entwässerung des Sees erfolgte am Ende der Eocänperiode, die miocänen Seeschichten liegen nur an seinem Rande. Auch sie zerfallen in drei Gruppen mit eigenthümlichen Faunen, charakterisirt von unten nach oben durch Brontotherium, Oreodon und Miohippus; ein scharfer Bruch scheidet sie vom Pliocän, in welchem das erste echte Pferd auftritt. Auch das Postpliocän ist reich an Säugethierresten und so bilden die Schichten des Wyoming-Sees ein vollständiges Archiv der Entwickelungsgeschichte der amerikanischen Säugethierfauna vom Beginn der Tertiärperiode an. Heute durchschneidet die Eisenbahn das Becken; die wichtigsten Lager befinden sich südlich von ihr und zwar ziemlich gleichmäßig an beiden Ufern des Green River. Die Knochen liegen meist in verhärteten Thonschichten, seltener in Sandsteinen, der Schichtencomplex hat mindestens eine Dicke von 500 Fuß, alle Schichten zusammengerechnet vielleicht von 1000 Fuß. Noch ist nur ein geringer Theil ihres Reichthumes ausgebeutet und wir können noch interessante Beiträge zur Entwickelungsgeschichte der Säugethiere von dort erwarten.

Aus allen Erdtheilen.

Europa.

— Bédrènes, welcher im vorigen Jahre auf die große Rolle aufmerksam machte, welche die **Trepanation des Schädels** bei den Eingeborenen des algerischen Aurès spielt, bringt im vierten Hefte der „Revue d'Anthropologie" einen Auszug aus einer wenig bekannt gewordenen Abhandlung des früheren montenegrinischen Militärarztes Boulongne[1]), aus welcher hervorgeht, daß diese im civilisirten Europa so seltene und so gefürchtete Operation auch in **Montenegro** sehr häufig und unbedenklich vorgenommen wird. Sobald nach Kopfwunden, Schlägen oder Fall auf den Kopf ein fixer Kopfschmerz und Schwindelerscheinungen bleiben, nehmen die montenegrinischen Trepanateure an, daß sich Blut zwischen die Hirnhaut und den Schädelknochen festgesetzt habe. Erfolgt auf einen Umschlag mit in Branntwein getauchter Wolle keine Linderung, so gilt die Diagnose für sicher und man schreitet zur Operation, die mit einem gewöhnlichen Handtrepan vorgenommen wird. Als Verband genügt ein Leinwandläppchen mit Wachssalbe oder Fett. Die Operation wird von den Montenegrinern für durchaus ungefährlich angesehen; die Ausübung ist in den Händen einiger Familien, in welchen sie seit langen Jahren von einer Generation zur anderen forterbt. Als der späteste Termin, an welchem die Operation noch mit Aussicht auf Erfolg vorgenommen werden kann, gilt der vierzigste Tag nach der Verletzung.

[1]) Montenegro et ses habitants. In „Memoires de médecine et chirurgie militaires" (3), Vol. 21, 1868.

— Vor Kurzem ist die Frage über die Vereinigung des Don mit dem Aksai, an welchem die Stadt Nowo Tscherkask liegt, aufs Neue angeregt worden. Vorläufige Untersuchungen darüber sind bereits vor zwei Jahren angestellt worden und ergaben ein befriedigendes Resultat. Zugleich wird eine andere hydrotechnische Arbeit geplant: die Vertiefung des Don bis **Kalatsch**. Die Unkosten beider Unternehmen sind auf 9 000 000 Rubel (ca. 18 000 000 Reichsmark) veranschlagt worden. So viel bis jetzt bekannt, sollen die Arbeiten schon zu Anfang des nächsten Jahres ihren Anfang nehmen.

Asien.

— Von der Expedition, welche Dr. G. **Radde** mit seinem Begleiter Dr. Walter nach **Chorassan** unternommen hat (vgl. oben S. 284), sind dieselben glücklich am 28. August in Tiflis wieder angekommen. Bei der Rückreise von Meschhed haben Radde und Koutschin fünf Parallelketten des Köpet-Dagh überschritten und sind erst in Lustabad wieder auf russisches Gebiet gekommen. Nach den nöthigen Vorbereitungen für die Rückkehr nach Tiflis haben sich die Reisenden nach Kuzyl-Arwat und Kazantschik gewandt, um daselbst die Gartenpflanzungen dieser Gegend kennen zu lernen, darauf die Vegetation der Lagunen und Sanddünen von Mollah-Kara untersucht, haben dann noch der von General Annenkow neu errichteten Ansiedelung Uzun-Aida einen zweitägigen Besuch abgestattet und sind jetzt in Tiflis mit dem Auspacken und Ordnen ihrer werthvollen Sammlungen beschäftigt.

Afrika.

— Dr. Schweinfurth hat sich an alle in Aegypten lebenden Europäer, besonders die Aerzte, mit der Bitte gewandt, zu untersuchen, ob, so weit sie es gewahr werden, Familien aus nördlicheren Breiten stammend und in Aegypten dauernd ansässig mit der dritten Generation aussterben oder ob die Bewohner der nördlichen Breiten fähig sind, unter denen Aegyptens dauernd die Art zu erhalten.

— Die portugiesischen Forscher Serpa Pinto und Lieutenant Cardozo (vergl. „Globus", Bd. 49, S. 383) verließen kürzlich die Kapkolonie, um nach Lissabon zurückzukehren. Dieselben haben eine äußerst wichtige wissenschaftliche Erforschung des Seengebietes ausgeführt. Von Mozambique aus gingen sie zu Lande nach Ibo, berichtigten viele Irrthümer in den Karten und richteten dann an der Spitze einer Expedition von 800 Mann ihren Weg nach dem Njassa-See. Hierbei führten sie auf dem Marsche mit gut funktionirenden Instrumenten eine geodätische Triangulation des durchreisten Landes aus. In Folge eines gefährlichen Fieberanfalles wurde Serpa Pinto in Mebe's Land, von welchem er eine geologische Aufnahme gemacht hatte, gezwungen, die Expedition zu verlassen. Lieutenant Cardozo, der 50 Tage lang blind gewesen war, wurde glücklicher Weise rechtzeitig wieder hergestellt, um die Führung der Expedition zu übernehmen. Dieselbe setzte ihren Weg nach dem Njassa fort und von da nach dem Schirwa-See und Blantyre, sowie auf einem neuen Wege nach Quelimane. Hierbei litten die Theilnehmer sehr vom Hunger. Sämmtliche Hunde starben am Hungertode und die Menschen entgingen kaum demselben Schicksale. Die Expedition begleiteten 200 Zulus, welche durch Muth und Hingebung gute Dienste leisteten. Abgesehen von den wissenschaftlichen Arbeiten dehnten die Forscher auch auf alle wichtigen Punkte, die während der 20 Monate dauernden Reise berührt wurden, die portugiesische Herrschaft aus.

— Die Arbeiten an der längst projektirten Eisenbahn von St. Paulo de Loanda nach Ambacca im portugiesischen Westafrika sind zu Anfang Oktober endlich in Angriff genommen worden.

— Oskar Baumann, der Begleiter von Prof. Lenz, hat sich vollständig wieder erholt und ist Ende August von Banana nach Fernando Pao abgegangen, um diese Insel geologisch zu untersuchen.

— Dr. C. Keller, welcher inzwischen wohlbehalten wieder in Europa eingetroffen ist, schildert in der „Neuen Züricher Zeitung" (1886, Nr. 297) Tamatave, welches den wichtigsten Hafen von Madagaskar und zugleich den Schlüssel für alle Operationen nach dem Inneren darstellt und in nicht ferner Zeit vermuthlich einen bedeutenden Aufschwung nehmen wird. Aeußerlich sieht der Ort mit seinen einstöckigen Holzhäusern und seinen zwei parallelen Hauptstraßen sehr primitiv aus; aber sein Hafen ist der beste an der ganzen Ostküste und verdankt der Nähe von Réunion und Mauritius, welche mit Madagaskar seit langer Zeit in lebhaftem Verkehre stehen, viel. Die etwa 7000 Seelen betragende, aber sehr fluctuirende Bevölkerung ist höchst gemischt; obenan stehen die Hovabehörden, die europäischen Kaufleute und die französische Besatzung. Ferner finden sich unzuverlässige mit Schnaps handelnde Kreolen, zahlreiche Howas, wenige Araber und der Rest Betsimisaraka. Die Kaufleute sind durch die verschiedensten Nationen vertreten. Englische, französische und amerikanische Häuser beherrschen von hier aus den Handel von Madagaskar und importiren hauptsächlich rohe Baumwolltücher, bedruckte Baumwollzeuge, Wollstoffe, verschiedene Luxusartikel, Fayence, Glaswaaren, Kochtöpfe u. s. w. In neuerer Zeit hat der deutsche Handel in Tamatave, sowie auch auf der Nordwestseite von Madagaskar einen nicht unbeträchtlichen Einfluß gewonnen und eine empfindliche Konkurrenz bereitet. Tamatave ist ferner der Hauptpunkt für den Export, welcher in Häuten, Reis, Kautschuk, Kopal und Rofiafasern besteht. Nicht zu vergessen ist, daß von hier aus auch der bedeutendste Export an Ochsen stattfindet und die benachbarten Inseln Réunion und Mauritius mit Fleisch versorgt.

Australien.

— A. J. Giles und J. B. Laurie leiten eine Forschungsexpedition, welche das wenig bekannte Gebiet zwischen der Katherine-Station des Ueberlandtelegraphen (Northern Territory der Kolonie Südaustralien) in 14° 30′ südl. Br. und 132° 23′ östl. v. Gr. und dem Kimberley-Distrikte der Kolonie Westaustralien genau erforschen soll. Die Gesellschaft trat Ende August die Reise an. Die südaustralische Regierung gewährt eine Beihilfe von 320 Pfd. St.

— Wie ein Telegramm von der Station Powell's Creek am Ueberlandtelegraphen meldet, traf dort am 23. August David Lindsay (vergl. oben S. 255) mit seiner Reisegesellschaft glücklich wieder ein.

Südamerika.

— Eine Commission mit der spanischen Regierung als Obmann ist gebildet worden, um die streitige Grenzlinie zwischen den Vereinigten Staaten von Columbia und Costarica festzustellen.

— Durch Vermittelung des diplomatischen Vertreters von Ecuador in Bogota hat die columbanische Regierung eingewilligt, jener Republik den Inschriftstein von Tarqui zurückzugeben. Auf demselben hatte bekanntlich die wissenschaftliche französische Commission, welche in der Mitte des vorigen Jahrhunderts zur Messung eines Meridiangrades und zur Ausführung anderer astronomischer Beobachtungen sich in Ecuador aufhielt, zu Cuenca ein dauerndes Zeugniß ihrer wichtigen Arbeiten zurückgelassen. In Folge dessen hat am 10. Juli die Landesvertretung von Ecuador folgenden Beschluß gefaßt: „In Anbetracht dessen, daß die Regierung von Columbien den Inschriftstein zurückgegeben hat, welchen die französischen Akademiker zu Tarqui errichtet hatten, daß ferner dieser Stein sich am Südende des unter dem Aequator im letzten Jahrhundert durch jene Akademiker gemessenen Meridiangrades befand, daß es nothwendig ist, dieses Denkmal zum Nutzen der Wissenschaft und der Geschichte wieder herzustellen, damit ein geographischer Punkt von so hoher Wichtigkeit nicht verloren gehe, wird 1) die Executivgewalt eine Pyramide aus einheimischem Marmor von wenigstens 8 m Höhe an der Stelle errichten lassen, welche die französischen Akademiker bestimmt und durch den zurückgegebenen Stein bezeichnet haben; 2) wird auf der westwärts gewandten Seite obiger Stein und auf der nach Osten gekehrten eine Metalltafel eingesetzt werden, auf welcher vorliegender Beschluß eingegraben ist.

Inhalt: Victor Giraud's Reise nach den innerafrikanischen Seen 1883 bis 1885. V. (Mit sieben Abbildungen.) — B. C. Henry's Reise im südlichen China und auf Hainan. II. (Schluß.) — Dr. Emil Jung: Die Regelung der deutschen Auswanderung. — Kürzere Mittheilungen: Aus dem Leben der Moudombé. — Die Fundstätte der Dinoceratiden in Wyoming. — Aus allen Erdtheilen: Europa. — Asien. — Afrika. — Australien. — Südamerika. (Schluß der Redaktion: 2. November 1886.)

Redakteur: Dr. R. Kiepert in Berlin, S. W. Lindenstraße 11, III Tr.
Druck und Verlag von Friedrich Vieweg und Sohn in Braunschweig.



Mit besonderer Berücksichtigung der Anthropologie und Ethnologie.
Begründet von Karl Andree.
In Verbindung mit Fachmännern herausgegeben von
Dr. Richard Kiepert.

Braunschweig — Jährlich 2 Bände à 24 Nummern. Durch alle Buchhandlungen und Postanstalten zum Preise von 12 Mark pro Band zu beziehen. — 1886.

Victor Giraud's Reise nach den innerafrikanischen Seen 1883 bis 1885.

VI.

(Sämmtliche Abbildungen nach Skizzen und Photographien des Reisenden.)

Bei heller Luft konnte man den breiten Streifen unterscheiden, welcher theils bewachsen, theils sandig sich in der Breite von sechs bis sieben Meilen um den ganzen See hinzieht und seine Ufer vom Fuße des Gebirges trennt; er ist bei den Engländern unter dem Namen elephant marshes bekannt und es wird von demselben späterhin noch weiter die Rede sein.

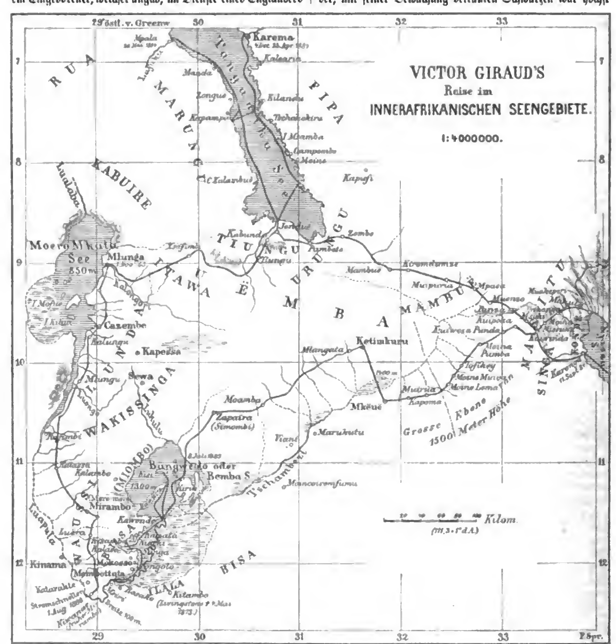
Die zwei oder drei ersten Ketten der nun zu überschreitenden Bergmasse laufen einander parallel von Norden nach Süden; weiterhin aber hört dies auf und man kommt in ein Gewirre von Gipfeln und Abhängen, so daß es unmöglich wird, eine vorherrschende Richtung zu unterscheiden. Hier und da trifft man eine Gruppe Bäume, sonst ist Alles entwaldet und sieht ziemlich trostlos aus; eine Eigenthümlichkeit ist der Nebel, der sich um die Gipfel hin lagert. Die mittlere Höhe der Lagerplätze wechselte in den nächsten Tagen zwischen 1300 und 1500 m; des Wassers wegen wurden für dieselben immer verhältnißmäßig niedrige Stellen ausgewählt. Selten nur traf man einen Eingeborenen an; man stieß nur auf kleine Weiler von vier bis fünf Hütten, deren Bewohner meist flüchteten.

Eines Tages kam Moina Missuku, der angesehenste Häuptling dieser Gegend, der Giraud ein sehr mäßiges Geschenk anbot und, als er den dreifachen Werth als Gegengabe empfangen, wollte er schlauer Weise noch etwas zufügen, was aber nicht angenommen wurde. Er hatte eine eigenthümliche Art des Grüßens, welche sehr zum Lachen reizte. Als er sich Giraud näherte, streckte er sich rücklings der Länge nach auf der Erde aus, klatschte dreimal in die Hände, drehte sich ein wenig nach rechts, dann nach links, wobei er fortwährend in die Hände klatschte, dann kauerte er sich vornübergeneigt mit gefalteten Händen nieder. So hörte er die Worte Giraud's an und begleitete sie von Zeit zu Zeit mit erneuertem Klatschen, noch ehe sie vom Dolmetscher übersetzt waren. Uebrigens wurde eine ähnliche Art des Grüßens später in Uëmba und bei den Wa'usso wiedergefunden. Dieser Häuptling war früher schon mit Weißen zusammengetroffen und, weniger furchtsam als seine Landsleute, machte er dem Reisenden manche Mittheilungen über die weite, im Westen gelegene Ebene Uëmba.

Vom Gipfel der letzten Bergkette aus erblickte man diese, welche bis auf 25 bis 30 Meilen Entfernung, wo der Horizont durch Wolken begrenzt war, mit dichtem Walde bedeckt zu sein schien; hier und da nur sah man eine gelbe, von Bäumen entblößte Stelle. Drei Stunden dauerte es, bis man auf abschüssigem Wege die Ebene erreichte, und ein weiterer einstündiger Marsch brachte die Expedition vor das Dorf Kiwanda (Kuiwinda).

Zuerst erblickte man nur ein dichtes, von hohen Bäumen überragtes Gebüsch; nur einzelne Menschenstimmen, die man hörte, verriethen die Nähe von Wohnungen. Ein kleiner, aber tiefer Fluß bildete die erste Vertheidigungslinie; die Brücke, ein etwa einen Fuß unter dem Wasser liegender Baumstamm, war nur mit Mühe zu passiren. Dann

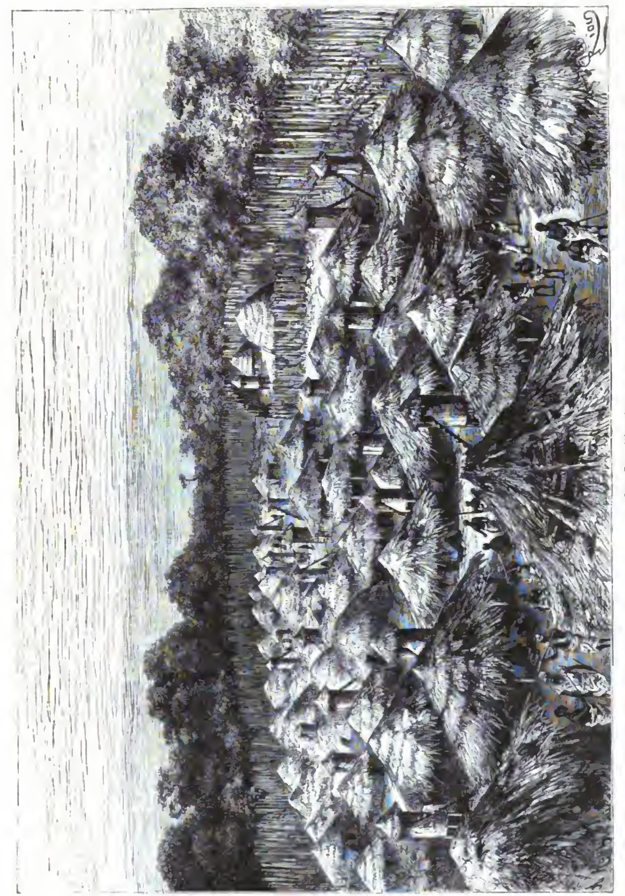
folgte ein dichtes Gebüsch voller Unreinlichkeiten und endlich eine Verpallisadirung. Der von derselben umschlossene Raum spottete jeder Beschreibung; in einem Kreise von etwa 100 m Durchmesser standen gegen 100 Hütten und Vorrathshäuser in schönster Unordnung durch einander. Es blieb kein Raum, ein Lager aufzuschlagen, so daß Giraud es sich in einer Hütte bequem machte. Zunächst erschien ein Eingeborener, welcher angab, im Dienste eines Engländers zu stehen, welcher beschäftigt sei, einen Weg zwischen dem Njassa und Tanganika herzustellen; er erzählte ferner, daß der Weg seit drei Jahren angefangen sei, die Arbeiten aber habe der Tod der beiden ersten Ingenieure verzögert, auch der dritte fange schon an zu kränkeln. Am nächsten Tage begab sich Giraud selbst dorthin; das Haus war prächtig gelegen und vorzüglich gebaut, doch der Empfang seitens der, mit seiner Bewachung betrauten Schwarzen war höchst



unfreundlich und nicht einmal ein Glas Milch konnte Giraud erhalten; einiges Gemüse aus dem Garten nahm oder, wie er es nennt, stahl er.

Die Bewaffnung der Eingeborenen hier ist eine ganz andere, als in Konde; Wurfspieße sah man nicht mehr, nur Bogen und Pfeile waren allgemein; hier und da sah man auch Schilde, die seit Uzaramo ganz verschwunden gewesen waren.

In Kiwanda sah man den letzten Regentropfen fallen und die fünf folgenden Monate gingen ohne Regenguß, ja beinahe ohne daß nur eine Wolke am Himmel erschienen wäre, vorüber. Die nächsten neun Tage nach dem 5. Mai brachten kein bemerkenswerthes Ereigniß; man blieb immer auf der Höhe von durchschnittlich 1400 m und der Weg war verhältnißmäßig bequem; beinahe jeden Tag passirte man ein Dorf; alle waren nach dem Vorbilde von Kiwanda gebaut, und wenn sie nicht durch einen Fluß geschützt waren, so besaßen sie eine Verpallisadirung, welche außen mit



Das Dorf Kiwanda.

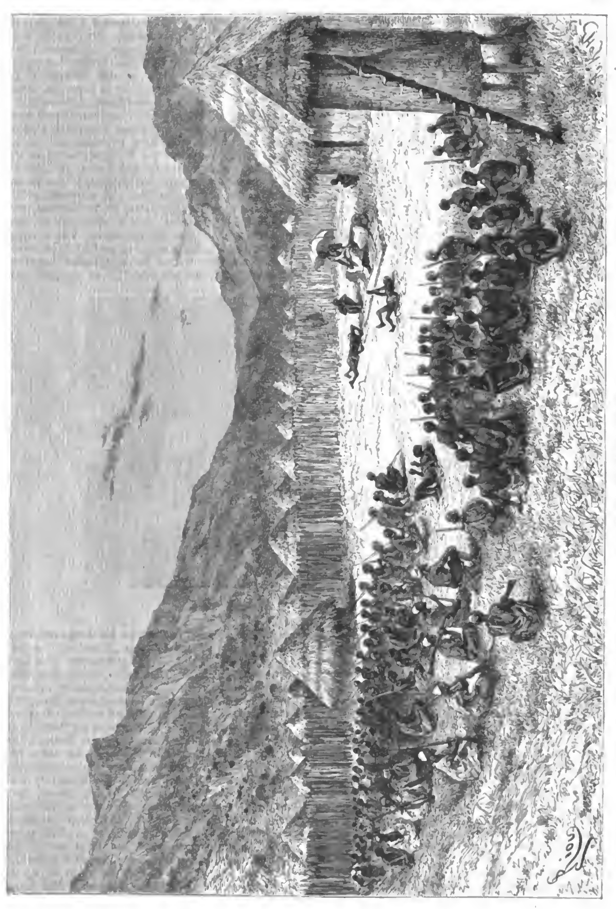
einem breiten und tiefen Graben umgeben war. Die Bevölkerung war im Allgemeinen wohlwollend und zuvorkommend, aber durch die fortwährenden Raubzüge des benachbarten Häuptlings Ketimkuru in Schrecken gesetzt; sie beklagte sich, daß dieser raubgierige Mann ihr Alles, namentlich das Vieh genommen habe. Am 13. Mai erreichte Giraud das Dorf des Moïne Muiva, von dem man schon einige Tage zuvor hatte sprechen hören; gegen alle Regeln afrikanischer Bauordnung sah man das Dorf schon 300 m weit, ehe man es erreichte; die unmittelbare Umgebung war bebaut; in der Nähe des Einganges grinsten einige Menschenschädel, welche noch zum Theil mit Fleisch bedeckt waren, von langen Stangen herab die Ankömmlinge an. Pallisadenzaun und Graben waren doppelt. Im Inneren herrschte eine größere Ordnung und es fand sich hinreichend Raum, um das Lager der Expedition drinnen aufzuschlagen, was aus Furcht vor Feuersgefahr vorher nie geschehen war. Dieses Dorf mochte 600 m im Durchmesser und 200 bis 300 Bewohner haben. Auf der Nordseite stieß an das Dorf eine zweite runde Umwallung, in welcher damals der Häuptling mit seiner Familie wohnte, die aber im Falle eines Krieges als Citadelle dienen konnte. Bei den Bewohnern bemerkte man einige Spuren von Industrie. Giraud sah einen Mann mit der Herstellung von Lanzenspitzen und Eisendraht beschäftigt, und weiterhin eine Frau, welche Fäden aus Kaktusblättern herstellte.

Am folgenden Tage fand der feierliche Empfang statt; gegen ein Uhr erschienen Abgesandte des Königs, um Giraud abzuholen. Er folgte ihnen unbewaffnet und nur von acht oder neun Mann begleitet und traf den Häuptling in einem geräumigen, mit Pallisaden umgebenen Hofe neben einer kleinen Hütte. Er saß auf einem mit bunten Tüchern und Teppichen bedeckten Baumstamme, unter den Füßen einen Teppich, eine rothe Decke um die Schultern und das Haupt von einem Sonnenschirme, den er in der linken Hand hielt, beschattet. Rechts und links seine Leute in zwei großen Gruppen, die eine 50 Mann stark mit alten Flinten, die andere dreimal so zahlreich und mit Bogen und Pfeilen bewaffnet; zwischen beiden ein freier Platz, wo Giraud sich auf einem Stuhle niederließ, 50 m von dem Häuptlinge entfernt. Zwei Dolmetscher bewegten sich zwischen Giraud und dem Häuptlinge hin und her und begrüßten letzteren jedesmal, indem sie sich auf Bauch und Rücken wälzten und in die Hände klatschten. So vergingen fast zehn Minuten, ehe sich die beiden nur begrüßt hatten; dann aber donnerte Moïne Muiva los gegen seinen Gast, wegen der geringen Geschenke, welche dieser ihm geschickt hatte; nachdem ihm später weitere Gaben überreicht worden waren, stellte es sich heraus, daß dieser zornige Ton etwas gekünstelt gewesen war, und daß er eigentlich nur aus Furcht Giraud nicht hatte gestatten wollen, ihm näher zu kommen. Am Abend ließ er denn auch bitten, möglichst schnell aufzubrechen, was ganz den Absichten Giraud's entsprach.



Eingang in das Dorf des Moïne Muiva.

Auch hier hörte man noch mehr als früher mit Entsetzen von den Waëmba sprechen, die ihre Gefangenen mit der äußersten Grausamkeit behandelten. Für sie, die an fortwährende Kriege mit den Nachbaren gewöhnt, würde es nur Kinderspiel sein, die Karawane aufzureiben. Giraud hatte erst gehofft, das Land dieses grausamen Stammes umgehen zu können, doch war dies nicht möglich, da derselbe im letzten Jahre sein Gebiet beträchtlich ausgedehnt hatte. Zwei Tage, nachdem man Moine Muiva verlassen hatte, trat die Expedition in das Gebiet der Waëmba ein; die vorhergehende Nacht hatte man in einem kleinen, mitten in einem Moraste in einem Dorngebüsche gelegenen Dorfe zugebracht und nur mit unendlicher Mühe Führer gefunden, zwei langbeinige Eingeborene, die sicherlich entschlossen waren, die Fremden bei der ersten drohenden Gefahr im Stiche zu lassen, und die deshalb unter scharfe Aufsicht gestellt wurden. Der Zug folgte in südwestlicher Richtung einem guten Fußwege, theils unter dem Schatten mächtiger Bäume, theils über weit ausgedehnte grüne, sumpfige Flächen, von denen schon Livingstone berichtet hat und von denen auch noch weiterhin zu sprechen sein wird. Mit einem Male ging eine eigenthümliche Bewegung durch den Zug; man hätte glauben können, daß die Leute fühlten, sie gingen einem Unglücke entgegen. Gegen 10 Uhr erblickten die entsetzten Führer einige Schatten unter den Bäumen, welche schnell wieder verschwanden — es waren die ersten der so gefürchteten Waëmba. Gegen Mittag bezog man ein Lager an einem



Empfang bei Moïne Muiva.

Flüßchen; einige Eingeborene voll anmaßenden Wesens erschienen, ohne sich durch die Gegenwart eines Weißen einschüchtern zu lassen.

„Was wollt ihr hier", war ihre Frage, „wie kommt ihr dazu, so ohne Weiteres in das Gebiet der Waëmba einzudringen?" Als sie die Führer erblickten, warfen sie sich auf dieselben, nur das Dazwischentreten Giraud's konnte letztere retten; einige Stunden nachher waren sie unter gutem Geleite auf dem Rückwege nach ihrer Heimath. Jetzt wurden die Waëmba etwas zugänglicher; sie erzählten Giraud, daß sie in den Grenzgebieten keine Dörfer anlegen; nur in der Regenzeit trieben sie dort etwas Ackerbau und verbrächten die übrige Zeit mit Einfällen in die Nachbarländer. Muirua, ihr Häuptling, befände sich ganz in der Nähe; er hätte schon von der Annäherung der Expedition gehört und verspreche, seinen Willen mitzutheilen; zweifellos würde er der Expedition den Eintritt in das Land der Waëmba erlauben, da Ketimkuru fremde Karawanen gern in seinem Lande sähe.

Am nächsten Morgen bei Tagesanbruch erschien auch wirklich ein von Muirua abgeschickter Häuptling, welcher Giraud zu ihm geleiten sollte; unterwegs schloß sich eine stets wachsende, lärmende Schaar dem Zuge an; alle diese Leute waren gut gebaut, aber mager und knochig. Am Mittag wurde das Lager aufgeschlagen, die immer zahlreicheren Eingeborenen fingen an recht unverschämt zu werden, doch glückte es Giraud, ihnen zu imponiren, indem er über die Geographie des Landes sprach. Muirua schickte nun eine Botschaft, daß er Geschenke erwarte; Giraud aber, der schon gelernt hatte, mit solchen hitzköpfigen Völkern umzugehen, ließ ihm zurück sagen, er erwarte die seinigen. Daraufhin schickte Muirua ein Perlhuhn, wofür er als Gegengabe zwei Gewehre, ein Faß Pulver, eine Ladung Stoffe und Perlen verlangte; das Geschenk, welches Giraud ihm anbot, kam an demselben Abend noch mit Protest zurück.

Am folgenden Morgen entschloß sich der Reisende, das Lager Muirua's aufzusuchen; dasselbe bestand aus nur fünf gut gebauten Hütten ohne jede Befestigung. Der unmäßig dicke Häuptling war viel zu neugierig, um sich lange erwarten zu lassen, auch schien ihm die Ankunft Giraud's Vergnügen zu machen. „Ich habe den Befehl", sagte er, „alle nach



Der dicke Muirua auf den Schultern eines Sklaven.

Uëmba kommenden Karawanen zu Ketimkuru zu schicken". Auf den Einwurf jedoch, es sei unmöglich, über den Tschambezi zu kommen, erlaubte er dem Franzosen, die Reise nach Westen fortzusetzen. „Mkënë hat mir gerade ein Geschenk gemacht, und es ist ein hübsches Gegengeschenk, ihm eine Karawane, wie die deinige, zuzuschicken; wenn du aber nicht von Mkënë geplündert wirst, wird es bald darauf von Marukutu geschehen." Zwei Leute, welche zu Mkënë zurückkehrten, sollten als Führer dienen. Der Häuptling ließ es sich nicht nehmen, Giraud nach seinem Lager zurückzubegleiten; den 3 km langen Weg legte er auf den Schultern eines Sklaven zurück, welcher die ganze Zeit nicht aufhörte, im Trabe zu laufen.

Es möge daran erinnert werden, daß Livingstone mit dem sehr bezeichnenden Namen „Schwämme" jene Sümpfe bezeichnet hat, welche von N nach S sich über die ganze Ebene des Tschambezi ausdehnen und mit kaum merklicher Neigung nach dem Flusse hin abfallen; man könnte das Ganze als ein Entwässerungssystem im großen Maßstabe bezeichnen, durch welches alle Feuchtigkeit des Landes einem einzigen Sammelbecken, aus welchem der Congo entspringt, zugeführt wird. Giraud hat diese „Schwämme" westlich vom Bangweolo getroffen, ebenso zwischen den Seen Tanganika und Njassa, wo sie denselben Charakter haben und stets in auffallend regelmäßigen Zwischenräumen auftreten. Ein solcher „Schwamm" kann bei verschiedener Länge 200 bis 1000 m breit sein, äußerlich gleicht er einem mit kurzem Grase bedeckten Thale, dessen manchmal mit kaum merkbarer Neigung abfallende Ränder in einem kleinen, hellen Bächlein sich begegnen. Die Vegetation auf diesen Abhängen besteht aus kleinen, in einander verwirrten Wurzeln, welche bald das Aussehen einer großen Rasenfläche darbieten, die unter dem Gewichte des Fußes schwankt, bald von Soden Torf, welche auf einer dunklen Flüssigkeit schwimmen, die oft mit einer Schicht Eisenoxyd von öligem Ansehen bedeckt ist. Dieser „Schwamm" ist, selbst in der heißen Jahreszeit, immer feucht; mit Mühe nur kann sich das Wasser einen Weg durch dies Gewirre von Wurzeln bahnen und daher gelangt es auch wie filtrirt in den an der niedrigsten Stelle befindlichen Bach, wo es über feinem

Sande hinfließt, der wahrscheinlich nur die Fortsetzung der unter dem „Schwamm", manchmal nur einen Fuß tiefer befindlichen, undurchdringlichen Schicht ist. Von einander sind diese Schwämme durch 5 und 10 km im Durchmesser haltende Waldflächen getrennt, und zwar so regelmäßig, daß die Begleiter Giraud's bald die Märsche nach der Zahl der „Schwämme" zu schätzen anfingen; regelmäßig passirte man drei bis vier derselben in einem Tage. An seinem Rande, wo der Boden noch von Feuchtigkeit durchdrungen ist, ist der Wald dicht belaubt und hochstämmig, aber hinter diesem Vorhange findet man kleine, verkümmerte Bäume oder Buschholz. Hier und da macht der Baumwuchs auch seinem, grünem Rasen Platz und wieder an anderen Stellen besteht die Erdoberfläche aus braunem, zusammengesintertem oder kugelförmigem Hämatit, auf welchem die Schritte wiederhallen wie auf einem Keller. Ueberall kommt Eisenerz in verschiedener Gestalt häufig vor. Eine eigenthümliche Erscheinung, die in so großer Zahl auftritt, daß sie für diese weit ausgedehnten Landstriche typisch ist, verdient noch erwähnt zu werden; es sind dies die Bauten von Termiten oder weißen Ameisen. Giraud sagt, daß diese Thiere den Untergrund der ganzen von ihm durchreisten Gegend von der Küste an bevölkern; doch nie vorher hat er gesehen, daß ihre Bauwerke so große Dimensionen annahmen. Kein Sand, kein Sumpf hält diese thätigen Thiere auf. Ihre Bauart wechselt bis ins Unendliche ab; bald gleichen ihre Nester einem großen Pilze, bald einem $1^1/_2$ Fuß hohen Grabhügel, bald einem 3 bis 4 m hohen Kegel, dessen Durchmesser an der Basis etwa 10 m beträgt. In Abständen von je 200 m etwa windet sich der Pfad um einen solchen Hügel herum, und an den überschwemmten Ufern des Tschambezi fand Giraud keine andere Lagerplätze, als Termitenbauten.

Der Weg vom Muirua zum Mköüö wurde auf vier Tagemärsche geschätzt; am ersten Tage stieß man noch auf einige kleinere Lagerplätze, die aber immer ziemlich tief im Gesträuch verborgen lagen. Je weiter man vorrückte, desto seltener wurden Sorghum und Mais, so daß Giraud sich oft kaum die für den eigenen Bedarf erforderliche Nahrung verschaffen konnte. Die Leute mußten sich mit Ulesi-Mehl behelfen, einer so unschmackhaften Speise, daß Giraud erklärt, er habe sie selbst in der höchsten Noth nicht über die Lippen bringen können; leider sind die Eingeborenen zu gleichgültig, um die kleine Mühe aufzuwenden, welche die Sorghumkultur erfordert. In solchem, mit Pori bedeckten Lande ist das Auffinden von Lebensmitteln die größte Sorge, welche den Führer einer Expedition bedrückt; eine kräftige Nahrung ist für die Träger so nöthig, daß Giraud so viel als möglich durch die Jagd herbeizuschaffen suchen mußte. Die erste Tagereise brachte nichts weiter, als die Entdeckung eines großen Trupps Elephanten, die bei Annäherung der Jäger sich in kurzem Trabe im Dickicht verloren; nachdem Giraud sie zwei Stunden lang vergeblich verfolgt hatte, mußte er die Sache aufgeben und eine Kuh schlachten lassen, um die ermüdeten Lebensgeister seiner Genossen zu erneuter Thätigkeit anzufachen. Am folgenden Tage hörte man das wilde Grunzen eines Rhinoceros und entdeckte seine Spur; dieselbe wurde allerdings verfolgt, als sie jedoch weit von dem gewöhnlichen Fußwege verlief, kehrte Giraud an die Spitze des Zuges zurück. Plötzlich erhob sich bei der Nachhut ein großes Geschrei. Als er dorthin geeilt war, fand er alle seine Leute in der größten Verwirrung im Gebüsch zerstreut, die Kisten und Waarenballen lagen auf dem Boden umher und zwei der Leute waren ernstlich verletzt; ihre Kameraden bemühten sich, sie wieder zu sich zu bringen. Das Thier hatte in seiner Wuth die Richtung gewechselt und war wüthend auf dem Fußpfade fortgestürmt, wobei es zehn Leute niedergeworfen hatte. Hassani gelang es noch am Abend, einen Büffel zu erlegen, dessen Fleisch erst um Mitternacht in das Lager geschafft werden konnte.

Einiges über den Wajang auf Java.

Von Emil Metzger.

Es giebt wohl kein Vergnügen, welches auf Java, besonders im eigentlichen Java, dem mittleren Theile der Insel, wo die javanische Sprache die Landessprache ist, so volksthümlich wäre, wie der Wajang in seinen verschiedenen Formen. Wenn eine solche Vorstellung stattfindet, strömt die Bevölkerung der umliegenden Ortschaften nach dem Schauplatze der Aufführung, und nicht leicht wird sich einer der Zuschauer entfernen, bis der Dalang (der Sprecher) sein letztes Wort gesagt hat, sollte dies auch bis zum Tagesgrauen währen; ja, wenn, wie es auch vorkommt, die Vorstellung mehrere Nächte lang dauert, werden nur wenige Zuhörer an dem folgenden Abende fehlen; die Zeit einer Wajangvorstellung verschafft den Dieben eine günstige Gelegenheit.

Wir müssen unseren Lesern wohl zunächst eine allgemeine Erklärung geben, was man unter dem Worte „Wajang" zu verstehen hat, sie läßt sich kurz und bündig in einem Worte zusammenfassen, Wajang ist ein Puppenspiel.

Gegenstand der Vorstellung sind indische und javanische Heldensagen. Der Dalang, der den Puppen seine Stimme leiht, ist ein einfacher Javane; wenn man ihn vor Beginn der Vorstellung sieht, wie er im Halbschlafe träumerisch vor sich hinstarrt, sollte man nicht glauben, daß dieser gewöhnlich alte und abgelebte Mann, dessen Augen eingesunken sind von manchen durchwachten Nächten und dem Genusse von Opium, die Kraft und die Fähigkeit besäße, seine Landsleute ganze Nächte lang zu fesseln. Fürwahr, seine Aufgabe ist schwer. Ein eigentlicher, gewissermaßen officiell angenommener Text für diese Aufführungen besteht nicht, wie wir hier ausdrücklich hervorheben wollen — es sei denn, daß man einem berühmten Dalang seinen Vortrag nachgeschrieben habe, was allerdings zuweilen vorkommt. Dieser Punkt, der schon vielfach zu Mißverständnissen Veranlassung gegeben hat, wurde vor einigen Jahren in der „Batav. Genootschap"[1]) zum Gegenstande einer eingehenden Besprechung gemacht. Die Akademie der Wissenschaften zu Amsterdam nämlich hatte die Bitte ausgesprochen, einige Wajangerzählungen zu erhalten, und man hatte ihr demgemäß das einzige zugängliche Material, sogenannte Lakons (hochjavanisch

[1]) Vgl. Notulen Bat. Genootsch. van kunsten en wetenschappen. 1878, p. 9 ff.

Lampanan) zugehen lassen. Es sind dies für alle Dalangs gültige, kurze Inhaltsangaben der betreffenden Stücke, die durch dieselben in ihrer eigenthümlichen Weise weiter behandelt werden, wie man von Batavia aus ausdrücklich hervorhob. Es heißt a. a. O. unter Anderem: „Bei diesem Ausarbeiten folgt er (der Dalang) nun wohl gewissen Regeln und ist er an sichere feste Punkte gebunden; doch dies schließt nicht aus, daß die Aufführungen derselben Lakons, selbst durch denselben Dalang, nicht immer einander gleich sind, um von den Abweichungen, die bei der Aufführung durch verschiedene Dalangs stattfinden können, gar nicht einmal zu sprechen. So mußte z. B. ein Dalang am Hofe und bei den Großen zu Solo seinen Vortrag nach der dort herrschenden Gewohnheit einrichten, so daß Ardjunâ (eine der Hauptpersonen des Stückes) nicht vor Mitternacht auf der Bühne erscheint. Ein Lakon, in welchem er schon bald auftritt, muß also durch den Dalang in die Länge gezogen werden, indem er entweder ein Bruchstück aus einer anderen Erzählung hinein verwebt oder die Reihenfolge ändert, Nebenhandlungen, Verse, Räthsel, Sprichwörter oder Scherze einfügt. Wie er dabei zu Werke geht, hängt von seiner Geschicklichkeit ab. Der javanische Dalang würde ebensowenig wie sein europäischer Kollege im Stande sein, die seinen Puppen bei der Aufführung in den Mund gelegten Worte und Scherze hinterher aufzuschreiben."

Man sieht hieraus, daß man in dem javanischen Dalang einen Improvisator kennen lernt, welcher sich den Inhalt seines Stückes und den allgemeinen Verlauf desselben eingeprägt hat und nun eine extemporirte Vorstellung in derjenigen Weise giebt, die ihm mit Rücksicht auf die Umstände (wobei die empfangene Belohnung auch nicht ohne Einfluß ist) am zweckmäßigsten vorkommt. Er ist also Redner und Sänger, der jedem seiner Helden eine andere Stimme leiht, und der, wenn der Faden einmal abreißt, die merkwürdigsten Geschichten erfindet, bis er wieder sich im richtigen Fahrwasser befindet. Das erfordert nun schon in sprachlicher Hinsicht eine ganz ungewöhnliche Gewandtheit. Es ist bekannt, daß sich die javanische Sprache in eine hohe und eine niedere Sprache scheidet, zu denen sich im täglichen Leben noch eine dritte Art gesellt, die mittlere; namentlich die erstgenannten müssen im Gebrauche ganz streng unterschieden werden, und es ist leicht begreiflich, daß, da beinahe Jeder diese Sprachen in einer gewissen Vollkommenheit beherrscht, der Dalang bei dem unbedeutendsten Fehler der unerbittlichen Kritik seiner Landsleute ausgesetzt ist. Wenn die Sache im Allgemeinen schematisch ziemlich einfach so dargestellt wird, als ob die hohe Sprache gegenüber dem Höheren, die niedrige gegen Untergebene, die mittlere unter Standesgenossen gesprochen würde, so ist der Gebrauch der verschiedenen Worte doch thatsächlich sehr viel schwieriger, da man für jeden Gegenstand drei verschiedene Ausdrücke kennen oder eigentlich drei, in mancher Beziehung sehr von einander abweichende Sprachen lernen muß.

Die eigenthümliche Verwickelung besteht jedoch darin, daß die Art der Sprache, welche gebraucht werden muß, nicht nur vom Range der angeredeten, sondern auch vom Range der besprochenen Person, ja selbst von demjenigen des Besitzers einer besprochenen Sache abhängt. Spricht man von letzterem in der hohen Sprache, so muß man dies auch von seinem Besitze thun. So verwickelt nach unseren Begriffen die Sache auch ist, so einfach kommt sie dem Javanen vor, der daher auch diese Fertigkeit an dem Dalang nicht eben besonders bewundert; was ihm an dem Künstler imponirt, ist der Umstand, daß er es versteht, sich beinahe jede Nacht in höhere Sphären zu versetzen. Welche Kenntnisse vermuthet man nicht bei ihm! Welch wunderbare Geschichten von Prinzen und Prinzessinnen, von den Kämpfen der Ahnen, von blutigen Schlachten, von Ungeheuern und Gespenstern weiß er zu erzählen und dabei jede Figur so sprechen zu lassen, als ob er alles selbst erlebt, selbst mit allen Ständen verkehrt habe.

Im Allgemeinen ist bei den Dalangs von keiner großen Gelehrsamkeit die Rede, ihr Wissen und Können ist meistens Sache der Routine, die sie sich erworben haben, indem sie sich längere Zeit einem berühmten Dalang als Lehrling (Tjangkrit) angeschlossen haben; einzelne jedoch, namentlich solche, welche bei Fürsten und Großen leben, haben wirklich sich gründlich mit den javanischen Ueberlieferungen bekannt gemacht. Alle aber wissen die verschiedenen Charaktere, die in ihren Stücken vorkommen, in echt javanischer Weise vorzustellen; hiermit ist denn auch gleichzeitig gesagt, daß an die Worte, welche Ritter und Knecht, Prinzessin und Zofe, Hoch und Niedrig in den Mund gelegt werden, der Maßstab europäischer Prüderie nicht angelegt werden darf. Namentlich ist dies der Fall, wenn den Dalang sein Gedächtniß im Stiche läßt und er die Lachlust der Zuschauer durch einige Scherze zu erregen sucht.

Die Gefahr, daß europäische Ohren durch solche Ausfälle beleidigt würden, ist wohl nur gering; es gehört schon eine ganz außergewöhnliche Kenntniß der Sprache nicht nur, sondern auch der Verhältnisse dazu, um der Aufführung, namentlich bei den neben der Haupthandlung herlaufenden Episoden folgen zu können; wir möchten selbst glauben, daß manche der eingeborenen Zuhörer trotz der gespannten Aufmerksamkeit, welche sie dem Vortrage widmen, nicht im Stande sind, immer die volle Bedeutung desselben zu erfassen; manche lachen wohl nur, wenn sie andere lachen sehen. Aehnliches dürfte wohl auch manchmal bei uns vorkommen, und ebenso wie bei uns ein in fremder Sprache hübsch angebrachtes Citat gerade bei denjenigen, welche dasselbe nicht verstehen, selten seine Wirkung verfehlt, bringt auch der Dalang, wenn ihn seine Gedanken im Stiche lassen, im Nothfalle eine hübsche Zusammenstellung von Kawi und Sanskrit vor, wodurch er das volle Zutrauen der Hörer wieder zu gewinnen und ihrem Munde lauten Beifall zu entlocken weiß.

Wer vorher den ernsten gemessenen Javanen nur aus seinem Berufsleben kennt, wird erstaunt sein, wenn er die Erregung bemerkt, die sich seiner, während er den Erzählungen des Dalang zuhört, bemächtigt; doch Erregung kann man diesen Zustand eigentlich nicht nennen; er bleibt äußerlich gemessen, nur eine plötzliche Bewegung der Hand, ein Aufleuchten des Auges, ein Lächeln, ja selbst ein schallendes Gelächter sind Erscheinungen, die wie ein Blitz in der Nacht unerwartet erscheinen, um sofort wieder einer streng abgemessenen Haltung zu weichen; sie genügen aber demjenigen, welcher das Volk kennt, um zu verstehen, wie tief die innere Erregung sein muß. Dies läßt sich ja leicht begreifen; geborene Komiker sind im gewöhnlichen Leben Melancholiker, wird wohl nicht mit Unrecht behauptet, und so hat der tiefsinnige Javane einen sehr ausgeprägten Sinn für die Komik, welche der Dalang in jedem seiner Stücke entwickelt. Andererseits aber ist es der Gegenstand selbst, welcher den Zuhörern ein großes Interesse einflößt. Es ist dies letztere eine wirklich sehr auffallende Erscheinung. Der heutige Javane, welchem Stamme und welchem Stande er auch angehören möge, ist mit sehr vereinzelten Ausnahmen der hohen Kultur, die seine Voreltern einmal besessen, nicht nur ganz entfremdet, sondern er hat überhaupt keine Ahnung, daß so etwas einmal bestanden hat, und verwundert würde er denjenigen betrachten, der ihm von seiner Vorgeschichte als etwas Thatsächlichem erzählen wollte. Er lebt zu sehr in den Tag hinein, um

ernstlich an eine historische Vergangenheit zu denken; überhaupt scheint ihm die Fähigkeit zu fehlen, Vorgänge in ihrem Zusammenhange aufzufassen. Ganz anders verhält er sich den Wajang-Vorstellungen gegenüber, welche je nach ihrer Art ihm die indische Heldensage, die altjavanische Vorzeit, selbst noch Vorgänge aus der Geschichte der Reiche Mâdjâpahit und Padjadjaran vorführen. Diese Aufführungen selbst, wenigstens der eigentliche Wajang, sind seit der grauesten Vorzeit bekannt. Wie Kern in den „Kawi-Studien“ angiebt, wird schon in der Wiwâhâ Kawi davon berichtet. Jetzt erfreuen sich die entarteten Nachkommen, welche sich der Größe der Väter unbewußt sind, an den Schattengestalten (Schatten ist die wörtliche Uebersetzung von Wajang), welche der Dalang, der glückliche Beherrscher dieser Zauberwelt, den entzückten Dorfbewohnern vorführt, um ihnen ein Bild des goldenen Zeitalters zu geben.

Das bisher Angeführte wird wohl genügen, dem Leser eine allgemeine Vorstellung der Bedeutung zu verschaffen, welche der Wajang hat, und wir können nunmehr einige Arten desselben eingehender betrachten.

Die bedeutendste Art desselben ist der Wajang Purwo; derselbe beschäftigt sich nur mit der indischen Heldensage. Die Künstler sind etwa zwei Fuß hohe, grob bemalte Puppen aus Büffelleder, gewissermaßen Hampelmännern vergleichbar, mit beweglichen Gelenken; nach unseren Begriffen sind es ganz abscheuliche Fratzen, der Eingeborene aber entdeckt in ihnen zum Theil ganz wunderbare Schönheiten. In dem bekannten Werke von Raffles findet man eine Abbildung einiger der bedeutendsten Typen. Mit bunten Farben geschmückt, manchmal auch vergoldet, stellen sie einen ziemlich ansehnlichen Werth vor, da die Zahl der zu einem vollständigen Wajang gehörigen Figuren immerhin gegen 200 beträgt. Die am einfachsten ausgestattete Sammlung kostet etwa 150 bis 200 Gulden, bei besser ausgestatteten Figuren steigt der Preis bis auf 800, ja 1000 Gulden, und der Susunan von Solo besitzt eine solche Sammlung, deren Werth gegen 4000 Gulden betragen soll, was sich dadurch erklärt, daß die Stifte, welche die Gelenke der Figuren bilden, aus Gold verfertigt sind. Größtentheils gehören die Wajangs dem Dalang, nur in seltenen Fällen einzelnen vornehmen Eingeborenen; in den meisten Fällen werden erstere daher durch den Festgeber eingeladen, eine Vorstellung zu geben, wofür sie je nach Umständen ein Honorar von 2 bis 25 Gulden empfangen; außerdem genießen sie einige kleine Vortheile, so z. B. dürfen sie das Oel, welches in der Lampe übrig bleibt, und die Speisen, welche als Opfer dargebracht werden, mitnehmen.

Befindet sich bei den Wohnungen der ansehnlichen Leute häufig ein besonderes Gebäude, die Pringittan (von Ringgit = Puppe, Figur), so wird bei den Wohnungen der gewöhnlichen Dorfbewohner, die eine Wajangvorstellung aufführen lassen wollen, schnell ein kleines Gebäude aufgerichtet und irgendwie mit dem Hause in Verbindung gebracht. In dem Zwischenraume wird der Schirm (Kelir) ausgespannt, auf dem die Schatten der Figuren (Wajang) erscheinen. Auf der einen Seite nehmen die Frauen Platz, da ihnen nur der Anblick der Schatten erlaubt ist, auf der anderen Seite ist das Reich des Dalang; die Männer und Knaben, welchen es erlaubt ist, die Figuren selbst zu sehen, setzen sich rechts und links von ihm. Querüber unter dem Schirme läuft der Larapan, gewöhnlich ein weicher Pisangstamm, in den die an Stöckchen befestigten Figuren, wenn sie auf der Scene (dem Kelir) erscheinen sollen, eingesteckt werden. Bis zu jenem Augenblicke ruhen sie mit ihren Genossen in einem Kasten (Kotak), der links von dem Dalang steht. An weiteren Requisiten wären noch zu nennen der Gunungan, ein nach oben sich verjüngendes Stück Leder, in dessen Rande Bäume, Sträucher und allerlei wilde und zahme Thiere ausgeschnitten sind. Dieses sehr einfache Instrument leistet die mannigfachsten Dienste; bald muß der Held über ein Gebirge, durch einen Wald ziehen, bald befindet er sich einem Löwen oder sonstigen Ungeheuer gegenüber, immer aber ist es der Gunungan, der durch eine Handbewegung des Dalang den gewünschten Gegenstand auf dem Kelir erscheinen läßt. Ebenso nothwendig ist für den Dalang die Kepejak, eine mit einer Kette an dem Kasten, in welchem die Figuren ruhen, befestigte Klapper oder Rassel; trotz seiner großen Uebung ist nämlich der Dalang nicht im Stande, den die Heldenkämpfe begleitenden betäubenden Lärm mit dem Munde nachzumachen. Dazu dient ihm die Kepejak, die er mit dem rechten Fuße in Bewegung bringt. Als weiteres nothwendiges Requisit ist die Blentjong zu betrachten, die Lampe, welche an Ketten über dem Kopfe des Dalang, jedoch ihm so nahe aufgehängt ist, daß er sie durch einen Stoß seiner Hand in schwingende Bewegung versetzen kann, was für die Erscheinung der Schatten auf dem Vorhange sehr günstig wirkt. Die Lampe ist in ihrer Konstruktion von ehrwürdiger Einfachheit: ein ziemlich flaches Becken mit weiter Tülle; zusammengedrehter Kattun bildet den Docht, der trübe weiter brennt und einen dicken Qualm verursacht. Der Wajang zeigt in verschiedener Hinsicht Spuren, daß er mit der alten Religion in Verbindung steht; wenigstens werden manche der Einrichtungen als heilig und unverletzlich betrachtet und viel Streitigkeiten haben sich z. B. über die Frage erhoben, ob es erlaubt sei, diese Lampe mit Petroleum zu speisen. Ferner hat der Dalang noch ein irdenes Gefäß vor sich, in welchem vor Anfang der Vorstellung Räucherwerk verbrannt wird (Padupan); auch das Speiseopfer wird nicht vergessen (Sadjèn).

Etwas rechts von dem Künstler befindet sich das Orchester, welches bei keiner Vorstellung fehlen darf; eigentlich sollte bei dieser Art von Wajang immer der Gamelan Salendro (mit weiter Tonlage) zur Begleitung gebraucht werden. Wir haben früher schon an anderer Stelle etwas über die Instrumentirung eines javanischen Orchesters gesagt und wollen daher auf diesen Punkt jetzt nicht weiter eingehen; dagegen möchten wir noch einige Worte hinsichtlich des Eindrucks, welchen die javanischen Künstler nicht so auf den Hörer als vielmehr auf den Zuschauer machen, folgen lassen. Wir erinnern uns, in Europa nur einmal Aehnliches gesehen zu haben, wo einer unserer berühmtesten Künstler das Orchester dirigirte, ohne den Taktstock zu schwingen und nach den mitwirkenden Musikern hinzusehen. Noch überraschender ist der Anblick eines javanischen Orchesters. Während der Pausen scheinen die Mitwirkenden zu schlafen; von Noten ist natürlich keine Rede, alle die 50 bis 60 verschiedenen Musikstücke, welche das Repertoir bilden, werden auswendig gespielt. Da mit einem Male setzen alle gleichzeitig mit gewaltigem Klange ein, der, wenn das Stück es mit sich bringt, in einem Decrescendo wegstirbt oder umgekehrt, der Ton schwillt vom leisesten Pianissimo an, bis es wie Donner hallt, und je nach der Art des Stückes ist die Bewegung schneller oder langsamer, die Instrumentirung kräftiger oder zarter, aber jeder der 30 oder mehr mitwirkenden Musiker fällt im richtigen Augenblicke ein und spielt, wie uns wiederholt von Sachkennern versichert wurde, seine Partie mit wirklicher Virtuosität und wunderbarer Sicherheit. Jede Bewegung ist ruhig und abgemessen, keine Anstrengung, selbst bei der Behandlung der wenigen Blasinstrumente, sichtbar, und trotz der dem Javanen im Ganzen eigenthümlichen Selbstbeherr-

schung ist auf einzelnen Gesichtern der Ausdruck zu lesen, daß sie selbst durch die Ausübung ihrer Kunst genießen; ein gut gespielter Gamelan hat selbst schon dem Ohre eines Kunstkenners einen großen Genuß gewährt, wenn er auch die Art der Musik für etwas ganz Eigenthümliches erklärte. Zuweilen, doch nicht häufig, wird dem Wajang auch eine Taledek (Sängerin) beigegeben; sie hat bei dem männlichen Theile der Zuhörer stets großen Erfolg, wiewohl ihr Gesang für ein europäisches Ohr etwas Abstoßendes hat. Trotzdem unterscheidet der Eingeborene genau verschiedene, ihm mehr oder weniger sanft klingende Stimmen, ein Unterschied, den wir persönlich, wiewohl wir uns in mancher Beziehung mit der Art der Eingeborenen sehr vertraut gemacht haben, nie erfassen konnten; für uns war es immer ein unangenehmes Kreischen. Uebrigens haben die Gesänge keine direkte Beziehung zu der Erzählung des Dalang; es sind Kinder einer sehr leicht geschürzten Muse, welche in den Pausen des Stückes zur Erbauung des Auditoriums vorgetragen werden. Auch die anwesenden Frauen nehmen an dem häufig mehr als derben Inhalt der Lieder keinen Anstoß, und wenn sie die Sängerin mit unfreundlichen Augen betrachten, so geschieht es größtentheils des Interesses wegen, welches dieselbe dem männlichen Theile der Gesellschaft abzugewinnen weiß.

Der Wajang gedog ist etwas anderer Art, die Puppen sind nur zum Theil von Leder, größtentheils von dünnem Holze, jedoch immer platt, wie diejenigen, welche bei dem Wajang purwa gebraucht werden. Manchmal ziert ihr Haupt ein üppiger, aus Menschenhaar oder den Fasern der Arengpalme verfertigter Haarwuchs. Der hierzu eigentlich gehörige Gamelan ist der Gamelan pelog; außer in der Zusammensetzung und dem Timbre der Instrumente unterscheidet er sich von dem Gamelan Salendro noch durch die engere Tonlage; während bei letzterem die Intervalle 1 . 1 . 1½ . 1 . 1½ Ton betragen (die Töne heißen barang, gulu, tengah, lima, nem und barang), hat ersterer zwei weitere Töne, manis und pelog, die zwischen barang und gulu, sowie zwischen tengah und lima eingeschoben werden; bei der dritten Art des Gamelan, welche Salas Miring genannt wird, fehlen die Noten tengah und nem der Pelog-Oktave. Bei dem Wajang pelog wird der Stoff immer der rein javanischen Heldensage bis zur Zeit der Entstehung von Mädjapahit entnommen. Der Held derselben ist meistens Radhen Pandji Kuda-wanengpati, dessen Schicksale in der Pandji Anggrenni behandelt sind, ferner Damar Wulan, der Besieger so vieler Reiche, und andere Heroen der altjavanischen Geschichte, von der nur wenig bekannt ist; eben die Wajang-Erzählungen und neuere Bearbeitungen sind beinahe das Einzige, was wir von denselben besitzen. Aeußerlich ist der Wajang gedog nur wenig von dem Wajang purwo verschieden, so daß wir zu einer dritten Art übergehen können. Es ist dies der Wajang karutjil (Ketibil), der sich äußerlich schon dadurch von den beiden vorher besprochenen Arten unterscheidet, daß er auch am Tage aufgeführt wird. Außerdem sind die Puppen nicht platt, sondern rund, aus weichem Holze geschnitzt und bemalt. Bei der Aufführung werden sie nicht in den Larapan (den weichen Pisangstamm, der unter dem Vorhange quer über die Bühne läuft) hineingesteckt, sondern zu diesem Zwecke werden hölzerne Latten, in welchen Löcher angebracht sind, befestigt. Der Vorhang ist hier, wenn bei Tage gespielt wird, ganz überflüssig und wird dann weggelassen oder eine Oeffnung in demselben erlaubt auch den Frauen, die Figuren selbst zu sehen. Wie überhaupt bei jeder Art von Wajang, so sind auch hier die Einrichtungen sehr primitiv; ein kleiner Schirm, der vor die Oeffnung gesetzt wird, so lange der Dalang mit seinen Vorbereitungen beschäftigt ist, deutet den Zuschauern an, daß man die höfliche Bitte an sie richtet, nichts zu sehen. Eine Abart, die man wohl eigentlich kaum mehr zum Wajang rechnen kann, ist der in West-Java gebräuchliche Wajang beber, bei dem bildliche Vorstellungen, die auf lange Rollen Papier gedruckt sind, dem Zuschauer vorgeführt und durch begleitende Worte des Datang erklärt werden. Der Gegenstand ist bei letzterem sehr verschiedener Natur, während er bei dem Wajang karutjil stets der Geschichte der Reiche Mädjäpahit und Padjadjaran entnommen ist.

Wie Veth sehr richtig bemerkt, kann man in diesen oben erwähnten drei Hauptarten des Wajang sehr leicht drei verschiedene Entwickelungsstufen erkennen, obwohl der ältesten derselben, dem Wajang purwo, dessen Erfinder Radhen Pandji Kuda wanengpati gewesen sein soll, eine besondere Ehrfurcht bewiesen wurde, so daß die jüngeren nie das Ansehen zu erringen im Stande waren, welches der Wajang purwo jederzeit besaß und noch besitzt, und was sich schon darin ausdrückt, daß ihm ein übernatürlicher Ursprung zugeschrieben wird.

Alle diese Formen genügten jedoch noch nicht; Mangku Negoro I. machte in der Mitte des 18. Jahrhunderts den Versuch, die Puppen bei dem Wajang durch Menschen zu ersetzen, vielleicht hatte hierbei jedoch auch europäischer Einfluß mitgewirkt. Als eigentlicher Erfinder dieser Neuerung wird der Javane Mas Said (1757) genannt.

Alle Rollen werden beinahe immer durch Männer vertreten. Da jedoch dieser neuen Mode Krankheit und Unglück folgten, ist sie, die man übrigens durchaus nicht mit dem ausschließlich von lebenden Menschen aufgeführten Topeng in Verbindung bringen darf, sehr wenig in die ziemlich konservative Bevölkerung eingedrungen.

Wir bemerken, daß wir eine für den Wajang allerdings ziemlich unbedeutende Persönlichkeit, den Tjantrik, ganz aus dem Auge verloren haben. Die Aufgabe eines solchen Famulus — denn durch dieses fremde Wort kann man seine Stellung dem Dalang gegenüber wohl am besten ausdrücken — hat nach unseren Begriffen wenig Verführerisches. Einmal nämlich muß er alle mögliche Arbeit für seinen Lehrer thun, was übrigens im Allgemeinen nach javanischen Begriffen stets von den Lehrlingen gefordert wird und eine gute Schule abgiebt, aus der manch tüchtiger Mann hervorgegangen ist, wird aber dafür mit dem ganzen Vorrathe von alten Geschichten, den der Dalang besitzt, bekannt gemacht, lernt das Wichtigste auswendig und erhält später seinen Antheil an dem Ertrage der Aufführung; es ist dies allerdings eine besondere Gunst, denn der Javane geht in dieser Hinsicht mit dem Gelde im Allgemeinen sehr zurückhaltend um. Bei den Aufführungen wird dem vorgerückten Schüler gewöhnlich erlaubt, dasjenige, was man nach unseren Begriffen Prolog nennen würde, zu sprechen; zuweilen darf er auch einen Epilog halten, der allerdings gewöhnlich in Lärm, den die javanischen Helden unter Begleitung des Orchesters machen, ziemlich ungehört verhallt.

Der Wajang soll nach verschiedenen, gut mit einander übereinstimmenden einheimischen Angaben dienen, um den Eingeborenen besser in die alte Geschichte seines Vaterlandes einzuführen.

Von rein europäischem Standpunkte aus können wir allerdings sehr wenig Belehrung aus dem Wajang schöpfen; er bewegt sich eben auf ganz anderem Gebiete als demjenigen, auf welches unsere Anschauungen sich gewöhnlich richten. Im Allgemeinen kann man sagen, daß, wie wir schon im Anfange dieser Zeilen bemerkten, das eigentliche

Java die Wiege des echten und unverfälschten Wajangs ist; von dort aus hat er sich allerdings nach Osten und nach Westen verbreitet, doch sind alle diese Nachahmungen sehr weit hinter dem Original zurückgeblieben. Echt finden wir ihn außerdem in schönster Form auf Bali und namentlich in Siam.

Als eigentlich unterscheidendes Merkmal des Wajang vom Topeng (einer anderen Art von Aufführungen, in denen Menschen auftreten) handelt es sich bei ersterem um die Vorstellung einer Legende oder nach dem Begriffe der Zuhörer eigentlich einer historischen Thatsache, während bei letzterem eine augenblickliche Situation wiedergegeben wird, die alle Theilnehmer auffassen und so gut als möglich zu Ende führen.

Das Volk der Omaha.

Ko. Die Nordamerikaner bemühen sich eben in der anerkennenswerthesten Weise zu retten, was noch von den Indianerstämmen zu retten ist und wenigstens genaue Angaben über ihre Sitten und Gebräuche der Nachwelt zu erhalten, gewissermaßen den Text zu den Illustrationen, welche die großartigen Sammlungen des Nationalmuseums bieten. Das Bureau of Ethnology der Smithsonian Institution veröffentlicht alljährlich eine ganze Reihe stattlicher Bände über diesen Gegenstand, aber es ist für den Laien nicht ganz leicht, sich durch den interessanten Inhalt hindurch zu arbeiten. Die amerikanischen Ethnographen haben nämlich in dem berechtigten Streben, die indianische Aussprache genau wiederzugeben, ein eigenes Alphabet geschaffen mit mindestens 60 Zeichen, das uns mit seinen zum Theil verkehrt gestellten und mit allen möglichen Anhängseln und Nebenzeichen versehenen Buchstaben sehr eigenthümlich anmuthet. Wir denken unseren Lesern diese Arbeit zu ersparen und schreiben in den nachfolgenden Auszügen aus einer der interessantesten Arbeiten des Vorjahres[1]) die indianischen Namen ungefähr so, wie sie ausgesprochen werden.

Die Omahas sind der Rest eines Gliedes des Thegiha-Stammes; sie bilden mit den Ponkas, den Osage und den Kansas die eine Hälfte dieser einst mächtigen Nation, während die Kwapas die andere darstellen. Thegiha — das Th englisch ausgesprochen — bedeutet „ein Mann aus dem Land“; dieselbe Bedeutung hat nach der Angabe des Häuptlings Joseph la Flêche, welchem Dorsey viele werthvolle Mittheilungen verdankt, der Name Dakota. Omaha, richtiger Umanhan, bedeutet „die stromauf Gewanderten“, und soll nach der Tradition daher rühren, daß die Omahas, als die Nation bei ihrer Wanderung an die Mündung des Ohio gelangte, aufwärts zogen; den Gegensatz bilden die Kwapas oder Ugagpa, die stromab Gewanderten. Sie haben noch die Tradition bewahrt, daß ihre Vorfahren einstmals da wohnten, wo heute St. Louis steht. Von dort zogen sie, immer noch mit ihren Verwandten vereint, im Missouri herum, wahrscheinlich vielfach in Berührung kommend mit den Jowas und wohl auch den Otos, bis sich schließlich an der Mündung des Osage River die vier Stämme endgültig trennten. Ponkas und Omahas gingen mit den Jowas zusammen über den Missouri, wanderten durch Missouri, Jowa und Minnesota und siedelten schließlich lange Zeit in den Umgebungen des berühmten „Red pipestonequarry“. Mörderische Kämpfe mit den Dakotas zwangen sie zum Weiterwandern; an einem See in Dakota, wahrscheinlich dem heutigen Lake Andes, hielten sie wieder an und hier gaben sich die Stämme der Tradition nach ihre heutige Organisation und schnitten das Bundeszeichen, den heiligen Pfahl; die Stelle heißt heute noch „Waqcéxe gasai an“, „wo sie den heiligen Pfahl schnitzten“. Die Weiterwanderung ging immer stromauf, bis zum White Earth River, wo sie abermals den Missouri überschritten und dann wieder stromab zogen. Am Niobrara blieben die Ponkas zurück, am Bow Creek in Nebraska die Omahas, die Jowas zogen weiter bis zum Jowa Creek, wo sie in der Nähe der heutigen Stadt Ponka ihr Dorf bauten. Von da ab zogen die einzelnen Stämme in ihren Jagdgründen umher, doch ohne weiter zu wandern, bis sie 1845 in ihre heutigen Reservationen in Nebraska verwiesen wurden. Dort hausen sie noch, und zwar meistens als Ackerbauer und in wohlgezimmerten Häusern. Das Land ist unter sie vertheilt worden und Einzelne, wie der oben genannte Häuptling La Flêche, haben schon seit 1858 begonnen, Ackerbau zu treiben. Der allgemeine Uebergang dazu ist aber erst um 1869 erfolgt. Von einem Rückgange des Stammes in neuerer Zeit kann man nicht reden; ihre Seelenzahl betrug 1876: 1076, 1882 aber 1100, also eine, wenn auch kleine Zunahme.

Die Verfassung der Omahas beruht, wie bei allen Zweigen der großen Siouan-Familie, auf dem Zusammenhalt der Geschlechter (Gens oder Clan) der blutsverwandten Männer. Sie theilen sich in zwei Unterstämme, die Hongacenu und die Icta-sanda; jeder zerfällt in fünf Geschlechter und diese wieder in Untergeschlechter. Dorsey möchte annehmen, daß ursprünglich jedes Geschlecht in vier Unterabtheilungen zerfallen sei; doch bringt er keinen Beweis dafür und es erscheint durchaus unwahrscheinlich, daß die Geschlechter, die sich doch unmöglich ganz gleichmäßig vermehrt haben können, alle in ganz gleicher Weise getheilt gewesen sind. Dem Range nach unterscheidet man drei Hauptklassen, Nikagahi, die Häuptlinge und angesehensten Männer, welche allein die Rathsversammlung bilden, die Wanace oder Tapferen (der Autor bezeichnet sie sehr eigenthümlicher Weise als Policemen), und die Cénujiñga oder jungen Männer, die sich noch nicht in irgend einer Weise ausgezeichnet haben. Außerdem erfreuen sich noch einer besonderen Geltung die Bewahrer der sieben heiligen Pfeifen und der drei heiligen Zelte. Weder sie noch die Häuptlinge nehmen an Kriegszügen Theil; für diese werden besondere Führer gewählt und die Häuptlinge treten erst wieder in Funktion, wenn Friedensunterhandlungen beginnen.

Die Omahas bauten ihre Winterdörfer ziemlich regellos aus Erdhütten, jede Frau da, wo es ihr gefiel, aber für Wanderschaft und Jagdzüge hatten sie ihre besondere Lagerordnung. Es gehört das jetzt freilich der Vergangenheit an, denn der Büffel ist in Nebraska ausgerottet und ihren

[1]) Omaha Sociology, by Rev. James Owen Dorsey. Extract from the third Annual Report of the Bureau of Ethnology. Washington 1885. Gr. 8°. 165 p.

letzten großen Jagdzug hielten die Omahas im Jahre 1871 oder 1872. Früher sollen sie in zwei concentrischen Kreisen gelagert haben, später schlugen sie ihre Zelte in der Form eines an einer Stelle offenen Kreises oder eines Pferdehufes auf; rechts vom Wege lagerten die Hangacenu, links die Ictasanda, immer die Geschlechter in fest bestimmter Reihenfolge; der Eingang wurde in Kriegszeiten besonders eng gemacht, um feindliche Ueberfälle leichter abwehren zu können, in dem Innenraume wurden die Pferde angepflöckt und die heiligen Zelte aufgeschlagen, auch die heiligen Pfeifen verwahrt. Von diesen sollen ursprünglich sieben vorhanden gewesen sein, welche sämmtlich den Hanga gehörten, aber gegenwärtig sind nur noch zwei da, welche das Geschlecht Jñke-Sabĕ bewahrt. Sie werden nur bei wichtigen Gelegenheiten zum Vorschein gebracht; wer raucht, bläst den Dampf empor und spricht: „Hier, Wakanda, ist der Rauch.“

Das Mutterrecht ist bei den Omahas längst durch das Vaterrecht verdrängt, nur die Kinder von Fremden gehören zum Geschlechte ihrer Mutter; Fremde können überhaupt nicht aufgenommen werden. Jedes Geschlecht hat sein besonderes Wappenthier und sein besonderes Tabu. Den Weijincte ist der Elk heilig; sie dürfen kein Fleisch vom Elkhirsch essen, ja nicht einmal berühren, ebensowenig den gewöhnlichen Hirsch (deer); aber die Todten werden mit Mocassins aus Hirschhaut begraben. Sie bewahren das heilige Kriegszelt. — Die Jñke-Sabĕ oder Schwarzschultern ehren den Büffel als ihren Stammvater und sagen, er habe ursprünglich unter dem Wasser gewohnt; sie dürfen darum keine Büffelzungen essen und kein Büffelhaupt berühren, jagen und tödten übrigens den Büffel mit ihren Stammesgenossen. Zum Begräbniß werden sie in eine Büffelhaut mit dem Haare nach außen gewickelt. Für eine Unterabtheilung von ihnen ist auch der rothe Mais Tabu. — Auch die Hanga stammen von den Büffeln ab, aber das Tabu ist für die einzelnen Familien verschieden; die einen essen keine Büffelseiten, die anderen keine Zungen, wieder anderen sind nur Gänse, Schwäne und Kraniche verboten. Dieses Geschlecht bewahrt die beiden heiligen Zelte und den heiligen Pfahl, welchen seine Vorfahren vor mehr als 200 Jahren geschnitten haben. Er besteht aus Cotton wood, ist etwa acht Fuß lang, mit einem kurzen Fuße aus Eschenholz, und an seiner Spitze ist ein Skalp befestigt. Trotzdem hat er keine kriegerische Bedeutung. Um seine Mitte sind Schwanendaunen gewickelt, darüber ein Stück Rinde vom Baumwollbaume und zu oberst ein Stück Büffelhaut. Alljährlich muß er bei der Heimkehr von der Jagd mit Fett geschmiert werden: als Josef La Flèche das eines Tages unterließ, verlor er kurz darauf ein Bein.

Die Thatada zeichnen sich dadurch aus, daß sie in verschiedene Unterfamilien zerfallen, welche gesondert lagern; doch werden sie in Beziehung auf Heirathen als ein Geschlecht betrachtet. Für die erste ist der schwarze Bär Tabu, und für einen ihrer Zweige der Waschbär, für die zweite sind es die kleinen Vögel, die dritte, obschon nach dem Adler benannt, darf wieder keinen Büffelkopf berühren, die vierte verehrt die Schildkröte. Jede von diesen Unterfamilien hat eigene Gebräuche, um welche sich die anderen nicht kümmern. — Die Kansas, welche zunächst auf sie folgen, haben kein lebendiges Tabu, aber sie dürfen keinen Grünspan berühren.

Damit schließt die Reihe der Hanga-Geschlechter; die der Ictasanda eröffnen die Manthinka-Gaxe, die Erdwühler, was der Name eigentlich bedeutet, die Präriewölfe, wie sie selbst sich nennen; sie ehren den Coyote, den Wolf und vier heilige Steine, die der Coyote einmal als Schutz gegen seine Feinde gemacht hat. Die Tesinde stammen wieder vom Büffel und dürfen kein Kalb essen, so lange sein Haar noch roth ist. Die Tapa dürfen keinen Theil irgend eines hirschartigen Thieres berühren, wohl aber Hirschfleisch essen. Der Name der Jñgthe-Jide ist nicht sicher erklärt, verboten ist ihnen das Büffelkalb, wie den Tesinde, sie werden sich also wohl auch eine Abstammung von Büffeln zuschreiben. Den Schluß des Ringes bilden die Ictasanda, denen das Berühren und Tödten von Reptilien und Würmern verboten ist; nur wenn Ungeziefer die Maispflanzungen angreift, dürfen sie einige Stücke davon mit geröstetem Mais kochen und essen, dann verschwindet der Rest sofort. Sie haben die eigenthümliche Sitte, daß sie ihren Kindern das Haar nicht vor dem vierten Jahre schneiden, es geschieht dann mit bestimmten Ceremonien an einem bestimmten Tage durch den Hüter der heiligen Pfeife, welcher dafür ein Geschenk empfängt.

Die Regeln bezüglich der Verwandtschaft sind, wie überall bei den nordamerikanischen Eingeborenen, sehr verwickelter Natur. Als Verwandte gelten zunächst die Geschlechter von Vater, Mutter und Großmutter, dann die Verwandtschaft der angeheiratheten Familienglieder, drittens die Mittheilnehmer am Calumettanz (Weawan). Endlich gelten noch als Verwandte die Bewohner im Ringe an einander stoßender Zelte verschiedener Geschlechter, doch hindert diese Verwandtschaft die Zwischenheirath nicht. Außerdem betrachten sich auch einzelne Geschlechter verschiedener Stämme als Verwandte, Abkömmlinge desselben „Nikie“ und nach manchen Angaben entsteht auch eine gewisse Verwandtschaft durch das Rauchen der heiligen Pfeife. Die Blutsverwandtschaft zählt auf der väterlichen Seite 14, auf der mütterlichen 15 Gruppen. Für die Verheirathung gilt auch hier der Grundsatz, daß der Mann sein Weib außerhalb seines Geschlechtes suchen muß; auch aus der Unterfamilie, welcher seine väterliche Großmutter angehörte, darf er Niemand heirathen, aber die anderen Unterfamilien des Geschlechtes sind ihm nicht verschlossen, und dasselbe gilt für das Geschlecht seiner Urgroßmutter, und genau dieselben Regeln gelten auf der mütterlichen Seite. Auch die Verwandtschaft des Schwiegersohnes und der Schwiegertochter bleibt ausgeschlossen. Die Auswahl ist also sehr gering, und wenn nicht die Einrichtung der Unterfamilien (Subgentes) bestände, würden die meisten jungen Männer sich gezwungen sehen, ihre Frauen bei fremden Stämmen zu suchen.

Die Mädchen heirathen, je nach ihrer Entwickelung, mit 15 bis 17 Jahren; früher warteten sie gewöhnlich bis 20 Jahre; gezwungen können sie nicht werden und ebenso wenig findet ein Frauenkauf statt. Der Freier macht Geschenke; sind die Eltern nicht mit der Bewerbung einverstanden, so weisen sie dieselben zurück. Mitunter dauert die Bewerbung lange, meistens werden die jungen Leute bald einig, das Mädchen geht in die Hütte des Mannes und ist seine Frau, ohne daß besondere Hochzeitsceremonien stattfinden. Polygamie ist gestattet bis zu drei Frauen, die aber meist aus derselben Familie sind, da die Schwestern und Nichten der Frau nicht blutsverwandt sind. Die erste Frau muß aber die Erlaubniß zur zweiten Heirath geben, was sie meistens gern thut, um weniger Arbeit zu haben; sie kann nicht verstoßen werden, so lange sie nicht der Untreue überwiesen wird, aber sie kann in Uebereinstimmung mit ihren Verwandten den Mann verlassen, wenn er sie unwürdig behandelt. Der Mann vermeidet, mit seiner Schwiegermutter und deren Mutter zu sprechen, ebenso die Frau mit ihrem Schwiegervater; die Kinder müssen die Vermittelung besorgen.

Fruchtabtreibung ist äußerst selten, Kindermord kommt nie vor. Naht die Entbindungsstunde, so bleiben nur ein

paar alte Weiber bei der Frau; schwere Entbindungen sind selten, aber man kennt doch wehenbefördernde Mittel. Die Wöchnerin wird im Sommer in kaltem, im Winter in lauem Wasser gebadet, fühlt sie sich wohl, so geht sie alsbald wieder ihren Geschäften nach, doch kann sie sich auch schonen, so lange sie es für nöthig hält. Das Kind wird auch alsbald in kaltem Wasser gewaschen und dann gewickelt. Die Ehen sollen nicht mehr so kinderreich sein wie früher, und es sollen auch mehr Kinder sterben, doch kommen immer noch Frauen mit sieben und mehr Kindern vor. Die Frau steht neben dem Manne völlig gleichberechtigt und wenn es nöthig, hilft er ihr bei der Arbeit. Stirbt der Mann, so kann die Wittwe sich wieder verheirathen, jedoch erst nach vier bis sieben Jahren, jetzt auch schon nach kürzerer Trauerzeit. Auch der Wittwer muß seine Zeit aushalten, sonst können ihm die Verwandten seiner Frau seine Pferde wegnehmen.

Das große Ereigniß für die Omahas war früher die sommerliche Büffeljagd, zu welcher der ganze Stamm auszog, mitunter in Verbindung mit den stammverwandten Ponkas. Sobald ihre Zeit herannahte, rief der Häuptling der Haṅgas seine Kollegen und die Wanace zu einer festlichen Versammlung; die heiligen Pfeifen wurden angezündet und dann berathen, ob und wann man aufbrechen wolle. Dabei brodelten die Kessel auf dem Feuer, welches die Hüter der heiligen Zelte zu schüren hatten. War man einig über die Zeit des Jagdzuges, so wurde noch der einzuschlagende Weg berathen, dann wurden die Kessel vom Feuer genommen und der Inhalt an die Gäste vertheilt, von denen jeder Löffel und Napf mitgebracht hatte. In feierlicher Reihenfolge kamen die Gäste, in derselben gingen sie auch wieder, und sofort machte der Ausrufer die getroffene Entscheidung dem ganzen Stamme bekannt. Am folgenden Tage begannen die Zurüstungen zum Aufbruch. Die Frauen bargen, was nicht mitgenommen werden sollte, in einer unterirdischen Cache, deren Eingang sie geschickt mit Rasen überkleideten, sie besserten die Packsättel aus und flickten die Mocassins; die jungen Männer veranstalteten einstweilen festliche Tänze. Am Morgen des Aufbruches beluden sie die Packthiere, die Hunde und sich selbst mit dem nöthigen Gepäck und verrammelten die Eingänge der Hütten, in denen Niemand zurückblieb, mit Strauchwerk, und der Ausrufer verkündete, wo Abends die Zelte aufgeschlagen werden sollten, eine Vorsichtsmaßregel, welche vor jedem Aufbruch wiederholt wird, damit die Jäger wissen, wo sie am Abend ihre Zelte zu suchen haben.

Die heiligen Zelte und der heilige Pfahl werden natürlich mitgenommen, denn gerade bei der Büffeljagd haben sie die hauptsächlichste Bedeutung; ebenso die heiligen Pfeifen. Im Wacabe-Zelte versammeln sich die Häuptlinge. Sie haben übrigens nicht die Leitung der Jagd, vielmehr werden für diese vier eigene Leiter erwählt und diese bestimmen dann aus der Zahl der Wanace die nöthigen Gehilfen, denen in diesem Falle die Rolle von Aufsehern zufällt, so daß für die Büffeljagd allerdings die Uebersetzung „policemen“ gerechtfertigt erscheinen könnte. Sobald man die Jagdgründe erreicht hat, werden die tüchtigsten Jäger als Späher ausgesandt. Haben sie eine Heerde erspäht, so melden sie das dem Oberleiter und der Stamm lagert sofort, während die jungen Männer ihre Oberkleider ablegen und sich, nur mit Bogen und Messer bewaffnet, zur Jagd fertig machen. Vor dem Beginne werden noch einige junge Männer bezeichnet, welche für die zum Opfer nöthigen Büffelseiten, Zungen und Herzen zu sorgen haben. Dann wird in bestimmter Ordnung aufgebrochen, um die Heerde zu umstellen; wer die Ordnung verletzt, kann von den Wanace auf das Schärfste gezüchtigt werden, denn es kommt Alles darauf an, daß die Heerde umstellt ist, ehe ein Angriff erfolgt. Die Jäger haben zwei Führer, von denen der eine die heilige Pfeife, der andere die Standarte der Wanace trägt; sobald sie die Heerde in Sicht bekommen, reitet der eine rechts, der andere links im Kreise herum, bis sie sich auf der anderen Seite wieder treffen, und die Reiter folgen ihnen mit Ausnahme der jungen Leute, welche die Herzen und Zungen zu sammeln haben; diese halten direkt der Heerde gegenüber. Dann wird das Zeichen gegeben, die Reiter sprengen von allen Seiten auf die Heerde ein und jagen den Thieren aus nächster Nähe die Pfeile hinter das Schulterblatt; sie thun das mit solcher Gewalt, daß der Pfeil nicht selten bis zur anderen Seite durchdringt. Jeder Indianer hat sein besonderes Zeichen, und so ist leicht zu bestimmen, wem das erlegte Wild gehört.

Schon während der Jagd schneiden die dazu bestimmten jungen Männer den erlegten Büffeln Herz und Zunge aus, hängen die letzteren an ihre Bogen und bringen sie dem Hüter des heiligen Zeltes, welcher sie alsbald in die Kessel legt und kocht. Ist die Jagd beendet, so ladet der Rufer die Häuptlinge und die Wanace zum heiligen Zelte; sie sitzen nieder und jeder erhält eine Zunge, muß sie aber sofort verzehren und zwar ohne ein Messer zu benutzen; als Teller dient dabei ein Zipfel seiner Decke. Diese Ceremonie wird übrigens nur bei den ersten vier Jagden wiederholt, später dürfen die Zungen zerschnitten werden. Bei dem Essen werden in bestimmter Reihenfolge die heiligen Lieder gesungen, welche nur den Alten bekannt sind, erst die auf den Mais bezüglichen, dann die von der Büffeljagd, und das dauert bis zum hellen Morgen.

Die jungen Männer zerlegen derweile die erlegten Büffel; die Haut gehört dem, welcher den tödtlichen Pfeil absandte, das Fleisch vertheilt er nach seinem Gutdünken; nur wenn die Jagd schlecht war, muß jeder Theilnehmer seinen Antheil erhalten. Alte Bullen sind freilich so zähe, daß man ihr Fleisch nicht genießen kann, junge Stiere werden nur im Winter gegessen, Kühe und Kälber dagegen zu jeder Jahreszeit. Von diesen wird außer dem Kopfe und den Füßen Alles benutzt und ins Lager geschafft, selbst das Hirn wird herausgenommen, um zum Gerben der Felle benutzt zu werden. Das Fleisch, welches nicht gleich gegessen wird, wird in dünne Streifen geschnitten und an der Sonne oder über leichtem Feuer getrocknet, dann in Bündel gepackt, wie sie gerade für ein Packpferd geeignet sind, aber nicht gleich mitgenommen, sondern in einer Cache geborgen, bis zur Beendigung des Jagdzuges. Auch die Eingeweide werden herausgenommen und sorgsam getrocknet, da sie zu vielen Zwecken dienen müssen.

Ist ein genügender Vorrath an trockenem Fleische und Häuten erbeutet worden, so denkt man an die Heimkehr. Vorher findet aber eine sehr wichtige Ceremonie statt, die Salbung des heiligen Pfahles, ein Dankopfer für die erfolgreiche Jagd. Die jungen Männer werden zusammenberufen und gehen dann durch den Ring, gefolgt von einigen Frauen; an jedem Zelte reißen sie einen Pfahl aus und geben ihn den Weibern, welche ihn zum heiligen Zelte bringen. Dort wird mit den Pfählen ein Zelt von besonderer Länge aufgeschlagen, zu dessen Bedeckung auch die Decken der heiligen Zelte verwandt werden, und dann fordert der Rufer die Kinder aus den wohlhabenderen Familien und die jungen Leute auf, ihre Geschenke zu bringen. Die letzteren bringen die Büffelseiten, die sie gelobt haben, bei großen Jagden mitunter 30 bis 40, die Kinder Gewehre, Kessel, Kleiderstoffe, selbst Pferde. Diese Geschenke gehören den Hütern der Zelte und des Pfahles, die an der Jagd

nicht theilnehmen dürfen. Der heilige Pfahl wird unmittelbar vor der Mitte des Zeltes aufgepflanzt; zu seinen beiden Seiten liegen die beiden schönsten Büffelseiten, daneben die anderen in einer oder zwei Reihen. Der Zelthüter zerschnitt nun die beiden besten Stücke in Streifen, so breit wie seine Hand und so lang wie sein Vorderarm, beschmierte diese mit rothem Thon und salbte damit den Pfahl; der Rest der Büffelseiten blieb den Hanga als Entschädigung dafür, daß sie keine Büffelzungen essen durften.

Auf die Salbung des Pfahls folgte ein Scheingefecht, veranstaltet von den jungen Männern im vollen Kriegsschmucke, dann wurde die Friedenspfeife geraucht und der heilige Pfahl wieder in sein Zelt zurückgebracht. Mitunter waren die Ceremonien damit beendigt, meistens aber folgte am anderen Tage noch ein feierlicher Tanz, der Hedewatci. Noch am selben Abend zogen ein paar junge Männer aus, begleitet von einer Frau, welche ein Beil trug; sie suchten einen passenden Baumwollenbaum und die Frau fällte ihn; er wurde entweder alsbald mit nach Hause genommen, oder erst am anderen Morgen geholt; dann rannten alle jungen Männer aus und es galt als eine Ehre, den Baum zuerst zu erreichen. Man grub mittlerweile ein Loch genau in der Mitte des Zeltringes und stellte den Baum, dem wie einem deutschen Kirmesbaum oben ein paar Aeste gelassen werden, darin auf. Dann laden die Išle-sabĕ zum Tanze ein, indem sie dem Chef jedes Stammes einen Stab übersenden; sie stellen auch die Sänger und die Musikanten, deren Instrumente allerdings nur aus zwei Trommeln und vier Klappern bestehen. Zwei junge Männer, jeder mit einer der heiligen Pfeifen in der Hand, leiten den Tanz, im inneren Ringe tanzen die Männer, im äußeren die Frauen, um sie herum reiten diejenigen, welche bei dieser besondern Feierlichkeit Anderen Geschenke zu machen wünschen. Zuletzt werden die Stäbe gegen den Baum geworfen und damit schließt der Tanz. Gleich am anderen Morgen wird aufgebrochen; vier der flinksten jungen Leute eilen voraus, um die Rückkehr zu melden und gleichzeitig den Zurückgebliebenen einige frische Büffelzungen zu bringen. Eine besondere Ceremonie beim Einzuge ins Dorf findet nicht statt.

Die letzte große Büffeljagd der Omahas fand, wie schon oben erwähnt, im Jahre 1872 statt. Jetzt ist das gewaltige Thier, das einst so vielen Indianerstämmen Nahrung bot, bis auf einen geringen Rest durch amerikanische Aasjäger ausgerottet und kaum noch zahlreicher, als Elenn und Ur in Europa; schon die nächste Generation wird die Büffeljagd nur noch als Tradition kennen. Jetzt bildet der Mais die Grundlage der Nahrung für die Omahas. Sie kultiviren acht Sorten, von denen eine schon im Juli reift. Außerdem werden Bohnen gebaut und in immer steigendem Maße Weizen. Auch Kürbisse und Wassermelonen sind beliebt und werden in verschiedenen Sorten gezogen. Von Bohnen kannte La Flèche fünfzehn Sorten. Gern gegessen werden auch die Wurzeln und Samen der gelben Wasserlilie (Nelumbium luteum).

Seit die Civilisation in den fernen Westen eingedrungen ist, wandeln die rothen Männer nicht mehr auf dem Kriegspfade und die alten Bräuche werden vergessen. Doch hatten die Omahas noch 1872 einen Ueberfall ihrer Erbfeinde, der Dakotas, abzuwehren und verloren dabei viele Leute. Wurde ein Angriff noch rechtzeitig bemerkt, so warfen sie rasch einen Wall um das Lager auf, pflanzten die Zeltpfähle darauf und deckten die Zeltdecken darüber, so daß sie hinter denselben hervor sicher schießen konnten. Die Frauen gruben für sich und ihre Kinder Erdlöcher und deckten diese mit Fellen, um vor den Kugeln sicher zu sein. Bei einem plötzlichen Ueberfalle gelang es einer Omahafrau nicht mehr, die Höhlung, welche sie für ihre Kinder gegraben, zu verdecken; sie warf sich selbst darüber und stellte sich todt, ja sie zuckte nicht, als die grausamen Feinde ihren Skalp nahmen, und rettete so ihre Kinder. Uebrigens behauptete La Flèche, daß die Omahas nie so grausam gewesen seien, wie die Dakotas und daß sie namentlich niemals ihren Frauen gestattet hätten, die Gefangenen zu verstümmeln. Die Winterdörfer hatten an gefährlicheren Stellen dauernde Befestigungen, von denen manche noch existiren. So liegt ein altes Fort der Ponka in Todd County am Missouri noch ganz wohl erhalten auf einem von zwei tiefen Schluchten eingefaßten steilen Hügel.

Die gewöhnlichen Kriegszüge wurden von irgend einem jungen ehrgeizigen Manne veranstaltet, der sich auszuzeichnen und Skalpe zu gewinnen wünschte. Er lud seine Freunde ein, berieth und schmauste mit ihnen ein paar Nächte hindurch, dann brachen sie auf, heimlich und bei Nacht, um von Niemand bemerkt zu werden; sie schwärzten ihre Gesichter und fasteten vier Tage, dann wuschen sie sich und aßen von den mitgenommenen Vorräthen. Auch eine kleine Abtheilung hat zwei Führer und zwei Stellvertreter derselben. Liegt aber ein ernstlicher Kriegsfall vor, ist z. B. für einen feindlichen Ueberfall Rache zu nehmen und somit der ganze Stamm interessirt, so werden die Vorbereitungen öffentlich getroffen. Der zum Führer bestimmte Krieger beschmiert sein Gesicht mit Thon und geht durch das Dorf mit dem Ruf: „Wakanda, die Fremden haben mich beleidigt, hilf mir zur Rache.“ Dann sammeln sich die Männer, die Kriegspfeife wird gebracht und wer sich am Zuge betheiligen will, thut einen Zug daraus. Dann werden die fünf heiligen Säcke gebracht, die nur bei großen Kriegszügen zum Vorschein kommen; sie sind mit farbigen Vogelfedern gefüllt und dem Donnergott geheiligt; ihren Hütern müssen dafür Geschenke gemacht werden. Beim Aufbruch gehen die Späher immer einige Miles voraus; ihnen folgen die Träger der heiligen Säcke, der Kapitän und dann die Krieger im bekannten indianischen Gänsemarsch. Das Lager wird im Kreise um ein Feuer geordnet, aber nur bei ganz schlechtem Wetter wird eine Grashütte errichtet. Am fünften Tage wird feierlich die Neubenennung sämmtlicher Krieger vorgenommen; jeder giebt seinen alten Namen auf und nimmt einen neuen an, den er sich selbst auswählt; der Donnergott, welcher gleichzeitig auch der Kriegsgott ist, wird dabei angerufen. Melden die Späher ein feindliches Lager in der Nähe, so öffnet der oberste Häuptling die heiligen Säcke und kehrt ihre Mündung dem Feinde zu. Handelt es sich nur um einen Pferderaub, so gehen zwei von den jungen Kriegern zusammen vor; mißlingt es ihnen, so müssen die Kapitäne den Versuch machen. Handelt es sich aber um einen ernstlichen Angriff auf ein feindliches Lager, so gehen erst Kundschafter aus, um es ganz genau zu untersuchen und die Hütten zu zählen, und die Führer überzeugen sich persönlich von der Genauigkeit des Berichtes. Dann schleicht sich der ganze Trupp in die nächste Nähe, und bei Tagesanbruch erfolgt der Angriff. Kehren sie siegreich in die Heimath zurück, so zünden sie in einiger Entfernung das Gras an und feuern so viel Schüsse ab, als sie Feinde getödtet; kommen sie stillschweigend, so ist der Zug erfolglos gewesen. Zwei Tage später wird der Skalptanz getanzt. Vorher aber werden die heiligen Säcke geöffnet, ein Krieger nach dem anderen tritt vor dieselben und erzählt seinen Antheil am Kampfe, dann hebt er unter Anrufung Wakandas die Hand in die Höhe und läßt aus derselben einen kurzen Stock, den er vorher geschnitten, auf den Sack fallen; bleibt er liegen, so gilt die Wahrheit der

Aussage für erwiesen und wird die entsprechende Auszeichnung bewilligt. Den eigentlichen Skalptanz tanzen die Frauen und zwar nur, wenn der Zug ohne Verlust verlief. Ihm entspricht bei den Männern der Hethucka, an dem aber nur die Häuptlinge und die ersten Krieger theilnehmen durften.

Sollte Frieden geschlossen werden, so gingen zwei oder drei Häuptlinge mit einigen jungen Leuten, von denen einer die Friedenspfeife trug, unbewaffnet und am hellen Tage auf das Dorf des Feindes zu; die Pfeife diente völlig, wie bei uns die weiße Flagge, und machte ihre Träger unverletzlich. Waren die Feinde auch zum Frieden geneigt, so wurden die Abgeordneten in eine Hütte geführt und ihnen Essen vorgesetzt und dann die Verhandlungen begonnen; Geschenke wurden erst nach Abschluß des Friedens gegeben. Für Mord oder Todtschlag innerhalb des Stammes, der vor Einführung des Branntweins freilich kaum vorkam, galt eigentlich die Blutrache an dem Mörder selbst oder einem seiner Verwandten. In den meisten Fällen aber gelang es den Häuptlingen, das verfallene Leben zu retten und die geschädigte Familie zur Annahme einer Entschädigung zu bewegen. Doch war damit die Sache noch nicht abgemacht. Der Mörder wurde auf 2 bis 4 Jahre in den Bann gethan; er mußte barfuß gehen, sein Gewand immer zubinden, auch in der heißen Jahreszeit, er durfte nirgends mitreden und sollte die Augen immer niederschlagen; sein Zelt mußte er eine Viertelmeile vom Lager errichten und Niemand durfte bei ihm bleiben, außer ein Verwandter; auch durfte er nichts Gekochtes genießen. Brach er eine der Vorschriften, so war zu befürchten, daß der Geist des Gemordeten einen Tornado erregte, welcher das Dorf heimsuchte und verwüstete. Ob das Opfer ein Häuptling, ein Weib oder ein Kind gewesen, war für das Strafmaß gleichgültig, auch unfreiwillige Todtschläger mußten dieselbe Strafe erdulden, aber nur für ein Jahr; es war Sache der Verwandten, zu erklären, wenn sie die Strafe für genügend hielten.

Ueber die religiösen Ansichten der Omahas giebt Dorsey nur dürftige Nachrichten. Wakanda soll die Gesetze bezüglich der Büffeljagd und bezüglich des Ackerbaues gegeben haben, und bei ihm pflegen sie zu schwören. Die Kriegsgebräuche führen sie auf Ictinike zurück; ob derselbe mit dem Donnergott identisch ist, sagt der Verfasser nicht. Auch die Gebräuche bezüglich der Kinder, die jedem Stamm eigenthümliche Art, ihnen das Haar zu scheeren, und ein Theil der Tänze, welche als Wakube, heilig bezeichnet wurden. Läßt sich im Frühling die Stimme des Donnergottes zum ersten Male hören, so begeht das Elenngeschlecht (Weijincte) in Verbindung mit dem Bärengeschlecht (Thatada), welches in diesem Falle als Diener zu fungiren hat, eine besondere Feier, und fromme Seelen glauben, daß sie die Macht haben, den Regen zum Aufhören zu bringen. Aber die Freigeister wollen auch schon nichts mehr davon wissen und bei dem immer zunehmenden Verkehr mit den Weißen und der steigenden Schulbildung wird von dem alten Glauben der Omahas bald nur noch hier und da in den Köpfen alter Frauen ein Restchen anzutreffen sein. Haben die Indianer einmal ihre alte Lebensweise aufgegeben und sich dem Ackerbau zugewandt, so pflegen sie sich sehr schnell mit der Civilisation zu befreunden, und Erscheinungen, wie Miß Fletcher, die Vollblutindianerin, welche vor dem amerikanischen Anthropologencongreß einen mit großem Beifall aufgenommenen Vortrag über ihren Stamm hielt, werden bald keine solche Seltenheit mehr sein.

Aus allen Erdtheilen.

Europa.

— Der Geologe Adjunkt Thorvaldur Thoroddsen hat im Juli und August d. J. die Distrikte Bardastrand und Stranda an der Westküste von Island bereist und ist bis Kap Horn oder Kap Nord gekommen. Ueber diese Reise hat er in dem isländischen Blatte „Sudri" einen Bericht veröffentlicht, in welchem er besonders die Lebensweise der Bewohner in der Nähe des Kap Horn schildert. Die ganze lange Wegstrecke von dem Handelsplatze Reykiafiord bis zum genannten Kap ist sehr schwer zu bereisen, denn es ist beinahe unmöglich, Pferde zu benutzen; hierzu kam noch, daß Thoroddsen's Reise durch andauernden Regen (nur einen einzigen Tag hatte er gutes Wetter) äußerst beschwerlich gemacht wurde. Die Höfe liegen sehr zerstreut. Der Schnee schmilzt hier oft erst im Juni, aber sobald das Thauwetter eintritt, wächst das Gras mit unglaublicher Schnelligkeit. Die Bewohner hatten nur Schafe und Kühe; aber der Boden ist so fett und fruchtbar und die Weiden sind so ausgezeichnet, daß der geringe Viehstand hier den Bewohnern gleichen Nutzen bringt, wie ein doppelt so großer auf vielen anderen Stellen. Daß die Bewohner nur wenig Vieh halten, hat darin seinen Grund, daß sie wegen des häufigen Regenwetters nur wenig Heu machen können. Thoroddsen sagt, daß sie jetzt civilisirter und weniger abergläubisch sind als im Jahre 1754, wo der bekannte Dichter und Naturforscher Egert Olafsson diese abgelegene Gegend des Landes besuchte, trotzdem die Kommunikationsmittel und die Erwerbszweige fast noch dieselben sind, wie damals. Ueber die wissenschaftliche Ausbeute seiner Reise wird Thoroddsen jedenfalls baldigst Näheres berichten.

Asien.

— Das Waldareal im Gebiete Transbaikalien. Nach dem „Prawiteljstwennij Westnik" (Regierungsbote) verfügte das Gebiet Transbaikalien im Jahre 1853 über ein Waldareal von annähernd 23 586 250 Deßjatin; der voraussichtliche Konsum an Wald hätte von 1853 bis 1885 sich auf 1 152 000 Deßjatin belaufen können. Indessen sind in diesem Zeitraume 16 965 052 Deßjatin vernichtet worden und bleiben gegenwärtig nur 5 469 200 Deßjatin zurück. Als Ursache der Waldverwüstung, deren nachtheilige Folgen in Bezug auf Klima, Vegetation ꝛc. stark hervorgehoben werden, giebt das Blatt die sogenannten „Paly" an, das Ausbrennen von dürrem Gras, bei welchem häufig auch die Wälder in Brand gerathen. Der bewährte Kenner Sibiriens, D. Sawalischin, bemerkt in den „Moskowskija Wjedomosti", daß die Waldbrände weniger den „Paly", als der Unvorsichtigkeit oder der Böswilligkeit der flüchtigen Sträflinge, der Cedernußsammler, der Goldsucher und anderer Leute, welche in der Taiga herumstreifen, zuzuschreiben sind. Die Waldverwüstung wird fernerhin bedingt durch den Aufschwung der Schiffahrt und des Handelsverkehres auf dem

Amur. Daß die officiellen Verbote gegen Waldverwüstung fruchtlos geblieben sind, braucht kaum erwähnt zu werden. Die lokale Bevölkerung ist jedoch gegenwärtig selber zur Einsicht gekommen, daß die Waldverwüstung als ein schweres Unglück zu betrachten sei, wenigstens haben sich einige Dorfgemeinden des Kreises Tschita freiwillig entschlossen, Waldhüter zu stellen. Petri.

Afrika.

— Der französische Geschäftsträger in Tripolis hat mit den dortigen türkischen Behörden die Grenze zwischen Tripolitanien und Tunesien festgestellt, und zwar ist Grenzpunkt am Mittelmeere Ras Tadscher, 20 km vom Kap Biban (das bisher auf den Karten als Grenze angenommen wurde) entfernt.

— Einem Telegramm aus Zanzibar vom 30. Oktober zufolge hat Dr. Jühlke für die Deutsch-Ostafrikanische Gesellschaft das Makdischu-Gebiet südwärts bis Witu hin erworben, speciell den Hafen Durnford an der Wubuschi-Mündung, wo er eine Station anlegte. (Dieser Hafen ist sowohl auf der Perthes'schen als der Engelhard'schen Karte nach Angaben der Gesellschaft bereits als zu deren Gebiet gehörig bezeichnet. Die Küste von Makdischu bis Witu erstreckt sich über 4 Breitengrade, von 2° nördl. Br. bis 2° südl. Br.; auf ihr liegen die bisher unbestritten dem Sultan von Zanzibar gehörigen Städte Makdischu, Märka, Barawa und Kismaju.)

— Der Congo-Staat hat das Anerbieten der Antwerpener Firma Walford u. Co., die Eröffnung einer direkten Dampferlinie zwischen Antwerpen und dem Congo betreffend, angenommen. Vorläufig soll alle sechs Wochen ein Schiff expedirt werden, später, falls der Handelsverkehr zunehmen sollte, allmonatlich eins.

— Anfangs November sind eine Anzahl Ingenieure nach dem französischen Congo-Gebiete abgereist, um das nördliche Congo-Ufer zwischen dem Ocean und Brazzaville behufs Anlegung einer Eisenbahn zu untersuchen. Das nördliche Ufer soll geringere Bodenschwierigkeiten darbieten, als das südliche, wo der Congo-Staat seine Bahn zu bauen gedenkt.

— Dr. Zintgraff, welcher die letzten Jahre am unteren Congo gereist ist, ist zum Zwecke der Erforschung des Hinterlandes von Kamerun auf ein Jahr in die Dienste des Deutschen Reiches getreten und hat im Laufe des Sommers den Wuri-Fluß bis Jebarri befahren. Dabei hat er in nordwestlicher Richtung sehr hohe (3500 bis 4000 m) Bergspitzen zu Gesicht bekommen, welche etwa 10 Tagereisen entfernt waren. Es werden dieselben wahrscheinlich zu dem von Dr. Schwarz erkundeten Bafarami-Gebirge gehören.

— G. A. Krause (vergl. „Globus", Bd. 49, S. 303) ist den Volta-Fluß hinaufgefahren und hat die in den letzten Jahren wiederholt besuchte Handelsstadt Salaga erreicht. Die Angaben über seine weiteren Pläne widersprechen sich: nach der einen will er von dort nach den Hinterländern des deutschen Togo-Gebietes vorzudringen suchen, nach der anderen wahrscheinlicheren befindet er sich bereits von Salaga nordwärts auf dem Wege nach Mossi (12° nördl. Br.) und Timbuctu.

Nordamerika.

— Dr. Boas hat sich zu ethnologischen Studien nach der Insel Vancouver begeben und will dort die ersten Wintermonate unter den Kuakiutl im nördlichen Theile der Insel verbringen und deren Tänze studiren, später vielleicht noch die Komoks besuchen. Am 1. Oktober 1886 schreibt er aus Victoria auf Vancouver an den Vorsitzenden der Gesellschaft für Erdkunde zu Berlin u. A.: „Das Studium der Masken und Tanzgeräthe ist außerordentlich fesselnd, denn ich finde, daß jeder einzelne Gegenstand eine Persönlichkeit aus der Mythologie darstellt und die Tänze meist Aufführungen jener Mythen sind. Indessen fehlt es auch nicht an solchen, die historische Ereignisse darstellen. Die Sagen der einzelnen Stämme unterscheiden sich mehr von einander, als ich erwartete. So spielt der Rabe im Süden bei weitem die Rolle nicht, wie in der Mythologie der Haida und Tlinkit, obwohl Theile jener Sage bis hier verbreitet sind. Es muß ein ganz eigenthümlicher Austausch der Sagenkreise stattgefunden haben, da sich Elemente von Sagen der Tlinkit und Haida in ganz andere Sagenkreise der Kuakiutl-, Bellacula-, Kauitschin- und West-Vancouver-Stämme gemischt haben. Ebenso verhält es sich mit gewissen Bräuchen, besonders den „Beißern", den Hamatsa der Kuakiutl, welche sich von den Tsimschian bis zu den Komoks verbreitet finden."

— Die spärlichen wissenschaftlichen Berichte über das große Erdbeben von Charleston lassen es als ein zweifellos tektonisches erscheinen, bedingt durch eine Verschiebung auf der großen Verwerfungsspalte, welche das Hügelland von Carolina von der alluvialen Küstenebene trennt und die eigentliche Begrenzung des amerikanischen Festlandes darstellt. Diese Verwerfungslinie beginnt an der Meeresküste bei Staten Island und läuft südwestlich über Trenton, Philadelphia, Wilmington in Delaware, Baltimore, Washington, Richmond, Raleigh, Columbia in Südcarolina u. s. w. Wie man sieht, liegen an ihr eine ganze Anzahl wichtiger Städte, weil bis zu ihr aufwärts die Fluth dringt und von der anderen Seite her die Flüsse noch ein nennenswerthes Gefälle haben. Seit der Besiedelung Amerikas hat in ihr keine nennenswerthe Verschiebung stattgefunden, aber die Schichtenfolge in der Küstenebene beweist, daß früher erhebliche Schwankungen erfolgt sind, heute noch liegt z. B. in New-Jersey eine wenig tiefere Stufe von über 100 Miles Breite unter dem Meeresspiegel. Es wäre darum nicht unmöglich, daß das nach Jahrhunderte langer Ruhe mit solcher Gewalt aufgetretene Erdbeben nur der Anfang einer neuen Erschütterungsperiode ist. Die Erschütterung ist über mindestens ein Viertel des Gebietes der Vereinigten Staaten verspürt worden, am heftigsten in den beiden Carolinas. Viele Erscheinungen deuten auf ein Niedersetzen der Alluvialschichten, aber eine bedeutende Niveauveränderung kann nicht stattgefunden haben, da man diese an den Eisenbahnlinien hätte merken müssen. Die Oktobernummer des „American Naturalist" erwähnt Gerüchte von erheblichen Niveaustörungen in den Black Mountains von Nord-Carolina, doch ist Genaueres darüber noch nicht bekannt geworden. Spaltenbildung und Emporbringen von Wasser und Schlamm ist dagegen in der Ebene an vielen Stellen nachgewiesen.

Südamerika.

— Die Nachrichten von dem bekannten französischen Reisenden Thouar lauten wenig günstig. Nachdem er auf einer langen Fahrt den Pilcomaya hinaufgefahren ist, ist er von seiner Reise so angegriffen, daß er schwer erkrankt gegenwärtig in Sucre in Bolivia sich befindet.

Inhalt: Victor Giraud's Reise nach den innerafrikanischen Seen 1883 bis 1885. VI. (Mit einer Karte und vier Abbildungen.) — Emil Metzger: Einiges über den Wajang auf Java. — Das Volk der Omaha. — Aus allen Erdtheilen: Europa. — Asien. — Afrika. — Nordamerika. — Südamerika. (Schluß der Redaktion: 10. November 1886.)

Redakteur: Dr. R. Kiepert in Berlin, S. W. Lindenstraße 11, III Tr.
Druck und Verlag von Friedrich Vieweg und Sohn in Braunschweig.



Band L. № 23.

Mit besonderer Berücksichtigung der Anthropologie und Ethnologie.
Begründet von Karl Andree.
In Verbindung mit Fachmännern herausgegeben von
Dr. Richard Kiepert.

Braunschweig Jährlich 2 Bände à 24 Nummern. Durch alle Buchhandlungen und Postanstalten zum Preise von 12 Mark pro Band zu beziehen. 1886.

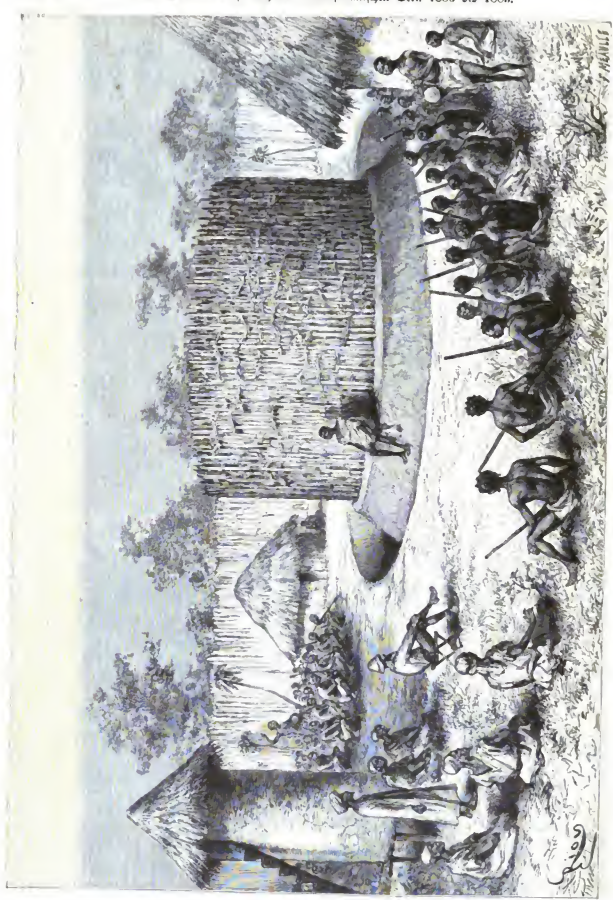
Victor Giraud's Reise nach den innerafrikanischen Seen 1883 bis 1885.

VII.

(Sämmtliche Abbildungen nach Skizzen und Photographien des Reisenden.)

Als sich die Karawane am 21. Mai dem Dorfe Mlëuë's näherte, begegneten ihr einige Krieger desselben, welche den Reisenden deutlich zu machen suchten, wie nöthig es sei, als Zeichen seiner friedlichen Gesinnung ein angemessenes Geschenk voraus zu schicken. Giraud hielt es für das Rathsamste, etwa 500 m vor dem Dorfe in einer guten Stellung sein Lager zu beziehen und dasselbe mit einer festen Boma zu umgeben. Der erste Tag ging ruhig vorüber; in der Hoffnung, den weißen Mann zu sehen, hatte Mlëuë das mäßige Geschenk von Stoffen, welches jener ihm geschickt hatte, angenommen und so ging Giraud am Abend mit acht seiner Leute, alle scheinbar unbewaffnet, aber mit verborgenen Revolvern ausgerüstet, um den Häuptling zu besuchen. Seine auf einer bewachsenen Insel gelegene Residenz glich dem Dorfe Kiwanda, was die unregelmäßige Anlage betraf; sie bestand jedoch aus drei durch eine starke Verpallisadirung von einander getrennten Theilen; in der äußersten wohnten die gewöhnlichen Leute, in der zweiten die Sklaven des Häuptlings, in der innersten dieser selbst. Er war ein Mann von etwa 40 Jahren, stark und fett, wie alle Häuptlinge in Uëmba, welche nur von Pombe (Bier) leben. Eine Menge Schnüre rother Perlen bedeckten Brust, Arme und Beine; über seinen ziemlich dicken Bauch war ein Stück rothes Zeug nachlässig ausgebreitet, und das Gesicht war mit rother Farbe leicht bemalt, die schlauen, falschen Augen waren auf Giraud gerichtet. Etwa 100 mit Bogen und alten Feuersteingewehren bewaffnete Leute umgaben ihn, während ein halbes Dutzend Trommler, denen alle Finger bis auf die Daumen fehlten, und drei Verschnittene und der Augen beraubte Sänger einen betäubenden Lärm verursachten. Unter der Menge befanden sich gleichfalls verschiedene an Nasen und Ohren verstümmelte Personen. „Du richtest deine Unterthanen schön zu", meinte Giraud. „Das wird sie lehren, meine Frauen nicht wieder zu berühren", lachte der Häuptling. „Und was wird aus den letzteren, wenn sie sich vergehen?" „Sie werden nur gepeitscht; denn wenn sie keine Nase oder keine Augen oder Hände mehr haben, kann man nichts mehr mit ihnen anfangen." Trotz seines harten, wilden und mißtrauischen Gesichtsausdruckes ist der Menschenschlag von Uëmbe schön; die geschlitzten Augen und der Mund erinnern etwas an die mongolische Rasse.

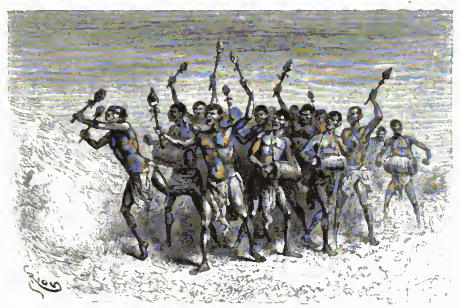
Mlëuë hatte Giraud gut empfangen; am anderen Morgen verlangte er aber die beiden besten Gewehre und einen Revolver, und da ihm dieses Geschenk sehr wichtig war, verbot er bis zur Ablieferung desselben, den Fremden Lebensmittel zu verkaufen. Um seiner Forderung noch mehr Nachdruck zu verleihen, erschienen gegen Abend viele seiner Krieger vor dem Lager Giraud's, um ihn und seine Leute einzuschüchtern; auf die letzteren wenigstens verfehlten die Drohungen ihre Wirkung nicht. Am Morgen kam es zu persönlichen Verhandlungen. „Ich will dir deine Waffen nicht mit Gewalt nehmen", sagte der Häuptling, „doch du mußt sie mir geben, um mir deine Freundschaft zu beweisen;



Giraud's Empfang bei Mtewe.

denn du bist ein großer Häuptling und ein kleines Geschenk ist deiner nicht würdig." Vergebens suchte Giraud gegen die hohe Stellung, die ihm zuerkannt wurde, zu protestiren, vergebens erklärte er, die Waffen von seinem Sultan empfangen zu haben und sie nicht hergeben zu dürfen, Mkönö blieb bei seiner Forderung und Giraud sagte beim Weggehen: „Du hast viel zu sagen, ich nur das eine, du wirst meine Flinten niemals erhalten." Dennoch mußte er schließlich nachgeben und am 23. Mai seine Lieblingswaffe, ein Kropatschek-Gewehr, an Mkönö ausliefern. Die Flinte wurde mit einer Freudensalve begrüßt und der Häuptling stattete persönlich seinen Dank ab, bei welcher Gelegenheit sein Orchester sich im Lager der Fremden hören ließ. Bei diesem Besuche suchte Giraud seine Waffe wieder einzutauschen, doch seine Beredtsamkeit blieb ohne anderen Erfolg, als daß Mkönö ihm beim Abschiede sagte: „Heute hast du viel zu sagen, ich nur das eine, daß ich deine Flinte gewollt habe und daß ich sie habe." — Die Berichte über Marukutu lauteten hier so beunruhigend, daß Giraud sich entschloß, eine andere Richtung einzuschlagen, um diese unangenehme Begegnung zu vermeiden. Das Beste schien, mit einem Umwege quer über den Tschambezi nach Norden zu Ketimkuru zu gehen, obwohl der Uebergang über den Fluß auch nicht sehr leicht zu sein schien.

Am 24. Mai verließ Giraud die Residenz Mkönö's mit der Drohung, ihn seinem nominellen Oberherrscher Ketimkuru als einen Dieb anzuzeigen — der Verlust seines Kropatschek that ihm zu wehe, und schon bei der nächsten Büffeljagd machte er sich fühlbar; aber kaum von derselben zurückgekehrt, hatte er das Vergnügen, seine Lieblingswaffe wieder in die Hände zu bekommen; ein Abgesandter Mkönö's war gekommen, ihm dieselbe auszuliefern. „Du hast ihn einen Dieb genannt und mit dem Zorne Ketimkuru's gedroht; mein Herr will nicht, daß du ihn mit einer schlechten Meinung im Herzen verläßt, darum schickt er dir deine Waffe zurück!" Als die von Mkönö mitgegebenen Führer, die ebenfalls auf der Jagd gewesen waren, zurückkehrten, wurde erst der eigentliche Zweck der Sendung klar, denn nun erklärte der Abgesandte: „Wenn du die Waffe annimmst, hat Mkönö geboten, die Führer wieder mit zurückzubringen; du



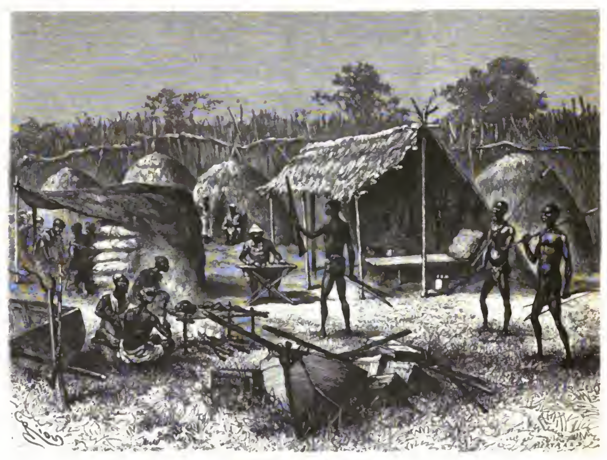
Mkönö's Orchester in Giraud's Lager.

kannst dann sehen, wie du allein den Weg aus den Sümpfen des Tschambezi findest." Man wird aus der unten folgenden Beschreibung ersehen, daß dies eine Lebensfrage für Giraud war; die Führer mußte er behalten und seine Waffe wollte er auch nicht preis geben. Er ließ in stiller Nacht den Gesandten rufen, um ihn zu bestechen und zu bewegen, ein bedeutendes Geschenk anstatt der Waffe mit zurück zu nehmen, sei es auch nur, um zwei Tage Zeit zu gewinnen. Der Abgesandte erklärte zwar, es gehe um seinen Kopf, doch ließ er sich zuletzt bestimmen, diese Gefahr zu laufen.

Am 25. Mai kam man an einen ungeheuren Morast, den man nur mittels eines neunstündigen Marsches, bis an die Knie im Wasser, überschreiten konnte. Das Land ist so vollkommen eben, daß die Tiefe überall einen halben Meter betrug. Mit kurzem Rohr besetzt, bot dieser Sumpf den Anblick einer Wiese dar; Bäume wuchsen nur auf den Ameisenhügeln, aber diese letzteren waren so häufig, daß die Ebene von weitem den Eindruck eines Waldes machte, der jedoch vor dem Näherkommenden immer mehr zurückwich. Das Wasser stand still und bedeckte eine auf 20 km Breite geschätzte Fläche, durch welche der schnurgerade am niedergedrückten Rohre kenntliche Fußpfad führte. Am glücklichsten waren die Träger des in Stücke zerlegten Bootes, welche sich derselben wie Schubkarren bedienten, um abwechselnd sich von den Genossen vorwärts schieben zu lassen. Die ganze Ueberschwemmung rührte von dem Tschambezi her, welcher selbst in dieser Jahreszeit noch so wasserreich war. Gegen drei Uhr erklärten die Führer, man sei am Flusse; der Sumpf war von demselben durch eine 100 m breite niedrige Landzunge getrennt. Es schien, als ob man sich in einer vollkommenen Einöde befände; doch einige Flintenschüsse genügten, um sechs, allerdings sehr kleine Boote herbeizurufen, deren jedes nur einen Mann auf einmal tragen konnte; und jede Ueberfahrt dauerte mindestens dreiviertel Stunden. Giraud fühlte sich an diesem Tage sehr entmuthigt; von körperlichen Leiden ergriffen, gab er beinahe die Hoffnung auf, das andere Ufer des Tschambezi zu erreichen, ehe die Leute Mkönö's ihn eingeholt haben würden. Am anderen Morgen wurde einer der Anführer

ausgeschickt, um Nachrichten über den Fluß einzuziehen. Bald kam er zurück und erzählte, auf der anderen Seite sei auch alles Pori, aber er habe vier Menschen getroffen, Leute Ketimkuru's und Aley's, eines Sklavenhändlers von Zanzibar, welche die Karawane schon seit einem Monat an den Flußufern suchten. Einer von ihnen sei schon zu Ketimkuru zurückgekehrt, um Truppen zu holen; denn man glaubte nie, daß Giraud das Gebiet Mkönö's werde passiren können. Diese Aufmerksamkeit Ketimkuru's erfreute Giraud sehr; für den Augenblick aber besserte sie seine Lage nicht, da er sich immer noch im Bereiche der Macht Mkönö's befand. Ueber den Fluß lauteten die Berichte folgendermaßen: nur in der Mitte befinden sich einige bis 50 m breite, sehr tiefe und von Nilpferden bevölkerte Arme; für die Kühe sei es unmöglich, hinüber zu kommen. Zwei der letzteren wurden daher gleich geschlachtet, die beiden anderen sollten für den äußersten Nothfall dienen, um die Armee Mkönö's zu bestechen. Je mehr seiner Mannschaften über den Fluß setzten, desto mehr fremde Leute sammelten sich um Giraud; am 28. Mai befand er sich mit nur fünf seiner Getreuen allein noch auf dem linken Ufer; die sechs Boote, welche sie aufnehmen sollten, lagen neben einander am Rande des Wassers. Aber nun weigerten sich die Fährleute, abzustoßen, und erst die vorgehaltenen Revolver zwangen sie, ihre Pflicht zu erfüllen.

Die Ueberfahrt in den engen, unbequemen Booten, die bei der kleinsten Erschütterung zu kentern drohten, war schwierig und dauerte etwa eine halbe Stunde; die drei



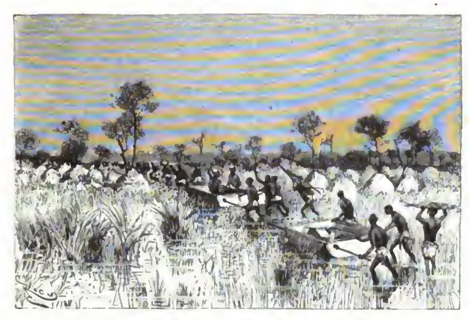
Zurückgabe eines Gewehres.

Arme in der Mitte des Flusses waren allerdings nur je 25 m breit, aber gegen 7 m tief. Den ganzen Abstand der beiden Ufer, insofern man von solchen sprechen kann, schätzt Giraud auf 2 km; der Strom ist kaum merkbar. Giraud bezweifelt, daß diese Flüsse trotz ihrer Tiefe auf größere Strecken befahrbar seien.

Nie hatte er unter so sonderbaren Umständen, wie an jenem Tage, sein Lager bezogen. Aus einer ungeheuren etwa 1 m tiefen Wasserfläche, über welche das Gras nicht mehr hervorragte, erhoben sich unzählige, kegelförmige Ameisenhaufen, die mit großen Bäumen besetzt waren. Oben auf diesen Erhöhungen hatten sich die Leute in Gruppen von drei und vier niedergelassen, ein schwelendes Feuer von frischem Holze mußte die Moskitos verjagen; das Lager hatte wohl eine Ausdehnung von 500 m. Man wußte übrigens noch nicht, ob man sich wirklich schon auf dem rechten Ufer des Tschambezi befand oder etwa noch einen oder einige Flußarme zu überschreiten hatte. Die näheren Nachrichten, die Giraud hinsichtlich Ketimkuru's und Aley's empfing, lauteten sehr günstig. Ersterer bereitete ihm einen königlichen Empfang vor, da er vor seinem Tode noch einen Weißen zu sehen wünschte; letzterer rechnete stark auf ihn, um seine Vorräthe an Stoffen zu ergänzen. Am 29. und 30. Mai wurde der Marsch, bis an die Knie im Wasser, fortgesetzt, wobei das Hypsometer 1390 m ergab; die folgenden drei Märsche führten durch eine nur von wilden Thieren bevölkerte Einöde. Erst am 2. Juni stieß man auf einige Dörfer, ein Zeichen, daß man sich der Hauptstadt von Ulemba näherte; während der letzten Stunde marschirte man durch zahlreiche Mais- und Sorghofelder.

Der Einzug in die Residenz glich einem Triumphzuge; sowohl um Ketimkuru, als die Leute von Aley's Karawane zu ehren, wurden von Giraud's Karawane wenigstens 200 Schüsse abgegeben; ein ganzer Stadttheil war vorbereitet, um dieselbe aufzunehmen, und Giraud selbst fand in einer geräumigen, reinlichen Hütte ein Unterkommen.

Noch mehr als durch die Zahl ihrer Bewohner hat die Stadt durch die Zahl ihrer Wohnungen Anspruch auf die ihr von den Umwohnern beigelegte Bedeutung. 400 bis 500 Häuser umgeben ringförmig die befestigte Residenz Ketimkuru's; der Umfang ist zu groß, als daß man die Stadt wie letztere mit einer Pallisadirung hätte umgeben können, obwohl dies gewiß auch der vielen Raubthiere wegen wünschenswerth wäre. Uebrigens ist die Boma Ketimkuru's groß genug, um im Falle eines Angriffes die ganze Bevölkerung aufnehmen zu können. Durch den Anblick Aley's, den er zu sich entboten hatte, wurde Giraud enttäuscht; er hatte in ihm einen zweiten Tippo Tip zu finden gehofft, sah aber, daß er einem ganz ungebildeten Händler gegenüber stand, der, wie sich später herausstellte, selbst lange die Sklavenkette getragen hatte. Sein häßliches Gesicht, sein grober Körperbau standen in starkem Gegensatze zu seinen prächtigen Gewändern. Auf seinen Rath wurden Ketimkuru sechs Stücke prächtigen Zeugs und eine Drehorgel als Geschenk geschickt und dasselbe wurde — zum ersten Male — ohne Widerspruch angenommen; nur hatte der Häuptling den Wunsch ausgedrückt, das Boot Giraud's sofort zu sehen. Nachmittags 3 Uhr fand der feierliche Empfang statt. Einige hundert Menschen in hockender Stellung bildeten schweigend einen Kreis um den Häuptling, der auf einer großen Kiste saß, wie die Araber sie gebrauchen, um ihre Kostbarkeiten zu verwahren. Links von ihm lag ein ungeheuer fettes Geschöpf halb sitzend auf der Erde, welches nachher als legitime Gattin vorgestellt wurde; auf der rechten Seite hockte ein Kind, welches eine Pfeife mit sehr großer Kalebasse hielt, aus welcher Ketimkuru dann und wann einen kräftigen Zug that. Wie alle Häuptlinge der Uëmba war auch Ketimkuru feist, doch seine

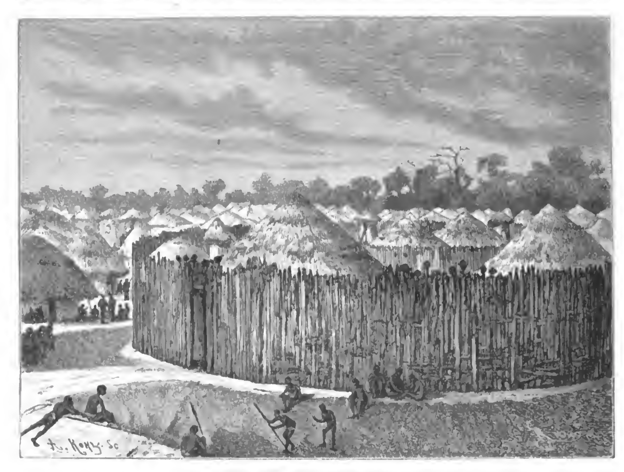


Uebergang über die Tschambezi-Ueberschwemmung.

hohe Gestalt verminderte, wenn er aufrecht stand, den unangenehmen Eindruck. Auch er war ganz mit rothen Perlen behängt. Eine gewisse Gemüthlichkeit lag in seinen Zügen und sein Auge begegnete dem Auge Giraud's mit unverwandtem Blick. Nach fünf Minuten sagte er: „Der Weiße sieht gut aus, er ist jung.“ Da er auch Livingstone erwähnte, ergab es sich, daß er als Kind denselben gesehen hatte. Derselbe habe viel von Gott gesprochen, den die Waëmba nicht kennen; auch habe er seiner Angabe nach nur eine Frau gehabt; ob Giraud sich im gleichen Falle befinde? „Natürlich“, erwiderte Letzterer, und hütete sich, wohl zu erzählen, daß er noch unbeweibt sei, denn dadurch hätte er sein ganzes Ansehen vernichtet, nicht nur bei den Eingeborenen, sondern auch bei seinen eigenen Leuten. Uebrigens wurde die Antwort Giraud's mit schallendem Gelächter aufgenommen. Dieser bemühte sich, das Gespräch auf Livingstone zurück zu bringen; Ketimkuru erinnerte sich jedoch nur noch, daß jener drei Decken auf seinem Lager gehabt habe, während er nie eine einzige habe erhalten können. Das aus Eunuchen und Krüppeln zusammengesetzte Orchester war nicht so gut, wie das Mkëuë's, aber dafür besaß er eine von Aley gekaufte Ziehharmonika; daneben hatte er noch einen jugendlichen Bauchredner, der ihn sehr unterhielt. Im Anfange seiner Herrschaft war er ungemein streng, doch war dies später nicht mehr nöthig, obschon Verstümmelungen sowohl in Ketimkuru's Umgebung als auch in ganz Uëmba nicht eben selten waren. Merkwürdiger Weise heilen alle diese Wunden sehr gut; vielleicht trägt außer der Lebenskraft der Eingeborenen auch das kühle Klima der Hochebene dazu bei, indem die täglich wehende frische Brise alle Miasmen entfernt.

Am Abend stattete Giraud Aley in seiner nicht eben großen und schönen Boma einen Gegenbesuch ab und bewunderte seinen prächtigen Elfenbeinvorrath; der schönste Stoßzahn hatte etwa 35 kg Gewicht, was man in dieser Gegend selten findet, wogegen das dortige Elfenbein sich durch besondere Feinheit auszeichnet. Drei Jahre lang hatte er damit zugebracht, seinen Vorrath von 30 000 bis 40 000 kg Elfenbein zu sammeln, wobei ihm eine große Zahl von Zwischenhändlern behilflich gewesen war. Er

bezahlte etwa 160 m weißen Kattun für 15 kg Elfenbein oder 100 Francs für etwas, wofür er an der Küste 500 Francs löste; da er seine Leute nur schlecht oder gar nicht bezahlte, verdiente er oft 60 Proc. Uebrigens handelte er auch mit anderen Gegenständen, namentlich mit Sklaven. Jetzt war sein Vorrath an Tauschmitteln erschöpft und er hoffte, sie mit Giraud's Hilfe zu ergänzen, was aber aus guten Gründen nicht anging. Ketimkuru überhäufte den Reisenden mit Aufmerksamkeiten; auf die Bitte, ihn nicht zu beschämen, ließ er ihm antworten, er gebe aus gutem Herzen, ohne Hintergedanken, ja er hatte sogar die Drehorgel, die seinen Arm ermüdete und nicht so viel Lärm wie die Ziehharmonika machte, zurück geschickt; aber er trug Sehnsucht nach einer Decke, und eben die konnte Giraud ihm nicht verschaffen. Die zehntägige Ruhe, die man hier genoß, wurde gut ausgenutzt. Der Zimmermann mit einigen Gehilfen ersetzte das in Zanzibar zurückgelassene Holzwerk des Bootes, welches man bald zu benutzen hoffte. Ketimkuru zeigte hierfür das größte Interesse, leider aber hatte Giraud keine Gelegenheit, ihm das Fahrzeug schwimmend vorzuführen. Uebrigens hielt es schwer, seine Zustimmung zu dem Aufbruche nach dem Bangweolo-See zu bekommen. „Du bist ein Narr“, rief er aus, „mit deinem Bangweolo; der Engländer rief immer ‚Tanganika, Tanganika‘ und du rufst ‚Bangweolo, Bangweolo‘! Was willst du denn da?“ Endlich kam man überein, die Karawane solle nach Westen zu Zapaïra, einem etwa zehn Tage entfernt wohnenden treuen Lehnsmanne, ziehen; die Leute



Innere Boma im Dorfe Ketimkuru's.

sollten ihn beim Cazembe erwarten, während Giraud den See auf seinem Schiffe befahren und sich später mit seinen Leuten wieder vereinigen sollte. Trotz des freundlichen Verkehrs gelang es Giraud nicht, sehr viel Auskunft von Ketimkuru zu erhalten; sein geistiger Standpunkt war nicht hoch genug, um sich ernstlich mit einem Gegenstande zu beschäftigen; wenn er keine Lust hatte, auf die Fragen weiter einzugehen, nahm er seine Harmonika zur Hand und schien dann nichts mehr zu hören. Seine Unterhäuptlinge nahten ihm mit größter Ehrfurcht; die, welche von auswärts kamen, um den weißen Mann zu sehen, schickten einen oder zwei Elephantenzähne als Geschenk voraus, was durch eine Kuh oder eine junge Sklavin erwidert wurde. Er allein hatte die Entscheidung über Krieg und Frieden; während Giraud sich bei ihm aufhielt, schickte er z. B. eine Abtheilung von hundert Kriegern nach dem Norden, um einem Prätendenten zu seinem Rechte zu verhelfen. Von den Karawanen hatte er manche arabischen Gebräuche entlehnt, doch war der Islam nicht bis zu ihm durchgedrungen. Die Gerechtigkeit, welche Ketimkuru übte, war ganz afrikanisch. Die Todesstrafe wandte er außer gegen Kriegsgefangene nur selten an; das größte Verbrechen war es, mit einer seiner zahlreichen Frauen sich zu schaffen zu machen, und das wurde immer mit Verstümmelung bestraft. Um Verbrechen gegen die Person oder das Eigenthum kümmerte er sich nicht viel, er betrachtete dies als eine Angelegenheit der beleidigten Personen. Sein Einfluß auf die Nachbarn war sehr bedeutend; gegen Süden erstreckte sich derselbe bis zum Tscham-

bezi, wo allerdings der größte Theil des Landes Wildniß ist, im Norden bis zum Tanganika, im Osten bis zum Njassa, im Westen bis zum Bangweolo, dem Luapula und dem Moero. Cazembe und Mtëuö bezahlten ihm Tribut, nur Matifa und Kissinga, welche auf die Unnahbarkeit ihres Dorfes oder die Tapferkeit ihrer Krieger sich stützten, wagten es, ihm zu trotzen. Sein höchster Ruhm ist es, die Einheit Uëmbas gesichert zu haben. Leider besaß er keinen geeigneten Sohn, der ihm folgen konnte.

Bei dem Tode eines Häuptlings verlassen die Bewohner das Dorf, wobei sie selbst die auf dem Felde stehende Ernte preisgeben; die Ueberreste des Todten werden in einer gut verschlossenen Hütte, bei welcher nur wenige Greise als Wächter zurück bleiben, der Verwesung überlassen. Nach sechs Monaten sammeln sie einige Knochen, die als Amulette dienen, das Uebrige wird in einer Ochsenhaut begraben. Während dieser Zeit kämpfen die Thronbewerber gegen einander, bis einer siegreich aus dem Bürgerkriege hervorgeht, und so lange ist es für einen Europäer beinahe unmöglich, dort zu reisen.

Der Aufenthalt bei Ketimkuru that der ermüdeten Karawane sehr wohl. Der frühe Morgen war kalt und bis gegen 10 Uhr stieg der Thermometer nicht über 7 bis 8°; dann aber brannten die Sonnenstrahlen plötzlich heiß herab und bis gegen Abend mußte man der Hitze wegen unter dem schützenden Dache bleiben, welches man, trotz der Kühle, auch am Abend nicht verlassen konnte, da es von Raubthieren wimmelte. Ein einziger Löwe hatte hier





Ketimkuru auf der Ziehharmonika spielend.



Der Pombe trinkende Zapaira.

in kurzer Zeit 27 Menschen getödtet. Giraud sollte nun eine Falle bauen, um ihn zu fangen; da aber Ketimkuru die Absicht aussprach, eine seiner Frauen als Lockspeise zu gebrauchen, lehnte er den Antrag ab. Die Anpflanzungen, welche ebenfalls viel von den wilden Thieren zu leiden hatten, liegen bis auf 3 und 4 km von der Stadt im Gebüsch zerstreut und von den Fußwegen entfernt, um sie den Blicken der Neugierigen zu entziehen. Die Ländereien in der nächsten Umgebung gehörten dem Häuptling. Am zweiten Tage vor der Abreise Giraud's wurden diese Felder von einem aus acht Elephanten bestehenden Trupp verwüstet; Aley verfolgte dieselben und holte sie mit seinen Leuten ein. Da die Elephanten in schlechter Laune zu sein schienen, wagte man es nicht, sie anzugreifen. Nur ein einziger Mann, ein sehr tüchtiger Jäger, drang vor, sein Gewehr versagte aber zweimal und er wurde von dem wüthenden Thiere in die Luft geschleudert und auf den Tod verwundet. Giraud hatte übrigens während des Aufenthaltes bei Ketimkuru mehrfach bemerkt, daß Aley ihm hinter seinem Rücken zu schaden suchte, und es kam jetzt, als er dem verwundeten Manne einige Hilfe leistete, zu einer gründlichen Auseinandersetzung, die nicht ohne gute Folgen war.

Der auf den 15. Juni festgesetzte Aufbruch wurde bis zum 16. verschoben, da der Häuptling erst noch einige Zaubermittel für eine glückliche Reise bereiten mußte. Am letzten Nachmittage führten die Leute Giraud's noch einmal ihre Tänze vor Ketimkuru auf, welcher behauptete, nie etwas so Bewundernswerthes gesehen zu haben.

Am Morgen der Abreise schüttelte Giraud dem guten Ketimkuru die Hand und versprach ihm, bei seiner Rückkehr in Europa zu erzählen, ein wie großer Häuptling er sei; ein wohlgefälliges Lächeln erhellte sein Gesicht, er warf dem weißen Freunde noch einen langen Blick zu und trat in seine Hütte zurück. Vier Monate später vernahm Giraud, daß er gestorben war, und daß man den fremden Mann beschuldige, den Tod durch Zauberei veranlaßt zu haben.

Obwohl Ketimkuru den Führern empfohlen hatte, den Weg nicht über Moamba zu nehmen, wo Thronstreitigkeiten entbrannt waren, befand sich die Karawane doch am 19. diesem Orte gegenüber. Man traf nur einige wenige alte Leute als Todtenwache; es kam zu einem kleinen Streite und bei dieser Gelegenheit schlug einer von Giraud's Trägern sein Gewehr auf einen Wunjamuezi an. Glücklicher Weise versagte das Gewehr zweimal, trotzdem mußte der Blutpreis, in 8 Metern Zeug bestehend, bezahlt werden.

Alles war verlassen; die Feldfrüchte lieferten zwar genügende Lebensmittel, doch war es schwer, die von Vegetation überwucherten Fußwege aufzufinden. Trotzdem verfolgten die Führer, die sich nach der Sonne orientirten, mit großer Sicherheit ihren Weg; obwohl sie nach der Gewohnheit der Eingeborenen sich in Schlangenlinien bewegten, wichen sie doch nicht viel von der geraden Linie ab, welche zu dem Ziele hinführte. Für die schwer bepackten Träger war es manchmal nicht leicht, ihnen quer durch Gestrüpp und Sumpf zu folgen. Der Gesundheitszustand war ziemlich ungünstig, wiewohl Giraud selbst sich verhältnißmäßig



Giraud's Abschied von seiner Karawane.

wohl fühlte. Seine Vorsichtsmaßregeln bestanden, wie er sagte, nur darin, daß er die Füße bloß, den Kopf kühl und den Magen warm hielt.

Der ausgedehnte Wald, durch den man zog, bot wenig Abwechselung; der am meisten vorkommende Baum, der Miombo, liefert einen für Stoffe und Seile sehr brauchbaren Bast; der seltenere Mjinga würde in Europa als Bauholz sehr gesucht sein. Eine dritte Art, ein rothes Holz, gleicht dem Eichenholz. Am 21. erreichte die Karawane den nur 21 m breiten, jedoch ziemlich tiefen Lukulu, so daß die Theile des Bootes zum Uebersetzen gebraucht werden mußten. Auf dem rechten Ufer fand man ein kleines Dorf, mit acht Bewohnern; sie verbrannten Rohr, welches sie aus den Sümpfen geholt hatten, um daraus Salz zu gewinnen. Der Mangel an Lebensmitteln war hier groß; „glücklicher Weise“, bemerkt Giraud, „hat die Natur, wenn sie auch dem Afrikaner manches versagt, ihm doch einen guten Magen gegeben“. Die Führer begnügten sich mit einem Maulwurf und einer Hand voll haariger Raupen von der Größe der Seidenraupe, die Leute der Karawane suchten einige Fische mit der Angel zu fangen. Nachdem man am 26. noch einen Fluß passirt hatte, kam man am 30. bei Zapaïra an.

Obwohl ein Bruder von Ketimkuru, war er der Typus eines ganz verthierten Menschen, mit welchem nur früh Morgens, ehe er Pombe getrunken hatte, zu reden war. Zwei Tage waren nöthig, um ihm den Plan Giraud's, zu Wasser zum Cazembe zu gelangen, während seine Leute zu Fuß direkt dorthin marschiren sollten, verständlich zu machen. Nachdem er denselben begriffen hatte, gab er gute Rath-

schläge, doch dauerte es allerdings, der Vorbereitungen wegen, noch 4 Tage, bis die Weiterreise angetreten werden konnte, so oft befand sich der Häuptling in unzurechnungsfähigem Zustande. Massib, welcher als Leiter fungiren sollte, erhielt die nöthigen Beglaubigungsschreiben und den Auftrag, seinen Herrn zwei Monate lang beim Cazembe zu erwarten und dann nach der Küste zurückzukehren. Am 2. Juli Abends fand der Abschied statt; acht Mann, worunter fünf Leute, welche schon Stanley auf seinen Reisen begleitet hatten, sowie die Träger des Bootes sollten mit Giraud ziehen, die Anderen unter den Befehl Massib's treten, zu dem er volles Vertrauen hatte.

Die Canarien.

„Eine Frühlingsfahrt nach den Canarischen Inseln“ betitelt der bekannte Botaniker und Pflanzengeograph H. Christ[1]) eine Reiseschilderung, zu welcher er den Stoff auf einem fast zweimonatlichen Ausfluge im Frühjahr 1884 gesammelt hat, und die wohl geeignet ist, andere zum Besuche der „Glücklichen Inseln“ anzureizen. Nachdem er die Schilderungen derselben seitens älterer und neuerer Reisenden, wie A. v. Humboldt, L. v. Buch, Christian Smith rc., sowie die Fahrgelegenheiten von Europa nach den Canarien ausführlich aufgeführt hat, bringt der Verfasser eine Darstellung seiner eigenen Reise in der bekannten fesselnden und die Wissenschaft nicht vernachlässigenden Weise.

Die Abfahrt erfolgte von Marseille mit dem Dampfer „Les Vosges“ der Compagnie Paquet et Cie; längs der südfranzösischen und spanischen Küste ging es über Gibraltar nach Tanger und weiter nach Larrache, Casa Blanca, Mazagan und Mogador. Von hier aus wurde den Canarischen Inseln zugesteuert. Die Anagakette auf Tenerife kam zuerst in Sicht, und bald lag der Dampfer auf der Rhede von S. Cruz de Tenerife vor Anker. Nur einen kurzen Besuch konnte hier Christ der Umgebung abstatten und vor Allem dem Valle secco mit seiner prächtigen subtropischen Vegetation, von welcher die buschartig wachsende Maßliebe, der doppelt gefiederte Lavendel, sowie das Wunder der canarischen Flora, die Klumpen von 8 Fuß Höhe und 20 bis 30 Fuß Durchmesser bildende canarische Wolfsmilch, nennenswerth sind. Von Tenerife ging die Fahrt nach S. Cruz de la Palma, das, emporkletternd an steilen Hängen, mit den dahinter bis zur Cumbre sich ausbreitenden Waldungen der canarischen Fichte einen prächtigen Anblick gewährt. Bei einem, allerdings nur kurz dauernden Ausfluge in die Umgegend lernte der Verfasser auch die Bewohner kennen. Namentlich auf Palma hat sich das Urvolk in weit stärkerem Mischungsverhältniß erhalten; das zeigen im Vergleich mit dem Spanier unwiderleglich die längliche Kopf- und Gesichtsbildung, die häufigen braunen und blonden Haare, die langen Gliedmaßen und eine weit mehr an Basken oder Bretonen, als an Romanen erinnernde Familienphysiognomie. Der Charakter der Canarier ist der eines freien und in Abgeschlossenheit von der übrigen Welt lebenden Urvolkes. Keinen Klassenhaß und sonstige sociale Uebel des modernen Europa kennt der Isleño, dagegen ist er feinfühlig und voll Verständniß für fremde Wünsche, dienstfertig, redselig, friedliebend und frei von jeder kriegerischen Neigung. Vor Allem aber ist er, wie so viele Inselvölker, ein Freund des Naturlebens und namentlich der Blumen. Im Ganzen zeigen die Canarier Eigenschaften, die dem Spanier vielfach fehlen und deren gerades Gegentheil unzertrennlich zum spanischen Wesen gehört. Trotz des Mangels an Gluth und Energie wie an zähem Trotz des echten Spaniers hat der Canarier doch sein Vaterland heldenmüthig zur Zeit der Conquista vertheidigt und auch später in Zeiten der Noth, so daß selbst ein Nelson im Jahre 1796 der Miliz von S. Cruz auf Tenerife nach langem Geschützkampfe weichen mußte. Der gebräunte Teint mit den kräftig rothen Wangen, sowie die elastische Gestalt und der königliche Gang, die beide noch durch die vorwiegend weiße Bekleidung gewinnen, zeigen uns hier ein kraftvolles Volk, wie es wohl selten ein zweites giebt. Von der Urzeit her hat sich der Isleño noch verschiedene Geschicklichkeiten bewahrt, namentlich als Fußgänger und Kletterer, ferner im Werfen und dem fast sprüchwörtlich gewordenen Pfeifen, durch welches er in mannigfachen Modulationen über unglaubliche Entfernungen hin ganz bestimmte Dinge seinen Gefährten mitzutheilen weiß. Alles dies gilt natürlich nur von den Landbewohnern, während die Adelsgeschlechter ohne Zweifel von den spanischen und normannischen Conquistadoren abstammen, wie schon ihre Namen vielfach bekunden.

Dem Barranco Carmen auf Palma stattete Christ einen längeren Besuch ab. Herrliche Lorbeerhaine wie Bestände der bis 70 Fuß aufragenden canarischen Föhre, welche eine Mittelstellung zwischen den centralamerikanischen dreinadeligen Kieferarten und der mediterranen Seestrandsföhre einnimmt und im oberen Tertiär in Südeuropa vorkommt, fanden sich hier zwischen den mannigfaltigsten Farnen Senecio, Cineraria und andere Frühlingsblumen der Canarien. In einer den Barranco abschließenden Caldera wurden Prachtexemplare der canarischen Palme mit ihren bogenförmig herabhängenden, sich deckenden Blättern angetroffen. Die Früchte derselben werden nicht gegessen, sondern nur die Blätter zu Flechtarbeiten benutzt. Eine Belohnung für die anstrengende Wanderung erhält der Reisende zum Schluß noch durch die ausnehmend schöne Fernsicht nach Tenerife, mit der nie fehlenden Wolkenbank bis etwa 2000 m und dem darüber in überirdischer Klarheit sich erhebenden Pik. Durch den Barranco de las Nieves, von dem eine schöne Aussicht nach Gomera sich darbot, an Cactusfeldern, aus der Zeit der Cochenillezucht herrührend, vorüber kehrte Christ zum Schiffe zurück. Am nächsten Morgen wurde ein Ausflug nach dem Barranco de los Dolores unternommen und hierbei zum ersten Male die Wolkenregion betreten. Die Wolkendecke ist der Vorzug und die Schattenseite des canarischen Klimas. Denn wenn auch den höheren Schichten der Inseln, namentlich auf ihrem nördlichen Rande, übermäßige Beschattung mitgetheilt wird, so wird doch andererseits das sonst tropische Klima der Küste gemildert und können vor Allem die Kulturgewächse hier gezogen werden, da nur der Wolkendecke und dem ihr entfallenden Regen die Inseln ihre Bewässerung

[1]) „Eine Frühlingsfahrt nach den Canarischen Inseln“ von H. Christ. Basel, Genf und Lyon, H. Georg's Verlag, 1886.

verdanken. Mit den Jahreszeiten ändert diese Wolkenschicht ihre Höhenlage, und zwar liegt sie im Sommer auf den Graten der Cumbre zwischen 1200 und 2000 m, auf Tenerife und Palma die Südseite frei lassend; im Winter aber rückt sie bis 500 und 700 m gegen die Küste herab, so daß im März der Regen das Littoral erreicht.

Am 12. März verließ Christ die Insel Palma, um Gran Canaria zu besuchen. In Ciudad de las Palmas (mit seiner wenig geschützten Rhede, weshalb man im Puerto de la Luz ankern mußte) besuchte Christ das Museo Canario. Durch die Menge der Skelette, Mumien und Artefakten der alten Canarier kann man hier einen Einblick in den Kulturzustand derselben gewinnen. Alle Geräthe und Handarbeiten sind von Holz, Stein, Muscheln, Thon, Thierfellen und Pflanzenfasern; von Metallen findet sich keine Spur, so daß die Bewohner vor der spanischen Eroberung noch in der ausgeprägtesten Steinzeit gelebt haben müssen. Die Mumien sind in Felle genäht, an Waffen finden sich Axtsteine, Pfeil- und Lanzenspitzen aus Obsidian und eine gebogene Keule. Unter den kleineren Gegenständen sind gut erhaltene Feigen bemerkenswerth, welche sich durch ihre Kleinheit ebenso auszeichnen, wie die in den schweizerischen Pfahlbauten gefundenen Aepfel, so daß vor Ankunft der Spanier diese Frucht noch in ihrem ursprünglichen Zustande, also unveredelt, gewonnen wurde. Im Vergleich mit dieser kärglichen materiellen Ausstattung tritt das edle Geistesleben der Canarier erst recht hervor. Wenn Harmlosigkeit und Gastfreundschaft Tugenden auch der rohesten Inselbewohner sein mögen, so kam hier noch die unentwegte Treue, der Mangel an List und Trug hinzu, der den Spaniern die Eroberung leicht machen mußte. „Humboldt", sagt der Verf. (S. 116), „trifft das Richtige nicht, wenn er meint, die Tugenden der Canarier seien negative gewesen, und die schwärmerische Nachwelt habe sie idealisirt, gleich wie man schwärmte für die zwar auch sanften, aber im Uebrigen doch auch recht schlimmen, kindlich-charakterlosen Bewohner der Südsee-Inseln. Bontier und Laverrier, die harten Normannenpriester, und die spanischen Chronisten waren weit entfernt von jeder Empfindsamkeit, und eher nothgedrungen schildern sie die Tugenden der Insulaner, weil dadurch die Grausamkeit ihrer eigenen Landsleute nur allzu deutlich hervortritt. Es ist und bleibt wahr: der canarische Mensch des 15. Jahrhunderts ist eine der schönsten, aber auch der schmerzvollsten Erscheinungen in der Geschichte unseres Geschlechtes." Nachdem noch ein kurzer Ausflug nach dem reizend gelegenen Orte Tafira und der Caldera de Bandama gemacht worden war, trat der Verfasser am 15. März mit der Goleta „Beatriz" die Ueberfahrt nach Tenerife an. Nach der Landung in S. Cruz erfolgte sofort die Weiterreise zu Wagen über Laguna und Matanza, wo 1494 die Guanchen ihren letzten Sieg über die Spanier errangen, nach Orotava. Besonders hier machte sich die in den westindischen Kolonien noch schärfer hervortretende Weichheit in der Aussprache gewisser Konsonanten, namentlich des s und z, bemerklich. Auch das Jota wurde milder gesprochen. Während es aber mit dem sprachlichen Verkehr noch ging, hatte der Reisende anfangs sehr unter dem conservativen Charakter des Inselbewohners bezüglich des Münzwesens zu leiden. Dem abgeschlossenen Leben des Canariers ist es recht entsprechend, daß man sich hier wenig um die jetzigen Münzeinheiten in Spanien bekümmert und statt nach den neueren Pecetas ruhig nach den alten Tostones und den kleineren Münzsorten, den Cuartos, Fiscas 2c., rechnet. Dazu kommt noch die sogenannte Real de Plata, welche gar keinem vorhandenen Geldstücke entspricht, sondern rein imaginär ist und zu 16 Cuartos gerechnet wird, während die Real de vellon, als ein Viertel einer Peceta, $8^1/_2$ Cuartos gilt, so daß ein völlig irrationales Verhältniß zwischen diesen Münzsorten sich ergiebt.

Wenn auch heute das Thal von Orotava durch die Cactusfelder mehr entstellt als verschönert ist, so gilt doch noch immer von ihm das Urtheil Humboldt's, wonach er trotz der Durchwanderung der Ufer des Orinoco, der Cordilleren von Peru und der schönen Thäler von Mexiko nirgends eine so harmonische Vertheilung von Grün und Felsmassen gefunden habe wie hier. Besonders prächtig ist der Anblick des Thales von Orotava, wenn man von seinem oberen Ende nach der See herabsieht. Nach oben ist das reizende Bild abgeschlossen durch die graue Wolkendecke, nach unten durch das blaue Meer mit der Palma am Horizonte. In den Barrancos aber entwickelt sich eine staunenerregende Fülle von Gewächsen. Riesenhafte Hauslaubarten, bekannte Blumen Südeuropas, wie Natterkopf, Maßliebe, zwei Malvenarten 2c., aber vervollkommnet an Fülle, Größe und Farbe, sowie strauchartig entwickelt der Drachenbaum, der Cardon, Aderno und Marmolan, Verwandte süd- und ostafrikanischer Formen, endlich Vertreter amerikanischer sowie endemische Arten gedeihen alle hier in der herrlichsten Weise. Von den 977 Phanerogamen der Canarien erweisen sich 386 als eingeführt und eingewandert, 269 sind rein canarisch, während 332 Formen auch auf den Azoren und Madeira sich finden. Man sieht also, welche Rolle der Endemismus hier spielt. Das prächtige Klima sowie der Sinn der Bewohner für Blumen hat daher auch zur Anlage schöner Gärten geführt. Vor Allem ist zu nennen der botanische Garten von Orotava, der in schönen Exemplaren eine Sammlung der tropischen und subtropischen Gewächse, sowie auch die canarische Flora in einer seltenen Reichhaltigkeit zeigt. Sechs weitere, ebenso schön wenn auch nicht so reichhaltig ausgestattete Gärten besuchte der Verfasser während seines Aufenthaltes auf Tenerife, überall reiche Ernte für seine Sammlungen haltend. Bei den mannigfachen Ausflügen in die Umgebung von Orotava wurde auch Agua Garcia, jenes schönste Reststück des canarischen Urwaldes, besucht. Aus der verschwenderischen Fülle von Farnmassen, unter denen die Woodwardia vorherrschend ist, erheben sich Brombeeren, Johanniskraut, Cistrosen u. s. w., während am Boden Epheu hinkriecht, der hier nicht die Bäume hinanklettert, sondern dies der großen Sarsaparilla der Canaren überläßt. Zu allen diesen Naturschönheiten in ihrer Ursprünglichkeit erschallt ab und zu aus der Wildniß der muntere Schlag des Canarienvogels und des Schwarzkopfes, während sonst tiefe Stille herrscht. Ein weiterer Ausflug fand statt nach dem Barranco de Castro mit seiner reichen Waldflora und weiterhin nach Icod de los Vinos. Hierbei passirte man auch die berühmte Pino santo oder Pino del Paso, einen Baumriesen, der jedenfalls älter als die Conquista ist und einen Umfang von 3,1 m besitzt. Icod de los Vinos ist wie das früher erwähnte Laguna ein gesunkenes Städtchen von stattlicher Bauart. Hier auch steht der größte Drachenbaum (Drago) der Insel, nachdem der früher berühmte der Villa zu Grunde gegangen ist. Er befindet sich im Garten eines Herrn Gabriel Hernandez del Castillo, ist vollkommen gesund und mißt in 2,8 m Höhe 11,7 m Umfang, während die Wipfelhöhe 20 m betragen mag. Das Alter dieses Baumes läßt sich auch durch den in Folge des Blühens sich verändernden Habitus nicht bestimmen, da er unregelmäßig blüht, jedoch scheinen die Drachenbäume schnell zu wachsen, da Schacht im Jahre 1857 an demselben Baume in 8 Fuß Höhe einen Umfang von 9,5 m feststellte, so daß in 27

Jahren eine Zunahme von 2,2 m im Umfange stattfand. Von Icod aus ging die Wanderung an dem reizend, im Grunde einer kreisrunden, tiefen Caldera gelegenen Gehöfte „La Coronela" vorüber dem Orte Garachico zu. Einst eine reiche Stadt mit schönem Hafen ist Garachico seit der Lavaverschüttung am 5. Mai 1706 ein unbedeutendes Städtchen. Von hier aus wurde dann die Rückreise nach Orotava angetreten. Am 2. April endlich führte Christ seinen letzten größeren Ausflug aus, den er wegen des ungünstigen Wetters immer hatte aufschieben müssen, die Besteigung des Teyde; wenigstens wollte er dieselbe so weit durchführen, als es möglich war. Oberhalb Icod el Alto wurde das Pferd verlassen und der weitere Weg zu Fuß fortgesetzt. Bald erreichte man das Gebiet der Retama blanca, jenes Gewächses aus der Ginstergruppe, das die ganze Gebirgsregion von 1800 m bis 2800 m bedeckt und Schutz vor Unwetter, wie treffliches Brennholz bietet. Je höher man steigt, um so mehr schwinden die Nebel, so daß bald die Sonnenstrahlen auf dem Boden abprallend ungeschwächt und brennend das Gesicht treffen. Zuletzt kommt man in das Gebiet des trockenen Südwest-Antipassats, in welchem die Insolation so stark wirkt, daß der schottische Astronom Piazzi Smyth hier in 2715 m Höhe an einem der Sonne ausgesetzten Thermometer 100,2° C. ablesen konnte. Nach einem ermüdenden Marsche erreichte man endlich den Kamm des Ringwalles der Cañadas an der Einschartung in etwa 2200 m Höhe. Von hier aus erhebt sich dann der große Kegel des Pik bis 3711 m, in etwa 3560 m Höhe noch eine schmale Terrasse, eine Cañada im Kleinen, zeigend. Die Aussicht von der Cañada war prachtvoll, wenn auch nicht auf die meist von den Wolken, bedeckten Küstengebiete von Tenerife selbst, so doch auf das endlos sich ausdehnende Meer mit der Palma am Horizonte. Wie A. v. Humboldt, L. v. Buch, Barker Webb und Sabin Berthelot unterscheidet auch Christ drei Hauptregionen der Vegetation, nämlich: 1) die Region unter den Wolken bis 700 m reichend, durch geringe Niederschläge sich auszeichnend und vorzugsweise von afrikanischen Strand- und Steppenpflanzen, sowie endemischen Arten bestanden; 2) die Wolkenregion von 700 bis 1600 m, völlig im Passat liegend und daher mit vielen Niederschlägen. Dies ist die Region des atlantischen Lorbeerhaines und des Buschwaldes; 3) die Region über den Wolken mit ebenfalls mäßigen Niederschlägen und hauptsächlich Standort der Retama.

Am 9. April trat Christ die Rückreise mit dem spanischen Correo an und erreichte über Cadiz, Madrid und Paris den heimathlichen Boden. Zum Schluß seiner Reiseschilderung stellt er noch die Hauptwerke über die Canaren zusammen mit besonderer Rücksicht auf neuere Erscheinungen.

N. Jadrinzew's Studien über Sibirien[1]).

I.

Wenn sich das Interesse des Publikums aus politischen und wissenschaftlichen Gründen jetzt mehr als früher russischen Dingen zuwendet, und sich allmählich richtigere Anschauungen und größere Klarheit über dieselben verbreiten, so dürfen sich wohl diejenigen, welche uns diese Kenntnisse vermitteln, einen guten Theil des Verdienstes davon zuschreiben. Eines der bedeutsamsten und inhaltsreichsten Werke, welche uns in dieser Hinsicht seit längerer Zeit vorgekommen sind, ist das unten angeführte von Jadrinzew, der für eine der ersten Autoritäten in Bezug auf die Kunde Sibiriens gilt. Selbst in der russischen Literatur steht sein 1882 erschienenes Buch über Sibirien einzig da als Quellenwerk und hatte sich im europäischen, wie im asiatischen Rußland der besten Aufnahme zu erfreuen — es muß in der That dort in vielen Beziehungen wie eine Art Offenbarung gewirkt haben. Professor Petri hat dieses Werk übersetzt, stellenweise überarbeitet und ergänzt und so ein deutsches Buch von höchstem Interesse geschaffen; dasselbe zeigt uns nicht nur, wie unendlich viel faul ist im Staate Rußland und wie viel es dort zu bessern und nachzuholen giebt, sondern es bietet auch darüber hinaus reiches Material zur Beurtheilung von Fragen, welche augenblicklich fast alle europäischen Völker bewegen, wie Kolonisation, Acclimatisation, Deportation &c. In den 598 Seiten dieses Bandes ist eine solche Fülle von anderwärts nicht zu beschaffenden Daten und von eigener Forschung aufgespeichert, daß Jadrinzew-Petri wohl für längere Zeit als standard-work sein Ansehen behalten wird.

Wenn wir im Folgenden in äußerster Kürze den Gedankengang der einzelnen Kapitel skizziren, so liegt es uns fern zu glauben, daß wir damit auch nur annähernd dem Buche gerecht werden könnten; die zahlreichen, oft drastischen Beispiele und Citate, welche die Ausführungen des Autors begleiten und denselben erst rechtes Leben verleihen, müssen wir ohnehin übergehen. Aber vielleicht bewirken die folgenden Seiten, daß mancher unserer Leser zu dem Buche selbst greift und sich genauer über so manchen Krebsschaden des russischen Reiches unterrichtet.

In den beiden ersten Kapiteln behandelt Jadrinzew die Russen, wie sie sich in Sibirien entwickelt haben, und weist nach, wie ihr Typus durch die Vermischung mit den dortigen Eingeborenen sich umgebildet hat — eine Umbildung, welche in mancher Hinsicht geradezu eine Ausartung und Verschlechterung genannt werden muß. Namentlich dort, wo die Russen den Eingeborenen gegenüber sich in der Minderzahl befinden, wie z. B. im Norden, nimmt ihre Fruchtbarkeit, ihr Wuchs und ihre physische Kraft ab; ja sie sinken mitunter völlig auf die Stufe der Eingeborenen herab, glauben z. B. unbedingt an das Schamanenthum der Burjaten und das lamaistische Prophetenthum. An Beispielen wird nachgewiesen, wie die Russen sich der Polygamie zuwandten, die Stellung der Frau nach Weise der Eingeborenen auffaßten, Fetischismus, Anthropomorphismus, Schamanismus und Götzenwesen trieben; daß sie ihre

[1]) N. Jadrinzew, Sibirien. Geographische, ethnographische und historische Studien. Mit Bewilligung des Verfassers nach dem Russischen bearbeitet und vervollständigt von Dr. Ed. Petri, Professor der Geographie und Anthropologie an der Universität Bern. Mit 14 Tafeln und Illustrationen. Jena, H. Costenoble, 1886.

Bekleidung verändern, zur Lebensweise und zum Lebenserwerb der Eingeborenen übergehen und schließlich ihre Sprache gegen diejenige der Eingeborenen vertauschen. Darum ist der Schluß gerechtfertigt, daß die russische Nationalität in Sibirien lange nicht so fest dasteht, als man vermuthet hat; daß sie sich in vielen Fällen den Eingeborenen lieber unterordnete, als sie beherrschte, und daß sie mehr von ihnen entlehnt, als ihnen übermittelt hat. Denn auch eine solche Uebermittelung hat stattgefunden: die Russen haben kraft ihrer Rasse- und Kulturvorzüge und als Eroberer manche Stämme der Eingeborenen beeinflußt und dieselben durch Kreuzung, Uebermittelung ihrer Kultur und Sprache und durch ihren geistigen und moralischen Einfluß erhöht; solche Stämme sind namentlich die Burjaten und Jakuten, welche letzteren nicht nur völlig russificirt werden, sondern auch zu dem in industrieller und geistiger Beziehung am höchsten begabten Volke in Ostsibirien geworden sind, während andere sich hartnäckig gegen die russische Kultur abschließen und dieselbe sogar überwältigen.

Der sibirische Russe hält sich, wohl ohne sich der wirklich vorhandenen physischen und psychischen Unterschiede ganz bewußt zu werden, für einen anderen Menschen, als den europäischen Russen, und stellt sich, den Sibiräk, scharf dem Rossiskoi („dem Russischen") gegenüber; der Sibirier hat nur einen sibirischen Patriotismus und, was jenseits des Ural vor sich geht, berührt ihn nicht. Fest steht jedenfalls, daß die sibirischen Bauern im Großen und Ganzen ihren Gewohnheiten und ihrer Entwickelung nach höher stehen, als ihre Brüder im europäischen Rußland, welche unter anderen Verhältnissen zu leben hatten. Allerdings weist ihr Charakter große Schattenseiten auf: Verwilderung und Verrohung unter dem Einflusse der Eingeborenen und des Waldlebens, einen kalten, durch keinerlei Gefühl gemilderten, berechnenden Geist; einen Mangel an idealen Bestrebungen; ein Ueberwiegen der individualistischen Interessen über die socialen und ein Vortreten von erwerb- und gewinnsüchtigen Tendenzen. Dem aber steht gegenüber ein gewisser Verstand, Wißbegierde, Energie, praktische Tüchtigkeit und Orientirungsgabe, eine durch die Lebensverhältnisse großgezogene Findigkeit und Unternehmungslust; ein gestählter Charakter; ein eigenartiges Wesen; Selbständigkeit und Befähigung zur Selbsthilfe. „Diese durch die schweren Lehren colonisatorischen Lebens großgezogenen Talente sind in ihren rohen ursprünglichen Formen erstarrt; noch unberührt sind sie von der progressiven Macht des Wissens, noch unbearbeitet durch die historischen Geschicke, von keiner socialen Idee durchgeistet und beleuchtet; kein reformirender Geist hat sie bis jetzt zum Leben gerufen. Wer dürfte aber behaupten, daß eine Vervollkommnung der natürlichen Fähigkeiten hier unmöglich sei? Trotz der Verwilderung und trotz ihres geringen Bildungsniveaus arbeitet sich die Bevölkerung im Osten in unverkennbarer Weise heraus und entwickelt eine Fähigkeit zur raschen Aufnahme, einen Sinn für Neuerungen und für den Progreß, der wesentlicher erscheint, als etwa im europäischen Rußland ...... Die unvergleichliche Freiheit in der Benutzung von natürlichen Gütern und Schätzen, welche auf lange Zeit hinaus vor Armuth sichern, die reiche Natur, der Mangel an Privilegien und die Gleichberechtigung der Bevölkerung, — es sind das Vorzüge und Bedingungen, welche der slavischen Rasse die Möglichkeit gewähren, in ihrer Kolonie ihre Kräfte und Fähigkeiten zur günstigen Entfaltung zu bringen."

Auf die Eingeborenen übergehend, zeichnet uns Jadrinzew im dritten Kapitel ein trauriges Bild von deren Rückgang, Verarmung und Verminderung in Folge von (früheren) Kämpfen, Seuchen, Hungersnoth, Ausrotten des Waldes und Wildes u. s. w. Ursprünglich waren sie die alleinigen Herren des Landes; jetzt aber sind sie an Zahl durch die Russen bereits überholt: nach Wenjukow beträgt die Zahl der ersteren 4 515 736, diejenige der Russen aber bereits 4 800 000. Indem letztere die besten und fruchtbarsten Gebiete besetzten, wurden die Eingeborenen räumlich beschränkt und in Gegenden gedrängt, an deren Klima sie nicht gewöhnt waren und dem sie sich nicht sofort anzupassen vermochten, was natürlich nachtheilig auf sie wirkte. Freilich wünschte von der Eroberung Sibiriens an die russische Regierung, und namentlich Katharina II., eine freundliche und gerechte Behandlung der Eingeborenen; aber die Beamten, und besonders die niederen, thaten dennoch, was ihnen gut dünkte, ohne jedes Verständniß für die Lebensweise und die Bedürfnisse der einheimischen Stämme. Die Erpressungen unehrlicher Beamteter, ein ungerechtes Steuersystem, der illegitime Schnapshandel, ja selbst die zu Gunsten der Eingeborenen eingerichtete Getreidevertheilung haben dazu beigetragen, dieselben wirthschaftlich zu ruiniren. Unter solchen Umständen stand es schlimm mit der Civilisirung der Eingeborenen. Die Russen haben nur sehr wenig zur Verbreitung des Christenthumes gethan, waren dagegen dem Islam und dem Buddhismus gegenüber sehr tolerant, ja begünstigten dieselben. Bekehrt wurden nur wenige (etwa 54 000), und gerade die armseligsten Eingeborenen, wie die Ostjaken und Wogulen, und auch diese sind nur nominell Christen. Der Erfolg konnte nicht größer sein, da die russischen Missionare häufig ungebildete Leute waren; er wäre viel bedeutender gewesen, wenn man gleichzeitig auch für die Bildung der Eingeborenen Sorge getragen hätte. Das geschah aber fast nie, und wenn je, dann in so gewaltsamer und unverständiger Weise, daß es die Eingeborenen nur abschreckte. Und doch wird nach Jadrinzew nichts Anderes, als gerade die Bildung es sein, welche das Absterben und Verschwinden der Eingeborenen verhindern wird.

Die Kolonisation von Sibirien (fünftes Kapitel) ist bis heute eine doppelte gewesen, eine volksthümliche und eine administrative. Erstere, die vom Volke ausgehende, ist die überwiegende und ursprüngliche gewesen, welcher die Regierung etwa seit Beginn des 17. Jahrhunderts wiederholt mit allen Mitteln, immer aber vergebens, entgegengetreten ist. Das Volk ließ sich am Auswandern nicht hindern und strömte dauernd auf Nebenwegen nach dem verlockenden Osten; noch heute werden in Sibirien nicht selten ganze Dörfer und Ansiedelungen entdeckt, deren Existenz der Regierung unbekannt gewesen ist. „Der russische Bauer (S. 166) rückt bei seiner Furcht vor Verfolgungen von Seiten der Administration und auf seiner Suche nach freien Ländereien den asiatischen Grenzen immer näher zu. Bevor noch die Geographen und die Grenzadministration zum Fuße der Katuner Alpen und zum Oberlaufe des Flusses Katunj gelangt waren, hatten Jäger, buchtarminische Bauern, diese Gegend bereits besucht und besaßen in der Nähe ihre Dörfer. Die Rachmanow'schen heißen Quellen führen ihren Namen nach dem Bauer Rachmanow. Prshewalski erfuhr am Lob-Nor, daß hier vor ihm russische Sektirer überwintert hatten." Schließlich versöhnte sich die Regierung mit dieser Bethätigung eines unwiderstehlichen Dranges und jetzt tolerirt sie faktisch die Besiedelung des Landes, welche sich namentlich dem Süden, dem Gebiete Semirjetschinsk, dem südlichen Theile des Gouvernementes Tomsk, dem Altai und dem Bezirke Minusinsk zuwendet. Daneben geht dann die administrative Kolonisation her, deren Anfänge bis zum Jahre 1590 zurückgehen; durch die

Regierung wurden Bauern, Soldaten, Kosaken, Postbauern, Deportirte u. s. w. angesiedelt, Forts und Städte gegründet, Straßen gebaut, Kosakenlinien errichtet; aber zu Anfang sowohl, wie auch noch in späteren Perioden scheint die freie Kolonisation diejenige der Regierung an Intensität übertroffen zu haben. „An und für sich (S. 183) wäre die von der Regierung ausgehende Kolonisation außer Stande gewesen, ein Sibirien zu schaffen; die großartigen Länder wären unbewohnt geblieben; sie hätten die massenhafte Bevölkerung nicht zur Arbeit begeistern können. Das vermochte lediglich nur eine freie Kolonisation zu erreichen. Welchen Geist und welche Findigkeit die Administratoren und Reglementatoren auch aufwenden mögen, sie werden nie den gesunden Verstand des Volkes ersetzen können, sie werden nie auf ihren Karten die neuen Wege und Fußpfade finden, welche das Volk inmitten der Wälder und Wüsten anbahnt. Darum eben erstehen die Schöpfungen des Volksgeistes so unerwartet und in so originellen Gestalten, wie sie der kühnste Staatsmann nicht zu ersinnen vermag! Kein Cäsar, kein Napoleon vermochte vorauszusagen, daß in etwas über 80 Jahren so zu sagen ein ganzer Welttheil, Nord-Asien, ein Territorium, welches das Römische Reich an Umfang übertraf, erobert werden konnte; das Volk vermochte das auszuführen, ohne von einem Feldherrn geleitet zu werden. Kein auch noch so mächtiger Staatsmann würde es versprechen können, in einer Wildniß im gewissen Zeitraume eine Bevölkerung, ein Kulturleben, eine Ansässigkeit, Dörfer und Städte zu erschaffen, Wege anzulegen und eine Industrie zu begründen. Er würde sich jedenfalls nie für den Erfolg einer derartigen Arbeit verbürgen können, er könnte nicht aus eigener Willenskraft ein Kulturleben hervorrufen, und wenn er auch durch seine Willenskraft und seine Fähigkeit, Massen in Bewegung zu setzen, die Macht der Pharaonen übertreffen sollte. Das Volk aber, das sich im lebendigen Strome in das neue Land ergießt, vermag das alles mit ungeahnter Schnelligkeit auszuführen."

Noch aber ist die kolonisatorische Aufgabe der Russen in Sibirien lange nicht vollendet, noch sind weite Gebiete von dem Ackerbauer und Viehzüchter in Besitz zu nehmen und auszubeuten. Die Vermehrung der Bevölkerung wird zur Entwickelung der Industrie führen, für welche es bisher an Arbeitskräften fehlte, und Sibirien wird mit der Zeit bei seiner reichen Natur, seiner prachtvollen Bodenbeschaffenheit und den ungeheuren mineralischen Schätzen einen ums Hundertfache reicheren Gewinn einbringen als gegenwärtig. In seinem eigenen Interesse liegt es, mit allen ihm zu Gebote stehenden Mitteln die Auswanderer anzuziehen und deren Kolonisationsarbeit zu begünstigen, um sich dergestalt das Gedeihen, das Wachsthum und die Gewinnung neuer Kräfte für die Zukunft zu sichern.

Wenn bisher von den Deportirten und Verbrechern nicht die Rede gewesen ist, so ist das schon ein Beweis dafür, daß Sibirien nicht in solchem Maße eine Verbrecherkolonie ist, als man es sich in Westeuropa und auch in Rußland noch vielfach vorstellt. Die Deportation (sechstes Kapitel) ist im socialen Leben des Landes vielmehr schon in den Hintergrund getreten und gereicht ihm mehr zum Schaden als zum Nutzen, trotz der gegentheiligen Vorstellungen, welche darüber gehegt wurden. Ueber die im 16. Jahrhundert beginnende Deportation besitzen wir genauere Daten erst seit dem Jahre 1823. Es ergiebt sich aus den von Jadrinzew mitgetheilten statistischen Daten, daß sie seit 1853 ganz besonders angewachsen ist, um 30 000 bis 45 000 in einem Jahrzehnt, ja daß sie sich seit Anfang dieses Jahrhunderts geradezu verzehnfacht hat. Man hat sich ihrer in ungenirtester Weise in kriminalen und administrativen Angelegenheiten bedient, im Interesse der Strafe, der Vorbeugung von Verbrechen und schließlich auch im Interesse der Kolonisation. Aber die halbe Million Menschen, welche in der letzten Zeit mindestens deportirt worden ist, hat dem Lande nicht genutzt; sie ist zu einem großen Theile verschwunden, indem die Leute flüchteten, in Menge unterwegs starben, Vagabunden und Bettler wurden u. s. f. Ihre Zahl verminderte sich um zwei Drittel oder sogar um vier Fünftel. Wenn man geglaubt hat, daß sich die erwähnte halbe Million durch natürlichen Zuwachs auf eine ganze vermehren würde, so war das grundfalsch und schon darum unmöglich, weil sich unter jener Zahl viel zu wenig Frauen befanden; vielmehr sind davon 400 000 durch Sterblichkeit, Flucht ꝛc. verloren gegangen und nur 100 000 übrig geblieben. Die Deportirten machen heute nur 5,2 Proc. der Bevölkerung Sibiriens aus und dabei ist ihre Lage eine überaus traurige und elende, völlig rechtlose den ansässigen Bauern gegenüber, welche den moralisch natürlich unzuverlässigen und zu Verbrechen nur allzu sehr geneigten Deportirten entschieden feindselig gesinnt sind, ihre Vergangenheit nicht vergessen können und außerdem finanziell durch die Deportation belastet werden. Alle Regierungsmaßregeln, die Lage der Verbannten zu verbessern, sind bis heute ohne Erfolg gewesen; die von Jahr zu Jahr anwachsende Zahl der Deportirten vermehrt die Unordnung nur noch. Dieselbe wäre noch viel schlimmer, wenn sich die Bauern und Eingeborenen nicht selber hülfen und entlaufene Sträflinge vielfach wie wilde Thiere niederschössen. So gehen etwa zwei Drittel dieser „Brodjagen" in den Wäldern zu Grunde, während doch immer noch 30 000 bis 40 000 herumstreifen. Der Versuch, den die Regierung unternahm, auf der Insel Sachalin Deportirte anzusiedeln und aus ihr eine großartige Strafkolonie zu machen, ist gänzlich fehlgeschlagen; die Behörden sind dort ebenso wie anderswo ganz außer Stande, dem Entspringen der Sträflinge vorzubeugen. Wurden doch nach dem Berichte des St. Petersburger Oberpolizeimeisters von 1867 bis 1873 in St. Petersburg selbst 8015 Brodjagen, 145 Flüchtlinge und 276 Deserteure aufgegriffen!

Statt daß die Deportirten, wie man noch heute vielfach glaubt, Sibirien zum Nutzen gereichen und dort zu brauchbaren Leuten werden, schaden sie demselben vielmehr durch ihre Verbrechen; gerade in Folge der Deportation übertrifft Sibirien die übrigen Theile des Reiches an Zahl der Verbrechen, und zwar gerade der schwersten, wie Mord. Ja, es hat Dank den Deportirten einige specifische Verbrechen ausgebildet, wie das Brodjagenwesen und die Fälschung von Münzen und Banknoten, und obendrein steigert sich die Häufigkeit der Verbrechen von Jahr zu Jahr in unglaublich rascher Progression. Natürlich hat die Anwesenheit so vieler schlechter Elemente auch ihren nachtheiligen Einfluß auf die Moralität der ursprünglichen Einwohner ausgeübt. Es ist unglaublich, mit welcher Gleichgültigkeit selbst Frauen von den haarsträubendsten Mordthaten erzählen; Sittenlosigkeit, Konkubinat, uneheliche Geburten — das Gouvernement Irkutsk nimmt in letzterer Beziehung nächst St. Petersburg die erste Stelle im ganzen Reiche ein — werden durch die Verbannten verbreitet. Bis in die Beamtenwelt und die Vertreter der Intelligenz hinein trifft man auf Deportirte, deren laxe Moral in Bezug auf Mein und Dein ihre Umgebung ansteckt. Die Verbannten haben z. B. der sibirischen Bauernschaft eine wahre Passion für falsche Banknoten beigebracht. So wächst die Ueberzeugung selbst in Regierungskreisen mehr und mehr, daß Sibirien durch Aufhören der Deportation in moralischer und materieller Hinsicht nur gewinnen kann. Nicht minder aber

auch Rußland selbst, denn die Ansicht, daß die Deportation ein billiges Mittel sei, sich der Verbrecher zu entledigen, ist nicht zutreffend; die Kosten, welche ein einzelner Arrestant verursacht, werden nämlich nach eingehenden Ermittelungen auf nicht weniger als 800 Rubel geschätzt. Treffend äußert sich in dieser Hinsicht der jetzige Minister Possiet in seiner Denkschrift über die Deportation, daß die Zeit gekommen sei, Sibirien von dem auf ihm lastenden Brandmale eines „Landes der Verbrecher“ zu befreien. Der zwei Jahrhunderte hindurch fortgesetzte Zufluß von Verbrechern habe die Bevölkerung demoralisirt, die Entwickelung des Landes gehemmt und daher stamme die Gleichgültigkeit gegen das reiche Sibirien und gegen seine, wenn auch wenig moralische, so doch befähigte Bevölkerung. „Das Land ist wie vergessen und bleibt darum in seiner Entwickelung von Tag zu Tag immer mehr hinter den benachbarten Staaten des Ostens zurück.“

Kürzere Mittheilungen.

Zeichensprache der Massai.

Als Ergänzung zu seinem Werke „Through Massai-Land“ veröffentlicht Joseph Thomson in „Nature“ (Nr. 883, S. 522) eine interessante Notiz über Fingerzeichen, deren sich die Massai bedienen, um besonders in Antworten die Zahlen auszudrücken. Im Folgenden geben wir eine Liste dieser Zeichen zugleich mit dem zugehörigen Zahlworte:

Deutsch	Massai	Zeichen
1	Nabo	Der erste Finger allein ausgestreckt.
2	Aré	Die ersten beiden Finger ausgestreckt und abwechselnd vor- und rückwärts bewegt.
3	Uni	Der Daumen und die zwei ersten Finger mit den Spitzen aneinander gelegt.
4	Unghwani	Die beiden ersten Finger an ihrer Spitze auseinander gelegt.
5	Umiët	Der Daumen zwischen die beiden ersten Finger gesteckt.
6	Ilé	Der Daumen über den Nagel des zweiten Fingers bewegt.
7	Nabishana	Kein Fingerzeichen.
8	Usiët	Die geöffnete und vertikal gehaltene Hand wird auf und nieder bewegt.
9	Naüdo	Der Daumen und erste Finger bilden durch Aneinanderlegen der Spitzen einen Kreis.
10	Tomon	Der erste Finger über den Nagel des Daumen gelegt.
11	Tomoni-obwo	Dasselbe Zeichen wie bei 10., begleitet von dem für 1. Dieselbe Regel gilt für die folgenden Zahlen bis 19.
20	Tikitum	Die Hand wird geschlossen und schnell geöffnet.
21	Tikitum-o-nabo	Dasselbe Zeichen wie bei 20. und darauf das für 1.
30	Othman	Der erste Finger ausgestreckt und durch eine kreisrunde Bewegung des Handgelenks geschüttelt.
40	Artum	Die offene Hand wird vertikal gehalten und durch eine kreisförmige Bewegung des Handgelenks hin- und herbewegt, aber nicht auf und nieder wie bei 8.
50	Unum	Der Daumen wird zwischen die beiden ersten Finger gesteckt und die Hand bewegt wie bei 40.
60	Tomoni-ilé	Der Nagel des Daumens kratzt auf den Nagel des dritten Fingers.
70	Tomoni-nabishana	Kein Fingerzeichen.
80	Tomoni-usiët	Ebenso wie bei 8., aber das Zeichen wird niemals allein angewendet.
90	Tomoni-naudo	Dasselbe Zeichen wie bei 9., zugleich werden aber stets Worte gebraucht.
100	Ipé	Die theilweise geschlossene Hand wird ein- oder zweimal geöffnet.
200	Ipé aré	

Aus allen Erdtheilen.

Europa.

— Die vom 27. Oktober bis 1. November d. J. zu Berlin versammelt gewesene internationale geodätische Konferenz (vergl. oben S. 287) hat sich in keiner Weise mit der noch lange nicht spruchreifen Frage einer Weltzeit befaßt, sondern vielmehr mit der Neuorganisation der von einer „Mitteleuropäischen“ zu einer „Internationalen“ herangewachsenen Gradmessung, welche ihren Mittelpunkt bisher in dem 1885 verstorbenen General Dr. Baeyer gehabt hatte. Berlin bleibt Sitz des Centralbureaus der Gradmessung, deren Leitung in den Händen einer aus Vertretern der verschiedenen Staaten zusammengesetzten sogenannten Permanenten Kommission ruht. Vertreten sind sämmtliche europäische Staaten mit Ausnahme von Großbritannien, dessen Beitritt jedoch ebenso wie derjenige der Vereinigten Staaten in Aussicht steht, der Türkei und Griechenland. Die Erbauung eines geodätischen Institutes auf dem Potsdamer Telegraphenberge neben der Sonnenwarte nähert sich seiner Verwirklichung. — Aus den Verhandlungen ist von Interesse, daß Rumänien endlich den Plan gefaßt hat, sein Staatsgebiet zu trianguliren, womit der Anfang zur Ausfüllung einer schwer empfundenen Lücke in der Kartographie Europas gemacht wird. Die Triangulationen in Preußen werden voraussichtlich in sechs, die Präcisionsnivellements in zwei Jahren (also 1892, resp. 1888) vollendet sein. In der letzten Sitzung ersuchte die Konferenz den preußischen Unterrichtsminister, die noch nicht betheiligten Staaten zum Beitritt zur internationalen Erdmessung einzuladen.

— In Kronstadt ist am 19. (31.) Oktober dem um die Erforschung von Novaja Zemlja verdienten russischen See-

manne, Lieutenant P. Pachtussow, ein Denkmal errichtet und feierlich enthüllt worden. Die aus Bronze gegossene, in Lawerezki modellirte Statue des Helden steht auf einem granitenen Piedestal. Der Seemann steht aufrecht in der Marineuniform mit einem Mantel um die Schultern; in der rechten Hand hält er eine halb aufgerollte Karte. Am Piedestal vorn ist zu lesen: „Dem Erforscher von Nowaja Zemlja, Pachtussow, 1832—1835“; die Seiten zeigen bronzene Reliefs; rechts und links Flagge, Anker, Instrumente; unter der Kriegsflagge steht „Kühnheit“ (russ. Otwaga), unter der Handelsflagge „Nutzen“ (russ. Polsa); hinten befindet sich das Wappen der Stadt Kronstadt, darunter steht „Arbeit“ (Trud). Das Piedestal hat ein Gewicht von 1000 Pud (16000 kg), die bronzene Statue, von mehr als Mannesgröße, ein solches von 60 Pud (960 kg). Die Kosten des Denkmals belaufen sich etwa auf 20000 Mark (10000 Rubel) und sind durch Sammlungen im Kreise der russischen Seeleute beschafft worden.

— Der Generalgouverneur von Kiew hat befohlen, daß 17 deutsche Ackerbaukolonien in Wolhynien, welche gleichzeitig deutsche und russische Namen führen, in Zukunft nur mit letzteren bezeichnet werden sollen. 38 andere Dörfer derselben Provinz sollen statt ihrer deutschen russische Namen erhalten.

Asien.

— Professor Heinrich Kiepert hat sich im Verfolge seiner Reise (vergl. oben S. 271) von Pergamon aus nach der Insel Lesbos begeben und einen achttägigen, anstrengenden, aber lohnenden Ritt durch dieselbe ausgeführt, welcher die bisher fast unbekannte Topographie der Heimath Sappho's aufzuhellen bestimmt war. Bei den griechischen Bewohnern hatte sich der Reisende der entgegenkommendsten Gastfreundschaft zu erfreuen, da sein Name, Dank seiner griechischen Wandkarten, die auf Kosten des Marseiller Banquiers Zafiropulos überall in griechisch sprechenden Landen verbreitet sind, Schullehrern, Geistlichen und Gebildeten ziemlich geläufig ist. Die hoch, aber nach Süden zu gelegenen Dörfer der Insel bauen ganz vorzügliche Weinsorten, deren Kultur mit der Abnahme der Türken und dem Vordringen der Griechen im ganzen vorderen Kleinasien mehr und mehr um sich greift. Von Pergamon begab sich Kiepert auf einem schon vor 45 Jahren von ihm gemachten Wege nach Smyrna; von den angeblich unterwegs vorhandenen Antiquitäten war jedoch nichts zu entdecken. Der Ritt war anstrengend und die Hitze (zu Anfang Oktober) unerträglich; seit Ende Mai war dort kein Regen gefallen, alle Vegetation braun und grau gebrannt, und nur, wo noch ein wenig Wasser rinnt, hatten sich Platanen, Feigen u. s. w. frisch grün erhalten. Von Smyrna aus, das im Gegensatze zu Konstantinopel durch den Unternehmungsgeist der dortigen Kaufleute mehr und mehr ein großstädtisches westeuropäisches Aussehen erhält, wurde mit Hilfe der englischen, schon ziemlich weit landeinwärts führenden Bahnen eine Reihe von kürzeren und längeren Ausflügen unternommen, so nach dem Tmolos-Gebirge und den Ruinen von Sardes, nach der Gegend von Ephesus und Kolophon u. s. w. Am 5. November begab sich der Reisende nach Athen.

— Nach der „N. Preuß. Ztg.“ hat Premierlieutenant von Diest, nachdem er im vergangenen Sommer im Auftrage der Berliner Akademie der Wissenschaften die Umgebung von Pergamon kartographisch aufgenommen hat, eine Reise durch bisher unerforschte Theile des nordwestlichen Kleinasien angetreten. Seine Route führte über Kjutahia nach Eskischeher, wo er die Ruinen der altphrygischen Stadt Dorylaion aufnahm, dann durch Bergland nach Inhissar am Sakaria und weiter über Torbalü und Mudurlü nach Boli am Filijas Tschai, dem antiken Billaeus, dessen Thal noch zu den unbekanntesten Theilen des vorderen Kleinasien gehört. Von Boli wollte Herr von Diest am 18. Oktober nach Amasra an der Küste des Schwarzen Meeres aufbrechen.

— Einen interessanten Aufsatz über „das Klima von Insulinde und unsere Einrichtungen für Rekonvalescenten“ veröffentlicht Herr N. P. van der Stok, wenn wir nicht irren, früherer Sanitätsofficier bei der niederländisch-indischen Armee, im indischen Gids (Oktober). Wir können die allgemeinen Betrachtungen über das Klima, eine an sich sehr werthvolle Arbeit, da der Verfasser sorgfältig das ganze, sehr zerstreute Material, welches über sein Thema handelt, zusammengestellt hat — hier übergehen, um nur die Summe, die er in hygienischer Beziehung daraus gezogen, anzugeben.

Seiner Ansicht nach ist feuchte Wärme dasjenige, was dem Bewohner des malayischen Archipels so leicht gefährlich wird; im trockenen heißen Klima kann der Mensch gesund bleiben, wiewohl er die äußerste Hitze nicht verträgt; feuchte Hitze — die auch viel mehr Miasmen erzeugt — wirkt sehr nachtheilig; das feuchte, kühle Klima, welches man in größerer Höhe trifft, schadet bei kurzem Aufenthalte nicht, jedoch wird man es meistens nicht gerade angenehm finden. Bei längerem Aufenthalte entstehen auch hier eigenthümliche Krankheiten. Das Heilmittel für tropische Krankheiten ist ein kaltes und trockenes Klima (das sogenannte „Ausfrieren“) in Verbindung mit geringerem Luftdrucke; nur Brustkranken ist dasselbe nicht zu empfehlen.

Hinsichtlich der Frage „gesundes und ungesundes Klima“ sagt er: Da nun in Indien der niedrig gelegene Theil des Landes feucht und warm, die bewohnten Orte an den Abhängen der Berge feucht und kühl sind, so ergiebt sich hieraus, daß man für Indonesien nur von einem relativ gesunden Klima sprechen kann. Herr van der Stok unterscheidet folgende Zonen: die erste (heiße) von 0 bis 650 m Höhe; die zweite (gemäßigte) von 650 bis 1500 m (die Oberfläche derselben beträgt nur $1/_{30}$ der ersten Zone); die dritte (kühle) Zone von 1500 bis 2500 m (die Oberfläche beträgt nur $1/_{5000}$ von der der ersten Zone); endlich viertens die kalte Zone umfaßt die höher gelegenen Theile des Landes, beinahe nur Spitzen von Kegelbergen. Der Unterschied der Temperatur von der unteren Grenze der ersten bis zur oberen Grenze der vierten Zone beträgt 17,84°.

Die bestehenden Gesundheitsstationen können ihrer zu niedrigen Lage wegen ihren Zweck nicht erfüllen; wenn man überhaupt in Indien selbst solche Orte zu finden im Stande ist, können sie nur in der vierten Zone liegen. Als geeignet für nähere Untersuchung werden zwei schon von Junghuhn beschriebene Lokalitäten empfohlen.

Abgesehen von dem hier Besprochenen ist der Aufsatz auch in anderer Art interessant; er giebt manches über indische Zustände zwischen den Zeilen zu lesen und u. A. eine Notiz, die zu merkwürdig ist, um sie nicht hier anzuführen. Die Quellen von Pelantungan hatten Jahre lang einen Ruf als Jodiumquellen. Van der Stok hat jedoch in einer Monographie nachgewiesen, daß das Jodium in äußerst geringer, nicht festzustellender Menge vorkommt — und sagt ferner, daß dasselbe auf unehrliche Weise in die Quellen gekommen sei; man habe nämlich einige aus Europa bezogene Kilogramm Jodium jedesmal in die Quelle geworfen, wenn man geglaubt habe, eine Untersuchung derselben erwarten zu können. In dem Oktoberheft von „Eigen Haard“, einer Art holländischer „Gartenlaube“, wird diese Geschichte in novellistischer Form behandelt und der dirigirende Arzt als der Schuldige hingestellt.

Afrika.

— Der Italiener Franzoi (s. oben S. 64) hat seine Reise von Schoa nach den Aequatorialseen abgebrochen, wie es scheint, aus Geldmangel, und kehrt nach Italien zurück, um neue Mittel aufzutreiben und die Reise

in umgekehrter Richtung auszuführen: er will von Zanzibar nach dem Seengebiete gehen und von da aus nach Kaffa vorzudringen suchen.

— Am 22. Oktober d. J. hat Sir A. Havelock Namens der britischen Regierung mit den Boern, welche einen großen Theil des Zulu-Landes besiedelt und dort die „Neue Republik" gegründet haben, eine Vereinbarung abgeschlossen, in welcher es England leider geglückt ist, die Boern von der Meeresküste vollkommen abzuschneiden. Das bisher freie Zulu-Land wird danach in zwei Hälften, eine östliche und eine westliche, getheilt; die Grenzlinie verläuft in ungefähr nordsüdlicher Richtung und dort, wo sie dem Meere am nächsten kommt, bleibt sie von demselben noch immer 40 engl. Meilen entfernt. Die westliche Hälfte, welche an Transvaal stößt, verbleibt den Boern und wird als „Neue Republik" von England anerkannt, die östliche dagegen bleibt im Besitze der Zulus, muß von den Boern sofort geräumt werden und wird unter englischen Schutz gestellt. Jetzt trennt also nur noch das Land der Amatonga, kaum zwei Breitengrade umfassend, die englischen von den portugiesischen Besitzungen in Ostafrika. Weiter hat sich England die Beschützung europäischer Missionare in ganz Zulu-Land und die Eröffnung gewisser Straßen nach Norden ausbedungen.

— Sehr böse Nachrichten kommen vom oberen Congo: dort ist in der Nähe der Stanley-Fälle Lieutenant Dubois gestorben oder, wie es heißt, ertrunken, und die Station Stanley-Falls selbst soll wegen der fortdauernden Feindseligkeit der Araber geräumt worden sein. Dagegen hat noch vor ganz kurzer Zeit „Le Mouvement Géographique" (vergl. oben S. 251) versichert, daß zwischen den Angestellten des Congo-Staates und den Arabern Tippo-Tipp's das beste Einvernehmen herrschte. Was ist nun wahr? Wir fürchten, die erstere Nachricht; denn es steht nur allzu sehr fest, daß von betheiligter Seite über die Vorgänge und Zustände im sogenannten Congo-Staate niemals recht die ganze Wahrheit gesagt worden ist.

Südamerika.

— Vor Kurzem hat der argentinische Marineofficier Ramon Lista seinem Ministerium einen Bericht vorgelegt, welcher die Vortheile klarlegt, die eine wissenschaftliche Erforschung des bis jetzt so unbekannten Feuerlandes bietet. Dr. Pellegrini hat die in diesem Berichte enthaltenen Ideen adoptirt und ein Dekret erlassen, laut welchem Herr Lista mit der Ausführung dieser Forschungsreise beauftragt wird. Hiernach hat Lista den argentinischen Theil des Feuerlandes vom Kap Espiritu Santo im Norden bis zur Aguirre Bai im Süden zu durchforschen, sämmtliche Flüsse, die in den Atlantischen Ocean münden, aufzunehmen und sich über alle für die Schiffahrt wichtigen Einzelheiten genaue Rechenschaft zu verschaffen. Außer Lista besteht die Expedition aus dem Marinearzte Polidor Segers und einer Begleitmannschaft von 25 Mann unter dem Befehle des Kavallerie-Lieutenants Crobetto. Weiter wird der Kutter „Santa Cruz" den Befehlen des Expeditionsführers unterstellt. Die Kosten werden im Voraus dem Fonds entnommen, welcher durch den Kongreß zu hydrographischen Untersuchungen ausgeworfen worden. Bereits in den ersten Tagen des Oktober beabsichtigte Lista Buenos-Aires mit dem Transportdampfer „Villarino" zu verlassen und nach etwa drei Monaten auf dem Kutter „Santa-Cruz" zurückzukehren.

Oceane.

— Die Annalen der Hydrographie etc. berichten im Septemberhefte d. J. S. 396, daß das V. St. Schiff „Enterprise" unter Commander A. S. Barker im November und December 1885 auf der Fahrt von Neu-Seeland nach der Magelhan-Straße im südlichen Stillen Ocean eine Reihe Tieflothungen ausgeführt hat, die von besonderem Interesse sind, da sie bis zu einer verhältnißmäßig hohen Breite und bis nahe an die Eisgrenze heranreichen. Diese Lothungslinie läuft ziemlich parallel mit den im Jahre 1875 von dem „Challenger" und der „Gazelle" in diesem Ocean gelotheten Linien; während jedoch die Lothungslinie des „Challenger" auf nicht ganz 40° südl. Br. liegt, läuft die des „Enterprise" zwischen 45° und 50° und diejenige der „Gazelle" zwischen beiden. Die Tiefen nehmen auf den ersten 300 Seemeilen mit der Breite sehr schnell zu, bis auf 47° südl. Br. und 170° westl. L. 5500 m erreicht sind. Von hier nehmen sie ziemlich gleichmäßig und langsam ab bis auf 118° westl. L., von wo ab wieder eine nicht unbeträchtliche Tiefenzunahme nach dem Kontinent hin erfolgt. Es weist dies auf eine Bodenerhebung in der letztgenannten Länge hin. Wahrscheinlich erstreckt sich hier in der Richtung NS zwischen Easter- und Dougherty-Insel ein Höhenrücken. Eine Lothung des „Challenger" von 2926 m in 38° 43' südl. Br. und 112° 31' westl. L. steht hiermit im Einklange. Weiter hat dasselbe Schiff auf der Reise von Montevideo nach New York auch im Atlantischen Ocean Tieflothungen ausgeführt. Die Lothungslinie läuft zunächst von Montevideo in nordöstlicher und ostnordöstlicher Richtung bis auf ca. 30° südl. Br. und 28° westl. L., durchschneidet sodann das Brasilianische Becken in fast nordsüdlicher Richtung, die Insel Trinidad etwa 120 Seemeilen im Osten passirend, wendet sich von hier nach Nordnordwest bis Nordwest, den 30. Grad westl. L. auf 16° 20' südl. Br. schneidend und läuft von hier auf Barbadoes zu. Die Lothungen nördlich von den Antillen liegen in der Linie St. Thomas-Cap Hatteras. Von der an der Küste Brasiliens in einem ungefähren Abstande von 100 Seemeilen entlang laufenden 1000-Fadenlinie nehmen die Tiefen allmählich bis auf 4000 m zu, indem sie diese Größe auf etwa 33° südl. Br. und 48° westl. L. erreichen und bis 40° westl. L. ziemlich gleichmäßig beibehalten. Auf der dazwischen liegenden Nelsonbank (19 Faden) scheint keine Lothung gemacht zu sein. Von der auf 31° 35' südl. Br. und 39° 8' westl. L. gemachten Lothung von 4268 m nehmen die Tiefen wieder verhältnißmäßig rasch ab, um sich zwischen 33° und 36° westl. L. und 31° südl. Br. zu einer Bank zu verflachen. Die flachsten Stellen dieser ausgedehnten Bodenerhebung wurden zu 691 m und 713 m gelothet. Zwischen diesen und der nächsten niedrigen Tiefe von 732 m fand sich eine große Depression von 2002 m Tiefe. Die in der Brasilianischen Tiefe angestellten Lothungen ergaben zwischen 5100 m und 5500 m; mit der Annäherung an Kap St. Roque nehmen die Tiefen bis auf 4000 m ab, um dann zwischen diesem Kap und Barbadoes von 4500 m bis 4750 m zu variiren. Auf der Strecke St. Thomas bis New York wurden 80 Seemeilen nördl. von Puerto Rico in 19° 53' nördl. Br. und 65° 45' westl. L. 8282 m gelothet, nächst der von der „Blake" in 19° 39' nördl. Br. und 66° 28' westl. L. gefundenen Tiefe von 8341 m die größte bisher im Atlantischen Ocean konstatirte Tiefe.

Inhalt: Victor Giraud's Reise nach den innerafrikanischen Seen 1883 bis 1885. VII. (Mit acht Abbildungen.) — Die Canarien. — N. Jadrinzew's Studien über Sibirien. I. — Kürzere Mittheilungen: Zeichensprache der Massai. — Aus allen Erdtheilen: Europa. — Asien. — Afrika. — Südamerika. — Oceane. (Schluß der Redaktion: 17. November 1886.)

Redakteur: Dr. R. Kiepert in Berlin, S. W. Lindenstraße 11, III Tr.
Druck und Verlag von Friedrich Vieweg und Sohn in Braunschweig.



Mit besonderer Berücksichtigung der Anthropologie und Ethnologie.
Begründet von Karl Andree.
In Verbindung mit Fachmännern herausgegeben von
Dr. Richard Kiepert.

Braunschweig — Jährlich 2 Bände à 24 Nummern. Durch alle Buchhandlungen und Postanstalten zum Preise von 12 Mark pro Band zu beziehen. — 1886.

Victor Giraud's Reise nach den innerafrikanischen Seen 1883 bis 1885.

VIII.

(Sämmtliche Abbildungen nach Skizzen und Photographien des Reisenden.)

Am 3. Juli Morgens erfolgte der Aufbruch; eine letzte Ermahnung an Massib, die, wie wir sehen werden, wirkungslos war, und Giraud befand sich mit der kleinen Schaar seiner Begleiter und den Trägern des Bootes auf dem Wege nach Kombo-Kombo, welches er am dritten Tage erreichte. „Der Marsch ging durch eine eintönige, ebene Gegend; die Schwämme hatten das Ansehen von ausgetrockneten Sümpfen. Der Ort selbst machte einen trostlosen Eindruck. Die Einwohner erinnerten durch ihr scheues Wesen, welches sie auch unter einander nicht ablegten, an wilde Thiere. Zu 50 etwa in diesem einsamen Dorfe lebend, beobachteten sie von einem Ameisenhaufen, der die Ebene beherrschte, ängstlich die Umgebung; keine Musik, kein Zeichen von Frohsinn war bei ihnen zu bemerken. Am dritten Tage kam man von hier aus in die Nähe des Bangweolo-Sees; man hatte eine Stunde lang im Moraste gewatet und befand sich nun auf einer kleinen Insel mitten im Rohre, als der Horizont im Süden so klar erschien, daß man unwillkürlich an das Vorhandensein einer großen Wasserfläche denken mußte. Am 18. Juli erreichte man auch nach vieler Mühe — denn das Boot mußte zum Theil durch den Schlamm geschleppt werden und man hatte sich den Weg durch das Rohr zu bahnen — das offene Wasser des Sees. Die Freude war unbeschreiblich, dauerte aber nicht lange, da man nichts als Sonne, Wasser und Schilfrohr erblickte; nachdem die Fahrt bis gegen Abend südwärts an dem Schilfe entlang fortgesetzt worden war, erreichte man eine kleine niedrige Insel. Hier traf man einen Eingeborenen, der vom tiefsten Entsetzen zur tollsten Freude überging, als man ihn mit einigen Perlen schmückte. Er wußte nichts weiter zu sagen, als daß man nach Süden hin die Insel Kirui oder Matipa finden würde. Die erste Nacht am See war sehr traurig; am Ende der sandigen Landzunge, auf welcher die Expedition unter freiem Himmel lag, befand sich ein Rohrdickicht, aus welchem verschiedene Töne erklangen, Zeichen, daß die Thierwelt, Vögel, Krokodile, Flußpferde u. s. w., wach war. Bis drei Uhr hatte man ein kleines Feuer unterhalten können, den übrigen Theil der Nacht mußte man, wegen Mangel an Brennstoff, im Dunkeln zubringen. Am 9. Juli war man lange vor Tagesanbruch unter Segel und bei Sonnenaufgang unterschied man die unbestimmten Umrisse von Kirui; gegen 9 Uhr sah man eine zweite Insel im Westen; der See schien nicht mehr so groß, wie es am Tage vorher der Fall gewesen war. Nach und nach wurde die erstgenannte Insel deutlicher, sie erhob sich etwa 5 m über das Wasser, und als man sich bis auf einen Kilometer genähert hatte, sah man auch einige Dörfer. Bald entstand Bewegung am Strande; drei Pirogen kamen herbei, blieben aber weit außer Flintenschußweite, und alle Aufforderungen, näher zu kommen, waren vergebens. Als Giraud sich dem Lande auf etwa 30 m genähert hatte, hielt er still und ein Gespräch begann, welches eine Stunde lang dauerte und ziemlich schwierig war, da man sich nicht gut mit einander verständigen konnte;

der Häuptling wollte, wie es schien, die Landung erlauben, andere aber riethen ab. Ersterer führte das Beispiel Livingstone's an, der Matipa bekriegt habe, deshalb fürchte man den weißen Mann. Endlich wurde die Landung erlaubt. Der Nachmittag ging ruhig vorbei, die Eingeborenen zeigten sich ziemlich gutmüthig und brachten Lebensmittel in Menge. Sie warteten jedoch nur die Gelegenheit ab, bis sich die Bevölkerung der Umgegend versammelt haben würde, um mit ihren wahren Absichten hervorzutreten. Hassani erhielt Erlaubniß, einen Büffel zu schießen; er hatte auch das Glück, einen zu erlegen, doch die Eingeborenen weigerten sich, denselben zu holen, und da Giraud es nicht wagte, seine schwache Mannschaft zu theilen, blieb ihnen das ganze Thier.

Nur ein ziemlich untiefer Sumpf trennt Kirui von Matipa; auch letzteres, als Aufenthalt Livingstone's berühmt geworden, ist nur eine Halbinsel. Büffel passiren den Arm, welcher zwischen ihr und dem Festlande einschneidet, die Eingeborenen können dies jedoch nicht ohne Pirogen thun. Matipa, der oberste Häuptling aller Inseln des Sees, war kurz vorher gestorben, und wie gewöhnlich, befanden sich alle Stämme im Kriege mit einander; natürlich war dies für alle Unterhäuptlinge ein guter Grund, um möglichst viel Geschenke von Giraud zu erpressen, da auch hier Geld und Geldeswerth die Seele des Krieges ist.

Die Wabisa und Waëmba sind von demselben Stamm, wiewohl sie nicht dieselbe Sprache sprechen; die zuerst genannten scheinen etwas weniger hochmüthig zu sein, auch sehen sie in ihren Thierfellen, die zu ihrem wilden Wesen gut passen, malerischer aus, als die anderen in ihren zerrissenen Lumpen. Die Frauen der Häuptlinge schmücken sich mit schönen Otterfellen; Sklaven tragen meist Felle von Sumpfantilopen. Am Seeufer wachsen hier und da einige verkümmerte Bananen. Sorghum, Mais, Bataten und Erdnüsse finden sich im Ueberflusse. Das Innere der Insel scheint nicht so bewaldet zu sein wie die Küste, denn die Eingeborenen holen ihr Brennholz in Booten aus der



Das Dorf Kombo-Kombo.

Ferne, um ihre Nachbarschaft nicht zu sehr zu entwalden. Die von ihnen gebrauchten Pirogen sind sehr zahlreich, ganz schlank und fein und werden in bewunderungswürdiger Weise gerudert.

Der Häuptling, welcher noch immer sehr freundlich gegen Giraud that, gab ihm am Abend das wirklich sehr hübsche Schauspiel eines Schifferstechens. Seine Freundlichkeit ging allerdings nicht so weit, ihm zu sagen, wo die Tschambezi-Mündung sei; „der Fremde wisse das besser, als er selbst“, meinte er spottend.

Am folgenden Morgen endlich enthüllte er seine wahren Absichten. Er sei durchaus nicht zufrieden mit den wenigen Geschenken, die Giraud ihm gegeben habe, er werde den günstigen Zufall, der den weißen Mann in seine Hände geführt, benutzen, um sich zum Nachfolger Matipa's aufzuschwingen. Ja, er sei ein Verbündeter Ketimkuru's und also ein Feind! Als die Sonne stieg, kamen auch die benachbarten Häuptlinge, um ihren Antheil an der Beute zu holen, und jeder verlangte ein Geschenk von 25 bis 30 m kostbaren Stoffes. Ein paar Wahnsinnige (vielleicht simulirten sie auch nur) drangen bis in das Zelt Giraud's unter dem Geschrei: „Gieb uns dein Schiff, deine Stoffe, deine Perlen oder wir nehmen sie; deine Flinten fürchten wir nicht.“

Gegen neun Uhr trat eine kleine Abwechselung ein; zehn Pirogen kamen von Matipa an und brachten etwa hundert Krieger mit. Unter irgend einem Vorwand warf die Menge sich auf sie, es kam zum Kampfe und einige fielen. Aber man versöhnte sich wieder und stellte Wachen aus, damit die Fremden nicht entfliehen könnten. Es glückte Giraud jedoch, gegen drei Uhr unter dem Schutze der Nacht sein Boot zu besteigen und gegen Morgen verließ er die Insel unter dem Wuthgeschrei der in ihren Hoffnungen getäuschten Eingeborenen. Das Boot segelte an dem Westufer des Sees entlang; bei jedem neuen Dorfe, deren man 25, zu je 15 bis 20 Hütten, zählte, erhob sich ein neues Geschrei. In einem dieser Dörfer wurde für die Nacht ein Lager bezogen, und es ging da ganz friedlich zu, was sich dadurch erklärte, daß der größte Theil der Männer nach Norden gezogen war, um den weißen Mann zu sehen, oder zu plündern.



Das Boot erreicht das offene Wasser des Bangweolo-Sees.

Die dort eingezogenen Mittheilungen waren überraschend: die Mündung des Tschambezi sei durch einen Wald von Rohr versperrt, wo der Fremde vor Hunger umkommen werde. Wenn er an diesem Walde entlang fahre, werde er die Spitze Kawende (die aber zum Festlande gehöre) erreichen. Dort werde er den Luapula finden, der sich aber nicht zum Cazembe wende (der ihnen ganz unbekannt war), sondern nach Süden. Gegenüber den bestimmten Mittheilungen Livingstone's schien das Mitgetheilte kaum glaublich; Giraud sollte sich jedoch von der Richtigkeit dieser Mittheilungen überzeugen. Am 12. Juli fuhr man an dem undurchdringlichen Rohrdickicht entlang; die Pflanzen standen in 4 m tiefem Wasser, über welches sie sich noch 3 m erhoben; von der Mastspitze sah man, daß sie sich bis zur Grenze der Gesichtsweite nach SW ausdehnten; kein einziger Baum war zu erblicken. Gegen Mittag hatte Giraud die Ueberzeugung gewonnen, daß die Hügelkette von Bisa, die Livingstone südwärts vom See angegeben hat, da nicht existirt. Um sich weitere Gewißheit zu verschaffen, wurde die Fahrt am 14. Juli längs der Nordküste von Kawende entlang genommen. Die Fortsetzung der Fahrt in dieser Richtung wurde bald durch einen Sumpf verhindert und so segelte man nach NW, einer neuen niedrigen Küste zu, die dort auftauchte. Es war die Insel Bawara, die einen ganz anderen Anblick als die Insel Kirui darbot. Auf der Küste sieht man eine Reihe hübscher Bäume, deren Wurzeln im Wasser standen. Hinter denselben aber breitete sich eine eintönige Fläche von gelbem Grase aus; während



Ankunft in Kirui.

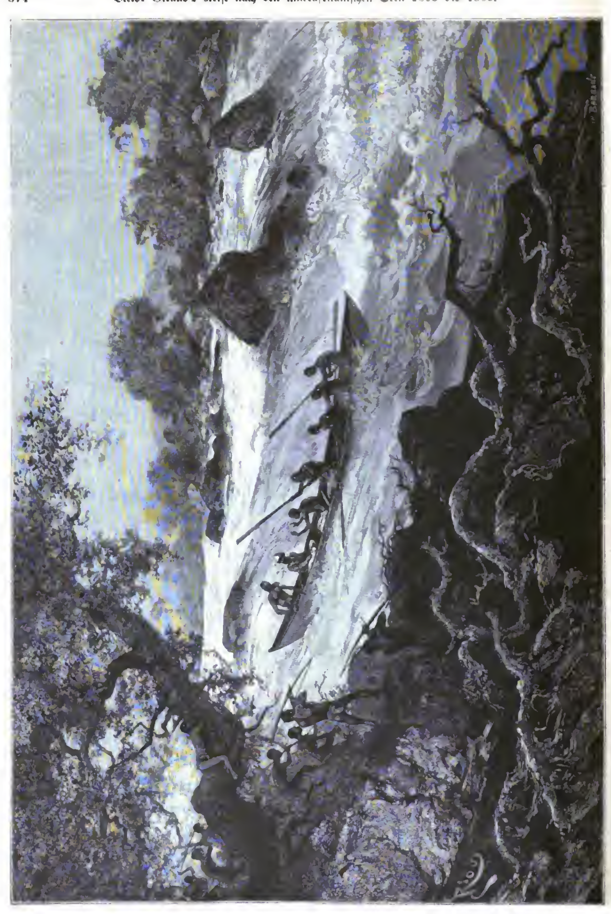
dreistündiger Nachforschung fand man nur die Spuren einiger Nilpferde. Glücklicher Weise war die Entenjagd ergiebig. Am nächsten Abend traf man etwa 20 Eingeborene, von denen man einige Lebensmittel kaufte, aber keine Erkundigungen einziehen konnte, und am 16. Juli erreichte man rasch die Insel Kisi, die sich etwa 20 m aus dem See erhebt, welcher hier eine größere Tiefe aufweist. Das Lager wurde in einiger Entfernung von einem Dorfe aufgeschlagen, dessen Einwohner jedoch später in ziemlich drohender Haltung herbeikamen. Alle kleiden sich auch hier in Felle; sie führen Bogen und Pfeile und eine lange sogenannte Elephanten-Lanze mit schwerem, eisernem Gegengewicht. Die Frauen rasiren sich den Scheitel; die üppigen, röthlich gefärbten Haare des Hinterkopfes bilden im Nacken einen dicken Wulst, der mit Kämmen und langen kupfernen Nadeln geschmückt wird und unter drei Tagen nicht herzustellen ist; die Männer tragen das Haar in ähnlicher Weise oder rasiren sich den Kopf ganz und lassen nur einige Flecke stehen. Von einer in der Nähe befindlichen Anhöhe gewann Giraud während eines ruhigen Augenblickes eine Uebersicht über seine Umgebung und erhielt von seinem Führer einen klaren Bericht über den Luapula. Als der Reisende in sein Lager zurückkehrte, war es die höchste Zeit; seine Leute waren schwer bedroht, sie hatten den Rückzug schon vorbereitet und lagen schußbereit, die Angreifer zu erwarten; nur durch eine List war es möglich, ohne Blutvergießen das offene Wasser zu gewinnen. Die Lage war jetzt klar; durch die Waakissinga von seiner Karawane

getrennt, konnte Giraud auf dem See der ihm feindlich gesinnten Bevölkerung gegenüber nichts ausrichten. Er entschloß sich, dem Luapula zu folgen, in der unbestimmten Hoffnung, im Süden vielleicht eine portugiesische Karawane von St. Paulo de Loanda zu treffen. Zunächst segelte er am 17. Juli nach Kawende zurück und begann am 18. Juli die Fahrt auf dem Luapula. Derselbe ist 70 m breit, 6 m tief und fließt in starken Krümmungen zwischen zwei dichten Wänden Röhricht dahin. Man begegnete einigen Pirogen, deren Insassen schweigend vorbeifuhren; in der Nacht kamen sie in der Zahl von sieben oder acht zurück, jede mit zwei Eingeborenen bemannt, welche sich auffallender Weise nicht abgeneigt zeigten, Mittheilungen über die Gegend zu machen; ja sie versprachen sogar, den Weg nach Kapata zu zeigen. Es war eine schwierige Fahrt durch das Dickicht. Das ziemlich bedeutende Dorf Kapata — es hatte etwa zehn Hütten mit 30 Einwohnern — war durch ein schlammiges Gelände vom Boote getrennt; da man nicht dorthin gelangen konnte, wurde die Fahrt bis zum Dorfe Kisamba fortgesetzt. Die dortigen Bewohner weigerten sich entschieden, einen Führer zu geben, und so fuhr man am 23. Juli auf gut Glück nach einem Dorfe Singa, von welchem man viel hatte sprechen hören. Während der folgenden sieben Tage kämpfte man fortgesetzt mit dem Röhricht, glücklicher Weise aber traf man Fische und Wild in Menge. Singa ist durch die Menge von Fellen, die von dort exportirt werden, bekannt. Nach 48 stündiger Anstrengung erblickte man den Ort selbst, der aus etwa zehn elenden Hütten besteht.



Singa.

Ueberall Geräthschaften für Fischfang und Jagd, welche letztere hier überaus reich mit Antilopen und Wasservögeln besetzt war; die Gehilfen, welche bei letzterer gebraucht werden, gegen 30 räudige Hunde, lagen in der Sonne oder machten sich den Fraß streitig. Die Eingeborenen, in der Zahl von etwa 25, waren sehr armselig und standen auf einem sehr niedrigen, fast thierischen Standpunkte, übrigens waren sie nicht böse. Lebensmittel, wie Mehl, Wurzeln &c., und Holz waren nicht zu bekommen; die Reise wurde also fortgesetzt. Eine angenehme Abwechselung boten hin und wieder die mit Seeblumen bewachsenen und mit Wasservögeln bevölkerten größeren Wasserspiegel; manchmal stieß man auf eine starke Strömung, der man sich gerne überließ, weil man hoffte, durch sie zum Luapula getragen zu werden, eine Erwartung, welche regelmäßig getäuscht wurde. Hier und da fand man auch eine Landzunge und auf derselben eine elende Hütte. Endlich, am 29. Juli, erreichte man das Ende der mühevollen Fahrt; die Küste von Ilala erschien im Süden, beinahe gleichzeitig mit derjenigen von Kawende im Westen. Giraud glaubte mit Sicherheit annehmen zu dürfen, daß der Luapula durch die beide Landschaften trennende Schlucht seinen Ausweg finde; seine Ufer waren etwa 25 bis 30 m hoch. Im Dorfe Rosako erhielt man von dem Häuptlinge noch einige nähere Angaben über die weitere Fahrt. Der Luapula, sagte er, läuft noch weit nach Süden; in drei Tagen kann man die Fälle von Mombottuta erreichen, wo das Boot zu Grunde gehen muß. Dort haben sich auch die Krieger von Mere-Mere versammelt, um die



Giraud's Boot wird in den Stromschnellen des Luapula von den Wa'ussi angegriffen.

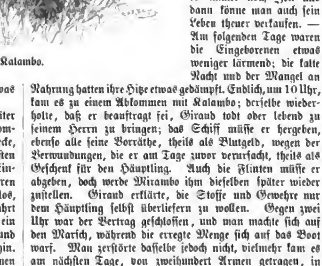
Fremden zu tödten, denn seit zwei Tagen ist ihre Anwesenheit bekannt. Die Häuptlinge von Ilala und Bisa sind nicht böse, aber die Wa'ussi muß man fürchten. Zur Belohnung für seine Mittheilungen erhielt dieser Häuptling die Hälfte der Stoffe, welche Giraud noch geblieben waren. Ueber Livingstone befragt, erklärte er, vor langer Zeit (es waren 15 Jahre seitdem verflossen, ein Jahrhundert für Afrikaner) habe eine Karawane seine Leiche vorbeigetragen. Kitambo, wo er gestorben ist, liegt zwei Tagereisen südöstlich. Damals übrigens, sagte der Häuptling, waren die Verhältnisse und die Wohnsitze der Stämme anders; heute stehen alle Länder, welche die Karawane damals friedlich passirte, unter der Herrschaft des Mere-Mere, der weit im Norden wohnt und sehr grausam ist.

Drei Ruhetage genoß die Expedition, ehe sie auf dem hier 120 bis 300 m breiten Fluß die Weiterfahrt antrat. Die Abhänge der Hügel sind bewaldet und am Flusse verbargen Baumgipfel manchmal den Horizont; zwischen denselben zeigten sich grasbewachsene Flächen, auf welchen Antilopenheerden weideten. Am 31. Juli gegen Mittag stieß man plötzlich auf eine mitten im Strome gelegene Insel; an der Spitze derselben befand sich eine Fischerhütte, deren Bewohner sich geflüchtet hatten; nur die Hunde waren zurückgeblieben. Bald hatte man mit deren Hilfe einen Wilden eingeholt; dessen Mund durch einige Perlenschnüre geöffnet wurde. Man erfuhr nun, daß man nur noch eine Stunde vom Mombottuta-Falle entfernt war, wo die Wa'ussi in großer Zahl die Karawane erwarteten. Sechs für den Fang von Nilpferden ausgerüstete Boote kamen stromaufwärts vorbei; die Bemannung schien über den Anblick der Fremden nicht sehr erstaunt; schweigend setzte sie die Fahrt fort, um ihrem Stamme von dem zu berichten, was sie gesehen.



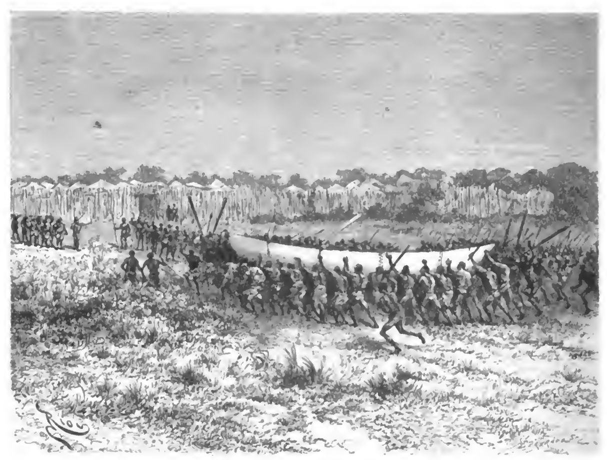
Kalambo.

Der Strom wurde immer stärker; eine Stunde später befand sich Giraud bei einer plötzlichen Biegung den Stromschnellen gegenüber, deren erste, 300 m lange Strecke, glücklich passirt wurde. Mühsam setzte man am nächsten Morgen längs des Ufers die Fahrt fort, als plötzlich die Eingeborenen am Ufer in großer Zahl sich zeigten und ihren Kriegsruf ertönen ließen. Man ließ nun die Sträucher los, an denen man sich festgeklammert hatte, um die reißende Fahrt des Bootes aufzuhalten; einen Augenblick war dasselbe ein Spiel der Wellen, dann waren die Ruder eingelegt und mit schwindelerregender Schnelligkeit schoß das Boot dahin. Kaum konnte man an einer etwas ruhigeren Stelle einen Augenblick Athem schöpfen, als man auch schon das dumpfe Getöse des Wasserfalls hörte: das war Mombottuta, wo das Verderben drohte; die einzige Hoffnung, demselben zu entgehen, bestand darin, daß man anlegte. Das geschah, und in kurzer Zeit war man von 300 bis 400 Wa'ussi umringt; wenige nur waren mit schlechten Flinten, die meisten mit Bogen und Pfeilen bewaffnet. Ohne Weiteres fingen sie den Kriegstanz an. Wohl glückte es, ein Gespräch zu beginnen, doch nicht, sie von ihrer feindseligen Stimmung zurück zu bringen. Plötzlich näherte sich einer der Wilden, legte auf Giraud an; dieser riß sofort sein Gewehr an die Schulter, worauf sich Alle in das Gebüsch stürzten, um sich zu retten. Die Fremden nahmen nun auf einer Sandbank Stellung, von wo sie in Zwischenräumen aufs Gerathewohl Kugeln in das Dickicht schickten, wenn der Pfeilhagel zu mächtig wurde. Am Abend erschien Kalambo, ein Abgesandter Mirambo's; er habe Befehl, den Fremden todt oder lebendig zu seinem Herrn zu bringen. Derselbe müsse sein Boot (die Eingeborenen glaubten von dem Metall Flintenkugeln gießen zu können), seine Flinten und sein ganzes Gepäck ausliefern. Dann wolle man Blutsbrüderschaft machen und ihn ungefährdet zu Mirambo führen. Giraud antwortete nicht, doch in der Nacht wurde der Zustand unhaltbar. Seine Leute fingen an, wegen des Mangels an Nahrung zu murren; sie wollten lieber sofort sterben, und besser sei es, sich mit dem Schiffe am nächsten Tage in die Wasserfälle zu wagen. Giraud sprach ihnen Muth zu und ermahnte sie zur Geduld; zum Sterben sei es immer noch Zeit und dann könne man auch sein Leben theuer verkaufen. — Am folgenden Tage waren die Eingeborenen etwas weniger lärmend; die kalte Nacht und der Mangel an Nahrung hatten ihre Hitze etwas gedämpft. Endlich, um 10 Uhr, kam es zu einem Abkommen mit Kalambo; derselbe wiederholte, daß er beauftragt sei, Giraud todt oder lebend zu seinem Herrn zu bringen; das Schiff müsse er hergeben, ebenso alle seine Vorräthe, theils als Blutgeld, wegen der Verwundungen, die er am Tage zuvor verursacht, theils als Geschenk für den Häuptling. Auch die Flinten müsse er abgeben, doch werde Mirambo ihm dieselben später wieder zustellen. Giraud erklärte, die Stoffe und Gewehre nur dem Häuptling selbst überliefern zu wollen. Gegen zwei Uhr war der Vertrag geschlossen, und man machte sich auf den Marsch, während die erregte Menge sich auf das Boot warf. Man zerstörte dasselbe jedoch nicht, vielmehr kam es am nächsten Tage, von zweihundert Armen getragen, in



einem Stück im Dorfe an. Dieser erste Marsch brachte ein für Giraud günstiges Ereigniß: eine Antilope fiel auf 50 m Entfernung unter seinem Schuß im Feuer; alle die Eingeborenen, welche ihm folgten, waren von Entsetzen ergriffen; sie hatten sich zur Erde geworfen und die Stirn gegen den Boden gedrückt, dann fingen sie an zu tanzen und schüttelten sich die Hände, endlich warfen sie sich vor Giraud auf die Knie. „Einige Minuten später kamen andere mit gespanntem Bogen angelaufen, doch der nach ihrer Ansicht gewaltige Abstand, auf welchen die Kugel Giraud's das Ziel getroffen, verfehlte auch bei ihnen seine Wirkung nicht; der Einzug in Kawende glich in Folge dessen einem Triumphzuge. Leider dauerte diese gute Stimmung nicht lange.

Sobald Giraud im Dorfe angekommen war, fand unter freiem Himmel eine Besprechung statt; ersterer sah bald, daß der Häuptling, zu dem man ihn gebracht, nicht Mirambo war. Er überlieferte ihm die Stoffe, erklärte ihm aber, die Waffen mit seinem Leben vertheidigen zu wollen. Die Aufregung legte sich schneller, als man hätte erwarten sollen. Mirambo, hieß es, hegt keine bösen Absichten gegen die Fremden, sondern will sie nur hindern, seinen Feinden Hilfe zu bringen; auch sollen sie ihm behilflich sein, die Elfenbeinvorräthe, die er besitzt, nach der Küste zu schaffen.



Ankunft des Bootes in Kawende.

An Flucht solle man nicht denken, das würde nur ihr unvermeidliches Verderben sein.

Zehn Tage lang mußte Giraud in Kawende bleiben. Der größte Theil der Eingeborenen hatte sich inzwischen entfernt und nur fünfzig Mann waren zu seiner Bewachung zurückgeblieben. Diese Zeit war eine recht traurige, die Eingeborenen gaben ihren Gefangenen kaum das nothwendigste Mehl und verzögerten den Aufbruch, um in dem von Jenen erlegten Wilde zu schwelgen. Es war nämlich eine Bedingung der geschlossenen Uebereinkunft, daß die Expedition von ihrer Jagdbeute an die Bevölkerung abgeben, letztere dagegen vegetabilische Nahrung an erstere liefern solle. Vergebens suchte Giraud eine Erleichterung in seinen Zustand zu bringen; selbst die Erlaubniß, den nur 5 km entfernten Katarakt Mombottuta zu besuchen, wurde ihm verweigert. Allerlei Kleinigkeiten kamen dazu, um die Lage unleidlich zu machen; bald mußte Giraud sehen, wie die Eingeborenen sein Schiff (welches er für den Gebrauch untauglich gemacht hatte) mit ihren Lanzen zu beschädigen suchten, obwohl Kalambo auf Befehl Mirambo's dasselbe vertheidigte; dann hatte er Unannehmlichkeiten mit seinem Kerkermeister, weil einige Eingeborene Explosivgeschosse gestohlen, dieselben in die Nähe des Feuers gebracht und sich so Beschädigungen zugezogen hatten. Endlich, am 9. August, entschloß sich Kalambo zum Aufbruch, da keine Lebensmittel mehr vorhanden waren; derselbe sollte mit Rücksicht auf die ausgedehnten Vorbereitungen am 11. August erfolgen. (Fortsetzung folgt in einer späteren Nummer.)

N. Jadrinzew's Studien über Sibirien.

II. (Schluß.)

Und welche Reichthümer besitzt es bei alledem (Kapitel 7), nicht nur an edlen Metallen, Kohlen, Steinen, sondern auch an Wäldern, an Getreide, Flachs, Hanf, Vieh, Jagdthieren, Pelzwerk, Fischen etc.! Aber in dem Bestreben, diese Naturschätze zu erforschen und sich ihrer zu bemächtigen, haben die Russen weder System noch Geschick, noch Kenntniß bewiesen. Zobel und Renthier haben sie fast ausgerottet; die Entdeckung der Goldlager verdanken sie meist den Eingeborenen; neue Thier- und Pflanzenarten zu acclimatisiren, fiel ihnen nicht ein. Die Entdeckungen geschahen durch Zufall und aufs Gerathewohl; sie regten den Geist der Russen zwar an, bewiesen aber auch gleichzeitig in klarster Weise die geistige Impotenz des russischen Volkes. Nur allmählich begann dasselbe über den Werth seiner neuen Erwerbung sich klar zu werden; es folgten Perioden des größten Enthusiasmus, um ebenso rasch einer gewissen Erkaltung und Enttäuschung Platz zu machen. Nicht wenige Russen sprachen Sibirien jede Zukunft ab — und sie können es unter dem Hinweise, daß das angeblich so reiche Land der Regierung nicht über 300 000 Rubel Einnahme abwirft. Klar ist, daß es Sibirien vor Allem an Arbeitskräften fehlt, um die Produkte des Landes auszubeuten, was nicht ausschließt, daß andererseits manche Erzeugnisse durch den Menschen eine Verminderung erfahren haben, wie die Pelzthiere (Rußland führte 1874 für mehr als doppelt so viel an Pelzwaaren ein als aus) und der Waldbestand. Die Montanindustrie hat sich trotz aller Unterstützungen seitens der Regierung nicht recht zu entwickeln vermocht; die Wirthschaft der Kronbeamten war zu unrationell und voller Mißbräuche. Vor Kurzem noch wurde Transbaikalien durch Eisen vom Ural versorgt, das über Nischni-Nowgorod ging. Ebenso wenig brachte die Ausbeutung der Goldlager, welche 1847 ihren Höhenpunkt erreichte, dem Lande dauernden Gewinn; es war ein Raubbau, bei welchem die Arbeiter in eine geradezu scheußliche Lage geriethen, Handwerk und Ackerbau durch Verminderung ihrer Arbeitskräfte litten und nur einige Wenige gewannen. Ackerbau und Viehzucht Sibiriens sind zwar in der Statistik durch ganz gewaltige Zahlen vertreten — aber auch hier wird der gleiche Raubbau geübt, wie in anderen wirthschaftlichen Zweigen. Seuchen richten unter dem Bestande entsetzliche Verheerungen an; zahlreiche thierische Produkte, Wolle, Fett, Mist z. B., werden für nichts geachtet und weggeworfen. „Der Bauer macht selber seine Flachsaussaat, kleidet sich aber in ein Hemd von außerordentlich grobem Gewebe; er hat einen Ueberfluß an Wolle und dennoch hüllt er sich in Lappen, die ihn kaum vor dem Winde schützen; er hat unter seinen Füßen in der Erde eine Menge Eisen, bedient sich aber eines hölzernen Riegels; seine „Telega" (Wagen) wird durch hölzerne Nägel zusammengehalten; die Fenster seiner elenden Hütte sind mit Marienglas und Papier statt Glas verdeckt; die Zubereitung von Seife ist ihm unbekannt, er begnügt sich mit sogenanntem „Seifenwasser", d. h. er wäscht sich mit dem Aufguß von gesäuerten Gedärmen. Der Ueberfluß an Produkten hat somit nichts zur Verbesserung der Lage der sibirischen Bauern beigetragen. Er steht so arm und hilflos inmitten seiner fabelhaften Schätze, wie der elendeste Wilde!"

Der Ueberfluß an Getreide in guten Jahren hat nur dazu geführt, die Zahl der Schnapsbrennereien zu steigern und die Trunksucht unter den Arbeiterklassen zu befördern; in Jahren des Mißwachses aber werden diese Brennereien zu einem schweren Uebel. Schnapsfabrikation ist so zu einem der ersten Erwerbszweige Sibiriens geworden, während im Ganzen die dortige Industrie durchaus unbedeutend ist. Das Land importirt für über 80 Millionen Rubel Industrie- und Manufakturerzeugnisse, während es selbst nur für $6^2/_3$ Millionen Rubel producirt (besonders in Gerbereien und Talgsiedereien). An Kühnheit und Unternehmungslust hat es nicht gefehlt, wohl aber an dem richtigen Verständnisse für die ökonomischen Bedürfnisse des Landes und an Geschick, um sich in eine selbständige ökonomische Thätigkeit hineinzufinden. Und was den Handel anbelangt, so spielen bei demselben, namentlich in abgelegeneren Strichen, Uebervortheilung, Betrug, Monopolisirung die Hauptrolle.

Sibirien treibt Raubbau mit der Ausfuhr seiner Rohprodukte (Talg, Schweinefett, Butter, Häute, Borsten, Pelzwerk, Geflügel, Fische, Vieh); es unterhält damit die Industrie von Kasan, Jekaterinburg etc., aber was es für seine Wirthschaft braucht, bezieht es aus den Fabriken des europäischen Rußland. Dabei sind die Preise der Manufakten außerordentlich hoch, die lokalen Produkte ungeheuer billig. Die Rücksichtslosigkeit, mit welcher das Land ausgebeutet wird, ist nahezu ohne Gleichen. Unter diesen Verhältnissen leiden die arbeitenden und ackerbautreibenden Klassen, die Jäger und Viehzüchter Sibiriens am allermeisten. Eine Abhilfe kann aber nur durch Entwickelung der inneren Kräfte des Landes erreicht werden, namentlich durch Herstellung von inneren Verkehrswegen, Kanälen, Eisenbahnen, welche die jetzt herrschenden schroffen Gegensätze ausgleichen, infolge deren einige Gegenden Hunger leiden, während andere in ihrem Ueberflusse ersticken, welche neue Märkte und Industriecentren im Lande selbst hervorrufen würden. Auch die Märkte der angrenzenden asiatischen Staaten zu gewinnen, müßte ein lohnendes Ziel für sibirischen Unternehmungsgeist abgeben.

Trotz allen Naturschätzen aber, trotz dem Fehlen der Leibeigenschaft giebt es in Sibirien neben großem Reichthum auch entsetzliche Armuth (Kapitel 8.); das Streben nach Erwerb und Bereicherung ist hier zu extremen Formen gelangt, der Wucher und die Unterdrückung der Armen durch wohlhabendere Mitbürger, wobei die bestochenen Beamten kräftig mithelfen, geradezu grenzenlos. Solcher Blutsauger giebt es in jeder Wolost, in jedem Bezirk einen oder ein paar, und so geht es nicht nur auf dem Lande bei den Bauern zu, daß einzelne in Noth befindliche Individuen und sogar deren Kinder durch Nehmen von Kredit allmählich in Sklaverei gerathen; ähnliche Mißbräuche finden auch im Handel, in den Goldwäschen, beim Fischfang, ja auch bei der Industrie statt. Niemand in Sibirien genießt einen so schlimmen Ruf, wie diese reichen Bauern, welche ihre Genossen in der schamlosesten Weise ausbeuten und sich in gewissen Zweigen ein Monopol für ganze Bezirke

zu sichern wissen. Eine weitere Eigenthümlichkeit des sibirischen Lebens ist die, daß dem Russen hier eine Menge von Eingeborenen entgegen tritt, welche als günstiges Material für Ausbeutung und Erwerb jeder Art erscheinen, vermöge der dem Wilden eigenthümlichen Schlichtheit, ihrer Unbildung, Rechtlosigkeit, Unbeholfenheit und Unwissenheit der russischen Gesetzgebung gegenüber; in der Kirgisensteppe z. B. vermögen Kaufleute in einem Jahre ihr Kapital um das Vierfache zu vermehren. Und in derselben Weise, in welcher die Händler die Eingeborenen ausbeuten, verfahren sie nachher auch gegen die russischen Konsumenten. In Sibirien, wo keine Leibeigenschaft herrschte, fand der industrielle Geist freiern Spielraum als in Rußland; der größte Theil der Bevölkerung ergab sich der Gewerbsthätigkeit, dem Handel und der Spekulation, und schon früh entwickelte sich das Erwerbsfieber und die rücksichtslose Sucht nach Gewinn, welche von der Eroberung des Landes an den Eingeborenen gegenüber leichtes Spiel hatte. Von deren Ausbeutung schloß sich kein Institut, keine Volksklasse aus. Selbst die friedlichsten Eingeborenen waren nicht sicher davor, zu Sklaven gemacht und bei häuslichen Arbeiten, auf der Jagd, beim Waarentransport, bei Feldarbeiten &c. verwendet zu werden. Die Eingeborenen verarmten und verkamen, aber Adel, Geistlichkeit und Beamtenthum bereicherten sich um die Wette mit den Handelsleuten, wobei der Schnaps eine wesentliche Rolle spielte. Schließlich fand dasselbe Verfahren denn auch auf den armen Russen Anwendung. Im vorigen wie in diesem Jahrhundert hatte die Regierung gegen solche Bestrebungen zu kämpfen; aber wenn es ihr auch gelang, die legalisirte Sklavenwirthschaft zu beseitigen, so bestand die faktische ruhig weiter. Noch heutigen Tages verstehen die Sibirier unter Begünstigung der Gewerbsthätigkeit nichts, als eine Verleihung von Monopol und Privilegien; noch heute ist die Schaar der Monopolisten und Spekulanten eine gesellschaftliche Macht, welche schwer auf der Bevölkerung lastet und die öffentlichen Angelegenheiten beherrscht. Das wird aber nicht ewig so bleiben; die Gründe dieser Erscheinung, die entlegene Lage, die Herrschaft der Willkür, der Mangel an Gesetzlichkeit, die Abhängigkeit in merkantiler, das Zurückbleiben in industrieller und kultureller Beziehung werden verschwinden, sobald Bildung und Civilisation wächst; die Einführung von Geschworenengerichten, eine ausgedehnte Oeffentlichkeit, die Beschützung der Eingeborenen und die Gewinnung der im Staate allgemein gültigen Rechte für Sibirien werden das rohe Raubsystem und die anderen Mißbräuche gewiß beseitigen.

Zu ganz denselben Forderungen gelangt Jadrinzew auch in dem 9. Kapitel, welches einen historischen Abriß der Verwaltung Sibiriens enthält und die schauderhaften Mißbräuche in derselben, die Untauglichkeit und Bestechlichkeit der Beamten bis auf den heutigen Tag darthut. Der Generalgouverneur mag die besten Absichten hegen, so steht er doch völlig vereinzelt da und vermag absolut nichts gegen die Korruption des ihn umgebenden Beamtenheeres auszurichten. An gebildeten Beamten fehlt es sehr; die besten Schüler der sibirischen Schulen gehen nach Rußland, während von dort nur solcher Nachschub kommt, der auf unehrliche Weise sein geringes Gehalt zu verbessern gedenkt. Die Gerichtshöfe sind so mit Arbeiten überbürdet, daß manche Proceßsachen 5 bis 6 Jahre unbefördert liegen bleiben; der Sinn für die gesellschaftlichen Interessen unter der Bevölkerung ist mangelhaft, der Bildungsgrad der mit Geschäften überhäuften Dorfgemeindeverwalter ungenügend. Hier muß die Selbstverwaltung bessernd eingreifen, wie sie in der Institution des Semstwo verwirklicht ist, und Schulbildung, Einrichtung einer Universität, Pflege von Litteratur und Wissenschaften, Heranbildung einer gesunden öffentlichen Meinung u. s. w. müssen damit Hand in Hand gehen.

Die Bildung unter den Eroberern Sibiriens war natürlich fast gleich Null (Kapitel 10), und bei den Leuten, die den erobernden Kosaken in den nächsten Jahrhunderten folgten, und selbst wenn sie an der Spitze großartiger Unternehmungen standen, um nichts größer. Wie konnte es auch anders sein, da in Rußland selbst, von wo sie kamen, die Civilisation noch in den Anfängen stand. Was sie mitbrachten, war lediglich die Kenntniß des Ackerbaues und der nothdürftigsten häuslichen Verrichtungen. Der Mangel an Wissen rächte sich aber; denn die Einwanderer bemächtigten sich zunächst des Nordens und der Tundren und ließen den reicheren Süden außer Acht; Raubbau verwüstete die natürlichen Schätze, und weder Handel noch Industrie erblühten in Folge der Occupation. Der Besitz Sibiriens war für das Mutterland von unerwartet geringem Nutzen, und die Bewohner der Städte, die Beamten und die Geistlichkeit standen bis in dieses Jahrhundert hinein kaum höher in der Bildung als die Bauern. Von Schulbildung, von edler Geselligkeit, von Gemeinsinn wollte Niemand etwas wissen; höhere Interessen waren allen fremd, und nur an zügellosen Orgien fand man Gefallen.

Die ersten sibirischen Schulen wurden erst in der Mitte des vorigen Jahrhunderts errichtet, waren aber meist Fach- (Navigations-, geodätische) Schulen und von geringem Einflusse. Von 1806 datiren die Gymnasien in Tobolsk (mit 27 Schülern) und Irkutsk (mit 35 Schülern), von 1816 eine kleine Anzahl von Volksschulen, worauf 1818 unter Speranskij's Verwaltung ein rascher, aber leider nur zu kurzer Aufschwung folgte. Dann ging es schnell wieder bergab. Von Frauenbildung war überhaupt bis in die sechziger Jahre kaum die Rede, und im Ganzen liegt die Volksbildung in Sibirien noch heute im Argen. Das beweisen einzelne statistische Angaben, wie z. B., daß im Gouvernement Tobolsk $^2/_3$ der Dörfer so weit entfernt von den Schulen liegen, daß der Schulbesuch für die Kinder zur Unmöglichkeit wird, und auf 200 Einwohner nur ein Schüler entfällt. In Tomsk kommt ein Schüler auf 195 Einwohner und bloß $^1/_{20}$ der schulfähigen Kinder genießt Unterricht, in Jenisseisk gar nur 2,34 Proc. Im Gouvernement Irkutsk kommt ein Schüler auf 6461 Einwohner und auf 40 Dörfer, ein Schüler auf 2250 Einwohner und auf 35 Kinder im Schulalter. Kurz, während im europäischen Rußland 1,29 Proc. der Gesammtbevölkerung die Schule besuchen, geschieht das in Sibirien nur von 0,38 Proc.; der Zuwachs an Gebildeten, welchen Sibirien durch seine Schulanstalten erhält, ist also ein geringer. Gymnasien, welche bei einer Bevölkerung von über 4 Millionen 3 bis 9 Zöglinge per Jahr liefern, können wohl kaum einen wesentlichen Einfluß auf die Bevölkerung ausüben. Freilich verfügen auch Gymnasien wie niedere Schulen weder über Mittel, noch über genügende Lehrkräfte, und erst in den allerletzten Jahren soll sich im sibirischen Schulwesen ein neues, frisches Leben geltend machen. Der Funke eines besseren Geistes ist aber in der großen Masse der Bevölkerung doch noch nicht erloschen, wie die reichen Spenden für die Begründung einer Universität und andere Bildungszwecke beweisen.

Eine Presse existirt in Sibirien seit 1789; das erste in Sibirien gedruckte Werk war die Uebersetzung einer französischen „Schule der Liebe“, die erste Zeitschrift „Der sich in eine Hippokrene verwandelnde Irtysch“. 1796 bis 1804 gab es gar keine nicht-officielle Presse. Seit 1857

erschien eine Anzahl officieller, aber auch mit litterarischem Materiale versehener Gouvernementszeitungen, seit 1859 das erste private Blatt, „Der Amur", in Irkutsk, welchem mehrere kleinere folgten. Die älteste der jetzt noch erscheinenden Zeitungen und zugleich die inhaltreichste ist das 1875 von Sagoskie begründete Wochenblatt „Sibirj", zu welchem 1880 die „Sibirskjaja Gazetta" und 1882 Jadrinzew's „Wostotschnoje Obosrenije" traten. Alle drei kämpfen wacker für die Interessen ihrer Heimath, erfreuen sich aber zum Theil nicht gerade wohlwollender Behandlung seitens der Behörden und haben mit finanziellen Schwierigkeiten zu kämpfen.

Zum Schlusse werden die wissenschaftlichen Gesellschaften und deren Unternehmungen und die Errichtung der Universität in Tomsk (mit einer philologischen und einer physikalisch-mathematischen Fakultät) besprochen. Die so lange ersehnte Eröffnung derselben sollte am 26. August 1886 stattfinden, ist aber wieder auf unbestimmte Zeit verschoben worden — ein schlimmes Zeichen für den jetzt in Rußland herrschenden Geist! Ebenso wurden die Sibirier schon früher getäuscht, als sie 1883 zur 300 jährigen Feier der Eroberung Sibiriens auf mancherlei Reformen (Einführung der „Semstwo", des öffentlichen Gerichtsverfahrens, die Freiheit der Person, Unantastbarkeit des Besitzes, Freiheit der Uebersiedelungen und Aufhebung der Deportation) gehofft hatten. Aber trotzdem hoffen die Patrioten, daß der Zeitpunkt nahe gerückt ist, wo Sibirien thätig und als gleichberechtigtes Glied der Menschheit in die Geschichte eingreifen wird.

Eine längere Abhandlung Prof. Petri's über die Erschließung Sibiriens und zahlreiche statistische Tabellen bilden den Schluß des werthvollen Bandes.

Potanin's Reise über das Nan-schan-Gebirge.

Die Zeitung „Sibir" veröffentlicht in Nr. 33 des laufenden Jahres folgenden, an den Sekretär der k. Russischen Geographischen Gesellschaft zu St. Petersburg gerichteten Brief Potanin's, d. d. 18. Juni 1886, Gaotai.

„Ich eile, Ihnen über unsere Reise Bericht zu erstatten; wir haben das hochgelegene Gebiet, welches das Stromsystem des Gelben Flusses von der Ebene der südlichen Mongolei trennt, passirt und dabei drei hohe Bergrücken, welche durch die Thäler der Flüsse Daitung-ho und Bardup von einander getrennt werden, überschritten. Die Thäler liegen gleichfalls hoch, über 10000 Fuß; die drei Pässe sind gleichhoch, über 13000 Fuß. Nur zweimal kamen wir auf diesem Wege in kleinere Flußthäler, die unter 10000 Fuß liegen, größtentheils marschirten wir über hochgelegenes Terrain, das noch ganz winterlich aussah, trotzdem wir uns schon im Mai befanden.

Von Donkyr (westlich von Si-ning-fu in der chinesischen Provinz Kan-su), wo wir uns von Mr. Beresowski trennten, brachen wir am 6. (18.) April auf und waren am 10. (22.) April am Kuknoor, welcher noch mit Eis bedeckt war. Wie es scheint, hat der Frühling diesmal sich um einen Monat verspätet, denn Prshewalski sah 1873 schon im März den See von Eis befreit. Von dort aus folgten wir dem Flusse Chargi, kreuzten an seiner Quelle den von Prshewalski 1872 genommenen Weg, betraten das Thal des Flusses Daitung-ho (auf tangutisch Beljutschu) oberhalb der Stadt Junan-tschek und oberhalb des Passes, welchen Prshewalski überschritten hat. Das Thal war schneefrei, doch ruhte noch alle Vegetation und die großen Sümpfe waren trocken. Hier trafen wir Tanguten vom Stamme Arig, von denen einer einwilligte, uns zu führen. Um von hier zur südmongolischen Ebene zu gelangen, mußten wir entweder dem Daitung-ho bis Junan-tschek folgen und den Nan-schan im Passe Bjöndukon überschreiten, oder sofort den Paß Rdonsug benutzen, welcher gerade unserer Lagerstelle gegenüber sich befand. Nach der Aussage des Tanguten ist der Ursprung des Flusses Daitung-ho acht Tagereisen nach Westen zu gelegen, doch giebt es westlich von Rdonsug keine Pässe mehr. Wir wählten den Paß Rdonsug (er ist der höchste von den dreien, welche wir während des Sommers passirt haben) und gelangten zur Quelle des Kleinen-Rdonsug, eines linksseitigen Zuflusses des Jedsin. Dieser strömt hier von Osten nach Westen, anfangs durch ein hohes und breites Thal, dann kurz vor der Einmündung des Kleinen Rdonsug in einer tiefen Schlucht. Am Ursprunge des Rdonsug erblickten wir die hochgelegene Steppe, welche sich zu beiden Seiten des Jedsin hinzieht, und die hohen Berge Tabao-schan, welche die Steppe im Norden begrenzen. Wir folgten dem Kleinen Rdonsug bis zum Jedsin, marschirten dann zwei Tage lang im Thal desselben und machten endlich am 9. Mai Halt am Lama-Kloster Pabor-tassy; hier endet das Gebiet der Arig-Tanguten und westlich vom Kloster beginnt das Land der Schira-jeguren, eines Volksstammes, welcher mongolisch spricht, aber in schwarzen Zelten lebt. Die Lamas in Pabor-tassy sind zur Hälfte Tanguten, zur anderen Hälfte Schira-jeguren. Dort wird etwas Ackerbau getrieben, doch baut man nur Gerste.

Von Pabor-tassy giebt es zwei Wege nach Kan-tschou: ein Weg geht nordöstlich über die kleine Stadt Nan-hotschen über das Gebirge; derselbe ist schwierig und war zur Zeit unserer Reise wegen des tiefen Schnees unpassirbar. Der andere folgt dem Flusse Bardup, welcher von Westen herkommt und dem Kloster gegenüber in den Jedsin einmündet. Längs des Jedsin kann man nicht marschiren, weil der tiefe und reißende Fluß hier in einer tiefen Schlucht dahinströmt. Wir setzten uns thalaufwärts längs dem Bardup in Bewegung, in der Hoffnung von seiner Quelle aus gerade nach Suischou gehen zu können; allein die Umstände gestatteten nicht, diesen Plan auszuführen. Die Kameele, welche wir in Gumbum von den eben angekommenen Pilgern gekauft hatten, waren nicht kräftig genug; auf der Hochebene fingen sie an von der Kälte und der dünnen Luft zu leiden; überdies waren sie im Haarwechsel begriffen. Das schwierige Ueberschreiten des Flusses Bardup, die ermüdenden Bergmärsche erschöpften sie vollends; die schwächsten legten sich nieder und wollten durchaus nicht weiter, auch wenn sie unbelastet waren. Wir sahen uns daher genöthigt, einen unserer chinesischen Dolmetscher, welche der Amban von Sining uns mitgegeben hatte, zum Lager der Schira-jeguren zu schicken, um Jaks zu miethen, packten einen Theil unserer Bagage auf 20 Jaks, ließen die Hälfte der Kameele ohne Lasten gehen und mar-

schirten bis zum chinesischen Städtchen Li-juan, welches am Nordabhange des Gebirges liegt. Aber auch die entlasteten Kameele waren großer Tagemärsche nicht mehr fähig — sie konnten nicht weiter; zwei mußten wir ihrem Schicksale überlassen.

Oberhalb der Einmündung des Flusses Schuktscha in den Bardup wird das Thal weiter und das Marschiren deshalb leichter; trotzdem blieben am ersten Wandertage vier der unbelasteten Kameele liegen. Mit Rücksicht darauf gaben wir den Gedanken, bis zur Quelle des Bardup zu gehen, auf und lenkten unsere Schritte nach Kan-tschou, indem wir auf den Paß Galdsin-daban losgingen. Von der Paßhöhe aus, welche wir am 22. Mai erreichten, sahen wir den ganzen oberen Abschnitt des Bardup-Thales, welches das Ansehen einer ebenen Steppe hat und allseitig von schneebedeckten Bergen umgeben ist. Es mißt vom Fuße des Galdsin-daban bis zu seinem westlichen Ende 45 Werst (Kilometer), in der Breite 10 Werst (Kilometer). An seinem westlichen Ende erhebt sich ein Schneegebirge; in der Mitte des Bergrückens ist eine tief bis zur Steppe einschneidende Einsenkung, ein Sockel, in welchem wahrscheinlich der Weg nach Sutschou, welcher das Kloster Etschin-so-sy berühren soll, verläuft.

Vom Passe Galdsin-daban stiegen wir in das Thal des Flusses Taschita oder Schichpatschu hinab und stießen dort, wie in dem benachbarten Thale Chsua auf die ersten Zelte der Schira-jeguren; das Thal des Bardup ist unbewohnt. Wir stiegen hier zum Flusse Taschita selbst hinab; hier gab es schon Weiden, Pappeln und Berberitzen, welche gerade in voller Blüthe standen; dann mußten wir dem Flüßchen Lage folgen und abermals steigen, um den Paß Lagen-daban zu erklimmen. Am Nordabhange desselben, an der Quelle des Flusses Charar-gol, trafen wir am 30. Mai eine Anzahl Männer des Stammes der Schira-jeguren, welche uns zu Ehren hierher geschickt waren und uns erwarteten; es waren sowohl die Lamas aus dem größten Kloster der Schira-jeguren, aus Rtangu-chit (chinesische Kanlosey), als auch der Ta-tumu, d. i. das Oberhaupt des Stammes, ein Mann von 68 Jahren. Am anderen Tage erschien auch der Mandarin der Stadt Li-juan, welcher bereits einige Tage im Kloster Rtangu verweilt hatte, um uns zu erwarten. Die Schira-jeguren brachten uns Mehl, Butter, Salz, saure und süße Milch und Anderes als Geschenk. Von der Quelle des Charar-gol erstreckt sich nach Norden eine ausgedehnte Hochebene, welche von vielen kleinen, aber tiefen Flußthälern durchschnitten wird; dieselben münden alle in den großen Lonsyr, welcher in den Jedsin fällt. Von dieser Hochebene stiegen wir im trockenen Thale des Bajan-gol abwärts und gelangten an die Ufer des Lonsyr, 20 Li oberhalb des Städtchens Li-juan, welches noch im Gebirge, aber nahe am Rande desselben liegt und 50 Li von Schacha entfernt ist; Schacha dagegen liegt bereits in der Ebene am großen Wege von Kantschou nach Sutschou. In Li-juan, welches wir am 2. Juni erreichten, mietheten wir 10 chinesische Wagen und gelangten in drei Tagen nach unserem jetzigen Aufenthaltsorte Gaotai.

Wirklich warme Tage hatten wir erst, als wir an den Lonsyr kamen, vorher war es meist kalt gewesen; nur im Thale des Jedsin bei Pabor-tassy zeigte das Thermometer um Mittag dreimal + 18° C.; an den übrigen Tagen stieg die Temperatur selten über + 10° C. Einmal (20. Mai) fiel sie um Mittag unter Null bis auf — 0,6° C. Um 6 Uhr früh gab es meist Morgenfrost; unter 39 Tagen (vom 23. April bis 1. Juni) stand an 18 Tagen das Thermometer über Null und an 21 Tagen unter Null. Unter 31 aufgezeichneten Beobachtungen eines Minimalthermometers war nur 8 Mal die Temperatur über Null, 23 Mal unter Null. Anfang Mai zeigte das Thermometer nicht selten unter — 10,0° und am 5. Mai fiel in der Nacht die Temperatur bis — 21°; nur nach dem 27. Mai besserten sich die Angaben des Minimalthermometers, aber noch am 22. Mai hatten wir einen Morgenfrost von — 10° und sogar am 31. Mai — 1,4°. Niederschläge gab es unter 39 Tagen an 15, darunter 7 Tage Regen, 5 Tage Schnee, 1 Tag Schnee und Regen und 2 Tage Hagel und Schnee. Schnee fiel nicht nur zu Anfang Mai, sondern auch gegen Ende, der 21., 24. und 29. Mai waren Schneetage.

Die Ergebnisse unserer botanischen Sammlungen sind noch spärlich: bis zum 1. Juni zählte ich in meinem Herbarium nur 10 blühende Pflanzen, welche ich in den tiefen Thälern gefunden hatte; Alpenpflanzen nur zwei (Oxygraphia axialis und Cathartia integrifolia); ich fand sie Ende Mai in den Bergen der Flußthäler Taschita und Laga; in diesen Bergen sammeln die Schira-jeguren Rhabarber. Wälder giebt es am Nordabhange beider Gebirgszüge, sowohl desjenigen, welcher den Daitung-ho und Bardup trennt, als auch desjenigen, welcher am linken Ufer des Bardup hinzieht; doch sind es keine große zusammenhängende Massen, sondern nur kleine Gebiete: Waldstrecken von 10 Werst Ausdehnung sind selten. Die Wälder bestehen aus Kiefern und hochstämmigen Wachholderbäumen; Laubwälder giebt es hier nicht, doch hat Prshewalski weiter im Thale des Daitung-ho solche angetroffen. Der Waldboden ist überall bedeckt mit Potentilla fruticosa und Caragana jubata. An der Stelle, wo wir das Thal des Daitung-ho durchschritten, existirte kein Wald. Am Flusse Lonsyr verändert sich die Flora plötzlich. Hier gelangt man im Laufe eines Tagemarsches aus einer Zone von Alpenpflanzen in ein Gebiet von Steppen- und Salzkräutern. In der Ebene, nachdem wir die Berge verlassen, trafen wir eine Flora, welche gewissermaßen an die Chami-Flora erinnert; einige Vertreter derselben finden sich in dem unteren Theile der Schluchten des Nan-schan.

Das Thal des Flusses Bardup ist, soweit wir dasselbe durchwanderten, zum größten Theil von Goldsuchern durchwühlt; im Boden sind Tausende von Gruben sichtbar. Man berichtet, daß auch im oberen Theile des Lonsyrthales, sowie im Thale des Flusses, an welchem Sutschou liegt, Gold gefunden wird. In den Thälern des Bardup und Lonsyr trifft man auch Steinkohle, doch nur im Lonsyrthal wird dieselbe gegraben.

Die Jeguren, über welche ich hier zum ersten Male berichte, wohnen am Nordabhange des Gebirgszuges, welcher das linke Ufer des Bardup begleitet. Ihre Weideländereien beginnen am linken Ufer des Jedsin unterhalb Pabor-tassy und erstrecken sich bis zur Stadt Kärne, südlich von Sutschou, oder mit anderen Worten, ihre Weideplätze liegen zwischen den Meridianen von Kantschou und Sutschou. Der Stamm theilt sich in sieben Zweige, die fünf östlichen Zweige heißen Schira-Jeguren, sprechen eine mongolische Sprache und stehen unter der Administration von Kantschou; die beiden westlichen Zweige heißen Chora-Jeguren, sprechen eine Turk-Sprache und stehen unter der Administration von Sutschou. Von den Chinesen werden alle Jeguren Chuan-fan genannt. Die beiden westlichen Zweige (Chora-Jeguren) nennen sich Jaglak und Charungut; die Benennung der östlichen Zweige (Schira-Jeguren) konnte man mir nicht sagen. Die alten Bezeichnungen der Zweige sind durch chinesische verdrängt worden; letztere lauten: Paga-madsha, Uga-madsha, Syga-madsha, Schi-iga-madsha und Schi-uga-madsha.

In der Sprache der Schira-Jeguren lauten die Bezeichnungen: Naiman-gulma, Tabyn-gulma, Durban-gulma, Charban-niga-gulma und Charban-Tabyn-gulma, d. h. acht Pferde, fünf Pferde, vier Pferde, elf Pferde und fünfzehn Pferde. Jeder Zweig des Volksstammes wird nämlich nach der Zahl der Pferde, welche er dem Kaiser von China stellen muß, benannt. Früher zahlte das ganze Volk einen Tribut von 82 Pferden, welcher nach dem Dunganen-Aufstande ermäßigt wurde. Alle Jeguren, sowohl diejenigen, welche mongolisch, als die, welche türkisch reden, sind Lamaiten; im Gebiete eines jeden Zweiges befindet sich ein Kloster, so daß es im Ganzen sieben Klöster giebt: Jedsinei (chinesisch Pobor-tassy), Ktangu (chinesisch Kan-losy), Karete, Naiman, Peiran, Smaktschi und Loratscha. Die Jeguren haben keine eigene Schrift; die Lamas erlernen die buddhistische Religion nach tangutischen Büchern. Für den ältesten Chan halten die Jeguren Gesser, die Nachrichten über ihn beruhen aber nur auf tangutischen Quellen. Die Chorar-Jeguren, sowie die am Chem und Kossogol wohnenden Urjänchai sind gegenwärtig die einzigen Turkvölker, welche sich zum Buddhismus bekennen. Jeder Zweig wird von einem Aeltesten regiert, der Tumu heißt und von der chinesischen Regierung ernannt wird; den Tumu des größten Zweiges Schi-uga-madsha nennt man Tatuma, d. h. großer Tumu.

Kürzere Mittheilungen.

Der Kaiserin-Augusta-Fluß in Neu-Guinea.

Nachdem bereits zu Anfang April d. J. durch den Dampfer „Samoa" unter Kapitän Dahlmann der Kaiserin-Augusta-Fluß etwa 40 Seemeilen hinauf befahren worden war und sich als eine anscheinend praktikable Zugangsstraße in das Innere herausgestellt hatte, wurde in der Zeit vom 29. Juli bis 10. August im Dampfer „Ottilie" eine zweite weit ausgedehntere Fahrt unternommen, an welcher sich der Landeshauptmann Freiherr v. Schleinitz, der Vicekonsul Dr. Knappe von Apia, Herr Hunstein und die Mitglieder der wissenschaftlichen Expedition, Dr. Schrader, Assistent der Sternwarte in Hamburg, und Dr. med. Hollrung aus Dresden, betheiligten.

Der der Neu-Guinea-Gesellschaft gehörige Dampfer „Ottilie" ist mit den genannten Herren 200 Seemeilen den Augusta-Fluß aufwärts gefahren. Alsdann wurde des seichteren Wassers halber eine Dampfbarkasse ausgesetzt, auf der ein Theil der Expedition mit einem Beiboot noch weitere 100 Seemeilen aufwärts zurücklegte. Wegen Proviantmangels mußte man alsdann umkehren. Die Befahrung des Augusta-Flusses fand somit bis 4°,16' südl. Br. und 141° 50' östl. L. statt. Der erreichte Punkt war in gerader Richtung 156 Seemeilen von der Mündung entfernt. Die holländische wie die englische Grenze liegt von diesem Punkte nicht mehr ganz einen Grad oder 60 Seemeilen ab. Der Fluß wurde bis zu dem erreichten Punkte bei einer Breite von durchschnittlich 300 bis 400 m für kleinere Schiffe schiffbar gefunden.

Nähere Auskunft über die Erforschungsfahrt giebt das neueste Heft der „Nachrichten über Kaiser-Wilhelmsland". Mit dieser Erforschungsfahrt hat auch die Forschungsexpedition die erste Verwendung gefunden, welche schon am 19. April d. J. in Finschhafen eintraf, aber in Ermangelung geeigneter Träger Landreisen in das Innere bisher noch nicht hatte ausführen können.

Die Dampfbarkasse hätte mit ihrem Proviant noch zu einer weiteren Fahrt ausreichen können, wenn nicht im Anfange der Fahrt die Maschine mehrfach versagt hätte und aus Unkenntniß mit dem großen Kohlenverbrauch derselben zu wenig Kohlen mitgenommen worden wären; das in Folge dessen nothwendige Fällen und Zerkleinern von Bäumen als Brennmaterial der Kessel kostete aber viel Zeit, obwohl die sämmtlichen begleitenden Herren sich beim Fällen, Sägen, Spalten und Laden des Holzes betheiligten.

Man nimmt an, daß der Augusta-Fluß noch 50 bis 100 Seemeilen weiter stromaufwärts von dem erreichten Punkte schiffbar bleibt. Der Strom bewegt sich auf den 200 Seemeilen, welche der Dampfer „Ottilie" zurücklegte, in einer ausgesprochenen Flachebene. Die Ufer sind mit Wald oder mit 15 bis 20 Fuß hohem Schilfgras oder Zuckerrohr fast ununterbrochen eingefaßt, so daß ein Blick in die Ferne nur selten gestattet ist. Im Süden wird der Fluß durch einen Gebirgszug begleitet, von dem hin und wieder die Ausläufer nahe an den Fluß herantreten, während im Norden nur einzelne niedrige Höhenzüge sichtbar sind. In der Gegend der seeartigen Erweiterung, bis zu welcher der Dampfer „Ottilie" gelangte, wird der Fluß auf 25 bis 30 Seemeilen zu einem Gebirgsstrome, jedoch ohne Stromschnellen, um bald darauf wieder den früheren Charakter eines Flusses im Alluvialboden anzunehmen. Der Fluß scheint keinen nennenswerthen Nebenfluß aufzunehmen. Zu seiner weiteren Erforschung beabsichtigt Freiherr von Schleinitz da, wo der Fluß aus dem Gebirgslande in die Ebene eintritt, also bei dem von der „Ottilie" erreichten fernsten Punkte, eine Station anzulegen.

Die Reisenden hatten nur selten Gelegenheit, das Schiff zu verlassen und die Ufer zu betreten. Dieselben machten den Eindruck, als ob sie während der Regenzeit zeitweilig weithin unter Wasser gesetzt würden, da die Hochwassermarke stellenweise bis zu 6 m über dem augenblicklichen Wasserstande bemerkbar war und die Häuser der zahlreichen und sehr großen Dörfer (oft über 100 Häuser in einem Dorfe) auf erheblich massiveren Holzpfeilern erbaut waren, als es sonst üblich ist. Ausgedehnte Sagopalmen-Bestände wechselten ab mit wildem Zuckerrohre in undurchdringlichen Dickichten. Dörfer fanden sich fast bis zum äußersten erreichten Punkte und stets Kokospalmen. Weiter stromaufwärts wurde auch der eigentliche Hochwald häufiger. Die Berge waren stets damit bedeckt.

„Die Einwohner, welche niemals Weiße gesehen hatten, verhielten sich natürlich meist mißtrauisch, stellenweise sogar feindlich. Die Bauart der Häuser war eine von den uns sonst bekannten oft wesentlich abweichende. Erheblich größer, vielleicht für mehrere Familien bestimmt, auf sehr starkem Unterbau mit eigenthümlichen thurmartigen Giebelaufsätzen, welche bei einzelnen Häusern das Dach 3 bis 4 m überragten, standen die Häuser, meist in langer Reihe neben einander, am Ufer entlang. Die männliche Bevölkerung ging oft ganz nackt, während die Weiber die auch in Finschhafen üblichen Bastfaser-Schürze um die Hüften trugen. Bunte Bemalung besonders des Oberkörpers mit rothem Lehm oder ganz schwarzer Farbe sahen wir mehrfach, desgleichen fast in jedem Dorfe eine oder zwei Personen, meist Weiber, welche den ganzen Körper mit schmutzig weißer Farbe (Asche oder schmutzigem Kalke) bemalt hatten. Ueber die Bedeutung

dieser Sitte konnten wir keinen sicheren Aufschluß erhalten. Vielleicht bedeutet diese Bemalung Trauer oder die betreffenden Personen gelten für Zauberinnen. Die Kanoes, ausgehöhlte Baumstämme ohne Ausleger, sind oft ziemlich groß; sie werden im Stehen mit Paddeln gerudert; ich zählte bis zu 15 Personen als Insassen. Der Bug ist oft mit großen, fratzenhaft bemalten, schildförmigen Aufsätzen verziert. Als Tauschartikel brachten die Eingeborenen (gegen Tücher, Flaschen, Perlen und im oberen Flußlauf besonders Muscheln) meist Speere, welche oft mit menschlichen Wirbelknochen verziert waren, ferner gebrannte Thontöpfe, Tabak und andere Kleinigkeiten. Auch gelang es, einige Menschenschädel einzutauschen. Als Freundschaftszeichen wurde in einem Dorfe bei unserer Ankunft ein Hund todtgeschlagen und wurden besonders geschmückte Friedenslanzen mit der Spitze in den Boden gesteckt; Hunde, Schweine und Hühner fanden wir als Hausthiere."

Die Plantagen der Eingeborenen sind meistens in nächster Nähe des Flusses in Form schmaler, aber sehr langer Streifen angelegt. Dieselben enthalten fast ausschließlich Jam, einmal fand sich Taro, ein anderes Mal war eine größere Zahl Bananen zwischen dem Jam gepflanzt. In den Dörfern am Unterlaufe des Flusses scheint Sago die Hauptnahrung der Eingeborenen zu sein.

Dr. Schrader meint, daß die großen Flächen des Unterlaufes des Flusses ein günstiges Terrain für Viehzucht geben würden. Dr. Hollrung aber urtheilt, daß, ehe über die Brauchbarkeit dieser großen Flächen für die Landwirthschaft etwas Bestimmtes gesagt werden könnte, die Grenzen des zeitweiligen Ueberschwemmungsgebietes festgestellt werden müßten. Dr. Schrader meint zwar, daß die sich vorfindenden natürlichen kleinen Erhebungen als Wohnsitze und Zufluchtsstätten bei Wassergefahr benutzt werden könnten. Vielleicht würde Reis und Zuckerrohr gut gedeihen. Die Bergzüge im Oberlauf des Flusses tragen gutes Bauholz in großer Menge. („Freis. Ztg.")

Aus allen Erdtheilen.

Europa.

— Aus Konstantinopel geht uns eine Karte der Gebiete von Kerdschali und Ruptschos zu, welche durch die türkisch-bulgarische Uebereinkunft vom 1. März 1886 (von den Mächten bestätigt am 5. April) von Ost-Rumelien wieder an die Türkei zurückgegeben worden sind. Dem kurzen Begleittexte entnehmen wir folgende Angaben. Der Bezirk Kerdschali ist 850 qkm groß und liegt zwischen 22° 50′ und 23° 25′ östl. L. und 41° 30′ und 41° 55′ nördl. Br., zwischen den Flüssen Arda und Ulu; seine größte Länge, von O nach W, beträgt 45 km, seine größte Breite, von N nach S, 25 km. Er umfaßt 108 Dörfer mit 18000 bis 22000 Einwohnern; 24 Dörfer sind noch streitig und werden einstweilen von Ost-Rumelien zurückbehalten. Sitz des Kaimakamats ist das Dorf Kerdjali im Arda-Thale. Das Gebiet ist im Allgemeinen sehr fruchtbar und erzeugt besonders Tabak (150000 Oken jährlich), Mais, Weizen, Roggen und Obst, wie Weintrauben, Birnen, Aepfel, Aprikosen, Pfirsiche, Nüsse ꝛc. — Der westlich davon gelegene Distrikt Ruptschos findet sich im höchsten Theile des Rhodope-Gebirges, gerade im Süden von Philippopel, von welchem die nördlichste Spitze des Gebietes nur etwa 22 km entfernt ist. Wie ein langer Keil schiebt sich dies wieder türkisch gewordene Ländchen in ostrumelisches Gebiet hinein; seine Oberfläche beträgt 1150 qkm und es liegt zwischen 21° 37′ und 22° 3′ östl. L. und 41° 30′ und 42° nördl. Br. Seine größte Länge von N nach S beträgt 54 km, die größte Breite von O nach W 35 km. Es umschließt 64 Dörfer mit 10000 bis 12000 Bewohnern, ist wesentlich gebirgig und besitzt prachtvolle Wälder von Nußbäumen, Tannen und anderen Hölzern.

Afrika.

— Den „Times" zufolge haben die Franzosen bei Bizerta an der Nordküste Tunesiens Vorarbeiten zur Anlage eines Hafens begonnen, natürlich eines Kriegshafens, zu welchem sich die dortige prachtvolle Meeresbucht, im Verein mit dem südlich davon gelegenen Binnensee, vorzüglich eignet. Der beide Gewässer verbindende Kanal ist jetzt versandet und nur noch für leichte Fischerkähne fahrbar. Der britische Generalkonsul Playfair schrieb 1877 darüber Folgendes (vgl. „Globus" Bd. 35, S. 271 f.). „Der See von Bizerta, jetzt Tindsch genannt, könnte im Besitze einer europäischen Macht einer der besten Häfen und einer der wichtigsten strategischen Punkte des Mittelmeeres werden, während jetzt die Schiffe gegenüber der Einfahrt in den Kanal auf der offenen Rhede in beträchtlicher Entfernung von der Stadt vor Anker gehen müssen, ohne jeden Schutz."

— Es läßt sich nicht leugnen, daß die beiden Bände von Gustav Nachtigal's leider unvollendetem Reisewerke „Sahara und Sudan" nicht recht geeignet sind, in das größere Publikum zu dringen, wovon der theuere Preis, der große Umfang, die vielen rein wissenschaftlichen (medicinischen, historischen) Abschnitte die Gründe sein mögen. Darum ist es ein guter Gedanke gewesen, nach dem Originalwerke in kürzerer Fassung eine Schilderung der Reise, der wunderbaren Abenteuer Nachtigal's, der besuchten Länder und Völker zu entwerfen, unter möglichster Anlehnung an jenes und oft mit dessen eigenen Worten, und so das Bild eines unserer besten Forscher seinem Volke näher zu rücken. Der Titel des mit Nachtigal's Bild, 92 Abbildungen und einer Karte versehenen Buches ist „Gustav Nachtigal's Reisen in der Sahara und im Sudan. Nach seinem Reisewerke dargestellt von Dr. A. Fränkel". (Leipzig, F. A. Brockhaus, 1887.)

— Am 30. Oktober soll England die Insel Sokotra, welche den Meerbusen von Aden und somit die Einfahrt zum Rothen Meere beherrscht, endgültig in Besitz genommen haben. Schon 1876 hatte England mit dem Sultan der Insel einen Vertrag abgeschlossen, demzufolge die Insel niemals an eine fremde Macht abgetreten und keine fremde Niederlassung auf ihr errichtet werden durfte.

— Ueber die Fauna von Angra Pequena und dem Kalahari-Gebiete giebt Böttger bezüglich der Reptilien und Mollusken die ersten Nachrichten. Im Gebiete von Angra Pequena sammelte Bergrath Pohle neun Reptilienarten, bis auf eine neue Viper sämmtlich zur capischen Fauna gehörig, und eine unbestimmbare Landschnecke. Das Gebiet ist somit noch zu Südafrika und nicht zu Westafrika zu rechnen. Aus der Kalahari brachte Nolte nur einen capischen Gecko mit, dagegen sechs Molluskenarten, wovon fünf neu, eine auch aus dem Damaralande bekannt, zur südafrikanischen Gruppe Dorcasia gehörig. Zwei Süßwassermuscheln, ebenfalls südafrikanischen Gepräges (Unio, Subg. Hyridella), wurden subfossil in einem Becken bei Kehcum gefunden, welches der ausgetrocknete Hugapfluß früher manchmal mit Wasser füllte; sie beweisen, daß die Austrocknung erst in relativ neuer Zeit erfolgt ist.

— Ueber die inzwischen angeblich geräumte Station an den Stanley-Fällen, das Leben daselbst und die dortigen Eingeborenen veröffentlicht Oscar Baumann einen interessanten Bericht in den „Mittheilungen der K. K. Geographischen Gesellschaft in Wien" (1886, Heft 10), dem wir Folgendes über das dortige Klima entnehmen. „Das Klima der Station muß unbedingt als ein schlechtes bezeichnet werden. Besonders ist es die Dysenterie, welche Weiße und Schwarze angreift und von letzteren mehrere Opfer gefordert hat. Als Begründung führe ich die länger hier stationirten Weißen auf, deren Gesundheitszustand mir bekannt wurde. Wester, der etwa 20 Monate hier weilte, litt mehrfach an schweren Dysenterien, einmal an biliösem Fieber heftigster Form und mußte var Ablauf seiner kontraktlichen Zeit krankheitshalber die Station verlassen. Gleerup und Harris hatten beide schwere Ruhrerkrankungen durchzumachen. Während meines Aufenthaltes hatte Mr. Dean einen Dysenterieanfall. Mr. Eyken (inzwischen verstarben) lag zweimal mit Dysenterie und zweimal mit schweren Fiebern darnieder und wurde durch Geschwüre am Gehen gehindert, sa daß er seiner Gesundheit halber mit der „Peace" abreisen mußte. Ich selbst wurde durch Dysenterie 45 Tage an Bett und Zimmer gefesselt und hatte vier Fieberanfälle, während ich mich sonst in Afrika recht wohl befand. Ob die Austrocknung der Sümpfe das Klima der Insel verbessern wird, wird die Zukunft lehren."

— Dr. Summers, von der anglikanischen Loanda-Mission, ist zu Anfang Juli mit 34 Trägern von Malange nach dem Inneren aufgebrochen, um in Lulnaburg, der bekannten Station des Cango-Staates, eine Missian zu errichten. Falls er keine Hindernisse zu überwinden hat, muß er gegen Ende Oktaber sein Ziel erreicht haben.

— Das unterseeische Kabel an der afrikanischen Westküste reicht jetzt bis S. Paula de Loanda, wo es zwischen dem 6. und 10. September an Land gebracht worden ist. Es geht von Cadix aus und berührt folgende Punkte: S. Vineent, Santiago (Capverden), Balama, Graß-Bassam, Parto Novo, Gabun, S. Thome und Principe.

Australien.

— Seitens des Herrn Clement L. Wragge in Adelaide gehen der Scottish Geographical Society interessante Nachrichten zu über Brunnenbohrungen in Süd-Australien. Hiernach ist am 15. Juli in Cawards Springs, ungefähr 65 Meilen westlich von Hergatt und 10 Meilen südwestlich vom Lake Eyre entfernt, eine Quelle mit ungeheurem Wasservarrath angebohrt worden. Man benutzte hierzu den Diamantbahrer und begann mit der Arbeit am 25. Juni. In 308 Fuß Tiefe wurde das Wasser angeschlagen, welches sofort herausströmte, alles überschwemmte und in einer Menge von 12000 bis 14000 Gallanen in der Stunde ader etwa 300000 Gallonen im Tage ausfloß. Am anderen Tage erreichten diese Zahlen jedoch schan die Höhe von 40000 für die Stunde, alsa etwa 1 Million für den Tag. Der Grund für letztere Erscheinung war der, daß die Quelle in einer Flugsandschicht angebahrt wurde, die in Schichten von bläulichem Thon, mit marinen Fossilien und blauem Sandstein der Kreideformation vermischt, eingeschlassen war, und daß anfangs dieser Sand in großen Mengen mit dem Wasser herausgeschwemmt wurde. Je mehr sich diese Sandmassen verringerten, desto stärker strömte das Wasser aus. Gegenwärtig ist dasselbe nach etwas brackig in Falge einer salzigen Quelle in etwa 50 Fuß Tiefe. Dieses Hinderniß wird aber beseitigt sein, wenn das Bohrloch erst mit Röhren versehen ist. Die Lage desselben befindet sich an der Stelle, an welcher die Coward-Statian der den Kontinent durchkreuzenden Eisenbahn errichtet werden soll. Wenn dann ferner die Quelle die genügende Höhenlage besitzen wird, sa wird dieselbe auch den Heerdenbesitzern zu Gute kommen, welche das umliegende Land inne haben, weil mit verhältnißmäßig geringen Kosten das Wasser nach jeder Richtung hin 20 Meilen weit durch Kanäle geleitet werden kann. Da die Caward-Station sich in ungefähr 70 Fuß Seehöhe befindet, so liegt die Quelle selbst 238 Fuß unter dem Meeresspiegel. Das Land rund um die Caward-Quelle, welches durch dieselbe gut bewässert wird, wird gegenwärtig sorgfältig überwacht und untersucht hinsichtlich der Wirkung, die diese Berieselnng nach sich zieht und nach sich ziehen muß, da der jährliche Niederschlag ja nur 5 bis 6 Zall beträgt. Außer dieser giebt es nur noch vier artesische Brunnen in der Kalonie, van denen zwei bei Hergott liegen. Der erste hiervon wurde 1884 in einer Tiefe von 353 Fuß angebohrt und lieferte 7000 Gallonen täglich, den zweiten erreichte man im Mai d. J. in 342 Fuß Tiefe. Das täglich gelieferte Wasserquantum betrug hier 100000 Gallanen. Die beiden letzten sind unbedeutend und kammen aus großer Tiefe. Die Quelle bei Tarkanninna, 50 Meilen nordöstlich von Hergatt, hat eine Tiefe von 1225 Fuß und die von Murrabuckina in der Nähe des Lake Torrens eine solche von 1635 Fuß. Anderwärts versuchte Bahrungen haben keine dauernd fließende Quellen als Resultat gehabt.

Nordamerika.

— Der Vulkan Mount Pablaff (Paulowski) auf der Halbinsel Alaska ist in Thätigkeit.

— Kürzlich wurde von der Gealogical Survey der Vereinigten Staaten unter der Leitung des Kapitän Clarence E. Dutton eine Abtheilung von Männern abgesandt, denen es gelungen ist, die vollständige Aufnahme des Krater-Sees im Staate Oregon auszuführen. Derselbe bildet eine Wasseransammlung, an deren Rändern, sicherlich wenigstens im Süden, noch nie eines Weißen Fuß gewandelt hat. Die Expedition führte Boote mit sich, die auf beschwerlichem Wege anfangs auf Wagen van Maulthieren, dann aber auf die Höhe der mit Schnee bedeckten jähen Berge von Menschen gezagen, auf der anderen Seite wieder herabgelassen und flott gemacht wurden. Die Erhebung der Berge über das Niveau des Sees beträgt etwa 900 Fuß. Man hat nun 160 Lothungen ausgeführt, durch welche die allgemeine Tiefenbeschaffenheit des Sees bekannt gewarden ist. Dabei wurden zwei große, vam Wasser überdeckte Aschenkegel von 800 und 1200 Fuß Höhe, der übrige Baden eben gefunden. Kapitän Duttan meint, daß der Krater-See die tiefste Süßwasseransammlung des amerikanischen Kontinents ist. Die größte Tiefe beträgt 2000 Fuß. In Bezug auf die Entstehung dieser Einsenkung meint Direktar Powell, daß sie ebenso sich gebildet hat, wie die graßen Calderen der Hawaiischen Inseln, nämlich durch Schmelzung des Grundgesteins und Ausbruch der geschmolzenen Massen in Form von Bimsstein und feinem Tuff. Durch vulkanische Explosion kann der See nicht entstanden sein, da die Auswürflinge in der Umgegend fehlen. Das Alter des Sees ist durchaus pastglacial.

Südamerika.

— In einem Vortrage, welchen Dr. W. Sievers am 2. Oktober 1886 über seine Reise in der Sierra Nevada de Santa Marta var der Berliner Gesellschaft für Erdkunde gehalten hat, schildert er die Falgen jener Revolution, welche im Jahre 1860 den Wohlstand des Staates Magdalena vernichtete. Es geschah das in einer sa gründlichen Weise, daß Magdalena in Bezug auf Bevölkerungsdichtigkeit und Wahlhabenheit unter den neuen Staaten Calambias auf der untersten Stufe steht. „Dies sieht man namentlich in der Stadt El Valle de Upar, deren 12000 Einwohner auf kaum

1000 gesunken sind, so daß selbst die Nachbarn diese Stadt den Kirchhof der Lebendigen (el cimenterio de los vivos) nennen. Von den vier Kirchen liegen zwei in Ruinen; von den großen stark fundirten und festgemauerten altspanischen Häusern verschwindet eines nach dem anderen, ebenso wie in Santa Marta. An ihrer Stelle erheben sich ärmliche, elende, mit Palmzweigen bedeckte Hütten. Reiches Gold- und Silbergeräth in der Hauptkirche zeugt noch vom einstigen Glanze; aber der Handel ist völlig zerstört, die Familien sind verarmt, die Privatreichthümer vergraben und nicht wieder auffindbar; die Bevölkerung ist decimirt, und die Bedürfnisse auf das denkbar geringste Maß reducirt. Uebrigens zeigt sich dieselbe Erscheinung auch in den übrigen Städten. Die früher prachtvolle Hauptstadt Santa Marta ist seit Eröffnung des Hafens von Barranquilla völlig verödet. Rio Hacha ist 1867 zur Hälfte verbrannt; die dort zahlreich vorhandenen Pianos wurden zum Barrikadenbau benutzt. Barrancas ist halb zusammengefallen, Badillo schon fast völlig verlassen, Urumita geht diesem Stadium entgegen. Bilder größeren Elends und jammervollerer Existenz als in diesem Staate dürfte es kaum in einem anderen Theile Colombios geben, von Venezuela ganz zu geschweigen."

— Während der ersten acht Monate des Jahres 1886 hat die Argentinische Republik für 60 939 228 Dollars importirt und für 42 768 996 Dollars exportirt. Obenan steht England mit mehr als 35¾ Millionen Ein- und Ausfuhr, dann folgen Frankreich mit über 25 Millionen, Belgien mit ca. 11 Millionen, das Deutsche Reich mit über 9 Millionen, weiter Uruguay und die Vereinigten Staaten mit je ca. 5 Millionen u. s. w.

— Unter Leitung des Civil-Ingenieurs Jules Cooper ist am 23. August d. J. eine Expedition von Buenos Aires nach dem Feuerlande aufgebrochen. Dieselbe ist außerdem zusammengesetzt aus dem Mineningenieur Jules Carlsson, dem Agronomen Vesel Jarlsberg und einer Begleitmannschaft von 14 Mann. Der Führer der Expedition, welcher wissenschaftliche Forschungen anzustellen beabsichtigt, hat vom Ministerium des Inneren der Argentinischen Republik die Vollmacht erhalten, das gelammte Territorium bewaffnet zu durchreisen und sich, wenn nöthig, gegen Angriffe der Indianer mit Gewaltmaßregeln zu vertheidigen. Andererseits hat auch der Kapitän Paz, Gouverneur des Feuerland-Territoriums, die Erlaubniß nachgesucht, nach Buenos Aires zu kommen, um die Vorbereitungen zu einer Forschungsreise zu treffen, die sich auf das Innere der Insel erstrecken soll.

Polargebiete.

— Am 15. Juli hat auf Anregung der Königlichen Gesellschaft von Victoria und des Victoria-Zweigvereins der Geographischen Gesellschaft in Melbourne eine Versammlung stattgefunden, um über die Südpolarforschung zu berathen. Die Herren Trotter und Kapitän Sunman von der Russischen Flotte waren als Gäste anwesend, und gab besonders letzterer einige praktische Winke. Es wurde der Beschluß gefaßt, die Regierung zu bitten, den heimischen Schiffseignern, um sie auf die Eröffnung eines antarktischen Walfanges hinzuleiten, eine Ladung Regierungsfracht von Großbritannien nach der Kolonie zu dem üblichen Frachtpreise anzubieten und ebenso für den ersten Dampf-Walfischfahrer, welcher einen Hafen Victorias mit einer Ladung von 60 Tonnen Oel und Fischbein, welches aus Breiten südlich des sechzigsten Parallels stammt, anlief, eine Belohnung auszusetzen. Bedingung würde nur sein, einen Stab wissenschaftlicher Beobachter als Passagiere mitzuführen und alle vernunftgemäßen Anstrengungen zu machen, um den Mount Erebus in Sicht zu bekommen und eine Landung auf Victoria-Land zu bewerkstelligen.

— Colonel W. H. Gilder, ein in Schlittenfahrten wohl erfahrener Reisender, hat seine lange geplante und vor Monaten durch seine Verhaftung vereitelte Expedition nach dem Nordpole jetzt wirklich angetreten, indem er am 9. September mit zwei Schlitten von Winnipeg nach Norden aufgebrochen ist, zunächst nach Norway House, einem Hafen an der Hudsonsbai, und weiter nach der York-Factorei. Er wird nur von neun Personen begleitet, will ganz nach Weise der Eskimos leben und sich hauptsächlich von dem Ertrage der Jagd nähren; von der York-Factorei an wird die Ausrüstung auf das Allernöthigste beschränkt. Hoffen wir, daß seine Kühnheit sich belohnt!

Oceane.

— Im Septemberhefte der „Annalen der Hydrographie ꝛc." wird von einem außergewöhnlichen Vorkommen von Treibeis im südwestlichen Theile des Südatlantischen Oceans berichtet. Hiernach passirte am 15. April 1885 die deutsche Barke „Balcarry" auf der Reise von Buenos-Aires nach Valparaiso in etwa 52,5° südl. Br. und 63,8° westl. Länge zwei ziemlich große Eisberge. Die Lufttemperatur betrug hierbei etwa 7,5° C. und die des Meeres fiel erst von 7,2° C. auf 6,4° C. und stieg dann wieder auf ihre alte Höhe. Es ist das Vorkommen von Treibeis in dieser Gegend deshalb interessant, weil nach der von der Seewarte zusammengestellten und 16 Jahre umfassenden Reihe von Berichten über Treibeis bisher in diesem Meerestheile niemals Eis angetroffen worden ist, und die Breiten nördlich von Staatenland von vielen Kapitänen als eisfrei angesehen wurden.

— Die Herren H. Fol und E. Sarasin haben ihre bereits in früheren Jahren ausgeführten Versuche, um die Eindringungstiefe des Lichtes in das Meer zu bestimmen, im laufenden Jahre bei Kap Baron unweit Nizza fortgesetzt, indem sie Bromsilbergelatineplatten in verschiedenen Tiefen zehn Minuten lang der Wirkung des Lichtes aussetzten. Dieselben ergaben, daß bei klaren schönen Tagen und um Mittag bei 400 m Tiefe die Grenze liegt, bis zu welcher das Licht dringen kann; bei leicht bedecktem Himmel und mäßigem Winde zeigten die Platten erst bei 350 m eine schwache Lichteinwirkung. Eine dritte Reihe von Versuchen ergab, daß bis zu 300 m Tiefe den ganzen Tag, so lange die Sonne über dem Horizonte steht, bis 350 m Tiefe wenigstens während acht Stunden am Tage Licht dringt.

Inhalt: Victor Giraud's Reise nach den innerafrikanischen Seen 1883 bis 1885. VIII. (Mit sieben Abbildungen.) — N. Jadrinzew's Studien über Sibirien. II. (Schluß.) — Potanin's Reise über das Nan-schan-Gebirge. — Kürzere Mittheilungen: Der Kaiserin-Augusta-Fluß in Neu-Guinea. — Aus allen Erdtheilen: Europa. — Afrika. — Australien. — Nordamerika. — Südamerika. — Polargebiete. — Oceane. (Schluß der Redaktion: 25. November 1886.)

Redakteur: Dr. R. Kiepert in Berlin, S. W. Lindenstraße 11, III Tr.
Druck und Verlag von Friedrich Vieweg und Sohn in Braunschweig.


UNIVERSITY OF MICHIGAN
3 9015 04353 9223



